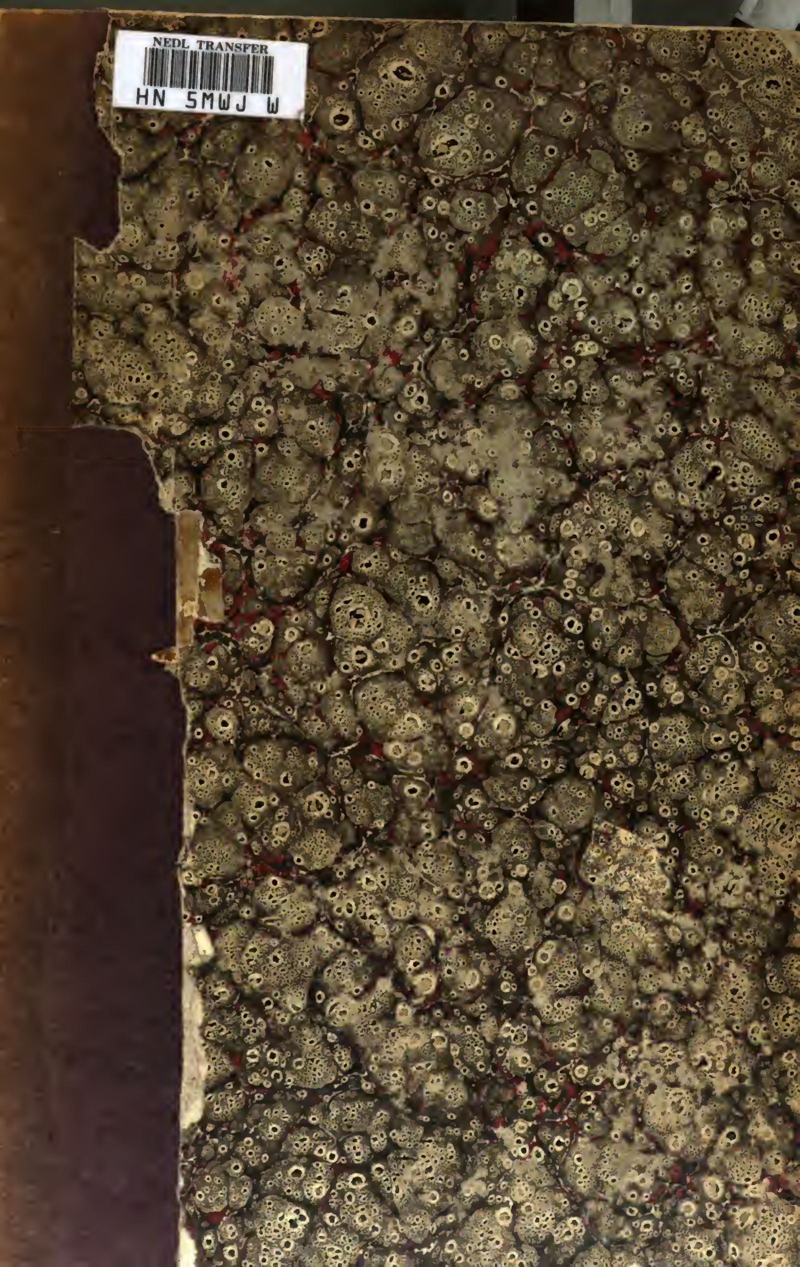
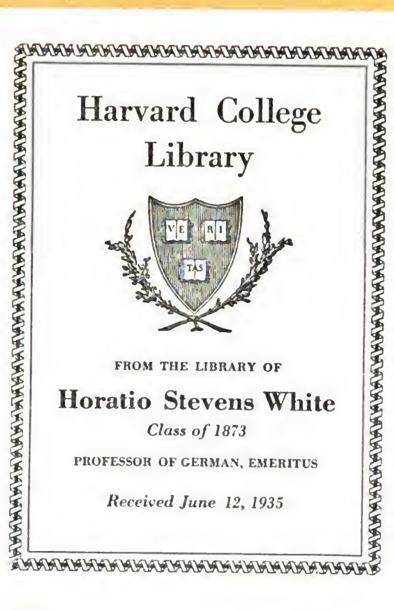
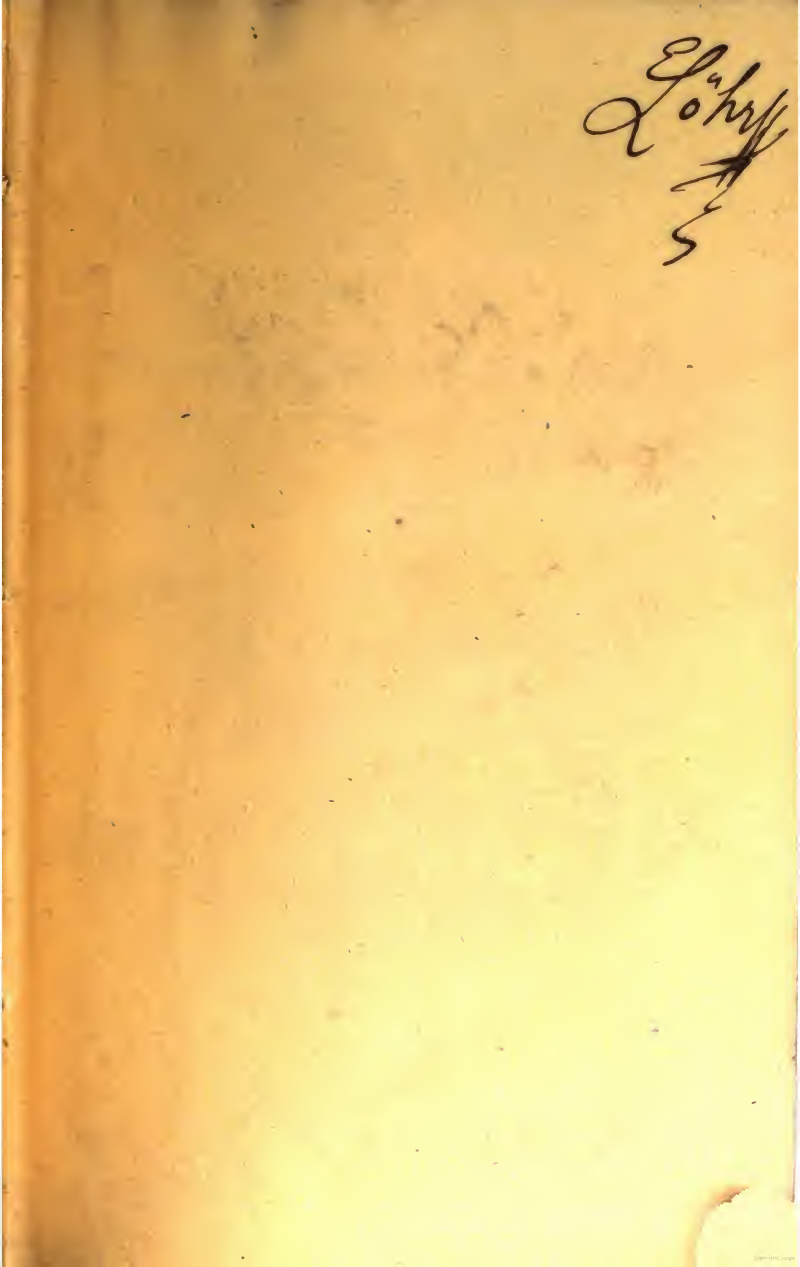

NEDL TRANSFER
HN 5MWJ W


Harvard College
Library
VE RI
TAS
FROM THE LIBRARY OF
Horatio Stevens White
Class of 1873
PROFESSOR OF GERMAN, EMERITUS
Received June 12, 1935





Conversations-Lexikon.

Neunte Originalauflage.

Achter Band.

Kaaba bis Ligne.

Allgemeine deutsche

Real-Encyklopädie

für

die gebildeten Stände.

Conversations-Lexikon.

Neunte Originalauflage.

In funfzehn Bänden.

Achter Band.

Kaaba bis Ligne.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1845.

K.*)

Kaaba wird das viereckige, 34 F. hohe und 27 F. breite Gebäude in der heiligen Moschee zu *Mekka* (s. d.) genannt. Nach der mohammedan. Tradition wurde die erste Kaaba von den Engeln nach dem Vorbilde des Thronzelts Allah's, die zweite von Adam erbaut und mit diesem in den Himmel gehoben, wo sie sich senkrecht über der gegenwärtigen befindet; dann errichtete Seth eine neue aus Lehm und Stein, die aber in der Sündflut unterging, weshalb Abraham die vierte, in der die Spur von dessen Fußtritt noch zu sehen ist, erbaute, damit der einige Gott von den Gläubigen darin angebetet werde. Diese wurde nachher mehrmals, von den Amalekiten, von den Dscherhemiten, von Kassa aus dem Stamme der Koreischiten u. s. w., und zuletzt 1630 vom Sultan Mustapha erneuert, sodaß gegenwärtig von der alten Kaaba nur noch ein Stück Mauer übrig ist, die sehr heilig gehalten wird. In der südlichen Ecke der Kaaba ist auswärts der zwei Ellen hohe, schwarze, mit Silber eingefaßte Stein Hadschar-el-Aswad eingemauert, der nach der mohammedan. Tradition durch den Engel Gabriel dem Abraham beim Bau der Kaaba überbracht, anfangs ganz weiß gewesen, durch die vielen Thränen aber, die er über die Sünden der Menschen vergossen, schwarz geworden sein soll. Mohammed machte ihn anstatt Jerusalems zur Kiblah, d. h. zum Gegenstand der Richtung des Gebets der Gläubigen und verordnete die Wallfahrt zu ihm und der Kaaba, weshalb ihn auch die Pilgrime mit großer Ehrfurcht berühren und küssen, wodurch er ganz ungleich geworden ist. Die Kaaba wird jährlich nur dreimal geöffnet, einmal für die Männer, einmal für die Frauen und das dritte Mal um sie zu waschen und zu reinigen; dazu hat sie eine hoch angebrachte silberne Thüre von Mannshöhe, zu der man, da keine Stufen zu ihr führen, hinaufklettern muß. Von außen wird sie alljährlich mit einem neuen schwarzen Seidenzeuge umhängt, in welches Sprüche aus dem Koran mit Gold eingenäht sind. Rings um die Kaaba sind die Zemzembrunnen, wo die Pilger sich reinigen, und verschiedene Hallen und Kanzeln, wo sie ihre heiligen Gebräuche verrichten. Das Ganze ist mit einem großen viereckigen bedeckten Gange umgeben, welcher Medschid-el-Haram, d. i. heilige Moschee, heißt. Die Einkünfte der Kaaba sind beträchtlich, da ihr viele Ländereien, Häuser und Grundzinsen in verschiedenen Ländern und Städten angehören; 40 schwarze Verschnittene versehen bei ihr den Dienst als Wächter und Aufwärter. Nahe bei ihr wird die Quelle gezeigt, aus der Hagar den verschmachtenden Ismael tränkte. Die Kaaba war schon vor Mohammed ein Gegenstand der Verehrung der heidnischen Araber, und um ihren Besitz wurden heftige Kriege unter den Mekka benachbarten arab. Stämmen geführt. Mohammed zerstörte bei seiner Wallfahrt dahin die um dieselbe stehenden 365, die Tage des Jahrs bezeichnenden Götzenbilder.

Kabarda heißt ein größtentheils von Tscherkessen und Kabardinern (Tataren) bewohntes Bergland am Nordfuße des Kaukasus, welches vom Terek und seinen Quellflüssen durchströmt und dadurch in die große und kleine Kabarda getheilt wird. Dieses freie Bergland, worin die Russen noch keine Spanne Landes besitzen, wird im Westen durch den Fluß Sundscha vom Lande der ebenfalls noch freien Kisten oder Kisteti, im Osten durch die Malka und den Terek vom Lande der kubanischen Tataren und der russ. Provinz Kaukasien abgetrennt. Die Bevölkerung beträgt in der großen K. 24000, in der kleinen K. 6000 und in den gewöhnlich noch hierzu gerechneten Landschaften Tschegem und Balkary 6000 Seelen, sodaß die ganze K. 36000 E. zählt, die sich von Viehzucht, Jagd und Raub, Krieg und Sklavenhandel nähren.

*) **Artikel, welche man hier vermißt, sind unter C aufzusuchen.**

Kabbāla, d. h. die empfangene Lehre, worunter man ursprünglich sowol die nichtmosaischen heiligen Bücher als die mündlich überlieferte Lehre verstand, nennt man seit dem 12. Jahrh. die allmälig zu einer eigenen Schule und Literatur ausgebildete Geheimlehre der Juden, deren Elemente schon in dem pers.-macedon. Zeitalter sichtbar werden und deren Grundlage die oriental. Emanationslehre ist. Bei Philo, im Talmud und den Midraschim finden sich allerdings theologisch-philosophische Darstellungen, welche zum Theil von den Spätern aufgenommen wurden; doch das erste kosmogonische Buch ist das Buch „Jezirah" (deutsch von Meyer, Frankf. 1829, 4.), aus dem 7. Jahrh., das dem Akiba (s. d.) untergeschoben wurde. Indeß erst seit der letzten Hälfte des 12. Jahrh. zog die Geheimlehre, die anfangs nur über Gott und Schöpfung sich ausbreitete, Exegese, Moral und Philosophie in ihre Sphäre und wurde so zu einer mystischen Religionsphilosophie. Die dieser Materie in den folgenden drei Jahrhunderten gewidmeten zahlreichen Schriften lehrten den geheimen Sinn der heiligen Schrift und ihrer Auslegungen, der Hagadas, die höhere Bedeutung der Gesetze, sowie durch Anwendung göttlicher Namen und heiliger Sprüche Wunder thun. Auch fertigten die Kabbalisten Bücher, die sie den ältesten Autoritäten unterschoben, z. B. im 13. Jahrh. das aramäisch geschriebene, dem Simeon ben Jochai, einem Schüler Akiba's, beigelegte Buch „Sohar", welches die Bibel der jüngern Anhänger der Kabbala wurde. Ihre Gegner waren die Philosophen und zum Theil die Talmudisten. Einen neuen Schwung erhielt die in Magie und Buchstabenklauberei ausgeartete kabbalistische Weisheit gegen Ende des 16. Jahrh. durch ihre Lehrer in Palästina und Italien. Die Chasidim (s. d.) in Polen halten sie für wichtiger als den Buchstaben des Gesetzes. Seit Reuchlin beschäftigten sich auch christliche Gelehrte, z. B. Knorr von Rosenroth, mit der Kabbala.

Kabeljau, ein Seefisch aus der Gattung Gadus und der Abtheilung der Kehlflosser, von graugelber Farbe und drei bis vier Fuß Länge. Man findet ihn in allen nördlichen Meeren zwischen 40—75° der Br., auch an den engl. und norweg. Küsten, vorzugsweise häufig jedoch auf der Bank von Neufundland, wo sein Fang von vielen hundert Fahrzeugen zugleich betrieben wird und von solcher Wichtigkeit ist, daß über die Berechtigung derselben Seekriege geführt worden sind. Er ist ungemein gefräßig und daher leicht durch Angeln zu fangen, zugleich aber auch so fruchtbar, daß ungeachtet jener großartigen Fischerei niemals eine Verminderung bemerkt wird. Nur im frischen Zustande trägt dieser Fisch den angeführten Namen; getrocknet an der Luft heißt er Stockfisch und ist dann ein ungemein wichtiger Handelsgegenstand nach Spanien, Portugal, Italien und der Levante; gesalzen und nachher getrocknet nennt man ihn Klippfisch; gepökelt heißt er Laberdan. Aus der Leber wird der Leberthran (s. d.), ein wichtiges Arzneimittel, bereitet.

Kabeljaus, s. Hoeks.

Kabeltau nennt man im weitern Sinne jedes Ankertau, im engern aber das leichteste zum Wurfanker gehörige.

Kabīren, geheimnißvolle Gottheiten, die in Ägypten, Phönizien, Kleinasien und Griechenland verehrt wurden. In letzterm Lande geschah dies vorzüglich im Samothrake, Lemnos, Imbros und Theben, wo überall Mysterien und Weihungen orgiastischer Art mit ihrem Cultus verbunden waren; die berühmtesten dieser Mysterien und Weihen waren die von Samothrake. In Kleinasien blühte ihr Cultus vorzüglich bei den Pergamenern, in Phönizien zu Berytus und in Ägypten zu Memphis. Bei den dunkeln, unvollständigen und widersprechenden Nachrichten, welche uns die Alten über die Kabiren hinterlassen haben, ist es natürlich, einestheils, daß sie ein Hauptgegenstand gelehrter Untersuchungen, Vermuthungen und Grübeleien geworden, anderntheils, daß hieraus die verschiedenartigsten Ansichten über sie hervorgegangen sind, die bis jetzt kein anderes Resultat ergeben haben, als daß es bei der Natur des Überlieferten völlig unmöglich ist, über sie vollkommen ins Reine zu kommen. Denn weder in Angabe ihrer Abstammung, noch ihrer Namen, noch ihrer Anzahl, noch ihrer bildlichen Darstellung, noch ihres Cultus, noch ihrer Bedeutung stimmen die Alten überein, und es geht im Allgemeinen nur so viel mit Gewißheit hervor, daß sie von untergeordneten Göttern abgeleitet wurden, ihren Sitz auf Erden hatten und mit den Kureten, Korybanten und Daktylen verwandte, unheimliche, viel-

leicht gnomenartige, geheime Naturkräfte darstellende Gottheiten waren, deren Cultus ein aus Asien stammender orgiastischer Naturcultus war. Ob die angeblichen phöniz. und ägypt. Kabiren dieselben wie die griechischen waren, ist bei der Sucht der Griechen, ihre Gottheiten in fremden Göttern wiederzufinden, sehr zu bezweifeln. Bei der großen Verbreitung des orgiastischen Naturcultus über ganz Vorderasien und Ägypten, und der Ähnlichkeit und innern Verwandtschaft seiner Gottheiten und ihres Wesens ist es wahrscheinlich, daß die phöniz. und ägypt. Kabiren nur den griechischen analoge Gottheiten waren.

Kabul, das wichtigste afghanische Königreich, benannt nach der Hauptstadt gleiches Namens, begrenzt im Norden von dem Hindukusch, östlich von den die Gebirgseinöden des Paropamisus bewohnenden Eimaks und Hezarehs, südlich vom afghanischen Reiche Kandahar und westlich von der den Afghanen durch die Seikhs abgenommenen Provinz Pischauer, besteht hauptsächlich aus dem Flußgebiet des obern Kabulflusses. (S. Afghanistan und Kandahar.) In neuester Zeit, seit dem Rückzuge der Engländer im J. 1842, haben sich die innern Verhältnisse in K. sehr verwirrt, indem Ukbar Khan, der Urheber der Verschwörung, welche die engl. Herrschaft in K. stürzte, die freiheitslustigen und häufig widerspenstigen afghanischen Häuptlinge nicht sogleich zu zügeln oder gar seiner Herrschaft zu unterwerfen vermochte. Daß die Engländer auf ihrem Rachezuge gegen K. im J. 1843 (s. Ostindien) Ukbar Khan zum Rückzuge in die Gebirge zwangen, zeugt nicht für dessen Schwäche, da dieser Zug es gar nicht auf Vertreibung Ukbar Khan's abgesehen hatte, sondern lediglich auf Befreiung der in afghanischen Händen befindlichen gefangenen Engländer und auf Wiederherstellung des in Indien durch die frühere Niederlage in Indien so sehr erschütterten Rufes der engl. Waffen. Was die beiden rivalisirenden Herrscher Schah Schudschah und Dost Mohammed betrifft, so soll der erstere, der nach dem Rückzuge der Engländer aus K. im J. 1842 daselbst zurückblieb, von den aufrühreriſchen Afghanen ermordet worden sein, der letztere aber, den die Engländer nach ihrem Zuge von 1843 freiließen und der darauf wieder nach K. zurückkehrte, hat seinen frühern Rang daselbst nicht wieder eingenommen, sondern seinen Sohn Ukbar Khan an der Spitze der Angelegenheiten gelassen. Die Stadt Kabul, von Ptolemäus unter dem Namen Kabura gekannt, liegt in einer schönen, gut angebauten und bevölkerten Thalebene, welche hohe Gebirge umgeben, am Kabulflusse. Sie zählte sonst 60—80000 E., darunter viele Armenier und Juden, war ein wichtiger Stapelplatz für die Karavanen zwischen Persien und Indien und der Mittelpunkt eines bedeutenden Handels. Die meisten Häuser sind nur von Holz und Lehmziegeln gebaut, ebenso wie die Stadt nur von einer Backsteinmauer umgeben ist; die schönsten Gebäude sind die vier Bazare, von denen der größte, 600 F. lange für ein Wunder der Baukunst in ganz Asien galt. Auf dem Gipfel eines Hügels liegt das befestigte Schloß Bala-Hissar, in welchem sich der königliche Palast befindet. Seit der letzten Einnahme der Stadt durch die Engländer im J. 1843 und ihrer theilweisen Zerstörung durch dieselben vor ihrem Rückzug hat sich viel in ihr geändert; der große Bazar wurde von ihnen absichtlich zerstört und liegt in Trümmern, ebenso der Bala-Hissar; auch der sonst so bedeutende Handel ist durch den Abbruch alles Verkehrs mit Indien fast ganz vernichtet.

Kabylen oder Berbern, sind nächst den Arabern die zahlreichste Völkerschaft der Berberei (s. d.). Ihre Wohnsitze, die hauptsächlich in den höhern Gebirgsgegenden und im algierischen Küstengebirge gelegen sind, erstrecken sich von Tripolis bis nach Marokko. Vorzüglich in dem letztern Lande sind sie zahlreich und der dort befindliche Gebirgsstock des Atlas gehört ihnen fast ausschließend an. In den südlichen Ausläufern des Atlas sind sie seltener. Die Berbern, die sich in Tunis und Algier Kbaili, d. i. Kabylen, in Marokko Amazirgh nennen, sind ohne Zweifel die Nachkommen der Ureinwohner des alten Nordafrikas, der Libyer, Gätuler, die freilich von den ältesten Zeiten an häufig mit Einwanderern, z. B. den Überresten der Punier und der zersprengten Vandalen, gemischt wurden und ihren Namen wechselten, wie sie denn zur Römerzeit Numidier und Mauritanier hießen, jedoch immer trotz dieser Mischung ihren ursprünglichen Typus bewahrten. Zum kaukasischen Stamm gehörig sind sie im Allgemeinen mittler Statur, durchgehend mager, aber dabei von starkem Knochenbau. Sie haben auffällig wenig Bart; die Haare sind bei den

meisten schwarz, ebenso das lebhafte, stechende Auge von wildem Ausdruck. Ihre sonnenverbrannte Haut spielt vom Dunkelbraun ins Schmuziggelbe. Der Kopf ist ziemlich rund und ähnelt, wie die Gesichtsbildung, nicht den oriental., sondern eher den mitteleurop. Völkern. Ihre Gesichtszüge sind unedel und tragen den Charakter roher Wildheit. Ausnahmen bei einzelnen Stämmen mögen durch Vermischung mit andern Völkern entstanden sein. Die Annahme, daß die Berbern von jeher ihre Unabhängigkeit bewahrt, kann nur für einige wenige Stämme in den unzugänglichsten Gebirgsgegenden gelten. Die Römer hatten sie völlig unterworfen, ebenso die Araber und später theilweise selbst die Türken, wie noch gegenwärtig ihre Religion, der Islam, beweist; nur wenn die herrschende Macht selbst verfiel, wußte ihr von der Unterjochung nicht gebrochener wilder Freiheitssinn die Unabhängigkeit zu gewinnen. Der Grundzug im Charakter der Berbern ist eine ungebändigte Wildheit und ein roher, menschenfeindlicher Freiheitssinn, der alle Bande der Civilisation haßt und unzugänglich für die Freuden geselligen Zusammenlebens jeder Art ist. Sie treiben Viehzucht und Ackerbau und besitzen selbst eine gewisse Industrie. Insbesondere sind sie geschickt in der Verarbeitung des Eisens, vorzüglich zu Waffen; auch Salpeter und Pulver, sowie Gewebe wissen sie zu bereiten. Dessenungeachtet sind sie noch weit von aller Civilisation entfernt, und ihr gesellschaftlicher Zustand ist fast ein anarchischer, denn weder findet ein politisches Gemeinwesen unter ihnen statt, noch haben ihre Häuptlinge großes Ansehen, und nur gemeinsamer Nationalhaß verbindet sie zu dauerhaftem Kampf gegen ihre Feinde; doch haben sie bestimmte Gesetze über den Grundbesitz; im Übrigen herrscht bei ihnen, außer der Vorschrift des Koran, nur das Gewohnheitsrecht. Sie zerfallen in Stämme, welche von Kaids, die frei gewählt werden und wenig vermögen, geleitet werden. Neben den Kaids gibt es auch Thalebs zum Rechtsprechen. In Folge ihres unabhängigen Sinnes sind sie sehr kriegerisch, und während die Franzosen in Algier die Beduinen fast ganz zur Unterwerfung genöthigt haben, ist ihnen solches in Hinsicht der Kabylen noch nicht gelungen. Am größten ist die Macht der Kabylen in Marokko, wo sie zugleich am zahlreichsten dem Sultan kaum dem Namen nach unterworfen sind. Im Gegensatze zu den Arabern kämpfen sie meist zu Fuß und nicht zu Pferde, und wenn sie auch nicht so beweglich sind als diese, so sind sie dafür um so hartnäckiger und erbitterter.

Kachetien und **Karthalinien** heißen zwei besondere Districte des russ. grusischen Gouvernements, von denen 1834 der erste 116702, der andre 87245 Seelen zählte. Beide zusammen bilden das eigentliche Grusien oder Georgien (s. d.). Hier liegen auch die beiden Hauptorte des Landes, Tiflis (s. d.) in Karthalinien und Tellaw oder Thelawj mit 3088 E., in Kachetien.

Kacherie (griech.) bedeutet eigentlich die üble Beschaffenheit eines organischen Wesens. Obschon man eine jede Krankheit so nennen könnte, so hat man doch den Begriff einer Kacherie auf diejenigen dauernden Leiden eingeschränkt, in denen hauptsächlich die Ernährung des Körpers beeinträchtigt ist und diese Beeinträchtigung sich namentlich durch ein von dem im gesunden Zustande sehr verschiedenes Ansehen kund gibt, welches man ein kachektisches (habitus cachecticus) nennt. Da der chronischen Krankheiten, in denen die Ernährung leidet, sehr viele sind, so hat man auch sehr viele verschiedene Kacherien angenommen, z. B. eine skrofulöse, rhachitische, hydropische, syphilitische u. s. w.

Kadi (arab.), d. h. Richter oder Rechtsgelehrter, ist bei den Völkern mohammedan. Glaubens der Titel eines Unterrichters, der gleich dem Molla (s. d.) oder Oberrichter zu der höhern Geistlichkeit gezählt wird, weil alle Gesetzgebung auf den Koran begründet ist.

Kadlubek (Wincenty), der erste bedeutende poln. Chronikenschreiber, geb. im 12. Jahrh. zu Karnow unweit Stobnica, brachte als Jüngling einige Jahre in Frankreich zu, wo er Theologie und Jurisprudenz studirte, und wurde nach seiner Rückkehr ins Vaterland von dem Bischof von Krakau, Pekka, zum Propst von Sandomierz ernannt. Durch seine Frömmigkeit und Gelehrsamkeit lenkte K. bald die Aufmerksamkeit des Königs von Polen und der Geistlichkeit auf sich, wurde nach dem Tode Pekka's im J. 1206 zum Bischof von Krakau erwählt und von den Königen Kazmierz II. und Leszek V. zu wichtigen Staatsgeschäften benutzt. Als Bischof war er sehr thätig in Errichtung und Verbesserung der Kanonikate und Pfarrstellen. Trotz der Bitten seines Domcapitels trat er 1218 als

Mönch in das Cistercienserkloster zu Jedrzejow, wo er 1223 starb. Clemens XIII. erhob ihn in die Reihe der Seligen. Seine Chronik von Polen verfaßte er nach Einigen vor seiner Erhebung zum Bischof, nach Andern als Mönch zu Jedrzejow. Sie ist lateinisch in Form eines Dialogs geschrieben und besteht aus vier Büchern, von denen die ersten drei, welche die frühere Geschichte Polens enthalten, aus den Schriften des krakauer Bischofs, Mateusz Cholewa, gest. 1166, gesammelt sind, während in dem vierten K. seine Zeit bis zum J. 1203 beschreibt. In Polen sehr verbreitet, vielfach abgeschrieben und benutzt, wurde diese Chronik die Grundlage aller spätern Chroniken bis auf Dlugosz (s. d.). Im Druck ließ sie zuerst Felix Herburt erscheinen (Dobromil 1617, Fol.), welche seltene Ausgabe im zweiten Bande der Geschichte von Dlugosz (1712) wieder abgedruckt wurde. Vgl. Linde, „Winc. K., ein historisch-kritischer Beitrag zur slawischen Literatur. Aus dem Polnischen des Grafen Ossolinski" (Warschau 1822).

Kadmus, der Sohn des Agenor (s. d.) und der Telephassa, der Bruder der Europa, des Phönix und Kilix, wurde von seinem Vater, als Europa (s. d.) verschwunden war, nebst seinen Brüdern ausgesendet, jene zu suchen, mit dem Befehle, ohne sie nicht zurückzukehren. Alles Nachforschen war aber vergeblich. Daher ließ sich K. nebst seiner Mutter, welche ihn begleitete, in Thrazien nieder. Nach seiner Mutter Tode ging er nach Delphi, um das Orakel wegen seiner Schwester zu fragen. Dieses antwortete: Er solle von seinem Suchen abstehen, einer Kuh, die ihm begegnen würde, nachgehen und da, wo diese ermüdet sich niederlasse, eine Stadt gründen. Diese Kuh begegnete ihm in Phocis; er folgte ihr nach Böotien und erbaute an dem Platze, wo sie sich lagerte, ums J. 1550 v. Chr. die Stadt Theben. In der Absicht, die Kuh der Athene zu opfern, schickte er seine Genossen zu der nahen Quelle des Ares nach Wasser. Doch diese bewachte ein Drache, welcher jene tödtete. Dafür erschlug nun K. das Ungeheuer und säete auf Athene's Rath die Zähne desselben. Hieraus erwuchsen geharnischte Männer, Spartoi, d. i. Gesäete, genannt. Sogleich entstand unter diesen ein wüthender Kampf, in welchem nur fünf übrig blieben, Echion, Udäos, Chthonios, Hyperenor und Peloros. Diesen Drachenmord mußte K. mit einer achtjährigen Sklaverei beim Ares büßen. Nach dieser Zeit gab ihm Athene die Herrschaft über Theben und Zeus vermählte ihn mit der Harmonia (s. d.), mit der er den Polydoros, die Autonoe, Ino, Semele und Agave erzeugte. Später verließ er mit seiner Gattin Theben und ging zu den Encheleten, welche ihm die Herrschaft übertrugen und unter seiner Anführung die Illyrier, mit denen sie in Krieg verwickelt waren, besiegten. Als König von Illyrien bekam K. von der Harmonia noch einen Sohn Illyrios. Zuletzt wurden beide in hohem Alter in Schlangen verwandelt und von Zeus nach Elysium gesendet. Nach Pindar trug beide ein mit Drachen bespannter Wagen nach Elysium, wo nun K. als Schattenrichter thronte. Zu erwähnen ist noch, daß er die Buchstabenschrift, ein Alphabet von 16 Buchstaben, aus Ägypten oder Phönizien nach Griechenland gebracht und zuerst das Erz aufgefunden und gebraucht haben soll. Nach O. Müller ist der thebanische K. eine und dieselbe Person mit dem samothrakischen Hermes-Kadmilos, einer Gottheit der tyrrhenischen Pelasger, und die ganze Sage von der Einwanderung des K. aus Phönizien über Thrazien nach Böotien eine Fabel.

Kadmus aus Milet, mit dem die Reihe der sogenannten Logographen (s. d.) beginnt, lebte zu Anfange des 6. Jahrh. v. Chr. und schrieb die Geschichte seiner Vaterstadt und Joniens.

Käfer (Coleoptera), eine sehr artenreiche Ordnung der Kerfe, deren hauptsächlichster Charakter unter Insekten (s. d.) gegeben worden ist. An jedem Käfer besteht zwar der Leib nur aus drei Haupttheilen, jeder hat sechs Füße und hornige Flügeldecken, allein diese Theile stehen unter sich in so verschiedenen Verhältnissen und sind von so mannichfacher Bildung, daß die ganze Classe wol eine vielgestaltige heißen kann. Die größten (erotischen) Arten sind etwa fünf Zoll, die kleinsten kaum eine Linie lang; viele glänzen in den köstlichsten Farben. Sie kommen in jeder Örtlichkeit vor, indem sich unter ihnen ebenso wie unter Säugethieren Gruppen finden, die nur als Raubthiere, andere, die nur als Pflanzenfresser sich ernähren. Verbreitet sind sie jedoch, nach festen Gesetzen, über die ganze Erde. Jeder muß eine Verwandlung erleiden und erscheint als Larve wie ein mit sechs kleinen Fü-

ßen versehener Wurm. Directen Nutzen zieht der Mensch nicht von ihnen, indessen sind sie im Haushalte der Natur sehr wichtige Geschöpfe. Sehr schädlich können sie der Ökonomie werden als Kornwürmer (s. d.), Borkenkäfer (s. d.), Erbsenkäfer, sogenannte Pflanzenflöhe u. s. w. Ihre Zahl ist außerordentlich groß; in entomologischen Werken sind vielleicht über 30000 Arten beschrieben; Deutschland allein besitzt 14000 Arten. Die genaue Kenntniß so vieler Arten und die Kenntniß der Lebensart der einheimischen verdankt man dem Umstande, daß die meisten Entomologen gerade den Käfern mit Vorliebe sich zuwenden.

Käfernburg, im Mittelalter eine selbständige Grafschaft in Thüringen, bildet gegenwärtig einen Theil des schwarzburg-sondershaus. Amtes Arnstadt. Die Grafen von K. kommen bereits im 8. Jahrh. als mächtige Herren in Thüringen vor. Hugo Graf von K. unterstützte namentlich Bonifaz bei der Ausbreitung des Christenthums in Thüringen. Sizzo Graf von K., um 1040, gehört mit unter die Stifter des Doms zu Naumburg. Fehden, tiefes Verschulden, Verpfändungen ihrer Besitzungen und Erbtheilungen hatten bereits das Ansehen der Grafen von K. untergraben und zum Theil vernichtet, als ihr Geschlecht mit Günther IX., der auf einer Reise ins gelobte Land 1385 starb, erlosch, worauf die Grafschaft an die Landgrafen von Thüringen kam, die sie 1446 an die Grafen von Schwarzburg abtreten mußten. Das Stammschloß der Grafen von K. gleiches Namens, in der Nähe von Arnstadt, ist nur noch in wenig Ruinen erkenntlich, ihr Erbbegräbniß befindet sich in dem von ihnen gestifteten Kloster Georgenthal.

Kaffa, s. Feodosia.

Kaffeebaum (Coffea arabica, Lin.), ein in die fünfte Classe des Linné'schen Systems oder unter die Rubiaceen Jussieu's gehörender Baum, der wahrscheinlich im äthiop. Hochlande einheimisch, nach Andern auch in Jemen und zwar um Aden und Mocha wild wachsen soll, jetzt aber über die meisten innerhalb der Wendekreise gelegenen Colonien der Europäer verbreitet ist. Im Zustande erneuter Verwilderung erscheint der Kaffeebaum in den Colonien und stellt dann einen schlanken, wenigästigen Baum von 15—25 F. Höhe dar; cultivirt ist er 6—10 F. hoch und bis tief hinab mit horizontalen, eine Pyramide bildenden Ästen versehen. Die immergrünen, stark glänzenden, lederartigen, ovalen Blätter und die in den Blattachseln stehenden Büschel schneeweißer Blumen geben dem Strauch ein sehr freundliches Ansehen. Die den Cornelkirschen ähnlichen Früchte sind reif von dunkelscharlachrother Farbe, von süßlichschleimigem Geschmack und enthalten zwei halbelliptische, mit der flachen Seite sich zugekehrte, hornartig harte Samen, die sogenannten Kaffeebohnen, deren Name nicht aus einer gar nicht stattfindenden Ähnlichkeit mit den Bohnensamen, sondern von dem arab. Worte Bunn herzuleiten ist. Der Kaffeebaum gedeiht nur in Ländern, wo die mittlere Jahrestemperatur 14—16° R. beträgt, hält aber schnell vorübergehende niedrige Thermometerstände von 3—4° R. aus, wie die Pflanzungen auf den Bergen Cubas und Jamaicas beweisen, indessen dürfen solche Unregelmäßigkeiten nicht zu oft sich wiederholen. In Peru und Quito hat er sich auf Höhen von 6000 F., wo indessen niemals Frost eintritt, akklimatisirt; doch gedeiht er, weil er eine feuchte Atmosphäre verlangt, nirgend besser als auf tropischen Inseln. Bäume, um Cadiz angepflanzt, gaben 1821 viele und gute Früchte, die jedoch in deutschen Gewächshäusern, wo der Kaffeebaum öfters zur Blüte kommt, nicht zur Reife gelangen. Die Kaffeepflanzungen sind in allen Colonien ziemlich nach demselben Plane angelegt. Auf regelmäßigen und gleichgroßen, durch Fruchtbäume eingefaßten Vierecken stehen die Bäume nach der Schnur und in gleichen Entfernungen voneinander; sie werden durch Beschneiden gleichhoch, der Boden zwischen ihnen aber durch ununterbrochenes Jäten frei von allem Unkraute gehalten. Die Kaffeepflanzungen bieten daher durch Reinlichkeit und Regelmäßigkeit einen sehr angenehmen, den Zuckerpflanzungen ganz abgehenden Anblick. Zur Vermehrung bedient man sich der Stecklinge, die aus Samen in einer dichtbeschatteten Pflanzschule erzogen worden sind. Die erste Ernte liefert der Baum im dritten Jahre; bei ganz ausgewachsenen Bäumen kann sich diese auf ein Pfund Samenkörner belaufen. Da der Kaffeebaum acht Monate hindurch blüht, so sind seine Früchte von sehr ungleicher Reife; in Westindien und Brasilien hält man daher jährlich drei Lesen. Auf besonders eingerichteten großen Tennen, wo man die gesammelten Beeren ausbreitet und häufig wendet, trocknen dieselben unter

dem glühenden Sonnenstrahle, wenn anders das Wetter günstig ist, in drei bis vier Tagen völlig zusammen. Einfallendes Regenwetter bringt eine Erhitzung oder Gährung der Beere hervor und macht die Samen gelblich, welche bei guter und schneller Trocknung stets hell graugrün und mit einem silberigen Häutchen bekleidet erscheinen und als beste Waare gelten. Besondere Walzmühlen bringen hierauf das eingetrocknete Fleisch zum Abspringen, und nachdem der Kaffee vorher noch durch Schwingen von zufälligen Unreinigkeiten befreit worden ist, wird er in Säcken nach den Häfen verführt. Da man aber nicht in allen Colonien gleichen Fleiß auf die Bereitung verwendet, so ist auch die Waare und der Preis derselben sehr verschieden. Die frühere Geschichte des Kaffeebaums ist nicht sehr klar. Den Griechen und Römern war er unbekannt; aber in Arabien ist er schon im 15., im übrigen Orient im 16. Jahrh. in Gebrauch gewesen. Ein Bürgermeister von Amsterdam, Wieser, soll ihn gegen Ende des 17. Jahrh. von Mocha nach Batavia gebracht, dort seine Anpflanzung im Großen veranlaßt und endlich junge Pflanzen an den botanischen Garten zu Amsterdam geschickt haben, von welchem der pariser Garten einen Baum erhielt. Einen Ableger desselben nahm Capitain Declieux 1720 mit sich nach Martinique, wo er so gut gedieh, daß in wenigen Jahren alle Antillen mit Bäumchen versehen werden konnten.

Im Handel unterscheidet man hauptsächlich folgende Sorten: den levantischen oder Mochakaffee, welcher aus Arabien kommt und sich durch kleine graue, ins Grünliche fallende Samenkörner auszeichnet; den javanischen aus Ostindien, große gelbe Bohnen; den Martiniquekaffee, etwas kleinere und grünliche Bohnen; den surinamischen, aus Westindien, die größten Bohnen, und den bourbonischen, dessen Bohnen blaßgelb und fast weißlich sind. Der Kaffeehandel übertrifft an Wichtigkeit fast den mit jedem andern Waarenartikel. Nach ziemlich genauen Berechnungen wird der Kaffeeverbrauch Europas jährlich auf 258½ Mill., derjenige der übrigen Erdtheile auf wenigstens 200 Mill. Pfd. angeschlagen, wovon Brasilien, Java und Westindien die größten Quantitäten liefern. Die Anwendung des Kaffees zum Getränke stammt aus Arabien und gelangte von da im 16. Jahrh. nach Ägypten und Konstantinopel. Leonhard Rauwolf, ein deutscher Arzt, ist wahrscheinlich der erste, der den Kaffee durch seine 1573 gedruckte Reisebeschreibung in Europa bekannt machte. Im J. 1591 brachte ihn Prosper Alpinus als Arznei aus Ägypten nach Venedig. Bereits zu Anfange des 17. Jahrh. wurde er in Italien getrunken, um die Mitte dieses Jahrh. in Frankreich und England, gegen Ende desselben in Deutschland; doch erst zu Anfange des 18. Jahrh., wo er auch in Polen, Schweden und andern nordischen Reichen Eingang fand, wurde der Gebrauch desselben allgemeiner. (S. auch Kaffeehäuser.) In Arabien und im Orient bereitet man den Kaffee nicht immer auf die in Europa gebräuchliche Art als Getränk. Häufig wird dort eine Abkochung ungerösteter Samen getrunken, und zu dem café à la Sultane, den man dem aus Bohnen bereiteten vorzieht, werden die Samendecken und das an diese angetrocknete Fleisch verwendet. Der Kaffee als Getränk wirkt erregend auf das Nervensystem und befördert die Verdauung; doch bringt er auch bei reizbaren Personen Blutwallung hervor und wird Veranlassung zu Hämorrhoidalleiden und krampfartigen Beschwerden im Magen. Rohen Kaffee wendet man als Heilmittel bei Wechselfieber, Gicht u. s. w. mit Erfolg an. Die Homöopathie erkennt in ihm ein Mittel, welches die Wirkungen vieler Arzneien aufhebt und verbietet seinen Gebrauch als Getränk, benutzt ihn aber gleichfalls als ein Heilmittel. Das Räuchern mit Kaffee ist in neuerer Zeit als ein vortreffliches Mittel zur Zerstörung von Miasmen und übeln Gerüchen in Anwendung gebracht worden. Eine schöne braune Malerfarbe erhält man, wenn man zwei Loth gebrannten und gemahlenen Kaffee mit etwas Weinsteinsalz in einem Nösel Brunnenwasser gehörig kochen und dann die abgegossene Flüssigkeit in Muschelschalen eintrocknen läßt. Durch Verbrennen des getrockneten Kaffeesatzes gewinnt man eine schöne schwarze Farbe. Auch bereitet man daraus einen angenehm schmeckenden Liqueur. Vielfacher Verbrauch, misrathene Ernten und die hohen Preise des Kaffees haben die Bereitung einer großen Anzahl von Kaffeesurrogaten (s. d.) veranlaßt.

Kaffeehäuser entstanden fast allerwärts gleichzeitig mit der ersten Einführung des Kaffees. Das erste in Europa wurde 1551 in Konstantinopel errichtet, hundert Jahre später, im J. 1652, errichtete in London ein Diener des nach der Levante handelnden Kauf-

manns Edwards, den dieser aus Griechenland mitgebracht hatte, das Kaffeehaus Cronhill in St.-Michael's Abbey, da, wo noch gegenwärtig das Virginia-Kaffeehaus steht. In Paris schlug zuerst in der Vorstadt St.-Germain ein Armenier, Namens Pascall, in den siebenziger Jahren des 17. Jahrh. eine Kaffeebude auf; das erste eigentliche Kaffeehaus daselbst war aber das um 1725 von dem Sicilier Procopio gegründete, das noch gegenwärtig besteht und Café Procope heißt. In Wien erhielt ein Pole, der sich bei der Belagerung durch die Türken im J. 1683 große Verdienste um die Stadt erworben hatte, das erste Privilegium zur Anlegung eines Kaffeehauses. In Sachsen soll das erste Kaffeehaus 1694 in Leipzig errichtet worden sein.

Kaffeesurrogate nennt man alle diejenigen Stoffe, die ein Getränk geben, welches dem Kaffee in Farbe und Geschmack ähnlich ist. Als solche kommen namentlich in Betracht die Cichorie (s. d.), die Kaffeewicke, ein aus dem südlichen Frankreich stammendes, in Schweden häufig cultivirtes Schotengewächs, Roggen, Gerste, Möhren, Runkelrüben, Kichererbsen, Erdmandeln, Spargelsamen, Wicken, Reis, Scorzonerwurzel, die Samen mehrer Lupinenarten, Brot u. s. w. Alle diese Kaffeesurrogate kommen dem Kaffee hinsichtlich des Geschmacks um so näher, namentlich je poröser sie sind, wenn man sie mit dem Kaffee in einer Kaffeetrommel röstet, die eine durchlöcherte Scheidewand hat, indem sich auf solche Weise die flüchtigen aromatischen Theile des Kaffees, die beim Brennen gewöhnlich verloren gehen, in die Surrogate hineinziehen und diesen so einen vollkommenen Kaffeegeschmack ertheilen. Im Allgemeinen sind die Kaffeesurrogate, wenn sie auch nur zu einem kleinen Theile dem Kaffee zugesetzt werden, nicht gesund, indem sie Säure im Magen verursachen; vorzugsweise hat man indessen in neuerer Zeit gebranntes Getreide dazu empfohlen.

Kaffern. Dieser vom arab. Kafir, welches einen Ungläubigen bedeutet (s. Gebern), herstammende Name wurde vorzugsweise zwei heidnischen Völkern von den Mohammedanern beigelegt, von denen er auch bei den Christen in Gebrauch kam. Es sind dies die Kafern in Mittelasien und die vorzugsweise so genannten Kaffern in Südafrika. Jene, auch Siahpuschen, d. i. Schwarzröcke, genannt und berühmt wegen ihrer Körperschönheit, bewohnen in den schwer zugänglichen Thälern des Hindukusch das nach ihnen benannte Land Kaferistan zwischen Pischauer, Kundus, Badakschan und dem kleinen Bergstaat Gilgit in Kleintibet. Sie zählen ungefähr 40000 Familien, sprechen eine indogerman. Sprache, zerfallen in mehre unter einzelnen Häuptlingen stehende Stämme und sind in neuerer Zeit Mohammedaner von der Sekte der Schiiten geworden. Die Kaffern in Südafrika bewohnen daselbst auf der Ostseite das Land von den Grenzen des Caplandes bis an die Delagoabai; ihre Ausdehnung aber nach dem innern Tafellande ist nicht genau bestimmt. Dieselben bilden einen eigenen Typus unter den afrikan. Völkern. Sie sind von ausgezeichneter Größe und Stärke und von besonderm Ebenmaße der Glieder, grauschwarz von Hautfarbe und haben schwarzes, wolliges Haar; ihre Gesichtszüge sind eigenthümlich; mit den Europäern haben sie die hohe Stirn und den erhabenen Nasenrücken, mit den Hottentotten die vorragenden Backenknochen, mit den Negern die aufgeworfenen Lippen gemein; ihr Bart ist schwach. Sie zerfallen in vier Völkerschaften. Die erste derselben, die Amakosastämme, wohnt am südlichsten, unmittelbar an der Grenze des Caplandes und zählt ungefähr 150000 Seelen; die zweite, die Amaitimbastämme, auch Tambukis genannt, wohnt nördlich und westlich von den Amakosas längs des Om-Baschiflusses und bis an die Karroo; die dritte, die Amapondastämme, bekannter unter dem Namen der Mambukis, hat ihr Gebiet von dem Om-Baschi bis zum Umsikaliafluß; die vierte, die zahlreichste, die Amazulah- oder Zulustämme, wohnt längs der Küste zwischen dem Umzimrabo und der Delagoabai und landeinwärts in den Quellbezirken des Oranjeflusses bis zu dem Molapofluß, und zerfällt in zwei Abtheilungen, in die des Küsten- und in die des Binnenlandes, die Abaka-Zulahs oder Matabeles. Jede dieser Völkerschaften zerfällt wieder in Stämme, die von besondern erblichen Häuptlingen geleitet werden; alle Stämme einer Völkerschaft erkennen aber ein gemeinschaftliches Oberhaupt als Führer an. Die Kaffern sind Halbnomaden, denn sie verändern nur gezwungen ihre Wohnplätze und leben von ihrem Vieh, besonders von Milch und von etwas Garten- und Ackerbau. Ihre Wohnungen gleichen denen der Hottentotten (s. d.). Mehre Kraale sind gewöhnlich unter einem Häuptling

vereinigt, welcher die einzelnen Bezirke seines Stammes durch Beamte regieren läßt. Derselbe hat das Recht über Leben und Tod, spricht Recht und gibt Gesetze. Begeht er Ungerechtigkeiten, so machen ihm die großen Leute, d. i. die Mitglieder der Rathsversammlung, Vorstellungen. Kriege entstehen meist wegen geraubten Viehes. Ursprünglich sind die Kaffern kein kriegerisches Volk, sondern lieben die Ruhe und das Hirtenleben. Dennoch sind sie muthig und tapfer, wenn ihre Ehre oder ihr Eigenthum verletzt werden. Nur gegen die Buschmänner (s. d.) führen sie einen unaufhörlichen Vertilgungskrieg. Auch traten unter ihnen zu Zeiten einzelne ehrgeizige Häuptlinge auf, die einzelnen Völkerschaften kriegerischen Geist einzuflößen und sie zu einem erobernden Volke zu machen wußten. In der neuesten Zeit geriethen sie häufig mit den Bewohnern des Caplandes in Krieg, insbesondere war dies mit den Amazulahs der Fall, welche jetzt die mächtigste im südöstlichen Afrika herrschende Nation ist, die sich raubend und mordend auf die übrigen benachbarten Völkerschaften bis zur Grenze des Caplandes geworfen hatten und unter ihren Anführern, dem durch seine furchtbare Grausamkeit verrufenen Brüderpaare Tschaka und Dingaan, das letztere bedrohten, bis sie von den Engländern zurück- und zuletzt von den auswandernden Boers (s. Cap) geschlagen und zur Ruhe gebracht wurden. Zur Familie der Kaffern müssen auch die Betschuanen gerechnet werden, obschon sie weniger geistig und sittlich begabt und minder kriegerisch als jene sind. Sie zerfallen ebenfalls in zahlreiche Stämme, von denen der der Bassuto der herrschende ist, und wohnen im Innern des südafrikan. Tafellandes, nordwestlich von den Kaffern im engern Sinne. Wiewol sie diesen an männlichem Muth, Gefühl für Ehre, Recht und Ordnung nachstehen, übertreffen sie dieselben doch an Kunstfertigkeit und nähern sich unter allen südafrikan. Völkern dem civilisirten Leben am meisten dadurch, daß sie mehr Acker- und Gartenbau treiben, schönere, dauerhaftere und reinlichere Wohnungen haben und nicht in kleinen Kraalen, sondern in großen Städten vereinigt leben, deren Einwohnerzahl sich bei einigen bis auf 12000 beläuft. Jeder Stamm hat eine solche Stadt, außerdem aber nur zerstreute Gartenwohnungen. Die bekannteste unter diesen Städten ist Litaku, der Hauptort des Batlapistammes. Die Regierungsform der Betschuanen ist, wie bei den Kaffern, eine durch eine mächtige Aristokratie beschränkte patriarchalische Monarchie, und das Gesetz der Wiedervergeltung das bei ihnen herrschende Rechtsprincip. Sämmtliche Kaffern sind Fetischdiener, doch haben Missionare unter den südlichern Stämmen und den Betschuanen nicht ohne Erfolg das Christenthum verbreitet.

Kaftan heißt das einem Schlafrock ähnliche türk. Kleidungsstück, das auch bei andern oriental. oder halboriental. Völkern in Gebrauch ist, von baumwollenem oder seidenem Zeuche verfertigt und häufig mit kostbarem Rauchwerke gefüttert wird. Früher mußten auch die Gesandten auswärtiger Mächte am türk. Hofe bei Audienzen, wenn es ihnen nicht ausdrücklich gestattet war, in der Tracht ihrer Nation zu erscheinen, einen Kaftan tragen, den sie als Geschenk erhielten, wie es denn überhaupt am türk. Hofe und tiefer herab bei den Paschas, nach einer im Orient sehr verbreiteten Sitte, Gebrauch ist, Kaftans als Ehrengeschenke zu verabreichen.

Kagul, ein kleiner Küstenfluß zwischen dem Pruth und Dniestr, in der russ. Provinz Bessarabien, hat jener blutigen Schlacht den Namen gegeben, die hier am 1. Aug. 1770 zwischen den Türken und den Russen unter Rumjänzow vorfiel und wobei die erstern so geschlagen wurden, daß sie zum Entsatze Benders, welches bald darauf, am 26. Sept. 1770, von den Russen erstürmt wurde, nichts mehr beitragen konnten.

Kahle (Jak.), gewöhnlich Freßkahle genannt, der es durch seine Fähigkeit, ungeheure Quantitäten Nahrungsmittel, lebendige Vögel, Mäuse u. s. w. zu sich zu nehmen und selbst Steine und Metalle mit seinen Zähnen zu zermalmen und zu verschlingen, zu einer großen Berühmtheit brachte, lebte in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. als Gärtner in Wittenberg. Gerichtlich bestätigt ist es, daß er einmal acht Schock Pflaumen, ein ander Mal vier Metzen Kirschen mit Kernen und Stielen; daß er ferner Ziegelsteine, Teller, einen Theil eines Ofens, ein Schreibzeug aus Eisenblech mit Federn, Federmesser, Tinte und Sand, daß er einen ganzen Dudelsack verzehrte. Dabei zeichnete er sich durch ungemeine Körperstärke aus. Er starb um 1750 in einem Alter von 79 Jahren, nachdem er in den letzten 20 Jahren viel von seiner Stärke verloren und wie andere Menschen gelebt

hatte. Die Section seines Körpers ergab besonders eine wichtige Abweichung des Magens vom natürlichen Zustande, indem dieser fast durchgängig denselben Durchmesser und ungewöhnlich dicke Wände hatte. Vgl. Frenzel, „De polyphago et allotriophago Wittenbergensi" (Wittenb. 1757, 4.).

Kahn ist der allgemeine Name für ein Flußfahrzeug mit flachem Boden. Die Elb-, Weser-, Oder-, Havel-, Spree- und Weichselkähne, sowie die ost- und westpreuß. Reisekähne haben ein aus Luken bestehendes Verdeck und sind oft 70—80 F. bei nur geringer Breite lang. Sie tragen einen oder zwei Masten und werden bei Windstillen durch Menschen oder Pferde gezogen. Das Handkahn dient ihnen, gleich wie den Schiffen das Boot.

Kaimakâm (arab.), im Allgemeinen so viel als Amtsverweser, ist der Titel zweier türk. hoher Staatsbeamten, des Gouverneurs von Konstantinopel und des Stellvertreters des Großveziers, der immer in dessen Begleitung sich befindet, um im Verhinderungsfalle dessen Amtsgeschäfte zu versehen. Bei den krimischen Tataren war der Kaimakâm der Stellvertreter des Khans selbst, wenn dieser abwesend war.

Kaiman, s. Krokodil.

Kaimes (Lord), s. Home (Henry).

Kain, Adam's und Eva's erstgeborener Sohn, nach der hebr. Sage der Erfinder des Ackerbaus, ermordete seinen Bruder Abel (s. d.) aus Neid über ein Gott wohlgefälliges Opfer desselben und floh deshalb in das Land Nod. Er soll von seinem Enkel Lamech bei der Jagd getödtet worden sein, nach Andern ein sehr hohes Alter erreicht und sogar bis zur Sündflut gelebt haben. Nach ihm nannte sich eine gnostische Sekte des 2. Jahrh. Kainiten. Diese waren den Ophiten (s. d.) verwandt und erblickten in der alttestamentlichen Darstellung der Gottlosen von Kain bis Ischarioth nur eine Unterdrückung der Bekenner des Äon Sophia durch den Judengott.

Kainardschi oder Kutschuk-Kainardschi, ein Dorf in dem türk. Sandschakat Silistria, ist bekannt durch den Frieden, welchen hier die Kaiserin Katharina II. (s. d.) von Rußland mit der Pforte am 21. Juli 1774 abschloß.

Kaiphas, eigentlich Joseph Kaiaphas, jüd. Hoherpriester zu der Zeit, in der Pontius Pilatus röm. Procurator von Judäa war, bewirkte vorzüglich die Verurtheilung Jesu und nachmals die ersten Maßnahmen des Synedriums gegen die Apostel, wurde jedoch im J. 36 n. Chr. vom Proconsul Vitellius abgesetzt. In der frühern Kirche ist er hin und wieder mit dem Geschichtschreiber Josephus verwechselt und sein nachmaliger Übergang zur christlichen Religion behauptet worden.

Kairo, arab. El Kahirah, d. i. die Siegreiche, die Hauptstadt Ägyptens, in Mittelägypten in einer sandigen Ebene, unweit des Nil, auf dem rechten Ufer dieses Flusses, in der Gegend, wo sein Delta beginnt, am Fuße des Mokattamgebirgs gelegen und von einem Arm des Nil durchflossen, ist ganz nach oriental. Art aus meist elenden Backsteinhäusern gebaut, welche meist enge, winkelige und schmuzige Gassen bilden, und zerfällt in 53 Harahs oder Bezirke, die zum Theil von den abgesondert wohnenden Nationen, z. B. den Juden, Kopten, Griechen und Franken, gebildet werden. Sie enthält gegen 300 Moscheen, in denen die arab. Baukunst ihre höchste Entwickelung erlangt und ihre größten Bauwerke aufgestellt hat. Die merkwürdigsten sind die von Tulun, das schönste Denkmal arab. Baukunst in Ägypten, aus dem 9. Jahrh., doch jetzt halb in Ruinen liegend; die El Azhar genannte, die prächtigste, mit der viele Nebengebäude und eine berühmte mohammedan. hohe Schule nebst einer beträchtlichen Bibliothek verbunden sind; die von El Hakim, die älteste und umfangreichste; die des Sultans Hassan, die größte und mit der höchsten Kuppel versehene. Unter den übrigen Bauwerken sind nur noch die Cisternen, mehre prächtige unter den vielen Bädern, einige Stadtthore, die Wasserleitung, welche das Nilwasser auf die Citadelle führt, einige Bazars und andere von Mehemed Ali zu öffentlichen Zwecken errichtete Gebäude, einige Gärten mit ihren Palästen und die Begräbnißplätze nebst vielen Grabmälern auszuzeichnen. Die Citadelle liegt auf einem der äußersten Punkte des Mokattamgebirgs und ist die Residenz Mehemed Ali's, wenn er in Kairo anwesend ist. Man sieht in ihr noch die Ruinen von Saladdin's Palast und des von demselben in Felsen gehauenen 276 F. tiefen Josephsbrunnens. Die Volksmenge mag sich auf 230—300000 E.

belaufen, die zum größten Theil aus Arabern und außer ihnen aus Kopten, Syrern, Griechen, Armeniern, Juden und Franken bestehen. Die Kopten besitzen zwölf, die Griechen zwei Kirchen, die Katholiken zwei Klöster und die Juden 36 Synagogen. K. ist durch die hohe Schule und mehre andere Schulen ein Sitz arab. Gelehrsamkeit; außerdem besitzt es mehre von Mehemed Ali gegründete militairische Lehranstalten. Wichtig ist auch sein Handel, da es der Mittelpunkt des Verkehrs zwischen Asien und Nordafrika, dem Mittelländischen und dem Rothen Meere nebst Ostindien ist. In neuerer Zeit hat Mehemed Ali hier mehre Fabriken, doch ohne sonderlichen Erfolg, gegründet; dagegen ist die alte einheimische Industrie eher zurückgeschritten als vorwärts gekommen. Zu K. sind auch noch die ganz in der Nähe, ebenfalls am rechten Nilufer gelegenen Ortschaften Bulak und Fostat zu rechnen, welche die Hafenplätze von K. bilden. In Bulak, mit 18000 E., befinden sich unter andern das Zollhaus, eine berühmte oriental. Druckerei, eine von Mehemed Ali errichtete höhere Lehranstalt, mehre Fabriken und schöne Gärten; in Fostat, dem Babylon der alten Ägypter, sieht man die sogenannten Kornspeicher Joseph's, sieben viereckige alte Thürme, die zu Getreidemagazinen gebraucht werden. K. wurde im 10. Jahrh. vom Khalifen Moez gegründet und Masr-el-Kahirah genannt; die Stadt wuchs schnell nach der Zerstörung Fostats durch die Kreuzfahrer; Saladdin ließ sie mit Mauern umgeben und erbaute die Citadelle; die folgenden Sultane verschönerten sie auf alle Weise und machten sie zu einer der schönsten Städte des Morgenlandes, welche vermöge ihrer Lage der Stapelplatz zwischen diesem und dem Abendlande wurde. Doch die Eroberung Ägyptens durch die Türken und die Auffindung des Seewegs um das Vorgebirge der guten Hoffnung zerstörten ihre Blüte. Von nun an sank sie immer mehr unter der elenden Herrschaft der Türken, und erst in neuester Zeit fängt sie an sich wieder zu heben.

Kaiser ist aus dem zum Würdenamen gewordenen lat. Caesar, welches anfangs blos Familienname war, entstanden. Doch führte in Rom nicht der Kaiser, der Imperator (s. d.) und nachher Augustus hieß, den Titel Cäsar; dieser war vielmehr den Mitregenten und dem Nachfolger des Imperators vorbehalten. Nach der Theilung des röm. Reichs im J. 395 gab es einen abendländ. oder röm. und einen morgenländ., byzantin. oder griech. Kaiser (Imperator Augustus). Die abendländ. Kaiserwürde erlosch im J. 476 mit dem Untergange Roms; erneuert wurde sie durch den fränk. König Karl den Großen, als er sich im J. 800 zu Rom durch den Papst Leo III. zum röm. Kaiser krönen ließ. Karl der Große verknüpfte damit den Anspruch auf eine allgemeine Oberherrlichkeit der Christenheit, und lange betrachtete man den röm. Kaisertitel als verbunden mit der Herrschaft über Rom, daher er bei der Theilung des fränk. Reichs unter die Söhne Ludwig des Frommen dem ältesten, Lothar, als Könige von Italien zufiel und nachher von Karl dem Kahlen und verschiedenen ital. Fürsten geführt wurde, bis Otto I. im J. 962 die Kaiserkrone für immer mit der deutschen Königswürde vereinigte. Doch wurde bis auf Kaiser Maximilian I. nur den deutschen Königen der röm. Kaisertitel zu Theil, die vom Papste gekrönt waren; ohne diese Krönung führten sie blos den Titel röm. Könige. Der seit Konstantin dem Großen gewöhnliche Titel Semper Augustus war auch auf die deutschen Kaiser übergegangen und wurde seit Rudolf von Habsburg durch „Allzeit Mehrer des Reichs" verdeutscht. Nachdem Maximilian sich zuerst erwählten röm. Kaiser genannt hatte, führten die deutschen Könige, auch ohne in Rom gewesen oder gekrönt worden zu sein, den Kaisertitel. Der letzte deutsche König, der sich in Italien krönen ließ, war Kaiser Karl V. Nach dem Erlöschen der Karolinger wurden die deutschen Könige von den gesammten deutschen Fürsten erwählt, bis die Wahl derselben in der Mitte des 13. Jahrh. an die nun sogenannten Kurfürsten (s. d.) kam. Die Wahl hatte Kurmainz zu veranstalten und zwar in einer Reichsstadt. Nur ein Mann konnte zum Kaiser gewählt werden, und der zu Wählende sollte ehelicher Geburt, ein Deutscher, mindestens 18 Jahre alt, kein Geistlicher und kein Ungläubiger, von hohem Adel, wenigstens ein Graf und in der letzten Zeit stets ein Kurfürst sein. Nach der Wahl hatte er die ihm vorgelegte Wahlcapitulation (s. Capitulation) zu unterzeichnen. Hierauf erfolgte seine Krönung als deutscher König zu Aachen, in späterer Zeit aber zu Augsburg, Regensburg und am häufigsten zu Frankfurt am Main mittels der Reichskleinodien (s. d.), zu Mailand durch Aufsetzung der Eisernen Krone (s. d.) und endlich

die Krönung zum röm. Kaiser, bis auf Maximilian I. in Rom durch den Papst. Die Einkünfte des röm.-deutschen Kaisers waren, zumal in der letzten Zeit, sehr gering. Früher residirte der Kaiser auf den im Reiche zerstreuten zahlreichen Pfalzen, später in seinem Erblande. Nach fast tausendjährigem Bestehen erlosch die röm.-deutsche Kaiserwürde im J. 1806 in Folge der Auflösung des Deutschen Reichs und durch die Abdankung Kaiser Franz's II., nachdem derselbe bereits 1804 den Titel eines Erbkaisers von Östreich angenommen hatte. Das morgenländ. Kaiserthum theilte sich, nachdem 1204 die Franken Konstantinopel erobert, in ein lat. Kaiserthum zu Konstantinopel und ein griechisches zu Nicäa, und nachdem beide seit 1263 wieder vereinigt gewesen, 1328 in ein griechisches zu Konstantinopel und das Kaiserthum Trapezunt. Jenes erlosch 1453, dieses 1461 durch die Eroberungen der Türken, deren Herrscher in der officiellen Sprache den Titel Kaiser nicht angenommen haben, aber als solche von allen europ. Mächten anerkannt sind. Schon früh legten sich auch die Könige von Castilien, Frankreich und England die kaiserliche Würde bei und es wird fortwährend Großbritannien als Kaiserreich betrachtet, die Krone eine kaiserliche und das Parlament the imperial parliament of Great-Britain and Ireland genannt; doch haben sich dessen Regenten niemals des Kaisertitels bedient. In Rußland nahm der Zar Peter I. 1721 den Kaisertitel an, den erst lange nachher die andern Mächte anerkannten. Schneller gelang solches Napoleon, der 1804 sich den Titel als Kaiser von Frankreich beilegte und, England ausgenommen, von allen Mächten in dieser Würde anerkannt wurde, die mit seinem Sturze für Frankreich wieder erlosch. Außer Europa führen den Kaisertitel die Herrscher von Brasilien (seit 1822), Siam, Japan, Fez und Marokko. Das Kaiserthum Mexico unter Iturbide im J. 1822 war nur eine ephemere Erscheinung.

Kaiser (Gottlieb Phil. Christian), Consistorialrath und ordentlicher Professor der Theologie zu Erlangen, geb. am 7. Mai 1781 zu Hof, machte seine Studien zu Leipzig und Erlangen. Nachdem er seit 1801 am Gymnasium zu Hof gelehrt und seit 1809 als Syndiakonus in Münchberg gewirkt hatte, wurde er 1814 Diakonus in der Altstadt Erlangen, 1816 dritter ordentlicher Professor der Theologie an der Universität und zugleich Stadtpfarrer der Neustadt, 1821 Hauptprediger, 1822, nachdem er seine Predigerstelle niedergelegt, zweiter und später erster Professor und Consistorialrath. Den Ruf als Superintendent nach Dresden im J. 1821 nahm er nicht an. Seine theologische Richtung hat er im Laufe der Zeit bedeutend geändert. Hatte er in seiner „Biblischen Theologie" (2 Bde., Erl. 1813—21) einer scharfen Kritik gehuldigt und namentlich über das Verhältniß der biblischen Religionen zu den außerbiblischen freisinnig geurtheilt, so nahm er später eine allgemeine, im ersten Buch Moses erkennbare, aber allmälig entstellte Uroffenbarung und eine fortlaufende Offenbarung an. Nicht ohne Geist ist die Methode, nach welcher er die Dogmatik und Moral im Zusammenhange behandelt wissen will, sowie der in den „Ideen zu einem Systeme der theologischen Ästhetik" (Erl. 1822) von ihm gemachte Vorschlag, zur Glaubens- und Sittenlehre als Drittes „die Wissenschaft von den beseligenden Rührungen der biblischen Wahrheiten" hinzuzufügen. Außerdem erwähnen wir seinen „Entwurf eines Systems der geistlichen Rhetorik" (Erl. 1817) und den „Entwurf eines Systems der Pastorallehre" (Erl. 1816).

Kaisermünzen nennt man in der Numismatik nur die Münzen röm. Kaiser. Sie beginnen mit dem Julius Cäsar, und zwar mit denen seiner Münzen, auf welchen dessen Kopf erscheint. Dieses geschah, seitdem er Dictator perpetuus geworden, und die folgenden Kaiser haben diesen Gebrauch beibehalten. Die Köpfe der Kaiser auf diesen Münzen, und zwar in allen drei Metallen, sind von hohem Kunstwerth, indem die Stempelschneider nach gut ausgeführten Portraits arbeiteten. Die Ausführung spricht für eine große Ähnlichkeit, die es jedem Kenner leicht macht, nach dem Kopfe allein die Münze zu bestimmen, wenn auch von der Legende keine Spur mehr vorhanden sein sollte. Früher schloß man die Folge der Kaisermünzen mit Heraklius; in neuerer Zeit aber rechnet man auch die Byzantiner (s. d.) dazu. Ihrem Kunstwerthe nach theilt man sie in zwei Classen, von denen die erste die Blüte, die zweite den Verfall der Kunst umschließt. Auch werden meist noch die Münzen der Kaiserinnen hinzugerechnet, und zwar nicht mit Unrecht, da sie den Typen der Kaisermünzen gleich sind.

Kaiserrecht hieß im Mittelalter das vom Kaiser ausgehende Recht, und dies war allerdings zunächst gemeines Recht, indeß bezeichnete man damit oft auch die vom Kaiser blos einzelnen Städten ertheilten Rechte. Nach Aufnahme des röm. Rechts verstand man unter dem Kaiserrechte vorzugsweise diese letztern. Insbesondere führt diesen Namen ein Rechtsbuch aus dem 14. Jahrh., welches vorzüglich in Franken in Ansehen stand.

Kaiserschnitt (sectio caesarea oder hysterotomia) nennt man diejenige geburtshülfliche Operation, durch welche ein Kind durch künstliche Öffnung des Unterleibes und des Fruchthalters der Mutter zur Welt gebracht wird, und es ist sonach hiervon der bloße Bauchschnitt (gastrotomia), der, wenn das Kind schon außerhalb der Gebärmutter, aber innerhalb der Unterleibshöhle sich befindet, angestellt wird, wohl zu unterscheiden. Wegen der nicht unbedeutenden Gefahr, welche für die Mutter mit dem Kaiserschnitte verbunden ist, sind auch die Fälle, in denen er unternommen wird, nicht sehr häufig, und nach der Ansicht der meisten Geburtshelfer berechtigt nur die unbedingte Unmöglichkeit, ein Kind auf dem gewöhnlichen Wege zur Welt zu fördern, zur Ausführung dieser Operation. Diese Unmöglichkeit liegt aber entweder in der Beschaffenheit der Mutter, wenn das Becken zu eng oder der Austritt des Kindes durch Geschwülste oder andere Unregelmäßigkeiten der mütterlichen Geburtstheile gehemmt ist, oder in der des Kindes, wenn dasselbe, namentlich in Hinsicht des Kopfes, eine unverhältnißmäßige Größe besitzt. Die Nothwendigkeit dieser Operation hängt jedoch auch noch davon ab, ob das Kind noch lebendig oder schon todt ist, da im erstern Falle das Kind, welches vielleicht durch Zerstückelung dem Fruchthalter entnommen werden könnte, nicht geopfert werden darf, selbst auf die Gefahr hin, daß die Mutter dem Kaiserschnitte unterläge, im letztern aber bei der Unmöglichkeit, das Kind auch zerstückelt zur Welt zu bringen, die Gefahr für die Mutter größer ist, wenn das todte Kind in ihrem Körper zurückbleibt, als wenn sie sich der Operation unterwirft. Jedoch ist jedesmal die Einwilligung der zu Operirenden nothwendige Bedingung zur Ausführung der Operation. Übrigens scheint die mit dem Kaiserschnitte verbundene Gefahr von manchen Geburtshelfern übertrieben zu sein, da man annehmen kann, daß ziemlich die Hälfte der Operationen einen glücklichen Ausgang nimmt. Nothwendig wird der Kaiserschnitt nach dem Tode, wenn dieser bei einer Schwangern nach der 27. Woche der Schwangerschaft eintritt, zuverlässige Zeichen des Todes der Frucht noch fehlen und die Geburt derselben auf dem natürlichen Wege entweder gar nicht oder nur mit bedeutenden Schwierigkeiten zu bewerkstelligen sein würde. Nur in wenigen Fällen hat indeß diese letztere Operation einen glücklichen Erfolg, da gewöhnlich der Tod der Mutter den des Kindes nach kurzer Zeit nach sich zieht und zu lange gewartet werden muß, ehe dazu geschritten werden kann. In früherer Zeit wurde nur die letztere Art des Kaiserschnitts vorgenommen, welche schon durch die Lex regia de mortuo inferendo von Numa Pompilius geboten war. Übrigens soll der Name dadurch veranlaßt worden sein, daß der erste der Cäsaren auf diese Art zur Welt gebracht wurde. Erst seit dem 16. Jahrh. findet man Nachrichten vom Kaiserschnitt an Lebendigen. Die verschiedenen Arten, auf welche der Kaiserschnitt auszuführen sei, sowie die Fälle, in denen er nothwendig wird, geben auch gegenwärtig noch häufig Anlaß zu wissenschaftlichen Streitfragen. Vgl. Michaelis, „Abhandlungen aus dem Gebiete der Geburtshülfe" (Kiel 1833) und Reinhardt, „Der Kaiserschnitt an Todten" (Tüb. 1829).

Kaiserslautern oder Lautern, im bair. Kreise Pfalz auf dem Hardtgebirge, an der Lauter, vormals eine Reichsstadt mit einem von Friedrich Barbarossa erbauten Schlosse, das jedoch in der Zeit der franz. Herrschaft abgetragen wurde, hat 6700 E., ein Gymnasium und ein Schullehrerseminar, Baumwollenweberei und in der Nähe Eisengruben und Eisenwerke. Im franz. Revolutionskriege wurde die Stadt durch mehre Treffen merkwürdig, in welchen die Preußen den Sieg über die Franzosen erfochten. Eine Hauptschlacht fand hier am 28., 29. und 30. Nov. 1793 statt, wo der Herzog von Braunschweig Karl Wilhelm Ferdinand eine Abtheilung der Moselarmee, welche unter Hoche, um Landau zu entsetzen, durch das Gebirge hervorzubrechen suchte, nach einem blutigen Kampfe zurückschlug. Sie bestand mehr aus einer Menge kleiner Gefechte als aus Hauptangriffen und wurde durch die Taktik der Preußen und das Genie des Feldherrn gegen die wüthenden Anfälle der Franzosen entschieden. Ein zweites Treffen bei K. am 23. Mai 1794 gewann der preuß.

Generalfeldmarschall Möllendorf gegen Ambert; in einem dritten, am 20. Sept. 1794, schlug Fürst von Hohenlohe-Ingelfingen den linken Flügel der franz. Rheinarmee unter Michaut. Da in dieser Gegend die Pässe aus den Vogesen nach Landau und Mainz liegen, so erklärt sich, warum gerade hier so manche Schlacht geliefert wurde. — In der Nähe von K. liegt Landstuhl mit den Ruinen der gleichnamigen Burg, bei deren Belagerung im J. 1523 Franz von Sickingen einen Fall that, in Folge dessen er bald nachher starb.

Kajüte nennt man das gewöhnlich im Hintertheile des Schiffs befindliche, mit Fenstern versehene Zimmer des Capitains und der Offiziere, in welchem auch vornehme Passagiere ihre Wohnung erhalten. Packetboote, Kriegs- und Dampfschiffe haben mehre Kajüten, theils über-, theils nebeneinander.

Kakadu, s. Papagai.

Kakerlaken ist der von den Holländern zuerst gebrauchte und dann in das Deutsche übertragene Name für diejenigen Menschen, welche man sonst auch Albinos, Dondos, Blafards oder weiße Neger (leucaethiopes oder leucotici) nennt. Früher hielt man diese Menschen für eine besondere Race; nähere Untersuchungen haben jedoch gezeigt, daß solche Individuen unter allen Menschenarten vorkommen und daß ihr eigenthümliches Ansehen von einer Unregelmäßigkeit der Haut herrührt, die man Weißsucht (leucopathia, leucaethiopia oder leucosis) genannt hat. Diese Unregelmäßigkeit besteht darin, daß der Farbestoff, welcher im regelmäßigen Zustande unter der Oberhaut (s. Haut) abgesondert wird, und das dunkle Pigment des Auges (s. Auge) fehlen und daß die Haut daher ein bleiches, fahles Ansehen hat, während die Regenbogenhaut des Auges roth erscheint. Da das Pigment des Auges dazu dient, den Lichtreiz auf die Netzhaut zu mindern, so können die Kakerlaken gewöhnlich das Tageslicht nicht ertragen, dagegen sehen sie bei wenig Licht und im Dunkeln besser als andere Menschen. Ebenso fehlt bei ihnen der Farbestoff in den Haaren, welche weiß erscheinen, in ihrer Form aber sich meist nach der Menschenrace richten, welcher die Individuen angehören. Über die Ursache dieses regelwidrigen Zustandes sind die Naturforscher ungewiß; er ist stets angeboren und findet sich nicht nur bei Menschen, sondern auch bei Säugethieren, Vögeln und wahrscheinlich auch bei Insekten. Daß das Übel in einem gewissen Sinne erblich sein könne, ist nicht unwahrscheinlich. Die frühere, jetzt durch Beispiele gänzlich widerlegte Meinung, daß sich die Albinos durch körperliche und geistige Schwäche von den andern Menschen unterschieden, hat vielfache Veranlassung gegeben, sie mit den Kretinen (s. d.) zu verwechseln, was jedoch ganz unrichtig ist. Vgl. Mansfeld, „Über das Wesen der Leucopathie oder des Albinoismus" (Braunschw. 1822). In Indien nennt man die Schaben (blattae) Kakerlaken, welche wie die Albinos lichtscheu sind und daher wahrscheinlich die Übertragung dieses Namens auf Menschen veranlaßten.

Kakodämonen, s. Dämonen.

Kakophönie, Mislaut der Töne, ist der Gegensatz von Euphonie (s. d.).

Kalamäta, im Peloponnes, unweit des Meerbusens von Koron, in einer fruchtbaren Gegend gelegen, die Hauptstadt der gleichnamigen Eparchie in dem Gouvernement Messenien des heutigen Griechenlands, ist das Kalamä der alten Messenier. Im 13. Jahrh. kam es, nachdem der Peloponnes der fränkischen Herrschaft unterworfen war, in den Besitz Villehardouin's und seiner Nachkommen und bildete eine der zwölf bedeutenden Burgen der Halbinsel. Später eroberten es die Venetianer, die es bis zu Anfange des 18. Jahrh. behielten, wo es in die Hände der Türken fiel. Schon 1770 brach hier ein Aufstand gegen die Türken aus und 1821 war es eine der ersten Städte, die durch die im Peloponnes aufgestandenen Griechen befreit wurden. Noch in demselben Jahre wurde daselbst die erste griech. Nationalversammlung unter dem Namen des Senats von Messenien am 9. Apr. eröffnet; 1825 wurde es fast gänzlich von den Truppen Ibrahim Pascha's zerstört.

Kaland, unstreitig nach dem lat. calendae, nannte sich eine seit dem 13. Jahrh. in mehren Gegenden Deutschlands, Frankreichs und Ungarns sich ausbreitende Brüderschaft von Geistlichen (Kalandsherren) und Laien (Kalandsbrüdern), die ursprünglich den Zweck hatte, an jedem ersten Tage des Monats (calendae) zusammenzukommen, um gemeinschaftlich für die Seelen verstorbener Verwandten und Freunde zu beten, Beiträge zu Seelenmessen für sie zu steuern und hierauf eine Mahlzeit zu halten. Obschon

niemals vom Papste bestätigt und keine geistlichen Genossenschaften, erlangten die Kalande doch sehr bald durch die freiwilligen Steuern der Brüder, durch Vermächtnisse und Schenkungen die Mittel, bleibende Versammlungsstätten (Kalandshäuser oder Kalandshöfe) zu erwerben. Mit der Zeit kam indeß der fromme Zweck in Vergessenheit, und nur das Schmausen erhielt sich, bis die Unordnungen, die dabei vorfielen, die Veranlassung gaben, die Kalande, deren Versammlungen man bereits aus gleichem Grunde auf die hohen Feste beschränkt hatte, im Zeitalter der Reformation aufzuheben und ihre Einkünfte zu gemeinnützigen Anstalten zu verwenden. Nur dem Namen nach besteht noch in Braunschweig ein Kalandsstift, dessen Mitglieder, Geistliche und Schullehrer, sich durch Wahl selbst ergänzen und gegen die Verpflichtung der regelmäßigen Besuchung des sonntäglichen Gottesdienstes gewisse Einkünfte an Geld und Naturalien beziehen. Kalandshäuser, die andern Bestimmungen dienen, gibt es noch gegenwärtig in sehr vielen Städten. Auch gab es, z. B. zu Kahla und anderwärts, Fürstenkalande, in die nur fürstliche Personen aufgenommen wurden. Sprüchwörtlich sagt man noch gegenwärtig von einem beständig auf Schmausereien herumziehenden Menschen, daß er kalandire (d. i. kalande).

Kalchas, der Sohn des Thestor, aus Mykenä oder aus Megara, war ein berühmter Seher im Heere Agamemnon's, der, wie Homer sagt, „erkannte, was ist, was sein wird, oder zuvor war". Er sagte die Dauer des Krieges voraus und deutete den Hellenen vor Ilios den Zorn des Apollon. Weil K. von Mopsos (s. d.) in der Weissagekunst übertroffen wurde, starb er aus Gram darüber. Auf dem Hügel Drion in Daunien (Apulien) hatte er ein Orakel ertheilendes Heroon. Wer es befragte, opferte einen schwarzen Widder und schlief auf dessen Fell, wobei er das Orakel empfing.

Kalchos, König der Daunier, war der Geliebte der Circe, die ihn jedoch, als sie den Odysseus kennen gelernt, nicht mehr auf ihre Insel ließ. Seinem Andringen nachgebend, lud sie ihn indeß einmal zu einem Gastmahl, verzauberte ihn aber hierbei durch vorgesetzte Speisen. Ein Heer der Daunier, welches, seinen König zu suchen, auszog, erhielt ihn endlich zurück, jedoch unter dem Versprechen, daß er nie die Insel der Circe wieder betreten wolle.

Kalckreuth (Friedr. Adolf, Graf von), preuß. Feldmarschall, geb. am 22. Febr. 1737 im ehemaligen Pfarrhause zu Sottershausen bei Sangerhausen, wo sein Vater, welcher Hauptmann war und den er schon 1740 durch den Tod verlor, in Garnison stand, erhielt seine Erziehung und erste Bildung in dem Seminar der mährischen Brüder zu Neusalza und dann in einer franz. Erziehungsanstalt in Berlin. Nachdem er 1752 als Volontair in preuß. Dienste getreten, wurde er im nächsten J. Lieutenant und 1758 Adjutant des Prinzen Heinrich. In Folge seiner rühmlichen Theilnahme an dem Siege der Preußen über die Östreicher bei Freiburg am 29. Oct. 1762 ernannte ihn Friedrich der Große zum Major. Als Oberst machte er den bair. Erbfolgekrieg mit; als Generalmajor marschirte er 1787 nach Holland und 1790 wurde er Generallieutenant, nachdem er 1788 in den Grafenstand erhoben worden war. In dem Kriege mit Frankreich, den er übrigens nicht billigte, bewies er ebenso viel Muth als Geschicklichkeit. Er belagerte 1793 Mainz und unterzeichnete am 22. Juli die Capitulation dieser Festung. Zu dem Siege Möllendorf's bei Kaiserslautern, am 23. Mai 1794, trug er wesentlich bei, indem er die gegen Pirmasens vordringende franz. Heeresabtheilung gänzlich schlug. Auch vertrieb er hierauf die Franzosen aus Zweibrücken und drang bis Saarlouis vor. Als die östr. Feldherren die Einnahme Triers durch die Franzosen den Preußen zur Last legten, wies K. in einer öffentlichen Anzeige vom 25. Aug. nach, daß, zufolge einer am 26. Juli getroffenen Übereinkunft, Trier gar nicht zur Vertheidigungslinie der Preußen gehört habe, daß er gleichwol Trier zu Hülfe geeilt sei, aber es nicht habe retten können, weil die Östreicher den Platz zu schnell geräumt hätten. Gegen Ende des J. 1795 übernahm er den Oberbefehl über die Truppen in Pommern und im Mai 1806 wurde er Gouverneur von Thorn und Danzig und Generalinspector der Cavalerie. Im Herbste stieß er zu dem Hauptheere in Thüringen. An der Schlacht bei Jena und Auerstädt hatte er keinen Theil, weil sein Corps zum Nachzug gehörte, bis er nach des Herzogs von Braunschweig Verwundung auf Befehl des Königs das Commando übernahm, worauf er den Rückzug bewerkstelligte, den er auch für die bei Jena geschlagene Armee in Ausführung brachte. Die Vertheidigung des seit dem 20. März 1807 von dem

franz. Marschall Lefèbvre belagerten Danzig, wo K. an Manstein's Stelle den Oberbefehl übernahm, führte er mit solcher Einsicht und Tapferkeit, daß man ihm, als die Festung sich nicht länger halten konnte, am 24. Mai dieselben ehrenvollen Bedingungen zugestand, welche er 1793 der franz. Besatzung in Mainz bewilligt hatte. Hierauf zum Feldmarschall ernannt, schloß er am 25. Juni 1807 zu Tilsit den Waffenstillstand zwischen Preußen und Frankreich mit Berthier ab, und am 7. und 9. Juli nebst Goltz den Frieden mit Talleyrand. Im Jan. 1810 ernannte ihn der König zum Gouverneur von Berlin; in demselben Jahre ging er nach Paris, um des Königs Glückwunsch zu Napoleon's Vermählung zu überbringen. Nachher war er Gouverneur von Breslau, bis er 1814 nach Berlin zurückkehrte, wo er das Gouvernement wieder übernahm und am 10. Juni 1818 starb. Er war ein Mann von seltenen Eigenschaften des Geistes und Herzens, dabei sehr witzig und als Held und Mensch gleich achtungswerth.

Kaleb, des Moses und Josua Zeitgenosse, ein Sohn des Jephunne, wurde im 40. Lebensjahre zur Auskundschaftung des Landes Kanaan entsendet, das er als Greis von 85 Jahren erreichte, wo er die Gegend am Hebron zum Erbe erhielt, die er bei seinem Tode auf seinen Schwiegersohn Athniel vererbte.

Kaleidoskop (griech.), d. i. Schönbildzeiger, nannte Brewster in Edinburg das von ihm 1817 erfundene katoptrische Instrument, welches aus einer inwendig schwarz gefärbten Röhre besteht, mit zwei Spiegeln, die durch die ganze Länge der Röhre reichen und gegeneinander unter einem beliebigen Winkel geneigt sind, während auf der Objectivseite sich zwei plane Gläser befinden, von denen das eine unmittelbar die Spiegel berührt und das andere, welches zugleich matt geschliffen sein muß, in einiger Entfernung absteht. Da nun Stückchen Glas, Moos, Blätter u. s. w., so unordentlich sie auch zwischen den beiden Gläsern liegen mögen, stets in regelmäßiger Form und zwar so vielmal vervielfacht, als der Winkel, unter welchem die Spiegel gegeneinander stehen, in dem Kreisumfange enthalten ist, erscheinen und eine ebenso vielspitzige arabeskenartige Figur bilden, welche sich bei der geringsten Verrückung der sie erzeugenden Gegenstände verändert, so gewährt das Kaleidoskop eine sehr angenehme Unterhaltung; auch dient es dem Zeichner von Rosetten, Arabesken und Mustern zu einer reichen Fundgrube, weshalb man es auch Myriomorphoskop nennt.

Kalenberg, ein zur Landdrostei Hannover gehöriges Fürstenthum von $49\frac{1}{2}$ □M. mit etwa 164000 E., hat nur im Süden einige Landhöhen, im Norden und Westen aber fast lauter Sand- und Moorgegend. Steinkohlen, Kalk, Gyps und Sandsteine sind die Hauptproducte; Landwirthschaft aber und insbesondere Viehzucht, namentlich längs des Weserthals, die fast einzigen Erwerbsquellen der Bewohner, indem nur noch die Töpfereien im Amte Lauenstein und die in neuester Zeit, z. B. in Osterwald, angelegten Glashütten einige Bedeutung haben. Das Fürstenthum erhielt seinen Namen von der Kalenburg, einem alten Bergschlosse, gehörte im Mittelalter zu Lüneburg, war 1473—1634 mit Braunschweig-Wolfenbüttel vereinigt, kam hierauf an Braunschweig-Lüneburg, dann bei der Ländertheilung im J. 1648 an die cellische Linie und bei dem Erlöschen derselben im Mannsstamme im J. 1705 an Ernst August, Kurfürsten von Hannover oder Braunschweig-Lüneburg.

Kalender. Die Eintheilung der Zeit in gewisse Perioden mußte sehr früh als Bedürfniß gefühlt werden. Zu diesem Zwecke schienen die Phasen oder die abwechselnden Gestalten des Mondes vorzüglich geeignet; daher führte man auch überall zuerst die sogenannten Monate (s. d.) von 29 oder 30 Tagen ein. Bald mußte man aber bemerken, daß die Wiederkehr der Jahreszeiten noch viel geeigneter zur Eintheilung der Zeit und der Geschäfte des Ackerbaus, der Jagd u. s. w. sei als der Mondswechsel. So entstand die Eintheilung der Zeit in Jahre, die sich nicht mehr nach dem Monde, sondern nach der Sonne richteten. Allein die frühere Eintheilung in Monate hatte bereits Wurzel gefaßt, war auch ihrer kleinern Perioden wegen nicht ganz zu entbehren, und so verband man beide und theilte das durch den Sonnenlauf bestimmte Jahr in kleinere, nach dem Mondlauf zu bestimmende Theile (Monate) ein. Da aber das Jahr, wie man bald bemerkte, nicht eine bestimmte ganze Anzahl, z. B. 12, Monate oder Mondwechsel hat, so sah man sich genöthigt, zu dehnen und zu verkürzen, da und dort zu verbessern, bis endlich die Verwirrung,

die man dadurch entfernen wollte, zu groß wurde und gewaltsame Abänderungen unvermeidlich erschienen. (S. Jahr.) Von den Völkern des Alterthums hatten die Ägypter ein in Beziehung auf die Jahreszeiten bewegliches, mit dem Mondlaufe in keinem Zusammenhange stehendes Sonnenjahr von 365 Tagen, getheilt in 12 Monate von 30 Tagen, denen noch fünf Ergänzungstage folgten. Das Jahr der Juden bestand schon in der ältesten Zeit, wie noch gegenwärtig, aus zwölf Mondmonaten, wurde aber von Zeit zu Zeit durch einen dreizehnten mit der Sonne ausgeglichen; dasselbe war bei den Syrern, Macedoniern u. s. w. der Fall. Die Griechen rechneten in den ältesten Zeiten nach wahren Mondmonaten, deren zwölf ein Jahr ausmachten; in Athen führte Solon um 594 v. Chr. einen regelmäßigen Wechsel von 30- und 29tägigen Monaten ein. Um das so entstehende bürgerliche Jahr von 354 Tagen mit dem Sonnenlaufe auszugleichen, wurde von Zeit zu Zeit ebenfalls ein Schaltmonat hinzugefügt. In Athen geschah dies anfangs so, daß man ein Jahr um das andere einen Monat von 30 Tagen einschaltete. Später wurde ein achtjähriger Schaltkreis eingeführt und in acht Jahren dreimal ein Monat von 30 Tagen eingeschaltet, sodaß das mittlere Jahr 365¼ Tage hatte. Einen 19jährigen Schaltkreis führte man ein, als der Athener Meton im J. 432 v. Chr. die Entdeckung gemacht hatte, daß 235 Mondmonate fast genau 19 Sonnenjahre geben; diese hatten 6940 Tage, welche Meton so geschickt in Monate einzutheilen wußte, daß sie während des ganzen Cyklus mit den Mondwechseln übereinstimmten und die Monatsanfänge mit den Neumonden oder vielmehr mit den Tagen, wo der Mond als schmale Sichel am Abendhimmel sichtbar zu werden anfing, zusammenfielen. Unter den 19 Jahren eines Schaltkreises waren sieben Schaltjahre. Noch gegenwärtig wird der Meton'sche 19jährige Cyklus unter dem Namen Mondcirkel in der Chronologie gebraucht; die Zahl, welche angibt, das wievielste des Mondcirkels ein gegebenes Jahr ist, heißt die Güldene Zahl; z. B. für 1845 ist sie 3. (S. Cyklus.) Genauer noch war die von dem Astronomen Kallippus eingeführte Schaltrechnung, welcher um 315 v. Chr. fand, daß Meton das Jahr um 1/76 Tag zu lang gerechnet habe, und eine 76jährige Schaltperiode von 27759 Tagen, bestehend aus vier Meton'schen Perioden weniger einem Tage, vorschlug, sodaß nun das mittlere Jahr wieder genau 365¼ Tage hatte. Eine noch genauere Schaltrechnung, welche Hipparchus um 130 v. Chr. vorschlug, scheint wenig oder gar nicht in Gebrauch gekommen zu sein. Die Römer hatten in der ältesten Zeit ein Jahr von zehn Monaten, welche in ihren Benennungen mit den gegenwärtigen übereinstimmen, jedoch mit dem Unterschiede, daß der Januar und Februar fehlten und der Juli Quintilis, der August Sextilis hieß; doch ist die Länge dieses Jahres unbekannt. Noch unter den Königen wurde ein Mondjahr von 355 Tagen und 12 Monaten eingeführt, denen von Zeit zu Zeit ein 13. (Schaltmonat) hinzugefügt wurde. (S. Chronologie.) Mit der Zeit gerieth die röm. Zeitrechnung durch die Unwissenheit und Willkür der Oberpriester, welche sie zu ordnen hatten, in die ärgste Verwirrung, von der sie erst im J. 46 v. Chr. durch Julius Cäsar befreit wurde, welcher den nach ihm sogenannten Julianischen Kalender einführte, nach welchem das Jahr in der Regel 365 Tage hat, jedes vierte Jahr aber einen Tag mehr erhält und demnach die mittlere Länge des Jahres 365 ¼ Tage beträgt. Cäsar gab den Monaten diejenige Zahl von Tagen, welche sie noch gegenwärtig haben und setzte den Anfang des Jahres auf den Neumond nach der Wintersonnenwende, den er als ersten Januar bezeichnete. Statt der Monatsnamen Quintilis und Sextilis führte der Senat aus Schmeichelei, dem Julius Cäsar und dem Kaiser Augustus zu Ehren, die noch jetzt üblichen Namen Julius und Augustus ein. Den ersten Tag jedes Monats nannten die Römer Calendae, ferner in den Monaten März, Mai, Juli, October den siebenten Nonae, den 15. Idus, in den übrigen Monaten aber schon den fünften Nonae, den 13. Idus. Von diesen drei ausgezeichneten Monatstagen an wurde nun in der Weise rückwärts datirt, daß der ihnen unmittelbar vorausgehende Tag als solcher (z. B. pridie Calendas), der vorletzte Monatstag als dritter vor den Kalenden des nächsten Monats u. s. w. bezeichnet wurde. Demnach hieß der zweite Januar der IV. (ante) Nonas Januarii, der 8. März VIII. Idus Martias, der 20. Mai der XIII. Cal. Junias u. s. w.

Nachdem die Julianische Einschaltungsmethode, welche auch die Christen ohne Änderung annahmen, über 1600 Jahre beibehalten worden war, führte Papst Gregor XIII., vom tridentiner Concilium hiermit beauftragt, eine genauere ein, die unter dem Namen des Gregorianischen Kalenders bekannt ist. Die Weglassung von zehn Tagen im Oct. 1582 hatte den Zweck, die Frühlingsnachtgleiche, welche zur Zeit der Kirchenversammlung zu Nicäa im J. 325 n. Chr. am 21. März eingetreten war, wieder auf diesen Tag zurückzuführen und bei demselben zu erhalten, was die kirchliche Festrechnung wünschenswerth machte. Die Bestimmung des Osterfestes stand nämlich mit diesem Zeitpunkte in genauer Verbindung, da für dasselbe die Regel befolgt wurde, es am ersten Sonntage nach dem auf die Frühlingsnachtgleiche folgenden Vollmonde zu feiern; die Frühlingsnachtgleiche wurde aber nicht astronomisch bestimmt, sondern für dieselbe der 21. März angenommen. Hinsichtlich der Einführung des Gregorianischen Kalenders ist noch zu bemerken, daß er an dem von der päpstlichen Bulle festgesetzten Tage nur in Italien, Spanien und Portugal eingeführt wurde. In Frankreich geschah dies erst zwei Monate später, in dem katholischen Theile von Deutschland, den katholischen Cantonen der Schweiz und den katholischen Niederlanden 1583, in Polen 1586, in Ungarn 1587. Die evangelischen Stände Deutschlands nahmen den verbesserten Kalender nach langem Widerstreben erst im J. 1700 an, wo sie elf Tage ausließen und vom 18. Febr. sogleich zum 1. März übergingen; gleichzeitig thaten dies Dänemark und die vereinigten Niederlande, im folgenden Jahre die evangelischen Cantone der Schweiz, welche das 18. Jahrh. mit dem 12. Jan. 1701 anfingen. In England führte man den Gregorianischen Kalender erst 1752 ein, indem man von dem 2. auf den 14. Sept. überging; zugleich fing man dort von nun an das Jahr nicht mehr, wie früher, am 25. März, sondern am 1. Januar an. Das letzte Land endlich, welches den verbesserten Kalender annahm, war Schweden, das im J. 1753 nach dem 17. Febr. den 1. März zählte. — Die Russen und überhaupt die Bekenner der nicht unirten griech. Kirche sind bei dem Julianischen Kalender geblieben und daher hinter den übrigen Europäern um zwölf Tage (seit 1800) zurück, die sich im J. 1900 auf 13, im J. 2100 auf 14 Tage vermehren werden. Hinsichtlich der Bestimmung des Osterfestes bestand lange noch eine kleine Verschiedenheit zwischen den Katholiken und Protestanten; auch diese wurde im J. 1775 auf Antrag des Königs Friedrich's II. von Preußen beseitigt, und der protestantische Kalender weicht seitdem von dem katholischen nur in den Benennungen der Sonntage und andern ganz unwesentlichen Punkten ab.

Der jüd. Kalender ist sehr verwickelt. Ihr Monat ist, wie schon erwähnt, ein Mondmonat und entweder voll oder mangelhaft, je nachdem er 30 oder 29 Tage hat. Das gemeine Jahr hat zwölf Monate; die Namen derselben sind Tischri, Marchesvan, Kislev, Tebeth, Schebat, Adar, Nisan, Ijar, Sivan, Thamuz, Ab und Elul. Um das Jahr mit der Sonne auszugleichen, wird von Zeit zu Zeit noch ein 13. Monat eingeschaltet, der auf den Adar folgt und Veadar, d. i. zweiter Adar, genannt wird. Der Schaltkreis umfaßt 19 Jahre, worunter sieben, nämlich das dritte, sechste, achte, elfte, vierzehnte, siebzehnte und neunzehnte, Schaltjahre sind. Das mittlere oder regelmäßige Gemeinjahr hat 354 Tage; in demselben wechseln die vollen und mangelhaften Monate miteinander ab, die ungeraden sind voll, die geraden mangelhaft. Das mittlere oder regelmäßige Schaltjahr hat 384 Tage; der (erste) Adar hat in demselben 30 Tage, der Veadar nur 29. Ein überzähliges Gemein- oder Schaltjahr hat einen Tag mehr, ein mangelhaftes einen Tag weniger als ein mittleres; in jenem hat der Marchesvan 30, in diesem der Kislev 29 Tage. Hiernach haben die Juden nicht weniger als sechs verschiedene Jahre, von 353, 354, 355, 383, 384, 385 Tagen.

Die Mohammedaner haben ein reines Mondjahr, das sich gar nicht nach dem Sonnenjahre richtet. Sie haben einen Cyklus von 30 Jahren, in denen 11, nämlich der 2., 5., 7., 10., 13., 15., 18., 21., 24., 26. und 29., Schaltjahre zu 355 Tagen, die andern Gemeinjahre zu 354 Tagen sind. Ihre zwölf Monate heißen Moharrem, Safer, Rebi-ul-ewel, Rebi-ul-achir, Dschemasi-ul-ewel, Dschemasi-ul-achir, Redscheb, Schaban, Ramadan, Schewal, Silkide und Silhidsche. Von diesen haben die ungeraden, nämlich der 1., 3., 5., u. s. w., 29, die geraden 30 Tage, nur in Schaltjahren hat der letzte Monat 30 Tage.

Noch ist schließlich des franz.-republikanischen Kalenders zu gedenken, der zufolge der während der Revolution von dem Nationalconvente durch Decret vom 5. Oct. 1793 eingeführten Zeitrechnung (s. Ära) nöthig wurde. Zur Grenze oder Epoche dieser neuen Jahresrechnung nahm man die Herbstnachtgleiche des J. 1792, genauer die Mitternacht, mit welcher dieser Tag anfing. Jedes folgende Jahr sollte gleichfalls mit der der wahren Herbstnachtgleiche vorausgehenden Mitternacht beginnen. Das Jahr bestand aus zwölf Monaten, jeder zu 30 Tagen; zur Ergänzung desselben hängte man am Ende fünf und in den Schaltjahren sechs Tage (jours complémentaires) an. Die Schaltjahre bestimmte man nach einer besondern Periode, welche Franciade hieß, und in der Regel vier, zuweilen fünf Jahre haben sollte; jedes dritte Jahr dieser Periode war ein Schaltjahr, also die Jahre 3, 7, 11 und 15. Statt der Wochen wurde jeder Monat in drei Theile oder Decaden (s. d.) zu zehn Tagen eingetheilt, sowie sich denn auch alle übrigen Eintheilungen auf das Decimalsystem gründeten. Die Namen der Monate wurden so gewählt, daß sie durch ihre Ableitung die Jahreszeit u. s. w. bezeichneten. Sie waren für den Herbst vom 22. Sept. bis 20. Dec. Vendémiaire, d. i. Weinlesemonat (Oct.), Brumaire, d. i. Nebelmonat (Nov.) und Frimaire, d. i. Reifmonat (Dec.); für den Winter vom 21. Dec. bis 20. März Nivôse, d. i. Schneemonat (Jan.), Ventôse, d. i. Windmonat (Febr.) und Pluviôse, d. i. Regenmonat (März); für den Frühling vom 21. März bis 18. Juni Germinal, d. i. Keimmonat (Apr.), Floréal, d. i. Blütenmonat (Mai) und Prairial, d. i. Wiesenmonat (Juni); für den Sommer vom 19. Juni bis 17. Sept. Messidor, d. i. Erntemonat (Juli), Thermidor, d. i. Hitzemonat (Aug.) und Fructidor, d. i. Fruchtmonat (Sept.). Hier schlossen sich die jours complémentaires oder sanscullottides an, von denen der erste (17. Sept.) la fête du génie, der zweite la fête du travail, der dritte la fête des actions, der vierte la fête des recompenses und der fünfte (20. Sept.) la fête de l'opinion hieß. Die zehn Tage jeder Decade hießen Primidi, Duodi, Tridi, Quartidi, Quintidi, Sextidi, Septidi, Octidi, Nonidi und Decadi, der Ruhetag. Übrigens hatte jeder Tag im Jahre seinen besondern Namen, der aber nicht von einem Heiligen, sondern von der Ökonomie hergenommen und der Zeit, in welche der Tag fiel, angemessen war. Auf Befehl Napoleon's und durch ein Senatsdecret vom 9. Sept. 1805 wurde dieser neue republikanische Kalender aufgehoben und am 1. Jan. 1806 der Gregorianische in ganz Frankreich wieder eingeführt.

Kalfatern heißt in der Schiffsbaukunst die Ritzen der Schiffsbekleidung mit Werg verstopfen und sie mit Pech oder Theer überstreichen, um dem Eindringen des Wassers zu wehren. Auch spricht man von Kalfatern der Schleusen, wenn die Fugen mit Werg ausgestopft werden.

Kali oder Kaliumoxyd ist der Name des wichtigsten unter den sogenannten Alkalien (s. d.) oder Laugensalzen. Da es sich vorzugsweise aus der Asche der Pflanzen darstellen läßt, so nannte man es sonst Alcali vegetabile, d. i. vegetabilisches Laugensalz. Dasselbe findet sich ohne Ausnahme in den Säften aller Land- und Süßwasserpflanzen, aber nie frei, sondern in Verbindung mit verschiedenen Säuren, in der Regel organischen Ursprungs; so ist z. B. der Weinstein des Traubensafts weinsteinsaures Kali. Wenn man die Pflanzen in Asche verwandelt, so gehen beim Verbrennen die organischen Säuren in Kohlensäure über und die Asche enthält dann kohlensaures Kali. Wird dieselbe mit Wasser ausgewaschen, so löst das Wasser dieses Salz nebst vielen Unreinigkeiten auf und beim Abdampfen der Auflösung erhält man dann einen an der Luft stets feucht werdenden graulich- oder röthlichweißen Salzrückstand, die sogenannte Pottasche. Aus dieser kann man zwar durch öfteres Wiederauflösen in Wasser u. s. w. das kohlensaure Kali ziemlich rein bekommen, aber der einzige Weg, chemisch reines kohlensaures Kali zu erhalten, ist der, daß man Weinstein durch Krystallisation reinigt und diese Krystalle durch Glühen in kohlensaures Kali umwandelt. Aus dem kohlensauren Kali erhält man das reine Kali, wenn man eine Auflösung desselben mit gelöschtem Kalk in Überschuß versetzt, dann von dem gebildeten kohlensauren Kalk abfiltrirt und abdampft. Auf diese Weise gewonnen, erscheint es als eine geschmolzene, strahlig-krystallinische Masse von höchst ätzendem, laugenhaftem Geschmack (daher Ätzkali), welche so heftige Verwandtschaft zum Wasser hat, daß sie

an der Luft durch Anziehung der Wasserdünste zerfließt. Diese Eigenschaft haben auch das kohlensaure Kali und viele andere Kalisalze. Da sie sich deshalb schlecht halten und außerdem das aus dem Kochsalze darzustellende Natron viel billiger ist, so bedient man sich neuerdings zu technischen Zwecken meist des Natrons statt des Kali, und der Soda statt der Pottasche. Mit den Säuren verbindet sich das Kali äußerst lebhaft zu Salzen, welche im neutralen Zustande sämmtlich alkalisch reagiren und in Wasser sehr leicht löslich, daher schwierig krystallisirbar sind; die sauren Salze sind deshalb beständiger. Von den Salzen des Kali sind wegen technischer Anwendung wichtig: das kohlensaure Kali oder die Pottasche (s. d.), das salpetersaure Kali (s. Salpeter); das weinsteinsaure Kali (s. Weinstein). In Verbindung mit Kieselerde im gehörigen Verhältnisse gibt das Kali, gleich den andern Alkalien, Glas (s. d.); auch ist ein geringer Gehalt an Kali wesentliche Eigenschaft der sogenannten hydraulischen Kalke. Überhaupt ist das Kali nicht ursprünglich in den Pflanzen, sondern gerade die verbreitetsten Gesteine, wie Granit, Gneus, Syenit, Trachyte, Laven, Basalte u. s. w., kurz alle Steine, in deren Mischung feldspathartige oder glimmerartige Mineralien eingehen, enthalten geringe Mengen von Kali; auch die meisten Kalksteine sind nicht ganz frei davon. Das Kali wird theils in reiner, geschmolzener und in Stangen gebrachter Form wegen seiner ätzenden Eigenschaften von den Chirurgen als Ätzstein verwendet, und in neuester Zeit besonders zu gleichen Theilen mit Kalk gemengt, als Wiener Ätzpaste, theils dient es vielfach in chemischen Laboratorien und zu technischen Processen. Zu letztern genügt es meist, käufliche Pottasche mittels gelöschten Kalks ihrer Kohlensäure zu berauben und die klar abgegossene ätzende Flüssigkeit anzuwenden. So geschieht es z. B. von den Seifensiedern. (S. Seife.)

Kaliber heißt streng genommen der Durchmesser der Seele eines Feuerrohrs; meist aber wird es allgemeiner gebraucht, um die Art des Geschützes mittels der Angabe der Größe oder des Gewichts seines Vollgeschosses zu bezeichnen. Ein zu der zwölfpfündigen Kugel eingerichtetes Geschütz nennt man ein zwölfpfündiges Rohr, und spricht daher auch von Röhren von zwölfpfündigem Kaliber. Beim Wurfgeschütz wird gegenwärtig sogar noch das Gewicht der steinernen Kugel zur Bezeichnung des Kalibers genannt, welche in frühern Zeiten bei demselben angewendet wurde. So bezeichnet das siebenpfündige Kaliber eine Haubitze (Mörser), deren Seele geeignet ist, eine siebenpfündige steinerne Kugel aufzunehmen, obgleich die eiserne Vollkugel von gleicher Größe 24 Pfd., und die hier vorzugsweise gebrauchte eiserne (hohle) Granate 14½ Pfd. wiegt. In manchen Staaten, wie England, Frankreich, Belgien u. s. w., wird nicht das Gewicht, sondern der Durchmesser des Geschosses genannt, um das Kaliber zu bezeichnen; so heißt z. B. die siebenpfündige Haubitze daselbst 5½zöllig. Wenn aber die Länge des Rohrs nach Kalibern angegeben wird, so ist dies ein falscher Gebrauch des Worts, weil bei dieser Angabe niemals der Durchmesser der Seele, sondern stets der des Geschosses zum Grunde liegt. Die Arten der Kaliber umfaßten in früherer Zeit fast alle möglichen Zahlen der Gewichte von ½ Loth bis 1000 und mehr Pfd.; sind aber gegenwärtig mit Recht auf eine möglichst kleine Anzahl eingeschränkt. Der Kalibermaßstab oder Artilleriemaßstab wurde 1540 von Georg Hartmann in Nürnberg erfunden und galt in früherer Zeit als ein besonders wichtiges Besitzthum der Konstabler. Er gibt nicht immer die Durchmesser der Geschütze selbst an, zu welchem Zwecke er treppenförmig an seiner langen Seite ausgeschnitten, in das Geschütz gesetzt werden konnte, sondern häufig die Durchmesser der Geschosse von verschiedenem Gewicht und Material, z. B. von Stein, Eisen, Blei u. s. w.

Kâlidâsas, der ausgezeichnetste unter den Kunstdichtern Indiens, soll gegen Ende des 1. Jahrh. v. Chr. am Hofe des Königs Vikramaditja gelebt haben. Seine trefflichste Dichtung ist das Schauspiel „Sakuntala", wodurch er sich den größten Dichtern aller Zeiten würdig anreiht. Dasselbe wurde englisch von Jones (Kalkutta 1789), und darnach deutsch von Forster (1790) und Herder (1803), im Sanskritoriginal mit franz. Übersetzung von Chézy (Par. 1830) herausgegeben und hiernach von B. Hirzel formgetreu übersetzt (Zür. 1833). Nach einer neuen Recension, mit deutscher Übersetzung herausgegeben von Böhtlingk (Bonn 1842) übersetzte es Hammerich ins Dänische (Kopenh. 1845). Außer diesem Meisterwerke besitzen wir von K. noch zwei Schauspiele „Vikramoravsi", reich an

lyrischen Schönheiten (herausgegeben mit lat. Übersetzung von Lenz, Berl. 1833; deutsch von Höfer, Berl. 1837, und von B. Hirzel, Frauenfeld 1838), und ein Intriguenlustspiel „Mâlavikâ und Agnimitra" (herausgegeben von Tullberg, Bonn 1840). Seine beiden epischen Gedichte „Raghu-vansa", die mythische Geschichte der alten Herrscher von Ayodhya (herausgegeben von Stenzler, Lond. 1832) und „Kumâra-sambhâva", die Geburt des Kriegsgottes (herausgegeben von Stenzler, Lond. 1838), sind bei allen Schönheiten im Einzelnen doch im Ganzen nüchtern und frostig. Von seinen mehr lyrischen Dichtungen ist besonders ausgezeichnet „Megha-dûla", d. i. der Wolkenbote, die Klage eines verbannten Liebenden, voll tiefen Gefühls und anmuthiger Schilderungen der Natur (herausgegeben mit freier engl. Übersetzung von Wilson, Kalkutta 1813, und von Gildemeister mit der Sammlung erotischer Sprüche „Sringâra-tilaka", Bonn 1841). Unbedeutender sind seine „Ritu-sanhâra", d. i. die Jahreszeiten (herausgegeben von Bohlen mit lat. und deutscher Übersetzung, Lpz. 1840). Auch wird ihm eine Bearbeitung der Sage von Nalas und Damayanti zugeschrieben, unter dem Titel „Nalodaya", ein Werk der absurdesten Wortkünstelei (herausgegeben von Benary, Berl. 1830). Überhaupt sind seinem berühmten Namen in späterer Zeit viele Dichtungen untergeschoben worden.

Kalif, s. Khalif.

Kalikut, ein Königreich auf der Küste von Malabar (s. d.).

Kalisch oder Kalisz, früher die Hauptstadt des poln. Gouvernements gleiches Namens, an der Prosna in einem herrlichen Thale, eine der schönsten Städte des Landes, der Sitz eines Bischofs und eines Civiltribunals, hat gegen 15000 E., darunter 2500 Juden, ein Schloß, eine Kreisschule und zahlreiche Fabriken, besonders in Tuch und Leder. Die Stadt ist sehr alt und vielleicht das Calisia im Lande der Suaven, das bei Ptolemäus vorkommt. In der St.-Paulskirche ist der poln. König Mieczyslaw III., gest. 1202, beigesetzt. In der Schlacht bei K. am 29. Oct. 1706 wurde der schwed. General Mardefeld von August dem Starken geschlagen und gefangen genommen. In dem Gefechte bei K. am 13. Febr. 1813, zwischen den Franzosen und Russen, mußte sich die sächs. Brigade Klengel ergeben. Auch ist K. denkwürdig wegen des daselbst abgeschlossenen Allianztractats zwischen Preußen und Rußland vom 28. Febr. 1813. An das hier im J. 1835 gehaltene glänzende Lustlager ruff. und preuß. Truppen erinnert ein Denkmal.

Kalium ist der Name des Metalls, welches in Verbindung mit Sauerstoff das Kali (s. d.) gibt. Man hielt das Kali früher für einfach, bis im J. 1807 Davy (s. d.) nachwies, daß es auf galvanischem Wege zersetzbar sei. Seitdem weiß man, daß es sich durch starke Erhitzung von kohlensaurem Kali mit Kohle oder metallischem Eisen in eisernen Röhren darstellen läßt. Es destillirt dabei in äußerst entzündlichen Dämpfen über, die sich zu großen Tropfen verdichten, welche man in Steinöl auffangen und unter Steinöl aufbewahren muß. Das Kalium hat nämlich solche Verwandtschaft zum Sauerstoff, daß es an der Luft sehr rasch grau wird und in Kali übergeht, in sauerstoffhaltigen Flüssigkeiten aber, namentlich in Wasser, augenblicklich Feuer fängt und unter lebhafter Bewegung zu Kali verbrennt. Man muß es daher sorgfältig vor Luftzutritt schützen und in einer sauerstofffreien Flüssigkeit aufbewahren. Es ist zinnweiß, auf dem frischen Schnitte metallglänzend, läßt sich schneiden wie Wachs, ist leichter als Wasser, schmilzt bei 46° R. und läßt sich bei schwacher Rothglühhitze überdestilliren.

Kalk ist in der Sprache der Chemiker die wichtigste der alkalischen Erden, ganz dem Kali analog aus Sauerstoff und einem Metalle, Calcium, bestehend, das sich nur auf Umwegen und nur in Form eines schwarzbraunen Pulvers darstellen läßt. In der Natur findet sich diese Erde sehr häufig, aber nie rein, sondern stets in Verbindung mit Säuren und zwar in Verbindung mit Kieselerde in sehr vielen zusammengesetztern Mineralien, mit Schwefelsäure im Gyps (s. d.) und Alabaster (s. d.), mit Phosphorsäure im Apatit, Phosphorocalcit, den Knochen der höhern Thiere, mit Kohlensäure endlich in den unter den Namen des Kalkspaths, körnigen Kalks, Kalksteins und Marmors bekannten Formen. In allen diesen Vorkommnissen wird der Kalk zum Theil sehr hartnäckig von Bittererde oder Magnesia (s. d.) in verschiedener Menge begleitet und die magnesiahaltigen Kalksteine der verschiedenen Formationen tragen auch den besondern Namen der Dolomite.

Man stellt den Kalk stets aus den natürlich vorkommenden kohlensauren Verbindungen dar, indem man durch Erhitzung die Kohlensäure austreibt, d. h. durch das Kalkbrennen. Dies geschieht theils in Haufen und Meilern, theils und vorzüglicher in Öfen und zwar entweder in Combination mit der Ziegelbrennerei oder selbständig. Die neuere Zeit hat die Kalköfen wesentlich verbessert und den Proceß durch Einführung der billigern Brennmaterialien ökonomischer gestaltet. Die Qualität des gebrannten Kalks hängt theils von der Reinheit des dazu verwendeten Kalksteins, theils vom Brennen selbst ab. Die Hitze muß nämlich so stark und anhaltend einwirken, daß alle Kohlensäure ausgetrieben wird und der Kalk nicht mehr mit Säuren braust, sie darf aber auch, da gewöhnliche Kalksteine stets etwas Kieselerde, Thonerde u. s. w. enthalten, nicht so weit gehen, daß diese Bestandtheile sich mit dem Kalk chemisch vereinigen oder gar zusammenschmelzen, in welchem Falle der Kalk todtgebrannt heißt und mehr oder minder unbrauchbar geworden ist. Aus reinem Kalkspath dargestellt ist der gebrannte Kalk das wasserfreie Oxyd des Calciums, eine graugelbliche Masse, welche an der Luft mit äußerster Lebhaftigkeit Wasser und später auch Kohlensäure anzieht und dabei zu einem reinweißen Pulver zerfällt (zerfallener Kalk). Übergießt man ihn direct mit Wasser, so findet diese Aufnahme des Wassers unter bedeutender Erhitzung statt und man erhält ebenfalls eine weiße Masse (gelöschter Kalk). In beiden Fällen ist das Product ein Hydrat des Kalks, welches sich in vielem Wasser zertheilen (Kalkmilch) und selbst klar auflösen läßt (Kalkwasser) und an der Luft allmälig Kohlensäure anzieht, wodurch es seine alkalische Reaction verliert und unauflöslich wird. Der Kalk verhält sich in allen Stücken zu Säuren als eine lebhafte Basis und steht den Alkalien sehr nahe, unterscheidet sich aber von ihnen dadurch, daß er mit den meisten Säuren unauflösliche oder sehr schwerlösliche Salze gibt. Die Anwendungen des Kalks sind vielfach. Der frischgebrannte und ungelöschte Kalk wird als sehr wirksames Austrocknungsmittel gebraucht. Der gelöschte Kalk ist theils ein wirksames mineralisches Düngmittel, theils aber bildet er in Vermengung mit Quarzsand den Mörtel der Maurer. Die Anwendung des Mörtels beruht auf der allmäligen Verbindung der Kieselerde mit dem Kalk, wobei zugleich ein Theil des letztern Kohlensäure anzieht; der alte hart und steinartig gewordene Mörtel ist daher ein Gemenge von kieselsaurem und kohlensaurem Kalk. Je rascher diese Erhärtung und Steinwerdung des Mörtels vor sich geht, desto besser eignet sich derselbe besonders zum Abputz der Häuser und zu Wasserbauten. Dies hängt aber von der Qualität des Kalks ab, und namentlich ist hier ein gewisser Gehalt an Alkalien von Einfluß. Solche Kalke, die durch einen Gehalt an Kali oder Natron und Magnesia diesem Zwecke entsprechen, nennt man daher hydraulische Kalke. Von den hydraulischen Kalken sind die sogenannten Cemente (s. d.) zu unterscheiden, welche zwar auch sehr rasch erhärtende Mörtel geben, aber das erfoderliche Verhältniß von Kalk, Thonerde, Alkali und Kieselerde schon in ihrer Mischung enthalten. Zu allen diesen technischen Verwendungen des Kalks benutzt man vorzüglich die gebrannten dichten Varietäten des natürlichen kohlensauren Kalks, besonders den sogenannten Kalkstein und die Kreide. Der Mineralog nennt Kalk die natürliche Verbindung des Kalks mit der Kohlensäure, welche vorzüglich in folgenden Abänderungen vorkommt: 1) als Kalkspath, weiß von Farbe und in viele andere Farben übergehend, von Glas- und Perlmutterglanz und durchsichtig mit ausgezeichneter doppelter Strahlenbrechung; 2) als Faserkalk, schnee- und röthlichweiß, oder sehr verschieden gefärbt; 3) als körniger Kalk (s. Marmor); 4) als Kalkstein, gewöhnlich grau, jedoch auch in den verschiedensten andern Farben, sehr bedeutende Gebirgsmassen in der Übergangs-, besonders aber in der Flözzeit bildend, wo er mehre Formationen constituirt; 5) als Kreide (s. d.), welche in der jüngsten Flözperiode bedeutende Gebirgsmassen bildet; und 6) als Mergel, ein Gemenge von Kalk mit Thon, auch mit Kiesel oder mit beiden zugleich, besonders zur Verbesserung des thonigen und sandigen Bodens, auch als Baustein angewendet. Minder wichtige Abänderungn des Kalks sind der Stinkstein, Rogenstein, Erbsenstein, Kalktuff, Travertino, Julanit, Braunkalk, Schaumkalk, Schieferspath u. a. Zu den Kalksteinen gehört auch der in dicken Platten brechende, feinkörnige, lithographische Stein von Solenhofen in Baiern und anderwärts.

Kalkas, eine zum großen Stamm der Mongolen gehörige Nation von 15—20000

Köpfen, steht größtentheils unter chines. Hoheit und bewohnt die russ. Grenzlande vom Saisansee bis zu den Quellflüssen des Amur, wo besonders die Stadt Urga, der Sitz ihres geistlichen Oberhaupts, die alte Feste Karakorum, der Grenz- und Handelsort Maimatschin und die Städte Uliassatai und Ulatai ihnen gehören. Ein nicht unbeträchtlicher Theil der Kalkas wohnt gegenwärtig auch auf russ. Gebiet in der Nähe von Kiachta, Selenginsk und Udinsk, sowie am Baikalsee.

Kalkbrenner (Friedr.), einer der ausgezeichnetsten Pianofortespieler, der Sohn Christian K.'s — geb. zu Münden 1755, gest. in Paris am 10. Aug. 1806, bekannt durch seine „Histoire de la musique" (2 Bde.; neue Aufl., Par. 1822) und mehre andere theoretische Werke —, bildete sich in Paris unter Catel und Louis Adam in dem Satze und im Pianofortespiele und erhielt 1802 in dem Conservatorium den doppelten Preis. Später bereiste er Deutschland und trat als Claviervirtuos in Berlin und Wien auf; dann ging er nach London, wo er seit 1819 durch den Einfluß, welchen hier die Schule Clementi's auf ihn machte, sein Talent freier entwickelte und als Virtuos und Clavierlehrer sich großen Ruf erwarb; auch stand er lange Zeit in Verbindung mit Logier (s. d.). Im J. 1823 begab er sich, zugleich mit Moscheles, von neuem auf den Continent, wo er namentlich in Wien und Berlin den außerordentlichsten Beifall fand. Eine neue Kunstreise durch Deutschland im J. 1834 frischte seinen alten Ruf wieder auf. In neuester Zeit ist K. durch Lißt und Thalberg etwas in den Hintergrund gedrängt worden. Unter seinen Claviercompositionen, welche den Vorzug haben, bei aller Schwierigkeit in der Hand zu liegen, was man claviermäßig nennt, findet sich manches Gediegene, wie z. B. das Concert aus D-moll; doch besteht auch ein großer Theil aus Modeartikeln. Rühmliche Auszeichnung verdient seine Pianoforteschule mit trefflichen Etudes. Mit Pleyel steht er einer Pianofortefabrik in Paris vor, welche unter andern auch Pianinos liefert, kleinere, schwächer klingende Instrumente, welche sehr angenehmen Ton haben sollen.

Kalkutta, die Hauptstadt der nach ihr benannten engl.-ostind. Präsidentschaft und Sitz des Generalgouverneurs aller brit. Besitzungen in Ostindien, liegt im Delta des Ganges am linken Ufer des westlichsten Hauptarms dieses Flusses, des Hugly, auf einem morastigen Boden, welcher das Klima der Stadt, obschon durch Austrocknen von Sümpfen und durch Lichten der benachbarten Waldungen viel für dessen Verbesserung geschehen ist, sehr ungesund macht. Im Allgemeinen zerfällt sie in drei Haupttheile, die schwarze Stadt im Norden, die weiße Stadt in der Mitte und das Fort William im Süden. Letzteres ist eine große, von der Stadt durch eine Esplanade getrennte, sehr feste und schön gebaute Citadelle mit ungeheuern Casernen, schönem Zeughaus und einer Menge anderer militairischer Anstalten. Die weiße Stadt, auch Tschauringhy genannt, welche von den Europäern bewohnt wird und daher auch ihren Namen erhalten hat, ist wohlgebaut und gleicht, mit wenigen durch das Klima gebotenen Ausnahmen, ganz einer europ. Stadt. Die Straßen sind breit und geradlinig und werden von zum Theil palastähnlichen Häusern gebildet, die aus Ziegelsteinen gebaut sind und voneinander getrennt liegen. Die schönsten Gebäude sind der Gouvernementspalast, das Stadthaus, der Gerichtshof, die beiden anglikanischen und die presbyterianischen Kirchen. Als Merkwürdigkeit ist das jetzt in Trümmer fallende Monument zu erwähnen, welches vor der berüchtigten schwarzen Höhle (jetzt einer Niederlage) errichtet ist, in der der Radschah Ed-Daulah 1756 mehr als 100 Engländer eines gräßlichen Todes sterben ließ. Die schwarze Stadt oder Palta, die fast nur aus Rohr- und Bambushütten oder niedrigen Häusern von Lehm und Backsteinen besteht, hat schmuzige und enge Straßen und wird blos von Eingeborenen bewohnt; in ihr befinden sich mehre Hindutempel und Moscheen, die jedoch meist klein und unansehnlich sind. Außer diesen drei Haupttheilen gibt es noch mehre große Vorstädte und besondere Stadttheile, wie z. B. das Stadtviertel der Armenier mit einer schönen Kirche. Die Einwohnerzahl mag 150—200000 und mit dem Weichbild 500000 Seelen betragen. Der größere Theil besteht in Hindus, nächstdem aus eingeborenen Mohammedanern; außerdem gibt es daselbst viele Europäer, namentlich Engländer, durch deren Vermischung mit Indierinnen eine Menge Mischlinge, sogenannte Halbkasten, entstanden sind, sowie Angehörige vieler Völker Südasiens. K. ist der Sitz eines anglikanischen Bischofs, dessen Sprengel sich über ganz Süd- und Ostasien erstreckt;

auch haben die meisten engl. Dissidenten, sowie die übrigen protestantischen Kirchen Europas, ferner Katholiken, Armenier, mit einem Worte fast alle christlichen Glaubensbekenntnisse hier ihre Gotteshäuser; außerdem gibt es eine Menge Moscheen und heidnischer Tempel für die Eingeborenen. Obgleich die Stadt auf der einen Seite eine durch und durch asiat. Stadt ist, so hat sie auf der andern doch fast alle Einrichtungen und materiellen Genüsse der großen Städte Europas und zählt eine Menge nützlicher Anstalten, wie sie nur einer weit vorgeschrittenen Civilisation eigen sind. Darunter gehören verschiedene Hospitäler und höhere und niedere Lehranstalten aller Art für Europäer und Einheimische, mehre Buchdruckereien und gelehrte Gesellschaften, unter denen die asiatische die bedeutendste ist, ein Schauspielhaus, eine Sternwarte und ein berühmter botanischer Garten. Sie ist die bedeutendste Handelsstadt von Ostindien und vielleicht von ganz Asien; insbesondere ist sie der Stapelplatz des eigentlichen Hindostan und der Mittelpunkt des ganzen ostind. Verkehrs mit England. Der Handel wird nach dem Innern hauptsächlich durch die gegen 500 Fahrzeuge beschäftigende Flußschiffahrt und auswärts durch eine zahlreiche Seeschiffahrt betrieben, wenngleich Seeschiffe von mehr als 500 Tonnen Gehalt nicht bis an die Stadt kommen können. Sie ist eine durchaus neue Stadt. Zwar ließen sich die Engländer schon um 1690 hier bei dem ind. Dorfe Govindpur, aus dem K. entstanden ist, nieder; doch blieb es lange ein elender Ort und zählte noch 1717 nur einige 100 E. Erst um die Mitte des 18. Jahrh., besonders seit der Gründung des Forts William, fing es an sich zu heben, nahm aber von nun an, begünstigt durch seine Lage und den Umstand, daß es Mittelpunkt der engl. Besitzungen wurde, so reißend zu, daß es jetzt eine der größten und reichsten Städte Asiens ist. — Die Präsidentschaft K. zählt 25756 □M. mit 76,376000 E., wovon jedoch das den Engländern unmittelbar unterworfene Gebiet gegen 14396 □M. und 65,532909 E. enthält; sie umfaßt im eigentlichen Hindostan die Provinzen Bengalen (s. d.), Bahar, Allahabad (s. d.), Audh (s. d.), Agra (s. d.), Delhi (s. d.) und Gurwal, und im Dekan die Provinzen Orissa, Gundwana, Hyderabad, Beder und Berar.

Kalligraphie oder Schönschreibekunst. Zu einer schönen Schrift ist zuerst erfoderlich, daß man den Buchstaben eine möglichst angenehme Form gibt. Daher muß bei der Kalligraphie Dreierlei beobachtet werden: die verhältnißmäßige Größe der Buchstaben, die Einfachheit und die Deutlichkeit derselben. Die richtige Höhe der langen Buchstaben scheint für die deutsche Currentschrift getroffen zu sein, wenn den langen Buchstaben die fünffache und den halblangen die dreifache Höhe der kleinen Buchstaben zugemessen wird. In Betreff der Einfachheit der Schrift müssen alle Züge, die nicht unmittelbar zur Bildung der Buchstaben nöthig sind, vermieden werden. Die Deutlichkeit der Schrift besteht darin, daß die Form jedes Buchstaben mit der ihr zukommenden Ausführlichkeit vollendet dargestellt werde. Vgl. Jos. Payer, „Systematische Anleitung zur Kalligraphie in ihrem ganzen Umfange" (Wien 1839, Querfol., mit Kpfrn.).

Kalliko nennt man baumwollenes, gedrucktes Zeug. Seinen Namen hat es von Kalikut in Ostindien, von woher es zuerst in England eingeführt wurde. In England werden meist auch ungedruckte, weiße Kattune (s. d.) so genannt.

Kallikrates ist der Name zweier berühmter griech. Künstler aus der Mitte des 5. Jahrh. v. Chr., von denen der Eine als Architekt den Parthenon (s. d.) auf der Akropolis zu Athen und die sogenannten langen Mauern erbaute, der Andere, aus Lacedämon gebürtig und gewöhnlich mit dem Milesier Myrmekides in Verbindung genannt, durch Verfertigung außerordentlich kleiner Gegenstände aus Elfenbein, Marmor u. s. w. sich auszeichnete, unter denen von den Alten namentlich Viergespanne erwähnt werden, welche eine Fliege bedecken konnte.

Kallikratidas, ein berühmter spartan. Feldherr, wurde noch sehr jung 406 v. Chr. der Nachfolger Lysander's (s. d.) in dem Oberbefehle über die Flotte, zeichnete sich hier durch Thätigkeit, Muth und Rechtlichkeit aus und schlug in mehren glücklichen Gefechten, namentlich bei Methymna, die atheniens. Flotte, fand aber, als er mit letzterer 405 v. Chr. bei den arginusischen Inseln zusammentraf und den für ihn sehr ungleichen Kampf annahm, bei dem Anrennen seines Schiffs an ein feindliches in den Wellen seinen Untergang, der die allgemeine Flucht der Peloponnesier nach sich zog.

Kallimachus, einer der vorzüglichsten Dichter und Gelehrten des alexandrin. Zeitalters, um 250 v. Chr., stammte aus einem vornehmen Geschlechte zu Kyrene in Libyen, eröffnete in Alexandrien eine Schule der Grammatik und der schönen Wissenschaften, in welcher mehre berühmte Männer, wie Eratosthenes, Apollonius von Rhodus u. A. ihre Bildung erhielten und wurde von dem König Ptolemäus Philadelphus, bei dem und dessen Nachfolger, Ptolemäus Euergetes, er in hoher Achtung und Gunst stand, zum Mitglied des Museums ernannt. In dieser für seine Studien günstigen Lage, die dadurch erhöht wurde, daß er zugleich auch Vorsteher der Bibliothek war, schrieb er über die verschiedensten Zweige der Literatur eine große Anzahl Schriften, von denen sich außer einigen Bruchstücken leider nur noch 73 Epigramme und sechs Hymnen erhalten haben, während wir sein Gedicht auf das Haupthaar der Berenice nur noch aus Catull's lat. Übersetzung kennen. Seine Gedichte tragen sämmtlich den Stempel ihres Zeitalters, in welchem man den Mangel der natürlichen Genialität durch Vielwisserei und eitlen Prunk zu ersetzen suchte und statt der edlen Einfachheit Künstelei und Überladung anwendete und einen großen Hang zum Seltenen und Veralteten zeigte. Unter den Römern dienten seine Elegien namentlich dem Properz (s. d.) als Muster. Außer den frühern Ausgaben von Grävius (2 Bde., Utr. 1697) und J. A. Ernesti (2 Bde., Leyd. 1761), in denen zugleich der gelehrte Commentar Spanheim's enthalten ist, erwähnen wir die von Blomfield (Lond. 1815) und die Bearbeitung der „Elegiarum fragmenta", herausgegeben von Luzac (Leyd. 1799). Deutsche Übersetzungen lieferten Ahlwardt (Berl. 1794) und Schwenck (Bonn 1821).

Kallinus aus Ephesus, der älteste elegische Dichter der Griechen, den wir kennen, lebte im 7., nach Andern sogar schon im 9. Jahrh. v. Chr. und wird gewöhnlich für den Schöpfer der politischen Elegie (s. d.) gehalten. Das noch vorhandene Bruchstück seiner Kriegslieder, in welchem die Ephesier zur tapfern Gegenwehr gegen die Magnesier angefeuert werden, ist von Brunck in den „Poetae graec. gnomici" (Lpz. 1817), von Gaisford im dritten Bande der „Poetae graec. minores" (Lpz. 1823) und von Schneidewin im „Delectus poeseos graec. elegiacae etc." (Gött. 1838) erklärt, von Bach zugleich mit den Fragmenten des Tyrtäus und Asius (Lpz. 1831) nebst einem „Nachtrag" (Lpz. 1832) besonders herausgegeben und in Büsching's und Kannegießer's „Pantheon" von F. Passow, in den „Elegischen Dichtern der Hellenen" (Frankf. 1826) von Weber und in Borberg's „Hellas und Rom" (Bd. 1, Stuttg. 1842) ins Deutsche übersetzt worden. Vgl. V. Franke, „Callinus seu de origine carminis elegiaci" (Lpz. und Altona 1816).

Kalliŏpe, d. i. die Schönstimmige, die vorzüglichste unter den Musen (s. d.), war die Vorsteherin der epischen, bei Dichtern aber auch bisweilen jeder andern Dichtung. Von Oagros, König in Thrazien, wurde sie Mutter des Orpheus und Linus, von Strymon des Rhesos, von Apollon des Jalemos und Hymenäus, von Achelous der Sirenen. Auf Denkmälern erscheint sie mit Wachstafeln und dem Stylos oder Schreibgriffel.

Kallipȳgos, d. h. mit schönem Hintern, ist ein Beiname der Venus (s. d.). Zwei schöne sicil. Mädchen, die Töchter eines Landmanns, stritten sich, welche von ihnen an jenem Theile schöner sei. Ein Jüngling wurde zum Schiedsrichter aufgerufen; er entschied für die ältere und verliebte sich in sie. Sein Bruder, dem er den Streit erzählte, verliebte sich in die jüngere. Der reiche Vater willigte endlich ein, daß beide Brüder die Landmädchen heiratheten. Aus Dankbarkeit errichteten beide Schwestern der Venus einen Tempel zu Syrakus mit ihrem Bilde, und zwar in der Stellung, daß sie nach hinten blickt, um auf Das zu deuten, wodurch sie ihre Männer eroberten.

Kallirrhŏë heißt 1) die Tochter des Oceanus, von Chrysaor Mutter des Geryones, von Neilos der Chione, von Poseidon des Minyas; 2) die Tochter des Achelous, die zweite Gemahlin des Alkmäon (s. d.); 3) die Tochter des Skamandros, die Gemahlin des Tros (s. d.) und Mutter des Ilus, Assarakus und Ganymedes; 4) eine Jungfrau zu Kalydon, welche vom Priester des Dionysus, Koresus, innigst geliebt, dessen Bewerbung immer standhaft zurückwies, bis dieser sich an den Gott wendete, der hierauf Wahnsinn unter den Einwohnern wie eine Pest wüthen ließ. Das deswegen befragte dodonäische Orakel antwortete: Dionysus könne nicht anders versöhnt werden, als wenn K. oder ein Anderer für sie geopfert würde. Als nun K., um den Opfertod zu erleiden, zum Altare geführt

wurde, ließ sich Koresus für sie opfern. Hierauf nahm sich auch K. bei einer Quelle, die nach ihr benannt wurde, das Leben.

Kallisthĕnes aus Olynth, geb. um 360 v. Chr., der Schwestersohn des Aristoteles, von dem er zugleich mit Alexander dem Großen erzogen wurde, begab sich um 336 v. Chr. nach Athen, um sich dem Studium der Naturgeschichte und der historischen Wissenschaften zu widmen, und begleitete dann Alexander auf seinem Zuge nach Indien. Doch zog er sich durch den Ernst und die Strenge seiner Lebensansichten, noch mehr aber durch seine rücksichtslose Freimüthigkeit sehr bald den Haß der Höflinge und Günstlinge des Königs zu, und mußte zuletzt, da diese den Verdacht einer Verschwörung auf ihn zu laden wußten, im J. 328 v. Chr. einen gewaltsamen Tod erdulden. Von seinen historischen Schriften, unter denen namentlich die „Hellenica" in zehn Büchern und die „Persica" von den Alten als die bedeutendsten genannt werden, haben sich nur wenige Buchstücke erhalten, da die „Geschichte Alexander's", welche sich unter seinem Namen noch in verschiedenen Handschriften der pariser Bibliothek befindet, offenbar ein Machwerk des 7. oder 8. Jahrh. ist und zu der langen Reihe der Alexanderromane des Mittelalters gehört. Vgl. Westermann, „De Callisthenis vita et scriptis" (Lpz. 1838, 4.). Die Bruchstücke seiner Werke sind gesammelt in Geier's „Alexandri M. historiarum scriptores aetate suppares" (Lpz. 1844).

Kallisto, die Tochter des Arkadiers Lykaon, eine Jägerin und Begleiterin der Artemis, gebar vom Zeus den Arkas und wurde deshalb von der Hera in eine Bärin verwandelt und von der Artemis erschossen. Das Kind kam an Hermes zur Pflege, die Mutter aber als große Bärin (Arktos) an den Himmel. Nach Otfr. Müller's Ansicht ist K. die Artemis Kallisto der Arkadier, welche Tochter des Lykaon, d. i. des lykäischen Zeus, und Mutter des Arkas, d. i. des Volks, hieß.

Kallistrătus, einer der ausgezeichnetsten Volksredner in Athen, der selbst dem Demosthenes als Muster diente, nahm um 377 v. Chr. zugleich mit Timotheus und Chabrias und 373 v. Chr. mit Iphikrates als Feldherr den lebhaftesten Antheil an den Kämpfen der Athener. Ein Jahr darauf ging er als Gesandter nach Sparta, wo er durch seine Beredtsamkeit den Frieden zwischen beiden Staaten herzustellen suchte, mußte aber 363 v. Chr., aus unbekannten Gründen zum Tode verurtheilt, aus Athen nach Macedonien fliehen und wurde, als er später ohne Erlaubniß von dort zurückkehrte, hingerichtet. — Kallistratus, ein berühmter alexandrin. Grammatiker, der Schüler des Aristophanes von Byzanz, gegen die Mitte des 2. Jahrh. v. Chr., beschäftigte sich namentlich mit der Erklärung des Homer, Pindar, der Tragiker u. s. w., und verfertigte eine Reihe von trefflichen Commentaren, die wir nur noch aus einzelnen Anführungen kennen. Vgl. Schmidt, „De Callistrato Aristophaneo" (Halle 1838). — Von Kallistratus, einem Sophisten aus dem 3. Jahrh. n. Chr., besitzen wir noch eine in stylistischer Hinsicht schwülstige und überladene Beschreibung von 14 Statuen, die früher häufig zugleich mit den Werken des Philostratus und zuletzt von Welcker und Jacobs unter dem Titel „Philostratorum imagines et Callistrati statuae" (Lpz. 1825) am besten herausgegeben worden ist.

Kalliwoda (Joh. Wenzel), ein bekannter Componist und Violinspieler, wurde zu Prag im J. 1800 geboren und in dem dortigen Conservatorium daselbst gebildet. Auf einer Kunstreise im J. 1822 lernte ihn in München der kunstsinnige Fürst von Fürstenberg kennen und ernannte ihn zu seinem Kapellmeister in Donaueschingen, welchem Amte er, einige Kunstreisen, namentlich nach Leipzig, abgerechnet, unausgesetzt vorstand und noch vorsteht. Sein Violinspiel ist mehr gemüthlich und anmuthig, als großartig und glänzend. Dasselbe gilt von seinen dahin einschlagenden Compositionen. Weit höher steht er als Orchestercomponist, und seine Symphonien gehören zu dem Tüchtigsten und Beachtenswerthesten, was die neuere Zeit auf diesem Felde hervorgebracht hat. Mehr für augenblickliche Bedürfnisse berechnet scheinen seine Concertouverturen.

Kalmar, in Gothland, zur Landschaft Småland gehörig, an der durch die Ostküste Schwedens und die Insel Öland gebildeten Meerenge, mit einem guten Hafen und 5300 E., ist der Sitz eines Bischofs und der Landschaftsbehörde und hat ein Gymnasium, nicht unansehnlichen Schiffbau, mehre Fabriken und bedeutenden Handel mit Holzproducten. Die herrliche Domkirche, welche auf Anordnung Karl's XI. von Nikodemus Tessin dem

Jüngern von Ölandsstein erbaut wurde, ist eines der vorzüglichsten Bauwerke des Nordens, doch hat sie bei der Feuersbrunst im J. 1800 bedeutend gelitten. Von den ehemaligen starken Festungswerken sind nur noch die Wallgräben übrig. In K. wurde am 12. Juli 1397 auf Betrieb der Königin Margaretha (s. d.) von Dänemark die Vereinigung der drei nord. Reiche, die sogenannte Kalmarische Union, beschlossen, welche der Friede zu Malmö im J. 1523 wieder löste.

Kalmücken, oder, wie sie sich selbst nennen, Derben-Eret, d. i. die vier Verbündeten, sonst auch Olot und von den Tataren Khalimik, d. h. Abtrünnige, genannt, die zahlreichste und berühmteste mongolische Nation, steht noch zum größten Theile unter chines. Oberhoheit, ist aber auch seit bereits zwei Jahrhunderten in großer Anzahl und auf weiten Räumen über das russ. Reich verbreitet. Der erste jener vier Hauptstämme oder Ulus sind die Choschoten, d. i. die Krieger, noch gegenwärtig von Fürsten aus dem Geschlecht Dschingis-Khan's regiert. Sie stehen größtentheils unter chines. Hoheit und bewohnen, 50—60000 Köpfe stark, die Gegend des Koko-Noor oder des Blauen Sees, die sie als ihre eigentliche Heimat bezeichnen. Ein Theil dieses Stammes soll schon frühzeitig an den Irtisch gezogen, sich darauf aber mit dem zweiten Hauptstamm der Kalmücken, den Songaren, vereinigt und an den Kämpfen gegen China Theil genommen haben. Ein anderer Theil dieser Horde zog sich bei der Überfüllung des Landes ins russ. Gebiet, wo wir ihn seit 1759, ja nach Einigen schon seit 1675, an den Ufern der Wolga im astrachanischen Gouvernement finden. Dieser Kalmückenstamm unterwarf sich freiwillig dem russ. Scepter und ist zugleich derjenige, der sich durch Friedlichkeit und Anhänglichkeit an Rußland am meisten auszeichnet. Offenherzigkeit und Neugier, eine gewisse Lebhaftigkeit und Reizbarkeit, Anlage zum Diebstahl, zur Rachsucht, im Ganzen aber mehr Gutmüthigkeit und Treue zeichnen diesen Volksstamm aus, der noch gegenwärtig ein unstätes, nomadisirendes Leben führt, seine Filzhütten bald hier, bald dort aufschlägt, sich in Kumiß, dem beliebten Trank aus gegohrener Stutenmilch, gern berauscht und mit Bogen, Pfeil und Speer gut umzugehen weiß. Den zweiten Hauptstamm bilden die Songaren, einst die tapferste, reichste und mächtigste Horde, im 17. und im Anfang des 18. Jahrh. die Beherrscherin aller übrigen Stämme, später von den Chinesen unterjocht und fast ganz aufgerieben und zerstreut. Von ihnen hat die Songarei ihren Namen. Sie begaben sich in großer Anzahl 1758 unter russ. Oberhoheit, doch schon im J. 1770 kehrte der größere Theil derselben zurück, indem sie den Druck der Chinesen im heimischen Lande dem Druck der Russen im fremden Lande vorzogen. Als dritter Hauptstamm erscheinen die Derbeten, die bald mit den Songaren, bald mit den Torgoten vereint, sich schon frühzeitig in Rußland niederließen, wo sie bis gegen das Ende des 18. Jahrh. häufig im Gouvernement Astrachan an der Wolga und am Ural vorkamen, während sie sich in neuerer Zeit, nach dem Erlöschen der Hauptlinie ihrer Erbfürsten, von der Wolga nach dem Don und an den Ili hinzogen und sich den donischen Kosacken beigesellt haben. Den vierten Hauptstamm bilden die Torgoten oder Torgaluten, die einst mit den Songaren verbunden waren und erst später eine eigene Horde bildeten. Sie heißen auch wolgaische Kalmücken, weil sie bereits 1616, also am frühzeitigsten von allen Kalmückenstämmen, ihr Vaterland aufgaben und die Wolgaebenen zur neuen Heimat erwählten. Doch kehrten die Meisten von ihnen später ebenfalls wieder in ihre Stammsitze zurück, als der Druck der russ. Oberhoheit sich ihnen fühlbar machte. Seit dem J. 1771 finden wir blos noch wenige Torgoten in Rußland ansässig. Nur ein untergeordneter Zweig, der Stamm Zoochor unter ihrem Fürsten Dundukow, blieb zurück und trat in die vollkommenste Abhängigkeit von den Russen. Dieser Fürst, ein Sohn Khan-Dunduk-Ombo's, und ein Großenkel des mächtigen Khans Ajuka, ließ sich später taufen und nahm nunmehr jenen Namen Dundukow an, welchen nach seinem Tode, auf Kaiser Alexander I. Befehl, sein Schwiegersohn Korsakow erbte, der nun den Titel Fürst Dundukow-Korsakow führt. Sämmtliche vier Kalmückenstämme zählten im J. 1796, soweit sie unter russ. Oberhoheit standen, 50—60000 Seelen, wobei indeß die getauften und zum Christenthum übergetretenen freien Kalmücken in und um Astrachan (200 Seelen), die getauften christlichen stawropolschen Kalmücken im Gouvernement Simbirsk am Flusse Samara und an den Flüssen Sok und Tok (15000 Seelen), ferner die zum Mohammedanismus übergetrete-

nen Orenburgischen Kalmücken an der Ostseite des Urals am Isetflusse, die von den Kirgisen zu Proselyten gemacht wurden, und endlich die einzelnen Kalmücken, die sich als Leibeigene in mehren russ. Gouvernements aufhalten, besonders in Petersburg, Kasan, Tobolsk, Irkutsk u. s. w., nicht mit in Anschlag gebracht sind, sodaß man in neuester Zeit ihre Zahl auf 120—125000 Seelen ansetzen kann. Rußland hat in neuerer Zeit viel für die Aufklärung der noch heidnischen Kalmücken gethan; um geschickte Dolmetscher und Beamte bei den Kalmücken zu haben, wurde bereits 1829 ein eigenes kalmückisches Institut gegründet; auch wurde dem großen Druck, den die Priesterherrschaft bei den buddhistischen Kalmücken ausübte, durch mehre Ukas Einhalt gethan. Vgl. Bergmann, „Nomadische Streifereien unter den Kalmücken" (4 Bde., Riga 1804—5); Erdmann, „Beiträge zur Kenntniß des Innern von Rußland" (2 Bde., Riga und Dorpat, dann Lpz. 1822—26), und Engelhardt, „Russ. Miscellen zur Kenntniß Rußlands" (4 Bde., Petersb. 1828—32).

Kalmückische Steppe heißt der zwischen der Wolga im Westen, der Jemba im Osten, dem Südgehänge des Ural und dem Obschtschei-Sirt im Norden und dem Kaspischen Meere im Süden liegende, flache, durch Waldlosigkeit, magern Thonboden, weite Sandflächen, Salzseen und Salzflüsse, seltenen Regen und trockene, heiße Winde ausgezeichnete Landstrich, von der doppelten Größe des Königreichs Polen, der nur spärlich von herumziehenden Kalmücken und Kirgisen bewohnt wird und nur an wenigen Stellen, besonders am Ural und der Wolga, stehende Niederlassungen trägt. Kalmükowa am Ural ist eines der Hauptdörfer der angesiedelten Kalmücken. Unter den Salzseen ist der große Baskutsch, der Elton und der Gorka, unter den Salzflüssen der große und kleine Usen zu bemerken. Da, wo sich die Achtuba in die Wolga ergießt, hat man neuerdings die Trümmer der Residenz des einst so bedeutenden kiptschakischen Reichs wieder aufgefunden. Oft wird diese Steppe auch *Kirgisensteppe* genannt, obgleich man mit diesem Namen meist die angrenzende Steppe belegt, die vom Ural und der Jemba bis zum Irtisch reicht.

Kalmuck nennt man ein tuchartiges, aus dickem Streichwollengespinnst gewebtes, geköpertes, ziemlich fest gewalktes und länger als Tuch geschorenes Wollenzeug zu Winterkleidungsstücken, welches überall fabricirt wird, wo sich Tuchmanufactur befindet, und dem Fries, Coating, Tüffel und der Sibirienne am nächsten verwandt ist.

Kalmus, eine in Teichen und Sümpfen wachsende, mit langen Wurzelblättern und langen Blütenkolben versehene Pflanze, deren kriechende, gegliederte, sehr aromatische Wurzel seit alten Zeiten als Arzneimittel dient und bei schwacher Verdauung als Reizmittel, wol auch in gewissen Nervenkrankheiten Anwendung findet. Man findet die überzuckerten Scheiben bei jedem Conditor und zieht außerdem auch Branntwein über der Wurzel ab.

Kalomel, *einfaches Chlorquecksilber* oder *versüßtes Quecksilber* (Calomelas, Mercurius dulcis oder Chloretum hydrargyri) nennt man eine Verbindung von Quecksilber mit Chlor, welche häufig als Arzneimittel benutzt wird. Dieses wichtige Arzneipräparat soll nach neuern Forschungen Turquet de Mayerne im J. 1550 entdeckt haben und ihm den noch jetzt gebräuchlichsten Namen, der aus dem Griechischen stammt, gegeben haben. Man erhält das Kalomel gewöhnlich durch Zusammenreiben von Quecksilber und *Sublimat* (s. d.) und durch Sublimation beider vereinigten Substanzen. Es erscheint dann als eine zusammenhängende, weiße, krystallinische Masse, welche in Wasser und Alkohol nicht löslich ist und zerrieben ein gelblichweißes Pulver darstellt. Auf den Organismus wirkt es nach Art des Quecksilbers im Allgemeinen verflüssigend und die Ab- und Aussonderungen verstärkend ein und wird daher sowol innerlich als äußerlich als zertheilendes, abführendes und die Auffaugung beförderndes Mittel in vielen Krankheiten angewendet. Eine besondere Vorliebe für dieses Mittel hat man in England, wo es von Vielen täglich in ziemlich starker Quantität genossen wird.

Kälte ist der Ausdruck, dessen wir uns zu Bezeichnung eines relativen Mangels an fühlbarer Wärme bedienen. Es gibt also keine bestimmte Grenze zwischen Kälte und Wärme und es ist eigentlich ganz falsch, wenn man die Grade der Thermometer unter dem Eispunkt Kältegrade, die darüber liegenden Wärmegrade nennt. Sobald die Haut die Empfindung hat, daß ein mit ihr in Berührung kommender Körper oder die umgebende Luft viel weniger Wärmestoff enthalte, als sie selbst, ihr also viel Wärme entziehe, so nennen wir diesen

Körper oder die Temperatur der Luft kalt. Dabei hängt also sehr viel ab von dem Zustande der Haut und ihrer Gewöhnung, und es ist bekannt genug, daß man im Sommer schon Kälte empfindet, wenn man im Winter über laue und schlaffe Witterung klagt. Alles, was Wärme entzieht, erzeugt Kälte. Namentlich also die Verdunstung flüchtiger Flüssigkeiten, wie Äther und Kohlensäure, das Schmelzen von Eis, das Auflösen gewisser Salze in Wasser u. s. w. Stellt man dabei den schmelzenden oder verdunstenden Körper, welcher der Umgebung die zur Veränderung seines Zustandes erfoderliche Wärme entziehen muß, in den Brennpunkt eines Hohlspiegels und diesem gegenüber einen andern Hohlspiegel, in dessen Brennpunkt die Kugel eines Thermometers steht, so wird letzteres sehr sinken, aber nicht, weil die Kälte strahlt, sondern weil vermöge ihrer Stellung der Thermometerkugel durch Strahlung viel Wärme entzogen wird. (S. Frost.) Die Verdunstung einer Flüssigkeit kann so rasch geschehen, daß sie sich selbst dadurch bis zum Gefrieren des Restes abkühlt, z. B. Wasser unter dem Recipienten der Luftpumpe neben Schwefelsäure, welche die Wasserdämpfe rasch verschluckt. Kältemischungen nennt man Gemenge, welche bei ihrer Auflösung viel Wärme binden, also zu Erzeugung künstlicher Kälte dienen können; z. B. Gemenge von Schnee, Salpeter und Kochsalz, wie sich deren die Zuckerbäcker zu Bereitung des Gefrorenen bedienen. Die intensivste künstliche Kälte gibt ein Gemenge von fester Kohlensäure (s. d.) und Äther. (S. Temperatur und Wärme.)

Kaltes Fieber, s. Wechselfieber.

Kalüga, ein schon unter der Kaiserin Katharina der Großen 1776 gebildetes, gegenwärtig in elf Kreise abgetheiltes Gouvernement des europ. Rußlands, welches im J. 1842 auf 395 □M. 943677 E., also auf die □M. 2389 zählte, wonach es zu den relativ am meisten bevölkerten Gouvernements des russ. Reichs gehört, ist von den Gouvernements Moskau, Smolensk, Tula und Orel umgeben und durch große Handels- und Gewerbthätigkeit in sehr erfreulichem Wohlstande. Es zählt 164 Fabriken, in denen es über 20400 Arbeiter beschäftigt. Ausgezeichnet sind besonders die Erzeugnisse der verschiedenen Glashütten, Eisenhämmer, Seiden-, Woll-, Baumwollen- und Leinwandmanufacturen, der Tuchfabriken und der großen Branntweinbrennereien. Eins der fruchtbarsten Gouvernements des Reichs, gewährt es durch die üppige Vegetation das Bild eines überaus glücklichen und gesegneten Landes. Der Hauptstrom ist die Oka, die einen ergiebigen Fischfang gewährt. Die Wälder sind reich an Wildpret und Federvieh. Auch die kalugaschen Nachtigallen sind weit berühmt und werden besonders in den Hauptstädten oft sehr theuer bezahlt. Die Viehzucht und Bienenzucht werden mit großem Erfolg betrieben und in den Gestüten sieht man in neuerer Zeit auf Veredelung der Pferderacen. Die Bevölkerung besteht fast nur aus Russen, wie denn auch der griech. Glaube durchaus vorherrschend ist; von Andersgläubigen gibt es nur einige hundert. Die Hauptstadt gleiches Namens, am Einfluß der Kaluschka in die Oka, zählt 35274 E., die sich besonders durch lebhafte Industrie in Öl-, Leder- und Segeltuchfabrikation, Zucker- und Vitriolsiedereien und durch einträglichen Handel mit Öl, Obst, Getreide, Gemüse und Honig nähren. Sie ist der Sitz eines griech. Bischofs und es bestehen daselbst ein Forstinstitut, ein Priesterseminar, eine literarische Gesellschaft und 14 Schulen. Bekannt sind in der Geschichte des J. 1812 die drei großen in diesem Gouvernement liegenden Schlachtorte Medyn, Maloi-Jaroslawez und Tarutino.

Kalydon, die Hauptstadt Ätoliens am linken Ufer des Euenos in einer fruchtbaren Ebene, ist besonders berühmt durch den kalydonischen Eber. Als einst König Öneus (s. d.) allen Göttern ein feierliches Opfer gebracht, dabei aber die Diana vergessen hatte, sandte diese aus Rache einen furchtbaren Eber, der Fluren und Gärten verwüstete. Diesen zu erlegen, berief Meleager, des Öneus Sohn, die tapfersten Helden Griechenlands, Theseus, Jason, Nestor u. A.; doch keiner vermochte ihn zu tödten und mehre kamen um. Endlich traf ihn Meleager's Geliebte, Atalanta (s. d.), mit dem Pfeile, worauf die Übrigen ihn völlig erlegten.

Kalypso, bei Homer eine Tochter des Atlas, nach Andern des Nereus und der Doris, oder auch des Oceanus und der Thetis, bewohnte die tief im Ocean liegende waldige Insel Ogygia und lebte fern von allem Umgange mit Göttern und Menschen. Als Odysseus an ihrer Insel Schiffbruch litt, nahm sie ihn gütig auf und versprach ihm die Unsterb-

lichkeit, wenn er sich mit ihr vermählen wollte. Obschon gefesselt von den Reizen der Göttin, hielt ihn doch die Sehnsucht nach dem Vaterlande und nach seiner Gattin ab, auf ihren Antrag einzugehen. Dessenungeachtet wußte sie denselben sieben Jahre festzuhalten, in welcher Zeit er zwei Söhne, Nausinoos und Nausithoos mit ihr zeugte, bis endlich Zeus durch Hermes ihr gebot, ihn in die Heimat zurückkehren zu lassen. Odysseus reiste nun ab, K. aber starb vor Gram.

Kama, auch Kleine Wolga genannt, der größte Nebenfluß der Wolga, entspringt unter 58° nördl. Br. in den Uralischen Vorbergen, wo er schon für kleinere Fahrzeuge schiffbar wird, durchfließt in mehrfachen Krümmungen die Gouvernements Wjätka und Perm, bildet dann auf lange Zeit die Grenze zwischen Wjätka und Orenburg und mündet unter dem 55° nördl. Br. nach einem Laufe von 284 M. im Gouvernement Kasan unfern der Trümmer der alten Bulgarenresidenz Bolgary in die Wolga (s. d.). Sie übertrifft die meisten Hauptflüsse des westlichen Europas an Länge, Strombreite und Wasserfülle, sowie an früh eintretender Schiffbarkeit, hat die Wjätka, Tschussowaja und Bjelaja zu ihren bedeutendsten Nebenflüssen und durchströmt, besonders von der Grenze des Wjätkaschen und Orenburgischen Gouvernements an, ein sehr gesegnetes Land. Reiche Flecken und Dörfer und eine Menge großer und kleiner Städte, namentlich Perm, Ochansk, Ossa, Kama, Sabiegalowo, Sarapul, Tschistopol und Laïschew, die an ihren Ufern liegen, zeugen von ihrer Bedeutsamkeit.

Kamatschinzen, Kamatschen oder Kaimaschen, eine nur aus 400 Seelen bestehende samojedische Völkerschaft in Sibirien, im Gouvernement Jeniseisk am Jenisei und seinen Nebenflüssen Kan und Ababan, beschäftigen sich wie die Koibalen, Karagassen und die übrigen samojedischen Völkerschaften, da, wo sie angesiedelt sind, mit Ackerbau und mehr noch mit Viehzucht, während sie als Nomaden besonders der Jagd und dem Einsammeln von Mammuthknochen und Zähnen nachgehen.

Kamburg, eine kleine Stadt im Herzogthum Sachsen-Meiningen an der Saale, mit 1700 E., welche der gleichnamigen Grafschaft den Namen gab. Diese Grafschaft über deren frühere Besitzer man im Zweifel ist, war nachher im Besitze der Grafen Wiprecht (s. d.) und kam 1261 an die Familie Vitzthum. In Folge der Theilnahme Apel von Vitzthum's am Bruderkriege gegen den Landgrafen Wilhelm von Thüringen wurde sie, nach Vertreibung der Vitzthume, 1452 zu Thüringen (s. d.) geschlagen, nachdem das Schloß Kamburg 1448 geschleift worden war. Bei der Landestheilung im J. 1485 kam sie an den Kurfürsten Ernst, und bei der Landestheilung der Söhne Ernst's des Frommen im J. 1675 an die Linie Sachsen-Eisenberg, 1707 an Sachsen-Gotha und bei der Theilung im J. 1826 an Sachsen-Meiningen.

Kambyses, König der Perser und Meder, der Sohn des Cyrus und der Kassandane, folgte 530 v. Chr. seinem Vater in der Herrschaft. Im J. 525 machte er einen Angriff auf Ägypten; er schlug den König Psammenit bei Pelusium, eroberte die Hauptstadt Memphis, wo er den Psammenit gefangen nahm, unterwarf binnen sechs Monaten das ganze Land, zwang die Griechen von Kyrene und Barca, sowie die benachbarten Libyer, ihm zu huldigen, und hatte nun die Absicht, eine Flotte gegen Karthago abzusenden, Äthiopien zu erobern und sich des Tempels des Jupiter Ammon zu bemächtigen. Doch die erste dieser Unternehmungen scheiterte, da die Tyrier, auf deren Flotte die Seemacht des K. beruhte, sich weigerten, gegen ihre Tochterstadt zu ziehen; das gegen die Ammonier abgeschickte Heer kam in den Sandwüsten um, und das Heer, an dessen Spitze er selbst übereilt und ohne sich gehörig mit Lebensmitteln vorgesehen zu haben, gegen die Äthiopier aufgebrochen war, wurde durch Hunger zum Rückzuge gezwungen. Nach seiner Rückkehr nach Ägypten soll er, dem Trunke ergeben, die äußersten Grausamkeiten geübt haben. Seinen Bruder Smerdes ließ er, durch die Verleumdungen eines Magiers argwöhnisch gemacht, heimlich umbringen und auch seine Schwester und Gemahlin Atossa soll er, weil sie des Smerdes Tod beweinten, umgebracht haben. Indeß sind alle diese Nachrichten, sowie die von der grausamen Behandlung des Psammenit wol sehr übertrieben, da sie von K.'s Feinden, den ägypt. Priestern, herrühren, wie denn nach andern Nachrichten er den Psammenit sehr schonend behandelt haben soll. Er starb auf dem Rückwege von Ägypten nach

Persien, den er nach einer Nachricht wegen der Empörung eines Magiers, der sich für den ermordeten Smerdes ausgab, antrat, durch eine zufällige Selbstverwundung im J. 523.

Kameel, eine Gattung von ungehörnten Wiederkäuern, in welcher man zwei Arten, das einbuckelige Kameel oder Dromedar und das zweibuckelige unterscheidet. Das erstere kommt im westlichen Asien und Nordafrika, das zweite im mittlern Asien und Südrußland vor; beide werden zum Lasttragen und Reiten gebraucht. Besonders eignen sie sich zum Aufenthalt in pflanzen- und wasserlosen Gegenden; denn sie sind nicht nur sehr frugal und vermögen selbst harte Entbehrungen lange Zeit zu ertragen, sondern haben auch an ihren Höckern Magazine zur Ernährung, indem diese eine bei reichlicher Nahrung sich bildende, im Mangel wieder der Auffaugung unterworfene Fettmasse darstellen. In ihrem Magen befinden sich außerdem zahlreiche Zellen, in welchen getrunkenes Wasser aufbewahrt und nur langsam in der Ökonomie des Körpers verwendet wird. Daß diese Flüssigkeit im schlimmsten Falle wol dem verdurstenden Reisenden nützen könne, mag wahr sein, indeß ist sie unrein, übelriechend und bitter. Unter den wüstenbewohnenden Völkern sind die Kameele sehr geschätzt und führen deshalb unter den Arabern den Namen der Schiffe der Wüste. Durch Pflege hat man sie zu besondern Racen veredelt. Seit dem Mittelalter befindet sich zu San-Rossore unweit Pisa ein Kameelgestüt von etwa 400 Stück. Auch in Südspanien sind sie einheimisch. — Kameel nennt man auch eine in Holland und Petersburg gebräuchliche Maschine, um tiefgehende Schiffe über Untiefen wegzuheben. Sie besteht aus zwei halben Schiffen, welche mit Wasser gefüllt auf beiden Seiten des zu hebenden versenkt und mit ihm durch unter dem Boden weggehende Taue fest verbunden werden. Indem man nun das Wasser aus der Maschine auspumpt, hebt sie sich mit der zwischen ihr hängenden Last.

Kamenez oder Kaminiec-Podolski, die Hauptstadt des russ. Gouvernements Podolien (s. d.), hat sich, seitdem sie unter russ. Scepter steht, in jeder Beziehung, vor Allem aber in ihrer Volkszahl sehr gehoben und zählt gegenwärtig gegen 15400 E. Sie zerfällt in die Ober- und die Unterstadt; erstere liegt auf einem steilen Kalkfelsen und enthält das alte Schloß und die übrigen zur frühern Festung gehörigen Gebäude, die indeß meist demolirt sind; letztere im Thale an beiden Ufern des Smotrysch, der sich unfern von hier mit dem Dnjestr verbindet. Angenehme Spaziergänge, zum Theil an der Stelle der 1812 abgetragenen Festungswerke, umgeben die Stadt und ziehen sich selbst noch an den Vorstädten entlang, die sich an die untere Stadt reihen. Nur diese letztere enthält einige freundliche, mit hübschen Gebäuden versehene Straßen; die obere Stadt dagegen ist eng und winkelig gebaut und trägt durchaus nicht das Gepräge einer Hauptstadt. Die Bevölkerung ist sehr gemischt und besteht aus Bekennern der russ. Kirche, wozu viele Katholiken, Armenier, einige Evangelische und eine große Anzahl Juden kommen, die fast die Hälfte der ganzen Bevölkerung ausmachen. K. ist der Sitz eines griech. und eines katholischen Bischofs, früher auch eines armenischen, und hat ein Gymnasium. Unter den 17 Kirchen und Kapellen zeichnen sich die prächtige katholische Kathedralkirche und die erst neuerdings erbaute griech. Kathedrale aus. Der Handel, der sich jedoch fast nur auf Kleinhandel und den Absatz auf den eigenen Märkten beschränkt, ist meist in den Händen der Juden. Die große Entfernung der Stadt von Petersburg und von Moskau und der Mangel an guten Straßen erschweren den Verkehr, der sich nach außerhalb auch nur den Städten von Süd- oder Neurußland zuwendet. K. war ehemals eine Hauptfestung Polens, in die die Einwohner der ganzen Gegend bei den Einfällen der Tataren und Kosacken flüchteten. Es wird schon 1218 erwähnt. Vergebens belagerte es 1621 der Sultan Osman. Durch Nikolai Potocki wurde es 1672 an Mohammed II. übergeben und blieb nun bis 1699 in der Gewalt der Türken. Einige neue Festungswerke ließ 1766 der König Stanislaus Augustus aufführen. Seitdem es 1793 an Rußland gekommen, verlor es seine militairische Wichtigkeit.

Kamennoi-Ostrow, d. i. die steinerne Insel, heißt die zu Petersburg gehörige, zwischen zwei Newaausflüssen liegende reizende Insel, mit einem Palais und trefflichen Parkanlagen, woselbst sich die kaiserliche Familie gewöhnlich einen Theil des Jahres aufhält.

Kamensky (Michail Fedorowitsch, Graf), russ. Generalfeldmarschall, ein erfahrener Feldherr, entwickelte glänzende Talente im Siebenjährigen Kriege und nächstdem in

den Kriegen mit der Türkei von 1769, 1770 und 1774, in welchem letztern Jahre er dem Seraskier bei Jenibasar eine bedeutende Niederlage beibrachte und den Großvezier in der Stadt Schumla so eng einschloß, daß er, von aller Communication mit Adrianopel abgeschnitten, in die Bedingungen, die ihm der Graf Rumjänzow im Frieden zu Kainardschi vorschrieb, einwilligen mußte. Im J. 1788 schlug K. die Türken am 19. Dec. bei Jangur und am 21. Dec. bei Sakulzy und trug vereint mit Potemkin, der in gleicher Zeit Oczakow erstürmte, das Hauptsächlichste zu jenen Trophäen bei, die das J. 1788 den Russen brachte. Er starb am 12. Aug. 1809 und wurde im Kirchdorfe Saburowo im orelschen Gouvernement begraben. — Sein Sohn, Nikolai Michailowitsch, Graf K., russ. General der Infanterie, zeichnete sich besonders aus in den Kriegen mit den Schweden 1808—9 und mit den Türken im J. 1810.

Kamenz, eine der sogenannten Sechsstädte in der sächs. Oberlausitz, meist eine Fabrikstadt, an der Schwarzen Elster, mit 4800 E., worunter viele Wenden, und ansehnlichen Strumpf-, Tuch- und Leinwandfabriken, hat in Folge des großen Brandes, durch den sie am 4. Aug. 1842 zu fünf Sechstheilen zerstört wurde, ein ganz neues Ansehen gewonnen. Das Andenken Lessing's, der hier 1729 geboren wurde, feierte die Stadt durch die Gründung des „Barmherzigkeits- oder Lessingsstifts", einer Armen-, Heil- und Verpflegungsanstalt, die am 3. Jan. 1826 eröffnet und beim Brande 1842 verschont wurde. Ein daselbst jährlich unter dem Namen Forstfest gefeiertes Volksfest ist seiner Entstehung und Veranlassung nach unbekannt. Der Ort erhielt bereits um 1225 Stadtrechte, hatte im Hussiten- und Dreißigjährigen Kriege sehr viel zu leiden und wurde schon 1706 und 1812 zum größten Theil ein Raub der Flammen. — Der Flecken Kamenz an der Neiße im Regierungsbezirk Breslau der preuß. Provinz Schlesien ist berühmt wegen seiner ehemaligen reichen Cistercienserabtei, die, nachdem Brzetislaw von Böhmen 1094 daselbst eine Kirche und eine Burg Kamieniza erbaut hatte, 1209 von dem breslauer Augustinerchorherrn Vinzent von Pogarell begründet, 1811 aber aufgelöst wurde. Unter ihren Äbten ist Tobias Stusche berühmt, welchem Friedrich der Große, der von ihm einstmals vor den nachsetzenden Östreichern auf listige Weise im Kloster verborgen und dadurch gerettet wurde, bis an sein Ende dankbare Hochachtung bewies. Die 31 Stiftsdörfer der Abtei, ursprünglich von der Königin der Niederlande, Luise, erkauft, sind gegenwärtig im Besitze der Prinzessin Albrecht von Preußen, die, nachdem das ehemalige Schloß 1817 abgebrannt, in neuerer Zeit nach einem von Schinkel entworfenen Plane ein prächtiges Schloß nebst Park hat anlegen lassen. Vgl. Frömrich, „Kurze Geschichte der ehemaligen Cistercienserabtei K. in Schlesien" (Glatz 1813).

Kameralwissenschaften haben ihren Namen daher, daß ihre Kenntniß von den Beamten der landesherrlichen Kammer (s. d.) oder Finanzverwaltung verlangt oder wenigstens gewünscht wurde. An die Kammer oder Finanz lehnte sich in früherer Zeit auch das Meiste von Dem an, was etwa von politischer Ökonomie und Wohlfahrtspolicei getrieben wurde, und wenn man auch für die höhern Kameralbeamten die juristische und für die niedern die Schreiberbildung lange für ausreichend hielt, so fing man doch später an zu erkennen, daß Vieles, was bisher auf dem Wege bloßer Routine betrieben worden war, auch einer wissenschaftlichen Behandlung fähig sei, und daß die Errungenschaften der Wissenschaft auch dem Staatsdienste nützlich werden könnten. Man faßte daher Alles, was der Verwaltungsbeamte an erlernbaren Kenntnissen brauchen konnte, ohne es in den Pandekten zu finden, in den Kameralwissenschaften zusammen. Dabei kam natürlich kein System heraus, weshalb man denn auch Manches, was früher zu den Kameralwissenschaften gerechnet wurde, wieder in andere Gebiete, namentlich in die Staatswissenschaften gezogen hat. Dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaften nach kann jener Erklärungsgrund der Kameralwissenschaften nicht mehr angewendet werden, wie er denn von Haus aus irrationell war, sofern die betreffenden Wissenschaften nicht blos dem Kameraldienst dienten. Es handelt sich hier vielmehr um Wissenschaften, welche sich mit dem Verhältniß des Menschen zu gewissen, concreten Gütern beschäftigen, im Gegensatze zur Nationalökonomie, die es mit dem Verhältniß des Menschen zu den Gütern an sich zu thun hat. Es gehören hierher namentlich die Ökonomie, Forstwirthschaftslehre, Bergbaukunst, Techno-

logie und Handlungswissenschaft; auch können manche andere noch speciellere technische Lehrzweige, je nach örtlichem und zeitlichem oder persönlichem Bedürfnisse, beigefügt werden, z. B. Baukunst, Münzkunde u. s. w. Die Kameralwissenschaften sind rein technische Disciplinen, von geringem Einflusse auf höhere geistige Bildung, aber von specieller praktischer Wichtigkeit für ihr concretes Fach. Was das Verhältniß derselben zu den Staatsbeamten anlangt, so werden die rein technischen Beamten natürlich eine gründliche Kenntniß ihres speciellen Faches haben müssen, umfassender und gründlicher, als sie in der Regel von den Kameralwissenschaften gewährt wurde, doch werden sie von den übrigen Lehren der Kameralwissenschaften schwerlich Gebrauch machen können. Die allgemeinen Verwaltungsbeamten dagegen bedürfen vor allen Dingen einer staatswissenschaftlichen Bildung und brauchen von dem Technischen höchstens eine gewisse encyklopädische Kenntniß, die sie befähigt, die Techniker zu verstehen und zu controliren. Zu Letzterm mag dann eine Encyklopädie der Kameralwissenschaften führen, während eigene Anschauung und Erfahrung dabei das Meiste thun müssen. Vgl. Baumstark, „Kameralistische Encyklopädie" (Heidelb. 1835).

Kamille ist der gewöhnliche Name mehrer Pflanzen, von denen besonders zwei, die gemeine Kamille (Matricaria chamomilla) und die röm. Kamille oder Edelkamille (Anthemis nobilis) sich durch ihre arzneilichen Kräfte auszeichnen. Mittels des ätherischen Öls, welches sie enthalten, wirken sie besonders im Aufguß auf die Unterleibsnerven erregend, umstimmend und krampfstillend ein, während sie äußerlich, als Pulver auf die Haut angewendet, eine schmerzstillende, die Aufsaugung und Eiterung befördernde Kraft zeigen. Sie sind theils officinell, theils ein sehr beliebtes Hausmittel, müssen aber immer mit Vorsicht angewendet werden, da sie auch Congestivzustände, besonders nach dem Kopfe, erregen und solche, wenn sie schon vorhanden sind, leicht verschlimmern können. Außer der Pflanze müssen die Apotheker noch den Auszug (Extractum chamomillae) und das ätherische Kamillenöl (Oleum chamomillae) vorräthig haben, welches letztere wieder zu einigen andern officinellen Präparaten benutzt wird.

Kammer, abgeleitet von dem griech. Kamara, d. i. bedeckter Wagen, hieß bei der fränk. Königen das abgesonderte Gemach, worin sie ihr Privateigenthum verwahrten. Daher bezeichnet das Wort Kammer die Privatangelegenheiten im Gegensatz von dem Hof oder öffentlichen Leben des Fürsten. In die Kammer flossen die Einkünfte der fürstlichen Güter und in ihr concentrirte sich die Verwaltung des fürstlichen Vermögens. An der Spitze derselben stand der Kämmerer (Camerarius), einer der obersten Beamten des fränk. Hofs und in der deutschen Reichsverfassung einer der ersten Fürsten des Reichs. (S. Kurfürsten.) Das Amt als Erzkämmerer im Deutschen Reiche bekleidete zuletzt der Kurfürst von Brandenburg. Denselben Begriff hatte die Kammer in den einzelnen deutschen Reichslanden, wo sie 1) die eigenen Güter des Fürsten, die Kammergüter im engern Sinne (s. Domainen), 2) die alten Reichsgüter, die Dotation des Reichsamts, die Staatsdomainen und 3) die mit dem Grafen- und Fürstenamte verbundenen Einkünfte und Gefälle umfaßte, von denen in der ältern Zeit ein Theil zur kaiserlichen Kammer zu verrechnen war. Diese drei an sich sehr verschiedenen Arten Einkünfte wurden aber nach und nach so miteinander vermischt, daß, die dritte Classe ausgenommen, welche leicht auszuscheiden ist, eine Sonderung kaum möglich war. Der Fürst ließ sie ohne Zuthun seiner Stände verwalten; allein er mußte daraus auch alle Regierungskosten, nicht aber die Landesanstalten, wie Reichskriege, Landespolicei, Straßenbau u. s. w., bestreiten. Die Verwaltung war anfangs den fürstlichen Ämtern übertragen und zur Centralverwaltung ein Kammermeister oder Rentmeister mit den nöthigen Gehülfen bestellt. Nach und nach wurden daraus Collegien (Hofkammern oder Rentkammern), die auch, weil sie die policeilichen Regalien zugleich verwalteten, mit manchen Geschäften der allgemeinen Landesverwaltung beauftragt waren, obgleich die Hauptsache den Landesregierungen verblieb, bis die Sonderung der Justiz von der Verwaltung allgemeiner wurde. Was zu Verwaltung der landesherrlichen Kammer nöthig war, sollten die Kameralwissenschaften (s. d.) lehren. — In der Geschützlehre versteht man unter Kammer den verengten hintern Theil der Seele eines Wurfgeschützes. Die Kammer ist entweder cylindrisch und schließt sich mit einem halbkugelför-

mig ausgehöhlten, zuweilen auch konisch gestalteten Theil, dem Kessel, an den vordern, weitern Theil der Seele, den Flug, oder sie ist konisch, d. h. ihr vorderer Durchmesser ist dem der Seele gleich, der hintere aber kleiner, wodurch der Kessel wegfällt. Die in ältern Zeiten vorkommenden birnförmigen, auch sphärischen Kammern sind als unzweckmäßig längst abgeschafft. Durch die Verengung der Seele mittels der Kammer vermag auch eine kleinere Ladung einen kräftigen, ziemlich centralen Stoß hervorzubringen, weshalb sie für Wurfgeschütze, deren Geschosse in höhern Bogen fliegen sollen, vorzugsweise geeignet ist. Bei den längern Kanonen würde ihre Reinigung und das Einbringen der Ladung Schwierigkeiten machen, weshalb man die ehemaligen Kammerstücke (s. Geschütze) seit dem Siebenjährigen Kriege abgeschafft hat. Auch beim Gewehr nennt man den hintersten Theil der Seele, wo die Pulverladung liegt, die Kammer, obgleich sie in der Regel gleichen Durchmesser wie die Seele hat und nur bei einzelnen, von hinten zu ladenden Röhren etwas verengt und meist konisch ist.

Kammerboten hießen im alten Frankenreiche die von den Königen bestellten Verwalter des nördlichsten Theils von Alemannien, des sogenannten Kammerlandes. (S. Alemannen.) Sie waren etwas den Herzogen Ähnliches, deren Namen und Würde sie sich auch in der Zeit Ludwig's des Kindes aneigneten.

Kämmerei nennt man in den Städten die Verwaltung der städtischen Einkünfte. Da in den meisten Gemeinden Vermögen vorkommt, welches zwar der Gesammtheit gehört, aber von den Einzelnen unmittelbar benutzt wird, wie Weide, Wald u. s. w., so ist auch die Unterscheidung begründet zwischen Kämmereivermögen, dessen Ertrag für die gemeinen Ausgaben verwendet wird, und Bürger- oder Nachbarvermögen, in manchen Gegenden auch Gemeinderecht genannt, dessen Benutzung den einzelnen Gemeindemitgliedern zusteht. Auch das Bürgervermögen steht unter Aufsicht der städtischen Obrigkeit; allein es kann nicht ohne Zustimmung der betheiligten Classen veräußert, eingezogen oder zu allgemeinen Gemeindezwecken benutzt werden.

Kammergüter, s. Domainen.

Kammermusik. Nach dem verschiedenen Gebrauche, den man bei Verbreitung der Musik in der neuern Zeit davon machte, entwickelte sich auch von selbst eine Verschiedenheit des Stils, die aber nicht als eine strenge Grenzscheidung angesehen werden darf. Von der Kirchenmusik, als der ältesten Gattung, sonderte sich allmälig zuerst der Theaterstil ab und von diesem dann der Kammerstil, so genannt, weil früher nur die Großen an ihren Höfen und in ihren Hofgemächern durch ihre Kammercomponisten, Kammermusiker und Kammersänger sich mit Musik unterhalten ließen. Gegenwärtig bei der allgemeinen Verbreitung der Musik will dieser Name allerdings nicht mehr recht passen; vielmehr ließe sich, wenn man unter Kammermusik im weitern Sinne die weder kirchliche noch theatralische Musik versteht, unterscheiden: Concertmusik, die auch im größern Raume und öffentlich ausgeführt wird, Kammermusik, für Zimmer und Privatcirkel, ohne volles Orchester, und endlich Volksmusik, welche auch die Tänze und Volkslieder begreifen würde. Was die Kammermusik überhaupt anlangt, so hatte sie mit der theatralischen den weltlichen Gebrauch gemein; daß dieser Gebrauch aber kein öffentlicher und daß sie sonach nicht für ein großes Publicum, sondern für Kenner und Liebhaber bestimmt war, das unterschied sie von beiden, und hierauf beruht die Eigenthümlichkeit des Kammerstils. Für einen kleinern Raum und nur für Kenner und Liebhaber berechnet, wurde die Kammermusik feiner ausgebildet, schwieriger, auch künstlicher, weil im kleinern Raume Manches sich hören und unterscheiden läßt, was im größern Raume verschwindet, und weil die Componisten bei ihren Zuhörern mehr Fertigkeit und Übung im Hören voraussetzen durften. Im weitern Sinne gehören zu dem Kammerstile Symphonien und Concertouverturen, Instrumentalconcerte, Concertarien (Concertmusik); ferner Sonaten, Duos, Trios, Quartetten u. s. w. für Instrumente und Stimmen; Variationen, Serenaden u. s. w. (Kammermusik im engern Sinne).

Kammern oder Häuser nennt man die entweder gemeinsamen oder in zwei Abtheilungen (s. Zweikammersystem) versammelten Vertreter oder Deputirten eines Volks oder Landes. In Deutschland spricht man gewöhnlich von einer ersten und einer zweiten Kammer, oder der Kammer der Standesherren und der Kammer der Abgeordneten, wie z. B. in

Würtemberg (s. Landstände); in England scheidet sich das Parlament in das Oberhaus (House of peers) und das Haus der Gemeinen (House of commons); in Frankreich gibt es eine Pairs- und eine Deputirtenkammer, in Belgien eine Senatoren- und eine Deputirtenkammer; Spanien hat eine Kammer der Proceres und Procuradores.

Kammerstücke, s. Geschütze.

Kammerton bezeichnet die gewöhnliche Stimmung der zur Kammermusik erfoderlichen Instrumente, welche immer einen ganzen Ton tiefer stehen als der Chorton (s. d.), der der Ton der ältern Orgeln zu sein pflegt. Gewöhnlich muß man daher bei einer Kirchenmusik die Orgelstimme um einen Ton tiefer spielen, als die begleitende Instrumentalmusik; doch stimmt man neuerdings auch die Orgeln im Kammerton.

Kammerziel nannte man im Deutschen Reiche die von den Reichsständen zur Unterhaltung für das Reichskammergericht (s. d.) zu steuernden Beiträge, die aber so unregelmäßig und nachlässig gezahlt wurden, daß aus Mangel an Mitteln für dieselbe die bestimmte Zahl der Beisitzer dieses Gerichts nie vollständig gemacht werden konnte.

Kampen, in der niederländ. Provinz Overyssel, am Einflusse der Yssel in die Zuidersee, eine sehr alte Stadt, die aber viel von ihrer frühern Wichtigkeit verloren, angeblich der Geburtsort des Thomas a Kempis (s. d.), hat ungefähr 9000 E., sieben Kirchen für Reformirte, Protestanten, Katholiken und Mennoniten, mehre große Fabriken, namentlich in Wolle, Lachsfang, und ansehnlichen Handel. Eine Brücke über die Yssel von 770 F. Länge, 20 F. breit, verschönert das Ansehen der Stadt von der Seite des Flusses. Die Yssel umschließt hier das sogenannte Kamper-Eiland, eine kleine fruchtbare Insel, welche wegen der patriarchalischen Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner merkwürdig ist.

Kampen (Nikolaas Godfried van), niederländ. Geschichtschreiber, geb. am 15. Mai 1776 zu Harlem, wo sein Vater als Blumenhändler lebte, sollte nach dem Plane desselben in Leyden den Buchhandel erlernen, wendete sich aber dort aus eigener Neigung ganz den Wissenschaften zu. Fast ohne Lehrer erwarb er sich durch unermüdete Anstrengung die umfassendste Kenntniß der ältern und neuern Geschichte und ein gründliches Studium der classischen Schriftsteller gab ihm Gewandtheit des Ausdrucks im Französischen und Deutschen, besonders aber in seiner Muttersprache. Erst 1816 wurde er bei der Universität als Lehrer der deutschen Sprache angestellt und erst 1829 Professor der niederländ. Sprache und Literatur und der vaterländischen Geschichte am Athenäum zu Amsterdam und zugleich Mitglied des Instituts. Er starb zu Amsterdam am 14. März 1839. Seine literarische Laufbahn begann er mit Übersetzungen; auch besorgte er einige Zeit die Herausgabe der Leydener Zeitung; erst später wurde die Geschichte das Fach, dem er seine ganze Thätigkeit widmete. Von seinen zahlreichen geschichtlichen Werken, die freilich Tiefe der Forschung vermissen lassen, aber einen reichen Schatz von Kenntnissen verrathen, erwähnen wir „Geschiedkundig overzigt der groote gebeurtenissen in Europa sedert den vrede van Amiens tot dien van Parijs" (2 Bde., Leyd. 1814); „Geschiedenis van de fransche heerschappij in Europa" (8 Bde., Leyd. 1815—1823), eins seiner Hauptwerke; „Statistische en geographische beschrijving van het koningrijk der Nederlanden" (2. Aufl., Harl. 1827); „De aarde in haren natuurlijken toestand" (2. Aufl., Harl. 1824); „Verkorte geschiedenis der Nederlanden" (2. Aufl., Harl. 1827) und „Vaderlandsche karakterkunde, of karakterschetsen van tijdperken en personen uit de nederlandsche geschiedenis" (Harl. 1826); „Geschiedenis der letteren en wetenschappen in de Nederlanden" (3 Bde., Haag 1821—26); „Geschiedenis der kruistogten naar het oriënt" (4 Bde., Harl. 1822—26); „Geschiedenis van Griekenland" (Delft 1827, fg.); „Geschiedenis der Nederlanden buiten Europa" (3 Bde., Harl. 1831—33); „Geschiedenis van den vijftienjarigen vrede in Europa" (2 Bde., Harl. 1832) und „Gedenkboek van Nederland's moed en trouwe gedurende den belgischen opstand" (Harl. 1834). In Deutschland ist er besonders bekannt durch seine zu Heeren's und Ukert's „Geschichte der europ. Staaten" gelieferte „Geschichte der Niederlande" (2 Bde., Hamb. 1831—33). Dabei fand er auch noch Muße zu dem „Handboek der hoogduitsche letterkunde in prosa en poezij" (4 Bde., Harl. 1823—30), zu der von ihm und Tijdeman besorgten Zeit-

schrift „Mnemosyne" (10 Bde., 1815—21) und zur Beantwortung zahlreicher von holländ. Gelehrtenvereinen aufgegebener Preisfragen, wobei er wiederholt den Preis gewann.

Kämpfer, franz. Imposte, nannte man ursprünglich einen an einer Mauer hervorstehenden Stein, auf welchen etwas gestellt werden konnte, gegenwärtig aber versteht man darunter ein Gesims, welches den Bogen von dem Pfeiler scheidet, auf welchem derselbe ruht. Am deutlichsten tritt der Kämpfer bei Bogenstellungen hervor, wo er den Nebenpfeiler krönt und dem Bogen eine sichere Auflage gestattet. Das Kämpfergesims sollte bei Thür- und Fensteröffnungen, welche im vollen Bogen geschlossen sind, nie fehlen, indem diese Auslassung eine große Magerkeit in der Façade herbeiführt. Je nach dem Reichthume der angewendeten Architektur setzt man die Kämpfer aus mehr oder weniger Gliedern zusammen. Sehr fehlerhaft ist es, das Kämpfergesims durch die ganze Breite des Wandpfeilers zwischen zwei Bogenfenstern fortzuführen, indem dadurch die ursprüngliche Idee dieses Glieds vollkommen zerstört wird.

Kämpfer (Engelbrecht), ein berühmter Reisender, geb. am 16. Nov. 1651 zu Lemgo, der Sohn eines Geistlichen, studirte zu Königsberg Medicin und wurde 1683 Secretair bei der schwed. Gesandtschaft in Persien. Zwei Jahre nachher nahm er auf der holländ. Flotte, die damals im pers. Meerbusen kreuzte, als Schiffschirurgus Dienste und fand so Gelegenheit, Arabien, Hindostan, Java, Sumatra, Siam und Japan kennen zu lernen, in welchem letztern Lande er zwei Jahre verweilte. Nach seiner Rückkehr im J. 1692 wurde er in seiner Vaterstadt Leibarzt des Grafen zur Lippe und starb am 2. Nov. 1716. Am bekanntesten ist er durch seine „History of Japan and Siam". Unter seinen Schriften verdient genannt zu werden „Geschichte und Beschreibung von Japan" (engl., 2 Bde., Lond. 1727, Fol.; deutsch von Dohm, Lemgo 1777). Seine „Icones selectae plantarum, quas in Japonia collegit" ließ Banks 1791 und einen Auszug aus seinem „Diarium itineris ad aulam moscoviticam" Adelung drucken; doch der beiweitem größte Theil seiner an wichtigen Beobachtungen reichen Handschriften liegt noch ungedruckt im Britischen Museum.

Kampfspiele, s. Gymnastik.

Kampher, ein eigenthümlicher Körper, der sich in allen Stücken wie ein festes ätherisches Öl verhält, wird in Japan, China und in vorzüglicher Qualität auf Borneo durch Sublimation aus den Ästen und Blättern des dort wachsenden Kampherlorberbaums (Laurus camphora) gewonnen und in Europa durch nochmalige Sublimation gereinigt (raffinirt). Er ist weiß, glänzend, durchsichtig, krystallinisch, von penetrantem eigenthümlichen Geruche und Geschmacke, leicht entzündlich und selbst auf Wasser brennend, verfliegt nach und nach an der Luft schon bei gewöhnlicher Temperatur, noch schneller in der Wärme, schmilzt bei 110° R. wie ein Öl und löst sich nur wenig in Wasser, leicht dagegen in Alkohol, Äther, fetten und ätherischen Ölen. Den Griechen und den Römern war er unbekannt; durch die Araber kam er zuerst nach Europa. In der Medicin wird er ebenso wie die weingeistige Auflösung desselben, der Kampherspiritus, äußerlich und innerlich als flüchtiges Reizmittel angewendet. Außer dem Kampherlorberbaume liefern auch noch andere Gewächse Substanzen von kampherähnlichen Eigenschaften; ebenso setzen sich aus vielen ätherischen Ölen kampherähnliche, jedoch jedenfalls mit dem eigentlichen Kampher nicht völlig übereinstimmende Substanzen mit der Zeit ab.

Kamptz (Karl Alb. Christoph Heinr. von), preuß. Geh. Staatsminister und Mitglied des Staatsraths, geb. 1769 zu Schwerin in Mecklenburg, studirte in Göttingen und trat 1790 als Assessor der Justizkanzlei in herzoglich mecklenb.-strelitz. Dienste, wurde 1792 Kanzleirath, Geh. Referendar im Ministerium und weltlicher Director der Schulcommission, 1799 aber von der Ritterschaft zum ordentlichen Beisitzer des Hof- und Landgerichts der Herzogthümer Mecklenburg erwählt. Im J. 1804 ernannte ihn der König von Preußen, als Kurfürst von Brandenburg, zum Reichskammergerichtsassessor in Wetzlar. Bei der Auflösung des Deutschen Reichs wurde er Vicepräsident des Justizcollegiums in Stuttgart. Entschiedene Vorliebe für den preuß. Dienst und ebenso entschiedene Abneigung gegen Alles, was dem Rheinbunde angehörte, bestimmten ihn, seiner Stelle in Würtemberg gegen die Zusicherung einer Anstellung im Preußischen zu entsagen. Nachdem er bis 1810 in Wetzlar an den noch übriggebliebenen allgemeinen Geschäften des Reichskammer-

gerichts Theil genommen, trat er mit dem Charakter eines Geh. Legationsraths als Mitglied des Oberappellationssenats des Kammergerichts in preuß. Dienste. Im J. 1812 wurde er vortragender Rath im Departement der höhern und Sicherheitspolicei und 1817 Wirklicher Geh. Oberregierungsrath und Director des Policeiministeriums, sowie auch Mitglied des Staatsraths, 1824 mit Beibehaltung seiner übrigen Dienstverhältnisse erster Director der Unterrichtsabtheilung im Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten, 1825 aber von seinem Posten im Ministerium des Innern und der Policei entbunden, dagegen zum Wirklichen Geh. Rathe mit dem Prädicat Excellenz und zum Director im Justizministerium erhoben, während er zugleich die Stelle eines Directors in dem Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten behielt. Im J. 1830 wurde er Justizminister und mit Fortführung der Gesetzrevision und obersten Leitung der Justizangelegenheiten in den Rheinprovinzen beauftragt, 1842 aber von der Verwaltung des Justizministeriums für die Gesetzrevision, mit Beibehaltung seiner Stellung im Staatsrathe, enthoben. Ein sehr gewandter Staatsmann und ein Mann von eisernem Fleiße, der sich um die preuß. Gesetzgebung die entschiedensten Verdienste erworben hat, sah er sich doch manchen harten Urtheilen ausgesetzt, namentlich in Folge seiner Mitwirkung bei Untersuchung der demagogischen Umtriebe. Unter der großen Zahl seiner schriftstellerischen Leistungen sind zu erwähnen „Beiträge zum mecklenb. Staats- und Privatrechte" (6 Bde., Schwer. 1795—1805); „Mecklenb. Rechtssprüche" (2 Bde., Rost. 1800—4); „Civilrecht der Herzogthümer Mecklenburg" (2 Bde., Schwer. und Rost. 1805—24); „Handbuch des mecklenb. Civilprocesses" (Berl. 1810; 2. Aufl. von Nettelbladt, Berl. 1822); „Codex der Gendarmerie" (Berl. 1815), der beim Wartburgsfeste verbrannt wurde; „Beiträge zum Staats- und Völkerrechte" (Berl. 1815); „Literatur des märk. Privatrechts" (Berl. 1819); „Jahrbücher für die preuß. Gesetzgebung, Rechtswissenschaft und Rechtsverwaltung" (54 Bde., Berl. 1814—40); „Annalen der preuß. innern Staatsverwaltung" (18 Bde., Berl. 1821—34); „Die Provinzial- und statutarischen Rechte in der preuß. Monarchie" (3 Bde., Berl. 1826—28); „Actenmäßige Darstellung der preuß. Gesetzgebung" (Berl. 1843); „Prüfung der landständischen Rechte der bürgerlichen Gutsbesitzer in Mecklenburg" (Berl. 1844) und „Zusammenstellung der drei Entwürfe des preuß. Strafgesetzbuchs" (Abth. 1—3, Berl. 1844—45).

Kamtschadalen, oder wie sie sich selbst nennen, Itelmen, d. i. Einwohner, heißen die wenigen von den blutigen Kämpfen mit den Russen, von der Pockenseuche und der Aufreibung durch den unmäßigen Genuß des Branntweins noch verschont gebliebenen Bewohner Kamtschatkas (s. d.) und eines Theils der Kurilischen Inseln (s. d.), die gegenwärtig kaum 2—3000 Seelen zählen, während man vor einem Jahrhundert nahe an 100000 annehmen konnte. Sie gehören zu den Völkern, von denen man sagen kann, daß sie durch das Schwert unterjocht, mit Blut getauft und mit Banden in steter Sklaverei gehalten worden sind, und die durch ihre neuen Herren nur Empörungswuth, fremden Krankheitsstoff und unmäßige Sitten und durch ihre neue Religion nur religiösen Zwiespalt oder Heuchelei eingeerntet haben. Noch bis auf den heutigen Tag neigt sich der größere Theil der Kamtschadalen dem Schamanendienst zu. Sie sind von Herzen überaus gutmüthig und gastfrei, doch stets in einem gereizten und gährenden Zustande. Jagd und Fischfang sind ihre liebste Beschäftigung; im Winter verschließen sie sich in ihre unterirdische Jurte. Hier wohnen sie zu fünf bis sechs Familien, gekleidet in dichte Rennthierfelle, von eingepökeltem Wild, von Seehundsfett, Rindenbrot und Birkensaft sich nährend, stets ein dampfendes Feuer unterhaltend, mit Tanz und Zauberei sich belustigend und des Schnees nicht achtend, der ihre Hütte oft bis zum Rande des Schornsteins bedeckt. Ihre Sommerwohnungen bestehen aus Balanganen oder Pfahlhütten, zu denen man auf eingekerbten Baumstämmen hinaufsteigt. Nur die Frauen beschäftigen sich mit der häuslichen und der Feldarbeit. Man baut Kartoffeln, Rüben und Kohl; selbst Gerste, Meerrettig und Gurken kommen bei dem zwar nur kurzen, doch glutheißen Sommer zur Reife. Hausthiere halten die Kamtschadalen nicht; zwar gibt es seit 1820 Schweine und Hühner hier, doch bleibt noch immer ihr Ein und Alles der kamtschadalische Hund, der im Winter ihre Schlitten zieht und im Sommer, frei umherschweifend, für seinen eigenen Unterhalt sorgt.

Kamtschatka, eine vulkanische, von hohen Bergreihen durchzogene Halbinsel im äußersten Nordosten Asiens, die 1697 durch Kosacken unterworfen und der russ. Krone zinsbar gemacht wurde, was zu einer Reihe blutiger Kämpfe zwischen den freisinnigen Ureinwohnern, den Kamtschadalen (s. d.), und den fremden Beherrschern Anlaß gab. Die Halbinsel ist 4000 □M. groß, 180 M. lang, im Mittel 50 M. breit und im Westen vom Kamtschatkischen, im Osten vom Ochotskischen Meer umgeben. Südwärts hat sie eine Fortsetzung in den Kurilischen Inseln, die sich wieder an Japan und Korea anreihen, sodaß es glaubhaft wird, daß einst das Ochotskische und Japanische Meer Land gewesen seien, welches mit dem Festland Asiens und mit den vorerwähnten Inseln im Zusammenhang gestanden habe. Vulkanische Erschütterungen können leicht einen Durchbruch durch diese Inseln und eine Tieferlegung jener Zwischenlande bewirkt haben, die sich darauf in Meere verwandelten. Die günstige Lage K.s zwischen den russ. Besitzungen in Asien und Nordamerika und die Nähe der Südseeinseln, wozu noch günstige Baien, wie die Awatschabai, im Osten der Insel kommen, hat Veranlassung zu vielfachen Niederlassungen und Colonien gegeben, unter denen wir die Hafenorte Penschinsk, Tigilsk und Bolscheretsk auf der West-, und vor Allem Nischnei Kamtschatsk und Petropawlowsk oder den Peterpaulshafen auf der Ostküste in der Awatschabai erwähnen, an welchem letztern Orte eine Hauptniederlassung der Russ.-amerik. Handelsgesellschaft sich befindet, welche durch Krusenstern's Vorsorge und unermüdete Thätigkeit eine höchst zweckmäßige, den Verkehr erleichternde Einrichtung erhalten hat. Peterpaulshafen oder Awatscha ist als der Hauptort des ganzen Kamtschatkischen Bezirks zu betrachten, der auch den Namen einer Seeverwaltung führt. Vgl. nächst den Reiseberichten von Krusenstern, Otto von Kotzebue, Chamisso, Erman u. A., Dobbell, „Travels in K. and Siberia" (2 Bde., Lond. 1830).

Kamtschatkisches Cap heißt das höchste und schroffste, eine langgedehnte Landzunge bildende Vorgebirge auf der Halbinsel Kamtschatka (s. d.), zwischen dem Klutschewskaja und Awatschavulkan auf dem östlichen Theile derselben aufragend und in wilden abgerissenen Massen zum Kamtschatkischen Meer (s. d.) abfallend. Die von hohen Bergen durchzogene Beringsinsel und die ihr benachbarte Kupferinsel liegen diesem Vorgebirge vor und bilden nebst der Aleutenkette eine östliche Fortsetzung des Kamtschatkischen Gebirgs (s. d.), in der ebenfalls noch eine ganze Reihe thätiger Vulkane, deren letzter auf Alaschka steht, auftritt.

Kamtschatkisches Gebirge, eine Fortsetzung des Ochotskischen Hochgebirgs oder des Stannowoi Chrebet, d. i. Kammgebirgs, welches wieder das Apfelgebirge oder Jablonnoi Chrebet und die Daurischen Alpen fortsetzt, erstreckt sich über 200 M. lang und in mehren scharfausgeprägten Parallelzügen durch die ganze Halbinsel Kamtschatka (s. d.) bis zum Vorgebirge Lopatka, welches im äußersten Süden des Landes schroff und steil zum Meere abfällt. Dieses wilde, zerrissene, mit ewigem Schnee bedeckte Gebirge ist eines der höchsten des Erdballs und enthält eine ganze Reihe zum Theil erloschener, theils noch thätiger Vulkane. Der Vulkan Klutschewskaja, unfern von Nischnei Kamtschatsk, der frühern Hauptstadt der Insel, erreicht eine Höhe von 15490 F.; der Vulkan Awatscha, unfern von Peterpaulshafen, der jetzigen Hauptstadt, hat die Höhe von 10790 F. und setzte am 8. Aug. 1827 die Bevölkerung jener Stadt durch seinen Aschen- und Staubauswurf, der die ganze Umgegend verdunkelte, in große Bestürzung. Der Vulkan Koscheleff, im Süden der Halbinsel, als dessen Abfall das Cap Lopatka zu betrachten ist, hat noch eine Höhe von 12000 F. und der ganze Kamm des Gebirgs läßt sich zu 9—10000 F. annehmen. Die Breite dieses Gebirgs, welches sich von Norden nach Süden durch die ganze Halbinsel erstreckt und einen Flächenraum von beinahe 3000 □M. einnimmt, macht das Vorhandensein großer Flüsse unmöglich; der größte unter allen führt den Namen der Halbinsel.

Kamtschatkisches Meer wird der südliche Theil des Beringsmeers genannt, welches auf der Ostseite der Halbinsel Kamtschatka (s. d.) anspült und, von den Aleuten zum Theil begrenzt, bis zum Festland des nordwestlichen Amerikas und zur Beringsstraße (s. d.) hinüberreicht. Die Awatschabai, an welcher die Hauptstadt Kamtschatkas, der Peterpaulshafen, liegt, ist ein Theil des eigentlich sogenannten Kamtschatkischen Meers.

Kana, ein Flecken in Galiläa, nicht weit von Kapernaum, ist in der biblischen Ge-

schichte als der Ort merkwürdig, wo Christus bei einer Hochzeit Wasser in Wein verwandelte. Unter den bildlichen Darstellungen dieser blos von Johannes erwähnten Begebenheit zeichnet sich die des Paul Veronese besonders aus. Auch war K. der Geburtsort des Apostels Simon, der deshalb den Beinamen der Kananiter führt. Übrigens hat man den Ort in dem heutigen Dorfe Kenna wiederzufinden geglaubt.

Kanaan, s. Palästina.

Kanäke, die Tochter des Äolus und der Enarete, war von Poseidon Mutter des Opleus, Nereus, Epopeus, Aloeus, Triops und der Pronoë. Wegen verbrecherischer Liebe zu ihrem Bruder Makareus tödtete sie ihr Vater oder sie sich selbst.

Kanal (Pas de Calais), s. Calais.

Kanäle. Bei der großen Bequemlichkeit und Leichtigkeit des Wassertransports, die sich bei der Schiffahrt herausstellen, lag der Wunsch nahe, sich dieser Vortheile auch für das Binnenland zu versichern und die Ströme und Flüsse, welche dazu geeignet, theils unter sich, theils mit dem Meere durch künstliche Flüsse so zu verbinden, daß eine ungestörte Wasserverbindung auf lange Strecken hin erreicht wurde, welche um so wünschenswerther sein mußte, je mangelhafter in ältern Zeiten die Landstraßen und je dürftiger die Fortschaffungsmittel auf denselben waren. In neuerer Zeit haben indeß die Eisenbahnen (s. d.), welche nicht allein fast überall und leichter anzubringen und auszuführen, sondern auch ein schnelleres und von den bei der Schiffahrt nachtheiligen Umständen freieres Transportmittel gewähren, den Kanaltransport bedeutend in den Hintergrund gerückt und den Kanalbau großentheils wieder auf seine Urbestimmung, Bewässerung und Fruchtbarmachung des Landes, zurückgeführt. Kanäle nennt man im Allgemeinen tiefe und breite Gräben, welche zwei Wasseradern untereinander verbinden. Da nun aber diese Wasseradern nicht nur in verschiedener Höhe auf dem Erdboden fortlaufen, sondern auch, wenngleich in derselben Höhe liegend, durch Erderhebungen und Bergrücken getrennt sein können, so wird nur in den allerseltensten Fällen die Anlage eines einfachen Wassergrabens allen Erfodernissen entsprechen und es muß hier die Kunst vermittelnd auftreten. Bei den in verschiedener Höhe liegenden Wasseradern gelangt man zum Zwecke, wenn man den Kanal treppenförmig in möglichst langen Strecken bergab führt und durch Schleusen (s. d.) auf jeder einzelnen Stufe den Wasserstand für die Durchgangszeit eines Fahrzeugs auf die erfoderliche Höhe bringt. Bei dieser Sachlage liefert die höhere Wasserader das Füllwasser für die Schleusen; anders aber ist es, wenn Bergrücken u. s. w. zwischen beiden Wasseradern liegen, und die Umstände einen Durchstich der Erhöhungen nicht gestatten. Für diese Fälle muß auf dem höchsten Punkte des Bergrückens ein Wasserreservoir liegen, hinreichend groß, um die Schleusen des Kanals zu beiden Seiten bergab mit Füllwasser zu versehen. Bei Kanälen, welche eine Verbindung mit dem Meere bezwecken, werden Flutschleusen und Flutthore angelegt. Die Tiefe der Kanäle richtet sich nach dem Zwecke derselben, namentlich darnach, wie tief die Fahrzeuge im Wasser gehen sollen. Der stets gleiche Wasserstand muß ein Hauptaugenmerk sein und oft durch künstliche Mittel regulirt werden. (S. Heber.) Die Seitenwände und auch der Boden des Kanals müssen in soweit gesichert werden, daß das in denselben geleitete Wasser nicht einsickern und daß der Erddruck die Kanalwände nicht eindrücken kann.

Wir haben schon oben bemerkt, daß die Urbestimmung der Kanäle gewesen, die Landesbewässerung zu befördern. Diesen Zweck hatten die ersten Kanäle, deren die Geschichte erwähnt, nämlich die in Ägypten, mittels deren man das fruchtbringende Nilwasser in die dürren Gegenden des Landes leitete, und zu gleichem Zweck gibt es noch gegenwärtig Kanäle im lombard.-venetian. Königreiche, in der Gegend am Lago maggiore und Pizzighetone. China besitzt seit undenklichen Zeiten Kanäle, wiewol in ziemlich roher und unvollkommener Gestalt. In Europa hatte Italien zuerst, schon seit dem 11. Jahrh., Kanäle zu Handelszwecken; in Deutschland wurde zu diesem Zwecke zu Anfange des 14. Jahrh. eine Kanalverbindung der Elbe mit der Ostsee durch die Trave angelegt. Am meisten ist unstreitig der Kanalbau in Holland ausgebildet, indem dieses Land schon vermöge seiner natürlichen Beschaffenheit auf derartige Anlagen hindeutet. Da die Schiffahrtskanäle in Holland fast ohne Ausnahme höher liegen als das Weideland, so läßt man sie im Winter

übertreten, wodurch sie zugleich als Bewässerungsmittel dienen. Ausgezeichnete Kanalbauten der neuern Zeit sind in Holland der Zuyd-Willemskanal (1822—26), von Mastricht nach Herzogenbusch, der Nordkanal (1819—24), von Amsterdam zum Texel, und der Kanal von Voorne (1827—30), von Rotterdam nach Helvoetsluys. Deutschland besitzt im Ganzen genommen wenig Kanäle von Bedeutung, was wol einerseits in den verschiedenartigen Interessen und der Zerstückelung des Landes selbst, andererseits aber in der Richtung der Ströme, welche die Kanäle fast ersetzen, seinen Grund hat. Östreich mit Ungarn hat einige nicht unbedeutende Kanäle, von denen wir hier nur den Neustädter, den Kaiser-Franz-Kanal, den Scharwitz- und den Karlowitzer Kanal nennen wollen. In Holstein ist der Verbindungskanal der Nordsee mit der Ostsee, 4¾ M. lang, 1777—84 mit einem Aufwande von mehren Millionen erbaut, welcher an der Oberfläche 100 F. breit ist, eine Tiefe von zehn F. hat und durch sechs Schleusen regulirt wird. Der preuß. Staat besitzt ein ziemlich vollständiges Kanalsystem, durch welches die Weichsel und die Oder mit der Elbe und der Pregel mit der Memel verbunden werden. Der bedeutendste Kanalbau in Deutschland ist aber unstreitig in neuester Zeit der Ludwigskanal (s. d.), welcher die Donau mit dem Rhein und somit das Schwarze Meer mit der Nordsee verbindet. Rußland besitzt gleichfalls mehre Kanäle, von welchen wir hier nur den von Peter dem Großen angelegten, 1732 vollendeten, 15 M. langen und mit 32 Schleusen versehenen Ladogakanal nennen, welcher die Ostsee mit dem Kaspischen Meere verbindet, indem er die mit der Wolga vereinigte Wolchow von Neuladoga ab mit Schlüsselburg in Communication bringt. In Spanien ist der Kaiserkanal zwischen Saragossa und Tudela der bedeutendste, in Schweden der Trollhättakanal (s. d.) und in Alexandrien der Ramanieh. (S. Alexandria.)

Frankreich wurde durch seine vom Meere eingeschlossene Lage auf das Bedürfniß geführt, auch seine Binnenwässer so zu verbinden, daß eine mehr directe Communication des Mittelmeers mit der Nordsee und dem Binnenlande hergestellt werde, und so finden wir auch hier das Kanalsystem auf dem Festlande Europas am meisten ausgebildet, sodaß Frankreich wol gegen 50 Kanäle zählt. Der älteste derselben ist der von Heinrich IV. 1605 begonnene Kanal von Briare zur Verbindung der Seine und Loire, welcher 1642 beendet wurde und mit dem der Kanal von Orleans, welcher 1675 begonnen wurde, in Verbindung steht. Der wichtigste Kanal Frankreichs ist aber der Kanal du midi oder von Languedoc, welcher 33 Mill. Francs gekostet hat und das Mittelmeer mit dem großen Ocean verbindet. Er wurde in den J. 1666—81 nach dem Plane Andréossy's erbaut, ist 45 franz. M. lang, 64 F. breit und 6 F. tief. Die Fahrzeuge von 2000 Ctr. Last gelangen in elf Tagen durch denselben aus einem Meer in das andere. Über ihn gehen 92 Brücken verschiedener Größe und seine Wasserstraße unterstützen 55 Bogen. Bei Beziéres durchschneidet der Kanal auf einer Länge von 720 F. mit 19 F. Breite den Berg Malpas; im Ganzen hat er über 100 Schleusen. Auf dem höchsten Punkte des Kanals, bei St.-Ferrol, liegt ein Reservoir, von wo aus die Schleusen gespeist werden und welches durch Ziehung einer ungeheuren Mauer zwischen zwei Bergen gebildet wird. Der Kanal du Centre oder Charolais, welcher die südlichen Provinzen durch die Rhone, Saone, Loire und Seine mit Paris und der Nordsee verbindet, wurde von 1782—90 erbaut und hat 80 Schleusen. Der Kanal von St.-Quentin, der die Somme mit der Schelde verbindet, steigt erst 40 F. durch sechs Schleusen, fällt später wieder 130 F. durch 18 Schleusen und geht theilweis unter der Erde durch. Dieser Kanal, die Oise, die Seine und der Kanal von Briare verbinden die Nordsee mit dem Mittelländischen Meere. Der über 40 M. lange Kanal des Doubs, der in vier Abtheilungen den Rhein, die Ill, den Doubs und die Saone verbindet, wurde 1832 vollendet. Auch unter den übrigen Kanälen Frankreichs gibt es noch sehr bedeutende. Durch dieselben Beweggründe wie Frankreich wurde auch England zu Vervollkommnung seines Kanalsystems geführt, nachdem man eingesehen, daß hier, wegen der Beschaffenheit des Terrains, nicht mit Schiffbarmachung der Flüsse selbst zum Ziele zu gelangen sei. Im J. 1755 wurde der erste 11¼ M. lange Kanal zwischen dem Sankeybache und dem Mersey angelegt, dem sehr bald der Bridgewater-Kanal (s. d.) folgte, den Brindley auf Befehl des Herzogs von Bridgewater 1758—62 ausführte und durch den Manchester mit den Kohlenwerken von Worsley und durch einen zweiten Arm mit Liver-

pool in Verbindung gebracht wurde. An diesen Kanalbau schloß sich ebenfalls nach Brindley's Plane der Greattrunkkanal, 1766—77, 96 M. lang, zur Verbindung zwischen Liverpool, Hull, London, Oxford und Bristol. Hiernächst begann der ungeheure Bau des Caledonischen Kanals (s. d.). Auch Amerika, mit seiner ungeheuern Landmasse und der verhältnißmäßig geringen Bevölkerung, mußte zu Beförderung des Transports der Producte u. s. w. Communicationsmittel suchen, die leicht zu finden waren, wenn man die kolossalen Ströme und Seen miteinander in Verbindung brachte. Große Zwecke fanden hier große Mittel, und so ist Amerika und namentlich die Region der Vereinigten Staaten dem Mutterlande in dieser Hinsicht weit zuvorgeeilt. Wir erwähnen nur den Eriekanal, welcher den Hudson mit dem Eriesee verbindet. Er ist ohne die Nebenkanäle 73 M. lang, 40 F. breit und 4 F. tief, hat ohne Flutschleuse 81 Schleusen, durchgängig von Quadern erbaut, wurde von 1823—25 erbaut und kostet 1,800000 Pf. St. Mehre große Kanalisationsprojecte in Amerika, Afrika und zum Theil auch in Europa sind durch die Eisenbahnen gänzlich in den Hintergrund getreten.

Kanàris (Konstantin), ein berühmter Branderführer im griech. Freiheitskampfe, wurde um 1785 auf der Insel Ipsara geboren und war vor dem Ausbruche des Aufstandes der Griechen Capitain eines kleinen griech. Kauffahrteischiffes. Schon im J. 1822 machte er sich durch die glücklich ausgeführte Verbrennung eines Theils der türk. Flotte im Kanal von Chios in der Nacht vom 18. zum 19. Juni und auf der Rhede von Tenedos am 19. Nov. einen Namen. Im J. 1824 verbrannte er bei Samos eine Fregatte und im Oct. eine Corvette im Hafen von Mitylene; dann diente er mit dem Range eines Capitains als Branderführer unter Miaulis. Im J. 1825 faßte er den kühnen Plan, die ägypt. Flotte, die im Hafen von Alexandria bereit lag, die Truppen des Vicekönigs Mehemed Ali nach Morea überzuführen, dort zu verbrennen. Doch der am 4. Aug. zu diesem Behuf gemachte Versuch misglückte, indem ein widriger Wind die von K. gegen die ägypt. Flotte losgelassenen Brander zurücktrieb, sodaß sie ohne Schaden zu thun in sich verbrannten. Im nächsten Jahre befehligte er die Fregatte Hellas, und 1827 war er als Vertreter von Ipsara in der griech. Nationalversammlung. Nach seiner Ankunft in Griechenland ernannte Kapodistrias im Juni 1828 K. zum Befehlshaber von Monembasia, und vertraute ihm später ein Geschwader von Kriegsschiffen an. Nach der Ermordung Kapodistrias', dessen treuer Anhänger K. war, zog er sich nach Syra zurück, wo er als Pliarch, d. i. Schiffscapitain erster Classe, um 1836 starb. K. zeichnete sich ebenso durch seine Anspruchslosigkeit und Einfachheit wie durch seine Tapferkeit aus.

Kandàhar, ein Theil von Afghanistan (s. d.), in Osten längs des Indus von Ostindien, südlich von Beludschistan, westlich von der Wüste des innern Iran, nördlich von dem afghanischen Reiche Kabul begrenzt, ist nur in den bewässerten Thälern der östlichen gebirgigen Hälfte fruchtbar; in der ebenern im Ganzen höchst dürren und sandigen und am Ende ganz zur Wüste werdenden westlichen Hälfte versiegen auch die meisten und bedeutendsten Flüsse des Landes, der Hilmend, mit seinen Zuflüssen Kaschrud, Urghandab, Tarnak und Lora. Außer den Ureinwohnern, den Tadschiks und den Eroberern, den Afghanen, findet man auch Beludschen und Kissilbaschen. K., welches der Hauptsitz der Duranis war, bildet noch immer ein von Kabul (s. d.) geschiedenes Reich, das, seitdem es gleich diesem von den Engländern geräumt wurde, wieder unter einheimischen Fürsten steht. Die Hauptstadt Kandahar liegt in einer fruchtbaren und wohlangebauten Ebene zwischen dem Urghandab und Tarnak, und zählt ungefähr 60000 E. Ihre Gründung verliert sich im hohen Alterthume; sie wurde im Laufe der Zeiten mehrmals zerstört und wieder aufgebaut, zuletzt von Nadir-Schah nach einem regelmäßigen Plane und auf einem von dem alten K. verschiedenen Platze, doch in dessen Nachbarschaft. Während der Blüte der Duranidynastie war sie deren Residenz und die Hauptstadt von ganz Afghanistan. Sie wird durch eine Mauer und zwei Schlösser vertheidigt, ist nach oriental. Weise gebaut und besteht aus Backsteinhäusern. Die bedeutendsten Gebäude sind der Tschaffchu, ein Bazar in der Mitte der Stadt, der königliche Palast mit der dazu gehörigen Moschee und das Grabmal Achmed-Schahs. Die verschiedenen K. bewohnenden Völkerschaften haben einzelne Stadttheile

inne. An einer wichtigen Handelsstraße zwischen Iran und Indien gelegen, war es sonst ein wichtiger Handels- und Fabrikplatz.

Kandia, im Alterthume Kreta, eine zum türk. Reiche gehörige Insel im Mittelmeere, südöstlich von Morea, ist 33 M. lang und 3—11 M. breit, und hat mit einigen kleinern herumliegenden Inseln einen Flächenraum von 189 □M. Eine Gebirgskette, westwärts die Sphachiotischen Berge (im Alterthum die Weißen Berge), östlich Lasithi oder Setia (früher Dikte genannt), durchzieht die Insel ihrer ganzen Länge nach, theilt dieselbe auf diese Weise, mehre Zweige und Ausläufer nach beiden Seiten bis ans Meer aussendend und sanfter nach Norden, steiler nach Süden abfallend, in zwei Hälften, eine nördliche und eine südliche, und erreicht in dem den größten Theil des Jahres mit Schnee bedeckten Psiloriti (dem Ida der Alten) eine Höhe von 7200 F. Aus der Configuration des Bodens der beiden Hälften der Insel, von denen die nördliche, weniger gebirgig, sanft abfallend, von vielen Busen durchschnitten und mit mehren Ebenen und schönen Thälern gesegnet, die südliche dagegen schroff, felsig und weniger zerrissen ist, ergibt sich schon, daß die nördliche fruchtbarer und hafenreicher, die südliche dagegen dürrer, steiniger und weniger mit Ankerplätzen versehen ist. Das Gebirge sendet nach beiden Seiten nur wenige Flüsse, aber desto mehr Bäche aus, die im Sommer meist versiegen, im Winter aber zu Gießbächen werden. Das Klima ist ausgezeichnet, im Sommer durch Nordwinde gekühlt und im Winter an der Küste nie unter 5° Wärme sinkend; nur der Scirocco macht es im Sommer manchmal unangenehm; auch finden zuweilen Erdbeben statt. Die Insel hat auf der Nordseite schöne Waldungen, Wiesen und Weiden, und erzeugt Getreide, Wein, Öl, Südfrüchte, Maulbeerbäume zum Seidenbau, Süßholz, Opium, Flachs und Baumwolle; das Thierreich liefert außer den gewöhnlichen Hausthieren viel Wild, darunter Muflons und Gemsen, viele Bienen und Fische; die Gebirge enthalten Metalle und andere nutzbare Mineralien, ohne daß sie jedoch jetzt ausgebeutet würden. Die Zahl der Einwohner, die in der Blütezeit der venetianischen Herrschaft auf eine Million und noch vor Ausbruch der griech. Revolution auf fast 300000 sich belief, beträgt jetzt in Folge der vielen Aufstände und des alle Cultur mehr und mehr vernichtenden türk. Despotismus kaum 200000 meist griech. Abkunft, unter denen die in den Gebirgen hausenden Sphachioten ihrer Tapferkeit und Freiheitsliebe wegen berühmt sind. Außer den Griechen gibt es noch Türken, räuberische Abadioten (arab. Abkunft) und Armenier. Gewerbfleiß, Handel und Schiffahrt liegen ganz darnieder, und an geistige Cultur ist gar nicht zu denken; die unter venetian. Herrschaft noch so blühenden Häfen sind fast alle versandet, und die meisten Städte liegen ganz oder zum Theil in Trümmern. Die Insel bildet unter dem türk. Namen Kirid ein besonderes Ejalet, das in drei Sandschaks Kandia, Rettimo und Kanea zerfällt, mit den Städten gleiches Namens. Die erste davon, Kandia, zählt ungefähr 10000 E., ist der Sitz des griech. Erzbischofs und des Pascha, gut befestigt und hat 14 Moscheen und mehre christliche Kirchen; in der Nähe befinden sich viele Alterthümer. Rettimo, das Rhetymna der Alten, zählt 5000 E. und ist der Sitz eines griech. Bischofs; sein Hafen ist wie der von Kandia versandet. Kanea, das alte Kydonia, mit 9000 E. und einem griech. Bischof, hat noch den besten Hafen und ist deshalb der bedeutendste Handelsplatz der Insel. Die Geschichte K.s beginnt im hohen Alterthume, und noch zeugen viele Ruinen von seiner einstigen Bedeutung. (S. Kreta.) Im J. 823 kam es aus den Händen der byzant. Kaiser in die der Sarazenen, welche die Hauptstadt K. auf den Trümmern von Heraklea erbauten, aber schon 962 wieder von den Byzantinern verjagt wurden. Diese verkauften 1204 die Insel an die Venetianer, welche viel für ihre Hebung thaten, sodaß sie zu einem der blühendsten Eilande des Mittelmeers wurde, die meisten Städte befestigten und sie gegen alle Angriffe der Genuesen und Türken bis um die Mitte des 17. Jahrh. tapfer behaupteten. Doch der Krieg, den die letztern im Juni 1645 begannen, brachte sie am Ende ganz unter türk. Herrschaft. In dem genannten Jahre nahmen die Türken Kanea und Rettimo und belagerten Kandia, jedoch vergeblich; nicht besser gelang der Angriff auf diese Stadt im J. 1649; einen dritten Versuch machten sie 1656 auf dieselbe, mußten aber die Belagerung in eine Blockade verwandeln, die sie zehn Jahre ohne Erfolg fortsetzten, bis endlich die am 14. Mai 1667 vom Großvezier Kiuperli mit verdoppelter Macht von neuem begonnene Belagerung

durch Capitulation die Stadt am 27. Sept. 1669 in die Hände der Türken brachte. Nach dem Fall der Hauptstadt gelang es den Türken bald, die Venetianer auch aus den ihnen noch übrigen festen Plätzen zu vertreiben, sodaß die Insel schon vor Ablauf des 17. Jahrh. in ihren Händen war. Wie die Insel seitdem immer mehr unter dem türk. Despotismus in Verfall gerathen ist, lehrt die Gegenwart. Zwar bewahrten die Sphachioten ihre Freiheit in ihren Bergen, aber die Türken zu vertreiben, gelang ihnen in den vielen Versuchen nicht, die sie unternahmen. Selbst die Theilnahme am Aufstand der Griechen im J. 1821 verhalf den Kandioten nicht zur Unabhängigkeit, sondern brachte ihnen nur neue Greuel und Verwüstungen. Sie mußten aller Anstrengungen ungeachtet unter dem türk. Joch bleiben, und kamen 1830 unter die Verwaltung des Vicekönigs von Ägypten, der ihren Aufstand mit blutiger Gewalt unterdrückte, aber auch eine gewisse Ordnung und rechtlichen Bestand herstellte. Er behielt die Insel bis 1840, wo die Coalition von Rußland, England, Östreich und Preußen die Insel wieder in unmittelbaren Besitz der Pforte brachte, aus dem auch ein erneuter Aufstand sie nicht zu befreien vermochte.

Kanephoren, d. i. Korbträgerinnen, hießen zu Athen die Jungfrauen, welche an den Panathenäen, bei den Festen der Demeter und des Bacchus und andern feierlichen Aufzügen die zu den Opfern gehörigen heiligen Geräthe in prachtvoll geflochtenen Körben auf dem Haupte trugen. Nur Mädchen aus den angesehensten bürgerlichen Familien wurden hierzu ausgewählt. Ihnen folgten bei den Processionen Töchter der Eingesessenen, welche einen Sonnenschirm und einen Sessel zum Ausruhen nachtrugen. Die Künstler machten es sich zur besondern Aufgabe, diese weiblichen Gestalten in anmuthiger Haltung darzustellen, und berühmt waren bei den Alten die Kanephoren-Statuen des Polykletos in Erz und des Skopas in Marmor. (S. Karyatiden.)

Känguruh, ein fast sechs Fuß hohes Säugethier aus der Familie der Beutelthiere (s. d.), mit sehr langen zum Springen eingerichteten Hinterbeinen, einem dicken und langen im Sitzen zur Stütze dienenden Schwanze und grauem, am Bauche weißlichem Felle. Seine Nahrung besteht in Gras und Baumrinden. Von Cook wurde es 1779 in Neuholland entdeckt, wo es das größte Landsäugethier ist und den rohen Eingeborenen den wichtigsten Theil ihres Unterhalts liefert. Es ist scheu und sehr flüchtig, geht immer in Heerden, und wird durch besonders dressirte Hunde gejagt. Sein Fleisch gleicht dem Wildpret. In Europa pflanzt es sich jetzt an mehren Orten mit Leichtigkeit fort. Durch die Bemühungen des Engländers Gould hat man noch 5—6 andere, zum Theil ziemlich kleine Arten derselben Gattung kennen gelernt.

Kaninchen ist ein zur Gattung der Hasen (s. d.) gehöriges Nagethier, welches in eigenen Höhlen oder Bauen im ganzen gemäßigten Europa wild lebt, häufig aber auch gezähmt vorkommt. Das wilde Kaninchen hat fast die Farbe des Hasen und führt auch ziemlich seine Lebensweise. Als Wildpret und seines Pelzes wegen, so wie wegen des Schadens, den es durch Graben und Benagen wirthschaftlicher Pflanzungen anrichtet, wird es gejagt. Eine besondere Art sie zu jagen ist die mit dem Frett (s. d.). Das zahme Kaninchen kommt in mancherlei Farben, auch weiß mit rothen Augen vor, wird wegen seines Pelzes gehalten und läßt sich auch mästen. Eine Abart desselben ist das angorische Kaninchen oder der Seidenhase. Die Haare des zahmen Kaninchens, die man ihm ausrupfen kann, werden besonders von den Hutmachern benutzt. Die Heimat des Kaninchens soll Spanien sein.

Kanne, s. Maße und Gewichte.

Kanne (Joh. Arnold), ein bekannter deutscher Schriftsteller, geb. zu Detmold im Mai 1773, überließ sich schon auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, wo er anfangs ungemein rasche Fortschritte machte, mystischen Schwärmereien, die ihm sodann die wissenschaftlichen Studien verleideten. Mit dem Vorsatze, Theologie zu studiren, ging er nach Göttingen, entzog sich aber nach einiger Zeit wieder den Studien, indem er meinte, daß die Wissenschaften alle Religiosität in ihm erstickten, und ging nun nach Leipzig, dann nach Halle und später nach Berlin. Nachdem er das väterliche Erbtheil verzehrt hatte und auf der Schriftstellerbahn, die er seit 1798 mit philologischen Arbeiten betreten, keine ergiebige Nahrungsquelle sich ihm öffnen wollte, nahm er 1805 östr. Kriegsdienste. Wieder losgekauft ging er zunächst nach Würzburg, wo er seine „Neue

Darstellung der Mythologie der Griechen und Römer" (Lpz. 1805) und dann im glühenden Eifer die „Ersten Urkunden der Geschichte oder allgemeine Mythologie" schrieb, die aber wegen Censurhindernisse erst 1808 im Druck erschienen (2. Aufl., Hof 1815), und privatisirte dann einige Zeit in Jena. Ganz in Dürftigkeit versunken, ließ er sich 1806 in Berlin als Soldat anwerben. Von den Franzosen kriegsgefangen, hatte er mit dem bittersten Elende zu kämpfen, entkam aber endlich und bettelte sich durch bis nach Meiningen. In Hildburghausen nahm er von neuem östr. Dienste, erkrankte aber sehr bald und kam in das Spital zu Linz. In Folge der Bemühungen Adolf Wagner's in Leipzig, welcher Jean Paul auf den dem Untergange nahen Freund aufmerksam gemacht hatte, ward er durch den Präsidenten Jacobi in München, bei dem Jean Paul sich für ihn verwendet hatte, für 160 Fl. losgekauft und kam nun nach Baireuth. Er hatte Aussicht, eine Professur in Moskau zu erhalten, als er 1809 zum Professor der Geschichte am Realgymnasium zu Nürnberg ernannt wurde. Doch sehr bald, zumal seitdem er sich verheirathet, verfinsterten sich seine religiösen Ansichten immer mehr und machten ihn endlich zum Sonderlinge. Er wurde 1817 Professor der Philologie am Gymnasium zu Nürnberg und 1818 Professor der orient. Literatur zu Erlangen, wo er nun in völliger Abgeschiedenheit von der Welt lebte, bis er am 17. Dec. 1824 starb. Nächst seinem „System der ind. Mythe" (Lpz. 1813) erwähnen wir von seinen spätern mystischen Schriften noch die „Sammlung wahrer und erwecklicher Schriften aus dem Reiche Christi und für dasselbe" (3 Bde., Nürnb. 1815—22); „Leben und aus dem Leben merkwürdiger und erweckter Christen aus der protestantischen Kirche" (2 Bde., 2. Aufl., Lpz. 1842); „Vier Nächte, oder romantische Gemälde der Poesie" (Lpz. 1819)); „Christus im Alten Testament" (2 Bde., Nürnb. 1818); „Biblische Untersuchungen" (2 Bde., Erlang. 1819—20), und endlich die antiquarische Untersuchung „Die goldenen Ärsche der Philister" (Nürnb. 1821).

Kannegießer (Karl Friedr. Ludw.), früher Professor und Director des Friedrichsgymnasiums zu Breslau, gegenwärtig in Berlin privatisirend, geb. am 9. Mai 1781 zu Wendemark bei Werben in der Altmark, besuchte das Graue Kloster in Berlin, wo er ein Lieblingsschüler Engel's war, und studirte in Halle. Nachdem er 1806 kurze Zeit in Weimar und Lauchstädt privatisirt hatte, wurde er 1807 Lehrer am Schindler'schen Waisenhause zu Berlin, 1811 Prorector und 1814 Rector am Gymnasium in Prenzlau, und 1822 in seine gegenwärtige Stellung in Breslau berufen, wo er sich 1823 bei der Universität habilitirte. Schon auf der Universität zeigte er eine entschiedene Vorliebe für die ital. Poesie und allmälig bildete er sich zum glücklichen Übersetzer nicht nur aus dem Italienischen, sondern auch aus den classischen und andern neuern Sprachen. Der Übersetzung von Beaumont's und Fletcher's „Dramatischen Werken" (2 Bde., Berl. 1808) folgten Dante's „Göttliche Komödie" (3 Bde., Amst. und Lpz. 1809—21; 4. sehr veränderte Aufl., Lpz. 1843), mit einem reichen Commentar, und Dante's „Lyrische Gedichte" (Lpz. 1827; 2. Aufl., 2 Bde., 1842), die er mit K. Witte und W. von Lüdemann bearbeitete; auch übertrug er die „Oden" des Horaz (Prenzl. 1821) und Anakreon und Sappho (Prenzl. 1827) metrisch, und übersetzte Mehres aus dem Englischen, Schwedischen und Dänischen. Von seinen eigenen selbständigen Arbeiten erwähnen wir, abgesehen von seinen zahlreichen Schulschriften, seine „Gedichte" (2 Bdchn., Bresl. 1824—27); „Vorträge über eine Auswahl von Goethe's lyrischen Gedichten" (Bresl. 1835); „Ital. Grammatik" (Bresl. 1836; 2. Aufl., Lpz. 1844); „Deutsches Declamatorium" (3 Thle., 2. Aufl., Lpz. 1842); „Der deutsche Redner, eine Mustersammlung" (Lpz. 1844), und „Schauspiele für die Jugend" (3 Bde., Berl. 1844).

Kannibäle, s. Anthropophage.

Kannstadt, eine kleine Stadt im würtemberg. Neckarkreise, am Neckar, über welchen eine Brücke führt, in sehr schöner Gegend, hat etwa 4500 E., ansehnliche Fabriken und Färbereien, Schiffahrt und Handel, ein orthopädisches Institut, ein Theater und zahlreiche Mineralquellen mit trefflichen Badeeinrichtungen. Der Pastor der dasigen waldenser und reformirten Gemeinde ist Dekan aller reformirten Gemeinden des Königreichs. In der Nähe liegen die Lustschlösser Bellevue und Rosenstein. Im nahen Seelberge hat man neuerdings sehr schöne Versteinerungen von Überresten vorweltlicher Thiere gefunden. Auch

ist die Umgegend ein ergiebiger Fundort röm. Münzen und Alterthümer. Bei K. fand im Juli 1796 ein Gefecht zwischen Östreichern und Franzosen statt. Zwischen K. und Eßlingen liegen auf dem sogenannten Rothen Berge die Trümmer des Stammschlosses Würtemberg Vgl. Memminger, „K. und seine Umgebungen" (Stuttg. 1812) und Tritschler, „K.s Mineralquellen und Bäder" (2. Aufl., Stuttg. 1834).

Kanōbus, der Steuermann des Menelaus, Geliebter der Theonoë, der Tochter des Proteus, wurde in Ägypten von einer Schlange gebissen und von Menelaus und Helena dort beerdigt. In der ägypt. Symbolik ist der K. das Symbol des fruchtbaren Bodens von Ägypten, dargestellt als bauchiges Gefäß mit Menschen- oder Thierkopf.

Kanon (griech.), d. i. Maßstab oder Richtschnur, heißt im Neuen Testament die Regel des christlichen Glaubens und Lebens. Schon früh wurde dieser Name auf die heiligen Schriften übertragen und man verstand nun darunter die Sammlung der von Gott eingegebenen und deshalb kanonischen oder normativen Schriften. Auch der von den Juden um das J. 130 v. Chr. abgeschlossene Kanon des Alten Testaments (s. Hebräer) erhielt gleiches Ansehen unter den Christen, weil Christus und die Apostel sich ausdrücklich auf das Alte Testament berufen und es für inspirirt erklärt hatten. Die apokryphischen Bücher des Alten Testaments, deren Kanonicität die Juden nicht anerkannten, hat die morgenländ. Kirche nie, die abendländ. aber schon gegen Ende des 4. Jahrh. und nachmals die röm.-katholische zu Trient den kanonischen gleichgesetzt. Gleichwol blieben die Meinungen im Abendlande über das kanonische Ansehen der Apokryphen (s. d.) des Alten Testaments lange getheilt, da der Kirchenvater Hieronymus es ihnen abgesprochen hatte, und viele Theologen sich nach ihm richteten. Die evangelische Kirche verwirft die Apokryphen als nicht zur Regel des Glaubens gehörige Bücher. Der Kanon des Neuen Testaments schloß sich allmälig von dem 2. bis zu dem 4. Jahrh. ab, jedoch blieben die Ansichten über Werth und Ansehen einzelner Bücher auch nachmals getheilt. Schon im 2. Jahrh. theilte man das Neue Testament in Evangelium (die vier Evangelien) und Apostolus (die Apostelgeschichte und die apostolischen Briefe). Die Echtheit der fünf historischen Bücher, der Paulinischen Briefe, des ersten Briefes Petri und des ersten Briefes Johannis war im 3. Jahrh. allgemein anerkannt, daher sie Eusebius in seiner um 325 geschriebenen Kirchengeschichte Homologumena, d. h. allgemein angenommene, nennt. Dagegen rechnet er die übrigen fünf sogenannten Katholischen Briefe (s. d.), nämlich den zweiten Brief Petri, den zweiten und dritten des Johannes, den des Judas und Jacobus, unter die Antilegomena (s. d.), d. h. nicht in allen Kirchen angenommenen. Der Brief an die Hebräer wurde damals von Vielen, die Apokalypse von Wenigern für echt gehalten. Doch auch diese Schriften kamen zu kanonischem Ansehen in der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. in der ägypt. Kirche, wo Athanasius den Ausdruck kanonisch aufbrachte, und in der abendländ., in der eigentlich morgenländ. (den Sprengeln der Patriarchate von Konstantinopel, Antiochien und Jerusalem) zuvörderst die Katholischen Briefe und im 6. Jahrh. auch die Apokalypse. Seitdem blieb der Kanon des Neuen Testaments geschlossen, und die evangelische Kirche hat ihn mit der griech. und katholischen Kirche gemein. Die Resultate der kritischen Untersuchungen über die Echtheit und Kanonicität einzelner biblischer Bücher haben im kirchlichen Lehrbegriffe vom Kanon nichts geändert. Die Gründe der alten Kirchenlehrer für oder gegen die Kanonicität einzelner Bücher waren meist nur historische und traditionelle. Die neuere Kritik hat zugleich aus innern Gründen die Echtheit einzelner Stellen und selbst ganzer Bücher nicht ohne Erfolg angegriffen und namentlich dargethan, daß die Apokalypse nicht von Johannes und der Brief an die Hebräer nicht von Paulus herrühren. — Auch versteht man unter Kanon den Beschluß einer allgemeinen Kirchenversammlung, insbesondere über Gegenstände der Disciplin; ferner die Gebete, welche der katholische Priester kurz vor, bei und nach Weihung der Hostie verrichtet, und endlich das Verzeichniß der Heiligen oder Kanonisirten. — In der kritischen Philosophie bedeutet Kanon die Wissenschaft vom richtigen Gebrauche des Erkenntnißvermögens. — In der ältern Mathematik heißt Kanon so viel als Vorschrift oder Methode, dann auch eine Tafel von Größen, die nach einer bestimmten Ordnung fortschreiten, z. B. der Kanon der Logarithmen. — In juristischer Beziehung bezeichnet man mit Kanon die jährliche Geldabgabe, auf welche eine bis dahin ihrem Be-

trage oder ihrem Anfalle nach ungewisse Leistung oder Beschränkung regulirt oder abgelöst wird, z. B. Laudemialkanon; auch nennt man Kanon den Erbzins oder die festgesetzte Pachtsumme, welche die Erbpächter jährlich an den Grundherrn zu entrichten haben.

In der Musik der Griechen bedeutet Kanon (im Italienischen fuga in consequenza) eine Art Monochord (s. d.), in der gegenwärtigen Musik aber ein Tonstück, dessen verschiedene Stimmen nicht zusammen beginnen, sondern einander folgen, und zwar in der Art, daß jede folgende das von der vorangehenden Vorgetragene wiederholt, während diese eine zweite Melodie ausführt. Eine populaire Anwendung des Kanons sind jene kleinen, leicht faßlichen Melodien, meist mit komischen Worten, die von mehren Personen in der Weise gesungen werden, daß Alle dieselbe Melodie singen, Einer aber immer später anfängt als der Andere. In erweiterten, künstlichern Formen wird der Kanon auch sowol in der Oper wie in der Kirchenmusik angewendet, und gehört dann zu den strengsten Gattungen. Hat der Kanon keinen angehangenen Allgemeinschluß, so heißt er ein unendlicher, im andern Falle ein endlicher. Ein in Partitur vollständig ausgeschriebener Kanon heißt ein offener, in einer Stimme, mit gewissen Zeichen für die Stimmeneintritte geschrieben, heißt er ein geschlossener Kanon. Werden diese Zeichen und andere Bedingungen der Ausführung nicht beigefügt, so heißt der Kanon ein Räthselkanon, eine Spielerei, die sonst beliebt war, jetzt aber veraltet ist. — In der bildenden Kunst bedeutet Kanon so viel als Regel für die Schönheitsverhältnisse des menschlichen Körpers. Unter den Griechen stellte der berühmte Bildner Polyklet der Ältere (s. d.) Forschungen in dieser Hinsicht an, und wie er vorzüglich jugendlich-anmuthige Gestalten bildete, so scheint er auch in der jugendlichen Gestalt die Regel der Schönheit gefunden zu haben. Sein Kanon war eine zu dem Zwecke verfertigte Musterstatue, die schönen Verhältnisse des menschlichen Körperbaues an einem zum Manne gereiften Jünglinge zu zeigen. Nach Plinius und Cicero war derselbe als Lanzenträger dargestellt, und wahrscheinlich hatte ihm der Künstler eine ruhige, einfache Stellung gegeben. Eine Copie davon ist nicht auf uns gekommen. Nächst Polyklet beschäftigte sich unter den Alten namentlich auch Euphranor, im 3. Jahrh. v. Chr., mit gleichen Untersuchungen. Unter den Neuern wurden dieselben von Dürer und Leon. da Vinci wieder aufgenommen. Vgl. Hirt, „Abhandlung über den Kanon in der bildenden Kunst" in den „Abhandlungen der histor.-philolog. Classe der königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin" (1814 und 1815). — In der Schriftgießerei führen den Namen Kanon zwei der größten Schriftarten, mit denen sonst der Meßkanon gedruckt zu werden pflegte, die man aber jetzt nur noch zu Titeln anwendet.

Kanone nennt man die Geschützart, welche durch größere Länge des Rohrs zu einem möglichst kräftigen Schuß in sehr flachem Bogen sowol mit der Vollkugel als besonders auch mit Kartätschen bestimmt und geeignet ist. Die Kanone besteht aus dem Rohr, der Laffete und der Protze. Der innere hohle Raum des Rohrs, die Seele, ist cylindrisch. Die umgebenden Metallstücken sind hinten, wo die Ladung liegt, am stärksten, nach vorn hin schwächer. Manche Kanonen bekommen dadurch die Gestalt eines abgekürzten Kegels; richtiger aber sind sie construirt, wenn die äußere Form in drei Theile zerfällt, von denen der hinterste, das Bodenstück, am stärksten und meist cylindrisch, der mittelste, das Zapfenstück, etwas schwächer und konisch, der vordere, das lange Feld, am schwächsten und mehr konisch geformt wird. An der hintern Kante und da, wo die Theile zusammenstoßen, werden Friesen zur Verzierung angebracht, die ehemals sehr zusammengesetzt, jetzt aber möglichst einfach gemacht werden. Der volle Theil des Metalls, der die Seele hinten schließt, heißt die Metallstärke vor dem Stoß. Der Boden der Seele ist entweder halbkugelförmig oder eben, und in letzterm Falle der Winkel, welcher beim Zusammenstoßen der Seelenwand und des Bodens entstehen würde, damit sich keine glimmenden Reste der Ladung daselbst verhalten können, mit einem kleinen Bogen abgerundet. Äußerlich ist hinten die Traube mittels des Traubenhalses an der Verstärkung des Bodens angebracht, um das Rohr mit Tauen und Hebebäumen leichter bewegen zu können. Zu gleichem Zwecke dienen die Henkel, ehemals Delphine genannt, auf dem Zapfenstücke der schweren Kanone. Vorn am langen Feld befindet sich der Kopf, der theils zur Verstärkung der Mündung dient, welche bei bronzenen Kanonen sich durch anhaltendes Schießen oval ziehen würde, theils nothwendig ist, um den

vordern Richtpunkt, das Korn, höher zu legen und ein leichteres Richten zu erlangen. Am Zapfenstück sitzen die Schildzapfen, die zur Verbindung des Rohrs mit der Laffete dienen; sie sind mit den Schildzapfenscheiben umgeben, um einen festern Anschluß des Rohrs an das Lager in der Laffete zu gewinnen. Das Zündloch ist entweder normal auf die Seelenachse, oder schräg, d. h. oben entfernter von der Mündung als unten, eingebohrt. Liegt die Schildzapfenachse wagerecht, so heißt die lothrechte Ebene durch die Seelenachse die Visirebene. In ihr liegen hinten, im höchsten Punkte der Bodenfriese, das Visir, ein dreikantiger Einschnitt, und vorn auf dem Kopf die Spitze des Korns. Das Visir ist gewöhnlich weiter von der Seelenachse entfernt, als die Spitze des Korns, daher convergirt die durch beide Punkte gehende Visirlinie mit der Seelenachse nach vorn und bildet den Visirwinkel. Sind aber beide Linien gleichlaufend, so nennt man das Rohr verglichen. Bei bronzenen Kanonen ist noch hinten in der Verstärkung des Bodens der messingene Aufsatz eingelassen, der zuweilen auch außerhalb angebracht wird, um den Visirpunkt in einem bestimmten Maße zu erhöhen und mittels der Richtungslinie über Aufsatz und Korn der Seelenachse die erfoderliche Stellung zu geben. Der Schwerpunkt des Rohrs liegt nahe hinter dem Schildzapfen, dadurch entsteht das Hintergewicht, was zur festen Lage des Rohrs in der Laffete und zur Schonung der letztern unentbehrlich ist, aber auch nicht zu groß werden darf, damit das Richten nicht zu sehr erschwert werde. Die Seele der Kanone ist gewöhnlich 17—21 Kugeldurchmesser lang, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß eine größere Länge die Schußweite nur unverhältnißmäßig wenig vermehrt und die Richtigkeit des Schusses durch vervielfachte Anschläge im Rohr vermindert. Der Unterschied des größten Kreises der Kugel und des Querschnitts der Seele heißt Spielraum, und wird nach dem Unterschiede beider Durchmesser in Zollmaß oder auch in 1/24 Theilen des Kugeldurchmessers angegeben. Die Kanonen werden entweder aus Bronze (100 Theile Kupfer und 8—14 Theile Zinn) oder aus Eisen gegossen. Letztere sind viel härter als erstere, schießen sich also nicht so schnell und kosten bedeutend weniger; springen aber, wenn das Material nicht vorzüglich gut ist, und werden dadurch der Bedienung gefährlich. Das bronzene Rohr springt höchst selten und dann nie plötzlich; das Material des unbrauchbar gewordenen kann umgegossen werden. Die jetzt gebräuchlichen Arten der Kanonen sind 3, 4, 6, 8, 12, 16 und 24pfündige; auf den Schiffen auch 36 und 48pfündige; außerdem werden die Paixhans'schen Bombenkanonen (s. d.) von bedeutendem Kaliber sowol bei der Marine als beim Belagerungskriege angewendet. Von einigen Arten, z. B. den 12pfündigen, unterscheidet man die leichten, etwa 12—17 Ctr. wiegenden, und die schweren von 27—33 Ctr.; von den 24pfündigen gibt es lange und kurze. Die Dampfkanonen, welche in England 1805—14 in Vorschlag gebracht waren, gewähren nicht die Vortheile, welche man sich von ihnen versprach; die Dampfkraft kann den Stoß des Pulvers nicht ersetzen; die Maschine ist äußerst zusammengesetzt, unbeweglich, also wenigstens zum Feldgebrauch nicht geeignet, und das Schnellschießen ist nur ein eingebildeter Vortheil. (S. Dampfgeschütz.) In ältern Zeiten glaubte man durch übermäßige Länge des Rohrs einen recht weiten Schuß zu erreichen, wobei die Wahrscheinlichkeit des Treffens aber nicht beachtet war und ein höchst unbehülfliches Geschütz entstand. Die alten, sogenannten Feldschlangen (s. Colubrine) findet man zu 30—50 Kugeldurchmesser Länge. Die kürzern heißen Halbe- und Viertelsschlangen. In Bezug auf das Kaliber unterschied man die Karthaunen (s. d.), und außerdem gab es Basilisken, scharfe Metzen u. s. w. Die Röhre waren zum Theil mit den künstlichsten Verzierungen, Wappen und besondern Figuren statt der Henkel und der Traube geschmückt, auch mit Inschriften versehen u. s. w. Auch hatte man Orgelgeschütz (s. d.) und Kanonen von hinten zu laden, eine Einrichtung, die beim Feuern hinter Brustwehren u. s. w. von großem Nutzen sein kann und daher auch neuerdings wieder Versuchen unterworfen worden ist. Die ledernen Kanonen der Schweden im Dreißigjährigen Kriege waren kupferne Röhren, mit Stricken umwunden und mit Leder überzogen; bei ihrer zu großen Leichtigkeit konnten sie keine gute Wirkung leisten und wurden bald wieder abgeschafft.

Kanonenboot nennt man flache Ruderfahrzeuge, zur Küstenvertheidigung bestimmt, um größere Schiffe in weiter Entfernung abzuhalten, und dadurch das Bombardement der Festungen an der Küstee und das Landen zu verhindern oder doch zu erschweren.

Ihre Bewaffnung ist verschieden; die kleinsten sind mit einer Kanone von 12pfündigem Kaliber und einer Schiffslaffete, die größern auch mit mehren, zum Theil schweren Geschützen ausgerüstet.

Kanonenschlag. Ein solcher besteht aus einem würfelförmigen Kästchen von Pappe oder Holz, mit starkem Sackband auf allen Seiten bewickelt, in Leim getaucht, und mit $\frac{1}{2}$—4 Pf. Schießpulver ganz voll gefüllt; zuweilen auch nur aus einer Röhre von mehrfach übereinander gerolltem Papier, welche aber fest zusammengewürgt und geleimt, dann mit Pulver gefüllt, und über die eingelegte Zündschnur auch unten gewürgt wird. Der Knall des entzündeten Pulvers ist sehr stark und kann dem der Kanone gleich kommen, wenn der Kanonenschlag groß ist. Man wendet die Kanonenschläge theils bei Lustfeuerwerken, zur Bezeichnung einzelner Acte derselben, auch wol zur Versetzung der Raketen an; nächstdem dienen sie im Kriege zu Signalen auf solchen Punkten, wo man Kanonen nicht ohne Nachtheile aufstellen kann.

Kanonenschuß. Die größte Entfernung, welche bei der gegenwärtigen Einrichtung der Geschütze mit der Kanonenkugel erreicht werden kann, wird eine halbe Meile nur wenig übertreffen. Da jedoch die Wahrscheinlichkeit des Treffens hierbei ganz aufhört, so schießt man nie aus solchen Entfernungen, sondern gibt immer nur diejenige Schußweite an, wo man noch einen angemessenen Erfolg erwarten kann. Sie ist, nach Verschiedenheit der Kaliber, zu 800—1200 Schritt anzunehmen, wenn die Kugel, ohne die Erde zu berühren, das Ziel treffen soll. Der Rollschuß kann den Feind noch auf 1800 Schritt und weiter, beunruhigen. Beim Bresche schießen durchläuft die Kugel nur eine kurze Entfernung, höchstens etwa 100 Schritte, und wirkt daher vermöge der ihr noch beiwohnenden großen Geschwindigkeit mit solcher Kraft, daß eine 24pfündige Kugel 2—3 F. in festes Mauerwerk einzudringen vermag. (S. Schießen.) Die Wirkung des Kanonenschusses gegen Truppen wird sehr verschieden angegeben, und hängt allerdings vom Kaliber, der Entfernung des Feindes, der Art seiner Aufstellung in Massen oder Linien, auch von den etwanigen vorhergegangenen Aufschlägen aus dem Terrain ab. Unter den günstigsten Umständen würde eine Kugel wol 8—10 Mann außer Gefecht setzen können. Das Schießen gegen Lehmwände und Erdwerke mit Kanonenkugeln kann keinen Erfolg geben. Zum Kanonenschuß gehört auch der Kartätschenschuß. (S. Kartätsche.)

Kanonici, Capitularen, Domherren oder Stiftsherren wurden wegen ihres kanonischen, an die Gelübde der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams gegen die Obern gebundenen Lebens die Mitglieder des Domcapitels genannt, die mit Einschluß des Bischofs das Domstift bildeten. (S. Stift.)

Kanonik wird die mathematische Tonlehre genannt, d. h. die Wissenschaft, welche das Verhältniß der Töne nach bestimmten Größen mit Zahlen angibt. Wenigstens den ersten Grund dazu legte unter den Griechen Pythagoras; in neuern Zeiten ward sie durch Chladni (s. d.) vielfach bereichert.

Kanonisation nannte zuerst Papst Alexander III. die Heiligsprechung, der sie 1170 für ein ausschließliches Vorrecht des päpstlichen Stuhles erklärte, während sie früher von jedem Bischofe in seiner Diöcese verrichtet wurde. (S. Heiligendienst.) Der Name rührt daher, daß der Heiliggesprochene in den Kanon oder das Verzeichniß der Heiligen in der Messe aufgenommen wurde.

Kanonisch heißt eigentlich alles Das, was nach Regel und Vorschrift ist (s. Kanon), dann mit Beziehung auf das kanonische Ansehen der heiligen Schrift, soviel als heilig und göttlich inspirirt, und in gleicher Beziehung im Gegensatze mit apokryphisch soviel als apostolisch und prophetisch und endlich auch soviel als kirchlich, in welcher Beziehung man von einem kanonischen Leben spricht.

Kanonische Bücher, s. Kanon, Antilegomena und Apokryphen.

Kanonisches Recht (jus canonicum), so genannt von den in der christlichen Kirche allmälig sich bildenden Rechtsbestimmungen (canones), hieß im Sprachgebrauche des Mittelalters der Inbegriff dieser Rechtssätze, wie sie in den nach und nach zur Geltung in der Kirche gelangten Rechtssammlungen enthalten waren. Mit der Reformation und unter dem fortdauernden Einflusse anderweiter Rechtsbildung hat sich das Kirchen-

recht (s. d.) ausgebildet, das zum Theil andere Grundlagen, zum Theil andern Inhalt hat. Noch immer aber wird das in jenen Rechtssammlungen, aus denen das Corpus juris canonici (s. Corpus juris) erwuchs, niedergelegte Recht als kanonisches bezeichnet. Es enthält dasselbe einerseits nach dem Gesagten keineswegs die ganze Summe des Kirchenrechts, andererseits verbreitet es sich über viele Lehren, welche jenem fremd sind, namentlich über Processualisches, und gehört mit unter die Quellen des gemeinen Rechts in Deutschland, obwol es nur in wenig Punkten noch praktische Gültigkeit hat. Für die katholische Kirche ist es eine Hauptrechtsquelle.

Kanonische Schreibart, auch imitatorische oder thematische genannt, besteht in der künstlichen Verflechtung mehrer Stimmen durch allerlei Nachahmungen und Antworten. Sie steht der freien, ehemals galant genannten, Schreibart gegenüber, in welcher einer Hauptstimme die übrigen als füllende oder begleitende sich unterordnen. Die Gesetze der kanonischen Schreibart lehrt der doppelte Contrapunkt.

Kanopen oder Kanöben werden im Allgemeinen die altägypt. Wassergefäße genannt, besonders aber die kurzen, dickbauchigen, enghälsigen, mit darauf gesetztem Menschen- oder Thierkopfe und mit mannichfaltigen Göttergestalten und mythischen Symbolen und Attributen verziert. Ob sie einen Gott Kanopus darstellten, und ob dieser Kanopus identisch mit dem Serapis (s. d.) sei, ist zweifelhaft; vielmehr scheint der Krug den Ägyptern im Allgemeinen ein heiliges Gefäß, und zwar hauptsächlich ein Attribut des Osiris, das den Segen des Wassers symbolisch darstellte, gewesen, jedoch in gleicher Weise auch andern Gottheiten zugetheilt worden zu sein, in denen man die Geber derselben Wohlthaten verehrt habe. Dies sieht man daraus, daß verschiedene Götter in Kruggestalt abgebildet wurden. Dieser Kanopen gab es verschiedene Arten; eine wurde zur Reinigung, eine andere zur Aufbewahrung des Nilwassers gebraucht, wieder eine andere diente als Zeitmesser. Man findet deren noch mehre in Kunstsammlungen; berühmt sind der Kanopus von grünem Basalt in der Villa Albani, und der von weißem Alabaster im Museum Pio-Clementinum. Wahrscheinlich führen die Kanopen ihren Namen von der am westlichsten Nilarme gelegenen Stadt Kanopus, deren Einwohner wegen ihrer Üppigkeit berüchtigt waren, und die mit der Einführung des Christenthums aus der Geschichte verschwindet. Der Mythus, daß die Stadt von dem Steuermann des Menelaus, Kanopus, der hier auf der Heimfahrt von Troja gestorben und begraben worden, den Namen erhalten habe, und daß dieser Kanopus von den Ägyptern göttlich verehrt worden sei, beruht auf dem Bestreben der Griechen, ihre Götter und Mythen fremden Religionen unterzuschieben.

Kant (Immanuel), einer der größten und einflußreichsten Philosophen aller Zeiten, war zu Königsberg am 22. Apr. 1724 geboren und der Sohn eines Sattlers. Nachdem er den ersten gelehrten Unterricht auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, dem Collegium Fridericianum, erhalten hatte, ging er 1740 zur dasigen Universität über, um Theologie zu studiren, mit der er jedoch frühzeitig das Studium der Naturwissenschaften, Mathematik und Philosophie verband, und die er bald ganz aufgab. Nach Ablauf seiner Universitätszeit bekleidete er neun Jahre lang in mehren Familien die Stelle eines Hauslehrers, gab während dieser Zeit seine erste Schrift: „Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte" (1747), heraus und habilitirte sich 1755 in Königsberg, wo er Vorlesungen über Logik und Metaphysik, Physik und Mathematik hielt. Nachdem er mehrmals zu erledigten Professuren seines Fachs sich vergeblich gemeldet hatte, wurde ihm 1762 die erledigte Professur der Dichtkunst angetragen, die er aber zu verwalten sich für nicht befähigt hielt, und so erhielt er erst 1770 die ordentliche Professur der Logik und Metaphysik. Er hatte sich bis dahin durch eine Reihe von Abhandlungen und Schriften, die sich theils auf Naturwissenschaften, namentlich Astronomie („Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels", 1755) und physische Geographie, theils auf Philosophie bezogen („Die falsche Spitzfindigkeit der vier syllogistischen Figuren", 1762, „Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes", 1763, „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen", 1764, „Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik", 1766), als ein feiner Beobachter und als ein scharf-

sinniger, selbständig forschender Denker bekannt gemacht; die Reihe von Schriften jedoch, durch welche er in die Geschichte der Philosophie epochemachend eingriff, beginnt erst mit der Abhandlung „De mundi sensibilis et intelligibilis forma et principiis", mit welcher er 1770 seine Professur antrat. Sie ist gleichsam das Programm der „Kritik der reinen Vernunft", die er jedoch erst elf Jahre später (1781) herausgab. Von da an folgten seine philosophischen Hauptwerke verhältnißmäßig rasch aufeinander, 1783 die „Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik", 1785 die „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten", 1786 „Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft", 1788 die „Kritik der praktischen Vernunft", 1790 die „Kritik der Urtheilskraft", 1793 die „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft", 1797 die „Metaphysischen Anfangsgründe der Tugendlehre" und die der „Rechtslehre"; endlich schließt sich seine mehr als 50jährige schriftstellerische Thätigkeit 1798 mit der „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht". Zwischen diese größern Werke, unter denen wieder die drei Kritiken gleichsam die Hauptpfeiler seines Systems bilden, fallen noch eine große Anzahl kleiner Abhandlungen, die zum Theil durch ihren Inhalt sehr bedeutend sind und überdies die liebenswürdige, vielseitig gebildete Individualität ihres Urhebers besser zu erkennen geben als die strengsystematischen Arbeiten. Als akademischer Lehrer äußerte K. einen überaus wohlthätigen Einfluß, indem seine Vorlesungen über Logik und Metaphysik, Naturrecht, Moral, Anthropologie und physische Geographie weniger durch das Bestreben, seinen Zuhörern die Philosophie in der Form eines abgeschlossenen Systems zu überliefern, als vielmehr durch die reiche Fülle von Thatsachen und treffenden Bemerkungen über den Menschen und die Natur anregend und geisterweckend wirkten. Überhaupt hatte sich K., obgleich er unverheirathet blieb, durch seine speculativen Untersuchungen nicht von einem vielseitigen Verkehr mit der Welt und der Gesellschaft abziehen lassen; er liebte eine heitere Geselligkeit und sein Umgang wurde ebenso gesucht als geschätzt. Übrigens hat er sich von seinem Geburtsorte nie weiter als wenige Meilen entfernt und starb in hohem Alter am 12. Febr. 1804. Seine wichtigern Schriften haben sämmtlich mehre, die Hauptwerke zahlreiche Ausgaben und Nachdrücke erlebt; vollständige Sammlungen seiner Werke sind die von G. Hartenstein (10 Bde., Lpz. 1838—39) und die von K. Rosenkranz und F. W. Schubert (12 Bde., Lpz. 1838—44); die zum Theil noch bei seinem Leben nach seinen Vorlesungen herausgegebenen Schriften über Logik, Pädagogik, Metaphysik, philosophische Religionslehre sind, die von Rink (2 Bde., Königsb. 1802) und von Vollmer (2 Bde., Hamb. 1801—5) herausgegebene „Physische Geographie" ausgenommen, von keiner Wichtigkeit; unter den ältern Sammlungen seiner kleinern „Vermischten Schriften" ist die vollständigste die von Tieftrunk (3 Bde., Halle 1799) besorgte, zu der als vierter Band die „Sammlung einiger bisher unbekannt gebliebener kleiner Schriften von K." (Königsb. 1800) gehört. Vgl. Borowski, „Darstellung des Lebens und Charakters K.'s" (Königsb. 1804); Wasianski, „K. in seinen letzten Lebensjahren" (Königsb. 1804); Jachmann, „Im. K., geschildert in Briefen" (Königsb. 1804) und Schubert, „I. K.'s Biographie" in der Ausgabe der Werke K.'s (Bd. 11).

Die Untersuchungen, durch welche K. auf sein Zeitalter als Reformator der Philosophie wirkte, bezogen sich nicht sowol auf einzelne Theile und Probleme derselben als vielmehr auf ihre Grundlage und ihre Grenzen überhaupt. Der Mittelpunkt derselben liegt in dem Satze, daß, ehe etwas über die Objecte der Erkenntniß entschieden werden könne, das Erkenntnißvermögen selbst und die in ihm liegenden Quellen der Erkenntniß einer prüfenden Kritik unterworfen werden müssen, und deshalb unterschied er die kritische Methode von der dogmatischen, ohne vorhergegangene Kritik der Erkenntniß mit den Objecten selbst sich beschäftigenden. (S. Kriticismus.) Einen ähnlichen Zweck hatten nun allerdings schon Locke's (s. d.) psychologische Analysen gehabt; in einem solchen Umfange hatte aber vor K. kein Denker das Unternehmen der Kritik aufgefaßt, und K. selbst war dazu weniger durch Locke als durch Hume's (s. d.) scharfsinnige, wenn auch nur fragmentarische Zweifel an der objectiven Gültigkeit unserer Erkenntnißbegriffe, namentlich des höchst wichtigen Begriffs der Causalität veranlaßt worden. Die K.'sche Kritik hatte einen doppelten Zweck, erstlich das Nothwendige und Allgemeingültige in unserer Erkenntniß von dem blos Empirischen vollständig und genau zu sondern, sodann die Grenzen des Wissens zu bestimmen.

Für den ersten Zweck ist entscheidend, daß K. die alte psychologische Vermögenslehre selbst keiner Kritik unterwarf, sondern jedem der einzelnen Vermögen, der Sinnlichkeit, dem Verstande, der Urtheilskraft, der Vernunft gewisse Formen, Begriffe und Functionen als angeborene, a priori diesem Vermögen zukommende beilegte, die, als Bedingungen der Möglichkeit einer Erfahrung überhaupt, vermöge ihrer subjectiven Nothwendigkeit, zugleich subjective Allgemeingültigkeit besitzen. So sollten in der Sinnlichkeit, als der bloßen Empfänglichkeit für äußere Eindrücke (Receptivität), die Formen des Raums und der Zeit, in dem Verstande, als dem Vermögen der Spontaneität, d. h. hier: der Verknüpfung des Mannichfaltigen der Anschauung in der Einheit des Begriffs, die Kategorien (s. d.), in der Vernunft, als dem Vermögen der Principien, die Idee des Unbedingten und Absoluten, in der Urtheilskraft, insofern sie nicht blos subsumirend, sondern reflectirend ist, der Begriff der Zweckmäßigkeit, endlich in dem Willen oder der praktischen Vernunft der kategorische Imperativ des Sittengesetzes liegen. Rücksichtlich des zweiten Punkts, der Bestimmung der Grenzen des theoretischen Wissens, gehen die Bemühungen K.'s dahin, zu zeigen, daß sämmtliche, a priori in dem menschlichen Geiste vorhandenen Formen und Begriffe nur unter der Bedingung eine Erkenntniß darzubieten im Stande seien, daß die Objecte, welche durch sie erkannt werden, in der Erfahrung gegeben sind; daß sie aber für die Bestimmung Dessen, was über den Grenzen der Erfahrung hinausliegt, nur leere Formen sind, durch die wol etwas gedacht, aber nichts erkannt wird. Selbst innerhalb der Grenzen der Erfahrung erkennen wir durch die Formen der Sinnlichkeit und des Verstandes die Dinge nicht, wie sie an sich sind, sondern nur wie sie erscheinen; daher der Gegensatz zwischen Noumenen und Phänomenen; versuchen wir aber jene Grenze zu überschreiten und die intelligible Grundlage der Erscheinungswelt durch die Formen der Sinnlichkeit und die Kategorien zu bestimmen, so verwickelt sich die Vernunft in eine unvermeidliche Dialektik, für welche es keine objective, sondern nur eine kritische Entscheidung gebe. Die Objecte dieser Dialektik, deren Ausführung einen wesentlichen Haupttheil der „Kritik der reinen Vernunft" ausmacht, sind die Seele, die Welt und Gott; namentlich in Beziehung auf die kosmologischen Begriffe (des Weltanfangs und des Weltendes, der Einfachheit oder Nichteinfachheit der letzten Bestandtheile der Dinge, der Causalität durch Freiheit oder bloße Naturnothwendigkeit) führe die Vernunft geradezu auf einen Widerstreit (s. Antinomie) ihrer Behauptungen mit sich selbst. Das Resultat der kritischen Prüfung aller Ansprüche auf ein die Erfahrung überschreitendes Wissen ist bei K. Verzichtleistung auf dasselbe in den Gebieten der rationalen oder speculativen Psychologie, Kosmologie und Theologie; die Vernunftidee des Unbedingten gestatte in theoretischer Beziehung nur einen regulativen (heuristischen), keinen constitutiven Gebrauch, d. h. sie sei ein Princip für die Erweiterung unserer Nachforschungen über jede bestimmte endliche Grenze hinaus, ohne selbst eine erweiterte Erkenntniß darzubieten. Für dieses theoretische negative Resultat jedoch glaubte K. einen Ersatz in den aus der unbedingten Gültigkeit des Sittengesetzes hervorgehenden Consequenzen darbieten zu können. Dieses nämlich, als eine in der praktisch-gesetzgebenden Vernunft sich unmittelbar kundgebende Thatsache, sei zwar in dem Imperativ: Handle so, daß die Maxime deines Willens zugleich als allgemeines Gesetz gelten könne, schlechthin (kategorisch) gebietend und die Anwendung dieses formalen Gebots auf das psychologische Material des menschlichen Begehrens führe zur Rechts- und Sittenlehre; zugleich aber liege in der Nachweisung der Bedingungen, unter welchen dem Sittengesetz gemäß gehandelt werden könne, der Grund zu den Postulaten (s. d.) der reinen praktischen Vernunft. So bezeichnete nämlich K. die theoretisch nicht erweislichen Sätze, welche anzunehmen gleichwol sittlich-praktische Gründe nöthigen. (Primat der praktischen Vernunft.) Diese Postulate sind das der Freiheit (s. d.), das der Unsterblichkeit, als der Bedingung für eine ins Unendliche fortschreitende Annäherung an die Erfüllung des Sittengesetzes, und das des Daseins Gottes, als der Bedingung für eine solche Einrichtung des Weltganzen, vermöge deren die Gesetzmäßigkeit der Natur mit den sittlichen Zwecken übereinstimmend gedacht werden könne, d. h. als der Bedingung für das Gelingen des Guten und für die Ausgleichung der Sittlichkeit als Glückwürdigkeit mit der Glückseligkeit; durch welche letzte Be-

stimmung K. einem eudämonistischen Elemente, welches er von der Begründung der Ethik auf das strengste ausgeschlossen hatte, wieder den Zugang gestattete. Während er somit die ältern Beweise für das Dasein Gottes, den ontologischen, kosmologischen und physikotheologischen, verwarf, gründete er den Glauben an Gott auf das moralisch-praktische Bedürfniß, die Bezeichnung eines moralischen Beweises aber gehört mehr seiner Schule als ihm selbst an. Diese ethiko-theologischen Erörterungen kehren in einem andern Zusammenhange auch in der „Kritik der Urtheilskraft" wieder; indem hier der Begriff der Zweckmäßigkeit als ein verbindendes Mittelglied zwischen der Gesetzgebung der Natur und der Freiheit in Beziehung theils auf die subjective (ästhetische, s. Ästhetik), theils auf die objective Zweckmäßigkeit, vermöge deren die Natur als Kunstwerk erscheint, einer besondern Untersuchung unterworfen wird. Religion, als Erkenntniß unserer Pflichten, als göttlicher Gebote, hing daher für K. auf das Innigste mit der Moral zusammen, ja gründete sich wesentlich auf sie; und diese ethische Auffassung der Religion führte ihn zu einer Kritik auch der positiven Religionslehren vom ethischen Standpunkte aus, in welcher die Grundzüge des theologischen Rationalismus (s. d.), so weit er nicht von blos historischer Kritik abhängt, enthalten sind. In der Rechtslehre endlich schloß sich K. dem Principe nach an die damals herrschende, vorzugsweise von franz. Einflüssen abhängende, naturrechtliche Schule an, indem er angeborene und ursprüngliche Rechte für die Basis aller Rechtsverhältnisse erklärte und in dem Begriffe des äußern Freiheitsgebrauchs den Ausdruck für den Inbegriff dieser angeborenen Rechte zu finden glaubte. Das Princip der Rechtslehre sprach er in der Formel aus: Beschränke deine Freiheit dergestalt, daß die Freiheit aller Übrigen nach einem allgemeinen Gesetze damit zusammenstimmen könne.

K.'s Lehre, von welcher hier nur die äußersten Umrisse flüchtig angedeutet werden konnten, machte auf sein Zeitalter nicht nur deshalb eine so bedeutende und durchgreifende Wirkung, weil viele Elemente derselben schon vorbereitet waren, sondern auch, weil K.'s Untersuchungen in ihrer Anlage und Ausführung einen hohen Grad von Originalität und Neuheit beurkundeten und durchaus von unbestechlicher Wahrheitsliebe, achtunggebietender sittlicher Gesinnung und warmer Theilnahme an den höchsten Interessen der Menschheit getragen wurden. Die Gegner derselben, die sie mit den Waffen der ältern Schulphilosophie bekämpften, wie Eberhard, Feder, Platner u. A., oder die aus mehr subjectiven Gründen keine volle Befriedigung in ihr finden konnten, wie Herder und F. H. Jacobi, konnten die Wirkungen, die sie zunächst auf die Philosophie und durch diese fast auf alle übrigen Wissenschaften, namentlich die Theologie, ausübten, nicht aufhalten, und einige Decennien lang fand sie eine überaus große Anzahl eifriger, wenn auch sehr verschieden begabter Vertheidiger und Anhänger. Der durch Fichte (s. d.) fast allzu rasch beschleunigte Gährungsproceß der Philosophie führte jedoch noch bei K.'s Leben zu großen Umwandlungen seiner Lehre, und während sich später namentlich Fries (s. d.) und Krug (s. d.) fast gänzlich auf K.'schem Grund und Boden bewegten, rissen sich die spätern speculativen Systeme entschieden von ihm los. (S. Deutsche Philosophie.) Gleichwol ist der Zusammenhang derselben mit dem K.'schen Kriticismus, als ihrem gemeinschaftlichen Ausgangspunkt, historisch von der größten Bedeutung, und K. wird deshalb immer eine der wichtigsten Epochen in der Geschichte der Philosophie bezeichnen. Vgl. Chalybäus, „Historische Entwickelung der speculativen Philosophie von K. bis Hegel" (3. Aufl., Dresd. 1843); Michelet, „Geschichte der letzten Systeme der Philosophie in Deutschland" (2 Bde., Berl. 1837—38); Mirbt, „K. und seine Nachfolger" (1. Bd., Jena 1841); Rosenkranz, „Geschichte der K.'schen Philosophie" in der von ihm besorgten Ausgabe der Werke (Bd. 12); Biedermann, „Die deutsche Philosophie von K. bis auf unsere Zeit" (2 Bde., Lpz. 1842). Auch im Auslande hat man neuerdings angefangen, sich um die K.'sche Philosophie specieller zu bekümmern als früher, und mehre der wichtigern Werke K.'s sind in neuerer Zeit ins Französische und Englische übersetzt worden.

Kantakuzeno, eine berühmte griech. Familie, zu welcher Joh. K. gehörte, der, im Anfange des 14. Jahrh. in Konstantinopel geboren, sich unter den byzant. Kaisern Andronikus II. und III. als Feldherr und Staatsmann die größten Verdienste erwarb. Im J. 1341, nach dem Tode Andronikus III., wurde er Vormund für dessen Sohn, den neunjäh-

rigen Kaiser Johann V. und Regenten des Reichs, das er vortrefflich verwaltete. Um es bei den Intriguen der Mutter des jungen Kaisers gegen die Angriffe der Bulgaren und Türken besser zu schützen, setzte er sich 1347 selbst auf den Thron, dem er jedoch schon 1355, um Bürgerkrieg zu vermeiden, wieder entsagte. In klösterlicher Einsamkeit beschrieb er die Geschichte seiner Zeit (1320—57), herausgegeben im „Corpus scriptorum historiae byzant." (Bd. 3, Bonn 1828). Seinen Sohn, Matthias K., der nach des Vaters Abdankung seine angeblichen Rechte auf den Thron mit den Waffen behaupten wollte, vermochte er zum Rücktritt und Niederlegung der Waffen. Unter der Herrschaft der Türken gehörten die K. zu den vornehmsten Fanariotenfamilien in Konstantinopel, und gaben als solche der Moldau und Walachei mehre Hospodare. Später ließen sie sich in Rußland nieder, wo sich besonders die Brüder Alex. und Georg K., welche in russ. Militairdiensten standen, während des griech. Freiheitskampfes hervorthaten. Beide waren Mitglieder der Hetäria und folgten 1821 dem Fürsten Alex. Ypsilantis nach der Moldau.

Kantĕmir (Demetrius), Hospodar der Moldau, geb. 1673, gehörte einem in der Moldau ansässigen griech. Geschlechte an, und genoß das Zutrauen der Pforte in hohem Grade, sodaß sie ihm seit 1710 nicht nur allen Tribut erließ, sondern unter Beibehaltung seiner Würde in der Moldau auch noch die Hospodarschaft der Walachei versprach. Als indessen nach einer Veränderung im Divan die Pforte ihr Versprechen nicht löste und ihm nicht mehr das frühere Zutrauen bewies, trat er mit Peter dem Großen in Unterhandlung, welcher ihm den Besitz der Moldau als ein souveraines, für seine Familie erbliches Fürstenthum unter russ. Schutze versprach. Als inzwischen der Krieg zwischen der Pforte und Rußland für letzteres unglücklich ausfiel, sah sich K. genöthigt, seinem Beschützer nach Rußland zu folgen. Hier wurde er in den Fürstenstand erhoben und Geheimrath; auch erhielt er bedeutende Güter in der Ukraine, mit dem Rechte der Souverainetät über dieselben für seine Person. Er beförderte die Gründung einer Akademie in Petersburg, begleitete Peter den Großen 1720 auf seinem Zuge gegen die Perser, um unter ihm die Civilangelegenheiten zu leiten, erkrankte aber auf demselben und mußte auf seine Güter zurückkehren, wo er 1723 starb. In lat. Sprache schrieb er eine „Geschichte des Wachsthums und des Sinkens des osman. Reichs", 1300—1711 (deutsch von Schmidt, Hamb. 1745), welche als ein treues Gemälde des anarchischen Zustandes jener Zeit großen Werth hat. — Sein Sohn Konstant. Demetr. K., geb. zu Konstantinopel 1709, trat, vortrefflich gebildet, sehr jung als Lieutenant in das Corps der russ. Cavaliergarde ein, war als solcher ein Hauptwerkzeug des Sturzes der Familie Dolgoruky, und wurde, 23 J. alt, zum russ. Gesandten am londoner Hofe ernannt. Mit großem Sprachtalent begabt, ein Freund der schönen Künste und der Gelehrten, wußte er sich zugleich mit Gewandtheit in der großen Welt zu bewegen. Im J. 1736 ging er nach Paris, wo er sich nun ganz den ernsten Wissenschaften, besonders der Algebra und der Naturlehre widmete. Berühmter indeß als seine frühern Abhandlungen in russ. Sprache sind seine ebenfalls in russ. Sprache geschriebenen „Satiren" (deutsch von Spilcker, Berl. 1752), das erste von einem Laien ausgegangene bedeutende Werk in der russ. Literatur. In Italien, wo er Stärkung seiner Gesundheit suchte, starb er 1744. Um die Ausbildung der russ. Sprache erwarb er sich durch die erwähnten Schriften, sowie durch mehre Übersetzungen alter Classiker, z. B. des Epiktet, große Verdienste.

Kanthariden, s. Spanische Fliege.

Kanton, eigentlich Kuang-tung, die Hauptstadt der chines. Provinz gleichen Namens, unfern der Mündung des Tschu-Kiang oder Perlflusses, auch Tigerfluß genannt, eines bedeutenden Stroms, ist der südwestlichste der fünf See- und Handelsplätze, die jetzt den Europäern in China offen stehen. K. wird durch mehre Forts und eine mit Geschütz besetzte Mauer vertheidigt, deren Umfang beinahe zwei deutsche Meilen beträgt; jedoch ist nur ein Drittheil des von ihr umschlossenen Raumes mit Gebäuden, das Übrige mit Lustgärten und Fischteichen besetzt. Die Stadt zerfällt in zwei durch eine Mauer voneinander getrennte Hauptheile, die chines. und die tatar. Stadt, nebst mehren sehr großen Vorstädten. Die meisten Häuser sind aus Backsteinen gebaut und haben ein Stockwerk; höher und gut gebaut sind die der Mandarinen und vornehmern Kaufleute. Allenthalben sieht man Tempel oder Pagoden, zum Theil reich verziert und recht hübsch, mit den Bildern der chi-

nes. Gottheiten u. s. w. Die Straßen sind gerade, lang und meist sehr enge, mit flachen Steinen gepflastert, reinlich und in Zwischenräumen mit Triumphbogen geziert; die öffentlichen Gebäude mehr durch ihren Umfang als durch ihre Pracht bemerkenswerth. Die Zugänge aller Straßen werden Abends mittels eines Schlagbaums zugleich mit den Stadtthoren geschlossen. Längs der Hauptstraßen reiht sich ein Laden an dem andern, welche mit den Producten des chines. Gewerbfleißes, vor Allem mit Porzellan, Seiden- und lackirten Waaren angefüllt sind. Die prächtigsten Läden befinden sich in den Vorstädten, der Europäer wegen, die die innere Stadt nicht betreten dürfen. Vor der Thür eines jeden Ladens steht eine Tafel auf einem gegen 8 F. hohen Säulengestelle, bunt gemalt oder vergoldet, mit den Namen der Verkaufsgegenstände und des Kaufmanns. Diese doppelte Reihe kleiner Säulen bildet einen Säulengang, der mit dem Glanz und der Mannichfaltigkeit der ausgestellten Waaren ein interessantes Bild bietet. Mehre Gassen werden lediglich von derselben Art Handwerker oder Kaufleute bewohnt. Auch die Häuser der Europäer bilden einen in der südlichen Vorstadt längs des Flusses gelegenen abgesonderten Stadttheil, in dem jede der verschiedenen handeltreibenden europ. Nationen ihre besondere Factorei hat. Die Zahl der Bewohner wird bis zu 1,240000 angegeben; jedenfalls ist K. eine der größten und volkreichsten Städte der Erde. Fuhrwerke gibt es, der Enge der Gassen wegen, nicht; alle Lasten werden von Trägern quer über den Schultern auf Bambusröhren getragen; die vornehmern Einwohner aber bedienen sich der Sänften. Nie sieht man chines. und sehr selten tatarische Frauenzimmer auf den Straßen, und Europäerinnen dürfen eigentlich, der strengen Vorschrift zufolge, nicht einmal in die Factoreien. Zunächst der Stadt ist der Fluß mit unzähligen Booten und Flößen bedeckt, welche einen gleichsam in Straßen abgetheilten schwimmenden Wohnort der ärmern Classe bilden. Mehr als hunderttausend Menschen leben hier familienweise, betreten nie das Land und nähren sich vom Verdienste, wozu ihnen die lebhafte Schiffahrt auf dem Flusse Gelegenheit gibt. Noch immer ist K. die bedeutendste Handelsstadt Chinas, und, ungeachtet der Eröffnung der fünf andern chines. Häfen, der Mittelpunkt des Handels mit Europa, der früher hier nur mittels einer eigenen privilegirten solidarisch haftbaren Zwischenhändlerzunft von 12—13 reichen, von der Regierung dazu ernannten Kaufleuten, den sogenannten Hans oder Hongs, betrieben werden durfte, seit dem jüngsten Friedensvertrag zwischen China und England aber freigegeben ist. Die wichtigsten Ausfuhrartikel sind Thee, Seide und Silber, nächstdem verschiedene Droguen, Firnisse, Porzellan, lackirte Waaren und Tusche, doch letztere Artikel im Vergleich mit den erstern von geringem Belang. Die Haupteinfuhrartikel sind Opium, doch nur im Wege des Schmuggels, ostind. Naturproducte und europ. Manufacte, besonders Baumwollen- und Wollenwaaren. Den beiweitem bedeutendsten Antheil an diesen Handel haben die Engländer; nach ihnen kommen die Nordamerikaner und dann die Holländer. Der Handel der übrigen Nationen ist unbedeutend. Die europ. Schiffe müssen auf der Insel Wampoa, einem großen bequemen Ankerplatze, drei Meilen unterhalb der Stadt, ausladen, ihre Waaren auf Lichterschiffen bis an die Factoreien bringen lassen, und werden auch auf die nämliche Weise wieder beladen. Zwischen Wampoa und der Stadt liegen drei Zollhäuser, wo Ladungen und Passagiere aufs strengste untersucht werden. Die Umgegend von K. ist ausgezeichnet angebaut. Das Klima der Stadt ist im Sommer außerordentlich heiß, im Winter aber kälter, als man von einer Stadt, die unter dem 23° nördl. Br. liegt, erwarten sollte; der vielen um dieselbe herumliegenden Reisfelder wegen ist es gerade nicht eben gesund zu nennen; auch stellt sich mitunter die Cholera ein.

Kanut, s. Knut.

Kanzelredner heißen die Geistlichen, insofern sie durch öffentliche Vorträge in der Kirche (Predigten) christliche Bildung und Erbauung zu fördern suchen. Von andern Rednern unterscheiden sie sich dadurch, daß sie einzig sittlich-religiöse Zwecke verfolgen und zur Erreichung derselben die Mittel anwenden, welche das Christenthum an die Hand gibt, in Bezug auf die Form aber biblischer Einfachheit und Popularität sich befleißigen. Eine Theorie der Kanzel- oder geistlichen Beredtsamkeit gab es in der alten Kirche ebensowenig, als eigentliche schulgerechte Predigten; man begnügte sich mit Homilien und Sermonen, die jedoch dem praktischen Bedürfnisse vollkommen entsprachen und zum Theil, wie die von

Basilius dem Großen (s. d.), Gregor von Nazianz (s. d.), Chrysostomus (s. d.) und Augustinus (s. d.), noch gegenwärtig als Muster dienen können. Nachmals trat bei der überwiegenden Tendenz zur Verherrlichung des äußern Ritus und bei der überhandnehmenden Unwissenheit des Klerus die geistliche Rede ganz in den Hintergrund. Zwar drangen die Karolinger auf fleißiges Predigen, und Karl der Große ließ von Paulus Warnefrid ein „Homiliarium" sammeln; nichtsdestoweniger wurde das ganze Mittelalter hindurch die Predigt beim Gottesdienste entweder ganz ausgelassen oder durch scholastische Spitzfindigkeiten und mystische Spielereien unfruchtbar gemacht. Dies gilt selbst von den Sermonen eines Bernhard (s. d.) und Bonaventura (s. d.). Nur Wenige predigten so populair und kräftig, wie der Bußprediger Fulco zu Neuilly im 12. Jahrh. und der Franciscaner Berthold (s. d.) zu Regensburg im 13. Jahrh. Erst im Zeitalter der Reformation wurde eine biblisch-einfache und kräftige, obschon nicht kunstgerechte, Predigtweise durch Mahnung und Vorbild eines Luther, Zwingli und ihrer Genossen um so mehr gefördert, je richtiger diese Männer in der Predigt den Haupttheil des Cultus erkannten. Freilich folgte dann wieder eine Zeit im 17. Jahrh., in welcher rohe Polemik und unfruchtbares Formelwesen die Kanzel beherrschten, und nur wenige praktisch-gefühlvolle Redner, wie Arnd (s. d.), Spener (s. d.), Francke (s. d.) u. A., auftraten. Für eine Umgestaltung der geistlichen Beredtsamkeit nach richtigern Ansichten und nach besserm Geschmacke wirkten im 18. Jahrh. der Einfluß franz. Muster und später Gellert's Schriften. An den Predigten eines Bourdaloue (s. d.), Fléchier (s. d.), Saurin (s. d.) und vor Allen eines Massillon (s. d.) bildeten sich Mosheim (s. d.) und viele Andere, von denen wir nur Jerusalem (s. d.), Spalding (s. d.) und Cramer (s. d.) nennen wollen. Die steigende allgemeine Bildung gab sich immer mehr in der logischen Anordnung und schönen Darstellung des Predigtstoffes kund, wie sie bei Zollikofer (s. d.), Herder (s. d.) und vor Allem bei Reinhard (s. d.) erscheint. Der Letztere fand würdige Nachahmer in Ribbeck, Hacker, Sonntag, von Ammon, Eylert, Zimmermann und Tzschirner. Außerdem dürfen als Redner von eigenthümlichen Vorzügen nicht übergangen werden Häfeli, Marezoll, Hanstein, Schuderoff, Röhr, Schmalz, Dräseke, Harms und Schleiermacher. Auch in der katholischen Kirche sind seit Ende des 18. Jahrh. achtungswerthe Kanzelredner aufgetreten, von denen wir Mutschelle, Sailer, Aloys. Schneider und Weiller vorzugsweise erwähnen.

Kanzlei (Cancellaria) heißt der ursprünglich mit Schranken (cancellis) umgebene Ort, wo die öffentlichen Urkunden, Gerichtsurtheile, landesherrliche Rescripte und andere Schriften ausgefertigt werden und Kanzler (s. d.) der Vorsteher der hierzu bestellten Beamten. In einigen Ländern wurde später der Name Kanzlei auch den höhern Gerichten selbst beigelegt (Justizkanzleien), deren Vorsteher in der neuern Zeit meist Kanzleidirectoren, auch wol Kanzleipräsidenten genannt wurden. In andern Staaten aber wird unter Kanzlei das Subalternpersonal verstanden und dann von Cabinets-, Ministerial-, Gerichts- und Regierungskanzleien gesprochen. Den untern Behörden wird das Recht, eine Kanzlei zu haben, häufig nicht zugestanden, was mit dem Recht der Siegel zusammenhängt, welche ehedem die Stelle der Unterschrift vertraten, indem den landesherrlichen und einigen andern privilegirten Siegeln größere Rechte, z. B. der sofortigen Execution, beigelegt wurden.

Kanzleistil nennt man diejenige Schreibart und äußere Förmlichkeit, welche in öffentlichen Schriften üblich ist. Sie ist verschieden sowol nach der Stellung der schreibenden Behörde als nach dem Zwecke der Schrift; aber ihr allgemeines Gesetz muß immer das sein, das zu Sagende auf eine unzweideutige, klare und würdige Weise auszudrücken, niemals das Gefühl, außer in sehr leisen und gemessenen Andeutungen, dagegen immer den Verstand sprechen zu lassen. Gegenwärtig erscheint der deutsche Kanzleistil, der wenigstens um hundert Jahre hinter der Zeit zurück ist, wegen seiner alten Formen, Wendungen und Ausdrücke steif, pedantisch und lächerlich, weshalb er auch in Preußen und mehren andern deutschen Staaten abgeschafft und statt seiner in allen öffentlichen Schriften die Form und Sprache des gewöhnlichen Briefstils anbefohlen ist. Fast unverständlich ist der engl. Kanzleistil.

Kanzler (Cancellarius) hieß im Mittelalter derjenige Hofbeamte, welchem die Ausfertigung der öffentlichen Schriften oblag und daher der Reichssiegelbewahrer. (S. Siegel.) Durch die Seltenheit und Beschränktheit wissenschaftlicher Bildung und bei dem Mangel

selbst an den Elementarkenntnissen während der ersten Perioden der modernen europ. Staaten wurde nicht nur die Wichtigkeit des Kanzleramtes außerordentlich erhöht, sondern dasselbe auch fast durchgängig ausschließliches Eigenthum der Geistlichkeit. Der Kanzler gehörte zu den vier oder fünf obersten Hofbeamten, welche in den german. Reichen gewöhnlich angetroffen werden, und war vermöge des Einflusses, welchen ihm sein Geschäft gab, einer der wichtigsten. (S. Hof.) In Deutschland wurde diese Würde von jeher von einem der vornehmsten Geistlichen bekleidet, bis der Erste der deutschen Geistlichkeit, der Erzbischof und Kurfürst von Mainz, sie für immer mit seinem Amt als Erzkanzler vereinigte. Die beiden andern geistlichen Kurfürsten hatten dieselbe Würde, jedoch ohne Function; der Erzbischof von Köln war Erzkanzler für Italien, der Erzbischof von Trier für Gallien und Arelat, d. h. das einst mit Deutschland vereinigte Königreich Burgund. (S. Erzämter.) Mit dem Erzkanzleramt des Kurfürsten von Mainz waren wichtige Functionen, namentlich das Directorium des Reichstags, aller Reichsgeschäfte und Reichskanzleien verbunden. (S. Kurfürsten.) Der Erzkanzler ließ sich durch einen von ihm ernannten Vicekanzler vertreten, der am Hofe des Kaisers lebte und der eigentliche Reichsminister war. Wie der Kaiser, so hatte auch die Kaiserin ihren Erzkanzler, den Abt zu Fulda. Der Kanzler von Frankreich war der erste Staatsbeamte und der einzige, welcher, einmal ernannt, nicht wieder entlassen werden konnte. Um ihn von den Geschäften zu entfernen, wählte man den Ausweg, neben ihm noch einen Siegelbewahrer zu ernennen. Er war der eigentliche Justizminister und wurde daher aus dem Stande der Rechtsgelehrten erwählt. An seinen ursprünglich geistlichen Stand erinnerten sein schwarzes Mobiliar, die schwarzen Livreen und sein schwarzer Wagen. Außer dem Reichskanzler (Chancelier de France) hatten die Königin, die Söhne und Enkel des Königs, der erste Prinz von Geblüt, die Ritterorden, Universitäten u. s. w. ihre Kanzler. In England ist der Lordkanzler (Lord High-Chancellor) der erste Staatsbeamte, Präsident oder Sprecher des Oberhauses und Chef der Reichskanzlei und des damit verbundenen höchsten Gerichtshofs (Court of chancery), der eigentliche Justizminister aber ist der Staatssecretair für das Innere. Außer ihm gibt es noch einen Kanzler des Herzogthums Lancaster und den Kanzler des Lehnhofs und der Finanzkammer (Chancellor of the Exchequer), welches der Finanzminister ist. (S. England, Regierungverfassung.) Auch Irland hat seinen besondern Reichskanzler. In den deutschen Staaten fing man um die Mitte des 15. Jahrh. an, Kanzler zu bestellen, deren Geschäftskreis sich sehr verschieden ausbildete, indessen am häufigsten mit dem Amt eines Präsidenten der höhern Gerichts- und Regierungsbehörden verbunden wurde. In Baiern gab es einen Geheimrathskanzler, einen Hofkanzler, einen Lehnskanzler und in den verschiedenen Provinzen Regierungskanzler. König Friedrich II. von Preußen errichtete 1746 die Stelle eines Großkanzlers und Chef de justice für den berühmten Sam. von Cocceji (s. d.), welchem er eine durchgreifende Reform des Justizwesens übertragen hatte. In dieser Würde folgten demselben de Jariges, v. Fürst, v. Carmer, v. Goldbeck und Beyme, worauf sie wieder einging. Für den Fürsten von Hardenberg wurde die Stelle eines Staatskanzlers geschaffen, die aber seit dessen Tode nicht wieder besetzt worden ist. In der östr. Monarchie bestehen drei Hofkanzleien: 1) die kaiserlich-königliche, an deren Spitze ein oberster Hofkanzler und drei Hofkanzler stehen, nämlich ein böhm.-galizischer, ein lombard.-venetianischer und ein östr.-illyrischer; 2) die ungarische und 3) die siebenbürgische. Die Würde eines geheimen Hof- und Staatskanzlers, welche früher der Fürst Kaunitz viele Jahre bekleidete, wurde nach langer Unterbrechung dem Fürsten Metternich übertragen.

Kapäneus, der Sohn des Hipponoos und der Astynome, oder der Laodike, der Tochter des Iphis, der Gemahl der Evadne, oder Janeira und der Vater des Sthenelos, einer der sieben Helden gegen Theben, rühmte sich, die Mauern der Stadt zu erstürmen, möchten es die Götter wollen oder nicht. Als er die Mauer wirklich erstiegen, tödtete ihn der Blitzstrahl des Zeus. Beim Verbrennen seines Leichnams stürzte sich seine Gemahlin aus Liebe in die Flammen. Nach Andern wurde er von Asklepios wieder in das Leben zurückgerufen.

Kapaun nennt man die in ihrer Jugend castrirten Hähne. Das Kapaunen geschieht, um zarteres Fleisch zu erhalten und die Hähne zur Mastung geeigneter zu machen. Die Ka-

paunen sind auch als Glucken zur Ausbrütung der Eier und zur Führung der Jungen zu gebrauchen. Am besten eignen sich zum Kapaunen zwölf Wochen alte, nicht eingesperrte Hähne.

Kapellen nennt man kleine kirchliche, entweder selbständige, z. B. auf Kirchhöfen außer den Städten, oder in Kirchen und Privathäusern angebrachte Gebäude ohne Taufstein, für gewisse gottesdienstliche Handlungen. Da in diesen kirchlichen Kapellen auch bisweilen geistliche Musiken aufgeführt wurden, so belegte man mit diesem Namen zunächst die Gesammtheit der dieselben ausführenden Musiker und dann überhaupt die Musiker und Sänger, welche sich vornehme Personen hielten. Die schwächste Besetzung einer solchen Kapelle kann nicht weniger als vier Spieler für die erste und zweite Geige, zwei für die Bratsche, vier für die Bässe und Violoncellos und zwei für jedes Blaseinstrument in sich fassen; denn die Geigeninstrumente müssen, wenn sie gegen einfach besetzte Blaseinstrumente die gehörige Wirkung hervorbringen sollen, vierfach besetzt sein. Die Sänger bestehen theils aus Chorsängern, theils aus Solosängern. An der Spitze steht der Kapellmeister (maestro di capella), der außer der umfassendsten Harmoniekenntniß auch jedes einzelne Orchesterinstrument wenigstens theoretisch kennen und in den Stimmen vorkommende Fehler anzugeben oder zu verbessern verstehen muß.

Kaper nennt man ein Schiff, welches in Kriegszeiten von Privaten (armateurs) oder auch auf Actien ausgerüstet wird, um Schiffe wegzunehmen, die feindlicher Unterthanen Eigenthum sind oder einer neutralen Macht angehören, dem Feinde aber Kriegsvorräthe zuzuführen und wider die Blockadegesetze nach feindlichen Häfen oder aus diesen Handel zu treiben. Die dazu nöthige Autorisation (lettres de marque) ertheilt die Admiralität des Landes, welchem die Kaper angehören. Ohne solche Kaperbriefe betrachtet man die Kaperei als Seeraub und straft Capitaine und Matrosen als Seeräuber.

Kapern, ein Gewürz, werden aus den noch zusammengefalteten Blumenknospen eines südeurop. Strauchs, Capparis spinosa, gewonnen. Diese Blumenknospen sind sehr bitter wie das ganze Gewächs, und werden deshalb getrocknet zu wiederholten Malen mit Essig übergossen und jedes Mal ausgedrückt, bis sie nur noch etwas herbe schmecken. So bereitet kommen sie in den Handel. Neuerdings hat man entdeckt, daß in Frankreich den Kapern mittels giftiger Kupferpräparate bisweilen eine schöne hellgrüne Farbe gegeben wird. Ein polirter Eisenstab in das Gefäß mit Kapern versenkt, bedeckt sich bald mit dem Kupfer und führt zur Erkennung des Betrugs. Als wohlfeiles Surrogat benutzt man in einigen Gegenden, namentlich des nördlichen Deutschlands, die Blumenknospen der Dotter- oder Kuhblume (Caltha palustris), die man erst in Salzwasser weicht und dann in Essig legt.

Kapernäum oder Kapharnaum hieß eine wohlhabende Stadt Galiläas, die nach dem Exil erbaut wurde und am See Genezareth auf der lebhaften Handelsstraße lag, welche von Damaskus nach dem Mittelländischen Meere führte. Aus dieser Stadt stammten die beiden Apostel Andreas und Petrus, und in ihr hielt sich Jesus gegen das Ende seines Lebens vorzugsweise auf. Weil die Einwohner von K. die Rede Jesu vom Essen seines Fleisches (Joh. 6, 51) eigentlich verstanden, so wurde nachmals in der christlichen Kirche Denen, die den Genuß des Abendmahls wie den jeder andern Speise auffaßten, ein kapernaitisches Essen (manducatio capernaitica) Schuld gegeben.

Kapi Aga heißt am türk. Hofe der Vorsteher der weißen Verschnittenen. Er ist Aufseher der Idschoglans oder Edelknaben und führt die Gesandten zur Audienz.

Kapidschi heißen am türk. Hofe die mit Stäben bewaffneten Wächter oder Thorhüter am äußern Thor des Serails, deren es gegen 400 gibt. Ihr Vorsteher ist der Kapidschi Baschi. Sie haben die Befehle des Sultans und namentlich Denen, die erdrosselt werden sollen, die seidene Schnur zu überbringen.

Kapitälchen heißen die lat. Buchstaben, die nach der Figur (Schnitt) der großen, aber nur in gleicher Größe mit dem Körper der kleinen gegossen sind, z. B. Aᴀa, Mᴍm.

Kapitänys hießen in Griechenland im Allgemeinen die Häuptlinge der verschiedenen unter dem Namen Klephten oder Armatolen (s. d.) bekannten Volksstämme oder Banden, welche sich von der türk. Herrschaft mehr oder weniger unabhängig zu halten suchten. Gewöhnlich waren es kühne und zügellose Räuberhauptleute, welche mit ihrer Bande oder ihrem Stamme in schwer zugänglichen Gebirgen hausten und so den Türken

trotzten und diese wie ihre friedlichern Landsleute plündernd heimsuchten. Nur wenn ein allgemeiner Widerstand gegen die Türken nothwendig wurde, vereinigten sie sich; außerdem lebten sie aber untereinander in beständiger Fehde. Aus ihrer Mitte sind die meisten Anführer der Griechen in dem Befreiungskriege derselben hervorgegangen. (S. Griechenland.) — Insbesondere aber führten den Namen Kapitanys die Häuptlinge der Mainotten (s. d.). Sie übten während der türk. Oberherrschaft eine willkürliche Gerichtsbarkeit, ohne alle Verantwortlichkeit, aus und bildeten mit dem Bei, den sie aus ihrer Mitte wählten, eine Art großen Raths. Der Bei besorgte die Zahlung des Charadsch oder Kopfgelds an die Türken und vertrat das Land in den Unterhandlungen mit dem Pascha

Kaplan heißt ursprünglich der Geistliche, welcher bei einer Kapelle (s. d.) angestellt ist. Die an den Höfen der Fürsten angestellten Kapläne sind von der bischöflichen Gerichtsbarkeit eximirt. Am fränk. Hofe hieß der erste Geistliche seit dem 8. Jahrh. Archikapellan, und Karl der Große wählte dazu öfters einen Bischof. Gegenwärtig führen den Titel Kaplan auch zuweilen Geistliche an Kirchen, bei den Katholiken wie bei den Protestanten; bei letztern erhält ihn namentlich der Nachmittagsprediger.

Kapnist (Wassil Wassiljewitsch), einer der besten russ. Lyriker der ersten Periode, geb. 1756, war russ. Staatsrath und Mitglied der Akademie, zog sich aber bei heranrückendem Alter von den öffentlichen Geschäften zurück und lebte auf seinem Landgute Obuchewka in Kleinrußland, wo er am 28. Oct. 1823 starb. Eine Sammlung seiner lyrischen Gedichte, die sich durch Reinheit des Stils, Gedankenreichthum und gesunde Ansichten auszeichnen, erschien 1806 in Petersburg. Den Horaz übersetzte er mit Beifall; seine in franz. und russ. Sprache herausgegebene Beurtheilung der „Odyssee" dagegen ist auf Hypothesen gebaut und mehr scharfsinnig als gründlich. Außerdem schrieb er eine Komödie „Jabeda" („Die Chikane", 1799), die in Rußland für classisch gilt und in der die Misbräuche der russ. Staatsverwaltung, besonders der Justiz, mit dem größten Freimuth und der schärfsten Satire heftig gerügt werden, und eine Tragödie „Antigone" (1815).

Kapodistrias (Johann Anton, Graf), Präsident des griech. Staats, 1827—31, geb. zu Korfu 1776, stammte aus einem edeln, von seiner ursprünglichen Heimat, der Stadt Capo d'Istria bei Triest, seinen Namen führenden Geschlechte, welches schon seit dem Anfange des 14. Jahrh. auf den Ionischen Inseln in Ansehen stand. Als dritter Sohn seines Vaters für den Staatsdienst bestimmt, begab er sich zu seiner weitern Ausbildung nach Italien und studirte vorzüglich zu Padua und Venedig die Heilkunde. Der Sturz der Herrschaft Venedigs und die darauf folgenden politischen Veränderungen auf den Ionischen Inseln warfen ihn nach seiner Rückkehr in die Heimat, 1798, in die politische Laufbahn. Im J. 1800 erhielt er den Auftrag, die Verwaltung der Inseln Kephalonia, Ithaka und Santa-Maura zu ordnen, blieb seitdem fortwährend Mitglied der Regierung der Republik der Sieben vereinigten Inseln und war in den J. 1802—7 zuerst Minister des Innern, dann Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der Marine und des Handels; auch hatte er seit 1806 wesentlichen Einfluß auf das Kriegswesen. Nach dem Frieden von Tilsit verließ er den Staatsdienst, bis er im Jan. 1809 in Petersburg bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten angestellt wurde. Im J. 1811 wurde er der russ. Gesandtschaft in Wien beigegeben, aber schon 1813 als Chef des diplomatischen Departements nach dem Hauptquartiere der russ. Armee an der Donau und später nach dem Hauptquartiere der großen Armee berufen, wo er bis 1815 an den wichtigsten Unterhandlungen den größten Antheil hatte. Im vollen Vertrauen des Kaisers Alexander unterzeichnete er 1815 als russ. Bevollmächtigter den zweiten pariser Frieden. Im J. 1816 wurde er Minister der auswärtigen Angelegenheiten, nahm aber 1822 seine Entlassung, als Rußland sich gegen den Aufstand der Griechen erklärte, und begab sich nach der Schweiz, von wo aus er die Sache der Griechen auf das edelste unterstützte, jedoch fortwährend in der größten Zurückgezogenheit in Genf oder Lausanne lebte, bis er im Jan. 1827 nach Paris ging, wo er im Mai die Kunde von seiner Wahl zum Regenten des griech. Staats erhielt. Nachdem er in London und Paris Griechenland in ein sicheres Verhältniß zu den ersten Mächten Europas zu stellen versucht hatte, schiffte er sich nach Griechenland ein, wo er am 24. Jan. 1828 die Regierung übernahm. (S. Griechenland.) Seine

Verfolgungssucht gegen das mächtige Geschlecht des Mainottenbeis Pietro Mauromichalis (s. d.) brachte ihm den Untergang. Als er sich am Morgen des 9. Oct. 1831 zu Nauplia nach der Kirche des heil. Spiridion begeben wollte, wurde er am Eingange von Konstantin und Georg Mauromichalis ermordet. Seine Beisetzung erfolgte am 20. Oct. unter großen Feierlichkeiten; seinen Leichnam führte indeß sein Bruder Augustin K. bei seiner Flucht aus Griechenland im Apr. 1832 mit sich fort. — Viaro K., der älteste der Brüder des Präsidenten, wurde bereits im Apr. 1828, bis zu welcher Zeit er als Rechtsgelehrter in Korfu gelebt hatte, zum Mitglied des Panhellenion für die Abtheilung des Kriegs und der Marine und kurze Zeit nachher auch noch zum außerordentlichen Gouverneur des Departements der westlichen Sporaden ernannt, in welchen Stellen er aus Mangel an den nöthigsten Kenntnissen die unverzeihlichsten Fehler beging und sich durch sein despotisches Benehmen verhaßt machte. Nach der Auflösung des Panhellenion behielt er das Ministerium des Kriegs und der Marine. Die völlige administrative Unfähigkeit, die er in dieser Stellung zeigte, noch mehr aber die höchst illiberalen Maßregeln, deren eigentlicher Urheber er war, machten ihn immer mehr verhaßt, leiteten aber die allgemeine Erbitterung noch mehr auf das Haupt seines Bruders, des Präsidenten, der sich von ihm leiten ließ. Als Pietro Mauromichalis im Jan. 1831 als Staatsverbrecher in Anklagestand versetzt werden sollte, führte Viaro K. bei der hierzu außerordentlich ernannten Commission den Vorsitz. Nur zu spät entfernte ihn der Präsident im Juli 1831 von aller Theilnahme an den öffentlichen Geschäften des griech. Staats, worauf er nach Korfu zurückkehrte, wo er noch gegenwärtig lebt. — Jony Maria Augustin K., ein jüngerer Bruder des Präsidenten, hatte zu Korfu die Rechtswissenschaften studirt und lebte daselbst noch ohne bestimmte Thätigkeit, als ihn trotz seiner mangelhaften politischen Ausbildung der Präsident K. zu Anfang des J. 1829 zu seinem Stellvertreter in der Civil- und Militairverwaltung des griech. Festlandes ernannte. Ebenfalls völlig unfähig zur Führung seines Amts, ließ er sich namentlich auch Verschleuderung und Unterschlagung der zum Unterhalt der Truppen bestimmten Gelder zu Schulden kommen. Nach dem Tode seines Bruders spielte er noch eine kurze Rolle als Präsident der provisorischen Regierung, nahm aber bald seine Entlassung und ging erst nach Korfu, dann nach Neapel und später nach Petersburg.

Kappadocien, im Alterthum eine der ansehnlichsten Landschaften im Westen Asiens, zum Theil das jetzige Karamanien (s. d.), grenzte westlich an Lykaonien, südlich an Cilicien und Syrien, östlich an Armenien, nördlich an den Pontus, umfaßte dann zur Zeit der Perserherrschaft alle Länder zwischen dem Halys und Euphrat, mithin auch das nachherige Pontus, sodaß es durch erstern Fluß von Großphrygien und Paphlagonien, durch letztern von Armenien getrennt wurde und zerfiel damals nach dem Zeugnisse des Strabo in zwei Satrapien oder Statthalterschaften, in eine nördliche und südliche, oder in Großkappadocien, das nachherige eigentliche K., und Kleinkappadocien, das nachherige Pontus, ohne daß jedoch dieser Unterschied immer streng beobachtet wurde. Die pers. Satrapen in K. erhielten später den Königstitel und regierten zu manchen Zeiten ganz unabhängig. Als Xenophon seinen berühmten Rückzug unternahm, standen, wie es scheint, beide K. unter dem Mithridates, der an des jüngern Cyrus Empörung Theil genommen hatte, aber sein Land behielt und nach der Niederlage des Cyrus wieder abhängig von dem pers. Könige wurde. Zufolge jener Trennung behielten die Bewohner des am Pontus Euxinus gelegenen Theils den Namen Leukosyrer, d. h. weiße Syrer, von ihrer lichtern Hautfarbe, während die Bewohner von dem Innern des Landes Kappadocier genannt wurden, und nur dieser letztere Theil umfaßte unter den Römern das eigentliche Kappadocien, welches von Tiberius im J. 17 n. Chr. zur Provinz gemacht und unter den spätern Kaisern in Hinsicht des Umfangs bald erweitert, bald verringert wurde. Das Klima war rauh, der Boden sehr ungleich und von der Natur meist wenig begünstigt, daher das Land selbst nur wenige Spuren von Cultur zeigte und in seinen Steppen lediglich zu Weiden für die Schafe diente. Der fast gänzliche Mangel an Holz bewirkte, daß die Wohnungen niedrig und schlecht gebaut waren, daher selbst die Hauptstadt Mazaka, am Berge Argäos, mehr einem Lager als einer Stadt glich. Die Kappadocier waren zwar tapfer, standen aber im Rufe der Treulosigkeit und Heimtücke.

Kappel, Pfarrdorf im Bezirke Affoltern des Cantons Zürich, mit einer schönen, seit 1280 erbauten gothischen Kirche. Die ehemaligen Klostergebäude, in denen sich jetzt eine Armen- und Waisenanstalt befindet, waren elf Jahre lang nach der Reformation der Sitz einer alsdann nach Zürich verlegten höhern Bildungsanstalt. Die Zwistigkeiten zwischen den reformirten Zürichern und Bernern mit den fünf katholischen Ständen Unterwalden, Uri, Schwyz, Luzern und Zug wurden durch zwei Friedensschlüsse zu K., am 16. Nov. 1529 und 22. Nov. 1531, beendigt. Im Feldzuge von 1531 hatten bei K. die Katholiken den unter sich uneinigen und unvorbereiteten Zürichern am 11. Oct. nach tapferer Gegenwehr eine schwere Niederlage beigebracht. Dem Reformator Zwingli (s. d.), der hier den Heldentod starb, wurde 1838 auf dem Schlachtfelde ein Denkmal errichtet.

Kapüdan Pascha heißt bei der Pforte der oberste Befehlshaber der gesammten großherrlichen Seemacht, unter dem alle Marineanstalten und der um das Arsenal liegende Theil von Pera, sowie die türk. Inseln des Archipels nebst mehren andern Seeplätzen und Küstengegenden, auch hinsichtlich der Civilverwaltung stehen, und von dem alle Anstellungen beim Seewesen ausgehen. Er ist Pascha von drei Roßschweifen und Mitglied des Divan, hat aber auf der Flotte einen eigenen Divan, welcher in letzter Instanz entscheidet, und besitzt außerhalb der Dardanellen das Recht über Leben und Tod.

Kapuziner, s. Franciscaner.

Kar, der Sohn des Phoroneus, war Beherrscher von Megara. Nach ihm wurde die Burg in Megara, die er baute, Karia genannt. Auf der Straße von Megara nach Korinth zeigte man sein mit Muschelmarmor verziertes Grabmal. — Auch hieß Kar der Stammvater der Karer in Kleinasien, dessen Brüder Lydos und Mysos gewesen sein sollen.

Karăbagh, die südlichste Provinz des russ. Reichs, im grusischen Gouvernement, früher in Kanat, südlich vom Kur, dem alten Cyrus, und zu beiden Seiten des Aras (Araxes) gelegen, östlich an das Kaspische Meer, westlich an den armenischen Bezirk angrenzend, reicht südwärts bis zum 38° der Breite herab und hat vermöge ihrer geographischen Lage ein Klima, wie es in keinem andern Theile des russ. Reichs von gleicher Güte gefunden wird. Die Vegetation ist überaus üppig, alle Südfrüchte gedeihen fast ohne Pflege, zugleich hat die Provinz die schönsten pers. Pferde, die hier besonders in der Moganischen Steppe gezogen werden. Sie zählt 101000 turkoman. und armen. Bewohner, wozu in neuester Zeit sich viele Grusier und Russen gesellt haben. Die Hauptstadt und alte Residenz des Reichs ist Schascha oder Schuschi. Schach Bulak und Achuglan sind die beiden andern Hauptorte. Alle drei genannten Städte liegen zwischen Kur und Araxes.

Karabella hieß der krumme, mit einem geraden Griff versehene Säbel der alten Polen, der bei Hochzeiten, Begräbnissen, in den königlichen Gemächern, bei feierlichen Besuchen u. s. w. an der Seite des poln. Edelmanns nie fehlen durfte.

Karabulaken, ein im Kaukasus wohnendes, noch ununterjochtes Bergvolk, welches nach Klaproth's Untersuchungen zum großen Stamm der Mizdshegen gehört, wozu er auch die Thuschen, Inguschen und Tschetschenzen rechnet.

Karäer oder Karaiten, eine um die Mitte des 8. Jahrh. in Babylonien durch Anan gestiftete jüd. Sekte, welche, im Gegensatze zu den Rabbaniten, die rabbinischen Überlieferungen und den Talmud verwerfend, zum Buchstaben der Heiligen Schrift zurückkehrte, aber dennoch neue Satzungen und sogar eine eigene Tradition schuf. Sie verbreitete sich, doch nie sehr ansehnlich, in Palästina, Syrien, Ägypten, Afrika, Konstantinopel, der Krim und einigen Provinzen Polens, wo sie größere Freiheiten als die andern Juden genoß. Viele Jahre war Kairo der Sitz ihres sich von David herleitenden Vorstehers, Nasi, später Chacham genannt. Von ihrer nicht unbedeutenden, meist exegetischen und polemischen Literatur in arab. und hebr. Sprache ist wenig gedruckt.

Karaĭben heißen die Urbewohner der nach ihnen benannten Karaibischen Inseln (s. Westindien), die aus Nordamerika, in der Nähe von Florida, durch innere Kriege vertrieben, auf diese Inseln und auch nach Guyana in Südamerika wanderten. Die Hautfarbe der Karaiben ist olivenbraun; um aber gegen Insektenstiche geschützt zu sein, bemalen sie sich mit Orlean. Sie sind tapfer und leben ohne alle Verfassung, jedoch nur noch in geringer Anzahl, auf St.-Vincent, Dominique und einigen andern Inseln. Die

schwarzen Karaiben, ungefähr 1000 Familien, auf St.-Vincent sind aus der Vermischung der Negersklaven mit karaibischen Weibern hervorgegangen. — Das **Karaibische Meer** bespült im Norden und Osten die Antillen und im Süden das feste Land von Amerika, wo der Golf von Venezuela ist.

Karaiskakis, ein Klephtenhäuptling suliotischen Stammes aus Nordwestgriechenland, diente in seiner Jugend in einem der aus griech. und albanes. Flüchtlingen gebildeten Regimenter im Dienst der Republik der Jonischen Inseln, kehrte 1814 aufs griech. Festland zurück und machte sich als Kapitany einer Klephtenbande den Türken furchtbar. Am Aufstande der Griechen nahm er den lebhaftesten Antheil und zeichnete sich mehrfach in demselben aus; im J. 1825 nöthigte er den Reschid Pascha, die Belagerung von Missolunghi bis zur Ankunft Ibrahim Paschas einzustellen; im folgenden Jahre unterstützte er die Operationen des Philhellenen **Fabvier** (s. d.); im Dec. 1826 siegte er über die Türken bei Arachova, im Febr. 1827 bei Karystos; in demselben Jahre nahm er an der Spitze der Rumelioten Theil an der großen Unternehmung zum Entsatz von Athen. Eine Zeit lang war er Oberbefehlshaber der gesammten Landmacht dieser Unternehmung; als aber General **Church** (s. d.) zum Oberbefehlshaber ernannt wurde, fand er sich dadurch beleidigt, arbeitete den Planen des letztern entgegen und trug dadurch wesentlich zum spätern erfolglosen Ausgang der ganzen Unternehmung bei; doch noch ehe derselbe entschieden war, fiel er bei einem in den letzten Tagen des Apr. 1827 unternommenen Hauptangriff gegen die die Akropolis belagernden Türken und wurde zu Salamis beerdigt. Später errichtete man ihm in Athen ein Denkmal.

Karaiten, s. **Karäer**.

Karakalpäken, ein türk.-truchmenischer Volksstamm, der noch frei, doch vereinzelt, in den Kaukasischen Gebirgen vorkommt, während sie in ihrer Heimat, dem aus zwei Ulus oder Horden bestehenden **Karakalpakenland** am Aralsee, um die Mündung des Sir-Darja herum, unter der Herrschaft der Kirgis-Kaisaken stehen, zum Theil auch dem russ. Scepter unterworfen sind. Man schätzt ihre Volkszahl auf 300000 Seelen, die 25000 Krieger stellen können. Sie sind Halbnomaden, nennen sich selbst Kara-Kiptschaken, d. i. schwarze Viehwirthe, treiben aber auch Ackerbau und Gewerbe, namentlich Arbeiten in Stahl und Eisen. So versehen sie die Kirgisen mit allem Waffengeräth, mit Feuergewehr, Kugeln und Lanzen. Sie sind mohammed. Glaubens und stehen unter geistlichen Chodschas, den vermeintlichen Nachfolgern Mohammed's, und unter weltlichen Chanen, die den Kirgisen tributpflichtig sind.

Karakassen, eine samojedische, nur 300—350 Köpfe zählende Völkerschaft am Jenisei und an der obern Tunguska, den Koibalen und Kaimaschen stamm- und sprachverwandt und wie diese größtentheils nomadisirend, zum Theil auch angesiedelt, haben, wie die vorgenannten, bereits angefangen, sich mit tatarischen Völkerschaften zu vermischen, sodaß ihr Erlöschen als besonderer Volksstamm nahe bevorsteht.

Karamanien, ein türk. Ejalet in der Mitte von Kleinasien, von dem Taurus, Antitaurus und den damit verbundenen Bergketten im vordern Kleinasien an den Grenzen fast ringsum eingeschlossen und theilweise auch im Innern durchzogen und von mehren Zuflüssen des Kisil-Irmak (Halys) und im Norden von diesem selbst durchströmt, umfaßt ungefähr die alten Landschaften Pisidien, Lykaonien, Kataonien und Kappadocien, wird von den Ejalets Siwas im Norden, Marasch im Osten, Adana im Süden und Anadoli im Westen begrenzt, hat einen Flächenraum von ungefähr 1800 □M. und wird in sieben Schandschakate getheilt. Das Land ist in Folge des Mangels an Wäldern und hinreichender Bewässerung durch Regen oder Flüsse auf den weiten Hochflächen kahl, dürr und steppenartig und gewährt daselbst nur in den feuchten Winter- und Frühlingsmonaten eine lebhaftere Vegetation, die zu Weiden benutzt wird; blos in den wohlbewässerten Flußthälern findet man größere Fruchtbarkeit und den Betrieb von Acker- und Obstbau. Das Klima ist im Sommer sehr heiß, im Winter, wegen der Höhe des Landes, ziemlich kalt. Die Einwohner, ungefähr eine Mill. betragend, bestehen meist aus nomadischen Turkmanen, weshalb auch Viehzucht das Hauptgewerbe des Landes und ihre Erzeugnisse fast die einzigen Ausfuhrproducte desselben bilden. Die Städte werden von Türken, Griechen

und Armeniern bewohnt. Das Land hat seinen Namen vom turkomanischen Stamme Karaman, der früher der herrschende im Lande war und 1466 von den Türken unterworfen wurde. Die bedeutendsten Städte sind Konieh (s. Ikonium), der Sitz des Pascha, mit ungefähr 30000 E. und dem größten aller Mewlewitenklöster, das über eine halbe Stunde an Umfang hat; Larenda oder Karaman, die bedeutendste Handelsstadt des Landes mit 15000 E.; Kaisarieh, das alte Cäsarea, mit einer berühmten griech. höhern Lehranstalt, und Akscheer, mit 50000 E. und bedeutendem Karavanenhandel. — Ein anderes Karamanien ist die auch unter dem Namen Kerman bekannte Provinz Persiens, die, im Norden von der großen Salzwüste des Innern von Iran, im Osten von Beludschistan, im Süden von der Straße von Ormus, im Westen von den pers. Provinzen Laristan und Farsistan begrenzt, einen Flächenraum von ungefähr 3000 □M. hat und von den Alten Carmania genannt wurde. Es ist ein höchst dürres, meist ebenes, fast Wüste zu nennendes Land und nur an einzelnen bewässerten Stellen fruchtbar; sein Klima charakterisirt sich durch seine völlig tropische Hitze und große Trockenheit; die Küste, die von einem Gürtel hoher, dürrer Felsen eingeschlossen wird, gehört zu den heißesten Erdstrichen und ist höchst ungesund. Die Einwohner bestehen der Mehrheit nach aus Neupersern; außer ihnen findet man auch einige Gebern, ferner nomadische Kurden, wilde Laren und in den wenigen Städten auch Armenier und Juden. Die wichtigste Stadt ist Kerman mit ungefähr 20000 E. und nicht unbedeutenden Webereien und Waffenschmieden. Der Küstenstrich, Moghistan genannt, in dem Bender Abassi oder Gomrun sonst ein bedeutender Hafen- und Handelsplatz war, der aber jetzt sehr herabgekommen und wegen des ungesunden Klimas nur im Winter besucht ist, gehört unter pers. Oberhoheit dem Imam von Maskate.

Karamsin oder Karamzin (Nikolai Michailow), der Schöpfer der neuern russ. Literaturentwickelung, wurde am 1. Dec. 1765 im Gouvernement Simbirsk geboren, in Moskau aber im Hause des Professors Schaden erzogen. Nach vollendeten Universitätsstudien daselbst kam er als Offizier in die kaiserliche Garde; von 1789—91 besuchte er Deutschland, die Schweiz, England, Frankreich und Italien. Durch das hierauf von ihm gegründete „Moskawer Journal" und die in den „Briefen eines russ. Reisenden" (1797; deutsch von Richter, 6 Bde., Lpz. 1799—1800) gegebene Beschreibung seiner Reise, die mit reißender Schnelligkeit durch ganz Rußland verbreitet, eine unerhörte Wirkung hatte, stellte er sich an die Spitze einer ganz neuen geistigen Richtung; vom Geist des gebildeten Europas angeweht, schleuderte er die Fesseln der pseudoclassischen Schule, welche bis dahin Rußland knechtete, von sich und warf sich dem neuen, damals in der russ. Gesellschaft sich durchbildenden Geiste der Romantik in die Arme. Als Tagesschriftsteller im besten Sinne des Worts erhob er sich wider ganz Rußland und zwang in wenigen Jahren selbst seine entschiedensten Gegner, seine Sprache und seinen Stil anzunehmen. Sein eifrigster Mitkämpfer auf dieser Bahn war der Dichter Dmitrijew (s. d.). Durch Beider Einfluß nahmen nicht nur die russ. Diction, sondern selbst die Sprache und die ganze Anschauungsweise des Volks eine andere Gestalt an; es fingen nun auch die Gebildeten überhaupt an, Geschmack an der russ. Literatur zu finden, während früher nur die Gelehrten sich mit ihr befaßten. Dem „Moskawer Journal" schlossen sich der „Europ. Anzeiger" und eine Menge Gedichte, Erzählungen, Reden, Abhandlungen u. s. w. an, theils Originalarbeiten, theils Übersetzungen aus dem Französischen. Am gelungensten sind seine lyrischen Gedichte und seine Erzählungen „Natalie" und vorzüglich „Martha Posadnica". Im J. 1803 vom Kaiser Alexander zum Reichshistoriographen ernannt, arbeitete er seitdem ununterbrochen an seiner „Geschichte des russ. Reichs" (Bd. 1—8, Petersb. 1816—18; 2. Aufl., 1819—20; Bd. 9, 1821; Bd. 10 und 11, vollendet von Bludow, 1823; deutsch, Bd. 1—10, von Hauenschild, Riga 1820—27; Bd. 11, von Goldhammer, Lpz. 1833; poln. von Buczynski, franz. von Jouffret und Saint-Thomas), zu deren Abfassung der Staat ihm alle Archive öffnete und der Kaiser ihm 60000 Rubel Unterstützung gewährte. Im J. 1824 wurde er zum Staatsrath ernannt und 1826 ihm ein Jahrgehalt von 50000 Rubel bewilligt, der nach seinem Tode, am 3. Juni 1826, auf seine Witwe und Kinder überging.

Karat, eigentlich Kuara, ein Schotengewächs, mit dessen Fruchtkörnern man in Afrika das Gold und in Ostindien die Diamanten wägt, ist ein kleines Gewicht, dessen man

sich bei Bestimmung des innern Gehalts oder der Feinheit des Goldes, und bei Abwägung und Schätzung von Perlen, Diamanten und andern Edelsteinen bedient. Eine Mark feines Gold hat 24 Karat und ein Karat 12 Grän. Bei Edelsteinen ist das Karatgewicht auf 4 Grän, jeder ungefähr so schwer als das As des Dukatengewichts, bestimmt. Ein preuß. Karat (Edelsteingewicht) ist genau $^{3}/_{160}$ Quentchen. — Karatirung nennt man beim Gold das Legiren (s. d.) oder Versetzen desselben mit andern Metallen.

Karavanen, von dem pers. Karvan, d. i. Handeltreibender, heißen die großen Reisegesellschaften vorzüglich von Kaufleuten in Mittel- und Vorderasien und in Afrika, die sich zu Schutz und gegenseitiger Hülfleistung vereinigen und außer den Handelsgeschäften auch Pilgerfahrten zur Absicht haben. Eine solche Gesellschaft führt oft mehr als 1000 Kameele mit sich, welche das Gepäck und die Waaren tragen und einzeln hintereinander gehen, sodaß ein solcher Zug bisweilen eine Meile lang ist. Die berühmtesten Karavanen sind die, welche jährlich zu bestimmten Zeiten aus Afrika und der Levante nach Mekka abgehen und hauptsächlich von den nach diesem Ort pilgernden Mohammedanern gebildet werden; jene sammelt sich in Kairo, diese in Damask. Die letztere, welche, 30—50000 Pilger stark, am Ende des Monats Ramadan diese Stadt verläßt, steht unter dem besondern Schutze des türk. Sultans. Die aus Persien kommenden Karavanen pflegen sich in Bagdad zu versammeln und in Bassora einzuschiffen. Der Handel dieser Karavanen ist sehr bedeutend. Schwere Karavanen nennt man im Morgenlande diejenigen, deren Kameele mit 5—600 Pfd. beladen sind; leichte Karavanen diejenigen, welche ihren Kameelen nur die halbe Ladung geben, um größere Tagereisen zu machen. Jene machen des Tags vier, diese fünf Meilen. Der Karavanenverkehr ist im Ganzen regelmäßig geordnet, d. h. die meisten Karavanen versammeln sich regelmäßig an bestimmten Orten zu bestimmten Zeiten und gehen an bestimmten Tagen ab, eine Regelmäßigkeit, die schon durch die Witterungsverhältnisse geboten wird, da nicht alle Gegenden zu aller Zeit gleich gut zu passiren sind. Der Anführer der Mekkakaravanen, die von einer bewaffneten Bedeckung geleitet werden, heißt Emir el hadsch, d. i. Fürst der Pilgrime. Handelskaravanen erwählen sich aus ihrer Mitte einen Oberbefehlshaber, der Karvan-Baschi heißt.

Karavanserais, d. h. Karavanenhäuser, heißen im Orient die in Städten, an den Landstraßen und in unangebauten Gegenden angelegten großen öffentlichen Gebäude zum Obdach für die Reisenden. Sie sind zum Theil prachtvoll erbaut, enthalten aber gewöhnlich kein Hausgeräth, daher der Reisende Bett und Teppich, sowie Lebensmittel für sich und seine Thiere mitbringen muß; nur Wasser pflegt er zu finden, welches oft mit beträchtlichen Kosten weit hergeleitet ist. In vielen geschieht die Aufnahme ganz unentgeltlich. Meist bestehen sie aus einem viereckigen Hofe, der von einer doppelten Reihe leerer Kammern oder Hallen, die zur Aufnahme der Reisenden und ihrer Thiere bestimmt sind, umgeben wird, und in dessen Mitte der Brunnen sich befindet.

Kärcher (Emil), einer der verdientesten Gelehrten und Schulmänner Deutschlands, geb. 1789 zu Ichenheim bei Strasburg, erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung auf dem Pädagogium zu Durlach und dem Gymnasium zu Karlsruhe, und bezog 1807 die Universität zu Heidelberg, wo er sich unter der Leitung von Creuzer, Böckh und J. H. Voß dem Studium der Philologie vorzugsweise zuwendete und in dem damals neuerrichteten philologischen Seminar eine kräftige Nahrung für seinen Geist fand. Bereits 1812 wurde er als zweiter Pagenhofmeister in Karlsruhe und 1815 an dem Pädagogium zu Durlach angestellt; 1820 folgte er dem Rufe als Professor an das Lyceum zu Karlsruhe; hier wurde er 1836 Mitglied des Oberstudienraths und Director des Lyceums; auch erhielt er den Charakter als Geh. Hofrath. Im Besitze einer ungewöhnlichen Sprachkenntniß und eines tiefen kritischen Talents beschäftigte er sich namentlich mit der etymologischen Sprachforschung und suchte in der lat. Lexikographie eine neue Bahn zu brechen, wobei er von dem Satze ausging, daß alle Sprachen mehr oder weniger unter sich verwandt seien, daß man aber, um diese Verwandtschaft nachzuweisen, nicht von der Ähnlichkeit der Laute auf Verwandtschaft der Begriffe, sondern umgekehrt von der Ähnlichkeit der Begriffe auf die Verwandtschaft der Laute zu schließen habe. Seine Ansicht, die er ebenso gründlich als anziehend in der Abhandlung „De optima lat. lexici condendi ratione" (Karlsr. 1826) aus-

einandersetzte, suchte er mit großer Consequenz in mehren zunächst für die Schule bestimmten Wörterbüchern durchzuführen, zuerst in dem „Lat.-deutschen und deutsch-lat. Wörterbuch" (2 Bde., Hannov. 1826; 2. Aufl. 1840), dann in dem „Schulwörterbuch der lat. Sprache in etymologischer Ordnung" (Karlsr. 1824; 2. Aufl. 1826), die beide auch in das Holländische übersetzt wurden; ferner in dem „Kleinern Wörterbuch der lat. Sprache in etymologischer Ordnung" (Stuttg. 1831), und zuletzt in dem größern „Handwörterbuch der lat. Sprache" (Stuttg. 1842). Da er übrigens gegen den frühern Schlendrian auf dem Felde der Lexikographie kräftig ankämpfte und eine durchgreifende Reform derselben als unerlaßlich darstellte, so blieb von einer andern Seite her, zumal da er die Resultate seiner Forschungen meist nur kurz andeutete, ohne weitere Erörterung, der Widerspruch nicht aus, dem er in seiner neuesten Schrift „Beiträge zur lat. Etymologie und Lexikographie" (Lief. 1, Stuttg. 1844) zu begegnen wußte.

Kardamōmen heißen die kleinen gewürzhaften Samenkörner eines Schoten tragenten Gewächses (Amomum Cardamomum) in Indien und Afrika, die als Gewürz besonders von Conditoren und Liqueurfabrikanten und auch als Medicin angewendet werden. Es gibt drei Arten von Kardamomen, kleine, mittlere oder runde, und lange oder große. Die besten Kardamonen sind die von der malabarischen Küste; ihnen zunächst kommen die von Ceylon und Java; die geringsten sind die von den Küsten des südlichen Afrika.

Karden oder Weberdisteln heißen die nach der Blütezeit im Monat Aug. gesammelten Blumenköpfe eines Gewächses (Dipsacus fullonum), das im südlichen Europa wild wächst und zum Gebrauche für Walker und Tuchbereiter, beim Rauhen des gewalkten Tuches, in Holland und vielen Gegenden Deutschlands, namentlich in Östreich, Schlesien, Sachsen, Baiern und Thüringen, gebaut wird. Zwischen den Blumen befinden sich nämlich starre längliche, mit einer elastischen, hakenförmig zurückgekrümmten Spitze versehene Blättchen, welche so feine und doch hinlänglich feste Kratzwerkzeuge bilden, daß sie durch künstliche nicht ersetzt werden können. Die Blüten geben den Bienen vielen Honig, die Samen dienen zu Vogelfutter. Die besten Karden werden aus Holland und Frankreich, namentlich aus Rouen und Sedan, bezogen; die franz. haben durchschnittlich den vierfachen Preis der deutschen, sind aber auch weit feiner und dabei sehr dauerhaft. Für kleine und mittlere Landwirthschaften ist der Kardenbau einer der einträglichsten Zweige.

Kardioïde wurde von Castiliani die herzförmige krumme Linie der vierten Ordnung genannt. Da dieselbe, wie sich sehr leicht zeigen läßt, auch durch die Wälzung eines Kreises auf der Peripherie eines ihm gleichen Kreises entsteht und von einem Punkte auf dem Umfange des erstern beschrieben wird, so ist sie auch eine Epicykloide (s. d.).

Karelien hieß ein Theil des alten, vormals schwed. Finnlands, der zugleich mit Ingermanland, Esthland und Livland schon zu Peter des Großen Zeit, 1721, im Frieden zu Nystädt an Rußland abgetreten werden mußte. Nach ihm heißt einer der Hauptstämme des finnischen Volks der karelische, von welchem gegenwärtig außer im wiborgschen Län des Großfürstenthums Finnland noch im Gouvernement Olonez Spuren anzutreffen sind.

Karelin (Georg von), einer der unermüdetsten russ. Reisenden in neuester Zeit, machte sich zuerst im J. 1828 bekannt durch eine naturhistorische Reise, die er, nach dem Vorgange des russ. Naturforschers Eversmann, in die Steppe der Kirgis-Kaisaken zwischen dem Uralflusse und der Wolga unternahm. Eine zweite noch großartigere Reise unternahm er in den J. 1832 und 1833, wo er die Steppe der Kirgisen bis Orenburg untersuchte und darauf an der östlichen Küste des Kaspischen Meers, im Lande der Turkomannen, viele werthvolle Pflanzen einsammelte, die er dem Museum der Akademie der Wissenschaften in Petersburg übersendete. Seine dritte große Reise, die er 1840 mit zwei Begleitern, Kirilow und Maslennikow, antrat, unternahm er im Auftrage der kaiserlichen Gesellschaft der Naturforscher in Moskau zu dem Zwecke, Sibirien in den verschiedensten Richtungen zu durchforschen. Nachdem er die Frühlingsmonate jenseit des Irtisch zugebracht hatte, drang er längs den Seen Nor-Saisan und Bolgy und dem Gebirge Alatai in die Länder der semiretschenskischen Kirgisen. Von da den Weg zum Sajanischen Gebirge einschlagend, widmete er seine besondere Aufmerksamkeit der von seinen Vorgängern noch fast gar nicht ausgebeuteten südlichen Abdachung desselben. Nachdem er hierauf den

Winter in Irkutsk mit Temperatur- und andern Beobachtungen zugebracht hatte, setzte er im Sommer 1841 seine Wanderungen weiter nach Osten fort und überschritt an mehren Orten die Gebirgskette längs der chines. Grenze. Da die Mittel der Naturforschenden Gesellschaft in Moskau zu den großen Ausgaben, welche diese Reise verursachte, nicht ausreichten, und K. die chines. Grenzdistricte gern noch genauer erforschen wollte, so wurde ihm durch die Verwendung des russ. Finanzministers Cancrin die Genehmigung zu Theil, noch ein Jahr, und dann noch eines, in jenen bisher unerforschten Regionen zuzubringen. K. führt ein regelmäßiges Tagebuch seiner Reise, das zufolge der bis jetzt daraus gemachten Mittheilungen an wichtigen und interessanten Notizen über die von ihm besuchten Länder nicht blos in naturhistorischer, physikalischer und meteorologischer, sondern auch in geographischer, statistischer Hinsicht sehr reichhaltig zu sein verspricht. Sehr ergiebig sind auch die von ihm zu Stande gebrachten naturhistorischen Sammlungen.

Karfunkel, auch Karbunkel, hieß bei den Alten der rothe edle Granat; gegenwärtig versteht man darunter den Rubin (s. d.). Im Mittelalter bezeichnete man mit diesem Namen einen fabelhaften, feuerrothen, wie Gold glänzenden, namentlich in der Dunkelheit hellleuchtenden Stein, den nach der Sage die Zeisige in ihr Nest legten und der unter Anderm die Eigenschaft haben sollte, Den, der ihn bei sich trug, unsichtbar zu machen. Daher geschah es, daß man in neuerer Zeit den Karfunkel zum Bilde des unbekannten Etwas erhob, welches Zachar. Werner und andere mystische Köpfe in ihren Träumereien zu empfinden vermeinten. — Karfunkel (carbunculus oder anthrax) nennt man ferner diejenige Art des Blutschwärs (s. d.), welche eine entschiedene Neigung zeigt, nicht in gutartige Eiterung, sondern in Brand überzugehen, was der Arzt an verschiedenen Zeichen erkennen kann, noch ehe die Geschwulst sich geöffnet hat und der Brand wirklich eingetreten ist. Die Ursachen dieses bösartigen Ausganges eines Blutschwärs sind verschieden; in vielen Fällen trägt eine allgemeine dyskrasische oder kachektische Constitution des Kranken die Schuld davon, weshalb auch die allgemeine Behandlung eine sehr verschiedene sein, während die örtliche fast stets darin bestehen muß, die Geschwulst sobald wie möglich und zwar mit dem Messer zu öffnen. Die brandige Zerstörung, die der Karfunkel an seinem Sitze zur Folge hat, und das Allgemeinleiden, welches er entweder verursacht oder, war es schon vorhanden, verschlimmert, machen ihn immer zu einer gefährlichen Krankheit. Einzelne Arten desselben, z. B. der Milzbrandkarfunkel (carbunculus contagiosus), welcher meist durch Übertragung des Milzbrandgiftes auf den Menschen durch Insektenstiche u. s. w. entsteht (s. Milzbrand), und die Pestbeule (bubo pestilentialis), welche manche pestartigen Krankheiten begleitet (s. Pest), sind von dem einfachen Karfunkel zu unterscheiden. Übrigens hat man den Karfunkel oft nach der Körperstelle, an der er sich findet, verschieden benannt. Bei den Thieren kommt der Karfunkel häufig vor und hat im Ganzen dieselben Verhältnisse, wie bei den Menschen.

Karien, die südwestlichste Landschaft Kleinasiens, mit herrlichen Thälern und Gebirgszügen, vom Kalbis, Mäander und Glaukos bewässert, grenzte im Osten durch den Taurus gegen Pisidien und Lykien, gegen Süden und Westen an das Mittelländische und Ägäische Meer, gegen Norden an Lydien und Phrygien, und läuft, wo es vom Meere eingeschlossen ist, in viele Vorgebirge aus, von denen Mykale (s. d.) das nördlichste war. In frühern Zeiten stand K. unter mehren kleinen Fürsten oder Königen, von denen der zu Halikarnaß der mächtigste war. Später machte es nebst Lydien einen Theil des Perserreichs aus, wobei die ursprünglichen Fürsten als Satrapen die Herrschaft fortführten. Durch Alexander den Großen kam es an Macedonien. Die Karer selbst, welche mit den Lelegern stammverwandt waren, standen im nachhomerischen Zeitalter als Sklaven und Söldner in übelm Rufe und dienten daher den Griechen und Römern sprüchwörtlich und spottweise zur Bezeichnung feiger und treuloser Menschen.

Karimki oder Karimken heißen die aus einer Verbindung der Europäer mit den Mongolen erzeugten Individuen, ein Menschenschlag, der besonders in einigen Districten Sibiriens, z. B. in Kiachta, Selenginsk und in Daurien überhaupt, häufig vorkommt, wo sich viele Mongolen auf den von den Russen nur spärlich bevölkerten chines.-russ. Grenzgebieten finden.

Karisches Meer heißt ein Theil des nördlichen Eismeers, der zwischen der Oby-Halbinsel und der Doppelinsel Nowaja-Semlja liegt. Die aus demselben in das offene Eismeer führende nördliche Passage zwischen der Waigazinsel und Nowaja-Semlja wird das Karische Thor genannt, während die südliche Passage zwischen dem russ. Festland und der Waigazinsel nach der letztern den Namen Waigazstraße führt.

Karl, genannt Martell, d. i. der Hammer, der Sohn Pipin's von Herstall (s. d.) und der Alpheide, geb. um 690, wurde nach dem Tode seines Vaters, im J. 714, von seiner Stiefmutter Plektrude in Köln gefangen gehalten, da sie durch ihn ihren Enkel Theodebald bedroht glaubte, dem Pipin nach seines Sohnes Grimoald Tode trotz seiner Kindheit die Würde des Majordomus (s. d.) vererbt hatte. Die Neustrier (s. Franken) erkannten diesen nicht an, und drangen unter Chilperich II., den sie sich nach Dagobert's III. Tode zum König, und Raganfried, den sie sich zum Majordomus gesetzt hatten, mit den Friesen verbunden bis Köln vor; auf dem Rückzug, den Plektrude erkauft hatte, schlug sie K., der aus dem Gefängniß entkommen und von den austrasischen Franken zum Herzog gewählt worden war, bei Stablo im J. 716 und nochmals 717 bei Cambray. Plektrude, deren Enkel indeß gestorben war, öffnete ihm die Thore Kölns; er erhob nun Chlotar IV. auf den Thron, zwang Chilperich durch den Sieg bei Soissons im J. 719 zur Flucht zu Eudo, Herzog von Aquitanien, schloß aber, da Chlotar noch 719 starb, Frieden mit ihm und wurde auch von ihm als Majordomus anerkannt. Als solcher herrschte er unter ihm und nach seinem Tode im J. 720 unter Theoderich IV. über die Franken. Feldzüge gegen die abgefallenen Alemannen und Baiern und gegen die Sachsen beschäftigten ihn zunächst, bis Eudo gegen die Araber seine Hülfe anrief. Von dem westgothischen Septimanien aus, das sie seit 720 behaupteten, hatten diese Aquitanien überzogen, Bordeaux erobert, den Eudo geschlagen und waren über die Garonne bis zur Loire vorgedrungen, wo sie Tours bedrohten. Zwischen dieser Stadt und Poitiers gewann K. 732 über sie den herrlichen Sieg, der sie, nachdem ihr Führer Abderahman gefallen, zur Flucht zwang und Germanenthum und Christenthum von schwerer Gefahr rettete. Noch einmal zog K., nachdem er inzwischen die westlichen Friesen (s. d.) 734 der fränk. Herrschaft unterworfen und von Hunold von Aquitanien, der seinem Vater Eudo 735 gefolgt war, den Treuschwur empfangen hatte, gegen die Araber, als sie im J. 737 in das Burgundische Land bis gegen Lyon eingedrungen waren. Er trieb sie im J. 738 zurück; Narbonne konnte er zwar nicht erobern, das arab. Heer aber, das die Stadt entsetzen sollte, wurde von ihm besiegt und hierdurch die Herrschaft der Araber nördlich der Pyrenäen bis zu dem Fluß Aude beschränkt, Languedoc dem Frankenreiche gewonnen. Während der Unterhandlungen mit Papst Gregor III., der um seine Hülfe gegen den Longobardenkönig Luitprand bat und ihm den röm. Patriciat antrug, starb K., der seit Theoderich's Tode im J. 737 den Thron unbesetzt gelassen, am 22. Oct. 741 zu Quiercy an der Oise, nachdem er die Verwaltung des Reichs seinen Söhnen Karlmann und Pipin dem Kleinen (s. d.) zugetheilt hatte.

Karl der Große, König der Franken seit 768, röm. Kaiser 800—814, geb. am 2. Apr. 742, wahrscheinlich zu Aachen, war der Sohn Pipin des Kleinen und Enkel Karl Martell's. In seinem zwölften Jahre schon von Papst Stephan II. mit seinem Bruder Karlmann zum künftigen König gesalbt, trat er mit diesem nach Pipin's Tode 768 die Regierung an und unterdrückte 769 eine Empörung, die in Aquitanien (s. d.) der alte Herzog Hunold versuchte. Durch Karlmann's Tod und die Ausschließung der beiden Söhne desselben gewann er 771 die Alleinherrschaft des fränk. Reichs. Dieses gegen gefährliche Grenznachbarn zu sichern und zur Verbreitung des Christenthums wurde 772 auf dem Tage zu Worms der erste der erst nach 30 Jahren völlig geendeten Kriege gegen die Sachsen (s. d.) beschlossen; K. eroberte die Eresburg (s. d.), zerstörte die Irmensäule (s. d.) und drang bis zur Weser vor, seine Eroberungen durch Burgen schützend mit fränk. Besatzungen. Da rief ihn, als den röm. Patricius, Papst Hadrian I. gegen den Longobardenkönig Desiderius zu Hülfe. Diesem hatte K. 771 seine ihm vermählte Tochter wegen Unfruchtbarkeit zurückgeschickt und sich darauf mit Hildegard, der Tochter des schwäb. Herzogs Gottfried, vermählt. Um Rache zu üben, verlangte Desiderius, aber vergeblich, vom Papst, daß er die zu ihm geflohenen Söhne Karlmann's kröne, und verwüstete

dann das päpstliche Gebiet. Von Genf aus ging nun K. mit zwei Heeren über den Großen Bernhard und den Cenis im J. 773 nach Italien, wo er auch den Winter über blieb. Mit Pavias Einnahme im J. 774 war die Selbständigkeit des Longobardenreichs zerstört. Desiderius gefangen, endete als Mönch zu Korvei. Die longobard. Herzoge huldigten K. als ihrem Könige, der dem Papst die Pipin'sche Schenkung des Exarchats (s. Exarch) bestätigte. Indeß waren die Sachsen wieder aufgestanden und in Hessen eingefallen; K. kehrte zurück und schlug sie 775, mußte aber 776 wieder nach Italien, die Empörung des longobard. Herzogs Rotgaut von Friaul zu unterdrücken. Nachdem dies geschehen und nach neuem Siege über die Sachsen erkannten 777 die meisten sächs. Edelinge K. als Oberherrn auf einem Tage zu Paderborn an. Dort erschienen auch arab. Fürsten aus Spanien, die seinen Beistand gegen Abderahman, den ommijadischen Khalifen von Cordova, erbaten. (S. Ommijaden.) K. eilte 778 nach Spanien und das östliche Land zwischen den Pyrenäen und dem Ebro wurde als span. Mark ein Theil des Frankenreichs. Auf der Rückkehr, bei welcher der Held Roland (s. d.) im Passe Roncesvalles (s. d.) durch den Überfall der Basken den Tod fand, erreichte ihn der Ruf von neuem Aufstand der Sachsen, die bis an den Rhein, Köln gegenüber, gedrungen waren. An der Eder schlug sie K., der nun bis an die Elbe ihr Land durchzog und die J. 779 und 780 darin verweilte. Bald nachdem er es aber verlassen hatte und 781 nach Italien gegangen war, um seinen zweiten Sohn Pipin zum König von Italien, seinen dritten, den dreijährigen Ludwig, zum König von Aquitanien durch den Papst krönen zu lassen, brachen die Sachsen von neuem los, nachdem Wittekind (s. d.), der 777 nicht in Paderborn erschienen, sondern zum jütischen König Siegfried geflohen war, wieder zurückgekehrt. Ein fränk. Heer, das gegen die Sorben zog, wurde 782 am Süntel, unweit der Weser, vertilgt, durch K. aber furchtbar gerächt, der, nach neuer Unterwerfung, bei Verden an der Aller 4500 Gefangene als Rebellen an einem Tage hinrichten ließ. Darauf folgte 783 eine allgemeine Empörung aller sächs. Stämme. Eine Schlacht bei Detmold blieb unentschieden; K. zog sich zurück, siegte aber in einer zweiten Schlacht an der Hase und weilte in den J. 784 und 785 unter den Sachsen, sie zur Ruhe zu bringen; ihre Führer Wittekind und Albio stellten sich ihm, da er zu Attigny in der Champagne Hof hielt, ließen sich taufen und blieben treu. In derselben Zeit wurden auch die Friesen zwischen Ems und Weser unterworfen. Die Empörung des Herzogs Arighis von Benevent, eines Eidams des Desiderius, wurde 787 bald unterdrückt; der Herzog Thassilo von Baiern, den seine Gattin Luitberge, eine Tochter des Desiderius, zu verrätherischen Unternehmungen reizte, wegen deren er schon früher zu Worms hatte Geiseln stellen müssen, 788 von den Fürsten auf dem Tage zu Ingelheim wegen mannichfacher Beschuldigung des Treubruchs zum Tode verurtheilt, von K. aber begnadigt und als Mönch nach Fulda geschickt, und das Herzogthum Baiern aufgehoben. Der Hülfszug, den K. für die Obotriten in Mecklenburg 789 gegen die Wilzen in der Mark that, führte ihn über die Elbe; gegen die Avaren (s. d.), die schon Thassilo gerufen haben sollte, drang er 791 bis zur Raab; sein Sohn Pipin siegte weiter über sie, da ihn selbst 794—798 neue Aufstände sächs. Stämme beschäftigten. Er eroberte an der Theiß 796 ihres Anführers Lager und unermeßliche Beute; eine östliche Mark (s. Östreich) bis zur Raab sicherte das Reich gegen künftige Überfälle.

Von den wichtigsten Folgen war der ital. Zug, den K. im J. 800 unternahm, um den Papst Leo III. unter den rebellischen Römern, denen er kaum entgangen war und gegen die er 799 in Paderborn bei K. Schutz gesucht hatte, wieder zu befestigen und die Empörer zu strafen. Als er am ersten Weihnachtstage 800 am Altar der Peterskirche betete, setzte ihm unerwartet, wie es schien, der Papst die Krone auf und begrüßte ihn unter Zuruf des Volks als Carolus Augustus, den Kaiser der Römer. Ohne daß seine Macht dadurch nach außen vergrößert wurde, gewann sie unendlich an Glanz und Ansehen durch die Bedeutung, welche die Erinnerung an das röm. Kaiserthum in der Meinung der Völker hatte. Die Absicht, durch eine Verbindung mit Irene, der byzantin. Kaiserin (s. Byzantinisches Reich), das oström. mit dem neuerstandenen weström. Kaiserthum zu vereinen, zerschlug sich durch den Sturz Irene's. Ihr Nachfolger Nicephorus stand in Feind-

schaft mit K. bis 810; Michael I. weigerte ihm den Kaisertitel nicht. In Spanien wurde die seit 799 auch auf die Balearen ausgedehnte fränk. Macht durch die Eroberung von Barcelona im J. 803 durch Ludwig von Aquitanien befestigt. Der Widerstand der Sachsen aber, der noch einmal bei den Stämmen an der untern Weser und jenseit der Elbe sich erhoben hatte, hörte, nachdem aus Nordalbingen 10000 Familien weggeführt und den Obotriten ihr Land gegeben worden, im J. 803 auf mit dem Frieden zu Selz, da die sächs. Edelinge K. als Oberherrn anerkannten, das Christenthum allgemein annahmen und dafür Gleichstellung des sächs. Volks mit dem fränkischen unter Aufrechterhaltung des eigenen Rechts zugesichert erhielten. Bisthümer wurden gegründet zu Minden, Osnabrück, Halberstadt, Verden, Bremen, Paderborn, Münster und Hildesheim, theils unter kölnischem, theils unter mainzischem Sprengel. Ein neuer Krieg entstand im J. 809 im Norden des Reichs durch die Streitigkeiten des jütischen Königs Göttrik oder Gottfried mit den Obotriten, die als alte Verbündete von K. unterstützt wurden; Göttrik's Nachfolger, Hemming, schloß 811 Frieden an der Eider, nördlich deren Göttrik den Danawirk (Dänenwall) zwischen Schlei und Arrene gegen Sachsen hatte aufführen lassen. Durch seine Kriege, in denen K. sich als großen und glücklichen Feldherrn zeigte, hatte er die Ausdehnung des fränk. Reichs ungeheuer erweitert (s. Franken); aber mit unermüdlicher, auch das Kleine nicht unbeachtender Thätigkeit sorgte er zugleich für die rechtliche Ordnung und für das Gedeihen äußerer Wohlfahrt wie geistiger Bildung in seinem Staate, dessen Kriegskraft er durch die Ordnung des Heerbanns (s. d.) festigte und dessen Grenzen er durch die kriegerisch eingerichteten Marken (s. d.) sicherte. Da die Macht der alten Volksherzoge (s. Herzog) der Königsgewalt gefährlich schien, so hörten sie auf; den einzelnen Gauen standen Grafen, unter ihnen Centgrafen vor, deren Beaufsichtigung wieder an Sendgrafen (s. Graf) von K. übertragen wurde; diese hielten viermal jährlich Versammlungen in ihren Provinzen und berichteten an die zwei Reichstage, auf denen im Frühjahr, dem Maifeld (s. d.), die Bischöfe und Äbte und hohen weltlichen Vasallen, im Herbst die Vornehmsten und Räthe des Königs sich vereinten, um auf seine Vorträge Beschlüsse zu fassen, die von ihm bestätigt als Gesetze (s. Capitularien) galten. Für die Übung der Rechtspflege waren als Stellvertreter des Königs seine Pfalzgrafen und die Gerichte, in denen jetzt nicht mehr die Gemeinde, sondern nur Schöffen zum Ding zusammentraten, thätig. Dem Fehdewesen wurde mit Strenge gesteuert. Die Geistlichkeit hatte sich des Schutzes K.'s zu erfreuen, der Zehnte wurde trotz des Widerstands, namentlich der Sachsen, gesetzlich, doch ließ K. seine Gewalt als Oberherr der Kirche, besonders auch gegen die Anmaßungen der Bischöfe, nicht aus den Händen. Handel und Gewerbe wurden von ihm begünstigt. Für die Landwirthschaft sorgte er durch gesetzliche Vorschriften und durch das Beispiel, das er auf den königlichen Gütern gab; Sümpfe wurden ausgetrocknet, Wälder ausgerodet, Ortschaften und Klöster angelegt, auch prächtige Bauten in königlichen Palästen, wie in seinen Lieblingssitzen Aachen und Ingelheim, und Kirchen ausgeführt; das große Unternehmen im J. 793, durch einen Kanal Rednitz und Altmühl und dadurch Rhein und Donau, Nordsee und Schwarzes Meer zu verbinden, mußte doch zuletzt aufgegeben werden. Der Wissenschaft war er selbst eifrig zugethan; er sprach Latein, verstand Griechisch, machte den Versuch einer Grammatik der Muttersprache, deren Heldenlieder er sammeln ließ, und in der er feste Monats- und Windnamen bestimmte; gelehrte Männer zog er an sich, wie Alcuinus (s. d.), Paulus Diaconus (s. d.), sich ihres Umgangs erfreuend und ihren Rath und ihre Mitwirkung bei seinem Streben für Bildung der Geistlichkeit und Unterricht des Volks benutzend, als deren Pflanzstätten Schulen bei den Kathedralen und Klöstern eingerichtet wurden, wie er denn auch an seinem eigenen Hof für seiner Diener Söhne eine Schule begründet hatte. K. war von starkem, hohem Körper, er maß sieben seiner Fußlängen, war von stattlichem Ansehen, erst in den vier letzten Jahren seines Lebens von Krankheit angefochten, ein Freund des Jagens, Reitens und Badens, einfach in seiner Tracht und Lebensweise, nicht ohne stärkere Neigung zu den Frauen, mäßig in Speise und Trank, wohlthätig, „an Weisheit und Tugend", wie sein Enkel, der Geschichtschreiber Nithard, sagt, „jedem Zeitgenossen überlegen, allen gleich liebenswürdig und schrecklich, allen gleich bewundernswürdig". Sein Ruhm erscholl weit über die Lande

und fremde Gesandtschaften erschienen oft an seinem Hofe, wie denn namentlich Harun al Raschid ihn 798 durch Gesandte begrüßte und beschenkte. Von seinen drei Söhnen, denen er 806 ihre künftigen Reiche anwies, waren die begabtesten Pipin, im J. 810, und Karl, der älteste, sein gewöhnlicher Begleiter, im J. 811 gestorben; den dritten, Ludwig von Aquitanien, nachher Ludwig der Fromme (s. d.) genannt, krönte er 813 auf einem Reichstage, den er zu Aachen hielt, selbst, nachdem er ihn vor dem Volke zur Erfüllung seiner Fürstenpflichten aufgefodert. Bald darauf erkrankte er an einem Fieber, dem er am 28. Jan. 814 erlag. Beigesetzt wurde er in der von ihm erbauten Kirche; sein Grabmal errichtete Friedrich I.; Papst Paschalis III. sprach ihn heilig. Sein Leben beschrieb Einhard (s. d.). Vgl. Dippold, „Leben Kaiser K. des Großen" (Tüb. 1810) und Lorenz, „K. des Großen Privat- und Hofleben" in Raumer's „Histor. Taschenbuch" (Jahrg. 3, 1832).

Karl IV., deutscher Kaiser, 1346—78, Sohn des Königs Johann von Böhmen, der in der Schlacht bei Crecy blieb, aus dem Hause Luxemburg, zu Prag am 13. Mai 1316 geboren und am Hofe zu Paris erzogen, übernahm zuerst an seines Vaters Statt das diesem von Kaiser Ludwig IV. übertragene Reichsvicariat von Italien und erhielt dann, als er sich dort gegen die Italiener nicht mehr behaupten konnte, das Markgrafthum Mähren. In dem kärntner Kriege gegen den Kaiser verheerte er als seines Vaters Bundesgenosse das Land des Grafen von Görz und nahm auch an dem später erneuten Kampfe der Luxemburger gegen den Kaiser wieder Antheil. Schon bei Ludwig's IV. Lebzeiten als dessen Gegenkaiser am 11. Juli 1346 zu Rense auf Anstiften des Papstes Clemens' VI. von fünf Kurfürsten unter erniedrigenden Bedingungen gewählt, die er vorher dem Papst zu Avignon hatte beschwören müssen, konnte er dennoch, eben aus diesem Grunde, weder vorher noch nach des Kaisers Ludwig's IV. Tode, trotz des Beistandes der ihm ergebenen Bischöfe und des Adels, sogleich zum ruhigen Besitze der Kaiserkrone gelangen. Eine Versammlung der Botschafter der Kurfürsten von der Pfalz und von Brandenburg und des Herzogs von Sachsen-Lauenburg zu Oberlahnstein unter dem Vorsitze des Erzbischofs Heinrich von Mainz, den Clemens VI. abgesetzt hatte, erklärte K.'s Wahl für nichtig und wählte anfangs Eduard III. von England, des Kaiser Ludwig's IV. Schwager, und als dieser die angebotene Krone ausschlug, den Markgrafen von Meißen, Friedrich den Strengen, und da auch dieser die auf ihn gefallene Wahl wiederholend mit Entschiedenheit ablehnte, den Grafen Günther von Schwarzburg (s. d.) an K.'s Stelle zum Kaiser. Den offenen Kampf mit einem so tüchtigen Gegner fürchtend, nahm K. zu Hinterlist und Ränken seine Zuflucht. Im Verein mit den Askaniern und dem Erzbischof von Magdeburg stellte er in der Person des falschen Waldemar gegen den Markgrafen Ludwig den Ältern in Brandenburg einen Prätendenten auf, dem in Kurzem fast das ganze Land zufiel, wodurch die Wittelsbacher bewogen wurden, den von ihnen gewählten Kaiser aufzuopfern und sich unter der Bedingung ihrer Wiedereinsetzung in Brandenburg K. wieder zuzuwenden. Von Günther selbst aber befreite ihn bald darauf dessen Tod, und noch ehe dieser erfolgte, schon die Entsagung desselben auf das Reich, die er für eine Geldsumme mit List ihm abzulocken wußte. Jetzt hatte K. kein eifrigeres Geschäft, als auch mit seinen übrigen Feinden sich zu versöhnen. Er vermählte sich zum zweiten Male mit Anna, der Tochter des Kurfürsten von der Pfalz, machte den Herzog Rudolf von Östreich zu seinem Schwiegersohne und brachte es durch solche Mittel endlich dahin, daß er einstimmig zum Kaiser gewählt und zu Aachen gekrönt wurde. Kaum aber war dies geschehen, so bemächtigte er sich der Reichsinsignien und ließ sie gegen sein ausdrückliches Versprechen nach Böhmen bringen. Dabei war er eifrig auf die Vergrößerung seiner Hausmacht bedacht. Schon bei seiner Verheirathung hatte ihm sein Schwiegervater, Kurfürst Rudolf von der Pfalz, die Erbfolge in der Oberpfalz zusichern müssen; die übrigen wittelsbacher Fürsten wußte er durch Geld und anderweite Zusagen zur Verzichtleistung auf ihr Erbrecht an dieses Land zu bewegen. Nach seiner Gemahlin Anna Tode eilte er, sich um die Hand der Tochter des Herzogs Heinrich von Jauer zu bewerben, durch die er das Heimfallsrecht der Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer erhielt. Hierauf begab er sich 1354 auch nach Italien, jedoch, von Eroberungslust frei und durch den unglücklichen Erfolg seiner Vorgänger geschreckt, nur, um den Vortheil des größern Ansehens im Reichsregiment zu gewinnen. Er bestätigte hier die Visconti (s. d.) im Ge-

nuß aller Usurpationen und wurde zu Mailand unter glänzenden Festlichkeiten zum König von Italien und in Rom, nachdem er dem Papst die ausbedungenen Eidschwüre geleistet, zu Ostern 1355 vom Cardinal von Ostia, Bertrandi, mit noch größerm Prunk zum Kaiser gekrönt. Seiner Zusage getreu blieb er nur einen Tag in Roms Mauern und benutzte seinen dasigen Aufenthalt, trotz der Auffoderung der Römer, weder zur Ausübung seines Kaiserrechts in Rom noch zur Wiederherstellung der Herrschaft der Deutschen in Italien überhaupt, vielmehr eilte er, zufrieden mit dem Gewinn ansehnlicher Geldsummen, die er für ertheilte Vorrechte und Gnadenbezeigungen sich hatte zahlen lassen, von den Guelfen verspottet, von den Ghibellinen verwünscht, nicht ohne lebensgefährliche Nachstellungen von Seiten der in ihren Erwartungen getäuschten Italiener, schnell nach Deutschland zurück. Hier erließ er 1356 das deutsche Grundgesetz bei der Kaiserwahl, die Goldene Bulle (s. d.), das Einzige von Bedeutung, was er für das Reich gethan hat. Den über die durch die goldene Bulle ausgesprochene Entziehung seines Einflusses bei der Kaiserwahl erzürnten Papst suchte er durch die Erlaubniß zur Erhebung des Zehnten von allen geistlichen Einkünften in Deutschland zu besänftigen; die Reichsfürsten dagegen, welche diese Maßregel zur Opposition gegen ihn aufregte, beruhigte er mit dem Vorschlage einer Reform der deutschen Geistlichkeit. Als aber der Papst drohte, kehrte er sogleich zur gewohnten Unterwürfigkeit zurück und gab nicht nur alle Verbesserungen auf, sondern bestätigte sogar 1359 alle Freiheiten der Geistlichkeit, alle ihre gegenwärtigen und künftigen Besitzungen und machte sie von jeder weltlichen Macht unabhängig. Unterdeß herrschten Bernabo und Galeazzo Visconti mit größerer Tyrannei und Willkür als je in Italien und verübten namentlich gegen die Kirche die entsetzlichsten Frevel. Da zog K., von dem Papst dringend aufgefodert, 1368 noch einmal über die Alpen, diesmal mit einem bedeutenden Heere; die Visconti, geschreckt, baten um Frieden und erhielten denselben gegen das Versprechen einer bedeutenden Geldzahlung. K. kehrte nun wiederum mit großen Schätzen beladen, die er allenthalben unter den Namen von Strafgeldern, Steuern oder Geschenken eingefodert hatte, nach Deutschland zurück, nachdem er zuvor noch die Freude gehabt hatte, seine vierte Gemahlin, Elisabeth von Pommern, in Rom gekrönt zu sehen. Aber auch in Deutschland fehlte es bei einem so schwachen Regimente, wie in Italien, nicht an Gewaltthätigkeit und Unordnung. Schon nach der Rückkehr von seiner ersten Römerfahrt hatte sich K. genöthigt gesehen, eine verheerende Fehde zwischen Zürich und dem Herzoge von Östreich 1356 zum Theil mit Waffengewalt zu vermitteln, jetzt nach seiner Wiederkunft gerieth er selbst mit den schwäb. Städten in Händel, und bald nachher wurde er mit dem Grafen Eberhard von Würtemberg in einen Krieg verwickelt, den er jedoch 1360 mit der Niederlage und Gefangenschaft Eberhard's beendigte. Außerdem trieben Verbrüderungen und Rittervereine, wie die Schlegler und die Gesellschaften mit dem Schwert und der Krone in Schwaben, ihr Unwesen und den Fürsten und Städten blieb unter solchen Umständen nichts übrig, als durch Bündnisse untereinander sich selbst zu schützen. Zugleich wurde Deutschland, damit K.'s Regierung keine Art von Elend fremd bliebe, 1348 von einem furchtbaren Erdbeben und einer mörderischen Pest, dem Schwarzen Tod (s. d.), heimgesucht, welche die Entstehung der Sekte der Flagellanten (s. d.) oder Geißler und heftige Verfolgungen der Juden zur Folge hatten. K., um alles dies wenig bekümmert, sorgte inzwischen nur für Böhmen; er ertheilte hier dem Adel wie den Städten viele Freiheiten, gab 1350 ein neues Gesetzbuch, das er jedoch später wieder zurücknehmen mußte, beförderte Bergbau und Ackerbau, machte die Moldau bis zur Elbe schiffbar, baute die Neustadt, den Hradschin und die berühmte Brücke zu Prag, gründete daselbst ein Erzbisthum und 1348 nach dem Muster der pariser die erste deutsche Universität und zog eine Menge deutscher Künstler und Handwerker herbei. Er hatte 1363 mit Brandenburg einen Erbvertrag geschlossen und 1368 Schlesien und die Niederlausitz durch Kauf an sich gebracht. Nachdem er nun 1373 die Mark Brandenburg mit Böhmen vereinigt und 1375 in der Absicht, Handelsverbindungen für seine Erbländer anzuknüpfen, Lübeck besucht hatte, erlebte er nach der Rückkehr von einer Reise in Gesellschaft seines Sohnes Wenzel nach Paris, wo er von Karl V. glanzvoll aufgenommen worden war, die Freude, diesen seinen Sohn als Nachfolger auf dem Kaiserthrone anerkannt zu sehen. Er hatte für diesen Zweck

die Kurfürsten je mit 100000 Fl. und Verpfändung der noch übrigen Reichsgüter und Zölle gewonnen, trotzdem, daß die von ihm selbst als Reichsgesetz erlassene Goldene Bulle jede Bestechung streng verbot. Bei seinem Tode, der am 29. Nov. 1378 zu Prag erfolgte, vererbte er Böhmen, Schlesien und die Kaiserkrone an Wenzel (s. d.), den ältesten, Brandenburg an Sigismund, den zweiten, und die Lausitz an Johann, den dritten seiner Söhne. K. war kein großer, aber ein sehr kluger Fürst. Ungeachtet seiner vielen Feldzüge, dem Kriege mit seinen ernsten Entscheidungsstunden abgeneigt, knüpfte er seine Entwürfe lieber an listige Zusagen, berückende Hoffnungen, zweideutige Verträge, vortheilhafte Käufe, Erbverbrüderungen und Heirathen als an die ungewissere Entscheidung der Waffen. Einem klugen Hausvater gleich, suchte er in rastloser Geschäftigkeit nur den Wohlstand seiner Familie zu begründen und die Vortheile, die ihm das Deutsche und das röm. Reich zu diesem Zwecke darbot, vollständig, wenn auch oft durch unredliche Mittel, auszubeuten. Dabei war er ein strenger Anhänger aller Kirchensatzungen, ein demüthiger Verehrer des päpstlichen Stuhls und, als Schüler der pariser Universität, in Sprachen und Wissenschaften wohlbewandert.

Karl V., deutscher Kaiser, 1519—58, unter dem Namen Karl I. seit 1516 König von Spanien, der älteste Sohn Philipp's, Erzherzogs von Östreich, und Johanna's, der Tochter Ferdinand's und Isabella's von Spanien, war zu Gent am 24. Febr. 1500 geboren. Philipp's Ältern waren Kaiser Maximilian und Maria, die einzige Tochter Karl's des Kühnen (s. d.) von Burgund. K. hatte mithin vermöge seiner Geburt Erbrechte auf die schönsten Länder Europas. Er wurde in den Niederlanden erzogen, und man vertraute ihn der Obhut Wilhelm's von Croy, Herrn von Chièvres. K. zog die militairischen Übungen den Studien vor; Chièvres, ohne ihn von seinen Lieblingsbeschäftigungen abzuziehen, lehrte ihm die Geschichte, bildete ihn für die Geschäfte des Staats und pflanzte ihm jene ernste Würde ein, die ihm für sein ganzes Leben eigen war. Nach dem Tode Ferdinand's, seines Großvaters, im J. 1516, ergriff K. statt seiner noch lebenden, aber wegen ihrer Geisteszerrütung zum Herrschen unfähigen Mutter die Zügel der Regierung und nahm den Titel eines Königs von Spanien an. Aber dieser eigenmächtige Regierungsantritt sowol als seine parteiische Gunst für die mitgebrachten Niederländer und der Einfluß, den er diesen verstattete, regten sehr bald die span. Großen gegen ihn auf und es bedurfte ganz der weisen Staatsklugheit seines berühmten Ministers Ximenes (s. d.), um offene Ausbrüche der Unzufriedenheit für jetzt noch zu verhüten. Als nun 1519 Maximilian gestorben war, wurde er unter mehren Bewerbern auf Empfehlung des Kurfürsten Friedrich von Sachsen zum Kaiser gewählt und benahm sich von nun an, nachdem er früher leichtsinnig und ausschweifend gewesen, sehr ernst und mit Klugheit und Würde. Mit Spaniens Beruhigung beschäftigt, konnte er jedoch erst 1520 dieses Land verlassen, um von seiner Würde Besitz zu nehmen, und er wählte den Seeweg durch den Kanal und die Niederlande theils aus Mistrauen gegen die Gesinnungen des Königs von Frankreich, theils um durch persönliche Besprechung Heinrich's VIII. von England Freundschaft zu gewinnen. Am 22. Oct. 1520 wurde er zu Aachen gekrönt und empfing von dem Papste aus besonderer Gunst den Titel Römischer Kaiser. Die von seinen Gesandten unterzeichnete Wahlcapitulation, durch welche man seine wegen unermeßlichen Länderbesitz furchtbare Übermacht für die Reichsverfassung unschädlich zu machen suchte, unterschrieb er ohne Zögern, band sich aber auch niemals während seiner Regierung streng daran. Seine Thronbesteigung fiel in eine Zeit, wo sich die deutsche Nation in einer durch Luther's Reformation bewirkten, bisher unerhörten geistigen Aufregung befand. Den Religionsstreitigkeiten ein Ende zu machen und die Angelegenheiten des Reichs überhaupt zu ordnen, wurde 1521 nach Worms ein großer Reichstag ausgeschrieben, auf dem alle Fürsten und Stände des Reichs und zahllose Volksmassen zusammenströmten. Luther, der hier mit einem Freibriefe K.'s erschien, sprach für seine Sache mit Kraft und Freimüthigkeit. Der Kaiser äußerte sich nicht, doch kam ihm die Irrung in Deutschland ungelegen, da er sich in Spanien noch nicht festgesetzt hatte und ihm ein Krieg mit Frankreich bevorstand. Um daher die Sache mit einem Gewaltstreich zu dämpfen, sprach er, als Luther nicht widerrief, die Reichsacht über ihn aus, verließ noch im Laufe dieses Jahres Deutschland und kehrte 1522 über die Niederlande

und England nach Spanien zurück, um den Aufruhr der Städte Castiliens, die zur Aufrechthaltung ihrer Rechte gegen die Krone in einer sogenannten heiligen Ligue sich verbunden hatten, persönlich unterdrücken zu helfen. Während K. hier siegte, waren indeß die Türken unter dem großen Soliman in Ungarn eingefallen und hatten Belgrad erobert. Zugleich begann Frankreich durch einen doppelten Angriff auf Navarra und auf die Niederlande gegen den Kaiser einen langwierigen Kampf, der sich bald auch über Italien ausdehnte. Die Feindseligkeiten brachen schon 1521 aus; die Franzosen, siegreich jenseit der Pyrenäen, waren unglücklich in den Niederlanden. Ein zu Calais gehaltener Friedenscongreß erhitzte die Gemüther nur noch mehr und gab Heinrich VIII. einen Vorwand, sich für K. zu erklären. Der glückliche Gang der kaiserlichen Waffen unter Anführung des Prospero Colonna und Georg Frundsberg's (s. d.) in Italien, wo die Franzosen aus Parma, Piacenza und selbst aus Mailand vertrieben wurden, und der Übertritt des Connetable Karl von Bourbon (s. d.) entschädigten K. für den fehlgeschlagenen Angriff auf die Provence, und bald verlieh das Glück seinen Waffen einen noch größern Erfolg, indem Franz, welcher Pavia belagerte, am 24. Febr. 1525 dort von den Kaiserlichen in einer Schlacht bezwungen und gefangen genommen wurde. Bei diesem außerordentlichen Ereignisse zeigte K. äußerlich die Mäßigung eines christlichen Helden, hielt seinen Gegner zu Madrid in leidlichem Gewahrsam und schien die errungenen Vortheile nicht verfolgen zu wollen, legte aber demselben später so harte Bedingungen vor, daß dieser schwor, lieber in der Gefangenschaft zu sterben, als sie einzugehen. Erst als Franz, durch Kummer erschüttert, in eine gefährliche Krankheit verfallen und dem Tode nahe gekommen war, besuchte ihn K., worauf endlich, am 14. Jan. 1526, der madrider Vertrag zu Stande kam, demzufolge Franz unter harten Bedingungen, zu deren Gewährleistung er seine Söhne als Geiseln stellen mußte, die Freiheit wieder erhielt. Aber auch in Deutschland, wo während seiner Abwesenheit sein Bruder Ferdinand das Reichsregiment führte, begünstigte K. das Glück. Es gelang ihm hier, die von dem Schwäbischen Bunde dem vertriebenen Herzog Ulrich von Würtemberg abgenommenen Länder an sich zu bringen, die er dann nebst den östr. Erbländern seinem Bruder verlieh; der Bauernkrieg (s. d.) und die Sickingen'schen Händel wurden geschlichtet und der Schwäbische Bund zur Hülfe gegen die Türken erneut.

Doch die durch dieses unausgesetzte Glück so hoch anwachsende Macht K.'s beunruhigte die Fürsten Europas, vor Allen Papst Clemens VII., welcher eine Wiederkehr der alten unumschränkten Kaiserherrschaft zu fürchten anfing. Er verband sich daher mit Frankreich und den Hauptstaaten Italiens, sprach den König Franz von Erfüllung seiner Verbindlichkeiten los und versuchte die kaiserliche Macht aus Italien zu drängen. Doch die übelgeleiteten Anstrengungen dieser Verbündeten verschafften auch hier dem Kaiser den Sieg. Der Herzog Franz Sforza von Mailand wurde seines Herzogthums entsetzt, der Kirchenstaat mit Krieg überzogen, Rom von den Truppen des Connetable mit Sturm genommen, geplündert und der Papst selbst gefangen genommen. K. aber, öffentlich Misbilligung dieser Gewaltschritte heuchelnd, schrieb an die vornehmsten Fürsten Europas, daß dieser Vorgang ohne sein Wissen und wider seinen Willen geschehen sei, nahm mit seinem Hofe Trauerkleider und ließ sogar Gebete für die Befreiung des Papstes anordnen, während er doch fortdauernd, sieben Monate lang, denselben in Haft behielt. Nach der Flucht desselben schloß K. mit ihm zu Barcelona am 29. Juni 1529 und bald darauf auch mit dem Könige von Frankreich, den er inzwischen durch Andreas Doria's Hülfe in Italien vollends besiegt hatte, zu Cambrai am 5. Aug. 1529 Frieden. Der unbedingte Besitz Italiens, die Ertheilung der Kaiserkrönung zu Bologna und die Zahlung großer Geldsummen waren der Preis, für welchen K. diese Friedensschlüsse gewährte. Als gekrönter Kaiser und unumschränkter Gebieter Italiens brach er nun nach achtjähriger Abwesenheit im März 1530 nach Deutschland auf, um der dortigen religiösen Irrung und Spaltung ein Ende zu machen und zugleich gegen die Türken, welche unter Soliman II. Ungarn verheert und 1529 sogar Wien belagert hatten, die Hülfe der Reichsstände anzusprechen. Aber auf dem zu diesem Zwecke 1530 zu Augsburg gehaltenen Reichstage zeigten sich alle Bemühungen, die feindselig sich gegenüberstehenden Religionsparteien zu einigen, zuletzt als vergeblich, und als der Kaiser den Protestanten die Bitte um Anerkennung ihrer Confession abschlug, ver-

sagten auch sie ihm die Türkenhülfe; der Reichstag ging in Feindschaft auseinander und der Kaiser erreichte von allen seinen Wünschen nur die Erfüllung des einen, daß man ihm die Erwählung seines Bruders Ferdinand zum röm. König vorläufig versprach. Bald darauf, 1531, traten die protestirenden Fürsten zur Abwehr drohender Angriffe zu Schmalkalden in ein Bündniß zusammen und setzten sich zugleich mit den Königen von Frankreich und von England in ein geheimes Einverständniß. Dies und die immer drohender werdende Gefahr vor den Türken nöthigten den Kaiser 1532, kurz nachdem er die Halsgerichtsordnung (s. d.) publicirt hatte, zu dem nürnberger Religionsfrieden, worin der Protestantismus, jedoch mit dem Verbote jedes weitern Reformirens, in statu quo bis zu einer künftigen Ausgleichung anerkannt wurde. Nunmehr stellten die Protestanten ihre Contingente zum Feldzuge gegen die Türken; es gelang dem Hauptmann Sebastian Schertlin in einem Überfalle 16000 Ungläubige zu tödten, und Soliman II. zog sich bei Annäherung des 80000 M. starken kaiserlichen Heers nach Ungarn zurück. In Folge dessen entließ K. die Deutschen in ihre Heimat, begab sich selbst nach Italien, um mit dem Papst über die Berufung eines Concils zu unterhandeln, was jedoch ohne Erfolg blieb, und unternahm hierauf 1535 von Spanien aus einen Zug nach Afrika gegen den türk. Seeräuber Haraddin Barbarossa, welcher sich in Tunis festgesetzt hatte und seine Kaper gegen die Handelsschiffe Spaniens und Italiens sendete. Tunis wurde erobert und K. hatte die Freude, aus dieser Stadt, die er ihrem rechtmäßigen Herrscher Mulei-Hassan als ein Lehn der span. Krone zurückgab, 22000 befreite christliche Sklaven in ihre Heimat zu entlassen.

Unterdessen war in Deutschland der die Interessen Östreichs fördernde Schwäbische Bund 1533 auseinandergegangen und von dem Herzog Ulrich von Würtemberg mit Hülfe Philipp's von Hessen sein Herzogthum wieder erobert worden. Zugleich erneute der mit Soliman II. verbündete König Franz von Frankreich seine Ansprüche auf Mailand und fiel, während der Sultan Ungarn angriff, in Italien ein. Aber auch diesmal behielt K., trotzdem daß er bei seinem Einfall in die Provence Marseille nicht erobern konnte, die Oberhand. Dem Waffenstillstand, welchen hierauf Papst Paul III. zu Nizza am 18. Juni 1538 auf zehn Jahre zwischen Beiden zu Stande brachte, sollte zwar eine persönliche Zusammenkunft der Monarchen zu Aigues-Mortes, sowie ein fünftägiger freundschaftlicher Besuch K.'s bei Franz zu Paris größere Festigkeit verleihen, aber schon 1542 entbrannte in Folge der Weigerung K.'s, den König von Frankreich mit dem mailänd. Gebiete zu belehnen, zwischen Beiden ein neuer Krieg, aus welchem K., mit Heinrich VIII. von England verbündet, trotz seiner Niederlage bei Ceriosoles, durch seinen Einfall in die Champagne und durch Andreas Doria's glückliche Bekämpfung der vereinigten türk.-franz. Flotte im Frieden zu Crespy am 18. Sept. 1544 als Sieger hervorging. Auf gleiche Weise glückte es ihm, 1539 die alte Constitution der Cortes in Spanien zu vernichten und 1540 den in Gent ausgebrochenen Aufstand der Niederländer zu dämpfen. Dagegen verunglückte der neue Zug, den er 1541 nach Algier unternahm, gänzlich. Nach dem Frieden von Crespy rüstete er sich, die durch das Schmalkaldener Bündniß vereinigten protestantischen Fürsten, welche durch ihre Weigerung, das Concil zu Trident zu beschicken, ihn erzürnt hatten, zu demüthigen. Er verband sich mit dem Papste, dem Herzoge Moritz von Sachsen und dem röm. König Ferdinand, sprach über die Häupter des Bundes die Acht aus, überraschte die Verbündeten durch sein schnelles energisches Handeln und besiegte sie in der Schlacht bei Mühlberg am 25. Apr. 1547. (S. Schmalkalden.) Die dem gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich (s. d.) von Sachsen entrissene Kurwürde und Länder ertheilte er dem Herzog Moritz (s. d.) von Sachsen, übertrug ihm 1550 die Achtsvollstreckung gegen das dem Schmalkaldischen Bunde angehörige Magdeburg, gab dann auf dem Reichstage zu Augsburg das bekannte Interim (s. d.) und führte hier, von seinen Truppen umgeben, eine ernste, strenge Sprache, welche die Besorgniß rege machte, K. beabsichtige Deutschland zu einer Erbmonarchie seines Hauses zu machen. Da benutzte Herzog Moritz die allgemeine Unzufriedenheit, um seinen längst im Stillen vorbereiteten Plan der Rettung Deutschlands und des Protestantismus auszuführen. Mit Heinrich II. von Frankreich verbündet, drang er 1552 mit seinem Heere rasch nach Innsbruck vor, nöthigte den gichtkranken Kaiser zur Flucht nach Villach und zwang ihm den Vertrag zu Passau vom 2. Aug. 1552 ab,

der den Protestanten völlige Religionsfreiheit gewährte und vom Reichstage zu Augsburg 1555 bestätigt wurde. (S. Religionsfriede.) Gleichzeitig mit Moritz's Unternehmung hatte Heinrich II. von Frankreich der lothringischen Bisthümer Metz, Toul und Verdun sich bemächtigt; K. kämpfte hier und in Italien gegen ihn, war aber nicht im Stande, auch nur die Stadt Metz ihren tapfern Vertheidigern wieder zu entreißen. Am Glücke verzweifelnd und durch körperliche Leiden verstimmt, ging er in die Niederlande, theilte den zu Löwen versammelten Ständen seinen Entschluß mit, voll Sehnsucht nach Ruhe, den Rest seiner Tage Gott widmen zu wollen. Er übertrug seinem Sohne 1555 die Regierung der Niederlande, am 15. Jan. 1556 die von Spanien und Neapel und behielt sich nur ein Jahrgeld von 100000 Dukaten vor. Die Zeit, die er noch in den Niederlanden blieb, wendete er an, durch Abschließung eines fünfjährigen Waffenstillstands zu Vaucelles Spanien mit Frankreich zu versöhnen und seinem Sohne, wiewol ohne Erfolg, die deutsche Kaiserkrone zu verschaffen. Dann begab er sich, von Wenigen begleitet, zu Schiffe nach Spanien, wo er ein Kloster bei Placencia in Estremadura zu seinem Aufenthalte wählte, zwei Jahre lang seine Zeit zwischen Andachtsübungen, mechanischen Künsten und Handarbeiten theilte, sogar sein eigenes Leichenbegängniß lebendig in einem Sarge feierte und bald darauf, am 21. Sept. 1558, starb. K. war von edlem Betragen und feinen Sitten, ernst, kalt und consequent in Ausführung seiner Plane und Absichten, welchen selbst oft die Maske der Verstellung dienen mußte. Voll Ehrgeiz und Herrschsucht, hatte er überall mehr als das Wohl des Reichs die Vergrößerung der Macht seines Hauses im Auge. Mit seiner Gemahlin Isabella, der Tochter des Königs Emanuel von Portugal, hatte er einen Sohn, den nachmaligen König Philipp II., und zwei Töchter gezeugt. Vgl. Robertson, „History of the reign of the Emp. Ch. V" (3 Bde., Lond. 1769, 4.; deutsch von Mittelstedt, mit Anmerkungen von Remer, 3 Bde., 3. Aufl., Braunschw. 1795) und Lanz, „Correspondenz des Kaisers K.'s V.; aus dem königlichen Archiv und der Bibliothèque de Bourgogne zu Brüssel" (2 Bde., Lpz. 1844—45). Ihm folgte in der Kaiserwürde Ferdinand I. (s. d.).

Karl VI., deutscher Kaiser, 1711—40, der Letzte des Habsburgischen Mannsstammes, zweiter Sohn des Kaisers Leopold's I. (s. d.), geb. am 1. Oct. 1685, sollte anfangs, nach dem Willen seines Vaters, die Krone Spaniens erhalten. Hier hatte nämlich der letzte Habsburger, Karl II., mit Übergehung des Hauses Östreich, dessen Näherecht auf den span. Thron keinem Zweifel unterworfen war, durch die schlauen Künste des franz. Gesandten Harcourt überredet, den Herzog Philipp von Anjou, zweiten Enkel Ludwig's XIV., mittels Testaments zum Erben der span. Monarchie eingesetzt, und nach dem am 1. Nov. 1700 erfolgten Tode Karl's II. hatte Philipp von dem erledigten Reiche Besitz genommen. Dagegen verbanden sich, für die Erhaltung des europ. Gleichgewichts besorgt, England und Holland, und diesem Bündnisse gegen Frankreich traten bald darauf auch das Deutsche Reich, Portugal und Savoyen bei. K. wurde zu Wien 1703 unter dem Namen Karl's III. zum König von Spanien ausgerufen und begab sich über Holland nach England; von hier ging er im Jan. 1704 mit 12000 M. engl.-holländ. Truppen nach Spanien, das aber fast ganz schon von Franzosen besetzt war, und nahm mit Hülfe der Catalonier Barcelona und Valencia, am 9. Oct. 1705, während die Engländer Madrid eroberten. In Madrid am 26. Juni 1706 zum Könige ausgerufen, war er, weil es ihm an glanz- und prunkhafter Umgebung fehlte, doch nicht zu bewegen, die Huldigung in Person anzunehmen. Unter wechselndem Kriegsglücke und sehr bald wieder auf Barcelona beschränkt, residirte er daselbst, bis ihn der Tod seines Bruders Kaiser Joseph's I. (s. d.) 1711 nach Deutschland zurückrief. Dem Testamente des Vaters zufolge setzte dieses Ereigniß sämmtliche Kronen Karl's V. auf K.'s Haupt; es fügte zu seinen Rechten auf Spanien noch die Kaiserwürde und den Besitz der östr. Erbstaaten hinzu, und verwirklichte so gerade auf der entgegengesetzten Seite das Schreckbild der Übermacht, gegen welches seit neun Jahren von halb Europa Krieg geführt worden war. Von diesem Augenblicke an ließ man den Plan der Erhebung K.'s auf den span. Thron, die zeither für ein wesentliches Erfoderniß der Erhaltung des europ. Gleichgewichts gegolten hatte, fallen und die verbündeten Mächte, an ihre Spitze England, zogen sich erst insgeheim, dann öffentlich von K. zurück und schlossen allein für sich 1713 mit Frankreich den Utrechter Frieden. Indeß war K. im Dec. 1711

zu Frankfurt gekrönt worden und hatte im folgenden Jahre zu Presburg die ungar. Krone erhalten. Mit Eifer setzte er, im Vertrauen auf seine wohlbegründeten Rechte, den span. Erbfolgekrieg (s. d.), den sein Bruder mit so vielem Glücke in den Niederlanden geführt hatte, durch des Prinzen Eugen (s. d.) Feldherrntalent fort; sah aber, von seinen Bundesgenossen verlassen und von den Reichsständen nur schwach unterstützt, der ganzen Macht Frankreichs allein gegenüber, endlich 1714 sich genöthigt, den Vertrag zu Rastadt zu unterzeichnen, durch den ihm nur die span. Besitzungen in Italien, Neapel, Mailand und Sardinien, sowie die Niederlande gesichert blieben. Nachdem er im Jahre darauf Sicilien gegen Sardinien von dem Herzog von Savoyen eingetauscht hatte, übernahm er, als die Türken im Juni 1715 den Venetianern den Krieg erklärt hatten, die Vertheidigung dieser Republik. Seine Heere, unter Anführung des Prinzen Eugen, erfochten entscheidende Siege bei Peterwardein und bei Belgrad; da aber die Spanier Sicilien angriffen und die Absicht zeigten, Italien wieder an ihr Königshaus zu knüpfen, schloß K. 1718 den Frieden zu Passarowicz, in welchem er Belgrad, das nördliche Serbien, Temesvar und einen Theil Slavoniens, Bosniens und der Walachei erwarb. Dieser neue Krieg, in welchen der span. Minister Alberoni (s. d.) durch seine Entwürfe Östreich verwickelt hatte, wurde jedoch sehr bald durch die Quadrupleallianz, die zwischen Frankreich, England und Holland mit dem Kaiser sich bildete, beendigt. Mit Hülfe einer engl. Flotte wurden die Spanier besiegt und aus Sicilien vertrieben, Alberoni abgesetzt, und Spanien zum Rücktritt genöthigt. Indessen hatte K. durch den Tod seines einzigen Sohnes ein neuer Unfall betroffen. Um dessenungeachtet die Erbfolge in seinen Staaten ungetheilt bei seinem Hause, wenn auch nur in der weiblichen Nachkommenschaft desselben, festzuhalten, ernannte er 1713 mittels eines von ihm selbst gemachten Hausgesetzes, der Pragmatischen Sanction (s. d.), seine nachgeborene Tochter Maria Theresia (s. d.) zu seiner Nachfolgerin. Obwol er die Anerkennung dieser Pragmatischen Sanction von den Töchtern seines Bruders Joseph, sowie von den Ständen seiner Staaten sehr leicht erhielt, so verweigerten doch die meisten auswärtigen Staaten, namentlich Frankreich, sowie die Kurfürsten von Baiern und Sachsen, deren Kurprinzen mit den Töchtern Joseph's I. vermählt waren, beharrlich ihre Zustimmung. K. aber setzte seine Thätigkeit für Verwirklichung seines Planes unermüdet fort, und es gelang ihm, nach dem erfolglosen Congresse von Cambrai im J. 1725 erst Spanien, und auf Anlaß der gegen ihn und Spanien errichteten hannöverschen Allianz in einem Gegenbündnisse zu Wien, vom 8. Aug. 1726, auch Rußland und Preußen auf seine Seite zu ziehen und von ihnen die Anerkennung der Pragmatischen Sanction, von letzterm Staate für die Verheißung der Erbfolge in Jülich, zu erlangen, während Frankreich und England in den J. 1726 und 1727 Holland, Dänemark, Schweden, ja selbst Hessen-Kassel und Braunschweig-Wolfenbüttel für sich gewannen. Alles rüstete sich und ein Krieg schien unvermeidlich, da kam zu rechter Zeit noch, unter Vermittelung des Papstes, zu Wien am 16. März 1731 ein Vergleich zu Stande, in welchem K., gegen Aufopferung der neuerrichteten, großen Erfolg für seine niederländ. Staaten versprechenden Handelscompagnie von Ostende und gegen die Bestätigung der Nachfolge des span. Prinzen Don Carlos in den zeither vom Kaiser besessenen Toscana, Parma und Piacenza, nun auch von England und Holland die Pragmatische Sanction garantirt wurde. Aber Frankreich blieb gegen K. fortdauernd feindselig gesinnt und fand in der nach August's II. Tode 1733 streitig gewordenen Thronbesetzung in Polen einen Anlaß, den Krieg gegen Östreich zu erneuern. Während nämlich Rußland mit Östreich, das dafür den Beitritt Kursachsens zur Pragmatischen Sanction erlangte, sich für den Sohn des verstorbenen Königs erklärte, wollten Frankreich, Spanien und Sardinien Stanislaus Leszinski, dem Schwiegervater Ludwig's XV., die Nachfolge auf den poln. Thron zuwenden. In dem nun beginnenden Kriege aber trafen K., der auf einen so vielfachen Angriff nicht vorbereitet war, unter dem schon alternden Eugen und den übrigen Feldherren fortdauernde Unfälle. Von den Seemächten verlassen, vom Deutschen Reiche und von Rußland nur schwach unterstützt, mußte er sehen, wie franz. Truppen ihm Mailand und die ganze Lombardei bis Mantua entrissen, ein span. Heer sich Neapels und Siciliens bemächtigte und am Rheine Kehl, Philippsburg Trarbach und ganz Lothringen erobert wurden. Durch solche Schläge erschüttert, zeigte

sich K. endlich bereit, im Frieden zu Wien, am 3. Oct. 1735, gegen Gewährleistung der Pragmatischen Sanction und Anerkennung August's III. als Königs von Polen, Neapel, Sicilien und einige Districte von Mailand sowie von Seiten des Deutschen Reichs ganz Lothringen, das als Entschädigung für Stanislaus Lesczinski bestimmt wurde, zu opfern. Nicht minder unglücklich kämpfte K., als er durch Rußland bewogen, 1736 den Krieg gegen die Türken erneuerte. Die östr. Heere unter Seckendorf und Khevenhiller wurden allerwärts geschlagen und Graf Neipperg schloß auf Betrieb der Maria Theresia, die das baldige Ableben ihres Vaters voraussah, den Frieden von Belgrad am 18. Sept. 1739, in welchem Östreich fast alle Eroberungen, die es in dem vorigen Kriege gemacht, namentlich Belgrad mit Serbien und die Walachei, wieder verlor. K. starb am 20. Oct. 1740. Er besaß bei mannichfachen Kenntnissen, besonders in Sprachen, die meisten Privattugenden der Fürsten seines Hauses, namentlich ein mildes, wohlwollendes Herz; seinem Vater aber ähnlicher als seinem Bruder, theilte er mit ihm dieselbe Vorliebe für Kirchenherrschaft und Mönchthum, für Aristokratie und Feudalvorrechte. Die östr. Staaten, die er bei seinem Regierungsantritte in vollem Glanze fand, hinterließ er in Erschöpfung und Verwirrung, besonders aber waren durch den übermäßigen Aufwand für Prunk und Kunst, durch Betrügereien der Hofbeamten und hohe Besoldung der Hofdiener die Finanzen in große Zerrüttung gerathen. Eine kurze Zeit des Friedens benutzte K., um verschiedene für den Handel nützliche Anstalten zu gründen. Er besuchte in Person die Küsten Istriens, ließ daselbst Landstraßen und Häfen anlegen und Schiffe erbauen und ertheilte der zu Ostende 1723 nach dem Muster der Ostindischen Compagnie in England gestifteten Handelsgesellschaft auf alle Weise Schutz und Förderung, bis der Handelsneid und die selbstsüchtige Politik der Nachbarn ihn zwangen, das Unternehmen aufzugeben. Ihm folgte Karl VII. (s. d.).

Karl VII. (Karl Albrecht), deutscher Kaiser, 1742—45, geb. zu Brüssel 1697, der Sohn Maximilian Emanuel's, Kurfürsten von Baiern, damaligen Statthalters der span. Niederlande, war nach der Eroberung der bair. Lande und der Achtserklärung seines Vaters durch Kaiser Joseph I. als kaiserlicher Gefangener zuerst in Klagenfurt, dann in Görz erzogen worden und hatte nach seiner Befreiung durch den rastadter Frieden im J. 1714 das von seinem Vater dem Kaiser zur Unterstützung gesendete Heer im Türkenkriege 1716—18 befehligt und endlich 1722 die jüngere Tochter des verstorbenen Kaisers Joseph's I. geheirathet. Nachdem er 1726 seinem Vater als Kurfürst von Baiern in der Regierung gefolgt war, verwahrte er sich ausdrücklich gegen die 1732 vom Reichstage zu Regensburg gewährleistete Pragmatische Sanction, schloß sich an Sachsen, das damals gleiches Interesse verfolgte, an und trat nach Karl's VI. Tode 1740 mit seinen Ansprüchen an die östr. Länder, die sich nicht minder auf die Verwandtschaft seiner Gemahlin mit dem Kaiserhause, als auf eine Testamentsbestimmung Ferdinand's I. stützten, gegen Maria Theresia ohne Rückhalt hervor. Da nun zu gleicher Zeit Friedrich II. von Preußen, um gewisse veraltete Ansprüche auf einen Theil Schlesiens geltend zu machen, die Feindseligkeiten gegen Östreich eröffnete, so schloß K. am 18. Mai 1741 ein Bündniß mit Frankreich und Spanien zu Nymphenburg, das nichts weniger als die völlige Zerstückelung der östr. Monarchie zum Zwecke hatte. Bald darauf rückte er mit einem franz.-bair. Heere in Oberöstreich ein, nahm Linz ohne Schwertstreich und legte sich, indem er dort die Huldigung der Stände empfing, den Titel eines Erzherzogs von Östreich bei, wendete sich dann nach Böhmen, um, durch 20000 M. Sachsen verstärkt, sich in den Besitz dieses im Nymphenburger Vertrag ihm zugesicherten Königreichs zu setzen, eroberte am 27. Nov. 1741 durch einen nächtlichen Überfall Prag und ließ sich von den Ständen des Reichs am 19. Dec. als König von Böhmen huldigen. Hierauf einstimmig zum röm. Kaiser gewählt, eilte er nach Frankfurt am Main, um sich von seinem Bruder, dem Kurfürsten von Köln, krönen zu lassen. Doch auf dieser höchsten Staffel irdischer Scheingröße schlug sein Glück um. Die für Maria Theresia begeisterten Ungarn erhoben sich zur Vertheidigung ihrer Königin, eroberten Oberöstreich wieder, drangen weiter in Baiern vor und besetzten die Hauptstadt München; auch Böhmen wurde wiedergewonnen und K. mußte nach Frankfurt fliehen, wo er in Dürftigkeit lebte. Zwar kehrte ein augenblicklicher Lichtschein des Glücks für ihn zurück, als der bair. General Seckendorf die östr. und ungar. Scharen aus Baiern vertrieb. Er konnte am 19. Apr.

1743 nach München zurückkehren, doch, mit verstärkter Macht vordringend, überschwemmten die Östreicher Baiern aufs neue, sodaß er im Juni seine Hauptstadt abermals verlassen mußte. Als endlich auch seine Verbündeten, die Franzosen, von Georg II., dem Verbündeten der Maria, bei Dettingen am 27. Juni 1743 geschlagen und über den Rhein gedrängt worden waren, rettete ihn nur das neue Bündniß, das er zu Frankfurt am 22. Mai 1744 mit Friedrich II. schloß, der nun in Böhmen einfiel. Zwar vertrieb der General Seckendorf die Östreicher noch einmal aus Baiern, sodaß K. noch einmal in seine Residenz wiedereinziehen konnte; doch von Kummer und Krankheit erschöpft, starb er hier am 20. Jan. 1745. Er hatte wahr gesprochen: „Mich wird das Unglück nicht verlassen, bis ich es selbst verlasse.“ Ihm folgte auf dem Kaiserthron Franz I. (s. d.).

Karl V., König von Frankreich, genannt der Gelehrte, 1364—80, der Sohn Johann's I. (s. Valois), geb. am 21. Jan. 1337, übernahm 1356, nachdem sein Vater in der Schlacht von Poitiers in die Gefangenschaft Eduard's III. von England (s. d.) gerathen, als Dauphin die Reichsverwaltung. Der vom Adel und dem Hofe gedrückte Bürgerstand suchte sich in dieser schwierigen Lage Gewicht zu verschaffen. Auf der Versammlung der Generalstaaten im Frühjahre 1357 zu Paris foderte man die Entfernung der königlichen Räthe und setzte die Einführung einer gemischten Commission durch, die dem Dauphin zur Seite stehen und die Verwendung der Subsidien überwachen sollte. Robert Lecoq, Bischof von Laon, und Etienne Marcel, Prévôt der pariser Kaufmannschaft, waren die Häupter dieser Volkspartei. Hinter ihnen stand König Karl der Böse von Navarra, der als Verwandter der Valois nach der franz. Krone strebte. Als der Dauphin die Räthe nicht entließ, drang Marcel, während einer zweiten Reichsversammlung im Nov. 1357, in das Gemach des Prinzen und ermordete vor dessen Augen die Marschälle von Champagne und Normandie. Der Dauphin aber mußte das Zeichen der Bürgerpartei, eine mit den Farben der Stadt Paris geschmückte Mütze, aufsetzen. Nachdem er den Titel eines Regenten angenommen, suchte er Paris zu verlassen, verband sich mit dem Adel in den Provinzen und berief nach Compiègne eine neue Reichsversammlung, die jedoch von der Stadt Paris nicht beschickt wurde. Vielmehr bewaffnete Marcel die Stadt und die Bürger und suchte den König von Navarra an die Spitze der Empörung zu stellen. Am 1. Aug. 1358 wurde jedoch Marcel von einem Bürger, Maillard, ermordet. Am Arme des Mörders zog nun der Regent in Paris ein und begann eine blutige Reaction, während der König von Navarra die Stadt einschloß und durch Verwüstung der nördlichen Provinzen den Anstoß zu dem Bauernaufruhr, der sogenannten Jacquerie (s. d.), gab. In diesen Wirren brach auch der Krieg mit England wieder aus. Johann war zu London einen harten Vertrag eingegangen, den die franz. Generalstaaten und der Dauphin verwarfen. Ein engl. Heer erschien hierauf und verwüstete Frankreich von Calais bis nach Burgund. Endlich kam am 8. Mai 1360 der Friede zu Brétigny zu Stande. Der König sollte als Lösegeld 3 Mill. Goldthaler zahlen, aber auch den dritten Theil des Reichs, das frühere Besitzthum der normännischen Dynastie, an das englische Königshaus abtreten. Mit des Königs Rückkehr legte der Dauphin die Regierung nieder. Johann aber starb schon am 8. Apr. 1364 zu London, wohin er zur persönlichen Unterhandlung über die Vollziehung des Friedens gereist war, und K. bestieg nun den franz. Thron. Wiewol körperlich schwach und ohne kriegerisches Talent wußte er sich doch durch eine kluge, kalte Politik aus den Wirren zu retten und die königliche Macht aufs neue zu begründen. Du Guesclin (s. d.) aber und die königlichen Brüder führten mit Glück die Waffen. Der König von Navarra, der den Kampf um Burgund und Champagne erneuert, wurde im Mai 1364 zu Cocherel besiegt. Die unbezwinglichen Kameradschaften aber (s. Condottieri), die das Land mit Raub und Brand erfüllten, zogen mit Eduard (s. d.), dem Schwarzen Prinzen, nach Spanien. Nach der Rückkehr desselben fand sich K. so stark, daß er den Streit selbst erneuerte. Eduard hatte dem Adel von Guienne drückende Abgaben auferlegt und dieser beklagte sich darüber beim Könige. Obgleich die Souverainetät über dieses Land im Frieden auf England übergegangen, lud doch K. den Prinzen Eduard vor seinen Pairhof. Darüber entbrannte 1369 der Krieg. Die Engländer verheerten das Land furchtbar; allein bei der Hinfälligkeit Eduard's und der Schwäche seiner Mittel konnten sie wenig Anderes ausrichten. Binnen

einem Jahrzehend eroberte K., der jährlich eine stärkere Kriegsmacht ins Feld stellte, alle engl. Besitzungen, bis auf einige feste Städte. Nachdem er noch den vergeblichen Versuch gemacht, die Bretagne dem Herzog Johann V. zu entreißen, starb er am 16. Sept. 1380. So despotisch und hart, wie sein Charakter, war auch seine Regierung. Er unterdrückte die Generalstaaten und erhob die Gelder durch Versammlung der Notablen. Selbst die wichtige Anordnung, daß die Könige von Frankreich schon mit 14 Jahren mündig sein sollten, ließ er nur in einem Lit de justice (s. d.) bekräftigen. Zur Zügelung der Hauptstadt erbaute er die Bastille (s. d.). Als Freund gelehrter Bildung war er stets mit Gelehrten (clercs) umgeben, die auch die berühmte Schrift gegen den Papst „Songe du Vergier" abfassen mußten. Vgl. Choisy, „Vie de Charles V" (Par. 1784).

Karl VI., König von Frankreich, der Wahnsinnige, 1380—1422, der Sohn und Nachfolger des Vorigen, wurde am 3. Dec. 1368 zu Paris geboren. Seine Oheime, von väterlicher Seite die Herzoge von Anjou, Berri und Burgund, von mütterlicher der Herzog von Bourbon, geriethen mit dem Tode Karl's V. sogleich in Streit über die Regentschaft. Man ließ den zwölfjährigen König schon im Nov. 1380 krönen und gedachte die Regierung unter dessen Namen gemeinsam zu führen. Allein der Herzog von Anjou, der in der Zwischenzeit die Regentschaft geführt, behielt die Gewalt. Er hatte sich außerdem nicht nur des Schatzes und der königlichen Verlassenschaft bemächtigt, sondern bereicherte sich auch durch Erpressungen und die Aufrechthaltung der drückenden Lasten, unter welchen das Reich seit der vorigen Regierung schmachtete. Zu Paris, Rouen und Compiègne brachen darum 1382 furchtbare Aufstände aus, in welchen das mit Hämmern bewaffnete Volk (Maillotins) die Steuerbeamten erschlug. Nach Herstellung der Ruhe zog der junge König an der Spitze des franz. Adels nach Flandern, dessen Bevölkerung das Joch des Grafen Ludwig, Schwiegersohns des Herzogs von Burgund, abgeschüttelt und einen gewissen Philipp von Arteville zum Oberhaupt gewählt hatte. Der entscheidende Sieg am 27. Nov. 1382 über die Flandrer bei Rosebeck gab dem Hofe Muth, die demokratischen Bewegungen in Frankreich durch Entwaffnung, Hinrichtung und Schatzung vollends zu erdrücken. Während der Herzog von Anjou mit 60000 Franzosen und seinen Schätzen nach Neapel zog, wo ihn die Königin Johanna zu ihrem Nachfolger erklärt hatte, riß der Herzog von Burgund zu Paris die Regierungsgewalt an sich und begann einen kostspieligen, aber fruchtlosen Land- und Seekrieg gegen das erschöpfte England. Der König vermählte sich 1385 mit Isabella, der Tochter des Herzogs Stephan's III. von Baiern, und wagte 1388 auf einer Versammlung der Großen zu Rheims seinen Regierungsantritt zu erklären. Sein Bruder, der Herzog Ludwig von Orleans, und der Connetable Clisson gelangten damit ans Ruder, vertrieben die burgund. Partei und umgaben den König mit einer Menge junger Creaturen (Marmousets). Auf einem Zuge gegen einen bretagnischen Edelmann, Craon, brach indessen am 5. Aug. 1392 bei dem Könige der Wahnsinn aus. In der Meinung, man wolle ihn ermorden, fiel er über seine Begleiter her und tödtete vier Pagen, sodaß man ihn gebunden nach Mans schaffen mußte. Er erhielt zwar bald seinen Verstand wieder, aber die Anfälle wiederholten sich, machten ihn zu den Regierungsgeschäften wenig fähig und endeten später mit gänzlichem Verlust des Geisteslichts. Man suchte ihn durch Feste und durch Kartenspiel, das dadurch in Frankreich eingeführt wurde, zu zerstreuen; in lichten Augenblicken jedoch ergriff er zuweilen die Zügel der Regierung. In diesen Verhältnissen wußte sich der Herzog Philipp von Burgund, unter dem heftigen Widerstande des Herzogs von Orleans, der politischen Gewalt zu bemächtigen. Er schloß im März 1396 mit England einen Waffenstillstand auf 28 Jahre, starb aber schon 1404, und sein Sohn, Johann der Unerschrockene, noch gewaltiger und herrschsüchtiger als der Vater, bemächtigte sich sogleich zu Paris der Regierung. Schon griffen die Parteien zu den Waffen, als Johann den Herzog von Orleans am 23. Nov. 1407 auf offener Straße ermorden ließ. Johann entfernte sich zwar, kehrte aber 1408 nach Paris zurück, bewaffnete das Volk und begann gegen den nach Tours geflohenen Hof Feindseligkeiten, die erst mit dem Vertrage zu Chartres (paix fourrée) im März 1409 endeten. Um dem Regimente Johann's zu begegnen, verbanden sich 1410 die Prinzen mit dem jungen Herzoge von Orleans. Letzterer rief seinen Schwiegervater, den Grafen von Armagnac (s. d.), herbei, der mit wilden

Scharen aus den Pyrenäen herabkam und schreckliche Verwüstungen anrichtete. Der Herzog von Burgund hingegen verstärkte seine Macht durch eine aus pariser Pöbel, meist Fleischerknechten, gebildete Miliz (Cabochiens) und eröffnete einen völligen Krieg. Da die Partei Orleans die Engländer um Hülfe anrief, so erschien der erbitterte König ebenfalls mit einem Heere und zwang die Parteien 1412 zum Frieden. Als jedoch der Herzog von Burgund im nächsten Jahre wieder zu den Waffen griff, erklärte ihn der König für einen Landesverräther und nöthigte ihn mit bedeutender Kriegsmacht am 16. Oct. 1414 zum Frieden von Arras. Unterdeß war auch Heinrich V. (s. d.) von England mit einem Heere in der Absicht in Frankreich gelandet, die seit dem Frieden zu Bretigny verlorenen engl. Landschaften wiederzuerobern. Man stellte demselben ein starkes Heer entgegen, das aber am 25. Oct. 1415 bei Azincourt (s. d.) gänzlich geschlagen wurde. Der Kern des franz. Adels blieb oder gerieth in Gefangenschaft; auch der Herzog von Orleans hatte letzteres Schicksal. Glücklicherweise konnten die Engländer den ungeheuren Sieg nicht verfolgen. Um sich gegen den Burgunder sicher zu stellen, rief der Hof den Grafen Armagnac nach Paris und ernannte denselben zum Connetable. In dieser Lage starb am 18. Dec. 1415 der Dauphin Ludwig; an seine Stelle trat der Bruder Johann, nach dessen Tode, am 6. Apr. 1416, Karl's dritter Sohn, der spätere Karl VII. (s. d.), die Dauphinwürde erhielt. Der vierzehnjährige Prinz überließ sich ganz den sogenannten Armagnacs, sodaß sich nun der Herzog von Burgund mit den Engländern zur Eroberung und Theilung Frankreichs verband. Die Königin, die sich von dem Connetable von der Regierung ausgeschlossen sah und Umtriebe anzettelte, wurde endlich, indem man ihren leichtsinnigen Lebenswandel zum Vorwande nahm, vom Dauphin und dem König nach Tours in förmliche Gefangenschaft geschickt. Hier trat sie sogleich mit den Bourguignons in Verbindung. Der Herzog von Burgund wiegelte in ihrem Interesse die Städte in Champagne, Picardie und Isle-de-France auf, befreite sie und führte sie nach Troyes, wo sie eine Regierung ernannte und sich als Regentin proclamirte. Während der König von England das ganze nördliche Frankreich unterwarf, bemächtigte sich der Herzog von Burgund am 28. Mai 1418 durch List der Stadt Paris. Der König fiel dabei in seine Gewalt, der Dauphin rettete sich nach Melun. Die Hauptstadt wurde nun der Schauplatz unglaublicher Pöbel- und Parteiwuth. Gegen 2000 Armagnacs, darunter der Connetable, fielen durch Mord. Bei dem Andringen der Engländer hätte der Herzog von Burgund gern umgelenkt. Er trat mit dem Dauphin in Verbindung, söhnte sich mit demselben im Juli 1419 zu Melun aus, wurde aber bei einer zweiten Zusammenkunft am 10. Sept. 1419 auf der Brücke bei Montereau, vielleicht nicht ohne Anstiften des Dauphin, in dessen Gegenwart ermordet. Der Herzog Philipp der Gütige von Burgund erhob sich nun, seinen Vater zu rächen. Er schloß sich sogleich den Engländern an und brachte am 21. Mai 1420 den berühmten Vertrag zwischen Heinrich V. und dem unzurechnungsfähigen Könige zu Troyes zu Stande. Hiernach sollten die Kronen von Frankreich und England, unbeschadet der Sonderrechte beider Völker, auf einem Haupte vereinigt werden. Heinrich übernahm sogleich die Regentschaft, erhielt das Recht, nach K.'s VI. Tode den franz. Thron zu besteigen und heirathete K.'s Tochter, Katharina, deren Kinder in die Erbfolge eintreten sollten. Die Stände mußten am 10. Dec. diesen schmählichen Vertrag, zu dem besonders die Königin aus Haß gegen ihren Sohn beigetragen, bestätigen. Der Dauphin Karl aber, den man als den Mörder Johann's von Burgund ächtete, gab sein Recht nicht auf. Er berief das Parlament und die Universität nach Poitiers, errichtete unter dem Titel des Regenten einen Hof und eine Regierung und begann, von zahlreichen Anhängern, den südlichen Provinzen und 3000 Schotten unterstützt, einen Kampf, bei welchem er eine offene Schlacht vermied. Sieben Wochen nach Heinrich's V. Tode starb am 21. Oct. 1422 der wahnsinnige König. Erst am 30. Sept. 1435 starb auch in den dürftigsten Umständen Isabella.

Karl VII., König von Frankreich, der Siegreiche, 1422—61, Sohn und Nachfolger des Vorigen, wurde am 22. Febr. 1403 geboren. Während die Engländer nach Karl's VI. (s. d.) Tode dem Vertrage von Troyes gemäß den jungen Sohn Heinrich's V. (s. d.) von England, Heinrich VI., zu Paris zum Könige, und den Herzog von Bedford zum Regenten einsetzten, erklärte sich K., nach dem Rechte der Abstammung und

des franz. Erbfolgegesetzes, zu Melun zum Könige von Frankreich. Er hatte zwar nur die südlichen Provinzen inne; allein die Nation war ihm im Ganzen zugewendet und ertrug das engl. Joch nur gezwungen. Die ersten Jahre vergingen ohne bedeutende Ereignisse. K. wurde 1423 von den Engländern bei Crévant, 1424 bei Verneuil besiegt und mußte die Champagne, im folgenden Jahre Maine räumen. An diesen Niederlagen war nicht nur seine eigene Erschlaffung in den Armen der schönen Agnes Sorel (s. d.), sondern auch die Herabwürdigung der Nation Schuld, die unter den langen, furchtbaren Parteikämpfen in Elend und Gleichgültigkeit versank. Indessen gewährten die Zerwürfnisse zwischen dem Herzog von Gloucester und dem Herzog von Burgund dem Könige Aussicht, den mächtigen Burgunder vom engl. Bündnisse abzuziehen. Auch stimmte der Graf Richemont, den K. zum Connetable erhoben, seinen Bruder, den Herzog von Bretagne, für die Nationalsache. Der Graf Dunois (s. d.) schlug 1426 die Engländer zum ersten Mal bei Montargis. Allein der Feind drang im folgenden Jahre bis an die Loire vor und schloß Orleans ein. K. erwachte hierüber aus seiner Thatenlosigkeit und bereitete sich vor, diesen wichtigen Platz, der ihm die Verbindung mit dem Norden sicherte, zu behaupten. Dunois verstärkte die Besatzung von Orleans und nahm im Febr. 1429 dem Feinde einen großen Zug von Heringen und Lebensmitteln (bataille de harengs) weg; aber die Engländer zogen ihre ganze Macht zusammen, sodaß sich K. bereits anschickte, in die Dauphiné zurückzugehen. In dieser Bedrängniß erschien Jeanne d'Arc (s. d.), die Jungfrau von Orleans, und belebte durch die Gewißheit, womit sie den Sieg und ihre göttliche Sendung verkündigte, den Muth der Großen wie des Volkes. Unter ihrer und Dunois' Leitung wurde Orleans im Mai 1429 von den Belagerern befreit. Dieses Ereigniß verbreitete unter den Engländern, die sich nach Paris zurückziehen mußten, Betäubung und Muthlosigkeit. Das kleine franz. Heer, dessen Kern die schot. Bogenschützen bildeten, schlug nun, von der Jungfrau geführt, die Engländer bei Patay, wobei der engl. Anführer Talbot in Gefangenschaft gerieth, und nahm dann Rheims. Am 17. Juli 1429 wurde daselbst K. als König von Frankreich feierlich gekrönt. Nach einem mislungenen Versuch gegen Paris zog er sich wieder, von Günstlingen umgeben, in Unthätigkeit nach Chinon zurück. Die Jungfrau aber warf sich mit Saintrailles nach Compiegne und wurde bei einem Ausfalle, zum Schrecken der Franzosen und zur Freude der Engländer, gefangen. Mit Recht wirft man dem Könige und seinen Großen vor, daß sie nichts zur Befreiung des heldenmüthigen Mädchens unternahmen, noch ihre Errettung vom Feuertode versuchten. Die Hoffnungen indeß, welche die Engländer auf den Untergang der Jungfrau setzten, blieben unerfüllt. Das Gefühl der Nation war erwacht und der Übermuth der Unterdrücker konnte es nur steigern. Nach der Einnahme von Chartres und dem Siege der Franzosen im J. 1432 bei Gerberoi brachte überdies Richemont die Aussöhnung K.'s mit dem Herzoge von Burgund zu Stande. Der Friede wurde am 21. Sept. 1435 zu Arras geschlossen. K. trat eine Menge Städte ab und alle lehnsherrlichen Rechte über des Herzogs franz. Länder. Richemont rückte nun vor Paris, das am 13. Apr. 1436 seine Thore unter großem Jubel öffnete. Nachdem der König vorher Montereau persönlich genommen, hielt er am 12. Nov. 1437 seinen Einzug in die Hauptstadt. Der Krieg wurde seitdem von den erschöpften Parteien unter Waffenstillständen und Unterhandlungen nur lässig geführt. Die Franzosen besetzten allmälig die Provinzen, nahmen die festen Plätze, bis auf Calais, und rieben endlich am 17. Juli 1453 die engl. Macht vollends in der Schlacht bei Castillon auf. Ohne Friedensschluß hatte hiermit der Kampf sein Ende erreicht. K. nahm mit Eifer und großer Weisheit die Reorganisation des gänzlich aufgelösten Staats vor. Er ordnete die Finanzen, jedoch ohne Zuziehung der Stände, und richtete eine bessere Rechtspflege ein; schon 1433 hatte er die sogenannte pragmatische Sanction zu Stande gebracht, wodurch die Freiheiten der gallicanischen Kirche dem päpstlichen Stuhle gegenüber begründet wurden. Auf die Bildung eines kunstgeübten, stehenden Heers, das freilich auch den königlichen Despotismus unterstützte, verwendete er die größte Sorgfalt. Diese Neuerungen erregten besonders unter den Großen viele Unzufriedenheit. Die Herzoge von Alençon, Bourbon, der Graf von Vendôme, der Exminister la Trimouille u. A. rotteten sich zusammen, zogen den 18jährigen Dauphin auf ihre Seite und wollten mittels der dienstlosen Horden, welche

der Krieg über das Land verbreitet, das alte Unwesen wieder beginnen. Der unter dem Namen der Praguerie bekannte Aufstand wurde von Dunois und Richemont unterdrückt und der König verzieh den Schuldigen. K. vereinigte jetzt die unnöthigen Soldatenscharen und schickte unter dem Befehle des Dauphin dem Kaiser Friedrich III. ein Corps von mehr als 40000 M. sogenannter Armagnaken gegen die Schweizer zu Hülfe. Nachdem der Dauphin einen Theil der Truppen durch die Schlacht unweit Basel am 26. Aug. 1444 verloren, zog er mit den Übrigen zurück und besetzte verschiedene Plätze im Elsaß, Breisgau und Sundgau. Der König selbst erschien hierauf mit einem andern Heere und belagerte Metz, angeblich, um es seinem Schwager, dem Herzoge Renatus von Lothringen, zu unterwerfen. Die Stadt erlegte jedoch eine bedeutende Geldsumme und K. stellte diesen Krieg, der wol mehr aus Politik als aus Eroberungssucht unternommen wurde, ein und bezahlte und entließ die sämmtlichen Truppen. Unter seiner milden Regierung hatte nun Frankreich Zeit, sich wieder zu erholen. Den Lebensabend des Königs trübten die Anschläge seines Sohnes und Nachfolgers, Ludwig's XI. (s. d.), von dem er sogar vergiftet zu werden fürchtete. Er enthielt sich darum längere Zeit des Essens und führte so, wie man behauptet, am 22. Juli 1461 zu Melun seinen Tod herbei.

Karl VIII., König von Frankreich, 1483—98, geb. am 30. Juni 1470 zu Amboise, bestieg 1483, nach dem Tode seines Vaters, Ludwig's XI. (s. d.), den Thron. Weil er noch sehr jung und unwissend, nahm ihn seine älteste Schwester, Anna von Beaujeu, in Obhut und verwaltete für ihn die Staatsgeschäfte. Der Herzog von Orleans, der sich dadurch zurückgesetzt sah, verband sich mit den übrigen Prinzen, dem Herzog Franz von Bretagne und mehren misvergnügten Großen und begann gegen den Hof einen förmlichen Krieg. La Trimouille schlug jedoch die Aufrührer am 28. Juli 1468 bei St. Aubin und nahm den Herzog von Orleans gefangen. Einige Monate darauf starb der Herzog von Bretagne und hinterließ das Land seiner Tochter Anna, die sich 1490 mit dem röm. Könige Maximilian durch Procuration verheirathete. K. aber, obschon er bereits mit Margaretha, der Tochter Maximilian's, verlobt war, suchte, in Aussicht auf Vereinigung der Bretagne mit seiner Krone, die Herzogin zu gewinnen, daß sie sich mit ihm im Dec. 1491 vermählte. Diese Treulosigkeit setzte ganz Europa in Bewegung. Als Bundesgenosse Maximilian's fiel Heinrich VII. von England mit einem Heere in Frankreich ein, ließ sich aber vor Boulogne im Oct. 1492 den Frieden (zu Estaples) abkaufen. Auch mit Maximilian, dem es an Mitteln fehlte, kam am 23. Mai 1493 zu Senlis der Friede zu Stande. Margaretha wurde mit den Grafschaften Burgund, Artois und Charolais, unter Vorbehalt der franz. Oberlehnsherrlichkeit, zurückgegeben; allein über die Auslieferung des Herzogthums Burgund kam es zu keiner Entscheidung. Nachdem sich K. noch der Freundschaft des Königs Ferdinand von Aragonien durch die Rückgabe der verpfändeten Grafschaften Roussillon und Cerdagne versichert, ging er an die Ausführung des langgehegten Planes, das Königreich Neapel, auf welches er noch vom Herzoge von Anjou her Anspruch zu haben glaubte, zu erobern. Der herrsch- und eroberungssüchtige Herzog Ludwig Sforza von Mailand, genannt Morus, hatte ihn dazu bewogen. Im Aug. 1494 überstieg K. mit einem zahlreichen, aber schlecht versehenen Heere die Alpen, durchzog Mailand, Toscana, Florenz und rückte am 31. Dec. in Rom ein, wo ihn der Papst Alexander VI. mit Neapel belehnen und eine Menge Sicherheitsplätze ausliefern mußte. Bei seiner Annäherung ans Neapolitanische dankte der durch Grausamkeit verhaßte König Alfons II. zu Gunsten seines Sohnes, Ferdinand's II., ab, und die Franzosen zogen am 21. Febr. 1495 ohne Schwertschlag in Neapel ein. Alle Provinzen, bis auf wenige Plätze, erkannten K. als Oberherrn. Ob K. im Ernst entschlossen gewesen, von Neapel aus die Türken aus Europa zu vertreiben und zu Konstantinopel ein neues Kaiserthum zu errichten, ist nicht gewiß. Doch hatte er sich 1494 von Konstantin Paläologus, dem Neffen des letzten griech. Kaisers, Andreas Paläologus, die Ansprüche auf den byzantin. Thron abtreten lassen. Aus Besorgniß vor den Eroberungsplänen K.'s traten indessen im März 1495 alle italien. Staaten und die Könige Maximilian und Ferdinand zusammen, um die Franzosen aus Italien zu vertreiben. K., der einer solchen Macht nicht gewachsen war, ließ den Herzog von Montpensier in

Neapel mit einem starken Corps zurück, durcheilte mit seinen übrigen Truppen Italien und mußte sich am 6. Juli die Lombardei schon durch einen heftigen Angriff auf die Verbündeten öffnen. Kaum war er in Frankreich angelangt, so vernahm er auch, daß sich der König von Neapel mit Hülfe der Spanier seines Reiches wieder bemächtigt habe. K. traf in der Folge noch mehrmals Anstalten, die Absichten auf Italien durchzusetzen; allein seine Räthe suchten ihn von einem Unternehmen abzuhalten, das Frankreich unter Ludwig XII. (s. d.) und Franz I. (s. d.) unermeßliche Opfer kostete. In den letzten Jahren beschäftigte sich der König ernstlich mit Staatsverbesserungen. Er starb am 7. Apr. 1498 zu Amboise. Seinem Charakter nach war K. äußerst gutherzig, aber an Geist beschränkt. Sein Nachfolger war Ludwig XII. (s. d.), vorher Herzog von Orleans, der Urenkel Karl's V.

Karl IX., König von Frankreich, 1560—74, zweiter Sohn Heinrich's II. (s. d.) und der Katharina von Medici (s. d.), geb. am 27. Juni 1550 zu St.-Germain en Laye, erhielt den Titel eines Herzogs von Orleans und bestieg als der Nachfolger seines Bruders Franz's II. (s. d.) den Thron am 5. Dec. 1560. Von Natur heftig und brutal, aufgewachsen unter zügellosen Parteimenschen, überdies erzogen in der politischen Schule seiner Mutter, entwickelte sein Charakter ein Gemisch von Leidenschaft, Verstandesschärfe und kalter Schlauheit, welches bei Eingriffen in die großen Zeitbewegungen nur unheilsvoll wirken konnte. Um die Guisen (s. d.) fern zu halten, riß seine Mutter statt seiner die Regierung an sich und ließ den schwachen König Anton von Navarra zum Generalstatthalter des Reichs ernennen. Nach Erlaß des Edicts von Amboise, das den ersten Bürgerkrieg beilegte und den Hugenotten (s. d.) Religionsfreiheit gewährte, wurde der junge König 1563 mündig erklärt. Seine Mutter hielt ihn jedoch von den Geschäften fern und suchte ihn durch Ausschweifungen zu zerstreuen. In der Absicht, einen Bruch mit den ihr im Herzen verhaßten Protestanten vorzubereiten, führte sie den König im Apr. 1564 durch das Reich, zeigte ihm die Anstalten der Protestanten und brachte ihn zu einer Conferenz mit seiner Schwester, der span. Königin Elisabeth, und dem Herzog Alba nach Bayonne. Hier wurde die Ausrottung der Protestanten beschlossen und auch K. dafür eingenommen. Die Feindseligkeiten begannen sogleich. Die Protestanten machten am 29. Sept. 1567 den Versuch, sich des Königs zu Monceaux zu bemächtigen. Die Friedenspartei am Hofe, an deren Spitze der Kanzler L'Hôpital stand, verlor nun allen Einfluß, und der Bürgerkrieg verwüstete Frankreich, mit kurzer Unterbrechung, drei Jahre. Endlich schloß der erschöpfte Hof 1570 den Frieden zu St.-Germain, der die Freiheit der protestantischen Kirche wieder herstellte. Der König soll besonders dazu beigetragen haben, theils um sich von der Vormundschaft seiner Mutter zu befreien, theils aus Eifersucht gegen seinen Bruder, den Herzog von Anjou, der sich großen Waffenruhm erworben hatte. Die einsichtsvollern Staatsmänner suchten jetzt die Aufmerksamkeit des Königs auf die Vorgänge in den span. Niederlanden zu richten, wo sich eine Partei erhob, die dem franz. Interesse nicht abgeneigt war. K. befreundete sich mit diesem Eroberungsplane, der den innern Frieden nur befestigen konnte. Er rief die protestantischen Häupter an den Hof und suchte sie in Glaubenssachen so viel als möglich zu befriedigen. Nachdem er im Nov. 1570 seine Vermählung mit Elisabeth, der Tochter des protestantisch gesinnten Kaisers Maximilian II., gefeiert, verheirathete er seine Schwester, Margaretha, mit dem Prinzen von Navarra (s. Heinrich IV.), dem Haupte der protestantischen Partei. Selbst der vorsichtige Coligny (s. d.) trug nun kein Bedenken, an den Hof zu kommen. Derselbe wurde vom Könige wie ein Vater aufgenommen und suchte den Monarchen besonders für den Feldzug nach den Niederlanden zu stimmen. Die Guisen jedoch und die Königin-Mutter sahen diese Plane und die Erhebung der Protestanten, die ihnen bald allen Einfluß rauben mußte, mit Verdruß. Die katholische Partei beschloß darum, eine neue Collision mit ihren Feinden herbeizuführen. Anfangs scheint man sich nur über die Ermordung der protestantischen Häupter, die man unter der Maske der Versöhnung längst beabsichtigte, geeinigt zu haben. Der Schuß, welcher Coligny am 22. Aug. 1572 verwundete, war das erste Zeichen dieser Verschwörung. Der König schien über diese That empört, schwor dem Mörder Rache und stattete sogar Coligny einen Besuch ab. Es ist nicht anzunehmen, daß der Zorn des Königs erheuchelt war. Allein in der Nacht vom 23. Aug. berief die Königin-Mutter die Häupter ihrer Partei zu einem

Rath, in welchem die allgemeine Ausrottung der Protestanten beschlossen wurde. Auch der haltlose heftige König, den man von einer protestantischen Verschwörung zu überzeugen suchte, trat nach längerm Zögern diesem Blutrathe bei. „Nun, so tödte man sie wenigstens Alle, damit mich Keiner anklagen kann", soll er ausgerufen haben. Schon in der Bartholomäusnacht kam diese sogenannte Bluthochzeit (s. d.) zur Ausführung. Daß K. aus einem Fenster des Louvre auf die Protestanten eigenhändig schoß, ist nicht bewiesen. Dagegen hielt er einige Tage darauf ein Lit de justice, in welchem er mit mildem Ton die That als Nothwehr gegen Verschwörer rechtfertigte. Der Bürgerkrieg brach nun wieder aus und nahm im J. 1573 die gefährlichste Richtung, indem sich auch die politisch Unzufriedenen den Protestanten anschlossen. K. starb darüber am 30. Mai 1574. Unter furchtbaren Ängsten, die man für Wahnsinnsausbrüche hielt, drang ihm in den letzten Tagen das Blut aus der Haut. Die Protestanten hielten dies für ein göttliches Strafgericht. K. war sittlich verdorben, wie sein Hof. Neben starken Leibesübungen liebte er auch die Wissenschaften und hinterließ ein Gedicht „La chasse royale", das 1625 im Druck erschien. Ihm folgte sein Bruder Heinrich III. (s. d.) auf dem Throne.

Karl X. (Philipp), König von Frankreich, 1824—30, dritter Sohn des Dauphin Ludwig (s. Bourbon) und Enkel Ludwig's XV. (s. d.), geb. am 9. Oct. 1757 zu Versailles, erhielt den Titel eines Grafen von Artois. An dem frivolen Hofe seines Großvaters erzogen, entwickelte der Prinz alle Liebenswürdigkeit, Ausgelassenheit und Oberflächlichkeit eines alten franz. Chevalier. Im J. 1773 vermählte er sich mit Maria Theresia von Savoyen, aus welcher Ehe der Herzog von Angoulême (s. d.) und der Herzog von Berri (s. d.) hervorgingen. Da er dem Throne entfernt stand, gab man sich keine Mühe, ihn für eine öffentliche Laufbahn vorzubereiten. Er wohnte 1782 der Expedition gegen Gibraltar bei, erwarb sich aber dabei ebenso wenig Ruhm, wie in dem Duell, das er 1778 aus geringfügiger Ursache mit dem Herzoge von Bourbon bestand. Bei der Versammlung der Notabeln im J. 1787 wurde er, gleich seinem Bruder, Präsident eines Bureaus. Er verleugnete hierbei, wie in den folgenden Ereignissen, so wenig seinen Haß gegen jede politische Reform, daß er sich den heftigsten Volkshaß zuzog, während er den Hof compromittirte. Nach den Vorgängen des 14. Juli 1789 eröffnete er mit dem Prinzen Condé die Reihe der Emigranten (s. d.). Er ging über Turin nach Mantua, wo er mit dem Kaiser Leopold einen Invasionsplan verhandelte, dann an den Rhein, um ein Emigrantenheer zu bilden, endlich nach Brüssel und Wien. Im Aug. 1791 wohnte er dem Congresse in Pillnitz (s. d.) bei. Nach Annahme der Constitution von 1791 rief ihn Ludwig XVI. gleich den übrigen Prinzen zurück. Da er mit Schmähungen antwortete, zog die Nationalversammlung 1792 seine Apanage ein und überwies seine Einkünfte seinen Gläubigern. Von Turin aus leitete nun der Prinz die royalistischen Intriguen, und bei der ersten Invasion im J. 1792 übernahm er die Führung des Emigrantencorps. Nach der Hinrichtung Ludwig's XVI. (s. d.) ernannte ihn sein Bruder, der spätere Ludwig XVIII., zum Generallieutenant des Reichs. In dieser Eigenschaft ging er nach Petersburg. Er wurde daselbst von der Kaiserin glänzend empfangen und erhielt die Zusage auf ein bedeutendes russ. Hülfscorps, das aber nie erschien. Im Sommer 1796 begab er sich nach England. Hier schiffte er sich mit seinem Generalstabe auf einer vom Commodore Warren geführten, von der brit. Regierung ausgerüsteten Escadre zu einer Expedition auf die westliche Küste Frankreichs ein. Am 29. Sept. landete er auf Ile-Dieu; 20 Departements hatten auf diese Nachricht den Aufstand wieder begonnen. Doch dem Prinzen fehlte es sogar an Muth, sich auszuschiffen. Nachdem er zwei Monate gezögert, segelte er wieder ab und überließ die Insurgenten der Rache der Republikaner. Von den Royalisten verwünscht, von den Briten verachtet, verzehrte er nun friedlich die ihm von der Regierung verliehene Pension von 15000 Pf. St. erst zu Holyrood, dann zu Hartwell, welches Schloß sein Bruder erkauft hatte. Im J. 1813 begab er sich auf das Festland; 1814 folgte er den Verbündeten über den Rhein, erhielt aber die Weisung, sich zu entfernen. Als sich indeß die Verbündeten Paris näherten, überschritt er die franz. Grenze und proclamirte im März als Generallieutenant das Ende des Despotismus, der Conscription und drückender Lasten. Am 12. Apr. über-

nahm er in Paris im Namen des noch abwesenden Ludwig's XVIII. die Regierung, erklärte am 15. dem Senate, daß sein Bruder die Grundlagen der Verfassung anerkenne und unterzeichnete am 23. die Convention, die Frankreich auf seine frühern Grenzen zurückführte. Um ihn von der Politik fern zu halten, mußte er nach Ankunft des Königs als Generaloberst der Nationalgarden die südlichen Departements besuchen. Auf die Nachricht von des Kaisers Landung eilte er 1815 nach Lyon. Als er sich hier gänzlich verlassen sah, reiste er mit einem einzigen Begleiter, der ihm geblieben, nach Paris, wo er am 16. März mit dem Könige die Verfassung vor der Kammer beschwor. Mit der königlichen Familie ging er bei Annäherung des Kaisers nach Gent. In den ersten Tagen der zweiten Restauration suchte er sich als Präsident des pariser Wahlbureaus sehr beliebt zu machen, vermochte aber in der Pairskammer seine Reactionsplane nicht lange zu bergen. Mit den übrigen Prinzen gab er indessen bald jede parlamentarische Thätigkeit auf. Er lebte seitdem, umlagert von dem alten Adel und der alten Priesterschaft, geleitet von den Jesuiten, in großer Zurückgezogenheit und beschäftigte sich mit kleinlichen Bußübungen und der Jagd. Aus seiner Umgebung gingen alle Intriguen, Ausnahmegesetze, Mordscenen, Bluturtheile und Anschläge auf die Charte und die öffentliche Freiheit hervor. (S. Chambre introuvable.)

Nach dem Tode seines Bruders, Ludwig's XVIII. (s. d.), der sich dieser ausschweifenden Richtung vergebens widersetzte, bestieg K. am 16. Sept. 1824 den Thron. Schon war 1821 das Ministerium Villèle (s. d.) auf sein ausdrückliches Verlangen eingesetzt worden. Anfangs gelang es ihm, durch populaires Betragen und Aufhebung der Censur die Gemüther für sich zu stimmen. Zugleich aber wurde die Civilliste an Adelige, Priester und geistliche Stiftungen vergeudet. Geistliche Feste und Aufzüge, jedesmal begleitet von politischen Reden und der Erwiderung des Königs, daß nun der Thron mit dem Altar verbunden, bezeichneten deutlich, welcher Sturm zu erwarten. Allein erst nach der Krönung, die am 29. Mai 1825 zu Rheims mit alter Förmlichkeit vollzogen wurde, und wobei der König aufs neue die Charte beschwor, brach die Reaction unverhüllt hervor. (S. Frankreich.) Die öffentlichen Ämter wurden an die Anhänger der Jesuiten vergeben und der öffentliche Unterricht fiel immer mehr in die Hände der Priesterschaft. Die Kammer mußte den Emigranten die Entschädigung einer Milliarde bewilligen; die Preßfreiheit wurde aufgehoben und an der Herstellung der alten Monarchie auf tausendfältige Weise gearbeitet. Schon 1827 bei der Enthüllung der Jesuitenumtriebe durch den Grafen Montlosier (s. d.) und der Discussion über das beabsichtigte Preßgesetz machte sich der Unwille der Nation Luft. Bei den Kammerwahlen im Nov. 1827, die in Paris von einer Emeute begleitet waren, verlor das Ministerium Villèle die Majorität der Wahlkammer. Dies führte zunächst im Jan. 1828 zur Ernennung des Ministeriums Martignac (s. d.). Die Veränderung, welche die neue Verwaltung im Beamtenpersonal machte, erregte sogleich die Wuth und den Widerstand der Hofpartei. Der König mußte die geringen Erfolge des Ministeriums in der Kammer benutzen und am 8. Aug. 1829 ein neues Cabinet ernennen, an dessen Spitze der Fürst Polignac (s. d.), der engste Verbündete der Jesuiten und der heftigste Feind der Verfassung, trat. Diese Wahl, in welcher der Hof jede Rücksicht vor der öffentlichen Meinung abgelegt und seine Entschlossenheit zu einem Gewaltstreiche bezeugt hatte, brachte die große Masse des Volks in Bewegung. An allen Punkten traf man Anstalten zum entschiedensten Widerstande. Auf die drohende Thronrede vom 2. März 1830 folgte die berühmte Adresse der 221 Deputirten, welche am 16. Mai die Auflösung der Kammer zur Folge hatte. Sämmtliche Unterzeichner der Adresse wurden aber wieder gewählt. Der Hof, durch die Nachricht von der Eroberung Algiers (s. d.) ermuthigt, bewog nun den König, am 25. Juli die Ordonnanzen zu unterzeichnen, welche die Preßfreiheit aufhoben, eine neue Wahlform anbefahlen und die zum 3. Aug. berufene Kammer im voraus auflösten. K. hatte diesen Schritt im blinden Vertrauen auf seine Rathgeber gethan. Er begriff das Verhängnißvolle dieses Staatsstreichs nicht und war auch zu keinem umfassenden Widerstande gegen Volksbewegungen vorbereitet. Als am 27. und 28. Juli die Hauptstadt zu den Waffen griff, sah er zu St.-Cloud mit Stumpfsinn dem Kampfe zu und antwortete auf die Bitten um Zurücknahme der Ordonnanzen, daß er die Sache in Erwägung ziehen wolle. Am 29. ließ er Paris in Belagerungszustand erklären. Nachdem

er aber am 30. die Niederlage seiner Garden erfahren, ging er in der Nacht nach Rambouillet. Hier hob er zwar die Ordonnanzen auf, ernannte ein neues Ministerium und berief die Kammern zum 3. Aug.; allein die Julirevolution war vollendet. Durch einen vorläufigen Beschluß der auf dem Stadthause niedergesetzten provisorischen Regierung, an deren Spitze sein Nachfolger, der Herzog Ludwig Philipp (s. d.) von Orleans, als Reichsverweser stand, hatte er seine Krone schon verloren. Da jeder Widerstand vergeblich, verzichtete er am 2. Aug. mit dem Dauphin zu Gunsten seines Enkels, des Herzogs Heinrich von Bordeaux, auf den franz. Thron. Am folgenden Tage reiste er unter sicherer Bedeckung nach Cherbourg, wo er sich am 16. Aug. mit seiner Familie und 50 Getreuen und Compromittirten nach England einschiffte. Im Oct. bezog er seine alte Residenz Holyrood in Schottland. Mit seiner Familie wurde er am 10. Apr. 1831 vom franz. Boden verbannt. Politische Rücksichten nöthigten ihn aber bald, auf dem Festlande ein Asyl zu suchen. An den politischen Anschlägen und Abenteuern der Herzogin von Berri hatte er keinen Theil. Er ging im Sept. 1832 über Hamburg und Berlin nach Prag, wo er den Hradschin bewohnte. Um der Cholera zu entfliehen, entschloß er sich 1835 in die illyrischen Provinzen überzusiedeln. Nach einem längern Aufenthalte zu Kirchberg, traf er am 24. Oct. 1836 mit seiner Familie zu Görz ein, wo er, von der Cholera befallen, am 6. Nov. 1836 starb.

Karl I., König von Großbritannien und Irland, 1625—49, zweiter Sohn Jakob's I. (s. d.), geb. am 19. Nov. 1600 zu Dumferline in Schottland, wurde mit dem Tode seines Bruders, Heinrich, 1612 Prinz von Wales. Als er 1625 nach des Vaters Tode den Thron bestieg, konnte sich die Spannung zwischen Volk und König nur steigern. Auch K. war von der Schrankenlosigkeit seines göttlichen Herrscherrechts überzeugt und hielt die durchgreifende Umwandlung der Nationalgesinnung (s. Großbritannien) für die Bewegung einzelner Köpfe. Er begünstigte darum nach Überzeugung und Politik die bischöfliche Kirche, behandelte den Katholicismus mild und bedrohte und verfolgte die schot. Presbyterianer und die engl. Puritaner (s. d.). Noch 1625 heirathete er die katholische Marie Henriette von Frankreich. Ebenso verletzte er die öffentliche Meinung, daß er den Herzog von Buckingham (s. d.), den Günstling seines Vaters, als ersten Minister, Rathgeber und Freund behielt. Das Parlament, das er 1625 zum ersten Mal versammelte, und das die seit Heinrich VIII. (s. d.) und Elisabeth (s. d.) unterdrückten Nationalrechte herzustellen entschlossen war, zeigte sich in Bewilligung von Subsidien äußerst karg. Dessenungeachtet setzte er die unter seinem Vater begonnenen Rüstungen fort und unternahm im Oct. die erfolglose Expedition an die span. Küsten. Er hatte durch diesen das protestantische Interesse berührenden Krieg die Gemüther zu gewinnen gehofft. Aber das Parlament von 1626 leitete, statt Geld zu bewilligen, gegen Buckingham den Staatsproceß ein, und der König, nachdem er die kühnsten Deputirten, Elliot und Digges, ins Gefängniß geworfen, löste die Versammlung am 15. Juni auf. Erpressungen, gezwungene Anleihen und eine Schatzung der Seestädte (Ships money) mußten jetzt die Subsidien ersetzen. Solche Willkür, verbunden mit Militairexecutionen und Strafen, erregte maßlosen Scandal und Erbitterung. Dennoch ließ sich in dieser Lage der hochfahrende, eigensinnige Monarch von seinem Günstlinge zu einem unnöthigen Kriege gegen Frankreich verleiten. Buckingham zog im Juni 1627 mit der Flotte den zu Rochelle belagerten Hugenotten (s. d.) zu Hülfe, vermochte aber die Stadt nicht zu retten. Von Finanznoth, Verantwortlichkeit und den Verpflichtungen gedrängt, die K. in der deutsch-protestantischen Sache mit Christian IV. von Dänemark eingegangen, mußte er sich 1628 doch wieder zur Einberufung des Parlaments entschließen. Die Häuser aber entwarfen sogleich die sogenannte Petition of right, welche die neue Begründung und Erweiterung der frühern Volksrechte enthielt. Seiner schlimmen Lage müde, bestätigte der König unter allgemeinem Jubel die Acte. Ehe jedoch das Parlament zu Bewilligungen schritt, sprach es der Krone folgerecht die eigenmächtige Erhebung des Pfund- und Tonnengeldes (Tonnage and poundage) ab und erhob Beschwerden über Begünstigung des Papismus und Arminianismus. Obschon durch die Ermordung Buckingham's das Haupthinderniß eines guten Vernehmens weggefallen war, so entstand über jene Abgabe ein so heftiger Streit, daß der König die Häuser am 10. März 1629 drohend und zornig auseinandertrieb. K. regierte nun mit den Ministern

Laud (s. d.) und Strafford (s. d.) elf Jahre ohne Parlament und bestritt die Ausgaben aus willkürlichen Auflagen der verschiedensten Art. Die Urtheile der Sternkammer, eines ebenso willkürlichen Gerichtshofs, mußten den fortgesetzten Erpressungen den Anschein von Rechtmäßigkeit geben. Im J. 1629 wurde mit Frankreich, 1630 mit Spanien Friede geschlossen, ohne daß dabei die protestantische Sache nur etwas gewann.

Es konnte nicht fehlen, daß eine solche Regierung, die sich nach außen ohnmächtig zeigte, im Innern das öffentliche Recht unterdrückte und durch rohe Fiscalität die ersten Privatrechte verletzte, bald den tiefsten Haß gegen den König erweckte. Die republikanischen Grundsätze, zu welchen sich der Puritanismus überhaupt neigte, brachen zudem überall mächtig hervor und versetzten die Gemüther in unheildrohende Gährung. K. glaubte den Sturm zu beschwören, indem er die Puritaner mit Härte verfolgte und den Presbyterianismus in Schottland (s. d.) unterdrückte. Allein gerade dieser Druck auf die Gewissen öffnete den revolutionairen Abgrund. Die Schotten, denen der König endlich 1638 die bischöfliche Liturgie aufdringen wollte, setzten eine revolutionaire Regierung ein und unterschrieben den Covenant (s. d.). Als aber der König Gewalt gebrauchen wollte, erschienen sie 1639 mit einem Heere in England und wurden daselbst nicht ohne geheime Freude empfangen. Für den Augenblick schien zwar der Bürgerkrieg durch gütliche Ausgleichung beseitigt. Die Schotten erklärten jedoch auf einer Synode zu Edinburg den Episcopat mit der Liturgie für ungesetzlich und gotteslästerlich, und der König, der aus Mangel an Mitteln nicht einschreiten konnte, nahm endlich im Apr. 1640 seine Zuflucht zur Berufung des engl. Parlaments. Die Häuser bewiesen sich anfangs willfährig; doch der Hof beleidigte die Gemeinen durch unzeitige Drohungen und hielt es darum für gerathen, dieselben sogleich zu entlassen. K. brachte nun durch ungesetzliche Mittel ein nicht unbedeutendes Heer zusammen, welches am 28. Aug. bei Newburn von den in England wiedereinrückenden Schotten in die Flucht geschlagen wurde. Mit Widerwillen mußte nun der bedrängte, entmuthigte und unentschlossene König das engl. Parlament nochmals berufen. Diese verhängnißvolle Sitzung wurde am 3. Nov. 1640 eröffnet; beide Häuser waren gerüstet, den Kampf gegen den königlichen Despotismus zu beginnen. Zuvörderst setzten sie die Minister und hohe und niedere Beamte, die dem Hofe während der elf Jahre gedient, in Anklagestand und cassirten die Urtheile der Sternkammer und der hohen Commission. Bei dieser Procedur überfiel den König eine solche Zaghaftigkeit, daß er eine Bill für dreijährige Parlamentsdauer (Triennial-Bill) ohne Widerstand bestätigte und sich der wichtigsten Kronprärogative, des Rechts der Auflösung und Versammlung des Parlaments, begab. Nachdem er am 13. Mai 1641 sogar, feiger, undankbarer Weise und gegen seine Überzeugung, das Todesurtheil Strafford's unterzeichnet, ertheilte er am folgenden Tage seine Einwilligung zur unbeschränkten Dauer der Parlamentssitzung. Solche Charakterlosigkeit des Königs führte das Parlament über alle Bedenken und über die ohnehin unbestimmten und von dem Hofe misachteten Grenzen des Rechts hinaus. Es hob nun die Sternkammer, die hohe Commission und die Shipsmoney auf und brachte die Schotten im Aug. 1641 unter Bewilligung einer Entschädigung von 300000 Pf. St. aus dem Lande. K. reiste hierauf, um wo möglich seine Erbunterthanen gegen die Engländer zu gewinnen, nach Schottland, als in Irland (s. d.) eine furchtbare Meuterei gegen die Protestanten ausbrach. Dieses Ereigniß wirkte auf die Staatsumwälzung entscheidend; man maß dem Könige, der allerdings mit den Irländern unterhandelt hatte, das Blutbad bei. Aller Macht beraubt, übertrug K. dem engl. Parlament die Züchtigung der Empörer, und dieses bemächtigte sich sogleich der Zeughäuser und rüstete eine Armee, die es aber nicht nach Irland sendete. Vielmehr setzte das Unterhaus eine sogenannte Staatsremonstration auf, in welcher der Zustand des Reichs aufgedeckt, Sicherstellung vor dem Papismus, Einschränkung der geistlichen Gewalt, Abschaffung des Episcopats, Ausschließung der Bischöfe vom Parlament, überhaupt aber die Einführung der presbyterianischen Kirche verlangt wurden. Der König, der die Adresse anfangs mit vieler Mäßigung erwiderte, ließ sich sehr bald von seiner Gemahlin zu dem unklugsten Schritte verleiten. Er erschien am 4. Jan. 1642 persönlich im Unterhause, klagte die Deputirten Pym, Hampden, Hollis, Haslerig und Strode als Hochverräther an und foderte deren Auslieferung. Nicht nur die Gemeinen, sondern

auch die Lords waren empört über diese Verletzung der Parlamentsprivilegien und London gerieth in Bewegung und zeigte sich entschlossen, die Abgeordneten des Volks mit Waffengewalt zu schützen. K. verließ deshalb mit seiner Familie am 10. Jan. die Hauptstadt und machte damit das Parlament zum Herrn der materiellen Gewalt. Dasselbe bemächtigte sich sogleich der Flotte, erklärte das Reich in Gefahr, rüstete ein Heer und befahl die Errichtung einer allgemeinen Landmiliz. Die Unterhandlungen, die man daneben mit dem Könige pflog, blieben ohne Erfolg, weil letzterer dem Parlament die Wahl des Befehlshabers über die Miliz durchaus nicht zugestehen wollte. Von York aus rief nun K. im März 1642 den größtentheils treugebliebenen Adel auf und traf Anstalten, sein Ansehen mit den Waffen zu behaupten. Mit einem tüchtigen Heere, wiewol bei geringen Mitteln, begann er im Aug. den Krieg und erhielt über die ungeübten Parlamentstruppen länger als ein Jahr das Übergewicht. Unterdeß verbanden sich auch die Schotten, die bei den Fortschritten des Königs für ihre Kirchenverfassung fürchteten, mit dem Parlament und rückten im Nov. 1643 20000 M. stark in England ein. Der König hatte schon im Apr. mit den irländ. Katholiken einen Vertrag geschlossen und berief im Jan. 1644 nach York ein Gegenparlament, das sich auch ziemlich zahlreich einfand und Subsidien bewilligte. Die Königlichen erlitten zwar im Juli 1644 bei Marstonmoor eine Niederlage, schlugen aber am 1. Sept. die Parlamentstruppen in Cornwallis.

Ungeachtet dieses und anderer Vortheile und der Unterstützung des Adels, war der Untergang des Königs wenig zweifelhaft. Die große Masse des Volks betrachtete das Parlament als die einzig rechtmäßige Gewalt und als das wahre Organ des öffentlichen Interesses. Dieser Umstand machte das Parlament moralisch stark und an Hülfsmitteln unerschöpflich. K. dagegen, der die Nation nur zu sehr daran gewöhnt hatte, das allgemeine Wohl von den Prärogativen der Krone zu trennen, stand als Einzelner; ein einziger Schlag konnte ihn vernichten. Die Unterhandlungen, welche die Parteien im Jan. 1645 zu Uxbridge eröffneten, zerschlugen sich nochmals. Das Parlament, um sich und die Nation vor einer mehr als wahrscheinlichen Reaction sicher zu stellen, verlangte die zeitweilige Verfügung über die bewaffnete Macht, was der König fortwährend mit Hartnäckigkeit zurückwies. Man griff darum wieder zu den Waffen und am 14. Juni 1645 wurden die königlichen Truppen bei Naseby vom Parlamentsheere unter Fairfax und Cromwell gänzlich vernichtet. Von allem Schutze entblößt, sah sich K. endlich genöthigt, im Mai 1646 in das schot. Lager vor Newark zu flüchten. Statt sich, wie ihm seine Freunde gerathen, durch die Anerkennung der Presbyterialkirche mit den Schotten zu vereinigen, setzte er hier die Gemüther durch zweideutiges, selbst drohendes Benehmen in Verwirrung. Man behandelte ihn zwar anständig, aber immer als Gefangenen und lieferte ihn zuletzt, nach langen Verhandlungen, die er zu seinem Besten wenden konnte, am 16. Febr. 1647 gegen eine bedeutende Geldleistung an das engl. Parlament aus. Die Presbyterianer dachten jetzt an eine friedliche, vertragsmäßige Ausgleichung der Wirren. Aber während des Kriegs hatte sich die Partei der sogenannten Independenten erhoben, die nicht nur ein geistliches, sondern auch jedes weltliche Oberhaupt verwarfen und die Revolution bis zum äußersten Ende führen wollten. Diese fanatische Partei, der das Heer gänzlich verfallen war und an deren Spitze der ehrgeizige, berechnende Cromwell (s. d.) stand, suchte jetzt über das Parlament und die presbyterianisch gesinnte Masse die Oberhand zu gewinnen. Die Independenten bemächtigten sich zuvörderst im Juni 1647 der Person des Königs, der auf dem Schlosse Holmby in der Grafschaft Northampton in engem Gewahrsam saß, und brachten denselben zum Heere. Die Freiheit, die K. im Lager genoß, bestimmte ihn, mit den Offizieren, besonders aber mit Cromwell, in Verbindung zu treten. Allein zugleich unterhandelte er auch mit dem Parlament und den Schotten, drohte Einem mit dem Andern, Allen aber mit Frankreich und machte sich dadurch verhaßt. Besonders verscherzte er durch rachsüchtige Äußerungen das Vertrauen des allmächtigen Cromwell, dessen Popularität bei seiner scheinbaren Hinneigung zum Könige überdies zu schwinden begann. Als der König begriff, daß ihn Cromwell und die übrigen Häupter der Armee aufgegeben, entfloh er, vielleicht nicht ohne Absicht seiner Feinde, am 11. Nov. 1647 aus dem Lager von Hamptoncourt und gelangte nach einigen Tagen auf die Insel Wight, von wo er nach Frankreich entkommen wollte. Der Gouver-

neur der Insel, Hammond, ein eifriger Anhänger Cromwell's, bemächtigte sich aber seiner und setzte ihn auf das feste Schloß Carisbrook. Das Heer, oder vielmehr die Independentenpartei, legte ihm hier im Nov. eine Art Ultimatum vor. Der König sollte dem zufolge die Kriegsmacht dem Parlamente zwölf Jahre unterstellen, alle seine gegen die revolutionaire Regierung gerichteten Proclamationen widerrufen und dem Parlamente das unbedingte Recht gestatten, sich zu versammeln und aufzulösen. Die Verweigerung dieser Foderungen setzte das Heer und die Independenten in Wuth und man beschloß nun offen, den König als Staatsverbrecher vor Gericht zu stellen. Das Parlament wurde gezwungen, eine Bill zu erlassen, welche jede weitere Unterhandlung mit dem Könige als Staatsverrath erklärte. Diese Maßregel, womit die Independenten eigentlich den König vom Throne stießen, verbreitete unter den Presbyterianern Schrecken. Es erhoben sich in England bewaffnete Royalistenhaufen, die jedoch leicht zerstreut wurden. Aber auch die Schotten, die ihre Kirchenverfassung durch die Grundsätze der Independenten bedroht sahen, schlossen am 26. Dec. 1647 mit dem Könige zu dessen Befreiung und Herstellung ein Bündniß und erschienen im Juli 1648 mit einem Heere in England. Während Cromwell an der Spitze seiner fanatischen Truppen die Schotten im Aug. schlug und dann in Schottland selbst vordrang, benutzte das Parlament zu London diese Freiheit, widerrief die Bill und trat mit dem Könige persönlich in Unterhandlung. K. war jetzt zu jedem Opfer bereit, nur konnte er sich nicht entschließen, den Episcopat aufzugeben. Diese theologischen Bedenklichkeiten, die beide Theile hartnäckig festhielten, zogen die Abschließung des Friedensvertrags hinaus, wodurch die Anführer des Heers Zeit erhielten, sich noch dazwischen zu werfen. Fairfax, das Werkzeug Cromwell's, erschien im Nov. zu London mit einem Theile des siegreichen Heers, trieb die Presbyterianer mit Gewalt aus dem Parlamente und bemächtigte sich des Königs. Dieser Staatsstreich verschaffte den Independenten völlige Oberhand. Cromwell, die Seele des Ganzen, betrieb nun bei dem Parlamente die Einleitung eines richterlichen Verfahrens. Die Gemeinen brachten am 2. Jan. 1649 eine Anklage, welche den König des Staatsverraths beschuldigte, vor das Oberhaus und setzten, da sich die wenigen Lords eines solchen Processes weigerten, einen Gerichtshof von 133 Personen aus der Armee, dem Unterhause und den Bürgern von London ein, bei dem aber nur etwa 70 erschienen. Cromwell, Ireton (s. d.), Harrison und die übrigen Offiziere übernahmen dabei die Hauptrollen. Das Gericht wurde am 20. Jan. in Westminster-Hall mit großer Feierlichkeit eröffnet. Obschon K. fortwährend gegen ein solches Verfahren protestirte, verurtheilte man ihn doch am 27. Jan. als Tyrann, Mörder und öffentlicher Feind der Nation zum Tode. Vergebens protestirten die Schotten, bat die königliche Familie, verwendeten sich der franz. Hof und die Generalstaaten. Allerdings schien Cromwell einen Augenblick über die Vollziehung des Urtheils unschlüssig; aber sein Schwiegersohn Ireton trieb ihn zu dem letzten Schritte. Derselbe hatte 8000 auserlesene Fanatiker vom Heere nach London verlegt, die, durch fortwährende Betstunden erhitzt, den Tod des Königs unausgesetzt foderten. Am 30. Jan. 1649 endlich wurde K. vor dem Palaste Whitehall zu London öffentlich enthauptet. In den letzten Lebensauftritten zeigte er große Fassung und Würde. Seinem Privatcharakter nach war er überhaupt ein Mann von Bildung, Wohlwollen und großer Sittenreinheit. Schon während des Bürgerkriegs gingen seine Gemahlin und der Prinz von Wales, der spätere Karl II. (s. d.), nach Frankreich; die übrigen Glieder der Familie (s. Stuart) folgten. Kurze Zeit nach der Hinrichtung erschien unter dem Titel „*Εἰκὼν βασιλική*" in engl. Sprache ein Buch, das K. in den letzten Lebenstagen zur Stärkung und Ermunterung geschrieben haben sollte. Die Schrift machte großes Aufsehen und man behauptete, sie würde das Haupt des Königs gerettet haben, wäre sie früher erschienen. Doch in neuerer Zeit ist es entschieden, daß der Bischof Gauden von Exeter der eigentliche Verfasser gewesen. Die wirklichen Schriften K.'s gab Browne (Haag 1651) heraus. Vgl. Brodie, „History of the british empire from the accension of Ch. I. to the restoration" (4 Bde., Edinb. 1824); Israeli, „Life and character of Ch. I." (2 Bde., Lond. 1828); Fellowe, „Historical sketches of Ch. I., Cromwell, Charles II. etc." (Lond. 1828) und „The trials of Ch. I., and of some of the regicides etc." (Lond. 1832).

Karl II., König von England, Schottland und Irland, 1649—85, der Sohn

des Vorigen, geb. am 29. Mai 1630, ging noch während des Bürgerkrieges mit seiner Mutter nach Frankreich. Bei der Hinrichtung des Vaters befand er sich im Haag. Er nahm sogleich den Königstitel an und faßte den Entschluß, mit seinen Ansprüchen in Irland (s. d.) aufzutreten, als ihn 1650 die Schotten ihre Krone anboten. Erst nach der verunglückten Expedition Montrose's (s. d.) landete er am 23. Juni auf Schottland (s. d.) und wurde zu Anfange des J. 1651 zu Scone feierlich gekrönt. Die Beschränkungen, unter welchen er den Thron bestiegen, und das strenge Leben, wozu ihn die presbyterianische Geistlichkeit verurtheilte, machten ihm seine Lage verhaßt. Nach der Niederlage der Schotten bei Dunbar stellte er sich darum gern an die Spitze des Heers und drang im Aug. 1651, in der Hoffnung, die zahlreichen Royalisten zum Aufstande zu bringen, in England ein, wurde aber am 3. Sept. bei Worcester von Cromwell (s. d.) völlig geschlagen. Unter großen Gefahren gelang es ihm, nach Frankreich zu entkommen, wo er, von Mazarin vernachlässigt, mit seiner Familie kümmerlich lebte. Der Friedensschluß Englands mit Frankreich trieb ihn auf einige Zeit nach Köln; später ging er zu seinem Oheim, dem Prinzen von Oranien, nach den Niederlanden. Die Sehnsucht der Engländer, die revolutionairen Wirren zu beenden (s. Großbritannien), sowie das besondere Bemühen des General Monk (s. d.) führten den entblößten Prinzen nach Cromwell's Tode ohne Mühe dem brit. Throne zu. Er trat von Breda aus mit dem ihm günstigen Parlament in Unterhandlung, und nachdem dasselbe die Herstellung der Stuarts beschlossen, landete er am 26. Mai 1660 zu Dover und hielt am 29. unter dem Jubel des Volkes zu London seinen Einzug. Bei der allgemeinen Stimmung für die Restauration hatte man ihm die Krone fast ohne alle Bedingung übertragen. Wohlwollend, geistreich, in Staatssachen erfahren, überdies dem Vergnügen unmäßig ergeben, dachte er weniger an eine grausame Reaction, als seine Partei und sein Kanzler Clarendon (s. d.). Trotz der allgemeinen Amnestie mußten Alle das Schafot besteigen, welche zur Hinrichtung Karl's I. unmittelbar beigetragen. Auch stellte man den Episcopat her, berief die Bischöfe wieder ins Oberhaus und unterdrückte die Presbyterianer in England und Schottland mit solcher Härte, daß sich selbst K. ins Mittel schlug. Obschon das Parlament im ersten Rausche ungeheure Summen bewilligte, gerieth der leichtsinnige, verschwenderische König bald in große Finanzverlegenheit. Er heirathete im Mai 1662 die Prinzessin Katharina von Portugal wegen reicher Mitgift, verkaufte im Oct. schmählicherweise an den franz. Hof für 5 Mill. Livres Dünkirchen und Mardyk und begann, besonders um Geld in die Hand zu bekommen, einen Krieg mit den Vereinigten Niederlanden, der allerdings mit den Gesinnungen und Handelsinteressen der Engländer übereinstimmte. Die glücklichen Erfolge K.'s zur See bestimmten indessen Dänemark und Frankreich zum Bündnisse mit den Generalstaaten, wodurch der Kampf für England eine gefährliche Wendung erhielt. Nachdem die niederl. Flotte unter de Ruyter (s. d.) sogar in die Themse gedrungen, schloß der König am 21. Juli 1667 den Frieden zu Breda. Der Fall Clarendon's, dessen Strenge den Katholiken, Presbyterianern und der königlichen Willkür entgegenstand, hatte jetzt eine gänzliche Umänderung der Regierungspolitik zur Folge. An dessen Stelle trat das unter dem Namen Cabal (s. d.) bekannte Ministerium, das die Herstellung des Katholicismus und der absoluten Monarchie bezweckte. Zur Beruhigung des Volkes schloß K. im Mai 1668 die Triplealliance mit Schweden und den Generalstaaten, wodurch auch Ludwig XIV. von Frankreich zum Frieden von Aachen gezwungen wurde. Bald gelang es jedoch dem franz. Hofe, den schwankenden K., unter Mitwirkung von dessen Schwester, der Herzogin Henriette (s. d.) von Orleans, zu einem Bündnisse gegen die Vereinigten Niederlande zu bewegen. In diesem schimpflichen Vertrage nahm der König eine franz. Leibrente von jährlich 3 Mill. Livres, überdies 2 Mill. Hülfsgelder an. Da er von dem Parlamente zu dem unpolitischen Kriege keine hinlänglichen Subsidien zu fodern wagte, nahm er seine Zuflucht zu schlechten Finanzmitteln. Er begann die Feindseligkeiten gegen die Niederländer im März 1672, mußte aber auf Andringen des Parlaments und der Protestanten schon im Febr. 1674 Frieden schließen. Bereits während des Krieges waren die Bestrebungen der Cabale offen hervorgetreten. Der König hatte unter Anderm eigenmächtig die sogenannte Indulgenzerklärung erlassen, welche die Strafgesetze auch gegen die Katholiken suspendirte. Hiergegen erhob

sich, von der öffentlichen Stimme unterstützt, das Parlament mit Nachdruck und zwang den geldbedürftigen König zur Bewilligung der Testacte (s. d.) und einer Umgestaltung des Ministerraths. Während K. bei den Friedensverhandlungen zu Nimwegen die Rolle des Vermittlers führte, setzte das Gerücht von einer katholischen, gegen das Leben des Königs gerichteten Verschwörung besonders das niedere Volk in Wuth und Schrecken. Obschon die Intrigue, wahrscheinlich mit Absicht, nicht völlig enthüllt wurde, mußten doch der Secretair des Herzogs von York, Coleman, der Graf Strafford und mehre Jesuiten das Schafot besteigen. Ein neues Parlament, das der König im März 1679 berief, setzte hierauf eine Veränderung des fast katholischen Staatsraths durch. Dasselbe verhandelte auch über die Thronausschließung des öffentlich zum Katholicismus übergetretenen Herzogs von York und brachte zum Ärger des Hofes die berühmte Habeascorpus-Acte (s. d.) zu Stande. Bald jedoch ließ sich der König durch seinen Bruder, den Herzog von York, und die katholische Partei zu einer wüthenden Reaction hinreißen. Das Parlament von 1680, das die Ausschließungsbill wieder aufnahm, mußte auseinandergehen, und gleiches Schicksal erfuhr eine Versammlung, die der Hof 1681 nach Oxford berief. Der Graf Shaftesbury (s. d.) aber, der zur Habeascorpus-Acte beigetragen, wurde von der Verwaltung entfernt und darauf in Anklage gesetzt. Nachdem er den Presbyterianismus in Schottland vollends erdrückt, war K. in der That unabhängiger, wie es je einer seiner Vorfahren gewesen. Die Stadt London verlor blos darum ihre Privilegien, weil sie einen unbeliebten Sheriff gewählt. Inmitten der heftigsten Parteiwirren, welche die Hofpolitik hervorrief, stiftete der natürliche Sohn des Königs, der Herzog von Monmouth (s. d.), eine Verschwörung (Rye-house-plot), die anfangs nur die Thronausschließung des Herzogs von York bezweckte, aber bald die größte Ausdehnung gewann und auch die Reste des Republikanismus umfaßte. Das Complot wurde 1683 entdeckt, und eine große Anzahl Personen, darunter Lord Russel und Algernon Sidney (s. d.), mußte auf dem Blutgerüst büßen. K. stand im Begriff, von dem gefährlichen Wege einzulenken und ein freies Parlament zu versammeln, als er am 6. Febr. 1685 starb. Obschon er während seines zügellosen Lebens keine Religionspartei geachtet, rief er zuletzt die Tröstungen der katholischen Kirche an, der er schon seit seiner Verbannung angehörte. Seine Leiche zeigte Spuren der Vergiftung; man legte das Verbrechen den durch die beabsichtigte Umkehr bedrohten Katholiken zur Last. Da er keinen legitimen Erben hinterließ, folgte ihm sein Bruder, der Herzog von York, als Jakob II. (s. d.) auf dem Throne. Vgl. „Memoirs of Sam. Pepys" (herausgegeben von Braybrooke, 2 Bde., Lond. 1825) und Carrel, „Histoire de la contre-révolution en Angleterre, sous Charles II et Jacques II" (Par. 1827).

Karl XII., König von Schweden, 1697—1718, geb. zu Stockholm am 27. Juni 1682, der Sohn Karl's XI. (s. Schweden), erhielt einen ziemlich guten Unterricht, brachte es in der Mathematik und in ritterlichen Übungen sehr weit und sprach geläufig deutsch und lateinisch; dagegen haßte er, wie sein Vater, das Französische. Bei dem Tode seines Vaters im J. 1697 war er erst 15 Jahre alt; doch die Stände erklärten ihn für volljährig. Indeß zeigte der junge König wenig Neigung für die Regierungsgeschäfte; er liebte vielmehr starke Leibesbewegungen und vornehmlich die Bärenjagd. Dieser Zeitpunkt schien den eifersüchtigen Nachbarn günstig, um das im Norden übermächtige Schweden zu demüthigen. Friedrich IV. von Dänemark, August II. von Polen und Zar Peter I. schlossen ein Bündniß, das den Nordischen Krieg (s. d.) zur Folge hatte. Zuerst fielen die Dänen in das Gebiet des Herzogs von Holstein-Gottorp ein. Dieser, vermählt mit der ältesten Schwester K.'s, begab sich nach Stockholm und foderte Beistand. K., der für denselben eine besondere Neigung hatte, schlug im Staatsrathe die nachdrücklichsten Maßregeln gegen Dänemark vor und schiffte sich im Mai 1700 zu Karlskrona ein. Mit 30 Linienschiffen und einer großen Anzahl kleiner Fahrzeuge, verstärkt von einem engl.-holländ. Geschwader, erschien er vor Kopenhagen, und war der Erste, der das Land betrat, indem er, da das Ufer für die Kähne nicht tief genug war, aus seiner Schaluppe ins Meer sprang und durchwatete, wodurch er seine Soldaten anfeuerte, Dasselbe zu thun. Die Dänen zogen sich vor der überlegenen feindlichen Macht zurück, und Kopenhagen sollte belagert werden, als der zu Travendahl unterhandelte Friede vom 8. Aug. 1700 den Herzog von Holstein in

alle Rechte, deren man ihn hatte berauben wollen, wiedereinsetzte. So endigte die erste Unternehmung K.'s, bei welcher er ebenso viel Einsicht und Tapferkeit als Uneigennützigkeit bewies und in Folge deren er jene genügsame und harte Lebensweise annahm, der er für sein ganzes Leben treu blieb. Kaum war der Friede mit Dänemark abgeschlossen, so eilte K., den Angriffen August's II. und Peter's I. zu begegnen. Jener belagerte Riga; dieser bedrohte Narwa und das Land um den Finnischen Meerbusen. K. ließ 20000 M. nach Liefland übersetzen und ging den Russen entgegen, die er 50000 M. stark unter den Mauern von Narwa in einem befestigten Lager fand. Etwa 8000 Schweden stellten sich am 30. Nov. 1700 unter dem Feuer der Russen in Schlachtordnung, und in weniger als einer Viertelstunde war das russ. Lager erstürmt. Mehr als 18000 Russen blieben auf dem Platze, oder warfen sich in die Narwa; die andern wurden gefangen oder zerstreut. Nach diesem Siege setzte K. über die Düna, griff die Verschanzungen der Sachsen an und trug auch über sie einen vollständigen Sieg davon. K. hätte jetzt einen Frieden schließen können, der ihn zum Schiedsrichter des Nordens gemacht haben würde; statt dessen verfolgte er den König August II. nach Polen, um ihn zu entthronen. Umsonst versuchte August mit ihm in Unterhandlungen zu treten; vergebens bemühte sich selbst die schöne Gräfin Königsmark (s. d.) ihn nur zu sprechen. Der Krieg dauerte fort; die Schweden erfochten einen glänzenden Sieg zu Klissow, und 1703 war ganz Polen von ihnen besetzt. Der Cardinal Primas erklärte hierauf den poln. Thron für erledigt, und durch K.'s Einfluß ward Stanislaus Leszinski (s. d.) als König erwählt. August hoffte wenigstens in Sachsen sicher zu sein; allein K. verfolgte ihn auch hier und dictirte 1706 zu Altranstädt die Bedingungen des Friedens. Der Liefländer Patkul (s. d.), der das Bündniß gegen Schweden unterhandelt und abgeschlossen und russ. Gesandter in Dresden war, mußte ihm ausgeliefert werden, und wurde 1707 gerädert. Übrigens zeigte K. während seines Aufenthalts in Sachsen Mäßigung und Seelengröße und ließ seine Truppen die strengste Mannszucht halten. Nachdem der Kaiser auf seine Foderung den Protestanten in Schlesien volle Gewissensfreiheit zugestanden, verließ er im Sept. 1707 mit seinem 43000 M. starken Heere Sachsen, wo 6000 M. zum Schutze des Königs von Polen zurückblieben, um auf dem kürzesten Wege gegen Moskau zu gehen. In der Gegend von Smolensk änderte er aber auf die Vorschläge des Kosackenhetmans Mazeppa (s. d.) seinen Plan und zog nach der Ukraine, in der Hoffnung, daß die Kosacken sich mit ihm verbinden würden. Allein da es Peter gelang, das Land der Kosacken zu verwüsten, so konnte der geächtete Mazeppa die versprochene Hülfe nicht verschaffen. Die beschwerlichen Märsche, der Mangel an Lebensmitteln, die beständigen Angriffe des Feindes und die strenge Kälte schwächten K.'s Heer außerordentlich. General Lewenhaupt, welcher Verstärkungen und Lebensmittel aus Liefland herbeiführen sollte, langte nur mit wenigen durch den Marsch und beständige Gefechte mit den Russen erschöpften Truppen an. In dieser Lage sollte das mit Vorräthen reich versehene Pultawa genommen werden. Allein K. wurde beim Recognosciren gefährlich am Schenkel verwundet, mußte daher in der Schlacht am 27. Juni (8. Juli) 1709 sich tragen lassen, was ihn verhinderte, immer da zu erscheinen, wo seine persönliche Gegenwart nöthig war. Dies und noch mehr der Mangel an Übereinstimmung zwischen den Generalen Rehnsköld und Lewenhaupt kann man als die Hauptursache ansehen, daß die Schweden weichen mußten und der Feind einen vollständigen Sieg davontrug. K. sah seine Generale, seinen Lieblingsminister, den Grafen Piper, und die Blüte seines Heers in die Gewalt der Russen fallen. Er selbst entfloh nebst Mazeppa mit einer kleinen Bedeckung, mußte trotz der Schmerzen seiner Wunde mehre Meilen zu Fuß machen und fand endlich, nachdem er drei Tage eine Wüste durchirrt, zu Bender auf dem türk. Gebiete Schutz und ehrenvollen Empfang.

Jetzt erhoben sich K.'s Feinde mit neuer Hoffnung; August II. widerrief den Vertrag von Altranstädt, Peter I. drang in Liefland ein und Friedrich IV. von Dänemark landete in Schonen. Die Regentschaft in Stockholm nahm inzwischen Maßregeln, das alte schwed. Gebiet zu schützen; der General Stenbock schlug mit 14000 M. uneingeübter und schlecht bewaffneter Bauern die ganze dän. Armee am 10. März 1711 bei Helsingborg und zwang sie, Schonen zu räumen. Man entsendete einige Heeresabtheilungen nach Finnland, um die Russen aufzuhalten, die aber gegen den an Zahl weit überlegenen Feind nichts

vermochten. K. unterhandelte indeß zu Bender mit der Pforte und wußte sie zu bewegen den Russen den Krieg zu erklären. Am Pruth kam es am 1. Juli 1711 zur Schlacht; Peter schien dem Untergange nahe, als seiner Gemahlin Muth und Klugheit den Frieden herbeiführte, in welchem aber K.'s nicht gedacht wurde. Dieser entwarf gleichwol in Bender neue Pläne und bat durch seine Agenten die Pforte um Unterstützung gegen seine Feinde. Aber Rußlands Agenten waren nicht minder thätig, die Pforte gegen ihn einzunehmen, indem sie vorgaben, K. habe die Absicht, sich in des Stanislaus Lesczinski Person zum eigentlichen Herrn von Polen zu machen, um von da aus, in Verbindung mit dem deutschen Kaiser, die Türken anzugreifen. Der Seraskier von Bender bekam den Auftrag, den König zur Abreise zu nöthigen, und, falls er sich weigere, ihn todt oder lebendig nach Adrianopel zu bringen. Wenig gewohnt, einem fremden Willen zu folgen, und in der Besorgniß, seinen Feinden überliefert zu werden, beschloß K., mit etwa 300 M., aus denen sein Gefolge bestand, der Macht der Pforte zu trotzen und sein Schicksal mit dem Schwerte in der Hand zu erwarten. Da sein Aufenthaltsort zu Varnitza bei Bender von den Türken angegriffen wurde, vertheidigte er sich gegen ein ganzes Heer und wich ihnen nur Schritt vor Schritt. Das Haus gerieth in Brand; er war im Begriff, es zu verlassen, verwickelte sich aber in seine Sporen, fiel und wurde am 1. Febr. 1713 gefangen. Seine Augenwimpern waren vom Pulver verbrannt und seine Kleider mit Blut bedeckt. Wenige Tage nachher traf Stanislaus in Bender ein, um den König zu bitten, zu dem Vertrage, den er sich genöthigt sah, mit August abzuschließen, seine Einwilligung zu geben, die aber dieser standhaft verweigerte. Die Türken führten ihn nun von Bender nach Demotika bei Adrianopel. Hier brachte er zwei Monate im Bette zu, indem er sich krank stellte, und beschäftigte sich mit Lesen und Schreiben. Endlich überzeugte er sich, daß er von der Pforte keine Hülfe zu hoffen habe, sandte daher eine Abschiedsgesandtschaft nach Konstantinopel und reiste verkleidet mit zwei Offizieren ab. Aller Entbehrungen gewohnt, setzte er zu Pferde seine Reise durch Ungarn und Deutschland Tag und Nacht mit solcher Eile fort, daß nur Einer seiner Begleiter im Stande war, ihm zu folgen. Ermattet und entstellt kam er am 11. (22.) Nov. 1714 Nachts um 1 Uhr vor Stralsund an.

Schnell verbreitete sich die Nachricht von K.'s Ankunft in der Stadt, und bald waren die Häuser erleuchtet. Kurze Zeit darauf wurde Stralsund durch eine vereinigte Armee von Dänen, Sachsen, Preußen und Russen belagert. K. that bei der Vertheidigung Wunder der Tapferkeit; als am 23. Dec. 1715 die Festung übergeben werden mußte, begab er sich nach Lund in Schonen und traf Maßregeln, die Küsten zu sichern. Dann griff er Norwegen an. Damals war der Baron von Görtz, dessen kühne und geistreiche Entwürfe der Lage des Königs angemessen waren, dessen Vertrauter. Nach dem Rathe desselben sollte der König Peter den Großen durch bedeutende Abtretungen für Schweden gewinnen, sich Norwegens bemächtigen und von dort aus in Schottland landen, um Georg I. zu vertreiben, der sich gegen K. erklärt hatte. Görtz eröffnete neue Hülfsquellen zur Fortsetzung des Kriegs und unterhandelte auf Aland mit den Bevollmächtigten des Zars. Schon war Peter gewonnen und ein Theil Norwegens erobert; das Glück Schwedens schien eine günstige Wendung nehmen zu wollen; K. belagerte Friedrichshall; da traf ihn am 30. Nov. 1718, während er im Laufgraben, an die Brustwehre gelehnt, auf die Arbeiter heruntersah, eine Falconetkugel an den Kopf. Man fand ihn todt in derselben Stellung, seine Hand am Degen, in seiner Tasche das Bildniß Gustav Adolf's und ein Gebetbuch. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß jene Kugel, die ihn tödtete, nicht aus der Festung, sondern von schwed. Seite kam. Mit K.'s Tode trat Schweden aus der Reihe der Großmächte. Festigkeit, Tapferkeit und Gerechtigkeitsliebe waren die Hauptzüge in K.'s Charakter; dabei aber war er von unbeugsamem Starrsinn. Nach seiner Rückkehr zeigte er sich indeß ruhiger, sanfter, gemäßigter und zu verständigen Maßregeln geneigter. Sein Leben war sehr einfach; er vermied alle Zerstreuungen und alles eitle Vergnügen; der Wein war von seiner Tafel verbannt, und grobes Brot zuweilen seine einzige Speise; seine Garderobe bestand aus einem einzigen blauen Rock mit kupfernen Knöpfen; fortwährend trug er große, bis über die Knie reichende Stiefeln und Büffelhandschuhe; gleich seinen Soldaten schlief er im Lager, in seinen Mantel gehüllt, auf ebener Erde. Er hatte große Tugenden und große

Fehler; vom Glücke ließ er sich wol verleiten, aber nie vom Unglücke niederschlagen. Große Plane für das Seewesen, den Gewerbfleiß und Handel beschäftigten ihn in den letzten Jahren seines Lebens. Gern ging er mit Gelehrten um, die er auch zu Reisen in Griechenland und Asien veranlaßte. Ihm folgte in der Regierung seine mit dem Erbprinzen von Hessen, Friedrich, vermählte Schwester Ulrike Eleonore. K.'s Geschichte schrieb sein Kaplan Norberg; Adlerfeld gab militairische Denkwürdigkeiten über ihn heraus; bekannt und interessant ist Voltaire's „Histoire de Charles XII".

Karl XIII., König von Schweden und Norwegen, 1809—18, wurde am 7. Oct. 1748 geboren und war der zweite Sohn des Königs Adolf Friedrich und der Schwester Friedrich des Großen, Luise Ulrike. Bei der Geburt schon zum Großadmiral von Schweden ernannt, war auch seine ganze Erziehung vorzugsweise auf das Seewesen berechnet. Nachdem er von einer größern Reise, die er 1770 unternahm, zurückgekehrt und sein Bruder Gustav III. (s. d.) den Thron bestiegen, hatte er an der Revolution von 1772 bedeutenden Antheil, weshalb er auch zum Generalgouverneur von Stockholm und Herzog von Südermanland ernannt wurde. Im J. 1774 vermählte er sich mit Hedwig Elisabeth Charlotte, Prinzessin von Holstein-Gottorp. In dem Kriege mit Rußland von 1788 erhielt er den Oberbefehl über die Flotte; er schlug die Russen im Finnischen Busen und führte in der gefährlichsten Jahreszeit seine Flotte in den Hafen von Karlskrona glücklich zurück, worauf er Generalgouverneur von Finnland wurde und das Vorrecht erhielt, Trabanten als Garde zu haben. Nach der Ermordung Gustav's III., im J. 1792, trat er an die Spitze der Regentschaft, und erhielt zu Schwedens Glück den Frieden mit allen Staaten, während er sich mit Dänemark verband, um die Schiffahrt in den nordischen Meeren zu schützen. Die Führung der Geschäfte überließ er dem verhaßten Günstling Reuterholm. Er gründete das Museum und stiftete eine Militairakademie. Im J. 1796 übergab er die Regierung dem mündig gewordenen Gustav IV. Adolf (s. d.). In Folge der Revolution von 1809 wurde er als Reichsverweser berufen und wenige Monate darauf, am 20. Juni 1809, als König an die Spitze des Staats gestellt, der sich damals in der gefahrvollsten Lage befand. Durch den Frieden mit Rußland zu Fredrikshamn am 17. Sept. 1809 gewann er die nöthige Ruhe zur Erholung des Staats von bedeutenden Verlusten und zur Vollendung der Verfassung desselben. Schon vorher hatte er den Prinzen Christian August von Holstein-Sonderburg-Augustenburg (s. Karl August) als ernannten Nachfolger, nach dessen Tode aber den von den Ständen im Aug. 1810 gewählten franz. Marschall Bernadotte adoptirt, welchem er sein ganzes Vertrauen schenkte. Durch sein kluges Benehmen in dem Kriege zwischen Frankreich und Rußland im J. 1812 verschaffte er Schweden durch die Erwerbung Norwegens im J. 1814 eine Entschädigung für Finnland. Er starb am 5. Febr. 1818. Ihm folgte in der Regierung Karl XIV. Johann (s. d.).

Karl XIV. Johann, König von Schweden und Norwegen, 1818—44, der Nachfolger des Vorigen, hieß eigentlich Jean Bapt. Jul. Bernadotte, war der Sohn eines Rechtsgelehrten und zu Pau am 26. Jan. 1764 geboren. Als Volontair trat er 1780 in das Heer und kam hierauf nach Corsica, wo er zwei Jahre als Grenadier diente. Seiner Gesundheit wegen mußte er seinen Abschied nehmen und nach Frankreich zurückkehren; doch sehr bald trat er, trotz der Abmahnungen seiner Familie, von neuem als gemeiner Soldat in franz. Dienste. Beim Ausbruch der Revolution war er Feldwebel (sergent-major). Mit Begeisterung trat er nun in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger und stieg schnell von Stufe zu Stufe. Als Obrist und Chef einer Halbbrigade focht er unter Custine; namentlich zeichnete er sich bei Speier und Mainz aus. Im J. 1794 wurde er Brigade- und bald darauf Divisionsgeneral; 1795 trug er wesentlich zum Rheinübergange der Franzosen bei Neuwied bei und 1796 focht er unter Jourdan's Oberbefehle. Die Vortheile, die er an der Lahn davontrug, die Blockade von Mainz, das Treffen von Neuhoff, der Übergang über die Rednitz, die Einnahme von Altdorf, die Eroberung von Neumark und die über Kray erfochtenen Vortheile, dem er seine Magazine am Main wegnahm, gründeten seinen Ruf als Feldherr. Darauf führte er Verstärkungen zu der ital. Armee und wurde von Bonaparte beauftragt, die Festung Gradisca zu belagern, wobei er große Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit zeigte. Kurz vor dem 18. Fructidor wählte ihn Bonaparte zum

Überbringer der in der Schlacht von Rivoli eroberten Fahnen an das Directorium, und nannte ihn in seinem Schreiben einen der zuverlässigsten Freunde der Republik, dessen Grundsätze ihm ebenso wenig erlaubten, mit den Feinden der Freiheit, wie mit der Ehre zu capituliren. Am 18. Fructidor war er zwar in Paris; doch nahm er an den Begebnissen keinen Antheil und kehrte nach Italien zurück. Als Bonaparte nach dem Frieden von Campo Formio sich nach Paris begab, entzog er Bernadotte die Hälfte der Truppen, indem er ihm mistraute. Deshalb gekränkt verlangte dieser vom Directorium irgend einen andern Befehl oder auch seinen Abschied, und das Directorium ernannte ihn zum Gesandten der Republik am wiener Hofe. Ein durch Aufpflanzung der dreifarbigen Fahne über dem Gesandschaftshotel veranlaßter Tumult bewog ihn indeß, Wien zu verlassen. Er begab sich hierauf nach Rastadt, und von da nach Paris. In dieser Zeit vermählte er sich am 16. Aug. 1798 mit Eugenie Bernhardine Désirée, geb. am 8. Nov. 1781, der Tochter des Kaufmanns Clary in Marseille, und Schwester der Gemahlin Jos. Bonaparte's. Im Feldzuge von 1799 stand er unter Jourdan und wurde als Oberbefehlshaber des Beobachtungsheers angewiesen, über den Rhein zu gehen und Philippsburg einzuschließen. Als aber das Vordringen des Erzherzogs Karl, Jourdan's Rückzug über den Rhein, die Auflösung des rastadter Congresses und die Fortschritte der Verbündeten in Italien außerordentliche Maßregeln nothwendig machten, wurde er ins Kriegsministerium berufen. Hier betrieb er einerseits die Anklage der Generale, welche die ital. Festungen so rasch übergeben hatten, andererseits regte er den Eifer der Conscribirten an; er bemühte sich um die Wiederherstellung der Kriegszucht und wehrte den bei dem Heere eingerissenen Misbräuchen. Nach drei Monaten aber sah er sich, durch Siéyes überlistet, von einem in dem schwierigsten Zeitpunkte verwalteten Posten in dem Augenblick entfernt, wo er sich der von ihm geschaffenen Ordnung hätte erfreuen können, und nahm deshalb seine Entlassung. Schon hatte er sich aufs Land zurückgezogen, als der 18. Brumaire auch seine Lage veränderte. Durch Bonaparte wurde er in den Staatsrath berufen, wo er sich der Errichtung des Ordens der Ehrenlegion widersetzte. Dagegen trug Bonaparte Bedenken, ihn an die Spitze der Expedition nach S.-Domingo zu stellen, und Bernadotte erklärte sich sehr offen über den dazu ganz untauglichen General Leclerc. So entfernte er sich mehr und mehr von Bonaparte, und nur scheinbar konnte sein Schwager Joseph eine Art politischer Aussöhnung zwischen Beiden bewirken. Im J. 1800 erhielt er den Befehl über die Westarmee und unterdrückte den durch einige Chouanschefs in der Vendée erregten Aufruhr durch Maßregeln der Menschlichkeit im Entstehen. Nach dem luneviller Frieden wurde er zum Botschafter bei den Vereinigten Staaten ernannt; allein der Wiederausbruch des Kriegs ließ es bedenklich erscheinen, einen solchen Krieger so weit zu entfernen, deshalb wurde er 1804 als Statthalter nach Hannover gesendet, wo er sich sehr beliebt machte. In demselben Jahre brachte die Verwandlung des Consulats in eine erbliche Kaiserwürde ihm den Marschallsstab des franz. Reichs und bald darauf die große Decoration der Ehrenlegion. Bei dem Wiederausbruche der Feindseligkeiten mit Östreich führte er sein Corps durchs Ansbachische, vereinigte sich bei Würzburg mit den Baiern und trug, da er auf diese Weise die Östreicher umging, zu dem Siege bei Ulm bei. In der Schlacht von Austerlitz bildete sein Corps den Mittelpunkt und sprengte das Centrum der russ. Armee. Am 5. Jun. 1806 erhob ihn Napoleon zum Fürsten von Pontecorvo. In dem Kriege gegen Preußen führte er das erste Armeecorps, rückte von Baireuth her über Hof in das sächs. Voigtland und schnitt das Corps des Grafen Tauenzien von der preuß. Hauptarmee ab. Am 14. Oct. kam er von Dornburg her dem preuß. Heer in den Rücken, verfolgte den General Blücher bis Lübeck und nöthigte ihn zu capituliren. Er war der einzige franz. Anführer, der das traurige Schicksal dieser unglücklichen Stadt ernstlich zu mildern bemüht war. Auch gegen die auf der Trave gefangenen 1500 M. Schweden benahm er sich sehr theilnehmend, was man in Schweden sehr hoch aufnahm. Hierauf zog er nach Polen und Altpreußen, und lieferte am 25. Jan. 1807 das blutige Treffen bei Mohrungen. An der Schlacht bei Friedland Theil zu nehmen, wurde er durch eine am 5. Jun. bei Spanden erhaltene Wunde verhindert. Von Ende des J. 1807 an befehligte er das in Norddeutschland zurückgebliebene Heer, wurde hierauf Statthalter in den hanseatischen Städten und erhielt dann den Befehl,

Dänemark zu durchziehen und Schweden und Finnland anzugreifen. Schon war Pommern in seiner Gewalt, als König Gustav IV. Adolf durch die Revolution von 1809 des Thrones verlustig wurde. In dem Feldzug gegen Östreich von 1809 führte er die verbündeten Sachsen auf das Schlachtfeld von Wagram, wo sie mit der Garde und dem Corps des Vicekönigs die zweite Linie und die Reserve bildeten und mit der größten Auszeichnung fochten. Die Sachsen nahmen Wagram und behaupteten das brennende Dorf zwei Stunden lang; da sie aber viele Leute verloren hatten, so befahl Bernadotte dem General Dupas, dessen Division zum neunten Corps gehörte, die Sachsen zu unterstützen. Allein Dupas weigerte sich, weil er höhern Befehl habe, in seiner Stellung zu bleiben. Hierüber erstaunt, traf Bernadotte sofort Anstalten, den Rest der sächs. Truppen zu retten, und eilte dann in das Hauptquartier, um bei dem Kaiser sich hierüber zu beschweren. Wolle man, sagte er, seinen Tod, so gäbe es weniger gehässige Mittel als das, wodurch zugleich mit ihm so viel brave Leute umkämen. Der Kaiser war unzufrieden mit ihm, weil er nach der Schlacht im eigenen Namen eine Proclamation erlassen hatte, in der er die sächs. Truppen mit dem Namen der Granit-Colonnen belegt; doch suchte er ihn in Betreff seiner Beschwerde damit zu beruhigen, daß solche Misgriffe bei so großen Bewegungen unvermeidlich seien; allein Bernadotte nahm seinen Abschied und kehrte nach Paris zurück. Auf die Nachricht von der Landung der Engländer auf Walcheren übertrug ihm der Ministerrath die Leitung der Abwehr. Er bot sofort die Nationalgarden auf, täuschte den Feind durch Hin- und Hermärsche und zwang ihn, die Insel zu räumen. Fortwährend ihm mistrauend wurde er hierauf vom Kaiser nach seinem Fürstenthum verwiesen; doch weigerte sich Bernadotte dessen und verlangte seinen Abschied. Eine Unterredung zwischen ihm und dem Kaiser in Wien versöhnte ihn zwar einigermaßen mit demselben; doch der Kaiser hielt ihn nun einmal für gefährlich, und, ihn zu entfernen, ernannte er ihn zum Generalgouverneur in Rom.

Schon war Bernadotte bereit, dahin abzugehen, als die Abgeordneten Schwedens *im Sept. 1810* ihm die Nachricht von seiner Ernennung zum Thronfolger und Kronprinzen dieses Reichs überbrachten. König Karl XIII. hatte ihn nämlich am 18. Aug. den Ständen zu seinem Thronfolger vorgeschlagen und der hierzu von den Ständen niedergesetzte Ausschuß ihn am 21. Aug. fast einstimmig unter der Bedingung gewählt, daß er zur protestantischen Kirche übertrete und eine Versicherungsacte ausstelle. Bernadotte nahm die Wahl an, auf die Napoleon durchaus keinen Einfluß geübt hatte; er unterredete sich mit dem Kaiser, der ihm Mehres zu Gunsten Schwedens zu thun versprach; allein ihr gegenseitiges persönliches Verhältniß wurde nicht freundschaftlicher, als es bisher gewesen war. Nachdem er am 19. Oct. 1810 zu Helsingör, im Hause des schwed. Consuls, sich zur protestantischen Kirche bekannt, landete er am 20. Oct. zu Helsingborg und wurde sodann am 31. der Reichsversammlung vorgestellt. Schon vorher zum Generalissimus des Reichs ernannt und durch eine Acte vom 5. Nov. 1810 von Karl XIII. adoptirt, nahm er die Namen **Karl Johann** an und leistete vor dem Throne den Eid als Kronprinz und Thronfolger, worauf ihm die Stände huldigten. Als Karl XIII. im folgenden Jahre erkrankte, übertrug er ihm am 17. März 1811, jedoch mit einiger Beschränkung, die Regierung, welche dieser bis zum 7. Jan. 1812 mit Umsicht und Energie führte. Vieles that er in dieser Zeit für den Ackerbau, Handel und die Kriegsmacht. Der König von Schweden war auf die Plane Napoleon's insoweit eingegangen, daß er 1810 an Großbritannien den Krieg erklärte; als jedoch Napoleon 2000 schwed. Matrosen für seine Flotte in Brest verlangte, glaubte man ihm nicht nachgeben zu müssen; dies sowol, wie der Umstand, daß Schweden dem Continentalsystem nur zum Schein beitrat und in Gothenburg lebhaften Handel mit den Engländern trieb, veranlaßte Napoleon am 27. Jan. 1812 Schwedisch-Pommern zu besetzen. Als Karl XIII. die Regierung wieder übernommen, erstattete der Kronprinz einen merkwürdigen Bericht über seine Verwaltung und die Lage des Reichs. Aus seinen Ansichten floß das Decret vom 29. Jul. 1812, wodurch die schwed. Häfen allen Nationen geöffnet wurden; der Kronprinz suchte dasselbe in einem Schreiben an den Kaiser zu rechtfertigen, das aber von diesem sehr übel aufgenommen wurde. In dem Kriege Frankreichs mit Rußland im J. 1812 lehnte Schweden das Bündniß mit Frankreich ab und schloß nach einer Unterredung zwischen dem Kaiser Alexander und dem Kronprinzen

zu Åbo mit Rußland zu Petersburg am 24. März 1812 einen geheimen Bundesvertrag. Eine förmliche Kriegserklärung gegen Frankreich erfolgte erst, nachdem der Kronprinz im Juli 1813 in dem Hauptquartier Alexander's und Friedrich Wilhelm's zu Trachenberg in Schlesien angelangt war. Der Kronprinz hatte dabei nicht die Absicht, Napoleon zu stürzen, sondern nur in seinen Eroberungen zu beschränken. Wiederholt foderte er Napoleon zum Frieden auf und in derselben Absicht schrieb er nach der Schlacht bei Dennewitz an Ney, wie es denn auch erwiesen ist, daß er den Übergang der Verbündeten über den Rhein abzuwenden sich bemühte. Nach der Conferenz in Trachenberg erhielt der Kronprinz den Oberbefehl über die vereinigte Armee von Norddeutschland, welche aus den russ. Corps von Winzingerode, Woronzow und Czernitzew, aus dem engl. unter Walmoden, dem preuß. unter Bülow und dem schwed. unter dem Feldmarschall Stedingk bestand. Bei Großbeeren besiegte er am 23. Aug. den Marschall Oudinot und bei Dennewitz am 6. Sept., wo Bülow den Ausschlag gab, den Marschall Ney. Am 4. Oct. ging er bei Roßlau über die Elbe, und sein Marsch am 17. bis Taucha trug viel zum Erfolge der Schlacht bei Leipzig bei. Während hierauf die Verbündeten in gerader Richtung den Feind nach seiner Grenze verfolgten, zog der Kronprinz die Elbe abwärts nach Mecklenburg gegen den Marschall Davoust und die Dänen. Bald war Lübeck erobert und die dän. Armee von der franz. getrennt, welche sich nach Hamburg warf. Vor dieser Stadt ein Blockadecorps zurücklassend, wendete er sich nun mit dem Hauptheere gegen Holstein. Nach drei Monaten erstreckten sich seine Vorposten bis Ripen und Fridericia, sodaß Friedrich VI. von Dänemark im Frieden, den der Kronprinz am 14. Jan. 1814 mit ihm zu Kiel abschloß, Norwegen an Schweden abzutreten sich genöthigt sah. Hierauf zog er mit dem größten Theile seines Heers durch Hannover gegen Frankreichs Grenze. Dieser Marsch ging jedoch sehr langsam, sodaß, noch ehe der Kronprinz auf dem Kriegsschauplatze ankam, die Verbündeten in Paris eingerückt waren.

Seit seiner Thronbesteigung, am 5. Febr. 1818, that K. Alles, was in seiner Lage möglich war, um das Vertrauen der Nation, die ihn durch freie Wahl auf den Thron gerufen hatte, zu rechtfertigen. Mit der thätigsten Sorgfalt für Beförderung des Rechts und der Wohlfahrt, für welche er mehre Anstalten aus eigenen Mitteln gründete, verband er eine kluge Festigkeit bei der Abstellung von Misbräuchen und eine weise Rücksicht auf die allgemeinen Verhältnisse der europ. Politik. Insbesondere that er sehr viel für Unterrichts- und Bildungsanstalten, für die Armee und die Flotte, die er auf einen bedeutenden Fuß setzte. Unter seiner Regierung wurde die Centralfestung Wanäs, jetzt Karlsborg, begründet und der Bau des Söderteljekanals und des Göthakanals vollendet. Bei seinen Bemühungen, den Ackerbau, Handel und die Industrie zu heben, hatte er allerdings in den beiden letzten Beziehungen mit sehr ungünstigen Verhältnissen zu kämpfen. In der auswärtigen Politik handelte er mit großer Umsicht und Bedachtsamkeit. Dessenungeachtet hatte er gegen eine von Jahr zu Jahr steigende Opposition anzukämpfen, weil er, obschon ein Freund der gesetzlichen Freiheit, kräftig die königlichen Prärogativen aufrecht erhielt und keine Beeinträchtigung derselben duldete. (S. Schweden.) Er erkrankte an seinem 80. Geburtstage und starb am 8. März 1844. Ihm folgte in der Regierung sein einziger Sohn Oskar (s. d.). Seine Gemahlin kam 1811 nach Stockholm, kehrte aber sehr bald nach Paris zurück, wo sie unter dem Namen einer Gräfin von Gothland lebte, bis sie 1829 wieder nach Schweden ging, wo sie am 21. Aug. 1830 als Königin gekrönt wurde. Unter den zahlreichen Gedächtnißreden zeichnet sich besonders die von Atterbom (Ups. 1844) aus.

Karl IV., König von Spanien, 1788—1808, geb. zu Neapel am 12. Nov. 1740, kam 1759, als sein Vater Karl III. durch den Tod seines Bruders Ferdinand's VI. auf den span. Thron berufen wurde, nach Madrid, und folgte demselben am 13. Dec. 1788 in der Regierung. (S. Spanien.) Er war vermählt mit der Prinzessin Luise Marie von Parma. Ohne Kraft, selbst zu regieren, war er stets von seiner Gemahlin und von seinen Ministern abhängig, unter denen der Herzog von Alcudia (s. d.) seit 1792 einen unbeschränkten Einfluß auf ihn gewann. Der Haß, den dieser Günstling von Seiten des Prinzen von Asturien (s. Ferdinand VII.) und anderer Großen auf sich zog, führte 1808 eine Revolution herbei, welche Napoleon benutzte, um die Bourbons vom span. Throne zu entfernen. K. verzichtete auf die Krone zu Aranjuez am 19. März, widerrief zwar hierauf,

trat aber nachher zu Bayonne seine Rechte auf den Thron an Napoleon ab, welcher ihm dagegen auf Lebenszeit den Palast zu Compiegne und eine jährliche Rente von 30 Mill. Realen, wovon zwei Mill. der Königin als Witwengehalt verbleiben sollten, zusicherte. K. lebte seitdem mit seiner Gemahlin und dem Friedensfürsten zu Compiegne, vertauschte aber später diesen Wohnort mit Rom, wo ihm das Klima mehr zusagte. Hier bewohnte er seit 1815 den Palast Barberini, und seine Hauptbeschäftigung war, wie von jeher, die Jagd. Er starb am 19. Jan. 1819 an zurückgetretenem Podagra zu Neapel, bei einem Gegenbesuche, den er seinem Bruder Ferdinand IV., dem Könige beider Sicilien, abstattete. Seine Gemahlin war kurz zuvor, im Dec. 1818, gestorben.

Karl der Kühne, Herzog von Burgund, 1467—77, der Sohn Philipp's des Guten aus dem Hause Valois (s. d.) und der Isabella von Portugal, geb. am 10. Nov. 1435 zu Dijon, führte anfangs den Namen eines Grafen von Charolais. Gleich seinen Vorfahren besaß er ein gewaltiges, stürmisches, ehrgeiziges Naturell. Ludwig XI. (s. d.) von Frankreich, mit dem er von Jugend auf in gerechter Feindschaft lebte, und der auf die Unterdrückung des mächtigen Hauses Burgund ausging, zwang gleich nach seiner Thronbesteigung den alten Herzog Philipp zur Auslieferung der Städte an der Somme, die im Frieden von Arras (s. Karl VII.) abgetreten worden waren. Unwillig darüber, verließ K. den väterlichen Hof und stiftete mit dem Herzog Franz II. von Bretagne, den franz. Prinzen und vielen Großen einen Bund (la ligue du bien public), der die Feudalrechte gegen die Krone aufrecht erhalten sollte. Er drang zugleich mit seinen Streitkräften in die Picardie und Isle de France ein, bedrohte Paris und schlug den König am 16. Juli 1465 bei Montlhéry. Das Heer der Verbündeten vereinigte sich nun zu 100000 M., und Ludwig sah sich am 4. Oct. zum Frieden von Conflans und St.-Maur genöthigt, durch welchen Charolais die Städte an der Somme und auch die Grafschaften Boulogne, Guines und Ponthieu für sich erhielt. Im J. 1467 folgte er seinem Vater in den burgund. Gesammtstaaten. Reicher und mächtiger als irgend ein damaliger Fürst, trug er sich längst mit dem Plane, das alte Königreich Burgund herzustellen und zu diesem Zwecke auch Lothringen, Provence, Dauphiné und die Schweiz an sich zu reißen. Während er sich aufs neue gegen den Lehnsherrn rüstete, lud ihn Ludwig XI. im Oct. 1468 zu einer Ausgleichung nach Peronne. Der Herzog zögerte, und der König ließ aus Rache durch seine Agenten die Lütticher zur Empörung aufreizen, die schon im vorigen Jahre gegen den Burgunder, welcher Schutzherr des Stifts sein wollte, die Waffen ergriffen hatten. Indessen besann sich K. und erschien. Als er aber während der Verhandlungen den Aufstand der Lütticher erfuhr, nahm er sogleich den König gefangen und würde denselben in der ersten Hitze umgebracht haben, hätte ihn nicht sein Rath Comines (s. d.) zurückgehalten. Vertragsmäßig mußte Ludwig dem Zuge gegen die Lütticher beiwohnen und die Grausamkeiten, welche sein Vasall an der Stadt verübte, sogar öffentlich beloben. Nachdem der König die Freiheit erlangt, lud er auf Betrieb des Connetable, Grafen von Saint-Pol, den Herzog vor das Parlament von Paris und ließ denselben, da er natürlich nicht erschien, am 3. Dec. 1470 von den Ständen zu Amboise als Majestätsverbrecher ächten. Zugleich fiel Ludwig in die burgund. Staaten ein und K., der darauf nicht vorbereitet war, mußte 1471 um einen Stillstand bitten. Die Rache war jedoch nur aufgeschoben. Um diese Zeit starb der Herzog von Guienne, des Königs Bruder und des Herzogs Freund und Bundesgenosse, an Gift, das ihm der König durch einen Benedictiner hatte reichen lassen. K., über dieses Verbrechen entrüstet, griff im Juni 1472 wohlgerüstet zu den Waffen, verwüstete mit unerhörter Wuth die Picardie, erstürmte Nesle, dessen Bevölkerung er niedermachte, nahm Roye, belagerte Beauvais und kehrte, nachdem er zuvor die Normandie ebenfalls verheert, im Herbste nach Flandern zurück. Ludwig vergalt diese Zerstörungen in den burgund. Ländern mit gleichem Maße und brachte den Herzog noch im Dec. zum Waffenstillstande. Beide suchten sich nun durch Bundesgenossen zu verstärken. Der König gewann die bedrohten Schweizer und Lothringer; K. schloß im Juli 1474 mit Eduard IV. (s. d.) von England einen Bund zur Eroberung Frankreichs. Doch war es dem Herzoge mit diesem Vertrage nicht Ernst, vielmehr wollte er Eduard zu einer Diversion benutzen. Ungeachtet

seiner weiten Entwürfe mischte sich der Herzog auch in die kölner Händel, weil er als Schutzherr des Stifts gelten wollte. Er zog dem abgesetzten Kurfürsten Ruprecht mit einem starken Corps zu Hülfe und belagerte elf Monate das vom Landgrafen Hermann von Hessen tapfer vertheidigte Neuys, bis der Kaiser mit dem Reichsheer herbeikam. Unterdeß war auch Eduard IV. mit einer Streitmacht zu Calais gelandet und drang auf die Picardie los. Den Engländern mistrauend, vor der Hand erschöpft und vor Rache gegen die Lothringer und Schweizer glühend, die während des kölner Zugs seine Staaten verwüstet, mochte der Herzog seinem Bundesgenossen keine Hülfe zuführen. Der König von England ließ sich darum von Ludwig XI. am 29. Aug. 1475 zu Amiens einen Waffenstillstand (Trève marchande) abkaufen, in welchem die Herzoge von Burgund und Bretagne eingeschlossen waren. K. bot nun alle Streitkräfte auf, um seine Eroberungsplane auszuführen. Er überfiel im Sept. 1475 mit 40000 M. Lothringen und eroberte das Land innerhalb eines Monats. Zu Anfang des folgenden Jahrs drang er durch die Jurapässe in die Schweiz, eroberte Grandson mit Sturm und ließ die Besatzung erhenken und ersäufen. Die Eidgenossen erschienen hierauf in der Stärke von 18000 M. Sie schlugen den Herzog am 2. März bei Grandson und nahmen ihm sein Gepäck und seine für die damalige Zeit unermeßlichen Schätze ab. K. erschien nach drei Monaten mit einem neuen Heere von 60000 M. und unternahm die Belagerung von Murten. Vor dieser Stadt wurde er aber am 22. Juni 1476 in einer furchtbaren Schlacht von den Schweizern völlig vernichtet; 20000 Burgunder kamen im Murtersee oder auf dem Schlachtfelde um. Dieses Unglück beugte den Herzog an Geist und Körper; in tiefe Schwermuth versunken blieb er längere Zeit völlig unthätig. Seine stolzen Edelleute, die Stützen seiner Macht, waren gefallen oder verarmt; seine reichen Städte waren von Geld und Menschen entblößt. Erst auf die Nachricht, daß der junge Herzog Renatus von Lothringen sein Land wiedererobert, drang er im Oct. 1476 mit einem schwachen Corps in Lothringen ein und belagerte Nancy. Bei Annäherung des durch Schweizer und Franzosen verstärkten Feindes faßte er schon den Entschluß, sich zurückzuziehen; allein der mit dem Feinde einverstandene und von Ludwig XI. angestiftete neapolitan. Graf Campo-Basso, der des Burgunders italien. Soldtruppen befehligte, bewog ihn zum Bleiben. Am 5. Jan. 1477 lieferte K. dem Herzoge Renatus vor Nancy eine Schlacht, in welcher Campo-Basso mit der Reiterei überging. K. mußte mit wenigen Getreuen der Übermacht erliegen. Er schlug sich zwar durch, stürzte aber auf der Flucht in einen Graben und wurde von einem Lothringer unerkannt erstochen und von den Schweizern ausgezogen. Erst nach drei Tagen zog man den Leichnam unter dem Eise hervor und erkannte den Herzog an Bart und Nägeln, die er sich seit der Niederlage bei Murten nicht mehr abgeschnitten hatte. Er wurde zu Nancy beigesetzt und 1550 ließ sein Urenkel Karl V. die Gebeine nach Brügge bringen. Mit ihm fiel nicht nur der gefährlichste Feind Ludwig's XI., sondern zugleich das Haupt und der letzte Träger eines gewaltigen Vasallenthums, an dem sich bisher die Centralisationsbestrebungen der franz. Könige gebrochen hatten. An gewöhnlichen Zerstreuungen fand er sein ganzes Leben hindurch keinen Geschmack; er regierte mit Eifer, Gerechtigkeit und selbst mit Milde, wenn anders nicht seine Oberherrlichkeit in Frage gestellt wurde. Den Städten gegenüber, die mit dem Adel in beständiger Fehde lagen, begünstigte er den letztern. Er war dreimal verheirathet; nur von seiner zweiten Gemahlin, Isabella von Bourbon, hinterließ er die Erbtochter Maria, die sich 1477 mit dem spätern Kaiser Maximilian I. (s. d.) verheirathete. Vgl. Barante, „Histoire des ducs de Bourgogne de la maison de Valois“ (13 Bde., Par. 1824 fg.).

Karl, eigentlich Karl IV. Leopold, Herzog von Lothringen, kaiserlicher General, geb. am 3. Apr. 1643, der Sohn des aus dem geistlichen Stande wieder zurückgetretenen Prinzen Nik. Franz, wurde von seinem Oheim, dem Herzog Karl III. von Lothringen, geb. 1604, gest. 1675, zu seinem Nachfolger bestimmt, mußte aber auf Befehl Ludwig's XIV. 1669 nebst seinem Oheim Frankreich verlassen und trat in östr. Dienste. Vergebens bewarb er sich in den J. 1669 und 1674 um die poln. Königskrone. Nachdem durch den Tod seines Oheims das Recht der Nachfolge in Lothringen (s. d.) auf ihn übergegangen, verheirathete er sich 1678 mit Eleonore Marie, der Schwester des Kaisers Leopold und Witwe des Königs Michael von Polen. Er focht 1672 gegen die Franzosen am Rhein

und führte daselbst 1676 das Obercommando. Hierauf commandirte er in dem Kriege gegen die Türken von 1683—88, in welchem er 1685 bei Gran siegte, Neuhäusel und Ofen eroberte und 1687 den großen Sieg über die Türken bei Mohatsch davon trug. Im J. 1689 hatte er wieder den Oberbefehl im Kriege gegen Frankreich und eroberte Mainz und Bonn. Vergebens machte er gleichzeitig seine Ansprüche auf Lothringen beim Reichstage gültig. Er starb am 18. Apr. 1690 auf der Reise nach Wien zu Wels in Östreich, wie man glaubt, vergiftet. Erst sein erstgeborener Sohn, Leopold Joseph Karl, geb. 1679, gest. 1729, gelangte im ryswijker Frieden 1697 wieder zum Besitz von Lothringen.

Karl, eigentlich Ludwig Ferdinand Karl von Bourbon, Infant von Spanien, Fürst von Lucca, Erbherzog von Parma, der Sohn des Königs Ludwig von Etrurien und der Infantin Marie Luise, der Tochter Karl's IV. von Spanien. Sein Großvater Ferdinand, der Enkel Philipp's V. von Spanien, war der letzte Herzog von Parma aus dem Hause Bourbon. Das demselben im Frieden zu Luneville zugetheilte Großherzogthum Toscana überließ er 1801 seinem Sohne, dem Erbprinzen Ludwig, der nach des Vaters Tode, am 9. Oct. 1802, zufolge einer mit Spanien im J. 1801 abgeschlossenen Convention zu Gunsten Frankreichs auf Parma und Piacenza verzichtete, wogegen Toscana zum Königreiche Etrurien erhoben wurde. Nach dem frühen Tode des Königs Ludwig, am 27. Mai 1803, folgte ihm sein Sohn K. in der Regierung unter Vormundschaft der Mutter; doch mußte Etrurien schon am 10. Dec. 1807 an Frankreich abgetreten werden, Lucca aber hatte inzwischen 1805 Napoleon's Schwester Elise, die mit dem Fürsten Bacciocchi vermählt war, erhalten. Nachdem durch den pariser Frieden und den Congreß zu Wien Napoleon's Gemahlin, Marie Luise, die Herzogthümer Parma, Piacenzo und Guastalla zugesprochen worden waren, wurde der ehemaligen Königin von Etrurien und ihren Kindern das Herzogthum Lucca bis dahin überlassen, wo sie nach dem Tode der Kaiserin zum Besitze von Parma gelangen werde, worauf Lucca an Toscana fallen solle. Nach erlangter Volljährigkeit übernahm K. die Regierung aus den Händen seiner Mutter, die am 13. März 1824 starb, und vermählte sich 1820 mit der Tochter des Königs Victor Emanuel von Sardinien, Marie Therese, geb. am 19. Sept. 1803. Der Herzog lebt meist auf Reisen, die Herzogin bewohnt fast immer ihr reizendes Landhaus in der Nähe von Lucca. Ihr einziger Sohn, Ferdinand Karl, ist am 14. Jan. 1823 geboren. Die Schwester des Herzogs, Luise, ist die verwitwete Prinzessin Maximilian von Sachsen.

Karl, Erzherzog von Östreich, Herzog von Teschen, kaiserlicher Generalfeldmarschall, dritter Sohn Kaiser Leopold's II. (s. d.) und Maria Ludovica's, der Tochter des Königs Karl's III. von Spanien, Oheim des Kaisers Ferdinand's I. (s. d.), wurde am 5. Sept. 1771 zu Florenz geboren. In der frühesten Jugend zeigte er bei physischer Schwäche und Kränklichkeit und einer gewissen Verschlossenheit des Charakters eine fast entschiedene Abneigung gegen alles mechanische und arithmetische Wissen. Im Laufe der Zeit erwachte jedoch mit seiner Vorliebe für die Kriegskunst zugleich desto lebhafter das Interesse an der Geometrie und den Kriegswissenschaften; auch machte jene stille Schüchternheit bald einer liebenswürdigen Offenheit Platz, die, mit einer seltenen Bescheidenheit gepaart, fortan einen festen Grundzug seines Charakters bildete. Unter des Grafen Hohenwart Leitung erhielt er durch d'Arnal und Mack seine militairische Ausbildung; mit den Staatsgeschäften machte er sich später in Belgien vertraut, wohin er nach Unterdrückung der brabanter Revolution 1790 gesendet wurde, um, an der Seite seines Verwandten, des die Niederlande zugleich mit der Erzherzogin Maria Christina administrirenden Herzogs Albert (s. d.) von Sachsen-Teschen, der ihn kurz vorher adoptirt und zum Erben eingesetzt hatte, auf seinen Beruf als künftigen Statthalter dieses Landes sich vorzubereiten. Zugleich begann er hier 1792 im Feldzuge gegen die Franzosen unter Herzog Albert seine praktisch-militairische Laufbahn. Er nahm an der Schlacht bei Jemappes Theil, trug als Befehlshaber der Avantgarde des Prinzen von Koburg viel zu den Siegen bei Aldenhoven und Neerwinden gegen Dumouriez bei und wurde nach der Wiedereroberung Belgiens am 25. März 1793 Generalstatthalter der Niederlande. Im J. 1794 commandirte er bei Landrecy eine Division, bei Tournay und Courtray den ganzen linken Flügel gegen Pichegru und bei Fleurus

das Centrum. Nachdem er 1796 als Reichsfeldmarschall den Oberbefehl des östr. Heers am Rhein und der Reichsarmee übernommen, focht er gegen den franz. General Moreau bei Rastadt mit Glück, schlug den General Jourdan bei Teining, Amberg und Würzburg, zwang die Franzosen über den Rhein zu flüchten und krönte diesen siegreichen Feldzug durch die Einnahme von Kehl mitten im Winter 1797. In Folge der reißenden Fortschritte, die inzwischen Bonaparte in Italien gemacht, wurde er im Febr. 1797 dorthin entsendet, um das Kriegsglück wieder auf die Seite der Östreicher zu neigen. Aber seine entmuthigte und schwache Armee vermochte, trotz zahlreicher Beweise von Tapferkeit, sich gegen die Franzosen nicht zu behaupten, und Östreich benutzte die ersten durch den Erzherzog wiedererrungenen Vortheile, um die Friedenspräliminarien zu Leoben, am 18. Apr. 1797, abzuschließen. Nach dem fruchtlosen Congresse zu Rastadt trat der Erzherzog 1799 abermals an die Spitze der Rheinarmee, schlug den General Jourdan in den Gefechten an der Ostrach, bei Pfullendorf und besonders in der Schlacht von Stockach am 25. März, fand aber hiernächst durch die Mishelligkeiten, die zwischen ihm und den russ. Generalen Suwarow und Korsakow ausbrachen, seine weitern Operationen gehemmt und mußte, obgleich er bei Neckerau am 18. Sept. gesiegt und Manheim besetzt hatte, in Folge des Siegs von Masséna über Korsakow bei Zürich, sich nunmehr auf die Deckung Schwabens beschränken. Dennoch gelang es ihm, die einzelnen Colonnen der Franzosen, welche auf das rechte Rheinufer übersetzten, zurückzuwerfen und Masséna überall mit Glück die Spitze zu bieten. Seine erschütterte Gesundheit nöthigte ihn hierauf im März 1800 das Feld zu verlassen; er wurde zum Generalgouverneur von Böhmen ernannt und benutzte diese Stellung, um hier ein neues Heer zu bilden. Doch schon im Dec. desselben Jahres, nach der unglücklichen Schlacht bei Hohenlinden, mußte er von neuem den Oberbefehl übernehmen. Zwar gelang es ihm, die raschen Eroberungen Moreau's für den Augenblick zu hemmen; allein bereits am 25. Dec. war er genöthigt, mit seinem Gegner den Waffenstillstand zu Steyer einzugehen, dem am 9. Febr. 1801 der Friede zu Luneville folgte. Zum Hofkriegsrathspräsidenten ernannt, erhielt er nunmehr den Auftrag, einen Plan zur neuen Organisation des Kriegssystems in Östreich zu entwerfen; auch wurde er Coadjutor des Deutschmeisters und 1805 Kriegsminister. In dem neuausgebrochenen Kriege mit Frankreich von 1805 befehligte er ein östr. Heer in Italien gegen Masséna, mit welchem er besonders bei Caldiero am 30. Oct. einen hartnäckigen Kampf bestand. Auf die Nachricht von dem Unglücke der Östreicher in Deutschland, trat er in der Nacht vom 1.—2. Nov. seinen meisterhaften Rückzug vom linken Etschufer nach Kroatien an, um sein Heer zum Schutze der noch nicht eroberten Provinzen darzubieten. Nach dem presburger Frieden wurde er Generalissimus der gesammten östr. Armee und Kriegsminister mit unumschränkter Vollmacht. Als solcher begann er von neuem die Reorganisation des bestehenden Kriegssystems und errichtete namentlich Reserven und eine bedeutende Landwehr. In dem Kriege von 1809 rückte er im Apr. mit der östr. Hauptmacht in Baiern ein und drang bis Landshut und am 20. Apr. bis Regensburg vor. Hier hatte er das ganze franz. von Napoleon selbst geführte Heer gegen sich und es erfolgte ein fünftägiger, äußerst hartnäckiger und blutiger Kampf, besonders bei Eckmühl (s. d.), welcher, aller Anstrengungen ungeachtet, mit der Niederlage der Östreicher, die auf ihrem linken Flügel umgangen worden waren, endigte und den Rückzug des Erzherzogs über Cham und Waldmünchen nach Böhmen zur Folge hatte. Durch neue Truppen verstärkt, trat hierauf der Erzherzog den Franzosen, die bei Ebersdorf über die Donau gesetzt waren, im Marchfelde entgegen und gewann die glorreiche Schlacht bei Aspern und Esling (s. d.), in welcher er die Franzosen mit großem Verlust über die Donau zurückwarf und zum ersten Mal den Ruf der Unüberwindlichkeit Napoleon's wankend machte. Aber leider verfolgte der Erzherzog die Früchte dieses Tags nicht, bezog die Stellung wieder, die er vor der Schlacht gehabt hatte, und ließ Napoleon Zeit, seinen Verlust durch franz. und deutsche Truppen zu ergänzen, bis dieser, vollkommen gerüstet, am 5. Juli den Kampf gegen den Erzherzog bei Wagram (s. d.) erneuerte, trotz des anfänglichen Siegs der Östreicher auf dem rechten Flügel, die Durchbrechung des Centrums und die Umgehung des linken Flügels bewirkte und dadurch einen vollständigen Sieg erkämpfte. Der Rückzug selbst geschah in vollkommener Ordnung unter beständigen Gefechten bis

nach Znaim, wo am 12. Juli der Kampf durch den Waffenstillstand unterbrochen wurde. Bald darauf legte der Erzherzog, meist durch persönliche Begegnisse misgestimmt, seine Feldherrnwürde und sämmtliche übrige Stellen nieder und lebte anfangs zu Teschen, später in Wien. An dem Befreiungskampfe von 1813 und 1814 nahm er nicht Theil und nur nach Napoleon's Rückkehr von Elba war er eine Zeit lang Gouverneur von Mainz. Im J. 1815 vermählte er sich mit der Prinzessin Henriette von Nassau-Weilburg, gest. 1829, mit der er vier Söhne und zwei Töchter zeugte, die Erzherzoge Albrecht, geb. 1817, seit 1844 mit der Prinzessin Hildegard von Baiern vermählt; Karl Ferdinand, geb. 1818; Friedrich, geb. 1821, der sich als Contreadmiral im J. 1840 in Syrien rühmlichst hervorthat; Wilhelm, geb. 1827; die Erzherzogin Therese, geb. 1816, vermählt seit 1837 mit dem Könige beider Sicilien, Ferdinand II., und die Erzherzogin Marie Karoline, geb. 1825, seit 1844 Äbtissin des Theresianischen freien adeligen Stifts in Prag. In der militairischen Literatur hat sich der Erzherzog einen berühmten Namen erworben durch seine „Grundsätze der Strategie, erläutert durch die Darstellung des Feldzugs von 1796 in Deutschland" (3 Bde., Wien 1814) und „Geschichte des Feldzugs von 1799 in Deutschland und der Schweiz" (2 Bde., Wien 1819). Übrigens ist der Erzherzog in Besitz der reichen Kunstsammlungen des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen.

Karl (Friedr. Aug. Wilh.), entthronter Herzog von Braunschweig, der Erstgeborene der beiden noch übrigen Sprößlinge der ältern Linie des Hauses der Welfen, der Sohn des Herzogs Friedrich Wilhelm (s. d.) und dessen Gemahlin Marie Elisabeth, der Tochter des Erbprinzen Karl Ludwig von Baden, wurde am 30. Oct. 1804 zu Braunschweig geboren. Nach der Schlacht bei Jena mußte die Mutter mit ihm und seinem jüngern Bruder Wilhelm nach Schweden zu ihrer Schwester, der Gemahlin Gustav's IV. Adolf, flüchten und erst im Aug. 1807 fand die getrennte herzogliche Familie in Karlsruhe einen ruhigern Aufenthalt. Der Tod der Mutter, die im Apr. 1808 starb, hatte auf die beiden Prinzen einen um so nachtheiligern Einfluß, da der Vater, von den Ereignissen der Zeit fortgerissen, sie nur fremder Pflege überlassen konnte. Im Frühjahre 1809 führte sie Major Fleischer, der nachherige Oberst von Nordenfels, von Bruchsal, wo sie unter der Aufsicht ihrer Großmutter, der verwitweten Markgräfin von Baden, gelebt hatten, nach Öls in Schlesien; auch hier bedroht, wurden sie nach Nachod in Böhmen, darauf nach Kolberg, später nach Schweden und im Sept. 1809 nach England gebracht, wo sie ihr Vater seiner Mutter, der verwitweten Herzogin Auguste, der Schwester Georg's III., übergab, in deren Nähe sie bis 1813 lebten. Ihren Unterricht besorgte ein engl. Geistlicher, der Hofkaplan Prince, dem aber die Eigenschaften eines tüchtigen Erziehers fehlten. Im J. 1814 folgten sie in Begleitung ihres Lehrers ihrem Vater nach Braunschweig. Nach den Verfügungen desselben bei seinem Tode im J. 1815 kamen sie unter die Vormundschaft des Prinz-Regenten von England. Bald nachher wurde ihr bisheriger Lehrer entlassen, dessen Unterrichtsweise man die geringen Fortschritte des Prinzen K. in den nothwendigsten Kenntnissen zuschrieb. Der Prinz hat später, als er die gehässigsten Beschuldigungen gegen seinen Vormund hervorsuchte, in der Entfernung seines ersten Lehrers den Anfang eines systematisch befolgten Plans finden wollen, ihn durch die Erziehung zur selbständigen Regierung seines Landes völlig unfähig zu machen. Es ist indeß durch glaubwürdige Urkunden dargethan, daß der Vormund auch in der Ferne auf die Bildung der Prinzen Bedacht nahm, und daß der Minister Graf von Münster (s. d.) und der Geh. Rath von Schmidt-Phiselbeck (s. d.) weit entfernt waren, bei der Erziehung derselben selbstsüchtige Zwecke zu verfolgen. Unglücklicherweise aber scheint K. schon frühzeitig einem Hange zu unnatürlichen Ausschweifungen nachgegeben zu haben, und dieser Umstand ist wol nicht mit Unrecht als ein Haupterklärungsgrund der ganzen verderblichen Richtung seiner Entwickelung aufgestellt worden. Früh zeigte sich auch schon bei ihm Geldgier, und ebenso früh regte sich eine stolze Einbildung auf seinen Herrscherberuf. Nachdem er mit seinem Bruder fünf Jahre in Braunschweig verlebt, gingen sie mit ihrem Führer, dem Major von Linsingen, 1820 nach Lausanne. In schlechter Gesellschaft verstärkte sich hier sein Hang zu Ausschweifungen. Das Verhältniß aber zu seinem Führer wurde so gespannt, daß der König von England denselben 1822 seiner Verpflichtungen enthob, worauf K. sich zu seiner Großmutter

nach Bruchsal begab. Im Aug. 1822 ging er unter Führung des Obersten Dörnberg nach Wien, wo der Wunsch nach seiner Volljährigkeitserklärung in ihm angeregt wurde. Der König von England hielt es aber dem Charakter K.'s für angemessen, dessen Mündigkeitserklärung so weit hinauszusetzen, als es mit dem Rechte nur irgend verträglich schien; im Einverständniß mit den Höfen zu Wien und Berlin beschloß er jedoch, K. am 23. Oct. 1823 die Regierung zu übergeben. K. sah in der unter der Vormundschaft zu Stande gekommenen revidirten Landschaftsordnung nur das Bestreben, seine Gewalt zu beschränken; er war nicht zu bewegen, dieselbe anzuerkennen und die sogenannten Reversalien zu unterzeichnen, weshalb auch die von dieser Unterzeichnung abhängige Huldigung unterblieb. Er mischte sich wenig in die Regierungsgeschäfte, verrieth die größte Unwissenheit in den öffentlichen Angelegenheiten und einen Mangel an Sinn für alles Edle. Im J. 1824 reiste er nach Italien, hierauf nach Hamburg und 1825 nach England, wo er ein Mädchen entführen ließ, das ihn nach Braunschweig begleitete und mit ihm lebte, bis er sie als Mutter eines Kindes hartherzig verstieß. Nach seiner Rückkehr aus England im Frühjahre 1826 wurden die Verhältnisse des Geh. Raths Schmidt-Phiseldeck, des Hauptorgans der vormundschaftlichen Regierung, durch des Herzogs feindseliges Benehmen so peinlich, daß jener im Oct. um seinen Abschied ansuchte und im Apr. 1827, um sich gegen die Nachstellungen des Herzogs zu sichern, nach Hannover entfloh. Seitdem trat K. mit einer immer entschiedenern Feindseligkeit und mit einer gehässigen Öffentlichkeit gegen seinen Vormund auf. Während er einen Theil der vormundschaftlichen Regierungshandlungen für ungültig erklärte, ließ er zugleich in Streitschriften durch die niedrigsten Menschen die gröbsten Unwahrheiten verbreiten. Er verdrängte nach und nach sämmtliche Mitglieder des von der vormundschaftlichen Regierung eingesetzten Ministeriums und setzte an die Stelle derselben willige Werkzeuge seines despotischen Sinnes. Alle Hülfsquellen des Staats wurden zur Befriedigung seiner Launen verwendet. Rachgierig verfolgte er Jeden, der sich sein Misfallen zugezogen hatte. Eine geheime Policei wurde in Thätigkeit gesetzt, und bald stand eine Reihe würdiger Männer in dem sogenannten schwarzen Buche aufgezeichnet, um für Äußerungen der Misbilligung über den Herzog und seine Schützlinge durch Zurücksetzung bestraft zu werden. Lange Zeit suchte er fast allein im Schauspiel Zerstreuung, und die Schauspieler machten fast seine einzige Gesellschaft aus. Immer mehr ergab er sich einem ausschweifenden Leben, und immer höher stieg die Begierde, seine Schätze zu mehren. Als endlich der Bundestag die Beschwerden des Landes in Betracht zog, begab sich der Herzog 1829 nach Frankreich, während er die Verwaltung des Landes fast ganz in die Hände seines Günstlings Bitter legte, der, aus der Schreibstube hervorgezogen, das ausschließende Vertrauen des Herzogs gewonnen hatte und, um die erlangte Gunst zu behaupten, sich zu den unwürdigsten Handlungen gebrauchen ließ. Zum Kanzleidirector erhoben, besorgte er den Verkauf der Domainengüter für die Privatkasse des Herzogs, unterhielt während der Abwesenheit desselben allein die Verbindung in Beziehung auf Regierungsangelegenheiten mit ihm, und stand an der Spitze des geheimen Cabinets, von welchem die geheime Policei abhing. Als die Juliusrevolution den Herzog aus Paris und die belgische Revolution aus Brüssel vertrieb und er im Aug. 1830 heimlich nach Braunschweig zurückgekehrt war, beschleunigte er, den Unwillen des Volks immer mehr reizend, den Ausbruch des Aufstandes, in Folge dessen er den Thron verlor. (S. Braunschweig.) Sein Bruder Wilhelm (s. d.) führte die Regierung fort. K. suchte in England Unterstützung, und da er diese nicht fand, ging er wieder nach Deutschland, näherte sich den Grenzen seines Landes und suchte durch Versprechung freisinniger Staatseinrichtungen die große Masse zu täuschen; bei dem ersten Widerstande aber wich er zurück und schon im Dec. 1830 war er wieder in Paris. Die Agnaten erklärten ihn 1831 für unfähig zur Regierung und derselben verlustig, die nun auf seinen Bruder Wilhelm überging. Nichtsdestoweniger beschäftigte ihn in Paris unaufhörlich der Gedanke an die Rückkehr in sein verlorenes Land. Wiederholt traf er Einleitungen und verschwendete große Summen, sich mit bewaffneter Macht in Besitz desselben zu setzen; doch nie kam er über die Einleitungen hinaus. Aus Frankreich im J. 1832 deshalb ausgewiesen und nach dem Waadtlande gebracht, kaufte er sich im folgenden Jahre in Paris an, wo er fortan abwechselnd mit England sein gewohntes Leben fortsetzte, das mehrmals zu öffentlichen Verhandlungen Anlaß gab.

Karl (Friedr. Aug.), Herzog von Mecklenburg, ehemaliger preuß. General der Infanterie und Präsident des Staatsraths, Stiefbruder des Großherzogs Georg (s. d.) von Mecklenburg-Strelitz, Bruder der Königin Luise (s. d.) von Preußen, geb. am 30. Nov. 1785 zu Hannover, wo sein Vater, der nachmalige Großherzog Karl Ludwig Friedrich von Mecklenburg-Strelitz, als hannov. Feldmarschall und Generalgouverneur lebte, wurde, da seine Mutter, eine Prinzessin von Hessen-Darmstadt, in Folge der Entbindung sehr bald verstarb, nebst seinen Geschwistern in Darmstadt unter den Augen seiner Großmutter erzogen, bis er 1794 dem Vater nach Strelitz folgte. Im J. 1799 als Stabscapitain in die preuß. Armee aufgenommen, besuchte er 1801—3 die Militairschule und darauf die von Scharnhorst gestiftete Kriegsschule in Berlin. Zum Major befördert, trat er 1805 in die Garde. Bei Auerstädt that er seine ersten Kriegsdienste. Nach der Reorganisation der preuß. Armee diente er wieder in der Garde, wurde 1810 Oberstlieutenant, 1812 Oberst und 1813 dem Blücher'schen Corps beigegeben. Erfocht bei Lützen und Bautzen und wurde im Juni 1813 zum Generalmajor befördert. Nach der Wiedereröffnung der Feindseligkeiten fand er als Chef einer Brigade bei dem York'schen Armeecorps, welches fast unausgesetzt die Avantgarde des von Blücher geführten schles. Heers bildete, Gelegenheit, sein militairisches Talent, seine Entschlossenheit und Geistesgegenwart zu zeigen. Großen Ruhm erntete er insbesondere in den Gefechten und Schlachten von Löwenberg, Goldberg, Katzbach, Wartenburg und bei Leipzig, wo er verwundet wurde, sodaß er erst nach dem Einzuge der Verbündeten in Paris dort eintreffen konnte, nachdem er inzwischen zum Generallieutenant befördert worden war. Nach der Rückkehr aus Frankreich wurde er Brigadechef der Garde, die er 1815 als besonderes Corps nach Frankreich führte und die er seitdem als commandirender General bis zu seinem Tode befehligte. Im J. 1817 zum Mitglied des Staatsraths ernannt, wurde er 1825 General der Infanterie, in demselben Jahre mit dem Vorsitze im Staatsrathe beauftragt und 1827 definitiv zu dessen Präsidenten ernannt, mit der Befugniß, an den Sitzungen des Geh. Staatsministeriums Theil zu nehmen. Er starb am 21. Sept. 1837. Bei Geist, Kenntniß, Tapferkeit und Kriegserfahrung, wie staatsmännischer Gewandtheit und Übung war der Herzog ein entschiedener Absolutist, jedoch im bessern Sinne. Er war in dem Freiheitskriege einer der wackersten Kämpfer und hat in seiner bedeutenden Stellung Wichtiges geleistet; nach der Befreiung Deutschlands wollte er ganz die vor 1806 geltenden Principien wieder eingeführt wissen, nur einigermaßen nach der zu bewußt gewordenen Zeit gemildert. Als Chef der Garde that er Alles, dieses Corps zu einem bevorzugten zu machen. Als Staatsmann übte er zumal bei der persönlich so nahen und einflußreichen Stellung zum Könige im Allgemeinen auf den Gang der preuß. Staatsangelegenheiten, vorzüglich seit Hardenberg's Tode, den entscheidendsten Einfluß. Unter solchen Umständen konnte der Herzog in der öffentlichen Meinung nicht günstig gestellt sein, und es erwuchsen ihm auch einflußreiche Gegner, die sein Ansehen und sein Gewicht nicht ohne Neid betrachteten. Besonders hatte er in seiner militairischen Stellung harte Kämpfe zu bestehen. Seine offene und mit großem Eclat dargelegte Abneigung gegen die neue Dynastie in Frankreich bei der Bewerbung des Herzogs von Orleans um die Prinzessin Helene von Mecklenburg-Schwerin brachte eine augenblickliche Misstimmung zwischen ihm und dem Könige von Preußen hervor, die indeß später ganz wieder ausgeglichen wurde. Er war belesen, besaß Geschmack in der schönen Literatur und trat selbst als Schriftsteller auf. Für die Dicht- und Schauspielkunst war der Herzog am Hofe Das, was der Fürst Radziwill für die Musik war. In seinen letzten Lebensjahren schrieb er unter dem Namen Weißhaupt das Lustspiel „Die Isolirten", das zwar auf der Bühne kein sonderliches Glück machte, aber Feinheit des Dialogs und sichere Kenntniß und Würdigung geselliger Lebensverhältnisse nicht verkennen läßt.

Karl Albert, König von Sardinien seit 1831, geb. am 2. Oct. 1798, der Sohn des Prinzen Karl Emanuel von Savoyen-Carignan und der Marie Christine, einer Tochter des Herzogs Karl von Sachsen und Kurland, eines jüngern Bruders des Kurfürsten Friedrich Christian von Sachsen, folgte im J. 1800 unter dem Titel eines Prinzen von Carignan seinem Vater in dem Besitze von dessen piemontes. und franz. Besitzungen unter der Vormundschaft seiner Mutter, die sich zum zweiten Mal mit dem Fürsten von Montleart

vermählt hatte. Die verwandtschaftliche Verbindung mit dem sächs. Hause veranlaßte die Mutter, sich oft in Dresden aufzuhalten, wo der Prinz nebst seiner Schwester, Marie Elisabeth, der nachherigen Gemahlin des Erzherzogs Rainer von Östreich, eine sorgfältige Erziehung erhielt. Nachdem er sich 1817 mit Marie Therese, der Tochter des Großherzogs Ferdinand von Toscana, vermählt hatte, lebte er auf seinen Gütern in Piemont, bis die Urheber des Aufstandes in Piemont im J. 1821, von denen mehre dem Prinzen sehr nahe standen, ihm die Absicht zu erkennen gaben, ihn an die Spitze des Staats zu stellen. Der Prinz ging, obschon nicht ohne Schwanken, wie es scheint, um der Revolution sich zu bemächtigen, auf ihre Anträge ein. Der König Victor Emanuel I. (s. d.) von Sardinien entsagte am 13. März 1821 der Regierung und ernannte bis zur Ankunft des Thronfolgers, seines kinderlosen Bruders Karl Felix, den Prinzen zum Regenten, den der Congreß zu Wien beim Erlöschen des Mannsstamms der ältern savoyischen Linie als Thronfolger in Sardinien anerkannt hatte. Der Prinz mußte sich sofort für Annahme der span. Constitution erklären, beschwor sie und setzte eine provisorische Junta ein. Nachdem aber ein östr. Heer sich gegen Piemont in Bewegung gesetzt und Karl Felix von Modena aus alle seit seines Bruders Abdankung geschehenen Schritte für ungültig erklärt hatte, verließ der Prinz am 21. März heimlich Turin, ohne der Junta irgend eine Weisung zurückzulassen, entsagte von Novara aus der Regentschaft und ging zunächst in das östr. Hauptquartier und dann nach Modena. Nachdem der neue König ihm den Zutritt zu seinem Hofe verboten hatte, lebte er in Florenz. Später begab er sich nach Frankreich und diente 1823 als Freiwilliger in dem Heere des Herzogs von Angoulême in Spanien. Nach seiner Rückkehr aus Spanien durfte er auch wieder in Turin erscheinen und wurde 1829 zum Vicekönig von Sardinien ernannt. Nach dem Tode Karl Felix's, am 27. Apr. 1831, bestieg er den Thron von Sardinien. So groß auch die Hoffnungen waren, zu welchen die ersten Zeiten seiner Regierung berechtigten, so nahm er sehr bald Regierungsmaximen an, welche nothwendiger Weise fortwährende Verschwörungen zur Folge haben mußten. (S. Sardinische Monarchie.) Mit seiner Gemahlin zeugte er zwei Söhne, den Kronprinzen Victor Emanuel, Herzog von Savoyen, geb. am 14. März 1820, der sich 1842 mit Adelheid, der Tochter des Erzherzogs Rainer von Östreich, vermählte, und Ferdinand, Herzog von Genua, geb. 1822. Dem Kronprinzen wurde am 14. März 1844 ein Sohn, Rainer Karl Emanuel Ferdinand, geboren.

Karl Anton, Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen seit 1831, geb. am 20. Febr. 1785, ist der Sohn des Fürsten Anton Aloys und der Prinzessin Amalie von Salm-Kyrburg. Im J. 1808 vermählte er sich mit Antoinette Murat, geb. am 5. Jan. 1793, einer Bruderstochter des ehemaligen Königs von Neapel, die Napoleon vorher zur Prinzessin erhoben hatte. Nach dem Tode seines Vaters, am 17. Oct. 1831, übernahm er die Regierung, mit deren Führung er sich schon früher vertraut gemacht hatte, und machte es zu seiner ersten und eigentlichsten Regentenaufgabe, seinem Volke eine den Principien des ständischen Wesens in Deutschland entsprechende Verfassung zu geben. (S. Hohenzollern.) An seinem Hofe gab er das Bild eines einfachen, patriarchalischen Lebens, und eine weise Sparsamkeit erlaubte ihm, die finanzielle Lage des Landes wesentlich zu bessern. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich durch seine ausgezeichnete Sorge für das Volksschulwesen und für die Bildung der katholischen Geistlichen des Fürstenthums. Zwar erregte die Berufung des ehemaligen kurhess. Ministers von Hassenpflug (s. d.) an die Spitze der innern Verwaltung des Fürstenthums die Besorgniß einer Reaction, die aber der Erfolg als eine unzeitige darstellte. Des Fürsten Ehe war mit vier Kindern gesegnet: dem Erbprinzen Karl, geb. am 7. Sept. 1811, und den Prinzessinnen Annunciate Karoline, geb. 1810, vermählt seit 1830 mit dem Prinzen Franz Anton Friedrich von Hohenzollern-Hechingen; Amalie, geb. 1815, seit 1835 Gemahlin des Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg, und Friederike, geb. 1820. Der Erbprinz ist seit 1834 mit der Prinzessin Josephine von Baden, geb. 1813, vermählt, mit der er bis jetzt fünf Kinder gezeugt: 1) Leopold Stephan, geb. 1835; 2) Stephanie, geb. 1837; 3) Karl, geb 1839; 4) Anton, geb. 1841, und 5) Friedrich, geb 1843.

Karl August, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach, der Sohn des Herzogs Ernst August Konstantin und seiner Gemahlin Amalia, einer Tochter des Herzogs Karl von Braunschweig, geb. am 3. Sept. 1757, verlor schon am 28. Mai 1758 seinen Vater. Während seiner Minderjährigkeit führte seine Mutter Amalia (s. d.), die anfangs selbst noch unter Vormundschaft ihres Vaters stand, bald aber für majorenn erklärt wurde, die Obervormundschaft und Landesverwaltung. Mit großer Klugheit leitete sie den kleinen Staat durch die schwierigen Zeiten des Siebenjährigen Kriegs. Für K., sowie für ihren nachgeborenen Sohn Friedrich Ferdinand Konstantin, wählte sie die trefflichsten Erzieher und Lehrer; beider Gouverneur war, auf Friedrich des Großen Empfehlung, von 1761—75 der nachmalige preuß. Staatsminister Graf von Görtz; Lehrer der Prinzen waren Seidler und Herrmann, dann durch Dalberg's Vermittelung seit 1772 Wieland, der für sie den „Goldenen Spiegel" dichtete, ferner Knebel und für die eigentlichen Regentengeschäfte der nachherige Geh. Rath und Kanzler Schmid. Im Dec. 1774 führten der Graf von Görtz und von Knebel ihre Zöglinge nach Paris und in die Schweiz. Auf der Reise lernten die Prinzen Goethe kennen, welche Bekanntschaft für das Leben und Wirken Beider so entscheidend wurde. Ein 17jähriger Fürst und ein 25jähriger Dichter schlossen einen Bund, dessen 50jährige Dauer (von dem Eintritt Goethe's, 1775, in weimar. Dienste gerechnet) 1825 mit allgemeiner Theilnahme gefeiert wurde. Als K. sein 18. Jahr zurückgelegt hatte, übergab ihm die Mutter an seinem Geburtstage 1775 die Regierung, worauf er sich am 3. Oct. mit der Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt vermählte. Er trat 1786 in preuß. Kriegsdienste, wohnte 1792 und 1793 dem Feldzuge am Rhein als Freiwilliger bei und wurde 1797 preuß. Generallieutenant. Nach der Schlacht bei Jena aus dem preuß. Militairdienste entlassen, kehrte er in sein Land zurück und schloß sich im Dec. 1806 dem Rheinbunde an. Im Oct. 1808 empfing er in Weimar den Besuch Napoleon's und Alexander's von Erfurt aus. Sein Contingent kämpfte in Tirol, Spanien und Rußland. Im Nov. 1813 schloß er sich dem Bunde gegen Napoleon an. Nachdem er 1814 in russ. Kriegsdienste getreten, führte er ein Heer von 25000 M. Sachsen, Hessen, Russen nach den Niederlanden. Später ging er nach Paris, London und Wien, wo der Congreß sein Land vergrößerte und zum Großherzogthum erhob. Auch an dem Feldzuge von 1815 nahm er Theil; ihn begleitete damals sein jüngerer Sohn Bernhard (s. d.), der sich besonders in der Schlacht bei Waterloo auszeichnete. Nach dem Frieden verwendete er die erhaltene Entschädigung, ungefähr 800000 Thlr., dazu, seinem Lande wieder aufzuhelfen, dessen Rechtspflege er gründlich verbesserte. Auch war er der erste deutsche Fürst, welcher am 5. Mai 1816 die den deutschen Landen 1815 versprochene landständische Verfassung in seinem Lande einführte. Er beschützte die Preßfreiheit, bis die Wartburgsfeier (s. d.) und das „Oppositionsblatt" Beschränkungen veranlaßten. Sein Regierungsjubiläum im J. 1825 war ein Volksfest im edelsten Sinne des Worts. Auf der Rückreise von Berlin nach Weimar starb er plötzlich, am 14. Juni 1828, in Gradiß bei Torgau, an einem Schlagflusse. Er wurde in Weimar neben Schiller zur Erde bestattet und jetzt ruht auch Goethe neben ihm. Die Namen Goethe, Herder, Wieland, Schiller, Voigt, Einsiedel, Knebel, Musäus und vieler anderer talentvoller Männer erinnern daran, was dieser Fürst aus Weimar gemacht hatte. Alle Zweige der Verwaltung wurden während seiner Regierung durch den Geh. Rath von Fritzsche, Greiner und Schmid neu geordnet und viele Misbräuche wurden abgeschafft; auch war der Großherzog, gleich den Ministern Goethe und Voigt, ein unermüdlicher und eifriger Beschützer und Pfleger der Universität zu Jena. Der schöne Park, das Residenzschloß, nachdem das alte 1771 abgebrannt, der botanische Garten zu Belvedere, die Musterwirthschaften in Oberweimar, die neuerbaute Bürgerschule u. s. w. verdanken ihm ihre Entstehung. Ihm folgte in der Regierung sein Sohn Karl Friedrich (s. d.).

Karl August, Kronprinz von Schweden und Adoptivsohn Karl's XIII. (s. d.), geb. am 9. Juli 1768, hieß vor seiner Adoption Christian August und war ein Bruder des 1814 verstorbenen Herzogs Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg. Durch Talent und Tapferkeit hatte er sich in einigen Feldzügen in Deutschland, besonders aber bei der Vertheidigung der norweg. Grenze gegen eine überlegene

Macht rühmlichst hervorgethan. Bei dieser Gelegenheit hatte ihn Adlersparre (s. d.), der die schwed. Armee gegen ihn commandirte, kennen gelernt und war mit ihm in geheime Unterhandlungen getreten, die seine Wahl zum schwed. Thronfolger betrafen. Der Prinz erklärte sich nach hergestelltem Frieden bereit, einen solchen Antrag anzunehmen, und einstimmig wurde er, als der kinderlose Karl XIII. 1809 dem Reichstage ihn als seinen Thronfolger vorschlug, am 18. Juli erwählt. Nachdem der Prinz die Wahl- und Versicherungsacte unterschrieben, hielt er am 22. Jan. 1810 seinen Einzug in Stockholm, legte am 24. den Eid ab und empfing die Huldigung der Reichsstände. Zugleich machte der König die Adoptionsacte bekannt, in welcher der Prinz die Namen Karl August angenommen hatte. Wahre Humanität und eine absichtlose Popularität gewannen ihm die Liebe des Volks in einem Grade, der alle Erwartungen überstieg. Einfach in seiner Lebensweise, überließ er das mit seinem Posten als Großadmiral verbundene Einkommen von 10000 Thlrn. dem Staate. Desto größer war der Schmerz des Volks, als er auf einer Reise nach den südlichen Provinzen, wo er die Truppen mustern wollte, nach dem Genusse einer kalten Pastete, am 10. Mai von heftigen Kolikschmerzen mit Erbrechen befallen wurde. Seine Äeußerungen gegen den Arzt veranlaßten das Gerücht von seiner Vergiftung. Noch immer krank, wohnte er doch am 28. Mai auf der Haide von Quidinge einem Militairmanoeuvre bei; allein durch einen Schlagfluß betäubt, fiel er hier rücklings vom Pferde und verschied nach einer halben Stunde. Bei der Öffnung zeigte sich nicht die geringste Spur von Vergiftung; allein das auf den Adel erbitterte Volk von Stockholm glaubte nun einmal daran und überließ sich der abscheulichsten Wuth, als die Leiche am 20. Juni in Stockholm ankam, um beigesetzt zu werden. Der Reichsmarschall Axel Fersen (s. d.) verlor dabei das Leben, und nur durch Blutvergießen konnte das tobende Volk zur Ruhe gebracht werden. Aus der Untersuchung ergab sich indeß die Unschuld aller Mitglieder des Fersen'schen Hauses; nur der Leibarzt Rossi, der ihm aus Stockholm nachgesendet worden war, wurde aus Schweden verbannt.

Karl Eduard, der Prätendent, s. Eduard (Karl).

Karl Emanuel I. oder der Große, Herzog von Savoyen, 1580—1630, geb. auf dem Schlosse Rivoli am 12. Jan. 1562, folgte in der Regierung seinem Vater Emanuel Philibert. In die Kämpfe der damaligen Machthaber in Italien verwickelt, stand er bald auf der Seite Spaniens, bald des Kaisers, bald Frankreichs, je nachdem das eine oder das andere Bündniß ihm größere Vortheile zu versprechen schien, und bewährte seinen Muth auf den Schlachtfeldern von Montbrun, Vigo, Asti, Chatillon, Ostage, Susa u. s. w. In Folge seiner Verheirathung mit Katharina, der Tochter Philipp's II., anfangs an die spanische Politik gekettet und gegen Frankreich gestimmt, machte er Heinrich IV. den Besitz der erledigten Markgrafschaft Saluzzo streitig, wurde dadurch mit Genf und Bern in einen Krieg verwickelt, der nach der Niederlage des savoyischen Heers bei St.-Joire im Oct. 1589 mit einem den frühern Besitzstand herstellenden Frieden endigte, besetzte hierauf, von den liguistischen Provenzalen gegen Heinrich IV. zu Hülfe gerufen, Barcelonette, Antibes und Fréjus und zog im Nov. 1590 siegreich in Aix ein. Nach einem langen, wechselvollen Kampfe, in welchem bald Heinrich's Feldherr Lesdiguières, bald der Herzog von Savoyen siegte, wurde endlich durch den lyoner Frieden von 1601 Saluzzo frei von allem Lehnverband mit Frankreich K. übergeben, wogegen dieser Bugey, Valromay und Gex nebst den Rhoneufern von Genf bis Lyon und in Italien die Feste und Herrschaft Casteldelfino an Heinrich IV. abtreten mußte. Um der wachsenden Übermacht Spaniens in Italien entgegenzuarbeiten, verband er sich mit Frankreich und Venedig, als aber bald darauf Frankreich im Frieden mit Spanien den Herzog preisgab, schloß dieser, hierüber erzürnt, sich wieder an das Interesse der Habsburger an, machte nach dem Erlöschen der herzoglichen Linie von Mantua sogleich seine Ansprüche auf Montferrat mit den Waffen geltend, brachte aber dadurch sich und sein Land in große Bedrängniß, indem die Franzosen unter der Anführung Bassompierre's, Crequi's und Schomburg's ihn überfielen, Pignerol eroberten, Turin bedrohten und endlich ganz Savoyen eroberten. Mitten in diesen Wechselfällen starb K. am 26. Juli 1630 am Schlage. Seine Ehrsucht war eben so unbegrenzt wie sein Unternehmungsgeist und seine Kühnheit, und alle Mittel zur Erreichung seiner Zwecke galten ihm gleich. Als seine Absichten auf die Krone Frankreichs gescheitert waren, entwarf er nach

dem Tode des Kaisers Matthias sogar Plane auf den Kaiserthron sowie auf das Königreich Cypern, das er erobern wollte, und auf Macedonien, dessen von den Türken tyrannisirte Bewohner ihm die Herrschaft antrugen. Es gab keinen verstocktern Menschen, als er war und man konnte sagen, sein Herz war, wie sein Land, unzugänglich. Er erbaute Paläste und Kirchen, liebte und betrieb die Wissenschaften; dachte aber wenig daran, Glückliche zu machen und selbst glücklich zu sein. Durch seinen jüngern Bruder, Thomas Franz, wurde die Linie Savoyen-Carignan gestiftet. In der Regierung folgten ihm sein Sohn Victor Amadeus I., gest. 1637, Franz Hyazinth, gest. 1638, Karl Emanuel II., gest. 1675, Victor Amadeus II., der erste König von Sardinien, gest. 1732, Karl Emanuel III., gest. 1773, Victor Amadeus III., gest. 1796, Karl Emanuel IV., der 1802 resignirte, gest. 1819, und Victor Emanuel I. (s. d.).

Karl Eugen, Herzog von Würtemberg, 1737—93, geb. am 11. Febr 1728, folgte bereits 1737 seinem Vater Karl Alexander und stand während der Minderjährigkeit unter der Vormundschaft der Herzoge Karl Rudolf und Karl Friedrich, bis Kaiser Karl VII. ihn im 16. Jahre für volljährig erklärte. K. war ein Fürst von großen Geistesanlagen; aber im ersten Feuer seiner Jugend richtete er seine Kraft fast nur auf Pracht und sinnlichen Genuß. Die Summen, welche er für Theater, Bälle, Jagden, kostbare Reisen und an seine Maitressen verschwendete, überstiegen beiweitem die Kräfte Würtembergs. Um Hülfsquellen sich zu eröffnen, wurde ein schändlicher Diensthandel getrieben; freiwillig und ohne Veranlassung erbot er sich beim Ausbruche des Siebenjährigen Kriegs zum Kriege gegen Preußen und rückte mit einem Heer von 14000 M., dessen Aufstellung die Unterthanen fast zur Verzweiflung brachte, in Sachsen ein. Die alten beschworenen Verträge zwischen Fürst und Volk wurden wenig beachtet. Die Landstände suchten nach dem Kriege bei Kaiser und Reich Schutz und Hülfe und wendeten sich insbesondere an die protestantischen Mächte; aber erst 1770 brachte die Vermittelung des preuß. Hofs einen Vergleich zwischen dem Herzoge und den Ständen zu Stande. Von dieser Zeit an, wo nun auch bei dem Herzoge die Jahre der Leidenschaft vorüber waren, suchte derselbe durch weise Beschränkung seines Aufwandes und durch nützliche Einrichtungen die dem Lande geschlagenen Wunden zu heilen. Er wendete auf Veredelung des Weinbaus und der Landwirthschaft die größte Sorgfalt, beförderte durch Anlegung trefflicher Kunststraßen den innern Verkehr und erweiterte durch Kauf das Gebiet des Herzogthums. Die Erbauung der prächtigen Lustschlösser Solitude und Hohenheim, die Verschönerung von Ludwigsburg und Stuttgart und andere Bauunternehmungen gaben dem Kunsttalente und der Thätigkeit Beschäftiguhg und Nahrung. Künste und Wissenschaften erhielten durch ihn die ansehnlichsten Unterstützungen; Stuttgart wurde der Sitz der trefflichsten Künstler, und aus den Lehranstalten des Landes, unter denen ganz besonders die Militairakademie zu Stuttgart begünstigt wurde, gingen die ausgezeichnetsten Gelehrten hervor. Wissenschaftliche Bildung, wahre Aufklärung und äußerer Wohlstand waren die Folge von dem Allen. Von seinem Volke hochgeehrt, verlebte der Herzog in philosophischer Ruhe die letzten Jahre seines Lebens auf dem Lustschlosse Hohenheim und starb am 24. Oct. 1793. Ihm folgten in der Regierung seine Brüder Ludwig Eugen, gest. 1795, und Friedrich Eugen, gest. 1797, und dann König Friedrich I. (s. d.).

Karl Friedrich, Großherzog von Baden, wurde zu Karlsruhe am 22. Nov. 1728 geboren. Sein Vater, der Erbprinz Friedrich von Baden-Durlach, starb schon 1732, seine Mutter, Anna Charlotte Amalie von Nassau-Dietz, wurde frühzeitig schwermüthig, sodaß die Erziehung des Prinzen dem Großvater, dem Markgrafen Karl Wilhelm, anheimfiel. Nach dem Tode des letztern, am 12. Mai 1738, folgte er demselben in der Regierung unter Vormundschaft seiner Großmutter und des ältesten Agnaten, unter Beiordnung des Geh. Rathscollegiums, studirte hierauf in Lausanne, und machte dann Reisen in Frankreich und Holland. Mittels kaiserlicher Mündigkeitserklärung trat er am 22. Nov. 1746 die Regierung als Markgraf von Baden-Durlach an, über ein Ländchen von 29 □M. mit 90000 E., das er nach liberalen staatswirthschaftlichen Grundsätzen zu einem Musterstaate umbildete. Als nach dem Aussterben der Linie Baden-Baden mit dem Markgrafen August Wilhelm Georg, am 21. Oct. 1771, deren Land ihm zufiel, hob er auch hier 1783 die Leibeigenschaft auf. Auch gab er in dieser Zeit das erste Beispiel des seitdem verbreiteten

Freizügigkeitsystems. Er bezahlte die Landesschulden, beförderte Ackerbau, Gewerbe, Handel und geistige Bildung und wußte in Allem die richtigern Grundsätze des physiokratischen Systems zweckmäßig anzuwenden. Vgl. seinen „Abrégé des principes de l'économie politique" (Karlsr. 1772), abgedruckt in Will's „Versuch über die Physiokratie" (Nürnb. 1782). Lange Zeit seinen Verpflichtungen gegen das Reich getreu, mußte er endlich doch der Gewalt der franz. Revolution weichen und 1796 mit dem General Moreau einen Separatfrieden schließen. Im luneviller Frieden von 1801 verlor er seine Besitzungen auf dem linken Rheinufer (14 □M.) dafür wurde er durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 mit dem Stift Konstanz u. s. w. (62 □M.) entschädigt und am 1. Mai 1803 Kurfürst von Baden. Zu dem Bunde mit Napoleon, nach dem Vorgange Baierns und Würtembergs, im Oct. 1805 genöthigt, erhielt er durch den presburger Frieden den Breisgau und die Stadt Konstanz (51 □M.). Im J. 1806 trat er als souverainer Fürst zum Rheinbunde, nahm den Titel als Großherzog an und erhielt abermals einen Länderzuwachs von 89 □M. Bei seinem Tode, am 10. Juni 1811, hinterließ er seinem Enkel Karl Ludwig Friedrich, dessen Vater, Karl Ludwig, als Erbprinz am 15. Dec. 1801 zu Arboga in Schweden verstorben war, ein wohlgeordnetes, blühendes Land von 280 □M. mit 1,100000 E. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, Karoline Luise von Hessen-Darmstadt, gest. 1783, hatte er sich mit Luise Karoline Freiin Geyer v. Geyersberg vermählt, welche der Kaiser 1796 zur Reichsgräfin von Hochberg (s. d.) erhob. Vgl. Drais, „Geschichte der Regierung und Bildung von Baden unter Karl Friedrich" (2 Bde. Karlsr. 1818).

Karl Friedrich, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach seit 1828, geb. zu Weimar am 2. Febr. 1783, der älteste Sohn des Großherzogs Karl August (s. d.), genoß am Hofe seines Vaters, wo damals ein auserwählter Verein emporragender deutscher Geister versammelt war, eine treffliche und sorgfältige Erziehung durch mehre in der vaterländischen Literatur hervorstehende Männer. Im J. 1802 unternahm er eine Reise nach Paris und vermählte sich hierauf am 3. Aug. 1804 mit der Tochter Kaiser Paul's I. von Rußland, Maria Paulowna, geb. am 16. Febr. 1786. Er befand sich in Petersburg, wohin er seit seiner Vermählung öftere Reisen unternahm, als der unerwartete Tod seines Vaters, am 14. Juni 1828, ihn an die Spitze der Regierung rief. Er beschränkte die Ausgaben für seinen Hofstaat, verminderte den Jagdaufwand und Wildstand und traf zweckmäßige Einrichtungen für die Bewirthschaftung der Waldungen. Im berathenden Vereine seiner Stände sorgte er für die Vervollständigung der Gesetzgebung nach den Bedürfnissen und Ansprüchen der rasch fortschreitenden Zeit, sowie für die Kirche und das Unterrichtswesen. Er suchte den Landbau, Handel und die Gewerbe zu fördern, ging der Baulust in der Residenz wie anderwärts durch eigenes Beispiel voran und verbesserte das Gemeindewesen und die städtischen Einrichtungen. Dagegen machte der ständische Antrag auf Öffentlichkeit der Landtagsverhandlungen im J. 1829, sowie auch 1833, bei ihm kein Glück, indem er, die Aufregung der Gemüther im Auge haltend, in der Constitution selbst kein ursprüngliches Verlangen nach öffentlichen Sitzungen zu finden meinte. Einige Störungen, welche das Jahr 1830 hervorbrachte, wurden leicht durch Zusicherung verbesserter Verwaltungseinrichtungen beseitigt. (S. Sachsen-Weimar-Eisenach.) Der Erbgroßherzog, Karl Alexander August Johann, geb. am 24. Juni 1818, studirte auf der Universität zu Leipzig und unternahm dann zu seiner weitern Ausbildung mehre Reisen, worauf er sich am 8. Oct. 1842 mit Sophie, Prinzessin der Niederlande, vermählte, die ihm am 31. Juli 1844 einen Sohn, Karl August, gebar. Außerdem hat der Großherzog noch zwei Töchter, die Prinzessin Marie, geb. 1808, seit 1827 mit dem Prinzen Karl von Preußen, die Prinzessin Auguste, geb. 1811, seit 1829 mit dem Prinzen Wilhelm von Preußen vermählt. Des Großherzogs Bruder ist der Prinz Bernhard (s. d.).

Karl Theodor, Kurfürst von Pfalzbaiern, geb. am 10. Dec. 1724, der einzige Sohn des Pfalzgrafen Joh. Christian Joseph von Sulzbach, folgte diesem, als derselbe am 20. Juli 1733 starb, unter der Vormundschaft seines Vetters, des Kurfürsten Karl Philipp von der Pfalz, der ihm in Manheim eine strenge, aber gute Erziehung geben ließ. Er vermählte sich 1742 mit Marie Elisabeth Auguste, der hinterlassenen Tochter des Erbprinzen Joseph Karl Emanuel von Sulzbach, mit der er einen Sohn zeugte, der aber bald wie-

der verstarb, und erhielt noch in demselben Jahre in Folge des Ablebens seines Vetters, des Kurfürsten Karl Philipp, am 21. Dec. 1742, die Pfalz, die Kurwürde und das Reichserzschatzmeisteramt. Wissenschaftlich gebildet, ein Freund der Künste und seiner Religion mit Eifer ergeben, stand er bei den übrigen trefflichen Eigenschaften seines Herzens in allgemeiner Achtung. Außer der Rheinpfalz und den Fürstenthümern Sulzbach und Neuburg im Nordgau Baierns besaß er noch die Herzogthümer Jülich und Berg, die Herrschaft Ravenstein u. s. w. Als der Kurfürst Maximilian Joseph III. (s. d.) von Baiern, der letzte Sprosse aus Kaiser Ludwig's Blut, am 30. Dec. 1777 starb, nahm K., als dessen nächster Erbe, auch Besitz von Baiern. Östreich machte damals, zufolge eines Belehnungsbriefs des Kaisers Sigismund, Ansprüche auf Niederbaiern und K. willigte in die Abtretung; allein der vom Herzog Karl II. von Pfalz-Zweibrücken, als nächstem Agnaten, erhobene Widerspruch und des Königs Friedrich's II. von Preußen bewaffnete Dazwischenkunft (s. Erbfolgekrieg) bewirkten im Frieden zu Teschen (s. d.) von 1799, daß Östreich mit dem Innviertel sich begnügte. Doch die Baiern hatten keinen Grund, des neuen Herrschers sich zu freuen, dessen ganzes Wesen sich gewaltig geändert. Umgeben von übermüthigen Maitressen und natürlichen Kindern, berathen von einem fanatischen Beichtvater, dem Priester Frank, von der Nation getrennt durch Günstlinge aus fremden Landen und im Genusse zu sehr von seiner Pflicht als Fürst abgewendet, verlor er die Zuneigung der Baiern bald ganz, sodaß er auch 1788 seine Residenz von München wieder nach Manheim verlegte. Durch schwere Abgaben, mit denen er das Volk belastete, wurde es ihm indeß doch möglich, manche nützliche Institute und Bauten in Ausführung zu bringen, die Künste zu unterstützen und die Kunstsammlungen zu bereichern. Mistrauisch gegen die durch die franz. Revolution geweckte öffentliche Meinung, wurde er unter dem Einflusse seiner Umgebungen immer mehr zum Despoten. Als seine Gemahlin 1794 verstorben, vermählte er sich sechs Monate darauf, 71 Jahre alt, mit Marie Leopoldine, der Tochter des Erzherzogs Ferdinand Karl von Östreich. Beim Vordringen der Franzosen eilte er 1796 nach Sachsen, bis er in Folge der glücklichen Operationen des Erzherzogs Karl wieder in sein verwüstetes Land zurückkehren konnte. Beim L'Hombrespiel mit einigen seiner Minister am 16. Febr. 1799 vom Schlage getroffen, endete er noch an demselben Tage. Er wurde von Wenigen beweint. Baiern fiel mit seinem Tode an den Herzog von Pfalz-Zweibrücken, nachherigen König Maximilian I. (s. d.) von Baiern. Seine noch lebende Witwe hat ihren Sitz abwechselnd in München und auf ihrem Schlosse bei Neuburg.

Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunschweig, 1780—1806, geb. zu Wolfenbüttel am 9. Oct. 1735, der älteste Sohn des Herzogs Karl und der Prinzessin Charlotte, einer Schwester Friedrich's des Großen, hatte von seinem siebenten Jahre an den Abt Jerusalem zum Lehrer und Erzieher und besuchte dann das Collegium Carolinum. Früh regte sich in ihm die Begierde nach Ruhm, welche durch die Thaten Friedrich's II. immer lebendiger wurde. Der Siebenjährige Krieg gab ihm die erste Gelegenheit, seine Talente zu entwickeln. Er führte die braunschw. Truppen zum Heere der verbündeten engl.-hannov. Armee und bewies in der für sie unglücklichen Schlacht bei Hastenbeck, am 28. Juli 1757, nach Friedrich's II. Urtheil, daß ihn die Natur zum Helden bestimmt habe. Überhaupt nahm er an Allem, was die Armee unter seinem Oheim Ferdinand ausführte, den thätigsten Antheil, sodaß Friedrich's II. Achtung gegen ihn immer höher stieg, wie dessen „Geschichte des Siebenjährigen Kriegs" und „Ode auf den Erbprinzen von Braunschweig" beweisen. Nach beendetem Kriege vermählte er sich 1764 mit Auguste, der Tochter des Prinzen Friedrich Ludwig von Wales, und lebte nun nur den Wissenschaften und Künsten. Im J. 1773 trat er zwar als General der Infanterie in preuß. Dienste, doch fand er keine Gelegenheit, seine militairischen Talente zu entwickeln. Nach seines Vaters Tode, am 26. März 1780, nahm er sich der Regierung mit Ernst und Thätigkeit an. Er beschränkte seine Hofhaltung, verminderte die Landesschulden, munterte den Ackerbau auf, beförderte die Freiheit des Handels, unternahm ansehnliche Bauten, und sorgte selbst für das öffentliche Vergnügen; dennoch hatte er das Unglück, oft bei dem besten Willen den beabsichtigten Endzweck entweder ganz zu verfehlen oder nur theilweise zu erreichen. Große Hindernisse fanden namentlich seine beabsichtigten Verbesserungen des öffentlichen Unter-

richts und der Erziehung. Die Leichtigkeit, mit welcher er 1787 an der Spitze eines preuß. Heers den Erbstatthalter der Niederlande wieder in seine Rechte eingesetzt hatte, brachte ihm solchen Ruhm, daß man einen ähnlichen kurzen Feldzug von ihm nach Frankreich erwartete, als dort die Revolution ausgebrochen war. Er erhielt den Oberbefehl über das östr. und preuß. Heer und erließ am 15. Juli 1792 in Koblenz jenes Manifest, das ein Franzose, de Limon, in sehr harten Ausdrücken abgefaßt hatte, und welches, wenn auch gemildert, die heftigste Erbitterung erregte. Der Herzog hatte den Plan, von Lothringen aus auf Paris loszugehen, der Stadt die Zufuhr abzuschneiden und sie dann durch Hunger zur Übergabe zu bringen. Er drang bis in die Champagne vor, und als sich hier Mangel und Krankheiten bei dem Heere einstellten, suchte er Dumouriez, der im Lager bei St.-Menehould stand, dadurch zu einer Schlacht zu nöthigen, daß er am 20. Sept. das unter Kellermann stehende Corps bei Valmy angriff. Allein die Franzosen behaupteten ihre Stellung, und so sah er sich zwei Tage darauf zu einem Waffenstillstande und am 29. Sept. zum Rückzuge aus der Champagne genöthigt. Da während dieses Rückzugs Custine Speier und Worms, auch am 21. Oct. die Festung Mainz in seine Gewalt gebracht und darauf Frankfurt genommen hatte, welches letztere jedoch am 2. Dec. von den Preußen und Hessen wiedererobert wurde, so galt es nun zunächst, Mainz wiederzuerobern. Daher eröffnete der Herzog gemeinschaftlich mit den Östreichern den Feldzug von 1793 am Oberrhein; er nahm am 7. März die Festung Königstein, eroberte am 22. Juli Mainz und suchte nun die Eroberung von Landau vorzubereiten. Die Franzosen unternahmen dagegen am 14. Sept. einen allgemeinen Angriff von Strasburg bis Saarbrück gegen Wurmser (s. d.) und gegen den Herzog, der an diesem Tage Moreau bei Pirmasens im bair. Rheinkreise eine blutige Schlacht lieferte. Die Franzosen wurden aus ihrem Lager bei Hornbach bis an die Saar gedrängt. Einen Monat später gelang es dem Herzog, gemeinschaftlich mit Wurmser, am 13. Oct. die weißenburger Linien zu erobern und Landau näher zu kommen. Um noch einen festen Stützpunkt zu gewinnen, wagte er in der Nacht vom 16. auf den 17. Nov. einen Sturm auf das Bergschloß Bitsch, den Schlüssel zum vogesischen Gebirge. Dieser Versuch mislang zwar, dagegen schlug er bei Kaiserslautern eine Abtheilung der franz. Moselarmee unter Hoche, die, um Landau zu entsetzen, durch das Gebirge vordrang. Als aber die unausgesetzten Angriffe, die Hoche und Pichegru, ohne Rücksicht auf Menschenverlust, unternahmen, und die Durchbrechung der östr. Linien, welche Pichegru am 22. Dec. bei Froschweiler bewerkstelligte, die Östreicher zum Rückzuge über den Rhein nöthigten, so blieb auch für den Herzog nichts anderes zu thun übrig, als sich zurückzuziehen. Da sich bereits Misverständnisse zwischen Östreich und Preußen erhoben hatten, so legte er im Anfange des J. 1794 den Oberbefehl nieder, den hierauf Möllendorf (s. d.) übernahm. Von jetzt an bis zu dem unglücklichen Jahre 1806 widmete er sich wieder ganz dem Wohl seines Landes. Sein Schuldenedict aus dieser Zeit ist ein wahres Muster. Bereits in das Greisenalter getreten, wo er sich ohne Vorwurf von dem öffentlichen Schauplatze hätte zurückziehen können, übernahm er 1806, wo er beim Ausbruche des Kriegs als Oberbefehlshaber an die Spitze des preuß. Heers trat, Lasten, die seine Kräfte überstiegen, und Verantwortlichkeiten, denen er nicht gewachsen war. (S. Jena.) In der Schlacht bei Auerstädt (s. d.) durch einen Schuß beider Augen beraubt, mußte er sein väterliches Erbe verlassen und beschloß sein Leben zu Ottensen bei Altona am 10. Nov. 1806.

Karlowitz, eine offene Stadt in der östr. Militairgrenze am rechten Donauufer, malerisch gelegen, zählt 5800 E. und ist der Sitz des griech. nicht unirten Erzbischofs, Metropoliten dieser Glaubenspartei in Östreich, seines Consistoriums und Domcapitels. Die Griechen haben hier ein reich dotirtes Lyceum, mit sieben Professoren und 200 Studirenden, und ein theologisches Seminar. Der erzbischöfliche Palast enthält eine reichhaltige Bibliothek. Die Umgegend liefert die im Auslande berühmten Weine, Karlowitzer Ausbruch, Tropfwermuth und Schillerwein. Zu K. wurde am 26. Jan. 1699 zwischen dem deutschen Kaiser, Polen, Rußland, Venedig und den Türken, unter engl. und holländ. Vermittelung, der Friede geschlossen, welcher dem Kaiser Leopold I. den Besitz Siebenbürgens und Slawoniens sicherte. Polen erhielt Kamenez, Podolien und die Ukraine zurück, Venedig behielt das eroberte Morea und Rußland das eroberte Asow. Das zum Behuf

der Zusammenkunft damals erbaute Conferenzhaus, mit vier Thüren für die kaiserlichen, türk., poln. und venetian. Gesandten, wurde später zu einer Kapelle Mariafried geweiht.

Karlsbad oder **Kaiser-Karlsbad**, eine Stadt im ellbogener Kreise des Königreichs Böhmen, einer der berühmtesten Curorte Europas, liegt in dem engen, von hohen bewaldeten Bergen umschlossenen Teplthale, welches sich nach Westen öffnet und an beiden Seiten der Tepl 1150 F. über der Meeresfläche aufsteigt. Sie hat ungefähr 2300 E., die theils durch die Fabrikation von Tischlerwaaren, Stahlarbeiten, Nadeln und andern besonders von Badegästen viel gekauften Gegenständen, theils durch die Dienste, welche sie den Badegästen unmittelbar leisten, ihren Unterhalt finden. Der Sage nach soll Kaiser Karl IV. auf einer Jagd im J. 1347, nach Andern 1358, durch einen Hund, welcher einen Hirsch verfolgend in die heißen Quellen gerieth, diese entdeckt haben; gewiß aber ist, daß schon lange vorher die Quellen ihrer Heilkraft wegen benutzt wurden. Wahrscheinlich legte der Kaiser Karl IV. den Grund zur künftigen Berühmtheit des Orts, indem er die Quellen mit großem Nutzen selbst gebrauchte, ein Jagdschloß daselbst errichtete und im J. 1370 den Flecken, welcher schon damals Stadt Karlsbad genannt wird, mit bedeutenden Vorrechten begabte. K. ist freundlich gebaut und besitzt verschiedene zum Vergnügen und zur Bequemlichkeit der Kurgäste bestimmte öffentliche Gebäude, sowie viele schöne und gut eingerichtete Privathäuser zur Aufnahme der Fremden. Die großartige Gebirgsnatur in den Umgebungen ist durch eine Menge künstlicher Anlagen zugänglich gemacht, die zum großen Theil dem Lord Findlater (s. d.) ihre Entstehung verdanken. Als besonders anziehende Spaziergänge und Punkte sind zu erwähnen der Weg nach dem in einem abgeschiedenen Wiesengrunde gelegenen Klein-Versailles, nach Hammer, nach Findlater's Spitzsäule und Tempel, nach Belvedere, der Chotek'sche Weg, die Vieruhrpromenade, der Hirschensprung, der Hans-Heilingsfelsen und die Ruine Engelhaus. Diese Annehmlichkeiten, verbunden mit der Heilkraft der Quellen und dem vielfältigen Interesse, welches K. dem Geognosten und Botaniker gewährt, haben diesen Ort zum Lieblingsaufenthalt vieler berühmten Männer gemacht, unter denen wir nur Friedr. Hoffmann, A. G. Werner und Goethe nennen. Von den zahlreichen Mineralquellen werden die kalten Säuerlinge nur wenig und fast nur äußerlich angewendet. Die warmen Quellen kommen insgesammt durch ein festes Steingewölbe, Sprudeldecke oder Sprudelschale genannt, hervor, welches wahrscheinlich aus dem Niederschlage der Wasser, dem sogenannten Sprudelsteine, entstanden ist und den Boden des Teplbetts, sowie die Grundlage der Stadt bildet und unter welchem sich die Bildungsstätte des Wassers, der Sprudelkessel, befindet. Entsteht eine Hemmung der nothwendigen Entleerung des heißen Wassers, der Wasserdämpfe und des kohlensauren Gases, so erfolgen entweder reichlichere Ergüsse durch die schon vorhandenen Öffnungen, oder gewaltsame Durchbrüche dieses Gewölbes mit neuen Ausströmungen von Wasser und Dämpfen, was man Sprudelausbrüche nennt. Die am meisten benutzten Quellen sind der stoßweise aus der Erde kommende und springbrunnenartig mehre Fuß über dieselbe emportreibende Sprudel, welcher bis zu Anfang des 16. Jahrh. ausschließlich angewendet wurde, mit einer Temperatur von 59—60° R.; die Hygieaquelle oder der neue Sprudel, von derselben Temperatur (seit 1809); der Bernhardsbrunnen von 55—57° R. (seit 1784); der Neubrunnen von 48—49° R.; der Mühlbrunnen von 45° R.; die Spitalquelle von 45—46° R.; der Theresien- oder Gartenbrunnen von 43—44° R., und der Schloßbrunnen von 37° R., der 1769 entdeckt wurde, 1809 beim Entstehen der Hygieaquelle verschwand, jedoch 1823 wieder zum Vorschein kam. Untersucht wurden die Quellen von vielen Chemikern, namentlich auch von Berzelius; sie gehören sämmtlich in die Classe der heißen alkalischen Glaubersalzquellen, sind in Hinsicht ihrer Bestandtheile untereinander gleich und haben eine fast gleiche Wirkung auf den Organismus, die nur durch die Verschiedenheit ihrer Temperatur modificirt wird. Sie wirken hauptsächlich auflösend in den Verdauungswerkzeugen, reizend in den Organen der Auffaugung, umändernd verflüssigend in den Säften überhaupt, besonders aber im Urinsysteme, und werden daher bei vielen Krankheitszuständen, welche diese Wirkungen nöthig machen, angewendet. Sie gehören zu den kräftigsten und durchdringendsten, die man kennt, und stiften daher ebensowol großen Nutzen, wenn sie richtig, als Schaden, wenn sie im Übermaß oder in Fällen, in denen sie nicht passen, gebraucht wer-

den. Bei der Wahl einer der karlsbader Quellen muß vorzüglich auf die größere oder geringere Erregbarkeit des Bluts des Patienten Rücksicht genommen werden, um nicht eine zu heiße Quelle zu wählen; überhaupt aber ist bei fieberhaften Beschwerden, großer Schwäche der Verdauungsorgane, allgemeiner Kraftlosigkeit, Wassersucht, innern Vereiterungen und organischen Herzfehlern der Gebrauch dieser Quellen zu widerrathen. In vielen Fällen ist nach der Cur in K. noch eine Nachcur nöthig, welche entweder die Wirkungen der erstern unterstützen und unterhalten oder die unvermeidlichen übeln Nebenwirkungen beseitigen soll, sodaß je nach den verschiedenen Fällen Teplitz (s. d.), Franzensbrunnen (s. Eger), Ischl (s. d.) u. s. w. von den karlsbader Curgästen nachträglich gebraucht werden. Auf jeden Fall muß die während der Cur vorgeschriebene Diät noch eine Zeit lang nach derselben beobachtet werden. Die karlsbader Mineralquellen werden als Getränk (4—12, höchstens 15 Becher täglich), als Bad, nach gehöriger Abkühlung zu 28—25° R., als Dampfbäder, Douchebäder und zu Umschlägen und Einspritzungen angewendet. Auch Mineralschlammbäder in einer bei dem Dorfe Drahowitz gegrabenen und von einem kalten Säuerling durchdrungenen Moorerde können in K. gebraucht werden. Die Anstalten zu allen diesen Gebrauchsweisen sind sehr gut und werden fortwährend vervollkommnet. Die Nachahmung der karlsbader Heilquellen durch Struve hat die Bekanntschaft mit ihnen nur noch vermehrt, sodaß die Zahl der Badegäste von Jahr zu Jahr steigt und in der letzten Zeit jährlich über 5000 Fremde sich daselbst einfanden. Die gewöhnliche Curzeit beginnt im Mai und dauert bis in den Oct.; nicht selten jedoch bleiben auch für den Winter verschiedene Badegäste; auch wird jetzt das Wasser des Schloßbrunnens versendet. Besondere Erwähnung verdient noch das Karlsbader Salz (sal caroliniense), welches durch Abdampfen und Krystallisiren des Mineralwassers gewonnen wird und zum größten Theil aus schwefelsaurem Natron besteht. Man benutzt dasselbe theils an Ort und Stelle mit dem Mineralwasser vermischt zur Verstärkung der Wirkung desselben, theils wird es versendet und häufig als Abführmittel gebraucht. Vgl. Hlavaczek, „Karlsbad" (2. Aufl., Prag 1842), und Fleckles, „K. mit Rücksicht auf seine neuern Heilanstalten" (Lpz. 1844).

Karlsbader Beschlüsse heißen die 1819 durch den zu Karlsbad abgehaltenen deutschen Ministercongreß verabredeten Beschlüsse vom 20. Sept., die von allen deutschen Mächten angenommen wurden. Dieselben bestehen in folgenden vier Punkten: 1) durch eine provisorische Executionsordnung soll den Beschlüssen der Bundesversammlung, welche sie „zur Erhaltung der innern Sicherheit, der öffentlichen Ordnung und zum Schutze des Besitzstandes zu fassen sich für hinlänglich veranlaßt und berechtigt hält", die gehörige Folgeleistung und Vollziehung gesichert werden. 2) Über die Universitäten, den Geist der Lehrer, die Disciplin und geheime Verbindungen der Studirenden soll durch besondere Curatoren oder Regierungsbevollmächtigte eine genauere Aufsicht angeordnet werden; Lehrer, welche ihren rechtmäßigen Einfluß auf die Gemüther der Jugend zu Verbreitung verderblicher, der öffentlichen Ordnung und Ruhe feindseliger oder die Grundlagen der bestehenden Staatseinrichtungen untergrabender Lehren misbrauchen, sollen, ohne daß hierbei irgend ein Hinderniß im Wege stehen könne, entfernt und bei keinem öffentlichen Lehrinstitute in Deutschland wiederangestellt, und Studirende, welche durch einen Beschluß der Regierungsbevollmächtigten von einer Universität verwiesen werden oder sich, um diesem zu entgehen, selbst entfernen, auf keiner andern Universität angenommen werden. (S. Universitäten.) 3) Über periodische Schriften und solche, welche nicht über 20 Bogen im Druck betragen, soll, einstweilen auf fünf Jahre, eine strengere Censur angeordnet werden, bei welcher die Regierungen sich untereinander und gegen die Bundesversammlung dafür verantwortlich machen, daß die Würde und Sicherheit anderer Bundesstaaten nicht verletzt, noch ihre Verfassung oder Verwaltung angegriffen werden; die Bundesversammlung aber soll das Recht haben, Schriften, welche der Würde des Bundes, der Sicherheit einzelner Bundesstaaten oder der Erhaltung des Friedens und der Ruhe in Deutschland zuwiderlaufen, von Amtswegen zu unterdrücken; doch sollen diese Aussprüche nie gegen die Personen, sondern ausschließend gegen die Schriften gerichtet sein. (S. Censur.) 4) Zu Untersuchung „des Ursprungs und der mannichfachen Verzweigungen der gegen die bestehende Verfassung und innere Ruhe sowol des ganzen Bundes als einzelner Bundesstaa-

ten gerichteten revolutionairen Umtriebe und demagogischen Verbindungen" soll eine Centraluntersuchungscommission von sieben dazu in der Bundesversammlung erwählten Regierungen, nämlich Östreich, Preußen, Baiern, Hannover, Baden, Hessen-Darmstadt und Nassau, niedergesetzt werden. (S. Umtriebe, demagogische.) Zugleich sprach man bei dem Antrage auf diese Beschlüsse von Misverständnissen und Irrthümern, welche über den Sinn des 13. Art. der deutschen Bundesacte in den deutschen Ländern herrschend geworden seien; von einer überhandnehmenden Neigung zu unfruchtbaren und gefahrvollen Theorien; von einem Einflusse selbst irregeführter oder jedem Volkswahne schmeichelnder Schriftsteller; von einem eiteln Verlangen, die Verfassungen fremder Länder auf deutschen Boden zu verpflanzen u. s. w. Auch wurden fortgesetzte Berathungen angekündigt, welche den Zweck haben sollten, einerseits das monarchische Princip in den deutschen Bundesstaaten gegen rein demokratische Grundsätze und Formen aufrecht zu halten (da die freien Städte nur eine unerhebliche Ausnahme von demselben machten), andererseits dafür zu sorgen, daß die Beschlüsse des Bundes durch landständische Verhandlungen nicht gehemmt oder beschränkt werden könnten. Diese Berathungen wurden 1819 und 1834 zu Wien in Ministerialconferenzen gepflogen, zu welchen von jeder Stimme im engern Rathe der deutschen Bundesversammlung ein Gesandter berufen war. (S. Deutscher Bund.) Bisher unbekannte, auf die karlsbader Conferenzen bezügliche Protokolle und Actenstücke hat 1844 Welcker aus dem Nachlasse Klüber's herausgegeben und in einer Weise commentirt, die allerdings von andern Principien ausgeht, als bei jenen vorgewaltet haben.

Karlsbader Salz, s. Karlsbad.

Karlskröna, eine stark befestigte Stadt im gleichnamigen schwed. Län, am Sunde, mit einem guten Hafen, die Station für die Kriegsflotte, hat etwa 13000 E. und nächst der großen Anlage eines Seeplatzes, nicht unbedeutenden Seehandel, namentlich in Eisen, Kupfer und Pottasche, und Fischerei. Den Namen führt sie nach König Karl XI., der sie anlegte; im J. 1790 hatte sie das Unglück, fast ganz abzubrennen.

Karlsruhe, die Haupt- und Residenzstadt des Großherzogthums Baden, mit 21000 E., im Mittelrheinkreis, in einer schönen Ebene, $1^1/_2$ Stunde östlich vom Rheine an dem größtentheils aus Eichen und Buchen bestehenden Hartwalde gelegen, wurde 1715 durch den Markgrafen Karl Wilhelm von Baden-Durlach erst als Jagd- und Lustschloß gegründet und bald darauf zu seiner beständigen Residenz erwählt, als die Bürger Durlachs, zu Behauptung vereinter Gerechtsame, den Bauunternehmungen des Markgrafen eigensinnig sich widersetzten. Der Markgraf hatte um das neue Lustschloß her 32 Alleen nach den 32 Winden aushauen lassen; neun dieser Alleen auf der Nordseite der Stadt wurden nun so bebaut, daß die Straßen, indem sie in gleichweiter Entfernung vom Schlosse aus nach den verschiedenen Richtungen regelmäßig auslaufen, der Stadt das Ansehen eines Fächers geben, während die obern, gleich hohen und mit Arcaden versehenen Häuser, mit ihrer Vorderseite gegen das Schloß gerichtet, um dasselbe einen Cirkel bilden. Quer durch diese Straßen zieht sich als Verbindungsweg die Haupt- oder Langenstraße, vormals die Grenzlinie des Umfangs der Stadt. Gegenwärtig sind diese neun nördlichen Straßen auf der südlichen Seite verlängert und von andern Straßen durchschnitten, die in gleicher Richtung mit der Haupt- oder Langenstraße laufen. Übrigens zeichnet sich die Stadt aus durch Regelmäßigkeit der Anlage und Gleichartigkeit der Häuser, welche alle nach einem gewissen Muster erbaut werden müssen, durch die breiten, erleuchteten und auf beiden Seiten mit beplatteten Fußwegen versehenen Straßen, sowie durch die schönen Thore, unter denen besonders das Ettlinger Thor ein Muster geschmackvoller Bauart ist. Unter den fünf öffentlichen Plätzen sind der Residenz- oder Schloßplatz mit vierfachen Baumreihen und der neu angelegte Marktplatz, mit hohen, neuen Häusern umgeben, die schönsten. Das Schloß des Großherzogs, im altfranz. Stile erbaut, besteht aus dem Hauptgebäude und zwei Flügeln. Gleichlaufend mit den letztern befinden sich auf der einen Seite die Orangerie und Gartengebäude und auf der andern die Gebäude für den Marstall, die Reitschule und die Wagenremise. Die neue evangelische Kirche, welche 1807 gegründet wurde, ist im echt röm. Stile, die Synagoge im oriental. Stile gebaut. Die neue

katholische Kirche, an deren Haupteingange acht ionische Säulen einen Porticus bilden, wird von oben erleuchtet und hat eine 100 F. weite und ebenso hohe Kuppel. Nächstdem gehören die Paläste der verwitweten Markgräfin Amalie, der Königin Friederike von Schweden und der Markgrafen von Baden, sowie das Hoftheater, welches 2000 Zuschauer faßt, und der großartige Eisenbahnhof zu den sehenswerthen Gebäuden der Stadt. Unter den Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen sind die 80000 Bände starke Hofbibliothek mit bedeutenden Manuscripten, das großherzogliche Antiquitäten- und Münz-, das physikalische und Naturaliencabinet und die Kupferstichsammlung bemerkenswerth. Der botanische Garten zeichnet sich aus durch seine Reichhaltigkeit. Die Stadt hat lebhaften Speditionshandel, mehre Fabriken, unter denen besonders die Keßler'sche Maschinenfabrik, welche gute Locomotiven liefert, zu erwähnen ist, und gute Unterrichtsanstalten, ein Lyceum, ein Schullehrerseminarium, eine Zeichnen-, Maler- und Kupferstecherschule, eine polytechnische und eine höhere Militairschule, eine Veterinär- und chirurgische Bildungsanstalt. Alle nach der Stadt führende Landstraßen sind mit Baumreihen besetzt, unter welchen die von Durlach kommende, eine ganze Stunde in gerader Richtung laufende sich auszeichnet. Vgl. „K. und seine Umgebung" (Karlsr. 1843). — Der Flecken Karlsruhe im Regierungsbezirk Oppeln der preuß. Provinz Schlesien, mit 1800 E. und einer evangelischen sowie einer katholischen Kirche, ist als Residenz des russ. Generals, Herzog Eugen von Würtemberg, merkwürdig, der hier ein schönes Schloß mit herrlichen Gartenanlagen, einem Theater und einer Reitschule hat.

Karlsstadt, in der kroatischen Gespanschaft Agram, am Einfluß der Korona und Meronicza in die Kulpa gelegen, welche hier schiffbar wird, der Sitz des karlstädter Generalats der Militairgrenze, hat etwa 4500 E., zwei katholische Kirchen und ein Franciscanerkloster mit einem Gymnasium. Sie ist der Hauptstapelplatz des ungar. Meerhandels und mittels dreier Kunststraßen über die kroatischen Alpen mit den ungar. Häfen am Adriatischen Meere verbunden. Sie hat bedeutenden Verkehr, besonders Zwischenhandel, und Schiffbau.

Karlstadt, eigentlich Andr. Bodenstein aus Karlstadt in Franken, ist in der Geschichte der Reformation durch seine Schwärmerei wie durch sein Unglück merkwürdig geworden. Als Archidiakonus und Professor der Theologie zu Wittenberg war er anfangs eine bedeutende Stütze Luther's; er zeichnete sich aus durch seine Theilnahme an der leipziger Disputation im J. 1519, durch Streitschriften gegen Eck und gegen den Papst, der ihn 1520 in der Verdammungsbulle gegen Luther ausdrücklich als dessen Anhänger nannte, durch seine Appellation vom Papste an ein allgemeines Concilium, sowie durch seine bald wirksame Erklärung für die Ehe der Geistlichen. In der Zeit aber, wo Luther auf der Wartburg saß, erlaubte er sich, angeregt durch die zwickauer Propheten, die zu Weihnachten 1521 in Wittenberg erschienen, unzeitige Neuerungen im Gottesdienste. Ausgehend von dem Princip einer unbedingten, buchstäblichen Schriftmäßigkeit des ganzen Lebens und aller kirchlichen Anordnungen, führte er die deutsche Messe ein, entfernte die Bilder, verwarf die von Luther vertheidigte Elevation und Adoration der Hostie, die Anrufung der Heiligen, die Ohrenbeichte, gab den Communicanten Brot und Wein in die Hand und nannte die Kindertaufe ein Hundsbad. Zugleich ertheilte er keinem Candidaten mehr (wegen Matth. 23, 8) einen vorgeschriebenen Grad, verlangte Schließung aller Vergnügungsorte und foderte nach 1 Mos. 3, 19, daß man sein Brot im Schweiße seines Angesichts esse. Daher wurde die Stadtschule von dem Rector derselben in eine Brotbank verwandelt, und 200 Studenten zogen aus, um ein Handwerk zu lernen oder Ackerbau zu treiben, welchem Beispiele K. später selbst folgte. Luther, der mehr Rücksicht auf Tradition und Kirche, sowie auf die Gewissen der Schwachen für nöthig hielt, stellte gleich nach seiner Zurückkunft die alte Ordnung der Dinge her und brachte K. auf zwei Jahre zum Schweigen. Dieser ging jedoch 1524 heimlich nach Orlamünde, veranlaßte daselbst nach Vertreibung des Pfarrers dieselben Auftritte und warf sich, als Luther zu Jena gegen diese Unruhen predigte, öffentlich als dessen Gegner auf. Deshalb und wegen seiner Beziehungen zu den Zwickauern und den aufrührerischen Bauern in Thüringen, ja selbst zu Münzer (s. d.), im Sept. 1524 aus Sachsen verwiesen, begann er den Sacraments-

streit, in welchem er gegen Luther die leibliche Gegenwart Christi im Abendmahle leugnete und den Kampf der schweiz. Theologen mit den wittenbergern vorbereitete. Hierauf irrte er, der Theilnahme an dem Bauernkriege in Franken verdächtig, in Deutschland unstet umher und suchte endlich, zum äußersten Elende herabgesunken, bei Luther Hülfe, der ihn auch, nach einer befriedigenden Erklärung über jenen Streit, großmüthig aufnahm und ihm unter der Bedingung, daß er seine Meinungen ganz zurückhalte, einen Zufluchtsort bei Wittenberg, in Segrehna, verschaffte. Hier lebte er als Nachbar Andreas, mit Feldbau und Handel beschäftigt, beinahe drei Jahre. Doch im J. 1528 verleitete ihn sein unruhiger Geist, jene Bedingung durch Herausgabe einiger Schriften und durch Verkehr mit dem Schwärmer Schwenkfeld (s. d.), ja selbst durch Ränke gegen Luther's Person, zu brechen. Um dem Zorne Luther's auszuweichen, begab er sich nach Dänemark, Ostfriesland, Strasburg und endlich nach Zürich, wo ihn Zwingli erst in der Stadt, dann in Altstetten im Rheinthale versorgte. Nach der Schlacht bei Kappel wurde er Archidiakonus in Zürich und im J. 1534 Prediger und Professor der Theologie in Basel, wo er 1541 starb. K. war seiner theologischen Richtung nach biblisch-radical, Luther dagegen kirchlich-conservativ.

Karmänor, ein Kreter, der Vater des Eubulus und der Chrysothemis, reinigte den Apollon und die Artemis von dem Morde des Python.

Karmarsch (Karl), erster Director der höhern Gewerbschule zu Hannover, geb. 1803 zu Wien, erhielt nach Vollendung seiner Studien an dem Polytechnischen Institut daselbst die Stelle eines Assistenten im Lehrfache der Technologie an diesem Institute, welches Amt er von 1819—23 bekleidete. In dieser Zeit gab er seinen „Grundriß der Chemie" (Wien 1823) heraus, dem die „Einleitung in die mechanischen Lehren der Technologie" (2 Bde., Wien 1825) folgte. Im J. 1830 erhielt er den Ruf nach Hannover zur Errichtung und Direction einer polytechnischen Schule, welche 1831 unter dem Namen einer höhern Gewerbschule eröffnet wurde und an welche er zugleich als Lehrer der Chemie und Technologie wirkt. Auch construirte er in dieser Zeit eine Gravirmaschine zum Copiren von Münzen und andern Reliefs. Im J. 1834 wurde er Director des Gewerbvereins in Hannover und Redacteur der von diesem herausgegebenen „Mittheilungen des Gewerbvereins für das Königreich Hannover". Zu Hameln trat er 1834 zur protestantischen Kirche über. Neben vielen Beiträgen zu Prechtl's „Technologischer Encyklopädie" lieferte er auch den „Grundriß der mechanischen Technologie" (2 Bde., Hannov. 1837—39), ein Werk, welches mit Recht allgemeine Anerkennung gefunden hat.

Karmel, ein Vorgebirge Palästinas an der Südseite der Bai von Ptolemais (Akka), besteht aus mehren fruchtbaren, reichbewaldeten, grottenreichen Bergen und engen Thälern in einem Umfange von acht Meilen und geht am Ausflusse des Kischon in eine anmuthige Ebene aus. Auf seinen Höhen sind Ruinen von Kirchen und Klöstern aus der Zeit des christlichen Königreichs Jerusalem und eine Höhle, die, der Sage nach, der Prophet Elias bewohnte. Seit dem 4. Jahrh. wählten christliche Einsiedler den Karmel zum Aufenthalt, doch erst um 1156 stifteten Pilger unter Leitung Berthold's aus Calabrien die Vereinigung zum Eremitenleben auf diesem Gebirge, aus welcher die Karmeliter (s. d.) entstanden. Das Kloster derselben auf dem Karmel wurde wiederholt, zuletzt im J. 1798 nach dem Abzuge der Franzosen aus Ägypten, zerstört, und erst durch die rastlosen, menschenfreundlichen Bemühungen des Bruders Johann Baptist wiederhergestellt, der, um milde Gaben dazu zu sammeln, seit 1825 in drei Erdtheile umherwanderte, und da die Klostergebäude in neuester Zeit für die daselbst gastliche Aufnahme findenden Reisenden und Pilger nicht mehr ausreichten, seit 1844, um dieselben zu erweitern, zu gleichem Zwecke diejenigen Länder Europas, die er früher nicht berührt, aufsucht.

Karmeliter oder Orden Unserer Lieben Frauen vom Berge Karmel nannte sich der Mönchsorden, der ursprünglich aus dem Eremitenverein auf dem Karmel (s. d.) hervorging und 1209 eine mit der alten Basilianischen meist übereinstimmende Regel erhielt, die von Papst Honorius III. 1226 bestätigt wurde. Der Sage aber nach schreiben die Karmeliter die Stiftung ihres Ordens dem Propheten Elias zu, dessen Statue sie auch unter Benedict XIV. in der Peterskirche zu Rom aufstellten, und nach ihrer Meinung gehörten

demselben alle Propheten und heiligen Männer des Alten Testaments von Elias bis auf Jesus, sowie Pythagoras und die gallischen Druiden an; die Rechabiten, Essener und Pharisäer sollen Tertiarier, die heiligen Frauen des Neuen Testaments mit der heil. Jungfrau Maria Nonnen und die Einsiedler des christlichen Alterthums echte Glieder ihres Ordens gewesen sein. Von den Sarazenen verdrängt siedelten sich die Karmeliter zwischen 1238—44 nach Europa über, wo sie 1247 eine mildere Regel annahmen. Ihre anfangs weiß- und braungestreiften Mäntel vertauschten sie 1287 mit ganz weißen, unter denen sie sonst schwarze, seit der Mitte des 15. Jahrh. aber kastanienbraune Kutten tragen. Allmälig zerfiel der Orden bei seiner weiten Ausbreitung durch innere Streitigkeiten in vier von einander unabhängige Körperschaften: 1) die beschuheten Observanten nach der im 15. Jahrh. aufs neue gemilderten Regel, zu denen die von der strengen Observanz in Frankreich und Italien und die 1462 gestifteten Karmeliterinnen gehören; 2) die 1433 von den Observanten abgeschiedene, durch weiße und runde Hüte ausgezeichnete Congregation von Mantua; 3) die Barfüßer und Barfüßerinnen oder Theresianerinnen in Spanien, welche, 1562 von der heil. Theresia gestiftet, 1593 von den Observanten sich unabhängig machten, und 4) die Barfüßer in Italien, welche sich 1600 von den span. Barfüßern trennten und im 18. Jahrh. 17 Provinzen in Italien, Frankreich, Deutschland, Flandern, Polen und in Asien hatten. Die beiden Barfüßercongregationen folgen der ältesten strengen Regel mit neuen Verschärfungen, z. B. Fasten und Stillschweigen, unterhalten in jeder Provinz eine Einsiedelei und treiben die Selbstpeinigungen und den blinden Gehorsam gegen die Obern weiter als irgend ein anderer Orden. Jede der vier Körperschaften hat ihren eigenen, unmittelbar vom Papste abhängigen General, und nur einige Klöster der Karmeliterinnen stehen unter den Bischöfen. Die Barfüßerinnen in Frankreich hatten seit 1661 ihren eigenen, selbst erwählten Obern. Die Vorrechte der Bettelorden und den 1287 eingeführten Gebrauch des Scapuliers, d. i. Obergewands Unserer Lieben Frauen, welches sechs Zoll breit über Brust und Rücken herabhängt und von grauer Wolle zu sein pflegt, haben alle Karmeliter miteinander gemein. Seit der angeblichen Vision ihres Ordensgenerals Simon Stock behaupten sie, daß, wer in jenem Scapulier sterbe, vom ewigen Feuer verschont bleibe, weshalb sie auch eine Scapulierbrüderschaft für Laien errichteten. Da die Lebensart der Karmeliter jede gemeinnützige Thätigkeit ausschloß, so wurde ihnen bei den Maßregeln der Regierungen gegen die müßigen Orden die Annahme von Novizen untersagt, und nur in Spanien, Portugal, Sicilien und Amerika haben sie sich ununterbrochen bis in die neuere Zeit erhalten. Auch in Belgien, Frankreich und in Baiern wurden wieder Karmeliterklöster eingerichtet. Der von Heinrich IV. in Frankreich errichtete Ritterorden Unserer Lieben Frauen vom Berge Karmel hat mit dem Mönchsorden nichts als den Namen gemein.

Karmin, ein schönes, kostbares, hochrothes, zu den Lackfarben gehöriges Pigment, welches aus Cochenille bereitet wird, indem man diese mit siedendem Regenwasser anrührt, die Brühe filtrirt und solche hierauf entweder mit einer Auflösung von röm. Alaun oder auch mit einer Auflösung von Zinn in Königswasser versetzt, und den Niederschlag, der sich nach und nach absetzt, an einem schattigen Orte trocknet. Besonders zeichnet sich der in Wien fabricirte Karmin aus. Wegen seines hohen Preises wird der Karmin häufig verfälscht mittels Thonerde oder feinen Zinnobers, wovon man sich durch Auflösung in Ammoniak überzeugen kann, da nur der reine Karmin sich von diesem auflösen läßt. Der sogenannte blaue Karmin ist nichts Anderes als Indigolack.

Karnatik, eine zur brit.-ostind. Präsidentschaft Madras (s. d.) gehörige Provinz, welche den mittlern und südlichen Theil der Küste Koromandel (s. d.), mit der sie auch im Allgemeinen in ethnographisch-naturhistorischer Hinsicht übereinkommt, einnimmt, hat einen Flächenraum von 2200 □M. mit ungefähr 5 Mill. Einwohner.

Karneādes, ein griech. Philosoph, Lehrer in der neuern oder skeptischen Akademie, gewöhnlich der Stifter der neuern oder der dritten Akademie genannt, wenn man nämlich Arcesilaus (s. d.) als den Stifter einer zweiten oder mittlern Akademie ansieht, war aus Kyrene gebürtig und 217, nach Andern 132 v. Chr. geboren. In Athen, wohin er sich seiner Bildung wegen begab, hörte er die Vorträge mehrer Stoiker und Akademiker; insbesondere studirte er die Schriften des Stoikers Chrysipp, gegen welchen er nachher kämpfte.

Seine feine dialektische Beredtsamkeit machte, daß ihn die Athenienser nebst dem Stoiker Diogenes und dem Peripatetiker Kritolaus als Gesandten nach Rom sendeten. Hier machte er im J. 162 v. Chr. großes Aufsehen, besonders dadurch, daß er das eine Mal für, das andere Mal gegen Recht und Gerechtigkeit mit gleich glänzender Dialektik sprach, wovon besonders der Censor Cato großen Nachtheil für die Jugend fürchtete, weshalb er auch K. und seine Begleiter so schnell als möglich von Rom zu entfernen suchte. In der Akademie lehrte er sodann bis zu seinem Tode. Er selbst soll nichts Schriftliches hinterlassen haben; die Aufbewahrung seiner Ansichten verdanken wir seinem Schüler Klitomachus. Sehr bedeutend von Arcesilaus abweichend, führte er gegen die Epikuräer und Stoiker aus, daß es kein unbedingtes Kennzeichen der Wahrheit, wol aber eine subjective Überzeugung gebe, die ihre Grade habe, nach welchen die Wahrscheinlichkeit steige. Die genaueste Darlegung seiner Skepsis findet sich bei Sextus Empiricus.

Karneole nennt man die blutrothen, röthlichbraunen oder röthlichgelben Varietäten des Chalcedon. Die schönsten Karneole kommen aus dem Oriente, minder schöne finden sich im Schuttlande der norddeutschen Ebenen.

Karnies (coronix, franz. corniche) nennt man ein architektonisches Glied, welches die Form eines S hat und den Übergang von einer Platte zur andern angenehm vermittelt. Es bildet in den Krönungen der Gesimse ein Hauptglied und verdeckt bei den alten Tempeln die Traufrinne. Da diese ganz oben auf dem Gesims ruht und das Karnies deshalb ziemlich bedeutend hervortritt, hat sich der Gebrauch eingeschlichen, die ganze Krönung des Gesimses, ja sogar das Hauptgesims selbst Karnies zu nennen.

Kärnten, ein zur östr. Monarchie gehöriges Herzogthum von 188 □M. mit 300000 E., wird von den norischen und karnischen Alpen durchschnitten, hat ansehnlichen Bergbau, bedeutenden Wildstand und ist gut angebaut und fruchtbar. Ackerbau, Viehzucht und Gewerbthätigkeit sind die Hauptnahrungsquellen der Bewohner. Zur Zeit der Karolinger stand das Land unter eigenen Markgrafen, welche 926 den Herzogstitel erhielten. Mit dem Erlöschen des herzoglichen Stammes fiel es 1269 dem Könige von Böhmen zu, dem es aber wieder entrissen wurde, worauf es 1286 an die Grafen von Tirol und nach deren Aussterben 1335 an Östreich kam. Seitdem war es in Ober- und Niederkärnten eingetheilt, bis es 1815 als klagenfurter (Unterkärnten) und villacher Kreis (Oberkärnten) zum Gubernium Laibach des Königreichs Illyrien geschlagen wurde.

Karoline Amalie Elisabeth, Gemahlin König Georg's IV. (s. d.) von Großbritannien und Hannover, zweite Tochter des Herzogs Karl Wilh. Ferd. von Braunschweig und der Prinzessin Auguste von England, der Schwester Georg's III., war am 17. Mai 1768 geboren. Sie verlebte am väterlichen Hofe eine zwangvolle Jugend und wurde 1795 an den damaligen Prinzen von Wales verheirathet. Diese Ehe, die der Prinz nur gezwungen einging, konnte nicht glücklich sein. Zwar gebar die Prinzessin im folgenden Jahre eine Tochter; doch gleich nach dem Wochenbette trennte sich der Prinz von ihr. Seitdem lebte die Verstoßene, vom Hofe entfernt, auf einem Landhause zu Blackheath und erwarb sich als Opfer der zügellosen Lebensweise ihres Gemahls die Theilnahme des Volks. Für ihre Ehre nachtheilige Gerüchte veranlaßten 1808 den König, über ihr Betragen eine Untersuchung einleiten zu lassen, das zwar unvorsichtig, aber nicht verbrecherisch befunden wurde. Im J. 1814 erhielt sie die Erlaubniß, nach Braunschweig zu gehen und von da eine größere Reise zu machen. Mit ihrem Günstlinge, dem Italiener Bergami, besuchte sie Deutschland, Italien, Griechenland, den Archipel und Syrien und lebte nach ihrer Rückkehr meist auf einer Villa am Comersee. Als ihr Gemahl 1820 den Thron bestieg, sollte sie gegen ein Jahrgeld von 50000 Pf. St. auf den Namen und die Rechte als Königin verzichten und versprechen, nach England nie wieder zurückzukehren; allein sie ging darauf nicht ein und hielt am 6. Juni einen triumphirenden Einzug in London. Jetzt trat nun der Minister Liverpool gegen sie mit einer Anklage auf Ehebruch vor das Parlament. Wie viel Anstößiges auch die Verhandlungen zu Tage brachten, so zeigte sich doch die öffentliche Stimme so zu ihren Gunsten, daß man die schon im Oberhause durchgegangene Strafbill fallen lassen mußte. Hierauf lebte sie getrennt von ihrem Gatten und genoß königlichen Rang; doch wurde ihr, als sich Georg IV. 1821 krönen ließ, die Krönung verwei-

gert; ja man wies sie sogar am Tage der Feier von der Thür der Westminsterabtei zurück. In Folge heftiger Gemüthserschütterungen starb sie am 7. Aug. 1821. Sie wurde in der herzoglichen Gruft zu Braunschweig beigesetzt. Ihre Tochter, Charlotte Auguste, war 1816 als die Gemahlin des jetzigen Königs der Belgier, Leopold I., verstorben.

Karoline Marie, die Gemahlin des Königs beider Sicilien, Ferdinand's I. (s. d.), Tochter Kaiser Franz's I. und der Kaiserin Maria Theresia, geb. am 13. Aug. 1752, ebenso liebenswürdig als geistvoll, nur ohne festen Charakter, vermählte sich am 12. Aug. 1768. Dem Ehetractate zufolge sollte sie nach der Geburt eines männlichen Thronerben im Staatsrathe Sitz nehmen. Doch noch ehe dieses Ereigniß eintrat, wußte sie 1777 den alten Minister Tanucci, der des Königs Vertrauen und die Zuneigung der Neapolitaner in hohem Grade besaß, zu verdrängen, um unter dessen Nachfolger Sambuca größern Einfluß auf ihren Gemahl und die Regierung zu gewinnen. Nachdem auch dieser 1784 seine Entlassung genommen, erhob sie den Fremdling Acton (s. d.) zum Principalminister, der durch seine Verschwendungen des Staatsvermögens nach und nach den Haß aller Stände sich zuzog. Als Anhänger des franz. Jakobinismus wurden nun Alle verfolgt, die sich der Gewaltherrschaft Acton's, dem die Königin grenzenloses Vertrauen schenkte, zu widersetzen wagten. Allein die Verhaftungen, Verbannungen und Hinrichtungen, welche den Oppositionsgeist der Nation dämpfen sollten, fachten ihn nur um so mehr an. Um der Unzufriedenheit des Volks, das zur Empörung reif war und dem bereits der Präsident der Sicherheitsjunta, Vanini, hatte weichen müssen, eine Ableitung zu schaffen, entschloß sich der König, der ganz von seiner Gemahlin abhängig war, der Republik Frankreich, mit der er kaum erst Frieden geschlossen, 1798 von neuem den Krieg zu erklären, doch die Niederlage Mack's führte die Franzosen schnell vor die Thore von Neapel und die Dynastie unter brit. Flagge nach Sicilien. Als der vom Cardinal Ruffo erregte Aufstand in Calabrien wider die Franzosen und die republikanische Partei in der Hauptstadt dem Könige 1799 zurückzukehren gestattete, gewann namentlich mit durch die Königin die berüchtigte Lady Hamilton (s. d.) einen noch verderblichern Einfluß auf den Gang der Regierung, als früher Acton und Vanini geübt hatten. Die Capitulation von Neapel wurde gebrochen und eine Staatsjunta ernannt, welche unter Speziale's (s. d.) Vorsitz die Anhänger und Beamten der interimistischen Regierung ächtete und strafte, bis die Schlacht von Marengo Alles änderte. Da die Wiedereroberung Neapels, das seit 1805 Frankreich in Besitz genommen hatte, von Sicilien aus mit Unterstützung der Engländer nach der Meinung der Königin nicht rasch genug von statten ging, entzweite sie sich darüber 1809 mit dem brit. Oberfeldherrn Lord Bentink, der ihren Einfluß beseitigt wissen wollte, und ging 1811 über Konstantinopel nach Wien. In Schönbrunn starb sie am 8. Sept. 1814.

Karoline Mathilde, die Gemahlin König Christian's VII. von Dänemark, geb. am 22. Juli 1751, eine Tochter des Prinzen von Wales, Friedrich Ludwig, vermählte sich 1766 und wurde 1768 Mutter des Königs Friedrich's VI. von Dänemark. Sowol die verwitwete Großmutter, die Königin Sophie Magdalene, wie die Stiefmutter ihres Gemahls, Juliane Marie, waren der jungen Königin abgeneigt, die, leutselig und herablassend gegen Jedermann, allgemein vom Volke verehrt wurde. Für die Unbilden, die sie zu ertragen hatte, fand sie genugsame Entschädigung in der Liebe ihres Gemahls und den Vergnügungen des Hofs. Erst als ihr Gemahl sie weniger aufmerksam zu behandeln anfing, wurde sie gleichgültiger gegen ihn, gegen die Stiefmutter erbittert und gegen die Höflinge mistrauisch. Ihr Gemahl bemerkte dies kaum; nicht so die Stiefmutter, die von nun an immer feindlicher gegen sie sich zeigte. Um diese Zeit gewann der Günstling des Königs, Struensee, auch ihre Gunst, und ganz in seine Hände sich gebend, wurde sie zuletzt mit in seinen Sturz hineingerissen. (S. Struensee und Brandt.) Nach ihrer Verhaftung am 17. Jan. 1772 brachte man sie mit ihrer Tochter Luise Auguste, die erst sechs Monate alt war, nach der Festung Kronburg, worauf eine eigens dazu ernannte Commission die Scheidung von ihrem Gemahl aussprach. Nach Übereinkunft zwischen der engl. und der dän. Regierung wurde ihr Celle zum Aufenthalt angewiesen, wo sie am 10. Mai 1775 allgemein geschätzt und geliebt aus Gram und Kummer starb. Im Garten in Celle setzten ihr die Landstände des Fürstenthums Lüneburg ein Denkmal. Vgl. Lenzen, „Die letzten

Stunden der Königin von Dänemark" (1775), worin sich auch ein merkwürdiger Brief an ihren Bruder findet, in welchem sie feierlich und auf rührende Weise ihre Unschuld betheuert.

Karolinen, auch Neu-Philippinen oder Andreas- und Barnabas-Archipel genannt, eine Inselgruppe im Großen Ocean, nördlich von den Ladronen, von welchen sie durch die Karolinenstraße getrennt sind, wurden erst 1686 durch den Spanier Francisco Lazeone, welcher von den Ladronen durch einen Sturm dahin verschlagen wurde, entdeckt und von ihm nach König Karl II. von Spanien benannt. Sie bestehen aus beinahe 50 kleinern Inselgruppen, die über 400 Inseln begreifen und sind theils, wie die Menge ausgebrannter Krater beweist, vulkanischen Ursprungs, theils gehören sie zu den Korallenformationen. Die Vegetation ist besonders auf den südlich gelegenen sehr üppig; die hochgelegenern, unter denen einige bis zu 3000 F. sich erheben, sind im Innern mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt. Die Säugethiere wurden meist erst von den Europäern eingeführt; heimisch sind hier nur der Vampyr und der Dupong. Die Gewässer enthalten Krokodile, Schildkröten, Weichthiere und einen großen Reichthum an Fischen. Die Bewohner, die sämmtlich zur malaiischen Race gehören, jedoch mit abweichender Sprache, sind erst durch Krusenstern, Kotzebue und Lütke näher bekannt geworden. Sie sind stark gebaut, auf den östlichen Inseln von nußbrauner, auf den nördlichen von kupferähnlicher Hautfarbe, von gutmüthigem, friedlichem Charakter, geschickt in Verfertigung von mancherlei Geräthschaften aus Bambus, Kokos und Schildpatt, dabei als muthige, gewandte Seefahrer bekannt. Sie segeln in ihren kleinen, wohlgebauten Kähnen, blos nach den Sternen sich richtend, flottenweise mehrmals jährlich nach den Ladronen, wo sie gegen Brotfrucht, Kokosnüsse und getrocknete Fische Eisen und einige europ. Manufacturwaaren eintauschen. Die Männer sind mit einer Art Mantel bekleidet, die Weiber tragen einen Schurz um die Lenden. Beim Grüßen pflegen sie die Nasenspitzen zu berühren. Die Ehen werden unter ihnen nach Willkür ohne besondere Feierlichkeit geschlossen. Sie stehen unter einer Anzahl von Häuptlingen, deren einer, als König verehrt, über mehre Inseln herrscht und von Zeit zu Zeit die Unterhäuptlinge zur öffentlichen Berathung auf freiem Felde versammelt. Die bedeutendsten Inseln sind Pelew, Yap, Ulea, Lamurzek, Cittak, Mamuhil, Temetem, Mortluk, Uljuthui, die Gruppe Hogoleu, Attole de Montverde, Sniawin (1828 von Lütke entdeckt), Duperrey (von dem gleichnamigen franz. Weltumsegler 1824 aufgefunden) und die durch treffliche Verfassung und Sitten ausgezeichnete Insel Ulan.

Karolinger (Carlovingiens) werden die Glieder der Familie Kaiser Karl's des Großen, insbesondere die derselben angehörenden Könige der zweiten Dynastie in Frankreich genannt. Als Stammvater gilt der Bischof Arnulf von Metz, gest. 631. Sein Sohn Ansegise heirathete Begga, die Tochter Pipin's des Alten, der Majordomus (s. d.) in Austrasien war. Die Söhne Ansegise's, Martin und Pipin von Herstall (s. d.), wurden als die mächtigsten Territorialherren von den Austrasiern zur Majordomuswürde berufen. Martin starb durch Mord; Pipin aber erzwang durch Waffengewalt von dem schwachen König Theoderich III. von Neustrien die Majordomuswürde über alle drei Staaten des fränkischen Reichs, Neustrien, Austrasien und Burgund. Dieser Aufschwung der austrasischen Herzogsfamilie brachte das reingerman. Element im Reiche überhaupt zur Geltung. Obgleich Pipin die Merovinger auf dem Throne ließ, waren dieselben doch fortan nur Schattenkönige. Pipin starb am 17. Dec. 714 und hinterließ als Nachfolger einen jungen Enkel, Theobald, zu dessen Vormünderin er seine Gemahlin, Plectrud, einsetzte. Allein Karl Martell (s. d.), ein natürlicher Sohn Pipin's, wurde von den Austrasiern zum Majordomus erhoben und unterwarf sich als solcher sämmtliche drei Staaten. Unter ihm begann die Unterwerfung der german. Völker am rechten Rheinufer. Er starb am 22. Oct. 741, nachdem er seit 737 den Thron unbesetzt gelassen. Seine beiden Söhne, Karlmann und Pipin der Kurze, theilten die Länder und setzten zu ihrer Befestigung Childerich III. auf den Thron. Doch Karlmann ging 747 nach Italien ins Kloster und Pipin blieb Herr des ganzen Reichs. Bei den Großen als Krieger geachtet, bei der Geistlichkeit durch reiche Schenkungen beliebt, stieß er den letzten Merovinger vom Thron und ließ sich am 3. Mai 752 als fränk. König krönen. Mit ihm begann die Eroberung Italiens; er starb am 24. Sept. 768 im Alter von 54 Jahren. Seine Söhne, Karlmann

und Karl der Große (s. d.), theilten das Reich. Karlmann starb aber 771, und sein Bruder riß, ohne Rücksicht auf die Neffen, das ganze Reich an sich. Durch Eroberung und Politik dehnte Karl die fränk. Monarchie zum Weltreich des Abendlandes aus; Papst Leo III. setzte ihm am 25. Dec. 800 zu Rom die abendländische Kaiserkrone auf, die Romulus Augustulus zuletzt getragen hatte. Obwol diesem großen Austrasier die Fixirung der gegen Westen andrängenden german. Völkerhorden gelungen war, so begriff er doch, daß diese Völkermassen ohne Cultur, ohne gemeinsame Sitte und Sprache nicht zusammengehalten würden; darum theilte er die Länder bei Lebzeiten unter seine rechtmäßigen Söhne. Allein sein zweiter Sohn, Pipin, starb schon 810 mit Hinterlassung eines Sohnes, Bernhard, dem der Großvater das Königreich Italien verlieh; auch der älteste, Karl, starb vor des Vaters Tode ohne Nachkommen. Der Kaiser ließ nun im J. 813 seinen jüngsten Sohn, Ludwig I. (s. d.), oder den Frommen, zum Mitregenten krönen. Mit Karl dem Großen erlosch indessen plötzlich im J. 814 der hohe Genius seines Stammes; alle seine Nachkommen zeigten sich als gewöhnliche oder schwache und verächtliche Charaktere. Ludwig der Fromme gab schon 817 seinem jüngsten Sohne, Ludwig, Baiern und dem zweiten, Pipin, Aquitanien; den ältesten, Lothar, erhob er zum Mitregenten und sicherte ihm die Kaiserkrone. Diese Anordnung brachte Bernhard von Italien zur Empörung; derselbe wurde aber besiegt, geblendet und starb 818. Aus zweiter Ehe wurde 823 Ludwig dem Frommen noch ein Sohn, Karl der Kahle, geboren, zu dessen Gunsten der Vater eine neue Theilung vornahm. Dieser Umstand verwickelte die Brüder mit dem Vater in fortwährende Kriege und Gewaltthaten, welche die Demoralisation des Geschlechts beschleunigten. Als Ludwig der Fromme 840 starb, betrachtete sich Lothar als Kaiser. Sein zweiter Bruder, Pipin von Aquitanien, war 838 dem Vater im Tode vorausgegangen; zwar hatte er Söhne hinterlassen, doch wurden sie nicht berücksichtigt. Nach langem Hader kam endlich im Aug. 843 unter den Brüdern der Vertrag zu Verdun zu Stande, durch welchen die ganze Ländermasse Karl's des Großen in drei unabhängige Reiche zerfiel. Lothar I. (s. d.) erhielt das Königreich Italien und die Kaiserkrone, dann alle Länder zwischen dem Rhein und der Schelde, und vom Ursprunge der Maas an bis zum Einflusse der Saone in die Rhone und längs dieser bis zum Mittelländischen Meere; Ludwig der Baier, nunmehr der Deutsche genannt, bekam die Länder diesseit des Rhein und am linken Ufer die Gebiete von Speier, Worms und Mainz; Karl der Kahle nahm den Rest, nämlich Neustrien, Aquitanien und die span. Mark, oder die fränk.-romanischen Länder. Durch seine Portion bildete sich nun der selbständige Staats- und Volkskörper Frankreich. — Die Söhne Kaiser Lothar's I., gest. 855, theilten dessen Länder nochmals. Ludwig II. (s. d.) nahm mit dem Königreich Italien die abendländische Kaiserwürde; Lothar II. empfing die Länder an der Maas unter dem Namen eines Königreichs Lothringen; Karl erhielt die Provinzen am linken Ufer und unterhalb der Saone oder das Königreich Provence. Nach den Verträgen zu Mersan in den J. 847 und 851 sollte das Erbe der beiden letztern Brüder an Ludwig II. zurückfallen. Karl starb 863 und seine provenzalischen Staaten wurden in der That von den beiden überlebenden Brüdern, dem Kaiser und dem König von Lothringen, getheilt. Als aber 869 auch Lothar II. starb, nahmen die Oheime, Karl der Kahle von Frankreich und Ludwig der Deutsche, mit Gewalt Lothringen. Der Kaiser Ludwig II. starb am 12. Aug. 875 ohne Nachkommen und setzte Karlmann, einen Sohn Ludwig's des Deutschen, zum Gesammterben ein. Doch auch den Kaiserthron mit Italien riß Karl der Kahle auf kurze Zeit an sich. — Der König Ludwig der Deutsche starb 876 und seine Länder theilten seine Söhne. Karlmann wurde König von Baiern, erhielt auch 877, nach Karl's des Kahlen Tode, Italien mit der Kaiserwürde und starb ohne legitime Erben im J. 880; Ludwig II., genannt der Jüngere, erhielt das Königreich Sachsen und starb ohne Erben im J. 822; Karl der Dicke wurde bei der Theilung König von Schwaben und gewann erst durch den Tod seines ältesten Bruders, Karlmann, Italien mit der Kaiserwürde und bei Ableben des jüngern, Ludwig, ganz Deutschland. Endlich wählten ihn im J. 882 auch die franz. Großen zu ihrem Könige. Noch einmal vereinigte er so das ganze Erbe Karl's des Großen. Aber geistig und körperlich schwach, wurde er als ein unfähiger Monarch im J. 887 auf einem Gesammtreichstage

zu Tribur seiner sämmtlichen Kronen verlustig erklärt, und starb darauf im J. 888. — Nach Karl's des Dicken Absetzung, der zuweilen unter den franz. Königen als Karl III. bezeichnet wird, erhielt Deutschland und Italien mit der Kaiserwürde Arnulf, ein natürlicher Sohn des Kaisers Karlmann. Derselbe starb 899 und hinterließ die deutsche Königskrone seinem siebenjährigen Sohne Ludwig IV., das Kind genannt, mit dem im J. 911 die Karolinger in Deutschland erloschen. Arnulf's Tochter, Glismunde, heirathete Konrad von Fritzlar, Grafen von Franken, und wurde dadurch die Stammmutter der fränk. Kaiser; ihr Sohn Konrad I. folgte Ludwig dem Kinde. Zwentibold, Arnulf's natürlicher Sohn, wurde König von Lothringen und starb 900 ohne Erben. — Die Dynastie, welche Karl II. oder der Kahle in Frankreich (s. d.) gründete, überdauerte in einer Reihe schwacher Fürsten (rois fainéants) die Hauptzweige nicht um ein Jahrhundert. Sein Sohn Ludwig II. starb 879 und hinterließ aus erster Ehe die beiden Söhne Ludwig III., gest. 882, und Karlmann I., gest. 884, die gemeinschaftlich regierten. Nach ihrem Tode übergingen die franz. Großen den Sohn Ludwig's II. aus zweiter Ehe, Karl den Einfältigen, und wählten den Kaiser Karl den Dicken zu ihrem Könige. Erst im J. 893 wurde Karl III. oder der Einfältige von einigen Großen auf den franz. Thron erhoben, verlor denselben aber, noch ehe er 929 starb, an das Haus der Capetinger. Nach einem wilden Interregnum setzten endlich die Großen im J. 936 Karl's des Einfältigen Sohn, Ludwig IV., den Ultramariner, auf den franz. Thron. Derselbe starb 954 und hinterließ die Krone seinem ältesten Sohne Lothar I.; sein zweiter, Karl, wurde Herzog von Niederlothringen. Lothar I. starb 986 und hatte zum Nachfolger seinen Sohn, Ludwig V., mit dem 987 die Karolinger in Frankreich erloschen. Zwar suchte der Herzog Karl von Niederlothringen sein Erbfolgerecht mit den Waffen geltend zu machen, allein er wurde von Hugo Capet überwunden und starb 994 im Gefängniß. Durch die Vermählung seiner Tochter mit dem König Philipp August ging das Blut der Karolinger in die Dynastie der Capetinger (s. d.) über.

Karpaten, in den slaw. Sprachen Tatry genannt, sind das Gebirge, welches Ungarn und Siebenbürgen im Norden in einem Halbkreis umschließt. Sie beginnen nördlich von Presburg und ziehen sich von hier in nordöstlicher Richtung, doch noch nicht von bedeutender Höhe, Deutschland von Ungarn scheidend, bis zum östr. Schlesien, wo sie durch das oberschles.-mähr. Plateau, dem Quellenbezirk der Oder und Weichsel, mit den Sudeten sich verbinden. Auf diesem Punkte, schnell sich zu ansehnlicher Höhe erhebend, biegen sie nach Osten um und ziehen sich von hier aus in südöstlicher Richtung im Norden Ungarns, immer die Scheide zwischen diesem Lande und Galizien bildend, bis zur Bukowina. Hier gehen sie, in verschiedenen Zweigen sich nach Süden wendend, in die Gebirge Siebenbürgens über, das sie von allen Seiten umwallen und zu einem Plateau von etwa 1200 F. Höhe gestalten, immerfort die Grenze im Osten nach der Moldau und im Süden nach der Walachei bildend, in welche letztere sie schnell abfallen und wo sie in dem Knotenpunkte der Grenzen von Siebenbürgen, Moldau und Walachei ihr äußerstes südöstliches Ende erreichen. Die Karpaten bestehen in ihren nordwestlichen und südöstlichen Abtheilungen größtentheils aus Urgebirge, während der zwischenliegende Raum mit jüngern Gebirgsbildungen erfüllt ist; auch finden sich zahlreiche vulkanische Massengesteine. Der höchste Theil der Karpaten ist der nordwestliche, welcher die nördlichsten Gespanschaften Ungarns von Galizien trennt; sie bestehen hier aus einer Menge getrennter, von Süden nach Westen streichender Bergketten, unter denen die Tatrakette die höchste ist, und bilden hier mehre kleinere Plateaus. Die Kammhöhe des Tatra beträgt 5700 F., während seine höchsten, mit ewigem Schnee bedeckten, zackenförmig wie die Alpen aufstrebenden Spitzen, die Gerlsdorfer Höhe, sich bis auf 8062, und die Lomnitzer Spitze bis auf 8015 F. erheben, der Krywan aber nur bis auf 7500 F. steigt. In Siebenbürgen erreichen die Karpaten in verschiedenen Spitzen eine Höhe von fast 8000 F. Nach Norden, besonders aber nach Süden senden die Karpaten mehre Nebengebirge aus, die sich zum Theil tief nach Ungarn hineinerstrecken, und an deren Fuß die edelsten Weine dieses Landes erbaut werden. Das Gebirge ist reich an Salz, sowie an edlen und unedlen Metallen und andern Mineralien verschiedener Art.

Karpfen (Cyprinus carpio), ein über ganz Europa, das nördliche Asien und nördliche Amerika verbreiteter, schon den Alten wohlbekannter Fisch aus der Abtheilung der

Bauchflosser, unterscheidet sich von seinen Gattungsverwandten durch vier Bartfäden und die Zähne, welche der dritte Strahl der Rücken- und Afterflosse zeigt. Er vermehrt sich stark, und bei einem Weibchen (dem rogenen Karpfen) von 9 Pfd. findet man über 600000 Eier. Er kann 12—15 Pfd. schwer werden; ja man will sogar Karpfen von 70 Pfd. und 2½ Ellen Länge gefangen haben. Er erreicht ein hohes Alter, man sagt bis zu 200 Jahren, und hat ein zähes Leben. Die Karpfenzucht macht den Haupttheil der Teichfischerei aus. Eine besondere Gattung ist der Spiegelkarpfen, deshalb so genannt, weil seine Schuppen viermal größer sind als beim gemeinen Karpfen und nur an einzelnen Stellen den Körper bedecken. Die als Leckerbissen geschätzte Karpfenzunge ist nichts als der obere Theil des knorpeligen, mit einer markigen Umgebung versehenen Theils des Rachens. In Fischbehältern werden die Karpfen sehr zahm und lassen sich sogar durch eine Glocke oder durch Pfeifen daran gewöhnen, zum Füttern herbeizuschwimmen.

Karpinski (Franciszek), ein poln. Dichter, geb. 1745 zu Holosko in Galizien, erhielt seine Bildung in der Jesuitenschule zu Lemberg und lebte hierauf zu seiner Fortbildung eine Zeit lang in Wien und dann als Gutspachter in Galizien. Im J. 1783 wurde er Secretair beim Fürsten Adam Czartoryiski in Warschau, dem er einen Theil seiner Schriften gewidmet hatte, und durch denselben in des Königs Stanislaw August nähern Umgang gezogen. Aber weder das Hofleben noch später das als Erzieher in fürstlichen Häusern sagte dem gemüthlichen, geraden und freimüthigen Manne zu. Im J. 1791 erhielt er, gleich vielen Andern, zwei an der Bialowieczer Haide in Lithauen gelegene, dem Staate gehörige Güter auf 50 Jahre als Eigenthum, unter der Bedingung, sie zu bebauen. Von der Welt vergessen, lebte er hier als Vater seiner Untergebenen, und legte unter Anderm auch eine Schule an, in der er selbst zuweilen Unterricht gab. In den letzten Jahren seines Lebens fast zum Kinde geworden und beständig in Reimen sprechend, starb er 1825. K.'s Lieder, die, als echt national, in dem Munde des poln. Volks leben, zeichnen sich durch Tiefe, Einfachheit und Herzlichkeit aus. Seine Schriften (herausgegeben von Dmochowski, 4 Bde., Warsch. 1804; neue Aufl., Lpz. 1836) enthalten außer Liedern und Idyllen eine Übersetzung der Psalmen David's, eine Tragödie „Judyta", und mehre prosaische Aufsätze. Seine Selbstbiographie findet sich in dem Taschenbuche „Znicz" (Wilna 1834).

Karpokrätes oder Karpokras, lebte unter Hadrian zu Alexandrien und stiftete die gnostische Partei der Karpokratianer. Er fand das Wesen der wahren Religion darin, daß die Seele über den Aberglauben der Volksreligionen und über die Gesetze der Gesellschaft, durch welche die Untergeister den Menschen fesseln, sich erhebe und mit der Monas oder höchsten Gottheit auf dem Wege der Contemplation sich vereinige. Nur wer das thut, ist ihm ein Weiser, wie Jesus, Pythagoras, Platon und Aristoteles es war. Dem Sohne des K., Epiphanes, wurde nach seinem Tode ein Tempel auf der Insel Kephalenia errichtete und die Sekte erhielt sich trotz ihres sittlichen Indifferentismus bis in das 6. Jahrh. hinein.

Kars, die Hauptstadt des zum türk. Armenien gehörigen, östlich vom russ. Armenien begrenzten Ejalets gleiches Namens, liegt auf einer rauhen, 6000 F. hohen Hochebene und zählt ungefähr 10000 E., meist Armenier, die sonst einen lebhaften Handel mit Persien trieben. Sie ist der Sitz eines armen. Bischofs, sowie des Paschas des Ejalets, und besonders als Wallfahrtsort der Mohammedaner merkwürdig, indem sich die Gräber mehrer mohammedan. Heiligen und berühmte Moscheen daselbst befinden. Die Stadt und besonders deren Citadelle waren im Juli 1828 der Gegenstand eines harten Kampfs zwischen den Türken und Russen, bis die Stadt endlich von letztern erobert und die Citadelle ihnen durch Capitulation übergeben wurde.

Karschin (Anna Luise), eigentlich Karsch, deutsche Dichterin, geb. am 1. Dec. 1722 auf einer Meierei unweit Schwibus an der schles. Grenze, wurde nach dem frühzeitigen Tode ihres Vaters, eines Schenkwirths, Namens Dürbach, bei ihrem Oheim, einem Amtmann, erzogen. Ihre Mutter, der ihr Drang, nur immer zu lesen und zu schreiben, durchaus nicht gefiel, brachte sie in einen Dienst, wo sie die Kühe hüten mußte, zugleich aber die Bekanntschaft eines Hirtenknaben machte, der sie mit Büchern versorgte. So entstanden während ihres dreijährigen Dienstes ihre ersten durch jene Lecture angeregten Ge-

dichte, die man selbst noch jetzt, trotz ihrer Fehler, nicht ohne einiges Bewundern lesen kann. Nachdem sie noch eine Zeit lang als Kinderwärterin gedient, heirathete sie, dem Willen ihrer Mutter gehorsam, in ihrem 17. Jahre einen Tuchmacher, Namens Hirsekorn, zu Schwibus, einen zänkischen und geizigen Mann, den sie vorher nie gesehen hatte und mit dem sie eine elfjährige, höchst qualvolle Ehe verlebte. Von ihm geschieden und ein Jahr lang ganz hülflos gelassen, verheirathete sie sich dann nach dem Willen ihrer Mutter mit einem Schneider Karsch zu Fraustadt, der jedoch dem Trunke ergeben, sein Vermögen und auch all das Geld verschwendete, welches sie durch Gelegenheitsdichtungen und Improvisationen verdiente. Nachdem sie verarmt mit ihrem Manne sich nach Großglogau begeben, wurde sie durch den Baron von Kottwitz, der sie mit allem Nöthigen reichlich versah, nach Berlin gezogen, wo die glänzendste Zeit ihres Lebens und ihrer Dichtkunst begann. Man zog sie in die ersten Gesellschaften und ergötzte sich an ihrer ungemeinen Fertigkeit zu improvisiren und Gedichte sogleich niederzuschreiben. Ramler, Mendelssohn, Gleim u. A. unterstützten sie; Sulzer gab eine Sammlung ihrer „Auserlesenen Gedichte" (Berl. 1764) heraus und verschaffte ihr dadurch 2000 Thlr.; der Graf von Stolberg-Wernigerode u. A. bewilligten ihr Jahrgelder; allein dies Alles reichte nicht zu, sie selbst, ihre zwei Kinder und ihren Bruder zu ernähren. Friedrich II., an den sie sich mehrmals gewendet hatte, zeigte ihr wenig Theilnahme und gewährte ihr die versprochene Pension nicht; sein Nachfolger dagegen, Friedrich Wilhelm II., ließ ihr in Berlin ein geräumiges Haus bauen; doch starb sie bereits am 12. Oct. 1791. Die K. war allerdings ein Phänomen und verdiente es zu einer Zeit, wo die deutsche Poesie überhaupt erst nach innerer und äußerer Vollendung, die Sprache nach Feststellung des Ausdrucks rang, von ihren Zeitgenossen angestaunt und bewundert zu werden. Zwar ist keines ihrer Gedichte vollkommen rein und tadellos, aber Natürlichkeit des Gefühls, Feuer der Empfindung und männliche Kraft des Ausdrucks lassen sich in ihren bessern Liedern nicht verkennen. Die Energie ihres Geistes bekundet sich darin, daß sie sich selbst an die politische Poesie wagte, Schlachtlieder dichtete und Friedrich's II. und Preußens Größe in patriotischen Oden feierte. Der ihr zu reichlich gespendete Beifall verführte jedoch die K., die man auch die deutsche Sappho nannte, zur Schnellreimerei, und unter Gleim's und Ramler's Einflüssen sank ihre naive Naturdichtung zu einer wässerig correcten Kunstdichtung herab. Durch ihren zweiten Mann wurde sie Mutter der Karol. Luise von Klenke, die auch deren „Gedichte nebst Lebenslauf" (Berl. 1792) herausgab, und Großmutter der Schriftstellerin Helmina von Chézy (s. d.).

Karst nennt man ein mit eisernen Zinken versehenes Ackergeräth, welches zum Umroden des Gartenlandes und zum Ausheben der Knollen- und Wurzelgewächse dient. Besonders vortheilhaft ist die Anwendung des Karst zum Umreißen von Grasland, zu Reinigung verqueckten Bodens und zur Umarbeitung sehr steilen oder steinigen Landes.

Karsten (Karl Joh. Bernh.), preuß. Geh. Oberbergrath, der Sohn des Geh. Hofraths und Professors Franz Christoph Lorenz K. in Rostock (gest. 1829), geb. am 26. Nov. 1782 zu Bützow, besuchte das Gymnasium zu Rostock und studirte daselbst seit 1799 die Rechte, wendete sich aber dann der Medicin zu, von deren weiterm Studium ihn jedoch seit 1801 die Theilnahme an der Redaction von Scherer's „Allgemeinem Journal der Chemie", welches er nach Scherer's Übersiedelung nach Petersburg ganz übernahm, abhielt. Seitdem folgte er nun seiner Neigung zur Metallurgie und Bergbaukunde, worin ihn sein Vetter, der Geh. Oberbergrath Wencesl. Joh. Gust. K., gest. 1810, unterstützte, hielt sich bis 1803, wo das „Allgemeine Journal" aufhörte, auf den Eisenhütten der Mark auf und erhielt hierauf eine Verwendung in Schlesien, dessen Berg- und Hüttenwesen damals gerade im Aufblühen war. Im J. 1804 wurde er Referendar und 1805 Assessor beim Oberbergamt in Breslau. Während der Belagerung Breslaus durch die Franzosen ging er 1806 nach Oberschlesien, um dort den Bergbau zu leiten und die Festungen mit Munition zu versehen. Um diese Zeit errichtete er die berühmte Zinkhütte Lydognia, in der man zuerst aus Galmei Zink darstellte. Im J. 1810 wurde er Bergrath und 1811 Oberhüttenrath und Oberhüttenverwalter für Schlesien. Später hielt er einige Zeit auch Vorlesungen zu Breslau, bis er 1819 als Oberbergrath bei dem Ministerium des Innern nach Berlin berufen wurde. Seine Hauptwerke sind das „Handbuch der Eisen-

hüttenkunde" (2 Bde., Halle 1816; 3. Aufl., 5 Bde., Berl. 1841) und das „System der Metallurgie" (5 Bde., Berl. 1831—32). Außerdem hat er sich durch die Herausgabe des „Archiv für Bergbau und Hüttenwesen" (20 Bde., Berl. 1818—31), das er mit H. von Dechen unter dem Titel „Archiv für Mineralogie, Geognosie, Bergbau und Hüttenkunde" (Bd. 1—18, Berl. 1829—45) fortsetzte, große Verdienste erworben. Classisch sind ferner seine Abhandlung „Über die kohligen Substanzen des Mineralreichs" (Berl. 1826); seine „Metallurgische Reise durch einen Theil von Baiern und Östreich" (Halle 1821) und die Monographie „Das Erz führende Kalksteingebirge von Tarnowitz" (Berl. 1826). Neuerdings lieferte er eine „Philosophie der Chemie" (Berl. 1843). K. gehört als Praktiker und Theoretiker zu den ersten Männern des Fachs und hat viel dazu beigetragen, daß das Hüttenwesen in Deutschland eine im Ganzen so hohe Stufe einnimmt.

Kartätsche nennt man ein für Kanonen und Haubitzen, seltener für Mörser bestimmtes Geschoß, bestehend aus einer Anzahl kleiner Kugeln und bestimmt, die Fronte des Feindes auf vielen Punkten gleichzeitig zu verletzen. In den ältesten Zeiten wurden hierzu Eisenstücken aller Form, auch sogenanntes gehacktes, d. h. kleinzerschlagenes, Eisen angewendet. Die geringe Entfernung, welche mit solchen unregelmäßigen Körpern nur zu erreichen war, führte später auf den Gebrauch kleiner Kugeln, die anfangs aus Eisen oder Blei gegossen, später aus Eisen geschmiedet wurden. Die Bleikugeln sind jetzt ganz abgeschafft, weil sie durch den Stoß der Ladung zu einem Klumpen zusammengepreßt, dem Zwecke der Kartätsche nicht entsprechen. Die eisernen gegossenen Kugeln sind zwar wohlfeil und werden daher meist für das Belagerungsgeschütz angewendet; ihr leichteres Zerspringen beim Aufschlag am Erdboden und ihre rauhe, das Geschütz sehr angreifende Oberfläche läßt jedoch die (in Gesenken) geschmiedeten Kugeln für das Feldgeschütz vorziehen. Die Anzahl der Kugeln für einen Schuß richtet sich nach dem Kaliber des Geschützes, der anzuwendenden Ladung und der Größe der Kugeln selbst. Je kleiner die Kugeln, um so mehr kann man einladen, um so weniger aber auf weitere Entfernung schießen, weil die kleine Kugel sehr bald matt wird, besonders wenn sie mehre Aufschläge auf weichem Boden machen muß. Gegenwärtig hat man Büchsenkartätschen, bei welchen die Kugeln in blecherne Büchsen gefüllt, durch eine geschmiedete eiserne Scheibe, den Spiegel, eine sehr intensive Triebkraft erhalten, und Beutelkartätschen, bei welchen die Kugeln in zwillichene Beutel gefüllt sind, deren untere Öffnung mit einem hölzernen Spiegel geschlossen ist, auf dem sich eine Spille befindet, um den Kartätschenschuß in der nöthigen Form zu erhalten. Ehemals wurden die gefüllten Beutel mit starkem Bindfaden oder Draht bestrickt; die dadurch entstandene Form des Geschosses gab Veranlassung zu den Benennungen Traube, Traubenkartätschen und Traubenschuß. Die Wirkung der kleinern Kugeln erstreckt sich höchstens auf 300, die der größern auf 800—1000 Schritt; doch kann man nur bei besonders günstigem Terrain und bei angemessener Stellung des Feindes auf diese Entfernungen etwa ¼—½ der Anzahl der Kugeln eines Schusses als Treffer rechnen. Die größern Kugeln geben aber auf angemessene kürzere Entfernungen eine Wirksamkeit, die namentlich im Feldkriege von ganz entschiedenem Erfolge ist, und nächst dem Infanteriefeuer bleibt die Kartätsche die mörderischste Waffe.

Kartenspiele sind wahrscheinlich eine Erfindung der Morgenländer, wie aus den Namen, welche die Karten anfänglich in Italien führten (naibi) und noch gegenwärtig in Spanien und Portugal führen (naipes), zu erhellen scheint, welche Worte in den morgenländ. Sprachen so viel als Wahrsagung bedeuten. Durch die Araber oder Sarazenen, welche die Karten durch die Zigeuner sollen kennen gelernt haben, wurde der Gebrauch derselben in Europa verbreitet. Auch der Weg, den das Kartenspiel bei seiner Verbreitung durch Europa nahm, zeigt, daß es aus dem Orient herübergekommen sei. Die ältesten historischen Spuren vom Gebrauche der Karten in Europa finden sich in Italien, dann in Deutschland, Frankreich und Spanien. Die ersten Karten waren gemalt, und für solche werden die ital. Karten von 1299 anerkannt. Die Kunst, Karten zu drucken, wurde zwischen 1350—60 von den Deutschen erfunden (s. Buchdruckerkunst), die auch außerdem noch manche Veränderungen mit den Karten vornahmen, wie die Figuren, Bilder und Zeichnungen, sowie die Namen: Schellen, Eicheln, Herz, Grün, der große und der kleine

Wenzel u. s. w. beweisen. Das Lanzknechtsspiel, wahrscheinlich das erste deutsche Kartenspiel, ist ebenfalls eine deutsche Erfindung, und eine Nachahmung desselben in Frankreich, unter dem Namen Lansquenet, wird schon 1392 erwähnt. Die erste sichere Spur des Kartenspiels in Frankreich findet sich im J. 1361; gegen Ende des 14. Jahrh. soll besonders König Karl VI. während seiner Geisteskrankheit sich damit ergötzt haben. Die neuern franz. Figuren sollen in Frankreich zwischen 1430—61 erfunden sein. Unverbürgt ist die Annahme, daß die Karten schon 1332 in Spanien bekannt gewesen seien; doch ließ bereits 1387 der König von Castilien, Johann I., ein Verbot gegen das Kartenspiel ergehen, woraus man schließen muß, daß es damals schon ziemlich verbreitet gewesen sei.

Karthägo, so von den Römern, von den Griechen Karchēdon, von den Karthagern oder Puniern (s. d.) selbst Karthad-hadtha, d. i. Neustadt, genannt, die berühmteste Stadt des Alterthums auf der Nordküste von Afrika, lag in der Gegend des heutigen Tunis, auf einer Halbinsel, die sich in einen kleinen Busen des Mittelmeers streckt. Phönizier aus Tyrus, geführt durch Dido (s. d.), gründeten die Stadt um das J. 880 v. Chr.; der älteste Theil war Byrsa, die nachmalige Burg; gegen die Landseite schützte sie eine dreifache, gegen die See hin, wo ein Hafen, Kothon genannt, die Kriegs-, ein anderer die Handelsschiffe aufnahm, eine einfache Mauer. Die Zahl der Bevölkerung, die in der ältern Zeit namentlich durch den Zufluß von Libyern und Phöniziern sich gemehrt hatte, war gegen das Ende des karthag. Staats auf 700000 gestiegen. Das Landgebiet, welches K. in Libyen theils durch Unterwerfung libyscher Stämme, theils durch den Anschluß altphönizischer Colonien, wie Utika, Hadrumetum, die beiden Leptis u. s. w., erworben hatte, und in welchem sich ein Mischvolk, die Libyphönizier, bildete, reichte um die Mitte des 5. Jahrh. v. Chr. südlich bis zum Tritonsee, östlich gegen Kyrene bis zu den Altären der Philänen an der großen Syrte und westlich gegen Numidien bis Hipporegius (jetzt Bona). Das Streben nach Seeherrschaft und auswärtigen Besitzungen war durch den regen Handelsgeist, der die Karthager früh über die westliche Hälfte des Mittelmeers und an deren Küsten führte, geboten. Im 6. Jahrh. schon waren sie Herren in Sardinien und begannen daselbst ebenso wie in Sicilien und Afrika Niederlassungen anzulegen. Jenseit der gaditanischen Meerenge gründete Hanno (s. d.) an Afrika's Westküste Colonien, und Himilko befuhr die Küsten Hispaniens und Galliens. Die Phokäer wurden, obwol sie in einer Schlacht über die vereinte Flotte der Karthager und Etrusker im J. 536 siegten, doch von ihnen genöthigt, ihre Ansiedelung auf Corsica aufzugeben; mit Rom wurde 509 der erste, nachher mehrmals erneuerte Handelsvertrag, den Polybius aufbewahrt hat, geschlossen.

Eine etwas zusammenhängendere Geschichte K.'s beginnt erst mit dem 5. Jahrh. v. Chr., wo die Karthager mit den Griechen in Sicilien feindlich zusammentrafen. Dies geschah zuerst, als Terillus, der vertriebene Tyrann von Himera, sie zu Hülfe gerufen hatte; das große Heer aber, das sie, begierig nach Herrschaft über die wichtige Insel, unter Hamilkar sendeten, wurde 480 durch Gelon (s. d.) bei Himera (s. d.) vernichtet. Erst 410 begannen sie, durch die Egestäer gegen die Selinuntier angerufen, einen neuen Krieg, den Hannibal, Hamilkar's Enkel, mit der Einnahme von Himera und Selinus endete. Weitern Eroberungen, die dessen Vetter Himilko 406 machte, wurde durch einen Vertrag von Dionysius dem Ältern (s. d.) ein Ziel gesetzt, und zehn Jahre später im J. 396, als der Krieg sich erneute, siegte derselbe über Himilko, der ihn in Syrakus hart bedrängt hatte. Ein Aufstand der libyschen Unterthanen wurde von den Karthagern unterdrückt. Nachdem der ältere Mago gegen Dionysius in den J. 392 und 383, wo er seinen Tod in der Schlacht bei Kabala fand, gestritten hatte, erlangte Mago der Sohn durch den Sieg bei Kronion einen vortheilhaften Frieden. Erst 368 erneuerte Dionysius die Feindseligkeiten wieder, die indeß schon 367 durch seinen Tod unterbrochen wurden. Während der unsichern Herrschaft des jüngern Dionysius breiteten die Karthager ihre Herrschaft aus; der Sieg Timoleon's (s. d.) bei Krimissus im J. 340 befreite die unterworfenen griech. Städte wieder und setzte den Fluß Halykus als Grenze. In Afrika selbst wurde K. durch Agathokles (s. d.) 311—306 angegriffen; nach seinem Tode waren die Karthager wieder mächtig in Sicilien, bis Pyrrhus (s. d.) sie 277 auf Lilybäum beschränkte, jedoch ohne dauernden Erfolg, da er schon 275 Sicilien wieder verließ. Die Unterwerfung des südlichen Italiens

durch die Römer brachte diese mit den Karthagern in eine Berührung, die nur feindselig sein konnte. Der Krieg, der erste punische (s. Punische Kriege) brach aus, als die Römer den Mamertinern (s. d.) in Messana Hülfe gegen die Karthager, deren Bundesgenosse der syrakus. König Hiero II. (s. d.) nur kurze Zeit war, im J. 264 leisteten. Er endete, nachdem Hanno (s. d.) bei den Ägatischen Inseln von Lutatius Catulus im J. 242 zur See geschlagen worden war, worauf Hamilkar Barkas (s. d.), der auf dem Eryx sich lange gehalten, genöthigt war, im J. 241 Frieden zu schließen. Die Karthager mußten Sicilien aufgeben und 3200 euböische Talente zahlen. Die Empörung der Miethstruppen, an welcher die Libyer Theil nahmen, brachte K. dem Untergange nahe; Hamilkar beendete den blutigen Krieg, nachdem er über drei Jahre gedauert hatte, und führte das Heer nach Hispanien, um seinem Vaterlande, dem indessen durch die Römer im Frieden auch Sardinien und Corsica entrissen worden war, neue Quellen des Reichthums und der Macht zu erobern. Er und nach seinem Tode im J. 229 sein Eidam Hasdrubal (s. d.), der Neukarthago (s. Cartagena) gründete, unterwarfen einen großen Theil des Landes. Nach Hasdrubal's Tod im J. 221 brach Hannibal (s. d.), begierig, seine Vaterstadt an Rom zu rächen und dessen furchtbare Macht zu zertrümmern, durch die Eroberung von Sagunt im J. 219 den Vertrag, den K. mit Rom geschlossen hatte. Der zweite punische Krieg, der hierauf ausbrach, endete, nachdem die Römer durch Hannibal in Italien selbst an den Rand des Verderbens gebracht worden waren, nach achtzehnjähriger Dauer (218—201) mit dem Verlust Spaniens, wo P. Cornelius Scipio (s. d.) von 211—206 die karthag. Macht zerstörte, und nachdem derselbe in Afrika bei Zama im Oct. 202 über Hannibal gesiegt hatte, im J. 201 mit einem Frieden,[1] der den Karthagern das afrikan. Landgebiet ließ, aber sie zur Auslieferung ihrer Kriegsschiffe, bis auf zehn, ihrer Kriegselefanten, zur Zahlung von 10000 Talenten, sowie zur Entschädigung des numidischen Königs Masinissa (s. d.) nöthigte, und ihnen verbot, einen Krieg wider den Willen Roms zu führen. Hannibal, der als Staatsmann auch im Frieden groß, den Staat wieder emporbringen wollte, wich den Nachstellungen der Römer im J. 195. Masinissa nützte zu seiner Vergrößerung die Streitigkeiten, die in K. selbst jetzt zwischen der aristokratischen Partei, deren Haupt Hanno lange gewesen war, und der Volkspartei nur um so heftiger ausbrachen, als letztere durch den Sturz der Familie der Barkas ihrer Obermacht beraubt war. In dem röm. Senat schürte der ältere Cato (s. d.) seit 157 ingrimmig den Haß gegen K., und Rom benutzte den Widerstand, welche die Karthager 151 dem Masinissa entgegensetzten, als er seine aus der Stadt getriebenen Anhänger mit Gewalt zurückführen wollte, als einen willkommenen Anlaß zur Kriegserklärung. Der dritte punische Krieg begann im J. 150 und wurde durch den jüngern P. Cornelius Scipio Aemilianus im J. 146 beendet. K., zuletzt noch von Hasdrubal (s. d.) vertheidigt, wurde im zweiten Jahre der Belagerung eingenommen; sechs Tage dauerte der Kampf in der Stadt, nachdem die Römer schon eingedrungen waren; durch siebzehntägigen Brand wurde die Stadt zerstört und das Gebiet derselben bildete fortan die röm. Provinz Afrika, die in drei Regionen: Zeugitana, Byzacium und Syrtica zerfiel. Der Platz, auf welchem die Stadt gestanden, war von Scipio mit dem Fluch belegt worden; doch wurde auf des C. Gracchus Antrag, vermuthlich nahe der alten Stadt, eine röm. Colonie, Junonia benannt, gegründet, die nicht gedieh. Julius Cäsar's Absicht, sie emporzubringen, führte Augustus aus; das neue Karthago erweiterte sich und wuchs an Menschenzahl, sodaß es im 2. und 3. Jahrh. n. Chr. zu den ansehnlichsten Städten des röm. Reichs gehörte. Im J. 439 wurde es von Genserich (s. d.) zur Hauptstadt des Vandalenreichs gemacht, und bei der Zerstörung desselben im J. 533 von Belisar erobert. Zuletzt wurde es durch die Araber im J. 647 zerstört. Einzelne Trümmer, namentlich von Cisternen und einer Wasserleitung, zeugen noch von seinem Dasein, da, wo jetzt die Dörfer Sidi Bou Said, Malga und Douar el Schat liegen.

Über den innern Zustand des karthag. Staats haben wir nur ungenügende Nachrichten. Sicher ist, daß die Verfassung aristokratischer Art, die Masse des Volks sehr beschränkt in der Theilnahme an der Leitung des Staats, das Hauptgewicht in den Händen der durch Reichthum vielleicht noch mehr als durch Abkunft hervorragenden Optimatenfamilien war, aus denen der Senat hervorging, der namentlich aus ihnen die höhern Behörden wählte,

an deren Spitze zwei Suffeten standen. Wie lange die Amtsdauer dieser letztern gewesen, ist unsicher, ebenso wie die Vertheilung der Geschäfte; in Kriegszeiten war wahrscheinlich der eine mit dem Oberrichteramt und dem Vorsitz im Senat betraut, der andere mit der obersten Kriegsführung. Die Einnahmen des Staats flossen aus den Tributen der unterworfenen Völker, aus den Zöllen, und besonders in der spätern Zeit aus den span. Bergwerken. Die Hauptstärke K.s lag in der Seemacht, bis in den ersten punischen Krieg, wo in einer Seeschlacht 350 Kriegsschiffe, zum großen Theile Quinqueremen, kämpften. Die Landmacht bestand aus Miethstruppen, namentlich Spaniern und Galliern, so wie aus libyschen Unterthanen; karthag. Bürger bildeten nur eine kleine Schar. Daß sonach die Masse des Heers nicht durch Vaterlandsliebe, sondern durch Sold und Furcht an den Staat gebunden war, sowie der Einfluß, den der karthag. Senat auf die Leitung des Kriegs in Anspruch nahm, waren Nachtheile, welche die geistige Größe einzelner Feldherren doch nur unvollkommen auszugleichen vermochte und durch welche ihre freie Thätigkeit nicht selten gehemmt und deren Erfolg erschwert wurde. K. war der bedeutendste Handelsstaat des Alterthums; seine Unternehmungen bezweckten wesentlich Ausbreitung und Förderung seines Handels; eifersüchtig überwachte es fremde Staaten, und die eignen Colonien mußten dem Monopol der Hauptstadt dienen. Der Handel war namentlich nach den Küstenländern der westlichen Hälfte des Mittelmeers gerichtet und nur in Gallien durch die Massilier beschränkt; zu Lande scheint er durch Karavanen bis an den Niger und bis nach Oberägypten und Äthiopien getrieben worden zu sein. Die karthag. Religion scheint von der der Phönizier (s. d.) sich nicht wesentlich unterschieden zu haben; sie war ein Stern- und Feuerdienst; dem Moloch fielen auch Menschen-, namentlich Kinderopfer. Vergl. Estrup, „Lineae topographicae Carthaginis Tyriae" (1822); Falbe, „Recherches sur l'emplacement de Carthage" (1835); Dureau de la Malle, „Recherches sur la topographie de Carthage" (1835); Böttiger, „Geschichte der Karthager" (Berl. 1827) und Münter, „Religion der Karthager" (2 Aufl., Kopenh. 1821).

Karthaune. Nachdem die Steinbüchsen durch verbesserte Einrichtungen der Geschütze außer Gebrauch gekommen waren, nannte man die Kanonen entweder Schlangen (s. Colubrine) oder Karthaunen, je nachdem ihre Länge oder ihr Gewicht als vorherrschendes Princip der Construction betrachtet wurde. Die ganze Karthaune war von 48pfündigem Kaliber, die halbe von 24-, die Viertelskarthaune von 12pfündigem. Kleinere Kaliber erhielten besondere Namen und wurden nicht mehr zu den Karthaunen gerechnet.

Karthäuser. Dieser Mönchsorden verdankt seine Entstehung dem heil. Bruno (s. d.), der aus Unwillen über die Ausschweifungen des Erzbischofs Manasses von Rheims 1086 in der Einöde la Chartreuse, vier Stunden von Grenoble, mehre Klausen baute und daselbst mit sechs Gefährten eine dem Camaldulenserorden ähnliche Vereinigung des Einsiedlerlebens mit dem Klosterleben stiftete. Bald war der neue Orden im Besitz einer Kirche, ein Theil der Waldung in Gärten umgewandelt und die Wildniß dem Leben gewichen. Dabei lebten die Brüder in der größten Armuth, trugen grobe Kutten und genossen nur Vegetabilien und Kleienbrot. Nach dem Stammsitze wurden sie Karthäuser und ihre Klöster, die sich bald mehrten, Karthausen genannt. Ihr fünfter Prior, Guido, gest. 1137, schrieb ihnen neben den gewöhnlichen Mönchsgelübden ewiges Stillschweigen und Einsamkeit vor. Handarbeiten und Bücherabschreiben waren nächst dem Gottesdienste ihre Beschäftigungen; strenge Mäßigkeit und alljährlich fünfmaliges Aderlassen ihre Kasteiungen. Die päpstliche Bestätigung erhielten sie 1170, und von Jahrhundert zu Jahrhundert neue Statuten, welche das Fleischessen gänzlich verboten, die Erlaubniß zu sprechen auf einige Stunden am Donnerstag und auf die Capiteltage beschränkten. Die Karthausen selbst aber wurden nach und nach geräumige, und wie z. B. die große Karthause bei Grenoble und die mit dem feinsten Kunstsinn ausgeschmückte Karthause zu Neapel, prachtvolle Paläste. Die Karthäuser waren meist sehr gebildet und übten Gastfreiheit und Wohlthätigkeit. Nie bemerkte man an ihnen das rauhe, schmuzige Wesen der Bettelmönche; übertriebene Bußübungen waren ihnen untersagt und Geißelungen nur zur Strafe gebräuchlich, aber die Gesetze gegen Abtrünnige und Ungehorsame ungemein streng. Ihre Kleidung war durchaus weiß mit schwarzem Mantel; die Laienbrüder zeichnete der Bart

und das kürzere Scapulier aus. Die 1616 entstandenen Karthäuserinnen trugen wie die Mönche ganz weiße Kleidung mit schwarzem Schleier, durften zusammen speisen und öfter als jene sprechen. Jedem der Frauenklöster, deren es im 18. Jahrh. nur noch fünf in Frankreich gab, stand ein Karthäuser als Vicar, jeder Karthause ein Prior vor; General des ganzen Ordens war der jedesmalige Prior der großen Karthause bei Grenoble. Nur in Sicilien haben sich noch Karthausen erhalten.

Kartoffel, Erdtoffel, Erdapfel, Erd- oder Grundbirne (Solanum tuberosum), eine in die fünfte Classe, erste Ordnung (Pentandria monogynia), nach dem Linné'schen Pflanzensystem gehörige Pflanze, wird gegenwärtig ihrer nahrhaften, Menschen und Thieren gleich angenehmen Knollen wegen fast überall in Europa, wo ein thätiger Ackerbau zu finden ist, in großer Menge angebaut und als das sicherste Mittel gegen Hungersnoth hochgeachtet. Sie stammt aus Peru und wurde von daher zuerst im J. 1565 durch einen Sklavenhändler, Namens Hawkins, nach England gebracht, aber in Europa bald wieder vergessen. Im J. 1585 brachte sie Francis Drake (s. d.) von neuem nach England; doch auch jetzt blieb sie noch lange Zeit eine bloße Seltenheit. Beschrieben wurde sie zuerst im J. 1590 von dem berühmten Kaspar Bauhin. Zu Ende des 16. Jahrh. machte der päpstliche Gesandte in Holland den ersten Versuch mit ihrem Anbau. Noch zu Anfange des 17. Jahrh. wurde sie als eine große Seltenheit an der königlichen Tafel zu Paris verspeist. Erst nachdem der Engländer Walter Raleigh (s. d.) sie 1623 aus Virginien nach Irland gebracht hatte, fand sie allmälig, jedoch immer nur langsam, eine weitere Verbreitung. Ein Colonist, Ant. Seignoret, führte sie 1710 zuerst im Würtembergischen; der Generallieutenant von Milkau 1717, bei seiner Rückkehr aus Brabant, in Sachsen; Jonas Altströmer 1726 in Schweden, und Graham 1746 in Schottland ein. Seit 1750 wurde sie in Deutschland in Gärten und seit 1780 im freien Felde immer allgemeiner angebaut, und es hat seitdem ihr Anbau von Jahr zu Jahr zugenommen, jedoch erst in der neuern Zeit die Höhe erreicht, auf der er gegenwärtig steht. Man kann mit Recht behaupten, daß durch den Kartoffelbau eine gänzliche Umwandlung in dem deutschen Ackerbaubetrieb hervorgebracht worden ist. Insbesondere hat der Kartoffelbau an Ausdehnung gewonnen, seitdem das Verfahren, statt aus Getreide aus Kartoffeln Branntwein zu brennen, allgemeiner geworden ist. Auch die Entdeckung, aus der Kartoffelstärke mit Hülfe des Gerstenmalzes Sirup bereiten zu können, dürfte zu einem verstärkten Anbau dieses Knollengewächses beitragen. So einen hohen Werth aber auch dasselbe zur Nahrung für Menschen und Thiere und zu manchem technischen Gebrauch hat, so darf doch nicht übersehen werden, daß es, wie andere Pflanzen seines Geschlechts, nicht ganz frei von einem giftigen narkotischen Stoff, dem Solanin, ist, der sich vorzüglich in seinen Samenkapseln und Keimen findet, daher letztere, als Futter verwendet, dem Vieh schädlich werden, selbst dann, wenn man gekeimte Kartoffeln auf Branntwein benutzt und den zurückbleibenden Spülicht verfüttert. In den davon gewonnenen Alkohol geht dieser Stoff nicht mit über, und in den wohlausgewachsenen reifen Knollen ist nichts davon zu finden, daher letztere, mit Maß genossen, stets ein gesundes Nahrungsmittel abgeben. Ein der Kartoffel ähnliches Gewächs ist die Arakatscha (s. d.). Zu den Krankheiten der Kartoffeln gehören 1) die Kräuselkrankheit, die ein gänzliches Verkümmern und Verschrumpfen der Pflanze zur Folge hat, besonders stark 1780—82 am Rhein grassirte und in neuerer Zeit, namentlich in Böhmen, wieder zum Vorschein kam; 2) der Schorf, eine Hautkrankheit, die zwar nicht zerstörend auf die Kartoffel einwirkt, aber sie weniger zur Nahrung und technischen Verwendung geschickt macht; und 3) die Fäule, die theils als Trocken-, theils als Naßfäule erscheint und schon 1746 im sächs. Erzgebirge sich furchtbar machte, 1840 in fast allen Theilen Deutschlands verheerend auftrat, seit 1843 aber ziemlich wieder verschwunden ist. Die Fäule ist unter allen Kartoffelkrankheiten die zerstörendste. Die von ihr ergriffenen Kartoffeln sind zu nichts mehr tauglich. Als Ursache dieser Krankheit ist die gesunkene Lebenskraft der Pflanze und ein dadurch bedingter krankhafter Vegetationsproceß derselben zu betrachten. Begünstigt und verstärkt wird sie durch fehlerhafte Cultur und Aufbewahrung der Kartoffeln. Zur Vermeidung dieser Krankheit ist eine durchaus rationelle Cultur der Kartoffel und eine zweck-

mäßige Aufbewahrung der Knollen in der Art, daß sich dieselben in dem Aufbewahrungsorte nicht erhitzen, nothwendig. Vgl. Löbe, „Die Krankheiten der Kartoffeln" (Lpz. 1842).

Karyatiden heißen in der Baukunst seit Vitruvius (s. d.) freistehende Säulen oder Pfeiler, die meist die Gestalt des obern Theils des weiblichen Körpers haben und, sowie für einen gleichen Zweck die Atlanten (s. d.) und Telamonen, nicht nur als Träger des Gebälks an Vorhallen, Tempeln, Balcons u. s. w. dienten, sondern auch bei Dreifüßen, Thronen und andern Geräthschaften angewendet wurden. Der Sage nach erhielten sie ihren Namen von der alten griech. Stadt Karyä im Peloponnes, nach deren Eroberung durch die vereinten Griechen alle männlichen Bewohner, weil sie einen Verrath an die Perser versucht hatten, niedergehauen, deren Weiber aber zu Sklavinnen gemacht und die Kleidung freier Matronen zu tragen genöthigt wurden, worauf die griech. Künstler zum fortdauernden Andenken an diese schimpfliche Knechtschaft Säulen in der Gestalt karyatischer Weiber gebildet. Da aber sämmtliche alte Inschriften die Karyatiden nur als Mädchen, nicht als gefangene Frauen bezeichnen und diese Art von Säulen weit früher aufkam, als die Stadt Karyä zerstört wurde, was durch Archidamus im Kampfe gegen Theben geschah, so haben Neuere, nachdem Lessing in den „Kleinen antiquarischen Aufsätzen" und Hirt in Wolf's „Museum der Alterthumswissenschaften" (Bd. 1) auf das Unstatthafte dieser Erzählung hingewiesen hatten, andere Deutungen versucht; namentlich suchte Böttiger in der „Amalthea" (Bd. 3) darzuthun, daß die eigentlichen Karyatiden von den spartan. Jungfrauen, die im Tempel der Artemis Karyatis feierliche Tänze aufführten, benannt wurden, daß aber die Künstler die reizenden Stellungen der Kanephoren (s. d.) als Vorbilder wählten, während Otfr. Müller in dem „Handbuch der Archäologie der Kunst" überhaupt attische Jungfrauen im vollen panathenaischen Putze darin erkannte. Von diesen ältesten und wichtigsten Karyatiden sind noch vier in dem Pandroseum (s. d.) auf der Akropolis zu Athen erhalten, deren Abbildungen sich in Stuart's und Revett's „Antiquities of Athens" (neue Aufl., 4 Bde., Lond. 1825—27) und in der deutschen Bearbeitung derselben von Wagner (Bd. 1, Darmst. 1829), in O. Müller's „Denkmälern der alten Kunst" und in dem Werke von Quast, „Das Erechtheion zu Athen" (Berl. 1840), finden. Als förmliche Säulenordnung kann man die Karyatiden nicht gelten lassen, da sie nur an kleinen Ziergebäuden anwendbar sind. Die plastische Behandlung derselben muß streng, ernst und völlig ruhig sein, wenn es nicht den Anschein haben soll, als gingen die Gestalten mit dem Gebälk davon. Wohl davon zu unterscheiden sind die blos an die Pfeiler angelehnten Figuren, wie sie schon das Alterthum, z. B. am Tempel des olymp. Zeus in Agrigent, angewendet hat und wie sie später in völlig ausgearteter Gestalt als Wandhermen in der modern ital. Palastarchitektur, z. B. als Nymphen, Satyrn, Titanen u. s. w., eine so große Rolle spielen.

Kasán, ein tatar. Wort, welches eigentlich Kessel, dann Kesselland, Thal oder Ebene bedeutet, bezeichnet im weitesten Sinne ein aus den fünf vormals tatar. Gouvernements Pensa, Simbirsk, Kasan, Wjätka und Perm zusammengesetztes, früher zur Goldenen Horde oder dem kiptschakischen Khanat gehöriges Reich, welches im J. 1487 durch Iwan Wassiljewitsch I. und noch nachdrücklicher in den J. 1552—55 durch Iwan Wassiljewitsch II. der tatar. Herrschaft entrissen und in der Folge unter dem Namen eines Zarthums oder Königreichs Rußland einverleibt wurde. Erst nachdem die Akademie der Wissenschaften zu Petersburg im J. 1833 einen Preis von 200 Dukaten auf die Abfassung einer Geschichte von K. und dem Khanat der Goldenen Horde festgesetzt hatte, wurde ein tieferes historisches Quellenstudium über dieses Reich und die Forschung an Ort und Stelle angeregt und 1836 wenigstens der Sitz dieses einst so gewaltigen Reichs ermittelt. Da, wo sich die Achtuba in die Wolga ergießt, im Saratowschen Gouvernement, nahe der Stadt Zarew, auf der weiten nach Osten hin geöffneten Ebene, von der Kette der großen Salzseen Jorka, Elton, Baskutsch u. s. w. im großen Bogen umgürtet, liegen die Trümmer von Saray, der alten Residenz jenes Reichs, welches sich vordem noch weit über Astrachan hin erstreckte und vom 13.—15. Jahrh. das russ. Reich nicht nur, sondern auch den Westen Europas in Schrecken setzte. Dort, über anderthalbhundert Meilen von der alten

Hauptstadt des russ. Reichs entfernt, über ungeheure Räume hingestreut, fand man jene Trümmer und war erstaunt über die Pracht der riesigen, zum Theil vergoldeten Säulen, Tempel und Paläste und über die Regelmäßigkeit der Anlage jener kolossalen Stadt, die Jahrhunderte lang vom Erdkreise verschwunden schien und von der man nunmehr bereits durch vorsichtige Aufgrabung und Säuberung des Schutts die Stätte von nahe an 3000 Häusern ausgemittelt hat, wobei zugleich ein überaus reicher Fund an alten mongol. Waffen und Geräthschaften aller Art gemacht wurde. Die Gegend ist überhaupt in historischer und ethnographischer Beziehung außerordentlich interessant, indem wir hier an den Ufern des Wolgastroms, wo neben großen Urwaldungen reiche Viehweiden und ein ergiebiger Acker zu Ansiedelungen genugsam anlocken konnten, in frühester Zeit einen stets wechselnden Schauplatz der verschiedenartigsten Völkergruppen, wie der Petschenegen, Chazaren, Uzen, Bulgaren u. s. w. erblicken, über deren eigentliche Wohnsitze und nähere Verhältnisse wir durchaus nichts Genaueres wissen, was um so mehr zu beklagen scheint, als die in der Nähe der Stadt Spask im Kasanschen Gouvernement, am Einfluß der Kama in die Wolga gelegene, auch erst vor wenigen Jahrzehnten entdeckte alte Bulgarenresidenz, das heutige Stationsdorf Bolgary, ebenfalls sehr merkwürdige Bauten aufzuweisen hat, deren Ruinen noch die vormalige Pracht und Erhabenheit verkünden. Vgl. Erdmann, „Beiträge zur Kenntniß des Innern von Rußland" (2 Bde., Riga und Dorp., dann Lpz. 1822—26, mit Planen und Karten). Noch gegenwärtig finden wir in dem Zarthum K. die bunteste Völkermischung, indem im J. 1842 außer den 5,011850 Groß- und Kleinrussen noch 615000 Abkömmlinge tatar. Völkerschaften, 815000 der großen finnischen Nation Zugehörige und 12000 dem mongol. Stamm Einverleibte, im Ganzen also 1,442000 Finnen, Tataren und Mongolen hier angetroffen wurden. Ebenso verschiedenartig wie das Völkergemisch selbst erscheint auch der Cultus, wozu sich die Gesammtzahl der 6,453850 E. bekennt. Neben den 5,905000 Rechtgläubigen oder der griech.-russ. Kirche Angehörigen gibt es 548800 Andersgläubige, die sich zur röm. und armen.-katholischen, zur protestantischen, reformirten und anglicanischen Kirche bekennen; ferner einige Hebräer der talmud. Sekte, über 518000 Mohammedaner und selbst noch über 28400 Götzendiener, von denen die meisten der Lehre des Dalai-Lama huldigen. Das Gouvernement Kasan zählt auf 1130 □M. 1,265000 E., unter denen die vorerwähnten National- und Religionsunterschiede fast noch schärfer ausgeprägt sind, weil sie hier auf kleinerm Raume sich ausbilden konnten. Mehr als der vierte Theil sämmtlicher Bewohner gehört einer andern als der orthodoxen Kirche an und die russ. Bevölkerung tritt gegen die fremdartige der Finnen und Tataren entschieden in den Hintergrund. Das Gouvernement zerfällt in zwölf Kreise, unter denen der Kreis Kasan der größte und bevölkertste ist.

Die Stadt Kasan, die sich am linken Ufer der Wolga, nahe dem Einfluß der Kasanka in dieselbe, zum Theil in einer sehr flachen, der Überschwemmung ausgesetzten Stromebene, zum Theil auf ziemlich schroff ansteigenden, vom Kreml eingenommenen Höhen über ein bedeutendes Areal ausbreitet, liegt von Moskau 119, von Petersburg über 215 M. entfernt; doch ist namentlich zur Zeit der großen Messe in Nischni Nowgorod (s. d.) der Verkehr durch tägliche Diligencen außerordentlich erleichtert; auch tritt dann eine geregelte Dampfschiffahrt zwischen Nischni Nowgorod, K. und Astrachan ein, welche die fast 300 M. zwischen dem erstern und letztern Orte in nicht viel über acht Tagen zurücklegt. K. ist durch seine Lage an der schiffbaren Wolga und als Stapelplatz zwischen den östlichen und westlichen Handelszügen, die ihren Weg über K. nehmen, ausgezeichnet und war zu allen Zeiten in Flor. Besonders blühen hier die Tuch-, Leder- und Seifenmanufacturen, und das kasansche Juftenleder wie die kasansche Seife bilden einen sehr gesuchten Handelsartikel auf der vorerwähnten Messe. Auch bedingt die bedeutende Schifffahrt große Arbeiten in Holz, Seilen, Eisenwaaren und Segeltuch. Zugleich ist K. als Sitz eines griech. Bischofs und der höchsten tatar. Geistlichkeit berühmt. Es zählt 66 Kirchen, worunter 4 Klöster, eine evangelische Kirche und acht tatar. Moscheen. Auch enthält K. viele wissenschaftliche Anstalten, namentlich eine berühmte Sternwarte, ein theologisches Seminar, eine 1803 gegründete Universität, welche 1843 von 359 Studenten besucht wurde, und bei welcher sehr reiche Sammlungen und Kunstgegenstände, zugleich auch

eine nicht unbeträchtliche Bibliothek mit werthvollen mongol. und tatar. Handschriften sich befinden, ein Gymnasium und mehre, selbst tatar. Volksschulen. Eine Feuersbrunst am 3. Sept. 1815 zerstörte fast den größten Theil der Stadt; die andere, am 23. Aug. 1842, kostete ihr 1300 Häuser, worunter der Palast des Vicegouverneurs und ein Theil des Universitätsgebäudes und neun Kirchen, während viele andere beschädigt wurden. Unmittelbar vor dem Brande zählte die Stadt 4333 Häuser, worunter 217 Fabriken, und gegen 15343 E., darunter 15000 in den Vorstädten wohnende Tataren mohammedan. Glaubens und 3--400 hier ansässige Fremde, meist Deutsche, die zum Theil in russ. Unterthänigkeit übergegangen sind. — Nahe bei der Stadt befindet sich das zum Theil verfallene Denkmal in pyramidaler Form, welches zum Andenken an die Eroberung der Stadt im J. 1552 errichtet wurde. Ganz in der Nähe liegt das Kloster Semiosernoi, welches ein wunderthätiges Marienbild, das Bild der kasanschen Mutter Gottes, enthält, das jährlich am 7. Juli in feierlicher Procession nach K. gebracht und im Kreml daselbst ausgestellt wird.

Kaschau, die Hauptstadt Oberungarns am Hernad oder Kundert, in der reizendsten Gegend gelegen, schön und regelmäßig gebaut, mit 13600 E., ist der Sitz der Comitatsbehörden, der Gerichtstafel für die Comitate Abaujvar und Torna, eines katholischen Bischofs und Domcapitels, und hat 13 katholische und zwei protestantische Kirchen, eine 1657 gestiftete Akademie mit reicher Bibliothek und physikalischem Cabinet, ein Archigymnasium, ein bischöfliches Seminar und eine Militairknaben-Erziehungsanstalt. Als Hauptspeditionsort zwischen Ungarn und Polen treibt es lebhaften Handel; auch hat es Eisenhämmer, Pulver-, Papier-, Tabacks- und Steingutfabriken. Geschichtlich ist es merkwürdig durch den Sieg Johann's von Zapolya über die Kaiserlichen 1529 und die Niederlage, welche die Ungarn unter Ragoczy durch die Kaiserlichen und Polen 1619 erlitten.

Kaschelot (Physeter), ein walfischartiges Säugthier von 70—80 F. Länge, ist ausgezeichnet durch einen Kopf, dessen Länge einem Drittheile des ganzen Körpers gleicht, Zähne im Unterkiefer und Mangel an Barten. Die über alle Meere verbreiteten Kaschelots sind zweier Substanzen wegen wichtig, des Walraths (s. d.) und des grauen Ambra (s. d.). Die erstere findet sich, von einer dicken Specklage bedeckt, in gewissen muldenförmigen, gleichsam vielkammerigen Aushöhlungen der obern Fläche des Schädels zwischen der Stirn und den Gesichtsknochen und bildet eine 4—8 F. senkrecht dicke Schicht. Ein ausgewachsener Kaschelot soll bisweilen an 50 Ctr. Walrath liefern. Der Ambra ist schwerlich ein krankhaftes Product des Darmkanals, sondern vielmehr von gewissen zu den Zeugungstheilen gehörenden Drüsen ausgesondert. Der Fang der Kaschelote wird wie jener der Walfische betrieben, ist aber der Wildheit des Thieres wegen weit gefährlicher.

Kaschmir, eine Landschaft in Ostindien, gebildet von einem Längenthale des Himalaya, am nordwestlichen Ende dieses Gebirges, unter dem 34° nördl. Br. und ungefähr zwischen dem 91° 30′ — 93° 30′ östl. L., wird von zwei schneebedeckten Ketten des Himalaya, über die nur wenige und beschwerliche Pässe führen, eingeschlossen, und liegt mit seiner Thalsohle in einer durchschnittlichen Höhe von 1000 F. über dem Meere. Der Dschilum oder Behat (der Hydaspes der Alten) durchströmt es seiner Länge nach, bildet in seiner Mitte den Wallersee und verläßt das Thal in einem engen Paß im Gebiete Muzafferabad. Die Landschaft ist berühmt wegen ihres milden, in jeder Hinsicht gemäßigten Klimas, ihrer Fruchtbarkeit, ihres guten Anbaus und ihrer reizenden Lage, und jedenfalls einer der schönsten Erdstriche, wenn schon die übertriebenen Anpreisungen der oriental. Schriftsteller, welche es das Paradies von Indien und den Garten des ewigen Frühlings nennen, etwas übertrieben sein mögen. Seinen geographisch-naturhistorischen Verhältnissen nach kommt es mit den übrigen Thälern des Himalaya (s. d.) in dessen zweiter Region überein. Sein Flächenraum beträgt 8—900 □M., auf welchen jetzt nur noch ungefähr eine Million Menschen wohnen, die zum Stamme der Hindus gehören, sich aber von ihren südlichen Stammgenossen durch weißere Farbe, entschiedenere Ausprägung des kaukasischen Körpertypus, größere Schönheit und geistige Anlagen auszeichnen, obschon auch in den beiden letztern Beziehungen Vieles übertrieben worden ist. Sie sprechen eine vom Sanskrit abstammende Sprache, sind zum Theil zum Islam bekehrt, bekennen sich aber der Mehrzahl

nach zum Brahmanismus, der hier viele Tempel und Heiligthümer hat und für den K. ein heiliges Land ist. Sie treiben Ackerbau, der durch künstliche Bewässerung unterstützt wird, Viehzucht mit Alpenwirthschaft und insbesondere die Zucht feinhaariger Ziegen (Kaschmirziegen); ihre Industrie aber ist, neben mehren minderbedeutenden Zweigen, vorzüglich durch die Verfertigung der kostbaren Shawls (s. d.) berühmt. Der Sage nach, die durch die neuesten geologischen Untersuchungen Bestätigung gefunden hat, ist K. in den ältesten Zeiten ein See gewesen, der durch Durchstechung des Berges Borawell trocken gelegt worden; die Mohammedaner schreiben dieselbe dem König Salomon, die Brahmadiener dem Heros Kandrihab zu. Früher pflegte man auch in K. das Paradies zu suchen und es als den Ausgangspunkt des Menschengeschlechts, insbesondere des indogerman. Stammes zu betrachten. Es hatte bis in das 16. Jahrh. seine eigenen Könige aus dem Hindustamm, wurde aber 1586 durch den Großmogul Akbar (s. d.) erobert, der es mit seinem Reich vereinigte, bei dem es nun verblieb, bis es 1747 die Afghanen eroberten, denen es in neuester Zeit Randschit Singh, der Maharadscha von Lahore, abnahm und mit dem Reich der Sikhs, zu dem es auch jetzt, nach des Maharadscha Tode, noch gehört, vereinigte. Durch diese Eroberungen und die damit verbundenen immerwährenden innern Umwälzungen, besonders aber durch die barbarische Herrschaft der Afghanen, ist das einst so blühende Land, das noch unter den Großmoguln eine Bevölkerung von zwei Mill. Menschen hatte, sehr herabgekommen; am meisten hat durch die Bedrückungen der Afghanen und später der Sikhs die Shawlfabrikation gelitten, die jetzt nur noch ein Schatten von Dem ist, was sie früher war. Die Hauptstadt des Landes ist Kaschmir, sonst Serinagur, d. h. Wohnung des Glücks. Sie ist nach oriental. Weise schlecht und eng aus Holzhäusern am Dschilum gebaut, dabei sehr schmuzig und hat außer dem ehemaligen Palaste der Großmoguln kein merkwürdiges Gebäude; ihrem großen Umfange nach muß sie zur Zeit ihrer Blüte ungeheuer bevölkert gewesen sein; im J. 1809, wo sie schon sehr heruntergekommen war, zählte sie noch 150000 E., die es aber jetzt beiweitem nicht mehr hat. In der Nähe ist der prächtige Garten Schahlimar, ehemals der Sommeraufenthalt der Großmoguln. Außer ihr ist noch Muzafferabad zu erwähnen, die Hauptstadt des gleichnamigen, von zurückgebliebenen Afghanen bewohnten Bezirks und der Residenz eines afghanischen Fürsten.

Kaschuben, s. Kassuben.

Käse ist ein für die Landwirthschaft und den Handel gleich wichtiges Product. Nach der Gattung der Milch, aus deren zähem, schleimigem, gallertartigem Theile er bereitet wird, unterscheidet man Kuh-, Ziegen- und Schafkäse, nach der Behandlung der Milch Süßmilch- und Sauermilchkäse u. s. w. Die vorzüglichsten im Handel vorkommenden Sorten sind: 1) der Angelot, ein kleiner, fetter, viereckig, herzförmig oder rund geformter Käse aus der Normandie; 2) Brieser Käse, von Bries bei Neusohl in Ungarn, ein fetter, gelber, nicht dauerhafter Käse aus Schafmilch; 3) Brickbotkäse, aus der engl. Grafschaft Wilt, in Form verschiedener Thiere; 4) Cheddaer Käse, aus der Grafschaft Somerset, der feinste und fetteste engl. Käse; 5) Chesterkäse, nach Chester in England genannt, weich, von gelber Farbe und, wenn er älter wird, von grünlichen Adern durchzogen, in kleinen und großen Broten; 6) Cottenhamer Käse, sehr fett und von vorzüglichem Geschmack in Folge der beigemischten wohlriechenden und nährenden Kräuter; 7) Delfter Käse, eine Sorte holländ. Sauermilchkäse mit oder ohne Kümmel, in Laiben von 25—30 Pfd.; 8) Edamer Käse, ein nordholländ. Süßmilchkäse, in fast kugelrunden Laiben von 3—20 Pfd., eingetheilt in rothrindigen und weißrindigen, Sommer- und Herbstkäse, in der besten Sorte Präsentkäse genannt; 9) Emmenthaler Käse, ein harter, halbfetter Schweizerkäse in großen Laiben; 10) Glocesterkäse, ein harter, orangegelber engl. Käse von herzförmiger Gestalt; 11) Greierzer oder Gryerser Käse, ein fetter, haltbarer Schweizerkäse aus dem Canton Freiburg, in großen runden oder platten, 40—50 Pfd. schweren Laiben; 12) Holländischer Käse, sowol Süß- als Sauermilchkäse, roth- und auch weißrindig, mit und ohne Kümmel, gewöhnlich in der Gestalt einer unten und oben abgeplatteten Kugel; 13) Kräuterkäse oder Schabzieger, eine eigenthümliche Gattung Schweizerkäse aus dem Canton Glarus, von grüner Farbe in Folge des beigemengten Steinklees, in hutkopfähnlichen Laiben, bis zu 10 Pfd. schwer; 14) Ley-

bener Käse, eine Sorte holländ. Sauermilchkäse, gewöhnlich mit Kümmel, in Laiben zu 10—16 und zu 20—40 Pfd., mit dem Zeichen zwei sich kreuzender Schlüssel; 15) Limburger Käse, aus der belg. Provinz Lüttich, in kleinen, ¾ Pfd. schweren, fast viereckigen, weichen, fetten Stücken, von sehr pikantem Geschmack; 16) Mascaronikäse, ein ital. magerer Käse; 17) Parmesankäse, ein ital. halbfetter Käse von vortrefflichem Geschmack in fast runden, 50—100 Pfd. schweren Laiben, insbesondere aus der Gegend von Lodi, gerieben als Zusatz zu Suppen, Maccaronis u. s. w. gebraucht; 18) Rennthierkäse, aus Schweden, von Rennthiermilch gefertigt; 19) Stilton, ein sehr guter engl. Käse, in Form eines Würfels, 6—12 Pfd. schwer; 20) Strachino, ein sehr guter, fetter ital. Käse; 21) Stolkscher Käse, ein südholländ., sehr fetter und deshalb wenig haltbarer Süßmilchkäse, in platten 10—16 und 20—40 Pfd. schweren Laiben; 22) Terelkäse oder sogenannter Grüner Käse, in kleinen Broten von 1½—2 Pfd., mit Schafgarbe gefärbt; 23) Ursener Käse, der fetteste Schweizerkäse, aus dem Canton Uri, in runden, hohen, 15—60 Pfd. schweren Laiben; 24) Weser Käse, von der Weser, kleine Käse von äußerst pikantem Geschmack; 25) Westfälischer Käse, aus abgerahmter, halbsauerer Milch bereitet und zuweilen geräuchert; u. s. w. Der Unterschied in der Güte der verschiedenen Käsesorten beruht hauptsächlich auf der Güte des Futters und der Milch und auf der Bereitungsart der Käse. Den bedeutendsten Handel mit Käse treiben Amsterdam, Rotterdam, Holstein, Steiermark, Tirol, Vorarlberg, Böhmen, Ungarn, Griechenland, die Schweiz, Italien und England. Schon frühzeitig wird der Käse bei den Hebräern und Äthiopiern erwähnt. Auch den Griechen und den Römern war die Käsebereitung bekannt. Ebenso bereiteten ihn die keltischen Völkerschaften. In Deutschland fand er namentlich seit dem 10. Jahrh. größere Verbreitung. In der Schweiz ist die Käsebereitung mit ein Hauptgegenstand der Alpenwirthschaften (s. d.).

Kasimir nennt man ein geköpertes, aus vorzüglich feinen Gespinnsten (Streichgarn) mit drei oder vier Schäften gewebtes, nach Art der Tuche behandeltes, aber schwächer gewalktes, nur einmal gerauhtes und sehr kurz geschorenes Wollenzeuch, welches im Allgemeinen das Ansehen eines feinen und dünnen Tuches hat und in dessen Fabrikation die Sitze der feinen Tuchfabrikation sich ebenfalls auszuzeichnen pflegen. Nur der Doppelkasimir wird ebenso stark oder sogar stärker als das Tuch gewalkt. Neuerdings webt man auch Kasimire mit kammwollener, ja selbst mit baumwollener Kette.

Kasimir, eigentlich Kazimierz, ist der Name mehrer poln. Fürsten und Könige. K. I. war der Sohn Mieczyslaw's II. (s. d.). Nachdem seine Mutter Rixa, eine Tochter des Pfalzgrafen bei Rhein, nach Mieczyslaw's Tode die vormundschaftliche Regierung für den minderjährigen K. aufzugeben und von dem poln. Adel nach Deutschland zu fliehen genöthigt worden war, verließ auch K. sein Reich, das ohne Regenten durch innere Fehden ganz in sich zerfiel und von den Böhmen unter Bretislaw bis Gnesen hin verwüstet wurde, die von dort den Körper des heil. Adalbert (s. d.) entführten. Unterstützt vom Kaiser Heinrich III. erlangte K. 1040 die Herrschaft wieder und wußte nun die fürstliche Gewalt und das Christenthum in Polen neu zu befestigen, vermählte sich mit Dobrognewa, der Schwester des mächtigen Großfürsten Jaroslaw von Kiew, unterwarf Masovien und erhielt 1054 Breslau nebst andern Städten von den Böhmen zurück. Er starb 1058. Die in einigen Chroniken befindliche Erzählung, daß K. als Mönch in Clugny gelebt habe, ist eine erwiesene Unwahrheit. — K. II. oder der Gerechte, geb. 1138, war der Sohn Boleslaw's III. Seinen Bruder, Boleslaw IV., der in einer Fehde vom Kaiser Friedrich Barbarossa, welcher sich des von Boleslaw vertriebenen Wladyslaw II. (s. d.) annahm, 1157 überwunden wurde, mußte K. dem Kaiser als Geisel übergeben, der ihn nun Jahre lang in Gefangenschaft hielt. Im J. 1177 wurde K. selbst, nachdem Mieczyslaw III. (s. d.) vertrieben war, poln. Großfürst. Er suchte das Volk vor den Bedrückungen des Adels zu schützen, zog siegreich nach Volhynien, Halicz und gegen die Jadzwinger in Lithauen und starb 1194. — K. III. oder der Große, geb. 1309, ein Sohn Wladyslaw Loketek's, zeichnete sich schon unter der Regierung seines Vaters, der ihm aufgetragen, Rache an dem Deutschen Orden zu nehmen, und ihn zum Regenten von Großpolen gemacht hatte, durch seine Tapferkeit aus. Nachdem er 1333 den Thron bestiegen hatte, kam er zu Wissegrad

im J. 1335 mit den deutschen Rittern überein, daß diese an Polen Kujavien und Dobrzin zurückgeben und 10000 Gulden Entschädigung zahlen sollten, während K. auf Pommern Verzicht leisten wollte; doch dieser Vertrag wurde von dem Reichstage nicht genehmigt, vielmehr beschlossen, sich durch den Papst Gerechtigkeit zu verschaffen. Dieser verurtheilte die deutschen Ritter, Pomerellen und die andern Provinzen, welche sie inne hielten, an Polen zurückzugeben, die von ihnen zerstörten Kirchen wiederherzustellen und an K. eine bedeutende Entschädigung zu zahlen. Doch dieses Urtheil, obschon es mit Drohung des Bannes begleitet war, machte die Ritter nicht muthlos; sie wendeten sich an Kaiser Ludwig IV., der ihnen seine Hülfe zusagte, und behielten ihre Eroberungen. Um sich der Unterstützung eines mächtigen Fürsten zu versichern, wählte K., der keinen Sohn hatte, 1339 seinen Neffen Ludwig, einen Sohn des Königs Karl's I. Robert von Ungarn, zum Nachfolger. Nachdem er 1340 sich Kleinrußlands bemächtigt, das vormals zu Polen gehört hatte und dessen Beherrscher gestorben war, unterhandelte er, um seine Kräfte gegen Rußland zu vereinigen, mit deutschen Rittern einen Friedensvertrag, den auch der Reichstag 1343 bestätigte. Hierauf eroberte er fast ganz Schlesien, von dem er jedoch nur Fraustadt behielt. Zu gleicher Zeit, wo die Tataren Polen bedrohten, rüstete sich gegen dieses auch der König von Böhmen, Wenceslaw V., als Oberlehnsherr des Herzogs von Schlesien. K. machte den Tataren den Übergang über die Weichsel streitig, zwang sie zum Rückzuge, eilte sodann nach Schlesien, zerstreute das böhm. Heer und kehrte hierauf in seine Staaten zurück, um daselbst die inzwischen gestörte Ordnung wiederherzustellen. Im J. 1347 berief er einen Reichstag nach Wislica und beauftragte die erfahrensten Männer des Reichs mit einer allgemeinen Umarbeitung der Gesetze, an welcher er selbst Theil nahm. Die väterliche Sorgfalt, die er unablässig der bedrückten Classe seiner Unterthanen bewies, erwarb ihm den Titel eines Königs der Bauern. Auch versuchte er sogar mit einigem Erfolge die Künste in seine Staaten einzuführen und legte Hospitäler und Schulen an. Sein Reich vor künftigen Angriffen zu sichern, befestigte er die Städte. Zu seinem Ruhme trug nicht wenig bei, daß Kaiser Karl IV., der mit K.'s Enkelin, einer Tochter des Herzogs von Stettin, vermählt war, nachdem er 1366 Rothrußland von den Lithauern erobert hatte, Volhynien und das Palatinat von Belz zwei lithauischen Fürsten unter der Bedingung überließ, Polens Lehnsherrlichkeit anzuerkennen. K. starb 1370 an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde. Unter seinen vielen Maitressen gedenken wir der Jüdin Esther, welche ihren Glaubensgenossen die Freiheiten auswirkte, die sie nachher in Polen genossen. Mit K. erlosch das Geschlecht der Piasten (s. d.). — K. IV., der zweite Sohn Jagello's (s. d.), geb. 1427, übernahm noch bei Lebzeiten seines Bruders Wladyslaw's III. die Regierung über das Herzogthum Lithauen. Zum Misvergnügen der Polen blieb er seinem Stammlande auch nach der Thronbesteigung im J. 1447 mit besonderer Vorliebe zugethan und suchte es vor gänzlicher Einverleibung an Polen zu schützen. Als die preuß. Städte gegen den Deutschen Orden sich auflehnten und K. sich unterwarfen, gerieth er in einen fast zwanzigjährigen Krieg mit dem Deutschen Orden, der 1466 durch den thorner Vertrag ganz Westpreußen an K. abtreten mußte. Im J. 1468 berief K. zur Berathung über die Staatseinkünfte den ersten Reichstag der Adeligen nach Piotrkowo, woraus die nachherige poln. Reichsverfassung entstand. Er starb zu Grodno 1492.

Kasperle ist der Name einer der mannichfaltigen Theaterfiguren und Masken, in welche sich die lustige Person der deutschen Bühne, der Hanswurst (s. d.), nach Erlöschen dieses Namens, verwandelte. Als lustiger Knappe eines Ritters trieb Kasperle in Puppenspielen und besonders auf dem Leopoldstädter Theater in Wien lange Zeit sein komisches Wesen. Letzteres Theater hieß daher auch in älterer Zeit das Theater zum Kasperle. Wort und Begriff sind durchaus östr. Ursprungs; daher bedienten sich auch die Schauspieler in Norddeutschland, welche den Kasperle zu spielen hatten, in dieser Rolle meist des östr. Dialekts. Öfter hieß er auch Tadädl, Bernardon und in Baiern Lipperl, daher auch noch jetzt das Volkstheater in München häufig das Theater zum Lipperl genannt wird, während der Name Kasperle höchstens noch in Puppenspielen gehört wird.

Kaspisches Meer heißt jene tiefe Einsenkung an der Scheide Europas und Asiens, die gegenwärtig nur einen mit Wasser erfüllten Raum von 6060 □M. einnimmt, die aber

in früherer Zeit auch den größten Theil der umliegenden Steppenländer bedeckte. (S. Kaukasische Steppen.) Der See ist von Norden nach Süden 165 M. lang, 25—60 M. breit und es liegt derselbe nach neuern Messungen im J. 1837 nur etwa 95 F. unter dem Spiegel des Schwarzen Meers. Zu den bedeutenden Strömen, die ihm zufließen, gehören die Wolga, der Ural, die Kuma, der Terek und der Kur. Durch diese mächtigen Ströme, die ihn vor dem Versiegen bewahren, obwol eine stete Verminderung seiner Wassermenge ersichtlich ist, kommt es auch, daß dieses Binnenmeer weniger Salzgehalt hat als andere Meere. Russen, Perser und Turkomanen theilen sich in die Herrschaft des Sees, der durch seinen Reichthum an Stören, Hausen, Lachsen u. s. w. wichtig ist. Die Russen besitzen an seinen Ufern die Städte Gurjeff, Astrachan, Derbent, das durch seine Naphthaquellen berühmte Baku und die jüngsterbauten Forts Lenkoran und Nicolaja; im pers. Gebiet liegen Balfrusch, Räscht und Astrabad; die Turkomanen besitzen nur einzelne Dorfschaften und Fischerhütten an dem langen Küstensaum, der zu ihrem Gebiete gehört. Einzelne Theile dieses Meers sind der Mertwoibusen oder die Todte Bai im Nordosten, die Karabogasische Bucht mit dem See Kuli-Daria, der nach der Sage der Turkomanen einen Strudel hat, welcher das Wasser dieses Meers verschluckt, und die Kisil-Agatschabai auf der Westseite. Vgl. außer den ältern Werken von Klaproth, Murawieff, Meyendorff und Eversmann, Eichwald, „Reise auf dem Kaspischen Meere und in den Kaukasus in den J. 1825—26" (Stuttg. 1834—36) und Göbel, „Reise in die Steppe des südlichen Rußlands" (Dorp. 1838, 4., mit Karten und Kpfrn.).

Kassandra, auch Alexandra genannt, war die Tochter des Priamus und der Hekuba und die Zwillingsschwester des Helenus. Beide Kinder, erzählt die Sage, spielten in dem Vorhofe zum Tempel des thymbräischen Apollon, unweit Ilium, und da sie zu lange dort verweilt hatten, um nach Hause gebracht zu werden, bereitete man ihnen für die Nacht ein Lager aus Lorberzweigen in dem Tempel. Als aber am folgenden Morgen die Ammen zu ihnen traten, fanden sie zwei Schlangen bei den Kindern, welche, statt ihnen Leids zu thun, vielmehr freundlich ihnen die Ohren leckten. Dieses Wunder bewirkte ein noch größeres; das Gehör der Kinder wurde dadurch so geschärft, daß sie die Stimme der Götter vernehmen konnten. Seitdem verweilte K. gern in dem Tempel des Apollon, welcher, von ihrer aufblühenden Schönheit entzückt, ihr alle Geheimnisse der prophetischen Kunst offenbarte und dagegen ihre Liebe foderte. Da aber K. diese verweigerte, legte Apollon, darüber erzürnt, auf ihre Weissagungen den Fluch, daß sie niemals Glauben finden sollten. So sagte K. oft und stets den Untergang Trojas voraus und warnte ihr Volk vor dem trügerischen Rosse; allein Niemand glaubte ihr. Als nun Troja erobert war und K. mit den übrigen Jungfrauen sich zum Tempel der Athene flüchtete, riß Ajax, der Lokrer, sie vom Altare weg, schändete sie an heiliger Stätte und schleppte sie mit gebundenen Händen zu den andern Sklavinnen hin, wo sie bei Vertheilung der Beute dem Agamemnon zufiel, der sie als Sklavin und Geliebte mit sich nach Mykene führte, wo nachmals Klytämnestra sie ermordete. Dem Agamemnon soll sie die Zwillingssöhne Teledamos und Pelops geboren haben. Übrigens galt dieser Raub der K. den Alten für eine der verruchtesten Frevelthaten und hat den Dichtern sowol als den bildenden Künstlern zum Stoffe gedient. Auch mußten die Lokrer, die Landsleute des Ajax, durch Sturm und Ungewitter und durch eine in ihrem Lande entstandene Pest viele Jahre dafür büßen.

Kasse heißt eigentlich das Behältniß, in welchem Geld und Geldeswerth aufbewahrt und bei dem alle Vorsichtsmaßregeln gegen Feuer und Diebstahl getroffen werden, daher man sie meist aus Eisen verfertigt. Sodann ist dieser Name auf das Zimmer in Comptoiren übergegangen, wo Einnahme und Ausgabe des Geldes stattfindet und daher die Kasse im eigentlichen Sinne aufbewahrt wird. Auch nennt man die mit Empfangen und Auszahlen von Geldern beauftragten Behörden im Allgemeinen Kassen, indem man zu näherer Bezeichnung ihre specielle Bestimmung vorsetzt, z. B. Steuerkasse, Zollkasse, Stadtkasse u. s. w. Endlich werden unter Kasse im kaufmännischen Verkehr auch baares bereitliegendes Geld oder Geldeswerth und selbst Wechsel und andere sofort verkäufliche Papiere im Besitz einer Person, und unter dem Ausdruck „per Kasse" sofortige baare Zahlung verstanden.

Kassel, die Haupt- und Residenzstadt des Kurfürstenthums Hessen, in der Provinz

Niederhessen, an der schiffbaren Fulda, hat, die Vorstädte ungerechnet, mit Inbegriff der Colonien Philippinenhof und Mommerode, 31000 E., darunter über 500 Juden. Sie besteht aus der Altstadt und der obern Neustadt, die mit der Wilhelmshöhe und der frankfurter Vorstadt auf dem linken Ufer, und aus der untern Neustadt, die nebst der leipziger Vorstadt auf dem rechten Ufer der Fulda liegt. Ihrer Lage wie ihrer Bauart nach ist sie eine der schönsten Städte Deutschlands; ganz besonders zeichnet sich die obere oder franz. Neustadt, welche von franz.-reformirten Auswanderern angelegt wurde, aus durch breite, schnurgerade Straßen, große freie Plätze und massive, zum Theil prachtvolle Häuser. Die 4500 F. lange Königsstraße würde jeder Hauptstadt zur Zierde gereichen und die Bellevuestraße hat eine entzückende Aussicht ins Freie. Das Thal, worin K. liegt, wird nordwärts von Vorbergen des Rheinhardswaldes, im Westen vom Habichtswalde und im Süden von dem Sörewald beherrscht; gegen Osten zieht sich beim Dorfe Bettenhausen vorbei eine weite, durch geringe Hügel eingefaßte Ebene, über welche in blauer Ferne der Meißner sein Haupt erhebt. Die Fulda windet sich bereits als schiffbarer Strom in mannichfaltigen Krümmungen von Süden nach Norden durch dieses Thal. Die Stadt zählt 19 öffentliche Plätze und sechs reformirte Kirchen, eine protestantische und eine katholische Kirche. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnen sich aus der Friedrichsplatz, 1000 F. lang und 450 F. breit, auf drei Seiten von zwei Reihen Linden umgeben, mit der von Nahl gehauenen colossalen Marmorstatue des Landgrafen Friedrich's II.; der Königsplatz, welcher cirkelrund ist, 456 F. im Durchmesser und im Mittelpunkt ein sechsfaches Echo hat; der Parade- oder Schloßplatz, 950 F. lang, 350 F. breit; der Karlsplatz mit der Marmorstatue des Landgrafen Karl; der Wilhelmsplatz; das Sechseck am Wilhelmshöher Thore; der Kasernenplatz und der Garde-du-Corpsplatz. Auf dem Königsplatze, der während der westfäl. Regierung Napoleonsplatz hieß, stand damals auf einem Springbrunnen die Marmorstatue Napoleon's und auf dem Paradeplatz früher das alte Residenzschloß, welches 1811 theilweise abbrannte und 1817 vollends abgetragen wurde. Der an dieser Stelle begonnene großartige Bau der Kattenburg wurde später wegen der Kostspieligkeit nicht fortgesetzt. Die vorzüglichsten öffentlichen Gebäude sind das Museum Fridericianum, worin die Bibliothek mit 100000 Bänden und wichtigen Handschriften, das Antiken-, Kunst- und Naturaliencabinet und die Korkmodelle aufbewahrt werden; die Bildergalerie, welche eine Sammlung von 1400 Gemälden der besten Meister enthält, die 1815 von Paris zurückgeführt wurde; das Schloß Bellevue, das früher der König Hieronymus bewohnte; das kurprinzliche Schloß; das Zeughaus; der Marstall; die Kasernen, besonders die unter der westfäl. Regierung außerhalb der Stadt angelegten, welche gegenwärtig zu Armenhäusern benutzt werden; das sogenannte Fürstenhaus; die Sternwarte; das Opernhaus; das Castell, ein Staatsgefängniß; die unter der westfäl. Regierung erbaute Artillerieschule, worin gegenwärtig die Cadettenanstalt befindlich ist, und die Charité vor dem leipziger Thore. Unter den Kirchen sind merkwürdig die Hauptkirche zu St.-Martin, mit Begräbnissen hess. Fürsten, und die schöne neue katholische Kapelle. Dicht vor der Stadt und in Verbindung mit den Orangeriegebäuden, in denen zur westfäl. Zeit öfters Hofbälle und Maskeraden gegeben wurden, befindet sich der große Auegarten mit dem vom Landgrafen Karl, gest. 1730, erbauten Marmorbade. Außer den Behörden sind in K. eine Akademie der Malerei, Bildhauerei und Baukunst, eine Gesellschaft für hess. Geschichte und Landeskunde, ein Verein für Musik unter Spohr's Leitung, ein Landwirthschaftsverein, ein Schullehrerseminar, ein Gymnasium, eine Kriegs- und eine Polytechnische Schule und eine jüd. Realschule mit einem Seminar für jüd. Schullehrer. Auch hat K. ansehnliche Fabriken; der Handel aber ist, ungeachtet zweier Messen und des jährlichen Wollmarkts, nicht bedeutend. Eine Stunde entfernt liegt das Lustschloß Wilhelmshöhe (s. d.) und zwei Stunden von der Stadt in einem anmuthigen Thale das Lustschloß Wilhelmsthal (s. d.). Eines Orts Chassala wird schon 913 in einer Urkunde Kaiser Konrad's I. gedacht; der Landgraf Hermann der Jüngere von Thüringen bestätigte 1239 den Bürgern von K. aufs neue ihre Rechte und Freiheiten; Landgraf Heinrich das Kind schlug hier seinen Wohnsitz auf; Philipp der Großmüthige befestigte die Stadt; Landgraf Karl legte 1687 die Oberneustadt an. Nach dem tilsiter Frieden wurde K. 1807 die Haupt- und Re-

sidenzstadt des Königreichs Westfalen. Im J. 1813 mußte sie, nach kurzer Beschießung, am 28. Sept. dem General Czerniczew übergeben werden, worauf am 21. Nov. der Kurfürst von Hessen seinen Einzug hielt.

Kassenbillet ist der Name für das königlich sächs. Papiergeld. Die Kassenbillets wurden am 6. Mai 1772 im Betrage von 1½ Mill. Thlr. geschaffen. Die außerordentlichen Staatsausgaben in Folge der Schlacht bei Jena veranlaßten 1807 eine Vermehrung derselben um 1½ Mill. Thlr., denen 1809 1 Mill. Thlr. und 1812 abermals 1 Mill. Thlr. hinzugefügt wurden. Dennoch genossen sie das vollkommenste Vertrauen des Publicums bis zum J. 1813, wo sie bei der ebenso traurigen als ungewissen Lage Sachsens allmälig so sanken, daß 1814 daran 60—70 Proc. verloren wurden. Nach Rückkehr zur alten Ordnung der Dinge gelangten sie indeß bald wieder auf Pari. Bei der Auseinandersetzung mit Preußen verblieben Sachsen 3,100000 Thlr., welche 1816 bis auf 2,500000 Thlr. verringert wurden. Im J. 1834 wurde 1 Mill. derselben dem preuß. Courantgelde im Werthe gleich gesetzt und deshalb mit einem ihren nunmehrigen Werth ausdrückenden, in rother Farbe aufgetragenen Stempel bezeichnet; ein Gleiches geschah 1838 wieder mit ½ Mill. Im J. 1840 wurden sämmtliche Kassenbillets eingezogen, und dagegen neue im Nominalbetrage von 3 Mill. Thlr. im 14 Thalerfuße ausgegeben. In Folge des Gesetzes vom 9. Sept. 1843 wurde dieser Nominalbetrag noch um 1 Mill. Thlr. erhöht. Sie zerfallen gegenwärtig in drei Classen: 2,200000 Thlr. zu 1 Thlr., 1,200000 Thlr. in 240000 Stück zu 5 Thlr. und 600000 Thlr. in 60000 Stück zu 10 Thlr. Sie sind mehr für den kleinern Verkehr berechnet; den großen Geldverkehr hat man den Banknoten zugewiesen, deren Stückbetrag nicht unter 20 Thlr. sein darf. Die Kassenbillets haben bei allen königlich sächs. Staatskassen unbedingte Annahme und können in Dresden und Leipzig gegen klingendes Courant umgetauscht werden; doch findet mehr das Gegentheil statt.

Kassiopeïa war die Gemahlin Kepheus, Königs von Äthiopien, und Mutter der Andromeda (s. d.). Nach ihr wurde ein Sternbild am nördlichen Himmel, in der Milchstraße, benannt. — Kassiopeia hieß auch eine Tochter des Arabos, die Gemahlin des Phönix, die von Zeus Mutter des Atymnios wurde.

Kassōtis, eine parnassische Nymphe, nach welcher die Quelle bei Delphi benannt war, aus der die Pythia, um sich zum Weissagen zu begeistern, trank.

Kassūben, Kaschuben oder Kaszeben heißen die Wenden in dem nordöstlichen Theile Pommerns. Ihre Sprache ist ein poln. Dialekt, der sich durch breitere Aussprache einiger Vocale, z. B. e statt u und y, durch einzelne eigenthümliche Wörter, darunter auch deutsche, und Redensarten von der Schriftsprache unterscheidet. Ihre Zahl dürfte 100000 Köpfe nicht übersteigen, und ihre Nationalität wird je mehr und mehr durch Kirche und Schule verwischt. Mit den Wenden haben sie den gedrungenen, kräftigen Körperbau und die Kleidung gemein; doch stehen sie ihnen an Ordnungsliebe, Gastfreiheit und Reinlichkeit nach. Obschon es nie ein Herzogthum Kassuben gegeben, so führt der König von Preußen doch noch gegenwärtig den Titel eines Herzogs der Kassuben.

Kastalĭa, eine Quelle am Abhange des Parnassus, ein wenig oberhalb Delphi, in Phocis, angeblich mit dem Flusse Kephissus zusammenhängend und für einen Ausfluß des unterirdischen Styx gehalten, war dem Apollon und den Musen heilig, von lieblichem Geschmack und begeisternder Kraft. Den Namen soll sie erhalten haben von einer Jungfrau, die vor dem Apollon fliehend sich in dieselbe stürzte, nach Andern von der Tochter der Achelous. Noch jetzt ist ihr Wasser so lieblich und rein, wie im Alterthum, und Jeder, der von Delphi aus den Berg besucht, vergißt nicht, sie zu begrüßen.

Kastanien haben von der Stadt Kastanum, nahe bei Magnesia in Kleinasien, ihren Namen. Aus Kleinasien kamen sie zuerst nach Sardinien, von wo aus sie sich zunächst nördlich weiter verbreiteten und nach und nach in den Wäldern des südlichen Europas und sogar des südlichsten Deutschlands heimisch wurden. Der edle Kastanienbaum (Fagus castanea) gleicht namentlich in seinem Gesammtansehen, der Buche. Er kann in ganz Mitteldeutschland gedeihen, nur liebt er keine feuchte Nebelluft und nicht die Morgenseite der Berge, weil er dann zu früh blüht und seine Frucht zu häufig durch Nachtfröste gestört wird. Die Früchte des Kastanienbaums, gewöhnlich Maronen genannt,

sind eine sehr gesunde Nahrung und werden in vielen Gegenden, wie die Kartoffeln, genossen. Zufolge einer neuen Entdeckung enthalten sie 15 Procent Zucker und sind daher zur Zuckerfabrikation geeigneter als die Runkelrüben. Mit dem edlen Kastanienbaume ist die einer ganz andern Gattung angehörende und auch in Blatt und Blüte von ihm abweichende Roßkastanie (Aesculus hippocastanum) nicht zu verwechseln, welche Clusius 1550 aus Nordasien nach Europa verpflanzt haben soll. Auch dieser Baum, der wegen seines schönen Laubes, seiner runden Wipfel und seiner schönen pyramidenförmigen Blütenrispen in Gärten und Anlagen häufig gezogen wird, verdient besonders in den Gegenden angepflanzt zu werden, wo starke Schafzucht ist, da seine Frucht eine gesunde Nahrung darbietet.

Kasten nennt man abgeschlossene erbliche Stände, deren Mitglieder nur vermöge ihrer Geburt denselben angehören und nur in Folge von Ausstoßung sie verlassen können. Der Name ist portugiesisch und wurde zuerst von den portug. Eroberern Ostindiens für die in diesem Lande herrschende Eintheilung des Volks in solche erbliche Stände gebraucht. Mit der Nebenbedeutung des Misbräuchlichen und Unnatürlichen wird dieser Ausdruck auch auf die erblichen Stände und selbst auf Corporationen in Europa angewendet, obwol beiden das Merkmal der absoluten Abgeschlossenheit und des völligen Vollbluts der Race, welches die eigentlichen Kasten charakterisirt, abgeht. In Folge dieser Übertragung wird das Wort Kastengeist zu Bezeichnung des in gewissen Ständen oder Corporationen herrschenden ausschließenden Geistes gebraucht. Die Kasteneintheilung geht bei den Völkern der alten Welt über die geschichtliche Zeit hinaus, und es läßt sich daher der Ursprung derselben nicht nachweisen; höchst wahrscheinlich aber ist es, daß überall, wo sie sich findet, Verschiedenheit der Abstammung und der Lebensart den Grund dazu legte und daß die verschiedenen Kasten anfänglich verschiedene Völkerstämme waren. Man findet diese Einrichtung bei mehren Völkern; selbst bei den Peruanern und Mexicanern zeigen sich einige Spuren davon; hauptsächlich aber ist sie im Orient seit den frühesten Zeiten mit den gesellschaftlichen Verhältnissen der dortigen alten Naturstaaten eng verschmolzen, weil sie dem in denselben herrschenden Geiste der Bewußtlosigkeit und Unfreiheit entsprach. So gab es bei den Persern schon vor Zoroaster eine Abtheilung in vier Kasten: Priester oder Magier, Krieger, Ackerleute und Gewerbtreibende. Nirgend aber war die Kasteneintheilung so ausgebildet und so ganz die Grundlage der gesellschaftlichen Einrichtung, als in Ägypten (s. d.) und Indien. (S. Hindus, Brahmanen und Parias.)

Kastner (Karl Wilh. Gottlob), Hofrath und Professor der Chemie und Physik zu Erlangen, geb. am 31. Oct. 1783 zu Greifenberg in Pommern, zeigte schon in früher Jugend große Neigung zur Naturkunde, doch konnten die beschränkten Mittel seiner Ältern seinem Wunsch, Medicin zu studiren, nicht nachkommen. Nachdem er in Swinemünde als Apotheker gelernt, kam er nach Berlin, wo er nun Gelegenheit fand, seinen eifrigsten Wunsch, die Naturwissenschaften zu studiren, zu verwirklichen und wo besonders Klaproth sich seiner annahm und ihn in seinen wissenschaftlichen Studien unterstützte. Von Berlin wendete er sich als Pharmaceut nach Neustadt bei Stolpen, dann ging er nach Jena, um Medicin zu studiren. Schon nach Verlauf eines Jahres trat er hier als Docent auf und bereits 1805 erhielt er einen Ruf als Professor der Chemie nach Heidelberg, von wo er 1812 einem Rufe nach Halle folgte. Hier machte er sich nach der Schlacht bei Leipzig insbesondere auch um das Lazarethwesen verdient. Kurze Zeit darauf trat er in die Landwehr und wurde von Hardenberg mit Aufträgen nach Frankreich gesendet; dann unternahm er im Interesse des Waisenhauses zu Halle und im Interesse für Witwen und Waisen gefallener preuß. Krieger eine Reise nach London. Nachdem er 1814 seine Vorlesungen in Halle wieder begonnen hatte, wurde er 1818 bei der neuen Universität zu Bonn als Professor der Naturwissenschaften angestellt, folgte indessen schon 1821 dem Rufe nach Erlangen. Von seinen vielen Schriften sind besonders wichtig „Beiträge zur Begründung einer wissenschaftlichen Chemie" (Heidelb. 1806), „Grundriß der Experimentalphysik" (2 Bde.; 2. Aufl., Heidelb. 1820—22), „Chemisches Handwörterbuch" (Halle 1813), „Grundzüge der Physik und Chemie" (2 Bde.; 2. Aufl., Nürnb. 1832—33), „Handbuch der Meteorologie" (2 Bde., Erl. 1823—30), „Theorie der Polytechnochemie" (2 Bde., Eisenach 1827—28), „Handbuch der angewendeten Naturlehre" (Lief. 1—9, Stuttg. 1835—44). Auch gab er heraus

den „Deutschen Gewerbsfreund" (5 Bde., Halle 1813—24) und das „Archiv für die gesammte Naturlehre" (Bd. 1—18, Nürnb. 1824—29), das er als „Archiv für Chemie und Meteorologie" (Bd. 1—9, Nürnb. 1830—40) fortsetzte.

Kästner (Abrah. Gotthelf), Mathematiker und einer der witzigsten Epigrammatisten, geb. am 27. Sept. 1719 zu Leipzig, benutzte, durch häuslichen Unterricht vorbereitet, schon von seinem zehnten Jahre an die juristischen Lehrstunden seines Vaters, welcher Professor in Leipzig war. Als Student legte er sich seit 1731 mit Eifer auf Philosophie, Physik und Mathematik; besonders interessirte ihn die Metaphysik. Dabei entzog er sich keineswegs dem Studium der Rechte und machte auch 1737 das juristische Examen. Nachdem er sich 1739 habilitirt, hielt er mathematische, philosophische und juristische Vorlesungen. Auch beschäftigte er sich mit den schönen Wissenschaften. Erst im J. 1746 erhielt er in Leipzig eine außerordentliche Professur; 1756 folgte er dem Rufe als ordentlicher Professor der Naturlehre und Geometrie nach Göttingen, wo er 1765 den Hofrathstitel erhielt und am 20. Juni 1800 starb. Um das Studium der Mathematik erwarb er sich große Verdienste. Unter der großen Zahl seiner mathematischen Schriften, durch welche nach und nach die Wolf'schen Lehrbücher verdrängt wurden, sind seine „Anfangsgründe der Mathematik" (4 Bde., Gött. 1758—69; 6. Aufl., 1800) die vorzüglichste. Weniger Werth hat seine „Geschichte der Mathematik" (4 Bde., Gött. 1796—1800), wie denn überhaupt sein Scharfsinn mehr auf das Einzelne gerichtet war, als daß er das Ganze der mathematischen und physikalischen Wissenschaft hätte umfassen und darstellen können. Den größten Ruf erwarben ihm seine witzigen „Sinngedichte", die freilich ihrer persönlichen Beziehungen wegen ihn in manche Fehde verwickelten. Sie erschienen zuerst ohne seine Genehmigung (Gieß. 1781) und dann, wenigstens zum Theil, in seinen „Vermischten Schriften" (2 Bde., Altenb. 1783). Eine neue Auflage der ersten Sammlung besorgte noch mit K.'s Einwilligung Justi (2 Bde., Marb. 1800). Neuerdings erschienen seine „Gesammelte poetische und prosaische schönwissenschaftliche Werke" (4 Bde., Berl. 1841). Heyne ehrte das Andenken seines Collegen durch ein treffliches Elogium (Gött. 1804).

Kastor, s. Biber.

Kastor und Pollux, s. Dioskuren.

Kastriota (Georg), s. Skanderbeg.

Kasuar (Struthio casuarius) ist der Name einer Gattung von Vögeln aus der Familie der nur zum Laufen geschickten, daher mit hohen Beinen versehenen, aber der Schwungfedern beraubten Straußvögel. Sie unterscheiden sich von dem Strauß und verwandten Gattungen durch eine knöcherne, unbefiederte Auftreibung, die einem Helm vergleichbar den Scheitel bedeckt. Mit Sicherheit kennt man nur eine Art, die auf den Inseln des indischen Archipels heimisch, gegen 6 F. hoch wird, am ganzen Körper mit borstig zerschlitzten schwarzen Federn bekleidet ist, von Würmern, kleinen Reptilien und jungen Pflanzen sich ernährt, dem Strauße aber hinsichtlich der Schnelligkeit und Sitten gleicht, und häufig nach Europa gebracht wird. Die Kasuare von Neuholland und Neuseeland haben aber eine gewöhnliche Kopfbildung und machen daher eine besondere Gattung aus.

Katachrēse (griech.), bei den Lateinern abusio, d. h. Misbrauch, hieß bei den Alten diejenige rhetorische Figur, nach welcher mehre Metaphern auf eine scheinbar unstatthafte Weise miteinander verbunden werden, z. B. „Das Schiff des Staats flog durch die Wellen, stieg auf ihren Rücken, tauchte sich in ihre Abgründe." Das erste Erfoderniß hierbei ist, daß das einmal aufgenommene Bild in der weitern Ausführung beibehalten oder daß durch ein ähnliches neues eine neue Reihe von Vorstellungen eröffnet wird, wenn nicht das Ganze den Anstrich von Geschmacklosigkeit erhalten soll. Dagegen bleibt die Verschmelzung unvereinbarer Metaphern ohne Ausnahme fehlerhaft, wie bei Klopstock: „Er ließ der Barden Kriegshorn tönen dem Auge." Laune, Scherz und Ironie lassen nicht selten über den gewöhnlichen Ausdruck hinüberspringen und auf etwas Gegebenes hindeuten und führen so die Anwendung der Katachrese herbei, die daher selbst in die Rede des täglichen Lebens übergegangen ist, z. B. „Die Thräne spricht mehr als Worte."

Katakaustische Linie, s. Diakaustische Linie.

Katăfalk, s. Castrum doloris.

Katakomben (catacumbae) nennt man im engern Sinne die in Italien befindlichen in Stein oder Pozzuolan gehauenen oder gegrabenen unterirdischen Gänge und Behältnisse, die, ursprünglich Steinbrüche oder Sandgruben, dann aber verlassen als einsame Orte von den ersten Christen benutzt wurden, um sich heimlich daselbst zu versammeln und sich der Ausübung ihres verpönten neuen Gottesdienstes hinzugeben. Bald dienten sie als heilige Orte den ersten Christen auch als Begräbnißplätze, besonders für ihre Märtyrer. Man höhlte nämlich einen Theil der Katakombenwand aus, so groß, daß der Körper hineingelegt werden konnte, und vermauerte diese Höhlung wieder mit Steinen, auf denen gewöhnlich die Buchstaben D M, d. i. Deo Maximo, oder *X P*, d. i. *ΧΡΙΣΤΟΣ*, stehen. Sonst findet man auch noch andere Inschriften und Zeichen. Hier wurden in den ersten Jahrhunderten des Christenthums die Gedächtnißtage der Märtyrer gefeiert, und als das Christenthum später anerkannt wurde, entstanden aus den Katakomben Kirchen und prächtige Grabmäler. Am zahlreichsten waren sie um Rom; doch wurden sie zum größten Theil bei der Belagerung dieser Stadt durch die Longobarden im 8. Jahrh. von diesen zerstört, weshalb die Päpste Paul I. und Paschalis I. viele Leichname der darin befindlichen Heiligen herausnehmen und in den Kirchen beerdigen ließen. Die bedeutendsten ital. Katakomben sind die nach dem heil. Sebastian benannten bei Rom, die offenbar ein Steinbruch in vulkanischem Tuff waren. Sie bieten Galerien von 15—20 F. Höhe und Breite, erstrecken sich in einer Länge von ungefähr zwei Stunden und bilden förmliche Gassen, die unter sich in Verbindung stehen und in denen Seitennischen, eine über der andern, angebracht sind. Bald drang auch die Kunst bis in die Katakomben, und man findet mehre, welche mit Bildwerken und merkwürdigen Fresken geschmückt sind. Die Katakomben zu Neapel, die schon die Heiden zu Begräbnißstätten benutzten, bevor sie, nach Einführung des Christenthums, ausschließlich den Christen vorbehalten wurden, bestehen in unterirdischen Galerien im Innern des Capo di Monte, die den Berg nach allen Seiten durchziehen, und Säle, Basiliken und Rotunden darbieten. Alles zeigt darin an, daß es ursprünglich ein Steinbruch war, der jedoch zu den frommen Zwecken, welche die ersten Christen behufs ihrer Gottesverehrung und Begräbnißstätten darin verfolgten, vielerlei Umgestaltungen erfuhr, indem man völlige Kirchen und Kapellen mit Statuen und allem kirchlichen Apparat aus den lebenden Felsen ausgehauen hat. Ähnliche, aber unbedeutendere Katakomben gibt es in noch andern Theilen Italiens und vorzüglich in Malta. Durch Übertragung wird der Name Katakomben auch auf andere unterirdische, höhlenartige Grabstätten in Griechenland, Kleinasien, Syrien, Persien, Cyrenaica und besonders Ägypten (s. Nekropolen) angewendet. In neuerer Zeit sind dergleichen Katakomben zu Paris an der Westseite der Barrière d'enfer entstanden, die man jedoch eher Beinhöhlen nennen sollte. Sie waren nämlich ursprünglich ebenfalls Steinbrüche, in die man 1786 die aus mehren Gottesäckern in Paris, die man aufheben mußte, weil sie die Umgegend verpesteten, ausgegrabenen Gebeine warf; später wurden auch die in den Septembertagen 1792 Gemordeten hier begraben.

Katakustik heißt die Lehre vom Widerhall oder Echo (s. d.).

Katalekten (griech.) nennt man im Allgemeinen ausgewählte, gesammelte Überbleibsel oder Schriften; insbesondere aber bezeichnet man damit die unter dem Titel „Catalecta" seit dem 4. Jahrh. n. Chr. bekannte Sammlung von 14 kleinern Gedichten, welche dem Virgil (s. d.) zugeschrieben werden. In neuerer Zeit hat man diesen Namen auch auf vermischte Sammlungen anderer Art übergetragen. (S. Analekten.)

Katalepsie, s. Starrsucht.

Katalexis (griech.) heißt in der Metrik bei einem zusammengesetzten, künstlichen Rhythmus oder bei der Verbindung ungleichartiger Füße zu einem Verse das Schlußglied des letztern vor völliger Beendigung der rhythmischen Reihe. Daher nennt man einen Vers akatalektisch (acatalecticus), der lauter volle Takte hat oder vollständig ist, katalektisch (catalecticus oder catalectus) denjenigen, dessen letzter Takt unvollständig ist, sodaß nur ein Theil des letzten Fußes fehlt (z. B. —◡◡|—◡◡|—◡, oder —◡◡|—◡◡|—), hyperkatalektisch (hypercatalectus) einen überzähligen, bei welchem noch eine Silbe übrig bleibt (z. B. —◡—◡|—◡—◡|—), brachykatalektisch endlich (brachycatale-

etus) einen Vers, wenn bei einem doppelfüßigen Takte die ganze Hälfte, also ein Fuß fehlt (z. B. _◡◡_◡|_◡).

Katapulte, griech. Katapeltes, hieß bei den Alten eine armbrustförmige Wurfmaschine, die durch die Kraft der angezogenen und losgelassenen Sehne Pfeile, welche in einer Rinne lagen, im flachen Bogen schoß und mit der Balliste (s. d.) nicht zu verwechseln ist. Es gab größere Katapulten, die auf Gerüsten mit Rädern ruhten und bei Belagerungen große, auch Brandpfeile schleuderten, und kleinere, die, in der Hand geführt, in der Feldschlacht angewendet wurden.

Katărakt, s. Wasserfall und Staar.

Katarrh (catarrhus) bezeichnet im weitern Sinne denjenigen krankhaften Zustand einer Schleimhaut des Körpers, bei welchem die Gefäße derselben gereizt sind, die Schleimhaut aufgelockert und etwas geröthet erscheint, und die Schleimabsonderung sich in der Art verändert, daß der in größerer Menge abgesonderte Schleim erst dünn und scharf ist, nach und nach dicker und milder wird, bis die vollkommene Regelmäßigkeit sich wieder herstellt. Je nach dem Sitze des Übels sind auch die Dauer, die unmittelbar dadurch oder durch etwanige Nachkrankheiten bedingte Gefahr, die begleitenden Symptome u. s. w. verschieden. Die Affection beschränkt sich entweder nur auf die erkrankte Stelle oder es nimmt der ganze Organismus Theil an ihr, was durch das katarrhalische Fieber angezeigt wird, welches, ohne nothwendiges Symptom zu sein, doch jeden Katarrh mehr oder minder begleiten kann. Als Ursachen des Katarrhs sind alle die Schädlichkeiten anzusehen, welche auch Entzündung der Schleimhaut zur Folge haben können, besonders die Erkältung (s. d.) entweder der Schleimhaut selbst oder der äußern Haut; auch besitzen die katarrhalischen Affectionen auf ihrem Höhepunkte die Fähigkeit, sich durch Ansteckung fortzupflanzen, besonders wenn epidemische Einflüsse eine besondere Disposition dazu erzeugen. Meist sind die Katarrhe ungefährliche Krankheiten, die aber nicht vernachlässigt werden dürfen, weil theils durch schnelle Unterdrückung derselben, die oft durch Erkältung herbeigeführt wird, leicht andere edlere Organe krankhaft afficirt werden, theils das lange Verweilen der Krankheit auf einem Orte bedeutende Schwäche dieses Theils und katarrhalische Disposition, d. h. die Neigung, in katarrhalische Krankheiten zu verfallen, zur Folge hat, wodurch wieder der Grund zu bedenklichern Übeln gelegt wird. Die meisten besondern Arten des Katarrhs sind nach ihrem Sitze mit verschiedenen Namen belegt, und man bezeichnet deswegen mit Katarrh gewöhnlich nur den beschriebenen krankhaften Zustand der Schleimhaut der Respirationsorgane. (S. Bräune, Grippe und Schnupfen.)

Kataster, Flurbuch oder Steuerbuch nennt man das unter obrigkeitlicher Aufsicht zum Behuf gleichförmiger Besteuerung (s. Grundsteuer) angefertigte Verzeichniß des Grund und Bodens eines Bezirks, einer Gemeinde, eines Ritterguts u. s. w. Der Kataster enthält die Vermessungs- und Bonitirungsregister, die Angabe der Besitzverhältnisse, der auf dem Boden befindlichen Gegenstände und der auf demselben haftenden Lasten oder Freiheiten, überhaupt eine genaue, durch Karten, Plane und Tabellen veranschaulichte topographisch-statistische Beschreibung. Die Kataster oder Flurbücher sind in neuerer Zeit in den meisten Ländern an die Stelle der frühern unvollkommenern, unter dem Namen von Urbarien (s. d.), Grund- oder Lagerbücher bekannten Verzeichnisse getreten.

Katastrŏphe (griech.) bezeichnet, dem Sinn des griech. Worts entsprechend, die Umkehr und Wendung im Drama, d. h. das Ereigniß, welches die in der Katastase bis zum Möglichsten verwickelte Handlung entwickelt und endet. Ist die Katastase die Schürzung des Knotens (bei den Franzosen noeud, bei den Engländern plot), so ist die Katastrophe die Auflösung des Knotens und zugleich die verhängnißvollste Klippe für den dramatischen Dichter, indem es gleich gefährlich erscheint, die Katastrophen zu ersichtlich vorzubereiten und als ein längst Erwartetes und Vorausgesehenes oder sie als ein durchaus Unerwartetes, alle Voraussicht Täuschendes und daher in sich Unwahres und Unglaubhaftes eintreten zu lassen. Die Griechen bedienten sich hierzu zuweilen eines Deus ex machina (s. d.), dem etwa in den neuern Lustspielen reiche Oheime und andere Personen entsprechen, welche den Knoten zerhauen. Von der modernen Tragödie wie von dem höhern Lustspiele verlangt man, daß die Katastrophe ganz in das Innere der Charaktere verlegt

sei und sich aus einer Reihenfolge vorhergegangener Situationen nothwendig wie die Wirkung aus der Ursache entwickele, was die Griechen übrigens trotz ihres hier und da angewendeten Deus ex machina auch verstanden. Da fast alle Arten der Katastrophe erschöpft sind, so liegt hierin der hauptsächlichste Grund, warum es so schwer fällt, in Trauerspielen und Dramen Katastrophen zu erfinden, welche zugleich natürlich und neu, glaubhaft und wirksam erscheinen, daher gegenwärtig, zumal in franz. Dramen, das Haschen nach frappanten, die Wahrheit selbst Lügen strafenden Katastrophen, welche höchstens die Wirkung des Augenblicks für sich haben, sich aber weder ästhetisch noch psychologisch rechtfertigen lassen.

Katechetenschulen hießen Bildungsanstalten für christliche Lehrer, deren es in der alten oriental. Kirche vom 2.—5. Jahrh. mehre gab. Sie waren von den nur zum populairen Unterrichte bestimmten Katechumenenschulen, die fast jede Gemeinde unterhielt, verschieden und wie die gegenwärtigen theologischen Seminarien auf Verbreitung gelehrter Erkenntniß des Christenthums berechnet. Die berühmteste Katechetenschule entstand um die Mitte des 2. Jahrh. für die ägypt. Kirche zu Alexandria nach dem Muster der daselbst blühenden Schule griech. Gelehrsamkeit. (S. Alexandrinische Schule.) Lehrer wie Pantänus, Clemens und Origenes gaben ihr Glanz und sicherten ihre Dauer. Sie verbanden den Unterricht in der Redekunst und Methodik des Vortrags, in der griech. classischen Literatur und eklektischen Philosophie mit den Studien der Exegese, Religionslehre und kirchlichen Tradition, unterschieden den Volksglauben von der Gnosis (s. d.) oder gelehrten Religionserkenntniß, begründeten die christliche Theologie als Wissenschaft und bestritten mit Erfolg die Träumereien des Chiliasmus (s. d.), trugen aber auch durch Einmischung neuplatonischer Philosopheme in die Kirchenlehre und durch allegorische Deutung der Bibel zur Verfälschung des Christenthums bei. Die Zerrüttung der alexandrin. Kirche durch die Arianischen Streitigkeiten brachte auch der Katechetenschule zu Alexandria schon um die Mitte des 4. Jahrh. den Untergang. Die Katechetenschule zu Antiochia, die im 3. Jahrh. durch die Presbyter Lucian und Dorotheus begründet wurde, erhob sich im 4. und 5. unter den Lehrern Diodor von Tarsus und Theodor von Mopsuestia zur Vollendung. Sie unterschied sich von der alexandrin. durch Nüchternheit in der Auffassung des Christenthums, Beschränkung auf grammatische Interpretation der Bibel, Mäßigung im Gebrauche der Typen des Alten Testaments und blos logischen Gebrauch der Philosophie. Den Untergang der antiochischen Katechetenschule zogen die Nestorianischen und Eutychianischen Streitigkeiten im 5. Jahrh. nach sich. Von ähnlichem, aber nicht ganz gleich wissenschaftlichem Geiste waren die im 3. Jahrh. gestiftete und 489 aufgehobene Katechetenschule zu Edessa und die dann zum Ersatz derselben von den Nestorianern errichtete zu Nisibis, beide in Mesopotamien. An die Stelle dieser Katechetenschulen traten später die Domschulen (s. d.) und die Klosterschulen (s. d.), besonders unter den abendländ. Christen, die sich bis ins 6. Jahrh. an die heidnischen Schulen gehalten und auch zu Rom nicht einmal eine Katechetenschule gehabt hatten.

Katechetik heißt der ursprünglichen Bedeutung des Worts nach die systematische Zusammenstellung der Regeln, wie man Anfänger und Ungeübte in den Wahrheiten der christlichen Religion zu unterrichten hat. Da dieser Unterricht gewöhnlich in Fragen und Antworten eingekleidet wurde, so verstand man nach und nach darunter den Inbegriff von Regeln für einen Unterricht in Frage und Antwort überhaupt, ohne Rücksicht auf den Gegenstand des Unterrichts. In diesem Sinne war die Katechetik ein Theil der Methodik, und katechetische Methode soviel als erotematische Methode. In neuester Zeit ist man aber auf die ursprüngliche Bedeutung des Worts wieder zurückgegangen und es hat demzufolge die Katechetik sowol den religiösen Stoff, als auch die Form, unter welcher derselbe mitzutheilen ist, zum Gegenstande. Eine Katechisation ist eine einzelne mündliche oder schriftliche Unterweisung in den christlichen Religionswahrheiten und es wird dabei stets die Anwendung der erotematischen Lehrform vorausgesetzt. Die Kunst des Katecheten hat man lange darin gesucht, daß er die Begriffe aus der Seele des Lernenden gleichsam hervorzulocken und zu entwickeln verstehe; sie liegt aber wesentlich darin, daß er die Religionswahrheiten nicht nur dem Denkvermögen des Schülers aneigne, sondern auch zum wahren und bleibenden Eigenthume des Herzens und Gemüths mache. Erst nach der Mitte des 18.

Jahrh. wurde der formalen Katechetik größere Aufmerksamkeit geschenkt, dieselbe aber auch vielfach auf Abwege geführt, bis die neueste Zeit auf den richtigen Weg wieder eingelenkt hat. In verschiedener Weise haben sich um die Bearbeitung der Katechetik verdient gemacht Rosenmüller, Gräffe, Schmid, Dinter, Dolz, Daub, Winter, Heinr. Müller, Thierbach, Hirscher, Palmer u. A.

Katechismus nennt man vorzugsweise eine Zusammenstellung der Hauptstücke des Kirchenglaubens mit einer Erklärung für das Volk. Das Bedürfniß eines katechetischen Unterrichts, welches sich vom 5. Jahrh. an in Folge der überhandnehmenden Kindertaufe fühlbar machte, führte erst im 8. und 9. Jahrh. zur Abfassung eigentlicher Katechismen, unter denen der von Kero, Mönch in St.-Gallen, und der wahrscheinlich von Otfried von Weißenburg geschriebene die berühmtesten sind. Nachmals finden wir dergleichen vorzüglich bei den Parteien, die gegen die Hierarchie sich auflehnten, z. B. bei den Albigensern und Waldensern, welche letztere zuerst die Fragform einführten; ferner bei den Wiklefiten und am vollständigsten bei den Böhmischen Brüdern, die auch den Namen Katechismus zuerst gebraucht zu haben scheinen. In der Zeit der Reformation befahl Friedrich der Weise schon 1525 die Abfassung eines Katechismus an, und bereits waren mehre dergleichen erschienen, als Luther durch die Ergebnisse der Kirchenvisitation veranlaßt wurde, 1529 seine beiden Katechismen zu schreiben. Der große, von ihm zuerst begonnene, sollte zur bessern Belehrung der Geistlichen selbst und des Volks, der kleine zum ersten Unterrichte des Volks und der Kinder dienen. Beide wurden nachmals unter die Symbolischen Bücher (s. d.) aufgenommen. In der deutschen reformirten Kirche und auch außer derselben ist der sogenannte „Heidelberger Katechismus" vom J. 1562, in der katholischen dagegen der auf Befehl Pius' V. im J. 1566 abgefaßte „Römische Katechismus" eingeführt. Neuerdings hat auch die Partei der Swedenborgianer einen „Katechismus der neuen Kirche" entworfen.

Katechumĕnen wurden in den ersten Zeiten der christlichen Kirche diejenigen bekehrten Juden und Heiden genannt, welche die Taufe noch erhalten sollten. Sie hatten in der Kirche einen besondern Platz und durften bei Austheilung des Abendmahls nicht gegenwärtig sein. Später aber verstand man unter Katechumenen die jungen Christen, die, um confirmirt und zum Abendmahl zugelassen zu werden, durch Unterricht dazu vorbereitet wurden, und diesen Sinn hat das Wort noch gegenwärtig behalten. (S. Confirmation.) Der Zweck des Katechumenenunterrichts ist kein anderer, als den Kindern nochmals einen Überblick der christlichen und confessionellen Hauptlehren zu verschaffen.

Kategorĭen (praedicamenta) nennt man in der Philosophie die allgemeinsten Begriffe und Gedankenbestimmungen, unter welche alle Gegenstände der Erfahrung, insofern sie gedacht werden, fallen. Schon die Pythagoräer, namentlich Alkmäon, scheinen versucht zu haben, sie aufzuzählen; Aristoteles, welcher sie als allgemeine Bezeichnungen der Classen unserer Begriffe aus der Sprache, als dem Zeichen der Begriffe, abstrahirte, nahm deren zehn an: substantia, quantitas, qualitas, relatio, actio, passio, ubi, quando, situs und habitus, und seine spätern Erklärer setzten dazu noch die sogenannten fünf Kategoreme (praedicabilia) und die fünf Postprädicamente, die zum Theil mit den Kategorien zusammenfallen. Obgleich die Stoiker und Neuplatoniker die Kategorienlehre zu vereinfachen suchten, so wurde doch die Aristotelische Aufzählung derselben bei den Scholastikern allgemein angenommen und zu einer Art Topik angewendet, zufolge deren man einen Gegenstand nach den Kategorien durchging, um zu bestimmen, welche Merkmale ihm beigelegt werden könnten oder müßten. Darauf gründete sich zum Theil die Heuristik (s. d.) oder Erfindungskunst (ars magna) des Raymundus Lullus (s. d.) und Giordano Bruno (s. d.). Auch die spätere Schulmetaphysik behielt die Aristotelischen Kategorien in der Voraussetzung bei, daß die in ihnen enthaltenen Gedankenbestimmungen etwas den Dingen selbst Zukommendes bezeichnen. Eine vollkommene Umgestaltung erhielt die Kategorienlehre durch die kritische Philosophie. Kant (s. d.) nämlich faßte sie nicht als Bestimmungen Dessen, was ist und geschieht, sondern als Grund- und Stammbegriffe des menschlichen Erkenntnißvermögens, als die unabhängig von der Erfahrung im Gemüthe bereitliegenden, somit eine allgemeine und nothwendige Bedeutung habenden Elementarbegriffe auf, durch welche für uns erst eine Erfahrung möglich werde, welche aber, in ihrer Anwendung über die Grenzen

der Erfahrung ausgedehnt, zu leeren Formen herabsinken. Da Aristoteles seine zehn Kategorien nur empirisch aufgezählt hatte, so fragte Kant nach einem heuristischen Princip, welches die Vollständigkeit ihrer Zahl verbürge und eine Regel ihrer Anordnung enthalte. Dieses glaubte er in den Functionen des Verstandes im Urtheilen gefunden zu haben, und da er die Urtheile ihrer Quantität nach in allgemeine, besondere und einzelne, ihrer Qualität nach in bejahende, verneinende und limitirende, ihrer Relation nach in kategorische, hypothetische und disjunctive, ihrer Modalität nach endlich in problematische, assertorische und apodiktische eintheilte und diese Verschiedenheit der Urtheile auf verschiedene Functionen des Verstandes zurückführte, so glaubte er darin zugleich einen genügenden Leitfaden für die Aufstellung der Kategorientafel gefunden zu haben. Die Kategorien der Quantität sind demnach Einheit, Vielheit und Allheit; die der Qualität Realität, Negation und Limitation; die der Relation Subsistenz und Inhärenz, Causalität und Wechselwirkung, endlich die der Modalität Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit sammt ihren Gegentheilen. Um auf diese „reinen Formen des Verstandes", die den Formen der sinnlichen Anschauung (Raum und Zeit) entsprechen, eine Theorie der Erkenntniß zu gründen, bedurfte Kant noch eines Dritten, die sinnliche Empfindung mit den Kategorien Vermittelnden. Er übertrug dieses Geschäft der Vermittelung dem „Schematismus der Einbildungskraft" und glaubte aus der Verbindung der Kategorien mit den Formen der Anschauung auch die, beiden zugleich untergeordneten Erkenntnißbegriffe ableiten zu können. Die Kant'sche Kategorienlehre, von der seine Schule sehr bald einen allgemeinen, aber oft nur ganz äußerlichen Gebrauch machte, hatte trotz ihrer Eigenthümlichkeit doch nur eine empirische Grundlage; die spätern speculativen Systeme haben daher verschiedene Versuche gemacht, die Kategorien nicht blos aufzuzählen, sondern abzuleiten. So betrachtete z. B. schon Fichte die obersten Erkenntnißbegriffe nicht als ein ursprüngliches a priori vorhandenes Eigenthum des menschlichen Geistes, sondern als verschiedene Ausdrücke und Bestimmungen der absoluten Thätigkeit des Ich; in der Hegel'schen Philosophie dagegen entwickelt sich das System der Kategorien nach dem Leitfaden der dialektischen Methode als die Reihe der Evolutionen, die das Erkennen überhaupt durchläuft, daher das Wort Kategorie hier häufig in dem Sinne gebraucht wird, daß es überhaupt den allgemeinen Gesichtspunkt bezeichnet, unter welchem ein Ding, ein Ereigniß, ein Verhältniß u. s. w. betrachtet wird. Eine genauere Untersuchung der Kategorien hat Herbart dadurch vorbereitet, daß er zwischen der psychologischen Entstehung derselben und der Prüfung ihres Erkenntnißwerthes unterscheidet. Irgend welche Kategorien entstehen in dem Vorstellungskreise der Menschen ganz von selbst, und die abstracten Begriffe derselben sind eigentlich nichts Anderes, als allgemeine Bezeichnungen der Art, wie die Gedanken der Menschen ineinander eingreifen und sich gegenseitig bestimmen; dies zu untersuchen ist Sache der Psychologie. Eine davon ganz verschiedene Frage ist, in wiefern diese Begriffe darauf Anspruch machen können, wahre Erkenntniß darzubieten oder nicht, und falls die Antwort verneinend ausfiele, würde es sich darum handeln, die Kategorien in einem speculativen Denken wissenschaftlich zu erzeugen. Diese Aufgabe ist eine metaphysische. Vgl. Trendelenburg, „De Aristotelis categoriis" (Berl. 1833) und Herbart, „Über Kategorien und Conjunctionen" in den „Psychologischen Untersuchungen" (Hft. 2).

Kategorischer Imperativ heißt bei Kant (s. d.) das Sittengesetz, insofern es einfach und schlechthin, d. h. unabhängig von jedem andern Gebote und jeder andern Rücksicht des Nutzens oder des Vergnügens gebietet und verbietet. — Ebenso ist ein kategorisches Urtheil ein solches, in welchem das Prädicat dem Subjecte einfach und schlechthin beigelegt oder abgesprochen wird; also ein Urtheil von der Form: A ist B, oder A ist nicht B.

Katharer ist der Name mehrer seit Anfang des 11. Jahrh. erst in der Lombardei, dann in Frankreich und Westdeutschland auftauchender gnostischer, gegen die Kirche feindlich gestimmter Parteien. Man nannte sie bald, vielleicht wegen ihres theilweisen Zusammenhanges mit den bulgarischen Paulicianern, Bulgaren, woraus das franz. Schimpfwort Bougres entstand, bald Patarener oder Patariner, bald Publicaner oder Popelitaner und in den Niederlanden Piphles. Der allgemeinste Name aber war Katharer, d. h. Reine, wie sie sich selbst im Gegensatze zur herrschenden Kirche nannten. Aus diesem Namen, der lombardisch Gazzari heißt, bildete sich dann das deutsche Wort Ketzer (s. d.). Übrigens

stand die vielfach verzweigte Sekte nicht überall der Kirche gleich fern; manche Katharer dachten manichäisch, andere dagegen nur altgnostisch oder gar nur montanistisch. Gemeinsam war Allen in theoretischer Beziehung das Dringen auf Vergeistigung der Dogmen und evangelischen Geschichte, in praktischer die Verwerfung des äußern Ritus, der Disciplin und des Ehestandes. Die Gesellschaftsordnung war zum Theil eine Nachbildung der katholischen, wenigstens werden mehre Päpste der Katharer erwähnt. Zu den Katharern gehörten Peter von Bruys, Heinrich, Eudo, Tanchelm und Arnold von Brescia (s. d.) im 12. Jahrh., welche die Parteinamen Petrobrusianer, Henricianer und Arnoldisten aufbrachten, vor allen aber die Albigenser (s. d.), gegen die die Hierarchie im 13. Jahrh. den Vernichtungskrieg führte.

Katharina heißen mehre Heiligen der katholischen Kirche. Berühmt sind besonders: 1) die vorzugsweise sogenannte Heilige Katharina, aus königlichem Geschlechte, eine der schönsten und gelehrtesten Jungfrauen in Alexandria, die, weil sie bei einem vom Kaiser Maxentius veranstalteten Opferfeste öffentlich das Evangelium verkündete, im J. 327 enthauptet wurde. In ihrem Kerker bekehrte sie nicht nur 50 der von Maxentius abgesandten Philosophen, welche sie widerlegen sollten, sondern auch des Kaisers Gemahlin Faustina, den Kriegstribun Porphyrius und noch überdies 200 Prätorianer. Als die Geißelhiebe, selbst auf die Brust, durch welche Maxentius sie zur Rückkehr zum Heidenthume zwingen wollte, nichts fruchteten, sollte sie auf ein Rad mit Nagelspitzen geflochten werden; allein das Marterwerkzeug zerbrach in dem Augenblicke, wo sie darauf gelegt werden sollte. Endlich wurde sie enthauptet; ihr Haupt aber, der Sage zufolge, von den Engeln nach dem Berge Sinai getragen. Als Heilige war sie sonst die Patronin der philosophischen Facultät zu Paris, und die katholische Kirche begeht ihren Todestag am 25. Nov. — 2) K. von Siena, eine der berühmtesten Heiligen in Italien, geb. zu Siena 1347, die Tochter eines Färbers, gelobte schon als Kind ewige Keuschheit, lebte von ihrem 20. Jahre an blos von Brot und Kräutern, später blos vom Abendmahle und wurde dann Dominicanerin. Sie unterwarf sich harten Selbstpeinigungen, war sehr wohlthätig gegen Arme, pflegte die ekelerregendsten Kranken und rühmte sich des unmittelbaren Umgangs mit Christus, der sein Herz mit dem ihrigen vertauscht und ihrem Körper seine Wundenmale eingedrückt haben sollte. Sie war die Beratherin mehrer Päpste und wurde durch Urban VI. 1378 nach Rom berufen, wo sie 1380 starb, und durch Pius II., ihren Landsmann, 1461 heilig gesprochen. Die Dominicaner und die Sienenser verehrten sie als Schutzheilige und im Streite der Dominicaner mit den Franciscanern über die unbefleckte Empfängniß der Maria beriefen sich die Erstern auf deren Visionen. Ihr Gedächtniß feiert die katholische Kirche am 30. Apr. — 3) K. von Bologna (Bononiensis), Clarissin, gest. am 9. März 1463 und berühmt durch die „Revelationes Catharinae bononiensi factae", wurde ihres gottgeweihten Lebens wegen 1712 durch Clemens XI. unter die Heiligen versetzt. — 4) Die schwedische K., die Tochter der heil. Brigitte (s. Brigittenorden), gest. zu Wadstena in Schweden am 22. März 1381, wurde der Wunder wegen, die sie im Leben wie nach dem Tode that, um 1474 kanonisirt.

Katharina I., Kaiserin von Rußland, 1725—27, hieß mit ihrem eigentlichen Namen Martha Rabe und war die Tochter des schwed. Quartiermeisters Joh. Rabe und der Elisabeth Moritz, die sich in Liefland heiratheten und dann nach Schweden gingen, wo die Letztere 1682 ihre Tochter Martha in Germunared gebar, mit der sie nach dem Tode ihres Mannes, 1684, nach Liefland zurückkehrte, wo sie selbst schon im folgenden Jahre starb. Ein Küster nahm die nun gänzlich verwaiste Martha auf, überließ sie aber bald dem Propst Glück zu Marienburg in Liefland, der sie mit seinen Kindern erziehen ließ. Hier verheirathete sich Martha 1701 mit einem schwed. Dragoner und fiel, als dieser im Jahre darauf ins Feld mußte und Marienburg am 23. Aug. 1702 von den Russen eingenommen wurde, als Gefangene in die Hände des Generals Scheremetjew. Als Beuteantheil wurde sie dem General Bauer überlassen, der sie einige Zeit als Maitresse behielt, dann aber der Fürstin Menzikow als Dienerin überließ. Bei dieser sah sie Peter der Große (s. d.) und nahm sie, von ihrer Jugend und Schönheit gefesselt, zu sich. Im J. 1703 trat sie zur griech. Kirche

über und nahm dabei die Namen Katharina Alexiewna an. Peter dem Großen gebar sie 1706—9 drei Töchter, Katharina, Anna (s. d.) und Elisabeth (s. d.), von denen die zweite, als vermählte Herzogin von Holstein, die Mutter Peter's III., die dritte aber Kaiserin von Rußland wurde. Seit 1711 heimlich mit Peter vermählt, 1712 öffentlich zur Gemahlin, 1718 zur Kaiserin erklärt, 1724 in Moskau gekrönt, gebar sie ihm noch fünf Kinder, die aber, wie ihre erste Tochter, frühzeitig starben. Sie wußte das Herz des Kaisers durch ihre Gefälligkeit, durch die Beharrlichkeit, mit der sie Alles ausführte, und ganz vorzüglich durch ihren Verstand zu fesseln. Als Peter 1711 mit seinem Heere am Pruth gegen das türk. Heer ohne Rettung verloren schien, versuchte sie, in Gemeinschaft mit Ostermann und Schaffirow, den Großvezier zu gewinnen, und erst als ihr dieses, mit Aufopferung ihres Schmuckes zur Bestechung seines Vertrauten, gelungen war, entdeckte sie ihr Unternehmen dem Kaiser. Peter gab ihr hierauf viele Beweise seiner Dankbarkeit, hielt sie sogar für würdig, seine Nachfolgerin zu werden; doch mußte sie in den letzten Monaten des J. 1724 seine ganze Unzufriedenheit empfinden, da er sie im Verdacht hatte, mit dem Kammerherrn Moens, den er auch deshalb enthaupten ließ, in zu vertrauten Verhältnissen zu leben. Auch Menzikow, der ihr stets viel Anhänglichkeit bezeigt hatte, war schon seit einiger Zeit in Ungnade gefallen. Diese Umstände machten die Lage der Kaiserin höchst bedenklich, und der Gedanke an die Zukunft mußte für sie um so trauriger sein, da sie, nach einigen vom Kaiser hingeworfenen Äußerungen, eine Veränderung in der Thronfolge zu ihrem Nachtheil erwarten mußte. Diesem Unfalle zuvorzukommen, bedurfte sie Menzikow's, und in der That gelang es ihr durch Jaguschinski's Klugheit, der damals des Kaisers Vertrauen genoß und den sie zu gewinnen wußte, ihren Gemahl mit Menzikow zu versöhnen. Mit ihm arbeitete sie nun daran, ihr Schicksal auf alle Weise zu befestigen, als am 28. Jan. 1725 Peter der Große starb. Man hielt für nöthig, den Tod desselben so lange geheim zu halten, bis durch zweckmäßige Anstalten der Kaiserin die Thronfolge gesichert sei. Der Erzbischof von Pleskow, Theophanes, mußte vor dem Volke und den Truppen schwören, daß ihm der Kaiser auf dem Todbette erklärt habe, seine Gemahlin allein sei würdig, ihm in der Regierung zu folgen. Hierauf rief man sie zur Kaiserin und Selbstherrscherin aller Reußen aus, und der Eid der Treue wurde ihr aufs neue geleistet. Anfangs arbeitete das Cabinet nach den Planen Peter's des Großen fort, und unter Menzikow's Leitung wurde die Staatsverwaltung mit ziemlicher Geschicklichkeit geführt. Allein bald spürte man doch den nachtheiligen Einfluß der Weiberregierung. Die Kaiserin verließ sich gänzlich auf Menzikow, ergab sich dabei dem Trunke und hielt sich mehre Günstlinge, die einen höchst nachtheiligen Einfluß gewannen. So schlichen sich bald große Fehler in die Verwaltung ein, während die Kaiserin durch diese Lebensweise zugleich ihre Gesundheit so untergrub, daß sie schon am 17. Mai 1727 eines schnellen Todes starb. Ihr folgten in der Regierung Peter II., Anna, Elisabeth, Peter III. und dann Katharina II.

Katharina II., Kaiserin von Rußland, 1762—96, geb. am 25. Apr. 1729 zu Stettin, wo ihr Vater, Christian August, Fürst von Anhalt-Zerbst, als preuß. Generalfeldmarschall Gouverneur war. Von der Kaiserin Elisabeth, auf Friedrich's II. Vorschlag, zur Gemahlin ihres Neffen Peter, den sie zu ihrem Nachfolger eingesetzt hatte, erwählt, wurde, nachdem sie zur griech. Kirche übergetreten, wobei sie die Namen Sophie Auguste mit Katharina Alexiewna vertauschte, am 1. Sept. 1745 die Vermählung vollzogen. Die Großfürstin fand zwar in der höhern Ausbildung ihres Geistes Erholung, auch erhielt ihr Charakter eine den Frauen selten zugetheilte Schwungkraft und Stärke; allein ihr feuriges Temperament und die Mishandlungen ihres Gemahls rissen sie zu großen Verirrungen hin, die auf ihr ganzes politisches Leben den bedeutendsten Einfluß behielten. Unter den Freunden ihres Gemahls zeichnete sich Graf Soltikow durch seinen Verstand und durch die Anmuth seiner Person aus; er zog die Aufmerksamkeit der Großfürstin auf sich, und bald entstand zwischen Beiden ein vertrautes Verhältniß. Als aber Soltikow, mit auswärtigen Sendungen beauftragt, ihr gleichgültig zu werden anfing, gewann Stanisl. August Poniatowski (s. d.) ihre Zuneigung, was auch der Kaiserin nicht zu misfallen schien. Als nach dem Tode der Letztern im J. 1761 Peter III. (s. d.) den Thron bestiegen hatte, mehrte sich die Spannung zwischen beiden Gatten; Peter lebte sehr zügellos und mit einem

Hoffräulein, Elisabeth Woronzow (s. d.), so vertraut, daß seine Gemahlin wol vorgeben konnte, er wolle sie verstoßen und seine Geliebte heirathen. Dabei machte sich Peter durch seine blinde Vorliebe für die preuß. Kriegszucht, durch manche Charakterfehler und seine Politik auch seinen Unterthanen mit jedem Tage verhaßter. So kam durch den Hetman Graf Rasumowski, den Grafen Panin (s. d.), die unternehmende Fürstin Daschkow (s. d.) und einen jungen Gardeoffizier, Gregorej Orlow (s. d.), der nach Poniatowski's Abgange K.'s Zuneigung fesselte, eine Verschwörung gegen den Kaiser zu Stande, welcher bald die Unzufriedenen und Alle, die bei einer Veränderung zu gewinnen hofften, beitraten. Die meisten, namentlich der Graf Panin, hatten die Absicht, den minderjährigen Großfürsten Paul auf den Thron zu erheben, die Kaiserin aber als Vormünderin mit einem Reichsrath zur Regentin zu erklären. Doch die Orlows waren anderer Meinung. Durch sie wurde nicht nur die Garde, zu der die Kaiserin aus Peterhof am frühen Morgen des 9. Juli 1762 sich zuerst begeben mußte, bewogen, ihr als Monarchin zu huldigen, sondern auch der nachmalige Senator Teplow vermocht, in der kasanschen Kirche statt des von den Verschworenen zu Gunsten des Großfürsten Paul entworfenen Manifestes, ein anderes, das die Erhebung der Großfürstin auf den Thron verkündigte, abzulesen. Peter III., dessen man sich versichert, wurde nach einigen Tagen im Gefängnisse ermordet. Wie weit seine Gemahlin an dem Morde betheiligt war, läßt sich nicht ermitteln.

Nach ihrer Thronbesteigung wußte sie bald die Gunst des Volks zu gewinnen, indem sie der Eitelkeit desselben schmeichelte; sie heuchelte große Achtung für die Religion, ließ sich mit Pracht in Moskau krönen, beschäftigte sich sehr geräuschvoll mit den Mitteln, Gewerbfleiß und Ackerbau zu befördern und eine Seemacht zu schaffen, erließ nützliche Verordnungen für die Rechtspflege und war für die innere Verwaltung wie für die auswärtigen Verhältnisse Rußlands außerordentlich thätig. Ein Jahr nach ihrer Thronbesteigung zwang sie die Kurländer, den neuen Herzog, Karl von Sachsen, abzusetzen und den dem Adel verhaßten Biron (s. d.) zurückzurufen. Nach dem Tode des Kurfürsten August's III. von Sachsen, Königs von Polen, brachte sie es dahin, daß Stanisl. Poniatowski zu Warschau gekrönt wurde. In ihrem eigenen Reiche nahm aber inzwischen die Zahl der Misvergnügten bedeutend zu und in Moskau und Petersburg wurden mehre Anschläge gegen sie angezettelt. Der junge Iwan (s. d.) belebte die Hoffnungen der Verschworenen, und nur seine Ermordung in der Festung Schlüsselburg konnte die Plane der Unzufriedenen vernichten. Den Hof der Kaiserin beunruhigten seitdem nur Intriguen, die keinen weitern Zweck hatten, als einen Günstling durch einen andern zu verdrängen. Im Schoße der Vergnügungen und Lustbarkeiten wollte indeß die Kaiserin das Ansehen haben, sich auch mit der Verbesserung der Gesetzgebung zu beschäftigen. Abgeordnete aus allen Provinzen wurden nach Moskau berufen; die Kaiserin selbst hatte für sie Verhaltungsregeln aufgesetzt, welche man in den ersten Sitzungen verlas. Doch das mit vielem Aufsehen begonnene Unternehmen endigte ohne Ergebniß. Nachdem die Versammlung ihr den Namen einer Mutter des Vaterlands beigelegt, wurde sie entlassen und nie wieder berufen. Tüchtiger und erfolgreicher war die Thätigkeit der Kaiserin nach außen. (S. Rußland.) Die erste Theilung von Polen (s. d.) im J. 1772 und der mit dem Frieden von Kainardschi 1774 endende Türkenkrieg (s. Osmanisches Reich) vergrößerten Rußlands Macht außerordentlich, während im Innern fast um dieselbe Zeit durch die Unterdrückung des gefährlichen Aufstands Pugazew's (s. d.) das Ansehen der Kaiserin aufs neue befestigt wurde. Einen unbeschränkten Einfluß auf dieselbe übte damals der übermüthige Potemkin (s. d.). Als die Kaiserin, nachdem sie die wiederberuhigten Provinzen bereist hatte, 1787 auch Taurien kennen zu lernen wünschte, machte Potemkin aus dieser Reise einen vollständigen Triumphzug. Auf einem Wege von beinahe 1000 Stunden sah man nichts als Feste, theatralische Ausschmückungen und Blendwerk. Paläste erhoben sich mitten auf wüsten Fluren, um einen Tag bewohnt zu werden; Dörfer und Städte waren in den Wüsten angelegt, wo kurz vorher die Tataren ihre Heerden weideten; allenthalben erschien eine mit Gewalt zusammengetriebene zahlreiche Bevölkerung, als ein künstliches Bild des Glücks und Wohlbefindens; überall war Tanz und Gesang und hundert verschiedene Nationen huldigten ihrer Gebiete-

rin. K. sah in der Ferne Städte und Dörfer, von denen jedoch nichts als die äußern Mauern da waren; in die Erde gegrabene Mastbäume mit wehenden Wimpeln mußten der Kaiserin Kanäle und glücklichen Binnenhandel vorlügen; in der Nähe sah sie eine Menge Menschen, die während der Nacht weiter geschafft wurden, um ihr am folgenden Tage dasselbe Schauspiel zu gewähren. Doch während die Kaiserin auf diese Weise eitlem Schein und Prunk fröhnte und auf dieser Reise die Huldigungen des jämmerlichen letzten Königs von Polen, Stanisl. August, ihres frühern Günstlings, entgegennahm und mit Geld bezahlte, wußte sie auch für die Größe ihres Reichs thätig zu sein und einen für Rußland sehr vortheilhaften Bund mit dem sie ebenfalls auf dieser Reise besuchenden Kaiser Joseph zu verabreden. Die Folge davon war ein neuer Türkenkrieg, der 1792 im Frieden von Jassy nicht minder Vortheile brachte als der erste. Ebenso vermehrte der im J. 1790 beendigte Krieg mit Schweden Rußlands Einfluß nach dieser Seite hin, während die beiden letzten Theilungen Polens und die Einverleibung Kurlands (s. d.) Rußlands Macht unendlich verstärkten. An dem Kriege gegen Frankreich nahm die Kaiserin keinen Theil, obgleich sie alle Verbindung mit der franz. Republik abgebrochen, die Emigranten thätig unterstützt und mit England ein Bündniß gegen Frankreich geschlossen hatte. Sie hatte den Krieg gegen Persien begonnen und nährte, nach der Versicherung einiger Geschichtschreiber, den Plan, die Herrschaft der Engländer in Bengalen zu stürzen, als ein Schlagfluß am 9. Nov. 1796 ihr Leben endigte. Bei aller Schwäche ihres Geschlechts zeigte sie nicht selten die Festigkeit und den Charakter eines großen Regenten. Zwei Leidenschaften beherrschten sie bis ins Grab, die Wollust und die Ruhmsucht. Sie hatte immer ihren Liebhaber, dessen Functionen dadurch, daß er im Palaste wohnte, einer bestimmten Geschäftsordnung in seinem Günstlingsberuf unterworfen war, bestimmte Vorrechte hatte, außerordentlich befördert wurde und große Geschenke erhielt, beinahe zu einem Staatsamte erklärt waren. Als Regentin war sie sehr thätig. Ausgezeichneten Schriftstellern schmeichelte sie; besonders schätzte sie die Franzosen. Sie hatte in Frankreich an Grimm einen literarischen Agenten, lud Voltaire mehre Male zu sich ein, schlug d'Alembert vor, seine „Encyklopädie" in Petersburg zu beendigen und die Erziehung des Großfürsten zu übernehmen, und vermochte Diderot, sie zu besuchen. Wirklich erlangte sie, was sie wünschte; die Gelehrten Europas zählten sie den größten Regenten bei. Sie beförderte die Wissenschaften, begünstigte den Handel, verbesserte die Gesetzgebung, legte Städte, Kanäle, Hospitäler und Erziehungsanstalten an, wollte den Misbräuchen in der Staatsverwaltung, Rechtspflege und Erhebung der Abgaben ein Ende machen; aber sie begann, ohne zu enden, und erzielte, weil sie blos auf den Schein, nicht um der Sache willen arbeitete, nur geringe Ergebnisse. Die Civilisation machte nur geringe Fortschritte; denn ihre Vorliebe, das Volk aufzuklären, verlor sich, als sie glaubte, die franz. Revolution sei aus der Volksaufklärung hervorgegangen. Alles wurde angefangen, aber das Meiste wieder aufgegeben, ehe es zu Stande gekommen. Ihr folgte in der Regierung ihr einziger Sohn, Paul I. (s. d.).

Katharina von Medici, Gemahlin König Heinrich's II. (s. d.) von Frankreich, war die Tochter Lorenzo's von Medici, Herzogs von Urbino, und der Madeleine von Boulogne, aus dem Hause Auvergne und 1519 zu Florenz geboren. Im Alter von 14 Jähren kam sie nach Frankreich, wo sie sich mit Heinrich, dem zweiten Sohne König Franz's I., vermählte. Ihr Oheim, der Papst Clemens VII., hatte diese Ehe geschlossen, indem er der franz. Politik große Aussichten in Italien eröffnete. Allein der Papst starb im folgenden Jahre und K. sah sich nun an dem fremden Hofe schutzlos, vernachlässigt und beargwohnt. Sie war schön und gebildet, aber auch schlau und gemüthlos. Mit Bedacht nahm sie in dem Treiben des Hofs eine stumme, zurückhaltende Rolle. Das wüste Leben ihres Gemahls, die Zurücksetzung, die sie durch Diana von Poitiers dulden mußte, entrissen ihr keine Klage; sie schmeichelte sogar den Buhlerinnen des Prinzen. Durch dieses Betragen erwarb sie sich Duldung und allmälig die Gunst ihres Gemahls und des alten Königs. Obschon sie die ersten zehn Jahre kinderlos blieb, mochte man sich doch nicht entschließen, sie zu verstoßen. Unter dem Scheine der Unbefangenheit benutzte sie indeß jede Gelegenheit, die Charaktere und politischen Geheimnisse für künftige Zeit zu erforschen. Als ihrem Gemahl 1547 die Krone zufiel, änderte sich ihre Lage wenig. Erst 1559 mit der Thronbestei-

gung Franz's II. (s. d.), ihres Erstgeborenen, verrieth sie die Lust zu herrschen. Doch mußte sie diesmal die politische Gewalt mit den mächtigen Guisen (s. d.) theilen. Der Einfluß dieser Prinzen wurde nach dem Attentat von Amboise (s. d.) für den Thron so gefährlich, daß K. in der geheimen Verbindung mit den Hugenotten (s. d.) ein Gegengewicht suchte. Der Tod Franz's II. brachte endlich 1560 die Regierung in ihre Hände. Sie ließ sich von dem Parlament ohne Weiteres die Staatsverwaltung zusprechen und nahm den gemäßigten L'Hopital (s. d.) zum Kanzler, den schwachen Anton von Bourbon aber zum Generalstatthalter. Die religiösen Interessen, welche Frankreich spalteten, waren eigentlich ihrem Gemüthe und ihrem Charakter gleichgültig. Sie haßte die Guisen, weil ihr dieselben durch die Verbindung mit den katholischen Massen die Herrschaft, ihren Söhnen vielleicht den Thron streitig machen konnten; sie haßte aber im Innersten noch mehr die Protestanten, die Frankreich mit durchgreifenden, den königlichen Despotismus beschränkenden Veränderungen bedrohten. Keiner Überzeugung und keiner der Parteien angehörend, die das Interesse der Zeit und das Schicksal des Landes vertraten, wollte sie die Unterdrückung beider dem Hofe gefährlichen Gegensätze beginnen. Ein Versuch, das Gleichgewicht durch die Herbeiziehung der protestantischen Großen und die Entfernung der Guisen herzustellen, scheiterte. Der Bürgerkrieg brach ungeachtet der Bestrebungen der Königin aus und führte 1563 zu dem für die Protestanten vortheilhaften Frieden von Amboise. Die reformatorische, den Adel und das gebildete Bürgerthum umschließende Partei erhob nun ihr Haupt um so kühner. Die Königin suchte deshalb ihren Sohn von der Gefährlichkeit der stolzen, unzufriedenen Neuerer zu überzeugen und schloß 1564 mit Spanien ein geheimes Bündniß zur Ausrottung der Ketzer. Die Verfolgungen, die sie nun im Frieden gegen die Protestanten erhob, die Anschläge auf das Leben der Häupter, riefen den Bürgerkrieg wieder hervor, der mit kurzer Unterbrechung Frankreich vier Jahre verwüstete. Endlich schloß der Hof im J. 1570 den Frieden von St.-Germain. Der junge König hatte sich aufrichtig versöhnt; seine Mutter hingegen wollte Zeit und Gelegenheit gewinnen, die Häupter der Feinde zu treffen. Mit verstellter Freundlichkeit lockte sie die Protestanten an den Hof und vermählte sogar ihre Tochter Margaretha (s. d.) mit dem König von Navarra, dem nachherigen Heinrich IV. (s. d.). Die Protestanten begegneten den Katholiken mit Stolz und Härte; sie nahmen den König ein und bedrohten dessen Mutter mit gänzlichem Verlust ihres Einflusses. Die erbitterten Guisen, die Führer des katholischen Volks, standen im Begriff, die Waffen wieder zu erheben. In dieser Lage vereinigte sich die Königin mit den Guisen zu einem Complot, das anfangs nur die Ermordung der protestantischen Häupter bezweckte. Der Frevel begann mit dem Anschlage auf Coligny (s. d.) und führte, nachdem der schwache König gewonnen, zur sogenannten Bluthochzeit (s. d.). Die furchtbare That brachte die Staatsgewalt gänzlich in der Königin Hände. Sie entwickelte eine für ihr Geschlecht unerhörte Thätigkeit, rühmte sich des Verbrechens bei den katholischen Mächten, beschönigte es bei den protestantischen und unterhandelte zugleich mit allen Höfen und allen Parteien. Zu dieser Zeit verschaffte sie auch ihrem dritten Sohne, dem nachmaligen Könige Heinrich III. (s. d.), durch Geld und Intrigue die poln. Königskrone. Nach dem Religionsfrieden von 1573 empörte die Willkür der Königin und ihrer Verbündeten, der Guisen, sogar die gemäßigtern Katholiken. Diese sogenannte Partei der Politiker, an deren Spitze der Herzog von Alençon, der vierte Sohn der Königin, stand, vereinigte sich mit den Protestanten. Als Karl IX. 1574 starb, war er im Begriff, sich seiner Mutter und der Guisen zu entledigen. Nochmals erhielt die Königin durch diesen erwünschten, vielleicht beförderten Todesfall die Reichsverwaltung bis zur Rückkehr Heinrich's III. aus Polen. Nur mit Mühe vermochte sie indeß ihr Ansehen gegen den allgemeinen Haß, den sie auf sich geladen, zu behaupten. Nach der Ankunft des charakterlosen, entarteten Königs bewog sie denselben leicht zum Wiederbeginn des Kriegs und machte sich zum Mittelpunkt aller Ränke, Friedensbrüche und Unterhandlungen, welche diese traurige Regierungsepoche ausfüllen. Bald die Ligue (s. d.) und die Guisen, bald die Protestanten und Heinrich von Navarra verrathend, sah sie sich zuletzt mit ihrem Sohne von Allen verlassen und verachtet. Der Verdruß über ihre Ohnmacht, trotz eines Lebens voll Anstrengung und Verbrechen, untergrub in den letzten Lebensjahren ihre bis ins hohe Alter kräf-

tige Natur. An der Ermordung der Guisen hatte sie wol keinen Antheil. Als ihr Heinrich III. diese Blutthat mit den Worten „Madame, nun bin ich König" mittheilte, äußerte sie zwar nicht Bedauern, aber lebhafte Besorgniß. Inmitten des Getümmels der Parteien starb sie bald darauf zu Blois am 5. Jan. 1589 unbemerkt und unbetrauert. Ihre princip- und gewissenlose Politik hatte den Thron untergraben und das Reich in die tiefste Zerrüttung gestürzt; durch Luxus und Verschwendung hatte sie die Finanzen erschöpft und sich selbst mit ungeheuren Schulden beladen. Mit Recht kann ihr das Sittenverderbniß jener Zeit zur Last gelegt werden. Durch sinnliche Zerstreuungen suchte sie selbst ihre Söhne für die Staatsgeschäfte gleichgültig und untüchtig zu machen, und in ihrem Gefolge führte sie stets schöne Hofdamen, welche die ihr gefährlichen Männer demoralisiren mußten. Besonders gelang ihr dies bei Heinrich von Navarra. Ihre Leidenschaft indeß war weder die Liebe noch die Wollust, sondern die Herrschsucht, der sie selbst das Leben ihrer Kinder preisgab. Ihre eigenen Gunstbezeigungen gewährte sie nur in Rücksicht politischer Plane. In den Bürgerkriegen zeigte sie viel persönlichen Muth; bei Unterhandlungen benahm sie sich bald sanftmüthig und einschmeichelnd, bald hart und entschieden, wie es Lage und Personen erheischten. Obgleich ohne Religion, war sie doch höchst abergläubisch. Übrigens besaß sie viel Sinn für Literatur, Kunst und äußere Eleganz. Sie bereicherte Frankreich mit prachtvollen Bauten und die königliche Bibliothek mit den griech. Handschriften, die ihr Urgroßvater nach der Eroberung Konstantinopels gekauft hatte.

Katharinenburg, s. Jekaterinburg.

Katharinenkanal, einer der wichtigsten Kanäle des russ. Reichs, der mittels der Dwina, Wytschegda und nördlichen Keltma, und mittels der Dschuritsch, südlichen Keltma, Kama und Wolga eine Fahrstraße aus dem nördlichen Eismeer und dem Weißen Meer in das Kaspische Meer bildet und hart an der Grenze des Wologda'schen und Perm'schen Gouvernements sich hinzieht, wurde bereits unter Katharina I. begonnen, aber erst, nachdem er lange liegen geblieben, 1820 vollendet.

Katharinodar, s. Jekaterinodar.

Kathedräle, abgeleitet von Kathedra, d. i. Sitz, besonders Lehrstuhl, nennt man jede Hauptkirche, an welcher ein Erzbischof oder Bischof seinen Sitz hat und lehrt und die daher als Hauptkirche des Sprengels gilt. Übrigens wird das Wort auch gleichbedeutend mit Dom oder Domkirche und Münster (s. d.) gebraucht.

Kathĕten heißen diejenigen beiden Seiten eines rechtwinkeligen Dreiecks, die den rechten Winkel einschließen. Der Lehrsatz, daß ihre Quadrate zusammengenommen dem Quadrate der Hypotenuse gleich sind, ist unter dem Namen des Pythagoräischen Lehrsatzes oder Magister matheseos (s. d.) bekannt.

Kathĕter nennt man in der Chirurgie eine cylinderförmige Röhre, welche an dem einen Ende offen, an dem andern geschlossen und nur mit Seitenöffnungen versehen ist. Man bedient sich dieses Instruments, um mit dem geschlossenen Ende durch die Harnröhre in die Urinblase zu gelangen, wo man entweder den daselbst angesammelten Urin durch die Seitenöffnungen in die Röhre treten und abfließen oder von außen Flüssigkeiten eintreten läßt. Die Länge und die Weite der Harnröhre, welche nach Geschlecht, Alter und den etwaigen Abnormitäten verschieden sind, bestimmen auch die Länge und den Durchmesser des Katheters, welchen man in einem gegebenen Falle anzuwenden hat. Gewöhnlich werden die Katheter aus feinem Silber gefertigt; weniger zu empfehlen sind die aus Zinn, Messing oder andern unedeln Metallen gefertigten, indem sie durch Flüssigkeiten leicht angegriffen und auf der Oberfläche rauh werden. Da in vielen Fällen die Festigkeit der metallenen Katheter ein Übelstand ist, so fertigt man in neuerer Zeit aus spiralförmig dicht gewundenem Silberdraht, darüber festgewirkter Seide und darauf gestrichenem Kautschuk auch elastische Katheter, die sehr zweckmäßig sind. Die Einführung des Katheters, der Katheterismus, macht sich hauptsächlich dann nöthig, wenn der Urin durch krankhafte Ursachen in der Urinblase zurückgehalten wird und diese Zurückhaltung Beschwerden verursacht oder anderweitigen Schaden stiften könnte. Schon Celsus (s. d.) beschreibt dieses Instrument, und neuerlich hat man auch in Pompeji Instrumente gefunden, welche man für Katheter hält.

Katholicismus bezeichnet bisweilen die Kirche selbst, wird aber richtiger gebraucht,

um das Wesentliche der katholischen Kirche, ihren besondern Charakter, oder das Wesentliche und Unterscheidende ihrer Lehren, Gebräuche und Verfassung anzuzeigen. Das Prädicat katholisch legen sich zwei christliche Kirchen bei, die griech. oder morgenländische und die lat. oder abendländische, an deren Spitze der Bischof von Rom steht, daher sie auch römisch-katholisch heißt. Das Beiwort katholisch (von dem griech. καθολος, d. i. im Ganzen, nach allen seinen Theilen) hat seinen Ursprung und Sinn im röm. Weltreiche. Man betrachtete das röm. Reich als die Welt, die Kaiser als Herren der Welt, und darum auch das Christenthum als die Reichs- und Weltreligion. Die katholische Kirche (ecclesia catholica) ist daher zunächst die Kirche des röm. Weltreichs nach allen ihren Theilen oder Gemeinden. Da man den Meinungen Einzelner oder der Sekten die Lehre der ganzen Reichskirche als diejenige entgegensetzte, welche allein echt und christlich sein könne, so bekam das Wort katholisch auch die Nebenbedeutung von rechtgläubig. Als das röm. Weltreich im J. 395 in das griech. und lat. getheilt wurde, so dachte man dabei auf keine Weise an eine Theilung der Kirche, sondern diese blieb die katholische oder Reichskirche nach wie vor, und die Bischöfe beider Reiche erschienen auf den allgemeinen Synoden. Allein es lag in der Natur der Dinge, daß auch die katholische Kirche sich nach der Reichstheilung spaltete, und diese Trennung wurde eingeleitet theils durch den frühen Untergang des lat. Kaiserthums, in Folge dessen die politische Verbindung beider Reiche sich auflöste und die röm. Bischöfe Gelegenheit bekamen, sich von den Kaisern unabhängig und zu politischen Herren Roms zu machen, theils durch die Anmaßung der Bischöfe von Rom nicht blos auf den Rang der ersten Bischöfe des Reichs, sondern auch auf die eigentliche Oberherrschaft über die ganze Kirche, eine Anmaßung, welche die griech. Kirche nie anerkannt hat und welche endlich im J. 1053 die förmliche Trennung der katholischen oder der alten Reichskirche herbeiführte. Von dieser Zeit an gab es nun eine griech.-katholische und eine röm.-katholische Kirche. Beide katholische Kirchen unterscheiden sich von allen andern kirchlichen Parteien durch Das, was sie gemein haben, nämlich das Princip der Tradition und das der Hierarchie, die Anrufung der Heiligen und Engel, die sieben Sacramente, die Messe als Hauptstück der Gottesverehrung, das Mönchsthum und den Priestercölibat, nur daß die griech.-katholische Kirche dieses Alles gemildert hat und von den misbräuchlichen Übertreibungen des röm. Katholicismus meist frei ist. (S. Griechische Kirche.) Der wesentlichste Trennungspunkt ist, daß der griech. Katholicismus die Theorie von des Papstes Kirchengewalt, also das Princip des röm. Katholicismus, gänzlich verwirft.

Der röm. oder lat. Katholicismus, den man in Deutschland allein meint, wenn man von Katholicismus spricht, achtet nicht blos die heilige Schrift für die Regel des Glaubens und Lebens der Christen, sondern stellt dieser gleich die Schriften aller rechtgläubigen Kirchenväter, die Decrete der allgemeinen und der für rechtgläubig anerkannten Kirchenversammlungen, die Aussprüche und Anordnungen der Päpste, das kanonische Recht, insonderheit aber, in seinem Gegensatz gegen den Protestantismus, die Decrete des Tridentiner Concils, das Tridentiner Glaubensbekenntniß und den röm. Katechismus, und insofern er behauptet, die heilige Schrift müsse blos nach diesen von der Kirche überkommenen Auslegungen verstanden und erklärt werden, setzt er diese über die heilige Schrift. Außer diesem Princip der Tradition (s. d.) unterscheidet sich der röm. Katholicismus von dem Protestantismus durch das Princip der Hierarchie (s. d.), durch die Anrufung der Engel und der Heiligen, durch den Glauben an die Reliquien der Heiligen und deren wunderthätige Kräfte, an die Kraft des Meßopfers, des Fegefeuers und der Seelenmessen, und an die übernatürliche Wirksamkeit der religiösen Gebräuche ex opere operato, durch die Annahme von sieben Sacramenten, die Verweigerung des Kelchs im Abendmahle für die Laien, die Anbetung der geweihten Hostie, die Unauflöslichkeit der Ehe, durch die Theorie von den sogenannten evangelischen Rathschlägen, von der Verdienstlichkeit frommer Werke, besonders des Mönchlebens, und durch den Cölibat der Geistlichen. Der Grundsatz von der Tradition und der Auctorität der Kirchenlehrer ist aber nicht der höchste, denn er hat seinen Grund wieder in dem Grundsatze der Hierarchie, nach welchem die Geistlichen, als übernatürlich von Gott begabt, die Heroen des Glaubens für die Laien sind. Allein auch dieses Princip geht in einem noch höhern auf, nämlich in dem Papismus oder dem röm. Curialismus, d. i. in

der Behauptung, daß der Papst Stellvertreter Gottes und Christi auf Erden sei, daß alle Fülle der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt in der Kirche in seiner Hand ruhe und daß ihm, als dem unfehlbaren Oberhaupte der Christenheit, in allen Dingen die höchste Entscheidung zustehe, welcher sich Geistliche und Laien mit unbedingtem Gehorsam unterwerfen müssen. Sobald Rom gesprochen, d. h. sobald der Papst ein Urtheil gefällt hat, muß jede Streitfrage als für ewige Zeiten entschieden angesehen werden. (S. Ultramontanismus.) Dieser Grundsatz ist im röm. Katholicismus die Hauptsache und macht daher die Aussprüche der Tradition und des Klerus überflüssig. Nicht die Kirche ist es, die entscheidet, sondern der Papst und die Cardinäle. Der Papst ist Alles allein; er ist die Kirche, der verkörperte heilige Geist, der den Klerus inspirirt; nicht Christus, sondern der Papst ist der Mittelpunkt der Kirche, und daher Jeder, der sich von dem Papst trennt, ein Rebell gegen Gott und Christus, kein Christ, sondern ein Ketzer (s. d.), der Vertilgung würdig und geweiht. Es liegt demnach im Wesen des röm. Katholicismus, keine Duldung gegen Andersgläubige zu gestatten, sondern unausgesetzt dahin zu arbeiten, sie entweder zu Rom zu bekehren oder sie auszurotten. Auch in dem Eide, den die röm.-katholischen Bischöfe schwören müssen, werden sie nicht Christo oder der Kirche, sondern dem Papst verpflichtet und müssen versprechen, dessen Rechte, Privilegien und Gewalt gegen Jedermann zu vertheidigen und alle vom Papste Getrennten nach allen Kräften zu verfolgen (pro posse persequi). Alle Vergleiche mit Ketzern, alle mit ihnen geschlossenen Verträge sind unverbindlich. Wie sehr daher auch die röm.-katholischen Laien in der religiösen Aufklärung fortschreiten oder die Bischöfe gegen die Protestanten duldsam sein, oder katholische Fürsten gleiches Recht für Katholiken und Protestanten stipuliren mögen, so sind dieses alles Vorschritte bloser Privatpersonen, welche von Rom nie genehmigt werden, sondern früher oder später dem entgegengesetzten Verfahren Platz machen müssen. Diese beiden Eigenschaften des röm. Katholicismus, die Unverbesserlichkeit und die gänzliche Unverträglichkeit mit jeder andern Form des Christenthums, welche von Kurzsichtigen als sein Vorzug gepriesen werden, sind seine schwache Seite und müssen ihn mit den fortschreitenden Bedürfnissen der Zeit in unauflöslichen Widerspruch bringen. Nur in dem Falle, daß sich der Katholicismus von dem Papismus, von Rom lossagen könnte, wäre eine Fortbildung desselben und ein dauernder Friede mit ihm zu hoffen und diese Hoffnung scheint sich gegenwärtig durch die Entstehung der deutsch-katholischen Gemeinden verwirklichen zu wollen. Da übrigens das röm. Weltreich untergegangen ist, so hat das Prädicat katholisch seinen historischen Sinn ganz verloren. Erklärt man aber katholische Kirche durch allgemeine Kirche, wie dies jetzt gewöhnlich geschieht, so ist klar, daß weder die griech. noch die lat. Kirche darauf Anspruch machen kann, die allgemeine Kirche zu sein. Die allgemeine Kirche ist ebenso wenig des Papstes als der griech. Patriarchen, sondern sie ist Christi.

Katholische Briefe heißen die sieben, dem Jakobus, Petrus, Judas und Johannes beigelegten Briefe des Neuen Testaments, welche sich durch die Allgemeinheit ihrer Tendenz, mithin auch ihrer Aufschrift von denen des Paulus unterscheiden. Nur zwei derselben, der erste des Petrus und der erste des Johannes, haben ein unbestritten kanonisches Ansehen, die Echtheit der fünf übrigen wurde in alter und neuer Zeit aus mehr oder minder schlagenden Gründen in Zweifel gezogen.

Katholische Majestät nannten sich schon seit der Kirchenversammlung zu Toledo im J. 589 mehre Könige von Spanien. Als bleibender Titel wurde derselbe ihnen erst durch Papst Alexander VI. beigelegt, zum Andenken der 1491 durch Ferdinand V. von Aragonien vollendeten Vertreibung der Mauren aus Spanien.

Katoptrik nennt man denjenigen Theil der Optik (s. d.), welcher sich mit den Gesetzen des von Flächen zurückgeworfenen Lichts beschäftigt und somit vornehmlich die Theorie der Spiegel umfaßt. Wenngleich die Dioptrik (s. d.), vorzüglich in ihrer Anwendung auf optische Instrumente, immer mehr an Wichtigkeit gewonnen hat, so verdankt man doch der Katoptrik ebenfalls sehr vollkommene Instrumente dieser Art. (S. Spiegelteleskop.)

Katschinzen, eine aus 3000 Köpfen bestehende, zum Theil angesiedelte, zum Theil nomadisirende Völkerschaft in den Gouvernements Jeniseisk und Tomsk, gehört zum tatar. Geschlecht, wie das sie umgebende Volk der Barabinzen, Abinzen, Kistimer und Tschuly-

mer, desgleichen der Kotowzen, die wahrscheinlich auch zu demselben Volks- und Sprachstamme gehören. Ihr Reichthum besteht in zahlreichen Pferde- und Schafheerden.

Katt (von), preuß. Lieutenant, der Sohn des preuß. Feldmarschalls Hans Heinr. von K. (geb. 1681, gest. 1741), einer der vertrautesten Freunde Friedrich's II. (s. d.) von Preußen als Kronprinzen, wurde, weil er um den Plan desselben, nach England zu flüchten, gewußt und zur Ausführung desselben beigetragen hatte, als Deserteur am 6. Nov. 1730 zu Küstrin vor dem Gefängnisse des Kronprinzen enthauptet.

Katt (Friedr. Karl von), bekannt durch den kühnen Versuch, im J. 1809 das nördliche Deutschland gegen die Franzosen in Aufstand zu bringen, wurde im Magdeburgischen 1772 geboren und trat bereits 1786 in preuß. Militairdienste. Er machte die Feldzüge von 1787, 1792—95 und 1806 gegen Frankreich mit, in denen er sich rühmlich hervorthat, bis er 1806 in Gefangenschaft gerieth. Nach seiner Auslösung reifte bei ihm mehr und mehr der Plan, Deutschland durch ein kühnes Unternehmen von den Bedrückungen der Franzosen zu befreien. Er wirkte zu diesem Zwecke hauptsächlich in Norddeutschland und hatte es zunächst darauf abgesehen, Magdeburg durch Einverständniß und Überrumpelung zu nehmen. Als er indeß seinen Plan verrathen sah, ging er nach Böhmen zum Herzog von Braunschweig, mit dessen Corps er den Zug nach Sachsen machte und nach der Schlacht bei Wagram nach England ging. Später trat er in östr., 1813 wieder in preuß. Dienste. Er machte dann die Feldzüge bis 1815 mit, wurde zum Major befördert und nahm 1826 als Oberstlieutenant seinen Abschied.

Kattegat (Sinus Codanus) nennt man den Meerbusen zwischen der Ostküste Jütlands und der Westküste Schwedens, nördlich von den dän. Inseln. Im Süden hängt das Kattegat durch den Großen und den Kleinen Belt (s. d.) und den Sund (s. d.) mit dem Baltischen Meere (s. d.) zusammen; es hat im Westen und Süden niedrige, im Osten an der schwed. Seite aber sehr steile, felsige Gestade und ist gefährlich zu befahren, daher das plattdeutsche Sprüchwort „Dat Kattegat makt den Schippa den Hals natt."

Katten, eigentlich Chatten, ein deutsches Volk, bei Cäsar noch unter dem Namen der Sueven (s. d.) begriffen, grenzten gegen Süden am Taunus und Main an die Decumatischen Äcker (s. d.), gegen Westen nach dem Rhein hin, den sie um den Taunus berührten, an die Sigambern und Ubier, später die Marsen, Tenkterer und Usipeter, gegen Norden an der Diemel an die Chemaven und Cherusker und gegen Osten an die Hermunduren, an der Werra, in deren Nähe die Salzquellen mit Wahrscheinlichkeit zu suchen sind, um welche sie mit jenen im J. 59 kämpften. So wohnten sie hauptsächlich in dem jetzigen Hessen, ohne daß doch dieser im Anfange des 8. Jahrh. zuerst vorkommende Name sich mit dem ihren etymologisch berührt. Die Südwestspitze ihres Landes wurde von den Römern unter Drusus (s. d.) eingenommen und die dort wohnenden kattischen Mattiaker (Mattiacum, jetzt Wiesbaden) waren längere Zeit röm. Unterthanen. An der Erhebung deutscher Stämme unter Hermann nahmen auch Katten Theil, und als nach Hermann's Tode das Ansehen der Cherusker sank, erhob sich das ihre, namentlich durch die von Tacitus gerühmte Trefflichkeit ihres Fußvolks. Unter Mark Aurel zu Ende des 2. Jahrh. machten sie Einfälle in das röm. Germanien und Rhätien; Caracalla versuchte zu Anfange des 3. Jahrh. gegen sie und die Alemannen einen vergeblichen Zug. Um die Mitte desselben Jahrhunderts wird ihr Name durch den der Franken (s. d.), in welchem Völkerbunde sie eines der Hauptvölker bildeten, verdrängt und zuletzt gegen Ende des 4. Jahrh. von Claudianus erwähnt. Der Name Chattuarier war vermuthlich eine gemeinsame Benennung der am Ausgang des Rheins wohnenden Caninefaten und Bataver (s. d.), welche Abkömmlinge der Katten waren.

Kattun (Cotton) ist, obgleich man häufig diesen Namen auch auf andere glatte Baumwollenzeuge ausdehnt, der eigentliche Name für glatte, leinwandartig aus Baumwollengarn Nr. 16—30 mit höchstens 60 Fäden auf den Zoll gewebte Baumwollenzeuge, welche der Hauptmasse nach für den nachherigen Druck bestimmt sind, zum geringern Theile als Baumwollenleinwand, Schirting und Futterleinwand weiß verbraucht werden und im letztern Falle eine besondere, zuweilen atlasartige Appretur erhalten. In der ersten Zeit des Aufkommens der Baumwollenmanufactur in Europa bildete die Fabrikation

der Druckkattune den Hauptgegenstand der Verarbeitung der Baumwolle, und die Zeugdruckereien hießen mit Recht Kattundruckereien, da sie nur Kattune bedruckten. (S. Baumwollenmanufactur.) Die Maschinenweberei ist auch bis jetzt der Hauptsache nach auf die Kattunproduction beschränkt geblieben, obgleich man neuerdings in England und im Elsaß auch andere Druckwaaren, besonders wollene Musseline, mit Glück auf Maschinenstühlen webt. Dagegen hat die große Vorliebe der neuern Zeit für wollene und gemischte Zeuge den reinen Kattundruck sehr beschränkt und es gibt jetzt sehr viele Kattundruckereien, welche wenig oder fast gar keine Kattune, sondern nur wollene und halbwollene Musseline drucken. (S. Zeugdruck.) Diese Verdrängung der Druckkattune durch andere Zeuge trifft vorzüglich die echte, feinere und theurere Waare, demnach namentlich den Elsaß in Frankreich, in Deutschland Berlin u. s. w. Vom Anfang an hat England die Druckkattune in den größten Massen geliefert und die höchste Stufe mechanischer Vollendung in dieser Fabrikation erreicht. Dagegen hat man die größte künstlerische Entwickelung des Zeugdrucks dem Elsaß und der Schweiz zu danken, und erst in neuerer Zeit concurrirt England nicht blos in den gewöhnlichsten und gangbarsten Kattunen, sondern auch in den feinsten und echtesten Artikeln mit diesen Ländern. Die deutsche Kattunfabrikation und besonders in deren Centralpunkten, Sachsen und Böhmen, ist vorzugsweise der ordinairen und mittlern Waare zugewendet; doch haben sich die Druckereien von Berlin, Eilenburg u. s. w. zum Theil auf feinere Artikel geworfen, in denen wir uns jedoch noch nicht rühmen können, den Elsaß erreicht zu haben.

Katzbach, ein Fluß im Regierungsbezirke Liegnitz der preuß. Provinz Schlesien, der einen reißend schnellen Lauf hat, durch die ihm zufließenden Gebirgsbäche oft plötzlich und bedeutend anschwillt und bei Parchwitz in die Oder einmündet, wurde berühmt durch die Schlacht am 26. Aug. 1813. Mit Ablauf nämlich des bis zum 17. Aug. dauernden Waffenstillstandes zwischen Napoleon und den Verbündeten war Blücher voll Ungeduld in Schlesien sogleich über die K. vorgerückt und hatte den Feind unter fortdauernd glücklichen Vorpostengefechten am 19. und 20. endlich auch über den Bober zurückgedrängt. Auf die Nachricht hiervon eilte Napoleon persönlich herbei, um mit den Truppen unter Ney, Macdonald, Lauriston und Sebastiani, zu denen noch Marmont und Mortier nebst allen Garden gestoßen waren, über 130000 M. stark, dem schles. Heere eine Schlacht zu liefern. Kaum war Napoleon am 21. in Löwenberg angekommen, als sofort die franzöf. Corps hier und bei Bunzlau den Bober wieder überschritten und Langeron und Sacken bis hinter Goldberg und Haynau zurückzudrängen begannen. Blücher, der die Weisung hatte, jedes Haupttreffen gegen eine überlegene Macht zu vermeiden, sah sich deshalb, nachdem er von der überwiegenden Stärke der feindlichen Armee sich überzeugt hatte, genöthigt, im Laufe des Tages vom 22. den Rückzug weiter bis Jauer fortzusetzen, in dessen Nähe sein Heer in einer durch Stromthäler und Höhenzüge gedeckten Gegend sich aufstellte, während er in der Stadt selbst sein Hauptquartier nahm. Das feindliche Heer befand sich zu Goldberg an der Katzbach. Mit diesem Erfolge zufrieden, eilte Napoleon, auf die Nachricht von dem Vorrücken des großen verbündeten Heers aus Böhmen gegen die Hauptstadt Sachsens, schon am 23. Nachmittags in Begleitung der Marschälle Berthier und Ney mit sämmtlichen Garden und den Corps unter Marmont und Mortier nach Dresden zurück, indem er den Oberbefehl über die in Schlesien zurückgelassenen Truppen dem Marschall Macdonald übertrug. Diese Truppen, aus dem elften, dritten und fünften Armeecorps, von welchen die beiden letztern Souham und Lauriston commandirten, und dem zweiten Cavaleriecorps unter Sebastiani bestehend, bildeten eine Macht von 80000 M., der nunmehr die Armee Blücher's, unter den Generalen Sacken, York und Langeron, an Stärke gleichkam. Als daher im Lager der Verbündeten die sichere Nachricht eintraf, daß Napoleon wirklich nach Sachsen zurückgegangen sei, faßte Blücher den Entschluß, den Feind aufs neue anzugreifen, ließ am 25. seine Heeresmassen wieder vorgehen und schob dieselben bis in die Nähe der Katzbach vor. Aber fast zu gleicher Zeit und mit derselben Absicht, die Offensive zu ergreifen, hatte Macdonald sein Heer vorwärts in Bewegung gesetzt, überschritt die Katzbach, warf die Truppen der preuß. Vorhut zurück und marschirte am rechten Ufer der wüthenden Neiße in der Richtung auf Brechtelshof gegen Jauer, während Lau-

riston über Seichau, Hennersdorf und Schönau, Souham von Liegnitz aus über Prinkendorf und Neudorf nach demselben Punkt (Jauer) vorrücken sollten. Es war sehr trübes Wetter, ein allgemeiner Landregen verdunkelte die Luft, schwellte die Gewässer immer stärker an und erschwerte den Truppen ihre Bewegungen, als die beiden feindlichen Armeen am 26. um 3 Uhr Nachmittags in der nur von unmerklichen Hügeln durchschnittenen Hochebene zwischen Wahlstatt und der K. unvermuthet aufeinander trafen. Blücher, ohne sich lange zu bedenken, begann die Schlacht, in welcher Sacken gegen Souham auf dem rechten, Langeron gegen Lauriston auf dem linken Flügel, York gegen Macdonald in der Mitte des verbündeten Heers fochten. Der Kampf war furchtbar und da der Nässe wegen kein Gewehr losging, schlug man sich mit Bayonet und Säbel. Gleich anfangs hatte Blücher mit der Reiterei sich auf das elfte franz. Corps gestürzt, ehe dasselbe sich vollständig ordnen konnte; zugleich ließ er das preuß. Fußvolk unter dem Schutze des Geschützes in Bataillonen vorrücken. Ein Quarré franz. Grenadiere wurde von dem brandenburger Bataillon, das 200 M. verlor, binnen 20 Minuten mit dem Kolben zu Boden geschlagen; gleiches Schicksal hatten zwei andere franz. Bataillone. So wurde des Feindes Mitteltreffen unter Macdonald durchbrochen, und später auch Lauriston, der auf dem linken Flügel der Verbündeten zu weit vorgegangen, nach der tapfersten Gegenwehr durch plötzliche Angriffe der herzueilenden preuß. Truppen in der Flanke und im Rücken zum Rückzuge genöthigt. Die Verfolgung des Feindes machte den Sieg vollständig, indem die begeisterten Scharen Blücher's Tausende in die zu Strömen angeschwollene Neiße und K. trieben, wo sie ihren Tod fanden. Man folgte dem Feind auf dem Fuße und ließ ihm keine Zeit, sich wieder zu setzen. Am folgenden Tage schlug man das fliehende Heer bei Liegnitz, am 28. am Wolfsberg bei Goldberg und bei Löwenberg. Hier wurde auch die 8000 M. starke Abtheilung des General Puthod, der nach einem vergeblichen Versuche, bei Hirschberg den angeschwollenen Bober zu überschreiten, am linken Ufer dieses Flusses hatte hinziehen müssen, am 29. von Langeron ereilt, angegriffen und völlig vernichtet, sodaß Puthod nur mit 700 M. zu Macdonald entkam. Dieser bewerkstelligte in der Nacht vom 29. auf den 30. mit kaum 12000 M. seinen Übergang bei Bunzlau über den Bober, zündete die Brücke daselbst an und hinderte so die Verbündeten an der weitern Verfolgung. Der Verlust der Franzosen in diesen Tagen bestand in 5000 Todten und 18000 Verwundeten und Gefangenen; 103 Kanonen, zwei Adler, 250 Munitionswagen und allem Gepäcke. Schlesien war vom Feinde befreit. Nachdem die Franzosen bis zum 7. Sept. über den Queiß und die lausitzer Neiße getrieben worden waren, blieb Blücher bei Görlitz auf dem rechten Neißeufer stehen und vereinigte sich mit den Östreichern unter Bubna. Dadurch wurde auch das bedrohte Böhmen befreit, und Poniatowski, der bis Reichenberg vorgedrungen war, mußte sich am 17. Sept. in die feste Stellung bei Stolpen zurückziehen.

Katze ist der Name einer Gattung Raubthiere, welche die furchtbarsten Thiere enthält, insofern dieselben in ihren Zähnen und Krallen eine sehr gefährliche Waffe besitzen, äußerst gewandt sind und sehr scharfe Sinne haben. Zu derselben gehören namentlich der Löwe, Tiger, Jaguar, Panther, Leopard, die Unze, der Luchs, die wilde und die Hauskatze, mit ihren vielen Abarten, sowie der Gepard, welcher die Größe eines Leoparden erreicht und in Asien zur Jagd abgerichtet wird. Den großen Schaden und die Gefahr, welche sie als Raubthiere bringen, gleichen sie wieder aus durch den Nutzen, den sie durch ihren meist gut behaarten und schön gezeichneten Pelz gewähren, der einen bedeutenden Handelsartikel abgibt. Unter den Abarten der Hauskatze zeichnen sich aus die Angorische Katze durch schönes langes Haar, die Cyperkatze, die spanische, die Karthäuserkatze u. s. w.

Katze, s. Cavalier.

Katzenellnbogen, lat. Cattimelibocus, d. i. Melibocus der Katten, eine alte Grafschaft, zerfiel in die obere und die niedere Grafschaft. Jene umfaßte einen Theil der Bergstraße, des Odenwaldes und des Bannforstes zur Dreieich; diese lag in der Wetterau. Beide gehörten zum Oberrheinischen Kreise und umfaßten etwa 20 □M. mit 56000 E. Die obere Grafschaft kam 1479 nach dem Tode des letzten Grafen Philipp an Hessen, nachmals an die Linie Hessen-Kassel und später zum Theil an die Landgrafen von Hessen-Rheinfels-Rotenburg, 1815 aber an Nassau, dem 1803 die obere Grafschaft zugefallen war, weshalb gegen-

wärtig sowol der Herzog von Nassau wie der Kurfürst von Hessen den Titel eines Grafen von Katzenellnbogen führen. Die Ruinen des alten Stammschlosses der Grafen von K. liegen zwischen Dietsch und dem wüsten Schlosse Hochheim an der Dreutsch. Das 1303 von dem Grafen Johann von K. erbaute Schloß Neukatzenellnbogen, gewöhnlich die Katz genannt, der Stadt Goarshausen gegenüber am Rhein, ließ Napoleon, nachdem es bereits durch Brand in Ruinen gelegt war, 1806 sprengen.

Kauer (Ferd.), einer der fruchtbarsten Componisten für Theater, Kirche und Kammer, geb. 1751 zu Klein-Thaya in Mähren, schrieb ziemlich gegen 200 theatralische Werke, größere und kleinere Opern, Singspiele u. s. w., unter denen namentlich das „Donauweibchen" einen ungemeinen Erfolg hatte; ferner mehr als 20 Messen und viele kleinere Kirchenmusiken, so wie eine große Anzahl Trios, Quartetten, Concerte, Symphonien u. s. w. Nichts desto weniger gerieth er in seinem Alter in drückende Armuth. Nachdem er zuletzt im leopoldstädter Theaterorchester in Wien als Bratschist eine Anstellung gefunden, erlebte er noch ein Jahr vor seinem Tode den gänzlichen Verlust seines Besitzthums und seiner sämmtlichen Musikalien durch eine Überschwemmung und fristete fortan sein Dasein nur durch milde Gaben wohlthätiger Menschenfreunde. Er starb zu Wien 1831.

Kaufbeuern, eine Stadt im bair. Kreise Schwaben, an der Wertach, im Algau, mit 2400 E., Weberei und Eisenhämmern, war früher eine freie Reichsstadt mit einem Gebiet von 1½ □M. und 7400 E., und ziemlich befestigt, weshalb sie wiederholt vergebens belagert wurde. Sie soll schon im 9. Jahrh. erbaut sein, erhielt namentlich seit 1286 viele Privilegien vom Kaiser und wurde 1803 zu Baiern geschlagen.

Kauffahrer oder Kauffahrteischiffe heißen alle zum Handel bestimmten Seeschiffe, die sehr oft auch, wie z. B. die Ost- und Westindienfahrer, armirt sind. Sie haben, je nach ihrer Größe, einen bis drei Masten und führen theils nach ihrer Bauart, theils nach ihrer Takelage verschiedene Namen, z. B. Fregatte (s. d.), Pinke (s. d.), Barke (s. d.), Brigg (s. d.), Schooner (s. d.), Galeone (s. d.), Jacht (s. d.), Sloop u. s. w.

Kauffmann (Angelica), eine bekannte Malerin, geb. am 30. Oct. 1741 zu Chur in Graubündten, wo ihr Vater bischöflicher Hofmaler war, erhielt von diesem den ersten Unterricht im Zeichnen und Malen, worin sie bald ausgezeichnete Fortschritte machte. Nachdem sie sich sodann in Italien, namentlich zu Mailand, Florenz, Rom und Neapel, von 1753—69 zur Meisterin ausgebildet, ging sie nach London, wo sie ihren Ruf begründete, aber auch in Folge eines von einem verschmähten Liebhaber ihr gespielten Betrugs mit einem Abenteurer eine Ehe einging, die wieder getrennt werden mußte. Nach ihrer Rückkehr nach Rom im J. 1782 verheirathete sie sich mit einem venetian. Maler, Zucchi, der aber wenige Jahre nachher starb. Seitdem lebte sie, da ihre Ehe kinderlos geblieben war, einzig der Kunst und ihren zahlreichen Freunden, worunter die ausgezeichnetsten Dichter, Gelehrten und Künstler. Sie starb am 5. Nov. 1807. Ihr Leichenzug wurde von Canova angeordnet und ihre Büste 1808 im Pantheon aufgestellt. Sie hinterließ eine gewählte Bibliothek, treffliche Originalgemälde älterer Meister und ein ansehnliches Vermögen, über welches sie zum Vortheil mehrer Personen und Stiftungen verfügt hatte. Die von ihr gelieferten Portraits und hauptsächlich nach Antiken gemalten historischen Gemälde sind sehr zahlreich. Ihre Composition ist zwar vielfach incorrect und ermüdet durch Wiederholung desselben Motivs, zumal in ihren weiblichen Figuren; doch zegite sie sich in dem oft sehr schönen und warmen Colorit und in der Grazie der Formen als echte Nachfolgerin von Mengs und bildet überhaupt eine der anziehendsten Erscheinungen aus der Schlußepoche des sogenannten classischen Stils. In mehren Galerien findet sich ihr eigenes reizendes Bildniß von ihrer Hand.

Kaufmann (Joh. Gottfr.), bekannt als Akustiker, Mechaniker und Tonkünstler, geb. 1752 zu Siegmar bei Chemnitz in Sachsen von armen Ältern, lernte anfangs als Strumpfwirker, entsagte jedoch nach drei Jahren diesem Gewerbe und ging nach Dresden zu einem Mechaniker, der sich hauptsächlich mit Ausbessern von Uhren beschäftigte. Als anderthalb Jahre darauf sein Lehrmeister starb, setzte er dessen Geschäft fort und verheirathete sich 1779 mit dessen jüngster Tochter. Er fertigte 1789 eine Flöten- und Harfenuhr, die wegen ihrer Vortrefflichkeit von dem damaligen Kurfürsten Friedrich August zum Ge-

schenk für seine Gemahlin angekauft wurde. Diese Aufmunterung spornte seinen Fleiß noch mehr an, und so brachte er es durch rastlosen Eifer sehr bald dahin, daß seine mechanischen Kunstwerke in weiten Kreisen, namentlich in Östreich, Italien und Rußland großes Aufsehen erregten. Bei seinen Arbeiten unterstützte ihn seit Anfang des 18. Jahrh. sein Sohn Friedr. K., geb. zu Dresden 1782, der neben seinem großen Trompeten- und Paukenwerk besonders durch sein Belloneon und seinen Trompeterautomat sich einen berühmten Namen machte. Gemeinschaftlich erfanden Vater und Sohn das Chordaulodion und Harmonichord. Auch verbesserte der Vater Mehres in der Stimmung der Orgel. Nachdem beide Künstler schon früher mehre Städte Deutschlands mit ihren Instrumenten besucht, bereisten sie 1816—18 auch England und Frankreich. Nach des Vaters Tode, zu Frankfurt am Main im J. 1818, setzte der Sohn diese Reisen fort, auf deren einer nach England im J. 1843 er beinahe in einem Schiffbruche alle seine Instrumente verloren hätte.

Kaufmann (Pet.), Professor der Kameral- und Staatswissenschaften zu Bonn, geb. 1804 zu Virneburg in der Eifel, wo sein Vater Maire war, besuchte das Gymnasium zu Koblenz und bezog 1824 die Universität zu Bonn, wo er sich zunächst den Naturwissenschaften widmete und hierauf die Rechte studirte. Nachdem er 1826 Bonn mit Heidelberg vertauscht hatte, wendete er sich dem Studium der Staatswirthschaft, Technologie und des Bergbaus zu. Im folgenden Jahre promovirte er auf Grund seiner Dissertation „De falsa Adami Smithi circa bilanciam mercantoriam theoria", mit der er der herrschenden Schule entgegentrat, welche die Waare mit dem Gelde identificirt, wurde Regierungsreferendar zu Koblenz, habilitirte sich aber 1828 in Bonn. Von dem Minister Altenstein nach Berlin gezogen, um daselbst mit Hoffmann, dem Director des statistischen Bureau, in nähere Verbindung zu kommen, benutzte er den Aufenthalt daselbst zugleich zu seiner weitern Ausbildung in den kameralistischen Wissenschaften. In Folge seiner Schrift „Rheinpreußen und seine staatswirthschaftlichen Interessen in der heutigen europ. Staatskrisis" (Berl. 1831) erhielt er vom Könige von Preußen die große Verdienstmedaille für Wissenschaft und Kunst und die außerordentliche Professur der Staatswissenschaften zu Bonn. Im J. 1832 gründete er den Eifelverein zu Schleiden und 1833 den landwirthschaftlichen Verein des Niederrhein. Im J. 1837 wurde er Director des wiederhergestellten landwirthschaftlichen Instituts der Universität zu Bonn. Von seinen Schriften sind zu erwähnen die „Untersuchungen im Gebiete der politischen Ökonomie" (Bonn 1829) und die „Propädeutik zur Kameralistik und Politik" (Bonn 1844).

Kaufungen, s. Kunz von Kaufungen.

Kaufvertrag heißt der Vertrag, wodurch ein Theil dem andern das Eigenthum einer Sache (emtio, venditio), einer Foderung (cessio) und einer noch nicht vorhandenen Sache (emtio spei) gegen einen bestimmten Preis überläßt. Der Kaufvertrag gehört zu den Consensualcontracten des röm. Rechts. Er ist geschlossen, sobald beide Theile über Gegenstand und Preis einig sind, aber er gibt nur eine Foderung (s. Obligation), nicht ein Eigenthum an der verkauften Sache selbst, welches erst durch Übergabe und, wenn nicht das Kaufgeld gestundet worden ist, auch durch Bezahlung des Preises erworben werden kann. Dessenungeachtet ist doch der Verkäufer einer bestimmten Sache, d. h. eines vorhandenen einzelnen Gegenstandes im Gegensatze einer nach Zahl und Maß verkauften Quantität, schuldig, sie zur gesetzten Zeit dem Käufer mit allem Zuwachs, welchen sie etwa inzwischen erfahren, zu übergeben, und muß für Alles haften, was bei der Aufbewahrung, Ablieferung u. s. w. versehen worden ist. Ein zufälliger Schade oder gänzlicher Untergang hingegen trifft vom Augenblick des Kaufs an den Käufer. Nur wenn der Verkäufer vertragswidrig mit der Ablieferung zögert, muß er auch für den Zufall haften, welcher die Sache betrifft. (S. Verzug.) Da der bloße Kauf kein Eigenthum gibt, was erst durch die Übergabe erworben wird, so kann auch der frühere Käufer einer Sache, die ihm nicht überliefert wurde, gegen einen spätern, welchem der bisherige Eigenthümer solche weiter verkaufte und wirklich übergab, keine Eigenthumsklage anstellen, sondern nur auf Schadenersatz klagen. Zur Gültigkeit des Kaufs gehört, daß der Gegenstand desselben im freien Verkehr (in commercio) sei, und es gibt einige Dinge, welche demselben ganz oder in Beziehung auf gewisse Personen und unter gewissen Umständen entnommen sind. So soll z. B.

kein Beamter etwas von Dem kaufen, was unter seiner Autorität verkauft wird, kein Vormund die Sachen seines Pflegebefohlenen u. s. w. Ein solcher Kauf ist jedoch, wenn Beiden dieses Verhältniß bekannt war, nicht schlechthin ungültig; es versteht sich dabei die Bedingung, daß das Hinderniß gehoben werde, im entgegengesetzten Falle aber der Vertrag rückgängig wird. Da auch der Miethvertrag dem Miether kein Recht gegen Dritte an der vermietheten Sache gibt, so folgt schon daraus die allgemeine, in manchen Gesetzgebungen jedoch modificirte Regel: Kauf bricht Miethe. Die Auflösung des Kaufs wird durch bloße Einwilligung der Parteien bewirkt. Einen gesetzlichen Grund zur einseitigen Auflösung hat das spätere röm. Recht eingeführt, nämlich die Verletzung über die Hälfte, d. h. es kann Derjenige auf Aufhebung des Kaufs antragen, welcher durch denselben nicht die Hälfte desjenigen Werths empfing, welchen er dafür gab. Das preuß. Landrecht beschränkt diese Begünstigung auf den Käufer. Das neuere Recht fodert namentlich in Ansehung der Grundstücke gerichtlichen Verkauf, ohne den der Vertrag keine Gültigkeit hat und ebenfalls nur eine Klage auf Schadenersatz zuläßt. Vgl. Treitschke, „Der Kaufcontract" (Lpz. 1838).

Kaukasische Bergvölker heißen die noch unüberwundenen, mit den Russen, ihren Todfeinden, in stetem Kampfe lebenden Bewohner der Berglande des Kaukasus, die man im Allgemeinen Tscherkessen zu nennen pflegt. (S. Cirkassien.) Die Zahl dieser heldenmüthigen Bergvölker, die die Höhen und Gehänge des schroffen und wilden kaukas. Gebirgs im Norden und Süden und vom Schwarzen bis zum Kaspischen Meere hin bewohnen, steht in keinem Verhältniß mit der Truppenmacht ihrer Feinde und wird auf 1,445000 Seelen angegeben. Den Hauptstamm bilden die Lesghier (s. d.) im westlichen Hochgebirge des Kaukasus, mit 530283 Seelen; den zweiten Stamm die Tscherkessen, 501000 Seelen stark, wozu auch die vereinzelten Kabardiner in den beiden Kabardas, 36000 M. stark, gehören; dann folgen die Tschetschenzen, 198000 Seelen, die Abadessen, 109700 Seelen, die Abchasen, 45090 Seelen (s. Abchasien), die Kalmücken mit 38800, die Osseten 35750 und die Nogaischen Stämme 16000 Seelen. Doch haben sich von diesen 1,535623 E. bereits gegen 100000 unter russ. Schutz gestellt. Was die Abstammung und die Sprachen dieser Bergbevölkerung betrifft, so unterscheidet Klaproth in seinem Werke über die Sprachen des Kaukasus folgende sieben Sprachstämme: 1) den lesghischen, wozu die Kurälen, Akuschen, Kubetschen, Kasikumüken und andere awarisch-mongol. Völkerschaften gehören; 2) den Stamm der Osseten im Lande Ironistan, der auf eine Abkunft von den alten Alanen und Medern hinweist; 3) den Stamm der Tataren, im Norden der kaukas. Bergabhänge, der aus kubanischen Nogaiern, aus Kumüken und Basianen besteht; 4) den grusischen oder georgischen Stamm, wozu außer den bereits unterworfenen Grusiern auch das freie Bergvolk der Suanen gehört; 5) der Abassenstamm; 6) der Mizdschegische Stamm, wozu sich die Kistinzen, Thuschen, Inguschen, Tschetschenzen, Pharsmanen und Karabulaken zählen, und 7) den eigentlichen Stamm der Tscherkessen, von welchem ihm nur der kabardinische Sprachenzweig bekannt geworden ist. Fast alle diese Völkerschaften bekennen sich zum Islam, sind aber keine strengen Mohammedaner, weshalb sie auch den Wein nicht verschmähen. Vgl. außer den Schriften von Klaproth (s. d.), Güldenstädt, „Reise in den J. 1769—75 durch Rußland und ins kaukas. Gebirge" (herausgeg. von Pallas, 2 Bde., Petersb. 1787—91) und Desselben „Reisen nach Georgien und Imirethi" (herausgeg. von Klaproth, Berl. 1815); Parrot und Engelhardt, „Reise in die Krim und den Kaukasus" (2 Bde., Berl. 1815) und „Reise zum Ararat" (2 Bde., Stuttg. 1834); Lyall's, „Travels in Russia, the Krimea, the Caucasus and Georgia" (2 Bde., Lond. 1825), Bell's, Koch's und Anderer Werke.

Kaukasische Provinz oder Ciskaukasien, eine mit dem Gebiet des tschernomorischen Kosackenheers 2550 □M. große russ. Provinz, die sich längs des Nordfußes des Kaukasus vom Asowschen bis zum Kaspischen Meere ausbreitet. Die angrenzenden Länder sind gegen Norden, wo zum Theil der Manitsch und die Kuma die Grenze bilden, das Land der donischen Kosacken und das Gouvernement Astrachan; gegen Osten das Kaspische Meer; gegen Süden, wo meist der Terek und der Kuban die Grenze bilden, das Land der freien Bergvölker, und gegen Westen das Land der tschernomorischen Kosacken und das Asowsche Meer selbst. Die Provinz ist größtentheils flaches oder doch nur wellenförmiges

Steppenland, das durch seinen Muschelsand, seine Seegewächse und Salzflüsse den frühern Stand des Kaspischen Meers in diesen Gegenden andeutet. Im Südosten findet man hier die Tereksteppe mit den Städten Kisljar, Mosdok und Jekaterinogrod; nördlich davon dehnt sich die Kumanische Steppe aus; im Westen ist die von Nogaiertataren bewohnte Kubansteppe, mit den Städten und Forts St.-Nicolai, Grigoripol und Kawkask und mit der Hauptstadt des Landes Stawropol. Die Provinz zeigt ein fast eben so buntes Völkergemisch als der Kaukasus selbst und in Stawropol oder Kisljar pflegen Sprachforscher, die den Kaukasus in ethnographischer Beziehung bereisen wollen, ihre ersten Sprachstudien zu machen. Die Zahl der Bewohner beläuft sich auf beinahe 1 Mill. und es gibt hier außer Russen und Kosacken noch Armenier, Grusier, Nogaier, astrachanische Tataren, Kalmücken, Turkomanen oder Truchmenen, Tscherkessen und andere Bergvölker, Juden, Zigeuner und eine Menge Colonisten, die zum Theil aus Deutschen und Franzosen, zum Theil aus Griechen, Italienern und andern Völkern bestehen. Ebenso wechseln auch die Religionen; außer der griech.-russ. Kirche, die ganz in den Hintergrund tritt, gibt es 638933 Mohammedaner, 218259 Armenier, 7670 Juden, 1195 Evangelische u. s. w., während auch die buddhistische Lehre durch die kalmückischen Horden an der Kuma vertreten ist. Die Zahl der Andersgläubigen steigt auf mehr als 900000. Die Provinz ist gegenwärtig in vier Kreise, Stawropol, Kisljar, Mosdok und Pjatigorsk, und in das Land der tschernomorischen Kosacken mit der Stadt Jekaterinodar (s. d.) abgetheilt und war bis 1822 ein Gouvernement, welches nach der Hauptfestung des Landes, Georgiewsk, den Namen führte. In dieser Festung ist auch noch der Sitz des Oberbefehlshabers über das kaukas. Liniencorps geblieben. Im ganzen Lande zählt man 22 Festungen, die längs der Kuma, dem Kuban und dem Terek, eigentliche Festungslinien bildend, fortlaufen und zum Schutze gegen die Angriffe der Bergvölker dienen. In Stawropol, der Hauptstadt des Landes, mit 7000, zum Theil gewerbthätigen Bewohnern, ist seit 1841 der Bischofssitz der kaukas. Eparchie.

Kaukasisches Gouvernement oder Transkaukasien, wozu in neuester Zeit außer dem eigentlichen Georgien (s. d.) auch die sogenannte Armenische Provinz und die muselmanischen Provinzen oder das Kaspische Gebiet gerechnet werden, umfaßt in dieser Ausdehnung ein Gebiet von 3123 □M., mit ungefähr zwei Mill. E. Die Hauptbestandtheile der Bevölkerung bilden Grusier und Armenier, außerdem gibt es auch viele Tataren, Russen, Juden und fremde Colonisten, darunter auch zahlreiche Deutsche, die unfern der Hauptstadt Tiflis (s. d.) längs dem Kur eine ganze Reihe freundlicher Dörfer gegründet haben. Der herrschende Cultus ist der Islam, nächstdem sind der armen. und griech. Cultus am meisten verbreitet. Vgl. Chopin, „Generelle Übersicht der transkaukas. Provinzen" (4 Bde., Petersb. 1837). Früher waren Georgien oder Grusien, sowie Imerethien nur russ. Provinzen, doch haben die Russen in neuerer Zeit ein eigenes transkaukas. oder grusino-imerethisches Gubernium gebildet, das seinen Sitz in Tiflis hat, und von welchem alle übrigen in neuester Zeit eroberten Länder, die Bestandtheile des pers. oder osman. Reichs waren, abhängen. Diese Länder sind die armen. Provinz mit der Hauptstadt Eriwan (s. d.) und einer zweiten beträchtlichen Stadt, Nachitschewan, und die sieben muselmanischen Provinzen Karabagh, Schirwan, Schekin, Talüschin, Kuba, Baku und Derbent mit den Hauptorten Schascha, Lenkoran, Schemacha, Kuba, Baku, Derbent u. a. Die armen. Provinz hat 164631, die muselmanischen Provinzen zählen 471046 E. Grusien, welches als die Hauptprovinz des ganzen transkaukas. Gouvernements gilt, ist neuerdings in die sechs Kreise Tiflis, Telaw, Gori, Jelisawetpol, Eriwan und Kutaiß getheilt, hat aber so fremdartige Länder- und Völkerbestandtheile, daß die frühere Gau- oder Provinzialeintheilung viel geeigneter erscheint, weshalb es hinsichtlich der Verwaltung noch immer nach seinen selbständigen Bestandtheilen Kartalinien, Kachetien, Somchetien, das Paschalik Achaltsiche (s. d.) und Imerethien oder Melitenien, Mingrelien und Gurien betrachtet wird.

Kaukasische Steppen nennt man eine Reihe dem Nordfuße des Kaukasus vorgelagerter Tiefebenen, die einst Meeresgrund waren, worauf eine Menge noch bestehender Salzseen und Flüsse, Muschelsand und Seegewächse genugsam hindeuten, die kein anderes Product aufkommen lassen. Diese Steppenländer, die sich zwischen dem Kaspischen und

Asowschen Meere bis zum Don und der Wolga und noch weiter bis zum Ural und Irtisch ausbreiten, tragen fast alle einen und denselben Charakter, und man könnte sie daher physisch mit dem einen gemeinsamen Namen der kaukasischen oder besser noch der kaspischen Flachlande benennen. Nichtsdestoweniger hat man sie willkürlich in viele einzelne Steppen eingetheilt, die meist nach Flüssen benannt sind, und so spricht man von einer Teteksteppe, von einer Kumanischen und Kubanischen Steppe, von einer Nogaiersteppe, einer Asowschen, Don-, Wolga-, Kalmücken-, Kirgisensteppe u. s. w.

Kaukasus, eines der höchsten und merkwürdigsten Gebirge an den Grenzen Asiens und Europas, welches sich in einer Länge von 150 M., einer Breite von 25—50 M. und einer mittlern Höhe von 10000 F. über ein Areal von 4—5000 □M. ausdehnt und in mehren Parallelreihen zwischen dem Asowschen und Kaspischen Meere sich hinzieht, zerfällt in mehre Abtheilungen, von welchen die mittlere zwischen dem Elbrus und Kasbek die wildeste, höchste und unwegsamste ist. In der Nähe des letztgenannten Berges führt gegenwärtig die Hauptpassage von Mosdok nach Wladikaukas und Tiflis über den Hochkamm des Gebirgs, welcher Übergang durch die Feindseligkeit der Bergvölker, durch Lawinenfälle, Gletscherbäche und Steilschluchten den Russen sehr erschwert wird. Einst führte hier die Kaukasische Pforte (Pylae caucasiae) über das Gebirge, während die Griechen und Römer doch lieber die andere Straße, die Kaspische Pforte (Pylae caspiae) längs des Gestades des Kaspischen Meers, zum Übergange erwählten. Der eigentliche Riese des Kaukasus, der Elbrus oder Elborus, ist 17388 F., der Kasbek 14400 F., der Schahdagh oder Schah Elbrus, auch Peschparmak, d. i. Fünffingerberg, in der Nähe der Stadt Kuba, 12000 F. hoch. Dem Kaukasus entströmen viele wasserreiche Flüsse, namentlich ist der Elbrus durch seine Eisgletscher die Quelle einer Menge Ströme. Von ihm fließen gegen Osten, dem Nordabhange des Kaukasus angehörend, der Terek und die Kuma, die beide ins Kaspische Meer münden, und gegen Westen der Kuban, der dem Asowschen und Schwarzen Meere gleichzeitig angehört. Im Süden entströmen dem Kaukasus der Rioni (der alte Phasis) und der Kur mit einigen seiner Quellen, während die Hauptquellen des Kur, besonders der Araxes, dem Ararat und der armen. Hochebene angehören. Der Rioni fällt ins Schwarze, der Kur ins Kaspische Meer. Das Hauptgebirge ist steil, unfruchtbar, keines Anbaus fähig, voller Felsen und Gletscher; die Nordgehänge sind nicht unfruchtbar, doch ohne üppige Vegetation und dem Zutritt der Nord- und Ostwinde preisgegeben, die rauh über die Tiefebenen und Steppenlande wehen, die dem Nordfuße des Kaukasus vorliegen. Im Süden des Gebirgs, auf der grusischen Seite, herrschen dagegen die üppigste Vegetation und ein überaus herrliches Klima, welches freilich durch seine tropische Gluthitze dem Fremden oft verderblich wird. Wein, Kastanien, Feigen und alle Arten Südfrüchte gedeihen fast ohne Pflege. Auch ist das Land reich an herrlichen Naturansichten, berühmt durch seine Sagen und Mythen, z. B. vom Goldenen Vließ, von Prometheus u. s. w., und ausgezeichnet als die Wiege der verschiedensten Völkerschaften der Erde. (S. Kaukasische Bergvölker und Kaukasische Provinz.)

Kaukon, der Sohn des Lykaon (s. d.), wurde vom Zeus durch einen Blitz erschlagen. — Kaukon, der Sohn des Kelänos, soll die Orgien der großen Göttin von Eleusis nach Messene gebracht haben, wo er als Heros verehrt wurde.

Kaulbach (Wilh.), bair. Hofmaler in München, geb. am 15. Oct. 1804 zu Arolsen im Fürstenthum Waldeck, wurde von seinem Vater, welcher Goldschmied war, zuerst ebenfalls in dieser Kunst unterrichtet, entschied sich aber dann für die Landwirthschaft und kurze Zeit darauf bleibend für die Malerei. Auf der Akademie zu Düsseldorf, wo er unter der Leitung von Cornelius seine Studien machte, eignete er sich dessen Principien und Darstellungsweise in hohem Grade an, während sich doch zugleich in ihm auch eine völlig verschiedene Richtung vorbereitete. Dieselbe erhielt durch einen Zufall die eigenthümlichste Nahrung. Er hatte in der Kapelle des Irrenhauses zu Düsseldorf einige Engelsfiguren um Festons gemalt; zum Dank dafür führte ihn der Irrenarzt in der ganzen Anstalt herum und hier prägten sich seiner Phantasie die Bilder ein, welche er später in seinem weltberühmten „Irrenhause" zu einem Ganzen zusammengefaßt hat. Durch Cornelius nach München befördert, malte er im strengen idealen Stile des Meisters sechs symbolische Fi-

guren, darunter die bair. Ströme in den Arkaden des Hofgartens, sowie das Deckengemälde „Apollo unter den Musen" im Odeon, während gleichzeitig (1828 und 1829) in einer ganz verschiedenen, völlig realistischen Darstellungsweise sein „Irrenhaus" entstand, welches durch seinen Reichthum an gewaltiger Charakteristik den Ruf K.'s auf einmal feststellte. Wie Alles, was K. schafft, war auch dieses Bild eine Frucht der leidenschaftlichen Aufregung aller seiner Kräfte. Deswegen wurde es ihm auch nicht schwer, sich in einen ganz entgegengesetzten Kreis von Gegenständen und Anschauungen zu vertiefen und demgemäß auch eine neue Darstellungsweise anzuwenden. So sind die bald darauf gemalten 16 Wandbilder zur Fabel von Amor und Psyche im Palaste des Herzogs Max in München im einfachsten, strengantiken Stil gehalten. Eine Vermittelung zwischen der individuellen Grundrichtung seines Wesens und dem strengen Stile seiner Schule bahnte er an in einigen Entwürfen, Momente der deutschen Geschichte darstellend (1830 und 1831); weiter durchgeführt findet sich dieselbe in seinen Wandbildern im Königsbau, wo die Scenen aus Klopstock und 16 Darstellungen zu Goethe's Gedichten von ihm, und die Bilder zu Wieland's Gedichten wenigstens nach seinen Zeichnungen ausgeführt sind. Während dieser Arbeiten entwarf er zugleich seine 1837 vollendete berühmte „Hunnenschlacht", welche die großartige Sage von dem Kampfe zwischen den Geistern der gefallenen Hunnen und Römer vor den Thoren Roms darstellt. Von der leichenbedeckten Wahlstatt erheben sich die Schemen in gewaltig bewegten Gruppen in den Äther und setzen dort die Schlacht fort. Der Gegenstand war neu, ungewöhnlicher, zauberhafter und diabolischer Natur; die Darstellung voll Charakter, Lebendigkeit, Feuer und Schönheit, die Gestaltung des Einzelnen von individueller Naturwahrheit und so fern von allem blos Conventionellen, daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn dieses Bild als der Gipfel der neuen Kunst gepriesen wurde. Inzwischen hatte K. sich mit Liebe dem Studium Hogarth's zugewendet und in genrehaft charakteristischer Weise eine Reihe von Zeichnungen zu Schiller's „Verbrecher aus verlorener Ehre" und zu Goethe's „Faust" entworfen; auch das Thiermärchen Reineke Fuchs beschäftigte ihn. In diese Zeit fällt ebenfalls seine herrliche Beduinengruppe. Im Winter von 1837 auf 1838 schuf er seine zweite große heroische Composition, die „Zerstörung Jerusalems durch Titus", deren Skizze er 1838 vollendete. In den Trümmern des Tempels von Leichen umgeben, gibt sich der Hohepriester am Altar den Tod, während der röm. Feldherr mit den Seinen hereinrückt; überall sieht man Mord und Raub, während im Vordergrunde der Ewige Jude von Dämonen verfolgt und die Christen von Engeln geleitet die Stätte verlassen, oben in einer Glorie aber Propheten und Strafengel. Gegenwärtig ist K. beschäftigt, diese colossale Conception in einer Größe von 18—20 F. in Öl auszuführen, wie er denn im Colorit einen kaum minder hohen Rang einnimmt als in der Composition. K. ist von allen Historienmalern aus der Schule von Cornelius Derjenige, welcher neben den strengen Stilprincipien derselben die stärkste und reichste Charakteristik besitzt; in ihm sind der Idealismus und der echte Naturalismus auf das schönste verschmolzen.

Kaulquappe, s. Quappe.

Kaunitz (Wenzel Anton, Fürst von), Graf zu Rietberg, ein um das Haus Östreich hochverdienter Staatsmann, geb. zu Wien 1711, wurde als der jüngste unter fünf Brüdern für den geistlichen Stand bestimmt und erhielt schon im 13. Jahre eine Domherrnstelle zu Münster. Erst nach dem frühen Tode seiner Brüder trat er als der einzige Stammhalter aus dem geistlichen Stande zurück und widmete sich den Staatsgeschäften. Er studirte zu Wien, Leipzig und Leyden, durchreiste hierauf, seit 1732, England, Frankreich und Italien, wurde 1735 vom Kaiser Karl VI. zum Reichshofrath und nicht lange nachher zum zweiten kaiserlichen Commissarius am Reichstage zu Regensburg ernannt. Durch seine Vermählung mit der Gräfin von Ostfriesland und Rietberg erwarb er die Grafschaft Rietberg. Nach Karl's VI. Tode im J. 1740 zog er sich auf seine Güter in Mähren zurück; Maria Theresia aber rief ihn nach ihrem Regierungsantritt wieder in den östr. Staatsdienst. Er wurde 1741 nach Rom an den Papst Benedict XIV. und von da nach Florenz gesendet, ging 1742 als Gesandter nach Turin, um das Vertheidigungsbündniß Östreichs mit Sardinien und England gegen die bourbon. Höfe enger zu schließen und wurde 1744 östr. Mi-

nister am Hofe des Generalgouverneurs der östr. Niederlande, des Herzogs Karl von Lothringen. Da kurz darauf die Gemahlin desselben, die Erzherzogin Maria Anna, starb, so übernahm er, in Abwesenheit des Herzogs, die einstweilige Regierung, bis ihn 1745 Maria Theresia zum wirklichen bevollmächtigten Minister erhob. Doch konnte er diesen Posten nicht lange verwalten, weil die Franzosen Brüssel im Febr. 1746 einnahmen. K. capitulirte, erhielt für die östr. Truppen freien Abzug, ging hierauf nach Antwerpen und, als auch dieses übergeben werden mußte, nach Aachen. Seiner geschwächten Gesundheit wegen trat er eine Zeit lang aus dem Staatsdienst, erschien aber bereits 1748 wieder bei dem Friedenscongresse zu Aachen, wo er den Grund zu seinem großen Rufe als Diplomat legte. Nach dem aachener Frieden zum wirklichen Conferenz- und Staatsminister ernannt, bewirkte er als Gesandter am franz. Hofe, 1750—52, durch sein kluges, gewinnendes Benehmen die Aussöhnung und zugleich die geheime Allianz zwischen Östreich und Frankreich und wurde in Folge dessen 1753 zum Hof- und Staatskanzler und überdies 1756 zum niederländ. und ital. Kanzler erhoben, in welcher Eigenschaft er beinahe 40 Jahre die Angelegenheiten Östreichs nach innen und außen leitete. Besonders groß war seine Einwirkung unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia, die ihm unbegrenztes Vertrauen schenkte und zur Belohnung seiner Verdienste durch ihren Gemahl, den Kaiser Franz I., 1764 seine Erhebung in den Reichsfürstenstand veranlaßte. Unter Joseph II. sank jedoch, besonders seit dem mislungenen Project des Austausches von Baiern gegen die Niederlande, sein Einfluß bedeutend, und noch schwächer wurde derselbe unter Leopold II. Bei dem Regierungsantritte Franz's II. bewog sein hohes Alter ihn, die Würde als Hof- und Staatskanzler niederzulegen. Er starb am 27. Juni 1794. K. hatte einen scharfen ausgebildeten Verstand und vereinigte mit genauer, tiefer Kenntniß der politischen Lage Europas unermüdlichen Eifer im Dienste seiner Herrscher, unsträfliche Rechtschaffenheit und Unergründlichkeit in Geheimnissen. Er war lange Zeit das Orakel der Diplomaten und wurde wegen seines entscheidenden Einflusses auf alle europ. Angelegenheiten scherzweise „der europ. Kutscher" genannt. Aber bei aller Klugheit und Überlegenheit war seine Politik doch oft zu gekünstelt nnd spitzfindig, sodaß sie deshalb bisweilen ihr Ziel verfehlte. Einseitig faßte er nur stets den Vortheil des östr. Hauses ins Auge und vergaß, daß der deutsche Kaiser eine deutsche Politik haben soll. Gegen Preußen war er mit gleicher Abneigung, wie seine Herrin Maria Theresia, erfüllt, zum Theil aus Privatinteresse, da diese Macht nach der Besitznahme von Ostfriesland seinen Ansprüchen auf die dortigen Erbgüter nicht Genüge gethan hatte, und auf die deutschen Reichsverhältnisse, in welchen Kleinlichkeit und Pedantismus ein lächerliches, durch Herbeiziehung des Religionsinteresses zuweilen doppelt widriges Spiel trieben, sah er, als ein in seinen Sitten ganz französirter Staatsmann, mit vornehmer Geringschätzung herab. Das Project zur Theilung Polens ist ohne Zweifel seine Erfindung; auch an den kirchlichen Reformen Joseph's nahm er den thätigsten Antheil; ja in Rom glaubte man sogar, daß sie von ihm allein ausgingen, weshalb er dort nie anders als il ministro eretico genannt wurde. Als Pius VI. bei seiner Anwesenheit in Wien K. zum Beweise seiner besondern Huld nicht den Rücken der Hand, sondern das Innere derselben zum Kusse reichte, ging er auf diese Etikette nicht ein, sondern drückte die ihm von dem Papste dargebotene Hand nach altdeutscher Sitte. Seine Eigenliebe und Eitelkeit waren unbegrenzt, sodaß er für Dasjenige, was er recht loben wollte, keinen höhern Ausdruck hatte, als: „Mein Gott, das hätte ich selbst nicht besser machen können." Er kam nie in die freie Luft, trug stets sechs verschiedene Bekleidungen, die er nach Maßgabe der ihn umgebenden Lufttemperatur wechselte, und hatte keine andern Möbel, Wäsche, Kleider, Uhren, als nur aus Paris. Er sprach fertig franz., ital., lat. und englisch, beförderte Künste und Wissenschaften und war ein Freund der Gelehrten. Gegen Fremde seines Standes zeigte er sich vornehm und trocken, dagegen gütig und herablassend gegen Niedere.

Kauri (Cyprea moneta, Cowry-shell) ist eine Art kleiner, nur in den ind. Meeren einheimischer Muscheln, die zu den Porzellanschnecken gehört. Ihrer Gestalt wegen werden sie auch Brustharnisch, Otternköpfchen u. s. w. genannt. Sie haben eine einfache, eiförmige, glatte Schale, sind oben glänzendweiß oder strohgelb, am Bauche weiß und inwendig blau, werden höchstens 1½ Z. groß und sind auf beiden Seiten der Mundöffnung gesäumt und

gezahnt. Man fischt sie jährlich zweimal im Bengalischen Meerbusen, an der malabarischen Küste, in besonders großer Menge aber bei den Malediviſchen Inseln, und bedient sich ihrer in ganz Ostindien, vorzüglich in Bengalen, auch im afrikan. Handel, statt der Scheidemünze. Der Absatz derselben war sonst so groß, daß, ungeachtet des geringen Einkaufspreises, indem z. B. 1780 das Pfund mit 1 Groschen bezahlt wurde, jährlich für ungefähr 200000 Thlr. nach Bengalen geschickt wurden.

Kauscher oder Koscher heißt bei den Juden, was rein und ihnen nach ihrem Gesetze zu genießen oder zu gebrauchen erlaubt ist.

Kausler (Franz von), würtemberg. Obrist, geb. zu Stuttgart 1794, erhielt seine erste Bildung im Gymnasium und im Cadetteninstitute daselbst und wurde 1811 Lieutenant in der Artillerie. Er nahm 1812 an dem Feldzuge in Rußland Theil, wo er sich namentlich in der Schlacht bei Mosaisk auszeichnete, machte mit den würtemberg. Truppen den Feldzug von 1813 mit und wurde 1814 in der Schlacht bei Montereau gefährlich verwundet. Schon hatte man beschlossen, ihm das Bein abzunehmen, als er, zum Bewußtsein erwacht, sich mit Nachdruck dem Ausspruche der Ärzte widersetzte. Nach einem halben Jahre vollständig wiederhergestellt, machte er auch den Feldzug von 1815 mit. Erst 1817 wurde er Hauptmann, 1829 Major und 1836 Obristlieutenant mit Beibehaltung seiner 1822 erhaltenen Anstellung im Generalquartiermeisterstabe, und später Obrist. Er hat in der kriegswissenschaftlichen Literatur sich einen bedeutenden Namen erworben. Seit 1819 gab er mit dem würtemberg. Oberstlieutenant von Breithaupt, später allein die „Zeitschrift für Kriegswissenschaften“ heraus. Von seinen Hauptwerken führen wir an „Versuch einer Kriegsgeschichte aller Völker und Zeiten“ (5 Bde., Ulm 1826—32), „Historisches Wörterbuch der Schlachten, Belagerungen und Treffen aller Völker und Zeiten“ (4 Bde., Ulm 1826—30) und „Synchronistische Übersicht der Kriegsgeschichte, der Fortschritte der Kriegskunst und der gleichzeitigen Quellen“ (4 Lief., Ulm 1826—30, Fol.), die einander erläuternd und ergänzend ein Ganzes bilden; „Atlas der merkwürdigsten Schlachten, Treffen und Belagerungen“ (14 Lief., Freib. 1831—37, 4.) und gemeinsam mit Wörl „Die Kriege von 1792—1815 in Europa und Ägypten“ (28 Lief., Karlsr. und Freib. 1840—42, 4.).

Kaustik, s. Brennlinie.

Kautschuk, Caoutchouc oder Federharz (Gummi elasticum) ist der Name einer Substanz, welche einen Hauptbestandtheil in dem Milchsafte verschiedener amerikan. (Hevea caoutchouc und Jatropha elastica) und ostind. (Ficus elastica und religiosa) Pflanzen ausmacht. In chemischer Reinheit unterscheidet sie sich durch ihre Elasticität, Schmelzbarkeit und Zersetzbarkeit in der Hitze, unter Bildung eines dem Steinkohlentheeröl ähnlichen sauerstofffreien Öles, Caoutchin genannt, sowie durch ihre Unauflöslichkeit in Wasser, Weingeist, Säuren und Alkalien von andern organischen Substanzen. In den Milchsäften findet sich das Kautschuk von manchen andern Substanzen begleitet, in deren Gesellschaft und durch deren Vermittlung es in Wasser vertheilt ist. Zuweilen kommt der frische Milchsaft der genannten Pflanzen in Flaschen in den Handel; allein beim Transport pflegt sich dann der größte Theil des Kautschuks durch Coagulation abzusondern. In der Regel wird jedoch nur der eingetrocknete Milchsaft Gegenstand des Verkehrs. Man macht Einschnitte in die Bäume und läßt den Saft entweder über thönerne Formen, z. B. Flaschen, Schuhe u. s. w., ausfließen und über Holzfeuer lagenweise eintrocknen, wobei er vom Rauche geschwärzt wird, oder man läßt ihn in flache Gruben laufen, in denen er zu speckartigen, gelben, mehr oder minder dicken Massen erhärtet (Speck-Kautschuk). Früher kam fast nur die erstere Sorte vor, neuerdings immer häufiger die letztere, da sie sich zu den technischen Anwendungen vorzugsweise eignet; der ostindische Kautschuk ist nur Speck-Kautschuk. Im Anfange benutzte man den Kautschuk nur seiner eignen Klebrigkeit wegen zum Ausreiben der Bleistiftstriche u. s. w. aus Papier, zu elastischen Bällen und dergleichen Spielwerken. Bald aber bemerkten die Chemiker, daß er sich durch seine Elasticität und Biegsamkeit, verbunden mit großer Undurchdringlichkeit für Gase und Flüssigkeiten, vorzugsweise als Verschlußmittel und als Verbindungsmittel der beweglich sein sollenden Theile zusammengesetzter Apparate eigne. Man verbindet daher jetzt die Röhren an allen

solchen Apparaten, welche nicht größerer Wärme ausgesetzt werden sollen, durch kurze Kautschukröhren, deren Verfertigung dadurch sehr erleichtert wird, daß frisch geschnittene Kautschukränder, gehörig aneinander gedrückt, luft- und gasdicht aneinander haften. Auch als elastische Bestandtheile von Kleidungsstücken, Hosenträgern, Fußriemen u. s. w. fing man bald an, aus Kautschuk geschnittene Fäden und Streifen statt der sogenannten Draht-elastiques zu verwenden. Die größte Ausbreitung hat aber die Anwendung des Kautschuk in der Industrie gewonnen, seit man angefangen, denselben aufzulösen, und mittels der Auflösung theils in dünnen Schichten aufzutragen (wasserdichte Stoffe), theils verschiedenartige Dinge durch Guß herzustellen. Die auch des Preises wegen zu empfehlenden Auflösungsmittel des Kautschuk sind: Terpenthinöl, Steinkohlentheeröl und Caoutchin. Man zerschneidet den Kautschuk und befördert dessen Auflösung durch Umrühren und Erwärmung. Nach der Quantität des Lösungsmittels richtet es sich nun, ob man eine dünne, zum Auftragen auf Zeuche mittels Pinsel und Bürsten geeignete Flüssigkeit, oder eine dicke, zum Guß von Platten, Bällen u. s. w., Erzeugung von Fäden und dergl. geeignete Masse erhält. Eine bei dieser Verwendung des Kautschuk noch nicht ganz beseitigte Schwierigkeit liegt darin, daß die billigern Lösungsmittel sehr schwer so vollständig verfliegen, daß keine Spur von Klebrigkeit oder Geruch zurückbleibt. Bei der Verfertigung wasserdichter Stoffe pflegt man daher auch zwei Zeugblätter durch eine Schicht von Kautschuk, die also nirgend frei liegt, zusammenzuleimen. Auch das sogenannte künstliche Krämpelleder wird so verfertigt. Die Anwendung solcher Zeuge zu wasserdichten, aber freilich auch luftdichten und daher sehr warmen Kleidern, Luftkissen u. s. w. ist bereits sehr bedeutend; eben so die Anwendung des Kautschuk und Kautschukfirnisses auf Schuhwerk, Sohlen, Wagendecken, Spritzenschläuche u. s. w. Elastische Kautschukzeuge erzielt man meist durch Einweben geschnittener, oder nach Art der Nudeln gepreßter und dann übersponnener Fäden von Kautschuk; doch man muß ihnen zuletzt durch Überfahren mit heißen Eisen die Elasticität wiedergeben, wobei sie sich leicht unregelmäßig zusammenziehen. Wenn man Flaschenkautschuk durch Ätherdämpfe erweicht, läßt sich derselbe zu dünnen Blasen auftreiben, die man dann aufschneiden und zu Häuten und Tafeln ausbreiten kann. Durch Kälte, Feuchtigkeit, dauernde Dehnung verliert der Kautschuk die Elasticität ganz oder zum Theil; sie kann ihm aber durch Erwärmung mittels eines heißen Eisens meist wiedergegeben werden. Die Verarbeitung des Kautschuk blüht vorzüglich in England, weniger in Frankreich; in Deutschland besonders in Berlin.

Kayster oder Kaystros, ein Fluß in Jonien, jetzt Karasu, welcher auf dem Gebirge Tmolus in Lydien entspringt, dann die reizendsten Wiesen und Ebenen durchströmt und nördlich von Ephesus ins Meer sich ergießt, ist berühmt wegen der zahlreichen Scharen von Schwänen, die, wie schon zu Homer's Zeit, so noch jetzt an den Ufern desselben sich niederlassen, und wird daher von den alten Dichtern häufig bei Schilderung von Naturschönheiten erwähnt.

Kaystrios, der Sohn des Achilles und der Amazone Penthesileia, von dem der Fluß Kaystros (s. d.) den Namen haben soll, an dessen Gestade er mit Asios ein Heroon hatte, erbaute mit dem Autochthonen Kresos das älteste Heiligthum der Artemis auf der Stelle, wo Ephesus stand, und räumte den Schutz suchenden Amazonen Wohnungen um dasselbe ein.

Kean (Edmund), nächst Garrick (s. d.) und Kemble (s. d.) der ausgezeichnetste Schauspieler Englands, geb. am 4. Nov. 1787, oder nach Andern 1790 in London, wurde als der Sohn Aaron K.'s, eines Bruders des berühmten Bauchredners Moses K., und der Tochter des als Dichter bekannten George Carey's getauft; er selbst behauptete jedoch aus einer morganatischen Ehe des Herzogs von Norfolk entsprossen zu sein. Obwol klein und verwachsen, gefiel er schon in seinem fünften Jahre als Figurant in den Pantomimen auf dem Drurylanetheater; entlief aber nachher seiner Mutter, ging als Kajütenjunge auf einem Schiffe mit nach Madeira, wo er sich, als es ihm nicht mehr gefiel, dadurch freimachte, daß er sich taub stellte. Nach London zurückgekehrt, erschien er als Affe auf dem Bartholomäusjahrmarkte in London, und kam dann an ein Theater in der Vorstadt, wo er in Sheridan's Umarbeitung von Kotzebue's „Sonnenjungfrau" als Rolla spielte und bald darauf unter dem Namen Carey zu einer Schauspielergesellschaft in Yorkshire, wo er, obgleich erst 13 J. alt, den Hamlet und Addison's Cato mit Beifall gab. Im J. 1801 brachte ihn

D. Drury auf die Schule in Eton. Allein an völlige Ungebundenheit gewöhnt, verließ er nach drei Jahren die Schule und wanderte seitdem von Bühne zu Bühne, bis er im Jan. 1814 als Shylock die londoner Bühne betrat und das Publicum sich sogleich für ihn entschied. Seine Glanzpartien waren außerdem Richard III., Othello, Macbeth und Jago. In den J. 1820—1821 gastirte er mit vielem Glück in Nordamerika und wurde zwar bei einem zweiten Besuche 1825 weniger günstig aufgenommen, dagegen bei seinen Gastrollen in Paris im J. 1828 mit Ehren überschüttet. Dem Trunke verfallen, spielte er noch eine Zeit lang auf dem Coventgardentheater, trat dann 1829 zum Drurylanetheater zurück und starb am 15. Mai 1833 zu Richmond.

Kebren, Flußgott in Troas, war der Vater der Asterope, die an Äsakus, und der Önone, die an Paris, des Priamus Söhne, vermählt war.

Keferstein (Christian), Hofrath in Halle, einer der verdientesten Geognosten, geb. zu Halle am 20. Jan. 1784, wo er die Stadtschule besuchte, 1803—6 die Rechte studirte, dann als Auscultator beim Stadtgerichte eintrat und 1809 Procurator beim Tribunal wurde. Von Jugend auf mit besonderer Vorliebe für Mineralogie beseelt, später hauptsächlich durch Steffens Vorlesungen angeregt, gewann er erst seit Wiederherstellung der preuß. Regierung, wo er als Justizcommissar angestellt wurde, hinreichende Muße für seine Lieblingsbeschäftigungen, worauf er 1815 die juristische Laufbahn ganz aufgab, um sich lediglich der Geologie und Geognosie zu widmen. Nach gründlichen Vorstudien bereiste er Deutschland, Frankreich, Italien, Ungarn und die Schweiz. Die hierbei gemachten Beobachtungen setzten ihn in den Stand, bei dem damaligen Streit über den Basalt in den „Beiträgen zur Geschichte und Kenntniß des Basalts und der verwandten Massen" (Halle 1819) und den „Geognostischen Bemerkungen über die basaltischen Gebilde des westlichen Deutschlands" (Halle 1820) die Vulkanität des Basalts siegreich gegen die Werner'sche Schule zu verfechten. Auch arbeitete er in dieser Zeit das „Mineralogische Taschenbuch zum Behuf mineralogischer Excursionen und Reisen" (Halle 1820). Studien behufs der Abfassung geognostischer Karten und Beschreibungen von Deutschland bestimmten ihn 1820 die eigentlichen Alpenländer noch einmal zu besuchen und zu weitern Reisen. Nach seiner Rückkehr erhielt er 1821 eine Stelle beim Bergamt in Suhl, kehrte aber später nach Halle zurück, wo er seitdem privatisirt, und früher auch Vorlesungen hielt. In diese Zeit fallen seine drei Hauptwerke, die „Tabellen über die vergleichende Geognosie" (Halle 1825); die „Naturgeschichte des Erdkörpers" (2 Bde., Lpz. 1834) und das beschreibende Kartenwerk „Deutschland geognostisch-geologisch dargestellt" (7 Bde., Weim. 1821—31). Nach längerer Zeit gänzlichen Schweigens lieferte er die „Geschichte und Literatur der Geognosie" (Halle 1840). In neuester Zeit machte er Aufsehen durch seinen Versuch „Über die Halloren, als eine wahrscheinlich keltische Colonie" (Halle 1843).

Kegel (conus) ist ein Körper, der von einer ebenen Fläche, welche die Basis oder Grundfläche bildet, und von einer Kegelfläche eingeschlossen wird. Die letztere ist, im weitern Sinne, eine Fläche, die von einer geraden Linie beschrieben wird, deren einer Endpunkt festliegt, während der andere an dem Umfange einer krummen Linie herumgeführt wird. Jener feste Punkt bildet die Spitze des Kegels. Der gemeine Kegel, welcher beiweitem am häufigsten vorkommt, hat einen Kreis zur Grundfläche; doch kann dieselbe auch jede andere ebene krumme Linie, z. B. eine Ellipse, sein. Wo von einem Kegel schlechthin die Rede ist, wird fast immer der gemeine, mit kreisförmiger Basis, gemeint. Diejenige gerade Linie, welche die Spitze eines solchen Kegels mit dem Mittelpunkte der Grundfläche verbindet, nennt man die Achse des Kegels; jede gerade Linie aber, welche von der Spitze des Kegels an den Umfang der Grundfläche gezogen wird, heißt eine Seite des Kegels. Der Kegel selbst heißt ein senkrechter oder gerader Kegel, wenn dessen Achse senkrecht auf der Grundfläche steht, und ein schiefer Kegel, wenn dieses der Fall nicht ist; jener ist beiweitem häufiger. Gleichseitig nennt man denjenigen Kegel, dessen Seiten alle untereinander gleich groß sind. Unter der Höhe des Kegels versteht man die Länge derjenigen senkrechten Linie, welche man sich von der Spitze des Kegels auf seine Grundfläche herabgelassen denkt. Bei dem geraden Kegel ist sie mit der Achse einerlei. Um den körperlichen Inhalt des Kegels zu erhalten, muß man seine Grundfläche mit dem dritten Theile

der Höhe multipliciren. Merkwürdig sind die sogenannten Kegelschnitte, d. i. diejenigen krummen Linien, welche entstehen, wenn ein gemeiner Kegel durch eine Ebene geschnitten wird. Schneidet man z. B. einen Kegel mit einer Ebene, welche mit der Achse einen rechten Winkel bildet, so ist die Durchschnittsfläche der Grundfläche ähnlich, wird aber desto kleiner, je weiter von der Grundfläche entfernt man den Schnitt führt. Geschieht der Schnitt schief, d. h. auf der einen Seite höher über der Grundfläche als auf der andern, so entsteht keine kreisförmige, sondern eine länglich-runde Fläche, welche man eine Ellipse (s. d.) nennt. Auch kann der Schnitt mit der einen Seite des Kegels gleichlaufend geschehen, wodurch eine nur nach oben krummlinig begrenzte und unten von der Grundfläche abgeschnittene Fläche entsteht, welche Parabel (s. d.) genannt wird. Geschieht der Schnitt noch anders, so entsteht gleichfalls eine nur nach oben krummlinig begrenzte, unten von der Grundfläche abgeschnittene Fläche, die Hyperbel (s. d.). Die Eigenschaften dieser Kegelschnitte sind schon von den Griechen, insbesondere von Apollonius von Perga in seinem noch vorhandenen Werke über dieselben mit großem Scharfsinn entwickelt worden und finden in der Mathematik überall sehr nützliche Anwendung. — In der Buchdruckerkunst bezeichnet man mit Kegel oder Kögel die Dicke, welche die Lettern, und zwar nicht in die Breite, sondern in die Länge gerechnet, nach den verschiedenen Schriftgrößen haben. — Bei den Kanonen heißt Kegel das Visir.

Kehl, eine Stadt im Mittelrheinkreise des Großherzogthums Baden, die etwa 1000 und zusammen mit dem angrenzenden Dorfe Kehl über 2200 E. hat, am Ausflusse der Kinzig in den Rhein, über welchen hier eine Brücke nach dem ½ Stunde davon gelegenen Strasburg führt, war früher eine bedeutende Festung. Zu Ende des 17. Jahrh. von den Franzosen erbaut, um als Stützpunkt der Eroberungen zu dienen, die Ludwig XIV. auf dem rechten Rheinufer beabsichtigte, kam dieselbe im ryswijker Frieden 1697 an den Markgrafen von Baden-Baden, wobei sich jedoch Kaiser und Reich das Besatzungsrecht vorbehielten. Nachdem die Wälle um die Mitte des 18. Jahrh. abgetragen worden waren, wurde K. ein ansehnlicher Fabrik- und Handelsort; auch legte Beaumarchais daselbst eine Druckerei an, aus welcher die Ausgabe des Voltaire und andere Prachtwerke hervorgingen. Während des Revolutionskrieges stellte man die Festungswerke wieder her. K. mußte hierauf mehre Belagerungen, unter denen die im J. 1796 die merkwürdigste ist, aushalten, brannte dreimal nieder und war abwechselnd in deutschen und franz. Händen. Im J. 1808 wurde es von Napoleon mit dem Departement Niederrhein verbunden, 1814 aber an Baden zurückgegeben, worauf 1815 die Festungswerke abgetragen wurden.

Kehle ist ein mehr der Volkssprache als der Wissenschaft angehöriges Wort, dessen Bedeutung daher auch nicht ganz festgestellt werden kann. Gewöhnlich nennt man so den Theil des Schlundes, wo sich der bis dahin für Luft und Speise gemeinschaftliche Kanal in die Luftröhre und die Speiseröhre scheidet, und den obersten Theil dieser beiden Organe. Zuweilen jedoch spricht man von der unrechten Kehle, das ist die Luftröhre, deren Gegensatz, die rechte Kehle, die Speiseröhre allein sein würde, während in manchen Redensarten und Worten, z. B. die Kehle abschneiden oder zuschnüren, Kehltöne u. s. w., wieder nur die Luftröhre oder vielmehr der Anfang derselben, der Kehlkopf (larynx), darunter verstanden wird. Dieser ist eines der wichtigsten Organe des menschlichen Körpers, indem alle Luft von außen in die Lungen und aus den Lungen nach außen durch ihn hindurchtreten muß und in ihm die Stimme gebildet wird. Er besteht lediglich aus Knorpel, welcher mit Schleimhaut überzogen und mit verschiedenen Bändern und Muskeln besetzt ist. Das Hauptstück ist der Schildknorpel (cartilago thyreoidea), welcher aus zwei Platten besteht, die sich nach vorn in einem Winkel vereinigen. Diese Vereinigung bildet einen ziemlich scharfen Rand, welcher unmittelbar unter der äußern Haut der vordern Halsfläche liegt, besonders beim männlichen Geschlecht sehr sichtbar hervortritt und Adamsapfel (s. d.) genannt wird. Unterhalb des Schildknorpels liegt der Ringknorpel (cartilago cricoidea), ganz wie ein Ring mit einem hohen Schilde gestaltet, dessen dünnere Hälfte nach vorn sieht, während die hintere, welche das breite hohe Schild des Ringes bildet, beträchtlich in die Höhe steigt und so die von dem Schildknorpel offen gelassene hintere Wand des Kehlkopfs darstellt. Diese Wand wird ergänzt durch die beiden Gießkannenknorpel

(cartilagines arytaenoideae), welche mit den an ihrer Spitze befindlichen Knorpelstückchen (corpuscula Santoriana) ziemlich wie die mit einem Siebaufsatz versehene Röhre einer Gießkanne gebildet sind und auf dem obern Rande des Schildes des Ringknorpels aufsitzen. Auf diese Weise ist der Kehlkopf mit seinen drei Wänden, welche oben weiter als unten voneinander entfernt sind, einer dreieckigen Pyramide nicht unähnlich, der jedoch die Spitze fehlt und deren dreieckige Form da, wo die Spitze abgeschnitten ist, in eine runde übergeht, sodaß sich die Luftröhre daran schließen kann. Nach oben ist der Kehlkopf durch den Kehldeckel (epiglottis) bedeckt, eine dreieckige, mit Schleimhaut überzogene Knorpelplatte, deren Basis nach vorn an die Zungenwurzel sich anheftet, während ihre Spitze nach hinten sieht und schief aufrecht steht, das Ganze aber durch die darüber hinweggehenden Speisen und Getränke niedergedrückt wird und so den Kehlkopf nach oben verschließt. Eine Menge Muskeln und Bänder, welche man am Kehlkopfe bemerkt, dienen dazu, theils den Kehlkopf in seiner Lage festzuhalten, theils die Bewegungen desselben oder seiner einzelnen Theile zu vermitteln. Außer der zum Leben nöthigen Function, der Luft den Durchzug zu gewähren, hat der Kehlkopf auch noch die, die Stimme zu erzeugen, wozu in seinem Innern ein eigener Apparat, die Stimmritze (glottis), angebracht ist. Der Kehlkopf des Mannes ist bedeutend größer und umfangreicher als der des Weibes; beim Kinde ist er noch sehr unausgebildet, entwickelt sich aber schnell zur Zeit der Pubertät zu seiner Vollendung. Die Knorpel, mit Ausnahme des Kehldeckels, haben viel Neigung zur Verknöcherung, welche nicht selten schon nach dem 30. Lebensjahre beginnt. Die Krankheiten des Kehlkopfs bestehen meist in Entzündung der Schleimhaut desselben und deren verschiedenen Folgen. Schon die entzündliche Reizung dieser Haut beim einfachen Katarrh dieses Organs, die sich durch ein Husten erregendes Kitzeln kund gibt, bedarf der Vorsicht, um diesem Reize, der durch die hindurchströmende Luft unterhalten wird, nicht neue Nahrung durch andere Dinge, als spirituöse Getränke, fette, salzige Speisen u. s. w., zu geben, und die Folgen eines vernachlässigten **Kehlkopfkatarrhs** sind nicht selten acute oder chronische Entzündung der Kehlkopfschleimhaut, nachmalige Geschwürsbildung und Vereiterung des ganzen Organs, was man **Kehlkopfschwindsucht** (phthisis laryngea) nennt. Von den Thieren besitzen nur diejenigen einen Kehlkopf, welche durch Lungen athmen, also die drei obersten Thierclassen, die Säugethiere, Vögel und Amphibien. Der Kehlkopf der Säugethiere ist dem des Menschen meist sehr ähnlich und nur der Stimmapparat ein sehr verschiedener. Die Vögel besitzen zwei Kehlköpfe, einen obern und einen untern. Der obere gibt in der Hauptform das Bild des menschlichen wieder und unterscheidet sich hauptsächlich dadurch, daß der Kehldeckel meist fehlt; der untere befindet sich an der Stelle der Luftröhre, wo sich diese in ihre zwei Hauptäste theilt, und enthält bei den verschiedenen Arten der Vögel einen mehr oder weniger zusammengesetzten Apparat zur Bildung der Stimme, welche hauptsächlich in diesem Kehlkopfe erzeugt wird. Der Kehlkopf der Amphibien besteht fast nur in einer häutigen Anschwellung der Luftröhre, in welcher sich einige Knorpelstücke befinden, die bei den verschiedenen Arten auch einen verschiedenen Grad der Ausbildung haben. Auch bei ihnen fehlt der Kehldeckel fast durchgängig.

Keil nennt man gewöhnlich ein dreiseitiges Prisma oder einen durch drei rechtwinkelig-viereckige und zwei dreieckige Flächen eingeschlossenen Körper, der zwischen zwei Körper getrieben wird, um sie zu trennen und z. B. zum Spalten des Holzes, zum Hinauftreiben von Balken, Lasten u. s. w. dient; im weitern Sinne kann jeder in eine Spitze oder eine Schneide zulaufende Körper als ein Keil betrachtet werden, z. B. Messer, Degen, Beile, Hacken, Grabstichel, Nägel, Nadeln u. s. w. Der Keil pflegt zu den sechs einfachen Maschinen oder mechanischen Potenzen gerechnet zu werden; man kann ihn aber auch auf die schiefe Ebene zurückführen und als zwei mit ihren Grundflächen verbundene schiefe Ebenen betrachten. Er ist unter den einfachen Maschinen die einzige, welche durch den Stoß getrieben wird. Man unterscheidet an ihm die Seitenflächen, welche meist von gleicher Größe sind, die Schneide oder Schärfe, in welche jene endigen, und den Kopf, auf welchem die den Keil bewegende stoßende Kraft wirkt. Die Wirkung des Keils ist unter allen Umständen um so größer, je geringer seine Dicke im Vergleich zu seiner Länge und je feiner seine Schneide ist. Sehr wesentliche Bedingung für die Brauchbarkeit des Keils ist ein hoher

Grad von Reibung, welche freilich die aufzuwendende Kraft bedeutend steigert; sie ist es, welche den Keil z. B. beim Spalten des Holzes in dem gemachten Spalte festhält, während er außerdem in Folge des lothrecht gegen seine Seitenflächen gerichteten Druckes nach jedem Schlage sofort wieder herausgetrieben werden würde. In der Regel ist die Reibung noch ungleich stärker als der gegen den Keil ausgeübte Druck. — In der Baukunst nennt man Keil den Schlußstein, der vorzüglich bei Gewölben einen wichtigen Gegenstand bildet.

Keil (Joh. Georg), Hofrath und Dechant des Stifts Wurzen, geb. am 20. März 1781 zu Gotha, hatte auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt seine wissenschaftliche Vorbildung begonnen, als er im 15. Jahre seinen Vater, der dort als Senator und Rathskassirer angestellt war, verlor und durch häusliche Verhältnisse sich genöthigt sah, seine Studien zu verlassen, um sich dem Kaufmannsstande zu widmen. Doch einige Jahre darauf wendete er sich den Wissenschaften wieder zu, kam auf das Gymnasium zu Weimar und studirte zu Jena. Nach Weimar zurückgekehrt, wurde er an der Bibliothek angestellt und ein Jahr später zweiter Bibliothekar. In Folge seiner Verheirathung mit der einzigen Tochter des Banquiers Löhr in Leipzig gab er 1814 seine Stelle in Weimar auf, um sich nach Leipzig zu wenden, und erhielt bei seinem Weggange den Titel als Hofrath. Im J. 1828 trat er als Capitular in das Collegiatstift zu Wurzen, das ihn 1831 zum Dechanten ernannte. Seinen Ausgaben der „Vida de Lazarillo de Tormes" von Hurtado de Mendoza (Gotha 1810), des „Gran Tacaño" von Quevedo Villegas (Bd. 1, Gotha 1812) ließ er eine „Ital. Sprachlehre" (Erf. 1812; 3. Aufl., 1831) und eine „Span. Grammatik" (Gotha 1814; 2. Aufl., Lpz. 1837) folgen, der sich ein „Elementarbuch der span. Sprache" (Gotha 1814) und eine „Span. Chrestomathie" (Gotha 1814) anschlossen. Auch lieferte er eine Ausgabe der „Vita nuova" und der „Rime" des Dante (Chemn. 1820). Seine erste Ausgabe des Calderon gedieh nur bis zum dritten Bande (Lpz. 1820—22); dagegen führte er eine zweite, mit größerer typographischer Sparsamkeit angelegte Ausgabe glücklich zu Ende (4 Bde., Lpz. 1827—30). Im Anerkenntniß seiner Verdienste um die span. Sprache ernannte ihn die Real academia española zu Madrid 1831 zu ihrem Mitgliede. Neuerdings ließ er unter dem Titel „Lyra und Harfe" (Lpz. 1834) eine Sammlung lyrischer Gedichte erscheinen. Durch seinen Schwiegervater ist er im Besitz einer nicht unansehnlichen Gemäldesammlung und durch den Großvater seiner Frau, den berühmten Kupferstecher Bause, besitzt er eine bedeutende Kupferstichsammlung.

Keilschriften nennt man diejenigen altoriental. Schriftarten, die aus keilförmigen Figuren zusammengesetzt sind. Es ist die einfachste Schriftgattung, die man kennt, denn sie besteht in ihren Elementen nur aus zwei Figuren, einem bald stehenden, bald liegenden größern oder kleinern Keile (▼, ◄) und einem Winkelkeile (<); durch Zusammensetzung und Wiederholung dieser beiden Grundelemente werden Buchstaben und Sylben gebildet. Sie ist ganz dazu geschaffen, durch den Meisel eingehauen zu werden. Man findet sie auf den alten Baudenkmalen von Persepolis und andern Ruinen im pers. Reiche, an den Trümmern von Babylon und Ninive, in der sogenannten Stadt der Semiramis am See Wan in Armenien und durch die pers. Herrschaft verbreitet auch in Ägypten. Alle Hauptvölker der altpers. Monarchie haben dieser Schrift sich bedient, aber nach Maßgabe ihrer verschiedenen Sprache die Elemente auf verschiedene Weise verarbeitet, sodaß man schon jetzt fünf verschiedene Gattungen von Keilschriften kennt, von denen die eine und zugleich die einfachste eine reine Buchstabenschrift ist, die andern aber ziemlich complicirte Sylbenschriften darzustellen scheinen. Genaue Abzeichnungen der Inschriften in Keilschrift verdanken wir den Reisenden Le Brun, Niebuhr, Ker Porter, Rich, Schulz, Rawlinson, Westergaard, Botta u. A. Die Entzifferung dieser Inschriften ist bis jetzt nur bei denen der einfachsten Gattung mit ziemlicher Sicherheit gelungen. Durch sehr scharfsinnige Combinationen fand G. F. Grotefend (s. d.) die bekannten Namen der pers. Könige aus dem Geschlechte der Achämeniden, Darius, Xerxes u. s. w. in den Inschriften von Persepolis. Durch die später gewonnene Kenntniß der Zend- und Sanskritsprache wurde es E. Burnouf (s. d.) in der „Mémoire sur deux inscriptions cunéiformes" (Par. 1836, 4.) und Chr. Lassen (s. d.)

in den „Altpers. Keilinschriften in Persepolis" (Bonn 1836; revidirt und ergänzt in der „Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes", Bd. 6, Heft 1) möglich, die Entzifferung und Erklärung bedeutend zu fördern; die Versuche Grotefend's finden dadurch im Wesentlichen ihre Bestätigung; die Sprache ergibt sich als ein altpers. Idiom. Viele Inschriften in Persepolis geben dieselben in drei verschiedenen Keilschriftgattungen untereinander gestellt, die offenbar denselben Inhalt in verschiedener Sprache wiederholen. Da die einfachste Art derselben jetzt gelesen werden kann, so darf man hoffen, daß dies auch noch bei den übrigen Gattungen gelingen wird; einen Versuch, die der einfachsten Schriftgattung zunächst stehende zu entziffern, hat Westergaard bekannt gemacht in der „Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes" (Bd. 6, Heft 2); er nennt die Sprache derselben medisch.

Keim nennt man die Grundlage, aus welcher sich jeder organische Körper unter den dazu erfoderlichen Bedingungen nach und nach entwickelt. Besonders spricht man von Keimen der Gewächse und nimmt eine dreifache Gattung derselben an: die Knospen an mehrjährigen Pflanzen, die Zwiebeln oder Knollen unter der Erde und die Keime in den Früchten oder den Samen. Daß die Augen oder Knospen Keime sind, sieht man daraus, daß sich mittels des Einimpfens aus ihnen neue Pflanzen entwickeln. Sie würden sich sogar wie Samen aussäen lassen, wenn sie nicht in der Erde der Fäulniß zu sehr ausgesetzt wären. Im Samenkorne oder in der Frucht ist der Keim derselbe, aber nur anders eingehüllt und von der Natur bestimmt, sich in feuchter Erde zu entwickeln.

Keiser (Reinhard), einer der frühesten deutschen und ohne Zweifel der fruchtbarste aller Operncomponisten, geb. 1673 zu Leipzig, erhielt daselbst auf der Thomasschule und auf der Universität seine wissenschaftliche Bildung. Sein ausgezeichnetes musikalisches Talent entwickelte sich unter dem Einflusse der Oper und der Concerte. Zunächst wurde er an den braunschweig. Hof berufen, um zwei Opern zu componiren, die ihm vielen Ruf brachten. Im J. 1694 ging er nach Hamburg, wo damals die Oper in ihrem höchsten Glanze war. Auch hier gefielen seine Opern so sehr, daß er, eine Reise nach Kopenhagen ausgenommen, wo er zum dän. Kapellmeister ernannt wurde, Hamburg nie wieder verließ und 40 Jahre hindurch mit dem größten Ruhme für das dortige Theater componirte. Er starb daselbst 1739 als Cantor an der Kathedrale. Außer seinen Concert- und Kirchenmusiken haben wir von ihm 116 vollständige Opern, ungerechnet die, an welchen er blos mitarbeitete. Händel schätzte seine Arbeiten hoch und Mattheson rühmt namentlich seine gute Declamation und richtige Behandlung des Textes.

Keith (George), geb. 1685 zu Kinkardine in Schottland und gewöhnlich der Lord Marschall genannt, weil die Familie, aus welcher er entsprossen, ein Erbrecht auf die Marschallswürde von Schottland besaß und er solche als Haupt der Familie mit dem Titel Lord von Kinkardine und Altrée bekleidete, widmete sich sehr jung dem Kriegerstande und diente bereits 1712 als erster Brigadier unter Marlborough. Nach dem Tode der Königin Anna erklärte er sich für den Prätendenten, versuchte ihn in London zum Könige auszurufen und warb für ihn 1715 um die Hülfe Frankreichs und Spaniens. Nach der Schlacht von Preston wurde er als Jakobit vom Parlament geächtet und zum Tode verurtheilt. Sechs Monate irrte er in den schot. Hochgebirgen umher, entkam dann nach dem Continent und diente dann der Krone Spanien. Nachher lebte er mit dem Prätendenten längere Zeit in Rom und betrieb für ihn eine Menge Unterhandlungen, vernichtete jedoch später seine sämmtlichen, sie betreffenden Papiere. Nachdem er von Rom nach Spanien zurückgekehrt, eilte er auf die Nachricht von der lebensgefährlichen Verwundung seines Bruders, Jakob Keith (s. d.), bei Oczakow zu diesem und begleitete ihn nach Paris. Nachmals ging er nach Spanien, von da nach Venedig, dann zu seinem Bruder nach Berlin. Friedrich der Große machte ihn zum Gouverneur von Neufchatel, später zum Gesandten in Madrid; allein des öffentlichen Lebens müde, nahm er abermals seinen Aufenthalt in Berlin, bis die Freundschaft des Königs bei der engl. Regierung seine Wiedereinsetzung in alle seine Güter und Würden bewirkte. Doch nach kurzem Verweilen in Schottland kam er nach Berlin zurück und starb auf seinem Landhause bei Potsdam am 25. Mai 1778. Vgl. (d'Alembert) „Eloge de Milord Maréchal" (Berl. 1779).

Keith (George Elphinstone, Lord und Viscount), brit. Seemann, geb. 1746 zu El-

phinstone, widmete sich seit 1762 dem Seedienste unter dem Capitain Jervis, nachherigem Lord St.-Vincent. Er wurde 1769 Lieutenant, 1772 Commandeur und 1775 Capitain; war in der Zwischenzeit Parlamentsmitglied für die schot. Grafschaft Dumbarton, nahm und vernichtete im amerikan. Kriege 1780—83 mehre franz. Schiffe und trat 1786 für die schot. Grafschaft Stirling ins Unterhaus. Im J. 1790 wirkte er als Befehlshaber eines Linienschiffs bei der Eroberung von Toulon; 1794 wurde er Contreadmiral und 1795 eroberte er das Capland, worauf er nach Indien segelte und Ceylon nahm. Im J. 1798 zum Baron Keith von Stone-Haven Marschall ernannt, bemächtigte er sich in der Bai von Saldanha einer holländ. Escadre von vier Linienschiffen, drei Fregatten und drei Corvetten. Er folgte dem Lord St.-Vincent im Oberbefehl, commandirte 1800 die Blockade von Genua und deckte 1801 des Generals Abercromby's Ausschiffung in Ägypten. Dort verweigerte er die Ratification des von seinem Unterbefehlshaber Sidney Smith mit den Franzosen abgeschlossenen Vertrags von El Arisch. Nach dem Frieden begab er sich 1802 nach England und befehligte 1803 einen Theil der Kanalflotte. Er beobachtete die in Boulogne sich vorbereitende Landung in England, wurde 1805 Admiral der Weißen Flagge und 1814 Viscount. Als Oberbefehlshaber der Kanalflotte leitete er die Einschiffung Napoleon's nach Sanct-Helena und starb in Tullialanhouse am 10. März 1823.

Keith (Jak.), preuß. Feldmarschall, der Bruder George Keith's (s. d.), geb. am 11 Juni 1696 zu Fretereffa, einem festen Schlosse in der schot. Grafschaft Kinkardine, zeigte frühzeitig, obgleich für das Studium der Rechte bestimmt, große Neigung zum Militairstande und benutzte die Jakobitischen Unruhen in den J. 1715 und 1716, um als Protestant unter Georg I. Kriegsdienste zu nehmen. Wegen seiner toristischen Gesinnung von dem Whigministerium zurückgewiesen, schloß er sich der Sache des Prätendenten an und wurde in der Schlacht von Sherifmuir verwundet. Nach der Niederlage des Prätendenten floh K., da sein sämmtliches Vermögen der Krone verfallen war, nach Frankreich, legte sich daselbst, unter Maupertuis' Anleitung, mit so vielem Glücke auf das Studium der Mathematik, daß er in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen wurde, und ließ sich endlich, der Sache des Prätendenten fortwährend getreu, im J. 1717 bestimmen, nach Spanien überzugehen, um an der von Alberoni kühn entworfenen Unternehmung auf Schottland Antheil zu nehmen. Doch bald kam die Ausführung derselben in Stocken und nur mit Mühe erhielt K. durch die Verwendung des Herzogs von Leyria eine Stelle als Oberst des irländ. Regiments. Als hierauf das ganze Unternehmen, besonders an der Uneinigkeit der vornehmen Schotten, scheiterte, mußte K. sich erst in den schot. Hochlanden verbergen, dann in Holland, Frankreich und Italien unstätt umherirren. Erst im Juli 1720 erschien er wieder in Madrid, wo man seine Foderung einer Anstellung anfangs völlig zurückwies und dann die Erfüllung derselben von einer Glaubensänderung abhängig machen wollte. K. suchte nun um eine Anstellung in Rußland nach und verließ, als Generalmajor dorthin berufen und mit königlichen Empfehlungen und einem Geldgeschenk versehen, im Aug. 1728 Spanien. Er leistete den Russen theils durch seine Thätigkeit als Generalinspector bedeutender Truppenmassen, theils als Feldherr im poln. Kriege von 1732, theils als Generallieutenant und Befehlshaber des russ. Hülfscorps am Rhein gegen Frankreich 1735, endlich auch in den Türkenkriegen von 1736 und 1737 unter Münnich's Obercommando und als selbständiger Befehlshaber wichtige Dienste. In dem letztgenannten Feldzuge war es, wo er bei der Erstürmung von Oczakow zuerst die Bresche erstieg, aber eine schwere Verwundung erlitt, deren Heilung erst in Paris gelang, wohin ihn sein aus Spanien zu seiner Pflege herbeigeeilter Bruder geführt hatte. Mit frischer Kraft führte er dann mit Lascy von 1741—44 den Krieg mit Schweden; er entschied den Sieg in der Schlacht von Wilmanstrand und vertrieb die Schweden von den Alandsinseln in der Ostsee. Nach dem Frieden von Åbo im J. 1743 kam er als Gesandter der Kaiserin an den schwed. Hof und erhielt bei seiner Zurückkunft den Marschallsstab. Durch die Wegweisung seines Bruders aus Rußland und durch Zurücksetzungen anderer Art von Seiten des ihm abgeneigten Vicekanzlers Bestuzew empfindlich verletzt, bat er um seinen Abschied, den er nur nach vieler Mühe und unter der Bedingung endlich erhielt, niemals gegen Rußland zu fechten. K. begab sich nun an den Hof des Königs von Preußen, der den tüchtigen

Kriegsmann und vollendeten Feldherrn mit Freuden empfing, ihn mit bedeutendem Gehalt zum Feldmarschall und 1749 zum Gouverneur von Berlin ernannte und ihn überhaupt seines vertrautern Umgangs würdigte. Beim Beginn des Siebenjährigen Kriegs ging K. mit einer preuß. Heeresabtheilung nach Niedersachsen und wurde hierauf vom Könige auch zu mehren diplomatischen Verhandlungen, z. B. 1757 mit dem Herzog von Richelieu, gebraucht; er nahm an den Schlachten von Lowositz und Roßbach Theil, leitete die Belagerungen von Prag und Olmütz, deckte nach der aufgehobenen Belagerung von Olmütz im J. 1758 den merkwürdigen Rückzug des Belagerungsheers, wurde aber noch in dem nämlichen Jahre, am 14. Oct., als Daun das Lager der Preußen bei Hochkirch überfiel, von einer Stückkugel vom Pferde gerissen und starb auf dem Schlachtfelde. Die Feinde, die ihn hochgeehrt hatten, ordneten ein feierliches Begräbniß mit allen Kriegsehren an. K. war ein Mann von großen Talenten, ausgezeichneter Tapferkeit und strenger Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit. Lord Marschall, sein Bruder, schrieb an Madame Geoffrin nach Paris: „Denken Sie sich, welch eine große Erbschaft mir mein Bruder hinterläßt. Er hat an der Spitze eines großen Heers Böhmen gebrandschatzt und ich habe 70 Ducaten bei ihm gefunden!" Friedrich II. ließ ihm in Berlin eine Marmorstatue errichten. Vgl. Varnhagen von Ense, „Leben des Feldmarschalls Jak. K." (Berl. 1844).

Keläno hieß 1) eine der Harpyien (s. d.), des Thaumas und der Elektra Tochter; 2) die Tochter des Atlas und der Pleione, von Poseidon Mutter des Lykos und Eurypylos oder, nach Andern, von Prometheus des Lykos und Chimäreus; 3) die Tochter des Hyamos, von Apollon Mutter des Delphos; 4) eine Amazone, die mit der Eurybia und Phoibe von Herakles erlegt wurde; 5) die Tochter des Danaus, des Hyperbius Braut und Mörderin, nach Andern von Poseidon Mutter des Kelänos, nach dem die Stadt Kelänä in Phrygien benannt wurde.

Keller (Georg), einer der freisinnigsten unter den katholischen Theologen der neuern Zeit, geb. zu Ewattingen auf dem Schwarzwalde unweit Bomdorf am 14. Mai 1760, der Sohn eines Hufschmieds, besuchte die Schule zu Villingen, das Gymnasium zu Freiburg im Breisgau und dann die Universität zu Wien, wo er Philosophie und Theologie studirte. Nachdem er 1778 in seine Heimat zurückgekehrt, trat er nach dem Wunsche seiner Ältern als Novize in das Benedictinerstift St.-Blasien, wo er 1785 sein Gelübde ablegte, den Ordensnamen Victor erhielt und, nachdem er in demselben Jahre die Priesterweihe erhalten, im Kloster das Lehramt des Kirchenrechts und der Kirchengeschichte übernahm. Schon zu jener Zeit veranlaßten seine freien Lehrvorträge Beschwerden, gegen welche ihn der gelehrte Abt Martin Gerbert schützte. Nach dem Tode desselben wurde K. auf die zum Kloster gehörige Propstei Gurtweil geschickt, später Pfarrer zu Schluchsee auf dem Schwarzwalde, dann zu Wieslikon im Canton Aargau und 1806 zum Pfarramt in Aarau berufen. Ein treuer Anhänger Wessenberg's (s. d.), arbeitete er ganz im Sinne desselben; auch nahm er eifrigen Theil an dem von diesem gestifteten „Archiv für die Pastoralconferenzen des Bisthums Konstanz", das einen Vereinigungspunkt für die höher strebenden Geistlichen bildete. An der Abfassung der „Stunden der Andacht", die während seiner Zeit in Aarau erschienen, hat er keinen directen Antheil gehabt, obschon Solches von Vielen geglaubt wurde. Seine Äußerungen gegen kirchliche Misbräuche und Vorurtheile, seine freimüthigen Predigten und seine Aufsätze im „Archiv" regten den Haß und die Ränke der Finsterlinge gegen ihn auf. Deshalb und um Wessenberg näher zu kommen, bewarb er sich 1814 um die erledigte Stelle eines Dekans und Pfarrers in Zurzach; allein des Kampfes müde, dem seine Widersacher ihm hier bereiteten, übernahm er 1816 das Pfarramt zu Grafenhausen auf dem Schwarzwalde. Doch auch hier ruhten seine Verleumder nicht und reizten selbst seine Gemeinde gegen ihn als einen Ketzer auf. Damals schrieb er seine „Ideale für alle Stände, oder Sittenlehre in Bildern" (3. Aufl., Aarau 1831). Kein hellerer Stern leuchtete ihm als Pfarrer in Pfaffenweiler bei Freiburg, wohin er 1820 kam. In dieser Zeit bearbeitete er sein „Katholikon; für Alle unter jeder Form das Eine" (3. Aufl., Aarau 1832). Im Dec. 1823 wurde er plötzlich von einem Nervenleiden befallen, welches ihn des Gedächtnisses und der Sprache beraubte, die sich erst nach langer Zeit wiederfanden. Er starb zu Pfaffenweiler am 7. Dec. 1827. Nach seinem

Tode erschienen das von ihm unvollendet hinterlassene „Goldene Alphabet" unter dem Titel „Nachlaß" (2 Bde., Freiburg 1830) und die „Blätter der Erbauung und des Nachdenkens", auch unter dem Titel „Fortsetzung der Stunden der Andacht" (2 Bde., Freib. 1832).

Keller (Joh. Balthasar), ein berühmter Erzgießer, geb. zu Zürich 1638, lernte zuerst die Goldschmiedekunst und brachte es in der getriebenen Arbeit sehr weit, widmete sich aber später dem Erzguß und arbeitete in der Folge in Paris. Bald zeichnete er sich durch die Kühnheit aus, mit welcher er den Guß der bedeutendsten Stücke unternahm. Bis auf seine Zeit wurden alle größere Statuen in einzelnen Stücken gegossen; K. machte zuerst den Versuch, die Reiterstatue Ludwig's XIV. von 21 F. Höhe, wozu Girardon das Modell geliefert hatte, in einem Gusse zu gießen; das Werk gelang, und der König übertrug K. hierauf die Aufsicht über die Stückgießerei des Zeughauses. Übrigens hat er unzählige Statuen in den königlichen Gärten, und prachtvolle Kanonen und Mörser theils nur gegossen, theils auch entworfen. Er starb zu Paris 1702. — Auch sein Bruder, Joh. Jak. K., geb. 1635, gest. zu Kolmar 1700, war ein geschickter Erzgießer.

Kellermann (Franç. Christophe von), Herzog von Valmy, Pair und Marschall von Frankreich, geb. am 28. Mai 1735 zu Wolfsbuchweiler bei Rothenburg an der Tauber, stammte aus einer sächs. Familie. Er war schon 1750 als Cadet in die franz. Armee getreten, hatte sich im Siebenjährigen Kriege mehrfach ausgezeichnet und war beim Ausbruche der Revolution, der er sich ganz hingab, bereits Maréchal-de-Camp. Er trug zur Ausbreitung der revolutionairen Richtung unter den Truppen und der Bevölkerung im Elsaß wesentlich bei, wurde 1792 zu Metz Divisionsgeneral und übernahm bald darauf den Befehl über die Armee des Centrums an der Mosel. Im Herbste desselben Jahres gab ihm die Regierung den Auftrag, die Operationen des Hauptheers unter Dumouriez zu unterstützen. Erst nachdem Dumouriez aus dem Argonner Walde auf St.-Ménehould an dem Aisne zurückgedrängt worden, gelang es K., sich demselben zu nähern. Sofort lieferte er den Preußen unter dem Herzoge von Braunschweig am 20. Sept. 1792 die berühmte Kanonade bei Valmy (s. d.), welche Frankreich rettete, indem der Feind die Zuversicht verlor und den Rückzug antrat. Dumouriez überließ hierauf K. die Verfolgung der Preußen; er sollte zwischen Trier und Luxemburg vordringen, Custine von Mainz herabziehen; doch K. lagerte sich mit seinen ermüdeten Truppen bei Metz. Dieser Umstand verwickelte ihn in jene Beschuldigungen auf Verrath, die Custine (s. d.) aufs Schaffot brachten. Von der Alpenarmee, deren Commando K. erhalten, wurde er ins Gefängniß abgeführt und erst nach zehn Monaten, nach dem Sturze Robespierre's, freigelassen. Man gab ihm jetzt den Oberbefehl über die Armee in den Alpen und Italien; doch konnte er bei der Schwäche seiner Streitkräfte nichts thun, als sich auf die Defensive beschränken. Als Schérer 1795 das Commando in Italien übernahm, blieb K. Befehlshaber der Alpenarmee. In dieser Eigenschaft unterstützte er kräftig die siegreichen Operationen Bonaparte's im Feldzuge von 1796. Im folgenden Jahre nach Paris berufen, übertrug man ihm die Organisation der Gendarmerie und stellte ihn dann im Militairbureau an. Nach der Revolution vom 18. Brumaire, an der er wenig theilnahm, trat er in den Senat. Bei Errichtung des Kaiserreichs wurde er Marschall und Herzog, und empfing die Senatorei Kolmar. Napoleon übertrug ihm nun die Organisation der Nationalgarden in den Rheindepartements, stellte 1806 die Reservearmee am Rhein unter seinen Befehl und verlieh ihm nach dem Feldzuge die Herrschaft Johannisberg (s. d.), die er in der Folge aber abtreten mußte. In den Feldzügen von 1809 und 1812 befehligte K. ebenfalls die Reserven am Rhein. Nach dem Sturze Napoleon's unterwarf er sich den Bourbons und wurde zum Pair erhoben. Weil er jedoch nach der zweiten Restauration für Mäßigung und Gesetzlichkeit stimmte, fiel er in Ungnade und blieb ohne Anstellung. Er starb am 12. Sept. 1820. Auf dem Schlachtfelde zu Valmy ist ihm ein Denkmal errichtet, unter welchem sein Herz ruht. — Franç. Etienne von K., franz. Generallieutenant, der Sohn des Vorigen und nach dessen Tode Herzog von Valmy, wurde 1770 zu Metz geboren. Er begann seine Laufbahn unter den Augen des Vaters; befehligte 1796 unter Bonaparte eine Cavaleriebrigade und stieg nach der Schlacht von Marengo zum Divisionsgeneral. Im Feldzuge von 1805 zeichnete er sich bei Austerlitz aus, 1807 unter Junot in Portugal, 1813 aber in der Schlacht bei Bautzen.

Nach der ersten Restauration erhielt er das Amt eines Generalinspectors der Cavalerie. Da er jedoch während der Hundert Tage vom Kaiser die Pairswürde und ein Commando im Heere angenommen, so wurde er seit der zweiten Restauration nicht mehr verwendet. Als rehabilitirter Pair stimmte er nach der Julirevolution, die er mit Enthusiasmus begrüßte, im Processe der gestürzten Minister für deren Tod. Er starb am 2. Juni 1835 im Privatleben. — Franç. Christophe Edmond von K., des Vorigen Sohn, seit dessen Tode Herzog von Valmy, geb. am 6. Apr. 1802, verfolgte während der Restauration und auch nach der Julirevolution die diplomatische Laufbahn. Doch den ältern Bourbons sehr ergeben, trat er 1833 aus dem Staatsdienste. Seitdem galt er als eine Hauptstütze der legitimistischen Partei nicht nur in der Presse, sondern auch in der Kammer, in welche er 1838 nach Fitzjames' Tode vom Departement Toulouse gewählt wurde.

Kellgren (Johan Henrik), schwed. Dichter, geb. 1751 in Westgothland, studirte auf der Universität zu Abo, wo er seit 1774 schöne Literatur lehrte, und begab sich 1774 nach Stockholm, wo er die Zeitung „Stockholm Posten" begründete, welche beinahe 50 Jahre lang einen äußerst bedeutenden Einfluß auf die Bildung der Nation ausübte. Der König ernannte ihn 1786 bei der Stiftung der schwed. Akademie zu deren Mitgliede und machte ihn zu seinem Privatsecretair, mit einem Gehalt, der ihm erlaubte, ganz der Poesie zu leben. Leider starb er aber schon 1795. K. ist als der größte Dichter seiner Nation aus der ältern franz. Schule anerkannt; erst in seinen spätern Jahren fing er an, die dän. und deutsche Literatur, die damals noch als barbarisch in Schweden galt, zu studiren. Als Lyriker steht er am höchsten; freilich besaß er weder große Phantasie noch große Erfindung, dagegen viel Gefühl und Wärme und eine unnachahmliche Grazie bei melodischer Sprache. Andere seiner Dichtungen sind durch Witz ausgezeichnet. Auf einer sehr untergeordneten Stufe stehen seine Tragödien. Als Kritiker und Philosoph galt er in seiner Zeit sehr viel, aber seine Philosophie erhob sich nicht über eine klare, verständige Lebensklugheit, und seine Kritik war seicht.

Kelt, s. Framea.

Kelten nennen wir einen Völkerstamm, der, einst weit ausgebreitet, jetzt nur noch in den westlichsten Theilen Europas, in der franz. Kleinbretagne, in Hochschottland, Wales, der Insel Man, und in Irland sich erhalten und seine Sprache, die in Cornwallis seit etwa funfzig Jahren erloschen ist, bewahrt hat, während in den übrigen Ländern, die von Kelten bewohnt wurden, diese, in Folge der Unterwerfung durch die Römer und dann der Einwanderung german. Völker, ihre Eigenthümlichkeit allmälig aufgaben und nur als eines der Grundelemente, aus deren Verschmelzung sich da neue Völker bildeten, erscheinen. Blos verschiedene Formen des Namens Kelten (Celtae) sind die Namen Gallier (Galli) und Galater (Galatae), und alle drei Namen wurden von den Alten bald zur Bezeichnung des gesammten Stammes, bald für einzelne Zweige desselben gebraucht, bis der Name Gallier auf die keltische Bevölkerung des trans- und cisalpinischen Galliens, der Name Galater auf die keltischen Einwanderer in Kleinasien vorzugsweise beschränkt wurde. Daß die Kelten eine Familie der Völker des indogerman. Sprachstamms bilden, hat die neuere Sprachforschung genügend dargethan, und eine Einwanderung derselben von Asien her ist annehmbar, wenn auch nicht aus historisch überlieferten Thatsachen zu beweisen. Abgesehen von den Spuren keltischer Bevölkerung im Norden von Germanien (s. d.) erscheinen in der geschichtlich klarern Zeit des Alterthums als Stammländer der Kelten das transalpin. Gallien und die brit. Inseln, und hier lassen sich vier Zweige derselben erkennen, die selbst in eine große Zahl kleiner Völkerschaften zerfielen; in Gallien (s. d.) die eigentlich sogenannten Kelten oder Gallier und die Belgen (Belgae), auf den brit. Inseln die Briten (Britanni oder Britones) in Britannien, auf dessen östlichen Küsten auch eingewanderte Belgen wohnten, und die Bevölkerung von Caledonien (s. d.) und Hibernien (s. d.). Durch Auswanderungen, vorzüglich von dem eigentlichen Gallien aus, hatte sich aber der keltische Name weit ausgedehnt. In Hispanien wohnten schon zu Herodot's Zeiten Kelten; Keltiker (Celtici) wurden die Bewohner des südlichen span. Estremadura sowol als des nördlichen Galicien genannt, und auf den Hochebenen der beiden Castilien hatte sich durch Vermischung von Kelten mit den iberischen Urbewohnern (s. Iberien) das mächtige, ta-

ßere Volk der Keltibērer (Celtiberi), dem Numantias Bevölkerung angehörte, gebildet. Keltische Völker hatten seit 600 oder wahrscheinlicher seit 400 v. Chr. den größten Theil des nördlichen Italiens, der daher cisalpinisches Gallien (s. Gallien) genannt worden, inne. In das Land zwischen den deutschen Mittelgebirgen (dem hercynischen Walde) und den Alpen waren über den Rhein her keltische Stämme eingewandert, die ersten nach alter, von Livius aufbewahrter Sage, unter Sigovesus, dem Bruder des Führers der ital. Einwanderer, Bellovesus. Durch german. Sueven waren hier die Helvetier (s. d.) schon zu Cäsar's Zeiten aus dem südwestlichen Theil auf beiden Seiten des Schwarzwaldes verdrängt, und auch die Bojer (Boji) hatten vielleicht schon damals das Land, dessen Name Bojohemum die Erinnerung an sie erhielt, verlassen, wo nachher mit den german. Markomannen Marbod sein Reich gründete; die Gothinen am Riesengebirge blieben, der einzige Rest keltischer Bevölkerung, nördlich der Donau, unter german. Völkern. Im Süden der Donau aber, wo auch die Bojer am Inn Sitze fanden, erhielten sich vom Bodensee bis nach Ungarn (Pannonien) hin keltische Stämme, Vindelicier, Rhäter, Noriker und Taurisker, seit Augustus unter röm. Herrschaft, bis sie unter den german. Einwanderern verschwinden. Gegen das Ende des 4. Jahrh. v. Chr. erschienen keltische Scharen, später gewöhnlich Scordisker, vom Berge Scordus (Schardag) genannt, an der untern Sau und an der Morawa in Serbien; sie verdrängten die thrakischen Triballer, und von ihnen gingen namentlich im 3. Jahrh. verheerende Raubzüge, wie der des Brennus (s. d.) nach Delphi im J. 280, nach Macedonien, Griechenland und Thrazien; das Reich Tyle, das sie in dem letztern Lande stifteten, wurde von den Thraziern zerstört, aber noch die Römer hatten südlich der Donau mit den Scordiskern zu kämpfen (s. Drusus), deren Name zuletzt bei Ptolemäus an der Mündung der Sau erscheint. Von diesen illyrischen Kelten aus war auch der Zug der Tolistobojer, Trokmer und Tektosagen nach Asien um 280 gegangen, die unter Attalus I. um 240 auf die Grenzen des Landes beschränkt wurden, das nach ihnen Galatien (s. d.) genannt wurde, wo sie trotz des Einflusses griech. Bildung und auch unter röm. Oberherrschaft ihre Eigenthümlichkeit, namentlich in der Sprache, die noch Hieronymus der Sprache der gall. Trevirer vergleicht, nicht ganz aufgaben. Keltische Söldner erscheinen im Dienst der Karthager, der macedon. und asiat. Könige. Gemeinsam scheint den Kelten Betreibung des Bergbaus und der Metallarbeit gewesen zu sein, das keltische Schwert, besonders das norische, war berühmt; eherne Streitmeisel, Schmucksachen, besonders Armbänder, Glasarbeiten, Münzen sind in keltischen Gräbern in Frankreich und dem südlichen Deutschland gefunden worden. Hosen (bracca) und Kriegsmantel (sagum) fielen den Römern in der Kleidung der Kelten als eigenthümlich auf. Von keltischen Göttern verglichen sie den Teutates dem Merkur, Hesus dem Mars, Taranis als Donnergott dem Jupiter, Belenus dem Sonnengott Apollon; aus dem keltischen Dienst der mütterlichen Göttinnen deae matres s. matronae hat sich der Feen (s. d.) Glaube gebildet. Buchstabenschrift, aus der griech. entstanden, war von den Druiden, die auch in Runen eine Geheimschrift besaßen, verbreitet. Von ältern Untersuchungen über die Kelten sind namentlich hervorzuheben Schöpflin, „Vindiciae celticae", von neuern L. Diefenbach, „Celtica" (Stuttg. 1839) und Bopp, „Über die kelt. Sprachen vom Gesichtspunkt der vergleichenden Sprachforschung" (Berl. 1839). Vgl. Zeuß, „Die Deutschen und die Nachbarstämme" (Münch. 1837); H. Müller, „Die Marken des Vaterlandes" (Bonn 1837); H. Schreiber, „Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Süddeutschland" (Freiburg 1839 fg.) und Leo, „Die malbergische Glosse, ein Rest altkelt. Sprache und Rechtsauffassung" (Halle 1842).

Keltern heißt soviel als Auspressen und wird vorzugsweise vom Auspressen der Weintrauben gesagt. In frühester Zeit geschah dies mittels Treten. Erst später machte man zu diesem Behufe mechanische Vorrichtungen, die nun ebenfalls den Namen Kelter erhielten. Die älteste und gewöhnlichste Kelter ist die sogenannte Baumpresse, bei der eine starke Stange oder ein Baum als Hebel wirkt, die aber den Erfodernissen auf keine Weise mehr entspricht. Zweckmäßiger ist die Schraubenpresse. Die besten Kelter aber sind die von Klein in Kannstadt erfundenen doppelten Schraubenpressen, die das Doppelte der frühern Pressen leisten und zugleich eine große Reinlichkeit zulassen.

Kemble (Charles), engl. Schauspieler, geb. 1775 zu Preston in der Grafschaft Lancaster, erhielt durch seinen Vater, Roger K., der ebenfalls Schauspieler war, eine sorgfältige Erziehung, studirte in Douay und wurde dann bei der Post angestellt. Von seiner Neigung der Bühne zugeführt, trat er zuerst 1792 in Sheffield, dann im Drurylanetheater auf und bereiste 1802 den Continent, später vereinigte er sich mit seinem Bruder beim Coventgardentheater, dessen Leitung er bei Jenes Abgange übernahm. Von einer zweiten Reise nach Deutschland und Frankreich brachte er 1826 mehre von ihm übersetzte deutsche Opern nach England. Das Coventgardentheater eröffnete er mit Weber's „Oberon". Er bereiste 1832 mit seiner Familie die Vereinigten Staaten von Nordamerika; 1840 zog er sich gänzlich aus der Öffentlichkeit zurück. — Seine Gattin, Maria Therese K., geb. 1774 zu Wien, wo ihr Vater, von Camp, Tonkünstler war, trat schon als Kind in Noverre's Balletten auf, und spielte und tanzte dann im Drurylane-, Coventgarden- und Haymarket-Theater mit entschiedenem Beifall. Sie schrieb auch zwei gute Lustspiele, „The first faults" (1799) und „The day after the wedding" (1808), und starb 1841. — Eine wesentliche Unterstützung der Ältern war das glänzende Talent ihrer Tochter, Frances Anna K., die durch ihren Vater und ihre Tante Siddons (s. d.) vielseitig gebildet, ohne für die Bühne bestimmt zu sein, in der kindlichen Liebe die Anregung fand, die Laufbahn der Ältern zu verfolgen. Sie trat zuerst 1829 in „Romeo und Julie" mit Beifall auf, der sich bald steigerte und ihr auch in Amerika nicht fehlte, das sie 1832 mit ihren Ältern besuchte. Im J. 1833 verheirathete sie sich mit einem gewissen Butler, von dem sie aber später sich trennte. Gegenwärtig lebt sie meist von dem Ertrage ihrer Feder. Nächst ihren Trauerspielen „Francis the first" (1832) und „The star of Seville" (1838), die auf der Bühne Eingang und Anerkennung fanden, erwähnen wir noch ihr „Journal of a residence in the United States" (Lond. 1834).

Kemble (John Mitchell), bekannt insbesondere durch seine angelsächs. Sprachforschungen, der Sohn des Vorigen, geb. in London 1807, widmete sich im Trinity College zu Cambridge der Rechtsgelehrsamkeit und führte 1829 den auf einer Reise durch Deutschland in München gefaßten Entschluß aus, das bereits begonnene höhere Sprachstudium unter Jak. Grimm in Göttingen fortzusetzen. Die erste Frucht seiner philologisch-kritischen und historischen Studien war die classische Ausgabe des „Anglo-saxon poem of Beowulf" (Lond. 1833; 2. Aufl., 1837), der er als zweiten Band eine engl. Übersetzung des Gedichts (Lond. 1837) folgen ließ. Im J. 1834 hielt er zu Cambridge vor einer kleinen Anzahl Zuhörer die ersten Vorlesungen über angelsächs. Literatur, die in seiner „First history of the english language or anglo-saxon period" (Cambridge 1834) gedruckt sind. Seine deutsch geschriebene Broschüre „Über die Stammtafeln der Westsachsen" (1836) enthält das wichtige Resultat, daß die wirkliche Geschichte Englands erst mit den Zeiten der Bekehrung anfängt, und daß alle Namen Derjenigen, welche als Ahnherren der ersten Eroberer auftreten, in einem dunkeln Zwielichte rein mythologischer Sagen schweben. Sein „Codex diplomaticus aevi saxonici", in welchem er alle noch vorhandenen Quellen nach strenger kritischer Sichtung gesammelt hat, erschien auf Kosten der von ihm mitbegründeten Historical society. Auch ist K. Redacteur des seit 1835 erscheinenden „British and foreign review", durch das er deutschem Leben und deutscher Wissenschaft mehr und mehr Anerkennung in England zu verschaffen sich bestrebt, wozu er um so mehr berufen ist, da er die deutsche Sprache fließend spricht und schreibt. Verheirathet ist er mit der einzigen Tochter des zu Göttingen verstorbenen Amadeus Wendt (s. d.).

Kemble (John Philipp), einer der berühmtesten engl. Schauspieler, der Bruder von Charles Kemble (s. d.), geb. zu Preston 1757, studirte, zum geistlichen Stande bestimmt, gleich seinem Bruder in Douay, ging aber nach Vollendung seiner Studien wider den Willen der Familie auf die Bühne. Nachdem er zuerst in Wolverhampton mit Beifall aufgetreten, besuchte er Manchester, Liverpool und York; im J. 1781 kam er nach Dublin, 1783 nach London, wo er am Drurylanetheater engagirt und zehn Jahre später Regisseur wurde. Nach manchen Verdrießlichkeiten zog er sich 1801 zurück und bereiste 1802 und 1803 Frankreich und Spanien. Nach seiner Rückkehr kaufte er einen Antheil am Coventgardentheater. In heroischen Rollen, namentlich als Hamlet, Macbeth, Coriolan,

Beverley und Othello ist er wol unerreicht geblieben. Als Schriftsteller hat er sich durch einige Farcen, z. B. „The projects", „The pannel", „The farmhouse", bekannt gemacht. Eine Sammlung seiner Jugendgedichte unterdrückte er bald nach ihrem Erscheinen. Im J. 1817 verließ er England und starb zu Lausanne am 26. Febr. 1823. Seine Statue wurde 1833 in der Westminsterabtei aufgestellt. Vgl. Boaden, „Memoirs of the life of John Phil. K." (2 Bde., Lond. 1825).

Kempelen (Wolfgang von), der Erfinder der berühmten Schachmaschine, war zu Presburg am 23. Jan. 1734 geboren und starb als Hofrath und Referendar bei der ungar. Hofkanzlei zu Wien am 26. März 1804. Die Schachmaschine, welche er 1769 der Kaiserin Maria Theresia zum ersten Male zeigte, stellt einen Mann von natürlicher Größe vor, der, türkisch gekleidet, vor einem 3½ F. langen und 2½ F. breiten Tische sitzt, auf welchem ein Schachbret steht. Die Maschine spielte mit den geschicktesten Spielern und war ihnen fast immer überlegen; falsche Züge des Gegners verbesserte sie, indem sie den gezogenen Stein auf seine frühere Stelle setzte, und that dann sogleich selbst einen Zug. Daß der Erfinder, der immer beim Spielen anwesend war und neben dem Tische stand, oder auch in ein auf einem entfernten Tische befindliches, mit dem Schachspieler selbst in keiner Verbindung stehendes Kästchen sah, das Spiel der Maschine leitete, oder daß in derselben ein Mensch verborgen sei, ließ sich wol vermuthen, aber niemals entdecken. Stets war der Erfinder bereit, das Innere der mit Rädern, Hebeln und Springfedern angefüllten Maschine zu zeigen, nur dann nicht, wenn die Maschine spielte. Großes Aufsehen erregte K. mit seinem Schachspieler insbesondere in Paris und 1785 in England. Nach seinem Tode verkaufte sein Sohn die Maschine an einen Mechaniker. Sie befand sich 1812 in der Villa Bonaparte zu Mailand, 1819 zu London und 1822 wieder zu Paris. Noch künstlicher als der Schachspieler war die von K. 1778 erfundene Sprachmaschine, welche, 1½ F. breit und 3 F. lang, aus einem viereckigen, mit einem Blasebalge versehenen hölzernen Kasten bestand. Wenn der Blasebalg nebst seinen Klappen, nach Verhältniß der zu sprechenden Wörter, bewegt wurde, so sprach die Maschine alle Silben deutlich und vernehmlich aus und ahmte dabei die Stimme eines drei- bis vierjährigen Kindes nach. Eine Wiederholung derselben mit vielen Verbesserungen stellte 1828 der Mechanikus Posch in Berlin aus. Auch schrieb K. über „Mechanismus der menschlichen Sprache" (Wien 1791, mit Kupf.).

Kempis (Thomas a), s. Thomas a Kempis.

Kempten, eine Stadt im bair. Kreise Schwaben an der Iller, bestehend aus der Stiftsstadt auf dem Berge und der ehemaligen Reichsstadt im Thale, hat etwa 7900 E., die namentlich Leinwandweberei und ansehnlichen Handel treiben, ein Schloß und ein Gymnasium. K. ist das alte Campodunum und erhielt schon im 8. Jahrh. durch Karl's des Großen Gemahlin, Hildegard, eine Benedictinerabtei, deren Abt 1360 von Kaiser Karl IV. in den Reichsfürstenstand erhoben wurde, Erzmarschall der röm. Kaiserin war und sich später sogar Herzog von K. nannte. Mit der Reichsstadt K. war der Abt in steten Händeln, bis Abtei und Reichsstadt im Reichsdeputationshauptschlusse 1803 aufgehoben und zu Baiern geschlagen wurden. In der Nähe ist der Gesundbrunnen Aich. Im Dreißigjährigen Kriege hatte die Stadt viel zu leiden von den Schweden wie von den Kaiserlichen; im span. Erbfolgekriege wurde sie 1703 von den Franzosen und Baiern erobert und im franz. Revolutionskriege kam es daselbst am 17. Sept. 1796 zu einem Treffen, in welchem die Östreicher die Franzosen besiegten.

Kenchrias, der Sohn des Poseidon und der Peirene, einer Tochter des Achelous, wurde von der Artemis auf der Jagd unversehens getödtet. Seine Mutter beweinte ihn so heftig, daß sie darüber zu einer Quelle zerfloß. Nach ihm und seinem Bruder Leches sollen die Hafenstädte Korinths benannt sein.

Kennicot (Benjamin), geb. 1718 zu Tottneß in Devonshire, wo sein Vater Schuhmacher und Küster war, gest. als Professor der Theologie zu Oxford 1783, hat sich insbesondere durch seine Sammlung von Lesarten aus 253 Handschriften und 12 gedruckten Ausgaben der hebr. Bibel verdient gemacht, die er in dem „Vetus Testamentum hebr. cum variis lectionibus" (2 Bde., Oxf. 1776—80, Fol.) abdrucken ließ. K. ward bei dieser Unternehmung durch eine Unterzeichnung von mehren tausend Pf. Sterl. unterstützt und

dadurch in den Stand gesetzt, mehre Gelehrte, unter Andern Bruns, nach Spanien, Italien, Deutschland u. s. w. zu schicken, um für ihn Handschriften und Ausgaben zu vergleichen. Allein im Ganzen enthält sein Werk, das schon in der Anlage verfehlt war, der unrichtigen Angaben viele, der brauchbaren Lesarten hingegen sehr wenige. Übrigens war er auch weder mit den morgenländ. Sprachen noch mit den Grundsätzen der Kritik vertraut genug. Nach seinem Tode erschienen seine „Remarks on select passages in the Old Testament to which are added eight sermons" (Orf. 1787).

Kenotaphium (griech.), d. i. leeres Grabmal, nannten schon die Griechen und Römer ein solches Monument, das an jedem beliebigen Orte aus Pietät zu Ehren eines Verstorbenen errichtet wurde, dessen Leichnam entweder nicht aufgefunden werden konnte oder in einem von der Heimat fernen Lande begraben lag. Später bezeichnete man damit auch die Grabstätte, die Jemand noch bei Lebzeiten für sich und die Seinigen erbauen ließ.

Kensington, ein Marktflecken in der engl. Grafschaft Middlesex, eine der Vorstädte Londons, mit ungefähr 12000 E. und einem königlichen Lustschlosse sammt Garten. In jenem, einem höchst einfachen Gebäude aus Backsteinen, wohnte zuletzt bis an seinen Tod der Herzog von Sussex. Früher war es der Aufenthalt der Herzogin von Kent mit ihrer daselbst geborenen Tochter, der Königin Victoria, und ursprünglich ein Besitzthum des Kanzlers Finch, nachherigen Grafen von Nottingham. Schöner ist der in einem Kreise von drei engl. Meilen das Lustschloß umgebende Garten oder Park, der unter Leitung der Königin Karoline von Bridgeman, Will. Kent und Brown angelegt wurde, dem Publicum von früh bis Abend geöffnet und Sonntags ein viel besuchter, fashionabler Spazierort ist. Während der franz. Revolution befand sich in Kensington house, wie das Schloß heißt, ein Jesuitencollegium unter dem Namen der Pères de foi.

Kent, eine engl. Grafschaft, am Kanal, von 72 □M. mit 480000 E., ist fast durchgehend hügelig und hat an der Küste, die durch einige Forts geschützt ist, große Dünen mit vorliegenden Sandbänken, die den dahinter liegenden Schiffen Sicherheit gewähren. Bewässert wird dieselbe durch Themse, Darent und Medway. Die Hauptproducte sind Weizen, Gerste und Handelspflanzen und die Hauptnahrungsquellen Weberei, Branntweinbrennerei, Fisch-, namentlich Austernfang und Holzwaaren-Fabrikation. Den Verkehr unterstützt der Medwaykanal. Die Hauptstadt ist Canterbury (s. d.); andere berühmte Orte sind Middleton, Dover (s. d.), der Flecken Eltham, Dartford, eine ansehnliche Fabrikstadt an der Themse, und Ashford. — Kent hieß das erste der angelsächs. Königreiche in England, das 456 von Hengist (s. d.) gegründet wurde. (S. Angelsachsen.) — Graf von K., der Sohn König Eduard's I., verband sich mit Isabella, der Gemahlin seines ältern Bruders Eduard's II. (s. d.), zur Entthronung desselben, was auch 1327 gelang. Als ihn aber die durch ihre Ausschweifungen und Grausamkeiten allgemein verhaßt gewordene Königin dazu gebracht hatte, zu Gunsten seines entthronten Bruders, den aber bereits die Königin ohne des Grafen Wissen hatte ermorden lassen, eine Gegenrevolution zu unternehmen, wurde er 1330 durch den Galan der Königin, Roger Mortimer, festgenommen und bald darauf hingerichtet. — Eduard, Herzog von K., geb. am 2. Nov. 1767, der vierte Sohn König Georg's III., trat frühzeitig in die Armee, in der er schnell avancirte, befand sich aber stets in großer Geldverlegenheit, sodaß er sich endlich genöthigt sah, 1816 nach Brüssel zu gehen, wo er in der größten Einschränkung lebte. Im J. 1818 vermählte er sich mit Victoria, der verwitweten Fürstin von Leiningen, die ihm am 24. Mai 1819 im Palaste zu Kensington die gegenwärtige Königin Victoria gebar. Seit seiner Verheirathung hatte man seine Apanage erhöht und er lebte nun anfangs in Deutschland zu Amorbach im Odenwalde, dann zu Sidmouth in Devonshire. Hier starb er am 23. Jan. 1820. Im Parlament war der Herzog von K. gleich seinem Bruder, dem Herzog von Sussex, einer der besten Sprecher der Opposition. — Seine Gemahlin, Marie Luise Victoria, Herzogin von K., geb. zu Koburg am 17. Aug. 1786, eine Tochter des regierenden Herzogs Franz von Sachsen-Koburg-Saalfeld, erhielt eine sehr gute Erziehung. Durch Schönheit und Geistesbildung gleich ausgezeichnet, vermählte sie sich bereits 1803 mit dem Erbprinzen Emich Karl von Leiningen-Amorbach, der aber 1814

starb. Seitdem lebte sie als Vormünderin ihres unmündigen Sohnes und als Verwalterin seiner Besitzungen, abwechselnd zu Amorbach und zu Koburg am Hofe ihres Bruders, des Herzogs Ernst's III. von Sachsen-Koburg, wo sie auch der Herzog von K. kennen lernte und sich mit ihr vermählte. Nach seinem Tode nahm sie mit der präsumtiven Thronerbin Sitz im Palaste zu Kensington, wo sie nun mit der größten Gewissenhaftigkeit den Pflichten ihres mütterlichen Berufs lebte. Für den Fall, daß ihre Tochter noch unmündig auf den Thron berufen werden sollte, wurde sie 1825 durch das Parlament zur Regentin erklärt.

Kent (Will.), der Vater der brit. Gartenkunst, geb. 1685 in der Grafschaft York, war anfangs Kutschenmaler, wurde aber durch Unterstützung in den Stand gesetzt, Rom zu besuchen und widmete sich hier der Malerei, bis Lord Burlington, der sein Talent für Gartenverschönerungen bemerkte, ihn veranlaßte, zur Baukunst überzugehen. Er legte nun mehre Gärten an, vertauschte die bisher übliche franz. Manier mit Nachahmung der Natur, fand enthusiastischen Beifall und wurde so der Stifter der neuern engl. Gartenkunst. Zu seinen vorzüglichsten Leistungen gehören der Venustempel zu Stowe und der Palast des Grafen Leicester zu Hotham in Norfolk. Er starb zu Burlington am 12. Apr. 1748.

Kentucky, einer der Vereinigten Staaten Nordamerikas, ziemlich in der Mitte derselben, im Norden von Indiana, im Nordwesten von Illinois, im Osten von Virginien, im Nordosten von Ohio, im Süden von Tennessee und im Südwesten von Missouri begrenzt, hat einen Flächenraum von 1840 □M. und ungefähr 780000 E., darunter 182000 Sklaven. Das Land ist größtentheils eben und nur im Südosten vom Cumberlandsgebirge durchzogen. Es ist fruchtbar und reich an Wäldern, und das Klima günstig für den Obst- und Getreidebau. Die Haupterzeugnisse sind Salpeter, der in den zum Theil stundenlangen Höhlen des Gebirges in ungeheurer Masse gefunden wird, natürliche Pottasche und Salz. Die ausübende Gewalt hat der Gouverneur; die Gesetzgebung ein Senat von 38 Mitgliedern, die auf vier Jahre gewählt, jährlich zum Viertel ausscheiden und ersetzt werden, und das Haus der Repräsentanten. Wahlmänner sind alle freie Bürger, mit Ausnahme der Neger, Mulatten und Indianer. Zum Congresse sendet der Staat zwei Senatoren und 13 Repräsentanten. Er ist in 83 Grafschaften getheilt und hat Frankfort, am Kentucky, mit 6000 E., zur Hauptstadt. Die größten Städte sind Lexington (s. d.) und Louisville mit 12000 E. Der Union trat K. im J. 1792 bei.

Keos oder Kea, eine der bedeutendsten kykladischen Inseln zwischen dem attischen Vorgebirge Sunium und der Insel Kythnos, südöstlich von Helena, mit der Hauptstadt Julis, jetzt Zea, ist berühmt als das Vaterland der griech. Dichter Bacchylides (s. d.) und Simonides (s. d.), ebenso durch mehre wichtige Alterthümer, die man später dort aufgefunden hat. Eine vollständige Beschreibung der Insel, die nicht mit Kos (s. d.) zu verwechseln ist, gibt Bröndstedt in seinen „Reisen und Untersuchungen in Griechenland."

Kephalonia oder Cefalonia, die größte der Jonischen Inseln (s. d.), an der Westseite des Königreichs Griechenland am Eingange des Golfs von Patras gelegen und von Ithaka nur durch eine schmale Meerenge getrennt, hat eine von mehren Baien und vielen sichern Buchten, die treffliche Ankerplätze gewähren, durchschnittene Küste und zählt auf 10¼ □M. gegen 50000 E. Sie wird von einer in ihrem höchsten Gipfel, dem Änos der Alten, bis auf 5300 F. ansteigenden Bergkette, den Schwarzen Bergen, nach allen Seiten hin durchzogen, und ist an den wenigen ebenen Stellen sehr fruchtbar. Die Einwohner sind als treffliche Seeleute bekannt und unterhalten gegen 400 eigene Schiffe. Die Hauptstadt der Insel ist das häufig von Erdbeben heimgesuchte Argostoli mit 5000 E., einem guten Hafen und einem Gymnasium. Außer ihr sind noch zu erwähnen Lixuri mit 5000 E., ein wichtiger Ankerplatz; die Bergfestung Asso mit einem Hafen, und der Flecken Cefalonia mit einem Bergschloß. K. war in der heroischen Zeit der Griechen unter dem Namen Same bekannt und gehörte damals zu dem kleinen Reiche des Ulysses. Später finden wir es unter dem Namen Kephallenia als republikanische Tetrapolis mit den vier Städten Pale, Cranii, Sami und Proni. Im peloponnes. Kriege mußte sie sich den Athenern ergeben; später verfiel sie der Herrschaft der Römer, die ihr anfangs eine nominelle Freiheit ließen. Von da an theilte sie ganz die Schicksale der übrigen Jonischen Inseln.

Kepheus hieß 1) der Sohn des Belus und der Anchinoë, der Bruder des Phineus,

Gemahl der Kassiopeia (s. d.), Vater der Andromeda (s. d.) und König in Äthiopien; 2) der Sohn des Lykurgus, Bruder des Ankäos, aus Arkadien, ein kalydonischer Jäger; und 3) der Sohn des Aleos und der Neära oder Kleobule, Bruder des Amphidamas und Lykurgus, König von Tegea in Arkadien, der mit seinen Söhnen im Kampfe gegen den Hippokoon blieb.

Kephisos oder Kephissos ist der Name mehrer Flüsse in Griechenland, von denen der eine, jetzt Mavronero, bei Liläa in Phocis entspringt und endlich in den böotischen See Kopais (s. d.) strömt, der andere mehr als Gießbach, der durch die Regengüsse zur Winterszeit genährt wird, von der Westseite des pentelischen Gebirges herab durch die Ebene von Athen, ohne die Stadt selbst zu berühren, in den Hafen von Phaleron sich ergießt, in den Sommermonaten aber häufig ganz vertrocknet.

Kepler (Joh.), einer der ausgezeichnetsten Männer aller Jahrhunderte, mit Recht der Vater der neuern Astronomie genannt, wurde am 27. Dec. 1571 zu Magstatt, einem Dörfchen nahe bei Weil im Würtembergischen, geboren und in Folge der Armuth und des wechselnden Schicksals seines Vaters, eines Gastwirthes, in seiner frühesten Erziehung sehr vernachlässigt. Er besuchte die Klosterschule zu Maulbronn und bezog nach seines Vaters Tode die Universität zu Tübingen. Armuth blieb auch hier, wie durch sein ganzes Leben, seine treue Begleiterin. Mathematik studirte er nur als vorgeschriebenes Vorstudium der Theologie, der er sich zu widmen entschlossen war. Seine mathematischen Kenntnisse waren um diese Zeit noch so beschränkt, daß er die Professur der Mathematik zu Grätz, welche 1593 ihm angetragen wurde, nur in der Hoffnung besserer Ausbildung annahm. In Grätz erst fing er an, sich mit Mathematik und Astronomie, von welcher letztern er noch gar nichts verstand, ernstlicher zu beschäftigen. Sein erstes Werk war ein Kalender für das J. 1594, der nur als der Erstling seiner Arbeiten der Erwähnung werth ist. Zwei Jahre später erschien sein „Prodromus dissertationum cosmographicarum, continens mysterium cosmographicum" (Tüb. 1596), das bereits das Gepräge des Scharfsinns und der Beharrlichkeit seines Verfassers an sich trägt, aber zugleich von dessen äußerst lebhafter, dem ruhigen Verstande voraneilender Einbildungskraft zeugt. Schon damals stand K. in Briefwechsel mit Tycho de Brahe (s. d.), den er über Alles verehrte. Als Tycho de Brahe 1599 von Uranienburg nach Prag gekommen war, verließ auch er Grätz und ging nach Prag, um an dessen Beobachtungen Theil zu nehmen und sie zu seinen Untersuchungen zu nutzen. Tycho de Brahe verschaffte ihm hier die Stelle eines kaiserlichen Mathematikers. Als ihm aber in den bedrängten Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs seine kleine Besoldung nicht ausgezahlt wurde, so begab er sich, nachdem er elf Jahre in Prag in der größten Dürftigkeit gelebt hatte, wieder nach Linz, wo er als Professor der Mathematik an der dasigen Landschule 15 Jahre in nicht glücklichern Verhältnissen zubrachte und sich hauptsächlich mit der Berechnung der Rudolfinischen Tafeln beschäftigte, die er 1624 vollendete. Seines Elends müde, nahm er die Vorschläge eines Privatmannes in Ulm an und verlebte bei diesem die drei folgenden Jahre. Weil aber auch hier die mit ihm eingegangenen Bedingungen nicht erfüllt wurden, so begab er sich in die Dienste Wallenstein's. Dieser, ein großer Verehrer der Astrologie, fand in dem wissenschaftlichen Astronomen nicht, was er suchte, und gab ihm, vielleicht nur, um seiner los zu werden, eine Professorstelle an der Universität zu Rostock; doch auch hier wurde, der damaligen Unruhen wegen, seine Besoldung ihm nicht ausgezahlt. Nachdem er in großem Mangel ein Jahr in Rostock verlebt, entschloß er sich, in Person auf dem Reichstage zu Regensburg um Auszahlung seiner noch rückständigen kaiserlichen Pension zu bitten. Doch kaum dort angelangt, unterlag er den Anstrengungen seiner Reise und dem ihn überall verfolgenden Kummer, und starb daselbst am 5. Nov. 1630. In seinem Nachlasse befand sich ein Exemplar seines unsterblichen Werkes „De stella Martis", welches er dem Reichstage überreichen wollte, um ihn dadurch zum Erbarmen für seine und seiner Familie (von seiner zweiten Frau hatte er sieben Kinder) hülflose Lage zu bewegen. Der Fürst Primas von Dalberg ließ ihm in Regensburg 1808 von dem Ertrage einer Subscription ein Monument setzen, welches aus einem runden, offnen, auf acht Säulen ruhenden Tempel von Backsteinen besteht und K.'s Büste in der Mitte trägt. Vgl.

Hansch, „Epistolae cum vita K." (Lpz. 1718, Fol.) und Breitschwert, „K.'s Leben und Wirken" (Stuttg. 1831).

Die wichtigste unter K.'s Schriften ist die „Astronomia nova, s. Physica coelestis tradita commentariis de motibus stellae Martis" (Prag 1609, Fol.), ein Werk, welches seinem Verfasser die Unsterblichkeit sichert und als classisch gilt. Die von K. aus Tycho's Beobachtungen abgeleiteten Gesetze des Planetenlaufes sind in der Astronomie unter dem Namen der drei Kepler'schen Gesetze (regulae Kepleri) bekannt, und sie sind es, auf welche sich Newton's Entdeckungen nebst der ganzen neuern Theorie der Planeten gründen. Das erste dieser Gesetze ist, daß die Planeten sich nicht, wie noch Kopernicus angenommen hatte, in Kreisen, sondern in Ellipsen um die in einem Brennpunkte derselben stehende Sonne bewegen. K. verdankt diese Entdeckung den Beobachtungen, welche Tycho über den Lauf des Mars, dessen bedeutende Excentricität sich ganz besonders zu dieser Bestimmung eignet, angestellt hatte, und welche er einer unbeschreiblich mühsamen Berechnung unterwarf. Das zweite Gesetz sagt aus, daß die aus der Sonne nach einem Planeten gezogen gedachte gerade Linie (der radius vector) von der Bahnebene in gleichen Zeiten stets gleich große Sectoren abschneidet. K. berechnete nach dieser Regel seine Tafeln, indem er sich die ganze Bahnfläche in eine Anzahl solcher Sectoren getheilt dachte und hieraus die denselben zugehörigen Winkel an der Sonne suchte. Das dritte Gesetz endlich lehrt, daß sich bei der Planetenbewegung die Quadratzahlen der Umlaufszeiten wie die Cubikzahlen oder dritten Potenzen der mittlern Entfernungen von der Sonne verhalten. Unter Kepler's Problem versteht man die Aufgabe: die Fläche eines Halbkreises aus einem gegebenen Punkte des Durchmessers nach einem gegebenen Verhältnisse einzutheilen. Kann man sie für den Kreis auflösen, was direct nicht möglich ist, so kann man sie auch für die Ellipse auflösen, und dann dient sie dazu, aus der seit dem Durchgange eines Planeten durch das Aphelium oder Perihelium verflossenen Zeit den Ort des Planeten zu bestimmen.

Kepotaphium (griech.), d. i. Gartengrabmal, hieß bei den Alten ein Grabmal, welches von einem Gärtchen eingeschlossen war oder überhaupt die Gestalt eines Gärtchens hatte. Vgl. van Göns, „De cepotaphiis" (Utr. 1763) und Uhden in Wolf's „Museum der Alterthumswissenschaften" (Bd. 1, Berl. 1807).

Kératry (Auguste Hilarion de), franz. Staatsmann und Schriftsteller, geb. am 28. Dec. 1769 zu Rennes aus einer adeligen Familie, begann seine Studien zu Quimper und beendigte sie in seiner Vaterstadt, wo er mit Moreau, der damals (1787—88) Prevot an der Rechtsschule war, in freundschaftliche Verhältnisse trat. Beim Ausbruch der Revolution bekannte sich K. zu den Grundsätzen derselben. Nach dem Tode seines Vaters im J. 1789 übernahm er ein ererbtes Landgut in Finisterre, und von dort aus richtete er eine Bittschrift an die Constituante, worin er auf Einführung der gleichen Erbvertheilung in adeligen Familien und Aufhebung der Majorate antrug. In der Schreckenszeit wurde auch K. verhaftet, auf Bitten seiner Gemeindeglieder aber freigegeben. Von dieser Zeit an lebte er ganz der Landwirthschaft und seinen literarischen Beschäftigungen, verwaltete aber fast ununterbrochen Municipalämter, die ihm seine Mitbürger übertrugen. Als Deputirter gehörte er seit 1818 zu den Doctrinaires, deren Sache er auch im „Courrier français" und in verschiedenen Flugschriften vertrat. Hierher gehören seine „Documents historiques pour servir à l'histoire de France en 1820", wozu sein „La France telle qu'on l'a faite" (Par 1821) die Fortsetzung bildet. In seiner mit Lanjuinais (s. d.) gemeinschaftlich verfaßten Schrift „De l'organisation municipale en France" (Par. 1821) bekämpfte er, und zwar mit Erfolg, den vom Ministerium den Kammern vorgelegten Gesetzentwurf. Im J. 1824 wurde er nicht wieder zum Deputirten gewählt, und erst 1827 trat er von neuem in die Kammer, in der er bis zum 6. Oct. 1837 saß, wo er zum Pair ernannt wurde. Er starb 1841. Von seinen Schriften nennen wir außer den angeführten politischen, wozu noch die „Du culte en général et de son état particulièrement en France" (Par. 1825) kommt, seine popular-philosophischen „De l'existence de Dieu et de l'immortalité de l'ame" (Par. 1815) und „Inductions morales et physiologiques" (Par. 1817; neue Aufl., 1840). An Gedichten und Romanen schrieb er „Ruth et Naëmi" (Par. 1811; 2. Aufl., 1824);

„Voyage de 24 heures"; „Habit mordoré" (2 Bde., Par. 1802), einen humoristischen Versuch, und die Romane „Les derniers de Beaumanoirs, ou la tour d'Helvien" (4 Bde., Par. 1824), „Frédéric Styndall, ou la fatale année" (5 Bde., Par. 1827), „Saphira" (2 Bde., Par. 1836) und „Une fin de siècle en huit ans" (2 Bde., Par. 1839). Auch hat er über Kunst geschrieben, und seine Werke „Annuaire de l'école franç. de peinture, ou lettres sur le salon de 1819" (Par. 1820) und „Du beau dans les arts d'imitation" (3 Bde., Par. 1822) bekunden ihn hier als einen geistreich reflectirenden und kenntnißreichen Mann, der zwar, theilweise durch das Studium Kant's gebildet, den beengenden Kreis der gewöhnlichen dürftigen franz. Kunstphilosophie durchbrochen hat, aber doch noch an nationaler wie subjectiver Einseitigkeit leidet.

Kerbel ist ein Küchengewächs, von dem folgende drei Arten am häufigsten angebaut werden: 1) der gemeine Kerbel (Scandix cerefolium), dessen Blätter als Salat und als Zuthat an Suppen dienen; 2) der wohlriechende Kerbel (S. odorata), von dem nicht nur das Kraut, sondern auch die Wurzeln zu Salat und Gemüse benutzt werden, und 3) der spanische Kerbel (S. hispanica), der in den Gebirgen der Schweiz und in den Vogesen wild vorkommt, aber weniger beliebt als der gemeine Kerbel ist.

Keren heißen die personificirt gedachten verschiedenen Todesarten, durch welche der Mensch sein Leben verlieren kann. Hesiod schildert sie als gräßliche Ungeheuer, dunkelfarbig, mit ihren weißen Zähnen knirschend, bluttriefend, untereinander selbst streitend um die in der Schlacht Gefallenen, denen sie das Blut aussaugen. Später werden sie als strafende Rachegöttinnen mit den Erinnyen zusammengestellt.

Kerguelen Tremärec (Ives Joseph de), ein franz. Seemann, geb. zu Quimper in Bretagne um 1745, wurde 1767 als Lieutenant mit einer Fregatte nach der Küste von Island gesendet, um den franz. Fischern Schutz beim Kabeljaufang zu gewähren, und sodann nach England, um sich über die Construction der Kriegsschiffe genauer zu unterrichten. Nach der Rückkehr hatte er in den J. 1769 und 1770 die franz. Küsten zu untersuchen und die Aufsicht über mehre bedeutende Hafenarbeiten. Im J. 1771 wurde er mit einer Expedition nach Isle de France beauftragt, um den von Grenier vorgeschlagenen kürzern Weg nach Indien zu prüfen und das südliche von Gonneville entdeckte Land zu untersuchen. Die von ihm am 12. Febr. 1772 unterm 49° südl. Br., östlich von Madagaskar entdeckte Insel, die er im Namen des Königs von Frankreich in Besitz nahm, nannte Cook, der auf seiner dritten Seereise im J. 1776 die von K. zum Beweis der frühern Besitzergreifung zurückgelassene Flasche fand, Kerguelen's Land. Eine zweite Entdeckungsreise, die K. 1773 unternahm, hatte weniger Erfolg als die erste und wurde für ihn die Veranlassung zu bittern Kränkungen und vielfachen Verfolgungen. Kaum zurückgekehrt, trat einer seiner Offiziere mit der Anklage gegen ihn auf, daß er eine Abtheilung seiner Mannschaft absichtlich auf einer unwirthbaren Insel zurückgelassen und daß er gestattet habe, auf dem Schiffe Waaren zum Verkauf an Bord zu nehmen. K. wurde verhaftet und da mehre Offiziere gegen ihn zeugten, für schuldig befunden, obgleich er nachwies, daß jene Mannschaft gerettet worden sei, und die zweite Anklage sich dahin einschränkte, daß er einigen Subalternen gestattet, für ihr Geld Waaren zum Debit mit sich zu nehmen. Er fiel als ein Opfer des Neides der Offiziere, die auf der königlichen Flotte und in den Navigationsschulen sich zum Marinedienst gebildet, wider Diejenigen, welche ihre praktische Kenntniß auf Handelsschiffen gewonnen hatten und dann mit Offiziersrang in die königliche Marine eintraten. Nachdem er seine Freiheit wieder erlangt hatte, machte er mit seinen Söhnen noch einige Seereisen. Während der Schreckenszeit wurde auch er verhaftet und nachher verabschiedet. Er starb 1797. Nächst mehren Seekarten hat man von ihm eine „Relation d'un voyage dans la mer du nord" (Par. 1771, 4.); „Relation de deux voyages dans les mers australes et les Indes" (Par. 1782); „Relation des combats et des événements de la guerre maritime de 1778 entre la France et l'Angleterre" (Par. 1796).

Kerkyon, der Sohn des Poseidon, nach Andern des Hephästus, und einer Tochter des Amphiktyon, der Halbbruder des Triptolemus, ließ seine Tochter Alope tödten. Er hatte die Gewohnheit, jeden Fremden zu einem Wettkampf im Ringen zu nöthigen und die Besiegten dann umzubringen, bis er endlich vom Theseus selbst überwunden und getödtet wurde.

Kerman, s. Karamanien.

Kermes heißt eine Art von Schildlaus, die wie die an Oleander, Orangerie und überhaupt an Topfgewächsen häufige und daher sehr bekannte Orangerielaus lebt und durch Anbohren und Aussaugen der in Frankreich gemeinen Stacheleiche und Scharlacheiche sich ernährt. Man sammelt die trächtigen Weibchen gegen Ende des Monats Mai ein, tödtet sie, auf Leinwand gebreitet, durch Besprengen mit Essig, füllt sie in lederne Beutel und bringt sie unter dem Namen von Kermeskörnern in den Handel, indem sie in der Färberei zur Hervorbringung eines bräunlichen Dunkelroths benutzt werden. Nicht zu verwechseln mit diesem Färbestoffe ist die sogenannte polnische oder deutsche Cochenille (s. d.), die aus einer andern Art getrockneter Schildläuse besteht, welche vor Entdeckung der mexikan. Cochenille viel gebraucht wurden, an der Wurzel eines gewöhnlichen Unkrauts der Felder (Scleranthus) vorkommen, jetzt aber nur selten gesammelt werden. Schellack entsteht durch eine ostind. Schildlaus, welche gewisse Bäume anbohrt, deren austretender Saft verhärtet, und die Manna (s. d.) der Israeliten auf dem Sinai noch gegenwärtig durch das von der Mannaschildlaus vorgenommene Anbohren der Manna-Tamariske. — Der mineralische Kermes oder das Karthäuserpulver ist ein rothbraunes, gegen allerhand Hautkrankheiten angewendetes Pulver von schwachem Geruch und Geschmack.

Kerner (Andr. Justinus), bekannt als Dichter und medicinischer Schriftsteller, geb. am 18. Febr. 1786 zu Ludwigsburg in Würtemberg, wo sein Vater Regierungsrath und Oberamtmann war, erhielt in der dasigen lat. Schule und im Kloster Maulbronn seinen ersten Unterricht. Nach dem Tode des Vaters sollte er gegen seinen Willen sich dem Kaufmannsstande widmen und kam in eine Tuchfabrik zu Ludwigsburg. In dieser für ihn so drückenden Lage nahm sich seiner hauptsächlich der damals zu Ludwigsburg als Prediger lebende Dichter Conz (s. d.) an, durch dessen Bemühungen er 1804 die Universität zu Tübingen bezog, wo er Medicin studirte und Uhland kennen lernte, mit dem ihn gleiche Liebe zur deutschen Dichtkunst und namentlich zur Volkspoesie aufs innigste verband. Nach Vollendung seiner Studien begab er sich 1809 auf Reisen und ließ sich dann als praktischer Arzt in Gaildorf nieder, bis er 1818 Oberamtsarzt in Weinsberg wurde, wo er sich am Fuße der Weibertreue anbaute, deren Trümmer hauptsächlich unter seiner Leitung vom Schutt gereinigt und in die lieblichsten Anlagen verwandelt wurden. Am ausgezeichnetsten ist K. als Dichter und Mitbegründer der neuesten schwäb. Dichterschule. Zunächst erregte er die Aufmerksamkeit durch seine „Reiseschatten von dem Schattenspieler Lux" (Heidelb. 1811), die von einer traumhaften Phantasie und höchst originellem Humor zeigten. Um dieselbe Zeit besorgte er mit Uhland, Schwab u. A. den „Poetischen Almanach" (Heidelb. 1812) und den „Deutschen Dichterwald" (Tüb. 1813), in denen sich seine schönsten Gedichte finden. Später ließ er „Romantische Dichtungen" (Karlsr. 1817) und eine Sammlung seiner „Gedichte" (Stuttg. 1826) erscheinen, die er in den spätern Auflagen (3. Aufl., 2 Bde., Stuttg. 1841) sehr vermehrte. Als Arzt widmete er sich längere Zeit den Beobachtungen der in Würtemberg so häufigen Erscheinung von Vergiftungen durch Würste; am vollständigsten bearbeitete er diesen Gegenstand in der Schrift „Das Fettgift oder die Fettsäure und ihre Wirkungen auf den thierischen Organismus" (Stuttg. 1822). Verdiente Anerkennung fand auch seine Schrift „Das Wildbad im Königreich Würtemberg" (Tüb. 1813; 4. Aufl., 1839). Von besonderm Einfluß aber auf sein Leben und seine geistige Richtung waren die Beobachtungen, die er im Gebiete magnetischer Erscheinungen machte. (S. Geistererscheinung.) Hierher gehören seine „Geschichte zweier Somnambulen" (Karlsr. 1824); „Die Seherin von Prevorst" (2 Bde., Stuttg. 1829; 3. Aufl., 1838); die mit Eschenmayer gemeinschaftlich herausgegebenen „Blätter aus Prevorst" (5 Samml., Karlsr. 1831—34); „Geschichten Besessener neuerer Zeit" (Karlsr. 1834; 2. Aufl., 1835); „Eine Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur" (Stuttg. 1836) und „Nachricht von dem Vorkommen des Besessenseins, eines dämonisch-magnetischen Leidens, und seiner schon im Alterthum bekannten Heilung durch magisch-magnetisches Einwirken" (Stuttg. 1836).

Kertsch nennt man zunächst den östlichen Theil der Halbinsel Krim (s. Taurien), der wieder als eine neue Halbinsel oder Landzunge zwischen dem Schwarzen, dem Asow-

schen Meere und der Straße von Kaffa hervortritt und die vier altberühmten Städte Kaffa, das alte, von Milesiern erbaute Theodosia (s. Feodosia), Kertsch, Jenikale (s. d.), das alte Myrmecion, und Arabat, das alte Zenonis Chersonesus, enthält; eine Gegend, die noch gegenwärtig auf jedem Schritte an die alte hellen. und röm. Vorzeit, an die Blütezeit der Venetianer und Genueser im Mittelalter, sowie endlich an das Reich der Tataren, die hier ein Khanat begründet hatten, erinnert. Auch führt diesen Namen ein erst neuerlich gebildetes russ., mit dem nahen Jenikale verbundenes Stadtgubernium von 2½ □M. und 10000 E., die aus Russen, Griechen, Italienern, Armeniern, Tataren, Juden und Deutschen, wozu auch des Handels wegen viele Tscherkessen kommen, bestehen und wovon 9200 der herrschenden griech.-russ. Kirche angehören, während die Übrigen sich zur röm.-katholischen, armenischen und evangelischen Kirche, zum Judenthum und Islam bekennen. Die einst so blühende, später aber sehr herabgekommene Stadt Kertsch, die von den Tataren eigentlich Ghiertisch, von den Russen auch Wosfor genannt wird, hieß im Alterthum Panticapäum oder Bosporus und war, als die Hauptstadt des alten Tauriens, erst der Sitz des Bosporanischen, dann des Pontischen Reichs unter Mithridates und Pharnaces. Sie besitzt einen sichern und geräumigen Hafen, der 1822 zum Freihafen erklärt wurde; doch ist der Handel weder hier noch in Kaffa besonders bedeutend, indeß in neuester Zeit in auffallender Zunahme begriffen. Bedeutender ist die Fischerei. Besonders gewinnbringend aber ist der Handel mit dem aus den benachbarten Seen gewonnenen Salze. Auch der Kapern- und Weinbau und die Vieh-, besonders die Schaf- und Ziegenzucht sind hier und in der Umgegend sehr ansehnlich. Zahlreiche Säulentrümmer in der Nähe der Stadt deuten vielleicht auf die Stätte des alten Mithridatischen Palastes, an den auch das Mithridatsgrab (der Goldene Hügel, Altun obo), der Mithridatssessel, der Mithridatsgarten u. s. w. erinnern. Bei den Nachgrabungen auf dem Goldenen Hügel in den J. 1830 und 1832 wurden außerordentlich werthvolle Denkmäler, z. B. Vasen in Bronze, Silber und Gold, große Schalen, Kelche, Kronen, goldene Halsketten, vergoldete Armbänder, Medaillons, Ringe, Metallspiegel, mehre Minervenbilder, ein großes Trinkgefäß mit Abbildungen mehrer Skythen in getriebener Arbeit u. s. w., gefunden, die sich gegenwärtig im Museum zu Kaffa befinden, wohin jetzt alle Funde der Art abgeliefert werden müssen. Auch die Trümmer der dem alten Panticapäum benachbarten Stadt Nymphäum hat man in jüngster Zeit wieder aufgefunden und daselbst reiche Ausbeute gewonnen. Überhaupt gibt es keinen Ort der ganzen Krim, wo man auf so viele Alterthümer stieße als hier; werthvolle griech. Marmorplatten, Säulenschafte, Basreliefs und Inschriften findet man in manchen Bauerhütten eingemauert. So wurden auch häufig bis in die jüngste Zeit herab Silber- und Goldmünzen, die man ausgrub, gleichwie andere Münzen auf den Markt gebracht, welchem Unwesen indeß auf kaiserlichen Befehl gesteuert ist. Die Festung, welche den Hafen deckt, ist wegen einer alten Kathedrale ausgezeichnet, die noch aus den Zeiten der Genueser stammt. Auf der Höhe des Bergs, unfern Jenikale, steht ein Leuchtthurm; auch hat die Stadt eine Quarantaineanstalt, die aber an Pracht und Großartigkeit des Baus und der Einrichtung hinter der in Kaffa weit zurückbleibt.

Kessel (Jan van) der Ältere, ein bekannter holländ. Landschaft-, Thier- und Blumenmaler, wurde zu Antwerpen 1626 geboren, lernte bei den Teniers und lebte seit 1680 in Spanien, wo er starb. — Jan van K. der Jüngere, der Sohn oder, was wahrscheinlicher ist, der Neffe des Vorigen, geb. zu Antwerpen 1644, gest. zu Madrid 1708, war einer der trefflichsten Portraitmaler seiner Zeit und hatte Van Dyck so völlig in sich aufgenommen, daß seine Werke bisweilen mit denen des letztern verwechselt werden. Nach Spanien übergesiedelt, wurde er 1686 Hofmaler Karl's II. und portraitirte namentlich die beiden Gemahlinnen des Königs, Marie Luise von Orleans und Marie Anna von der Pfalz, zu wiederholten Malen. Ein vortreffliches Bildniß der letztern als Witwe befindet sich gegenwärtig im Louvre zu Paris; nach demselben zu schließen, hatte sich K. auch die Weichheit des span. Colorits angeeignet. Eines seiner letzten Bildnisse war das Philipp's V. von Spanien. Auch hat man von ihm einige historische Bilder, so im Alzakar zu Madrid die Geschichte der Psyche. — Theodor van K., ein trefflicher Kupferstecher, geb. 1620, dessen Blütenperiode um 1650 fällt, gehört wahrscheinlich derselben Familie an.

Kessels (Matthias), einer der besten neuern Bildhauer, geb. zu Mastricht 1784, lernte anfangs als Goldschmied, ging aber dann zur Plastik über und machte seine Studien in Paris, Hamburg, Petersburg und in Rom, wo er in Thorwaldsen's Atelier nach dessen Modellen die beiden schönen Reliefs „Tag und Nacht" ausführte. Seine zahlreichen selbständigen Arbeiten begannen mit einem heil. Sebastian, der ihm den von Canova ausgesetzten Preis gewann. Als besonders ausgezeichnet sind zu nennen Amor, der seinen Pfeil schärft; ein ruhender und ein stehender Diskuswerfer; eine Büste des Admirals Tromp; eine colossale Scene aus der Sündflut, sein berühmtestes Werk; ein Christuskopf; ein Madonnakopf und eine Venus. Sein Stil ist rein, kräftig und frei von aller Manier. Er starb in der Blüte seines Lebens im J. 1830.

Kesselschläge heißen in der Forstwirthschaft diejenigen Gehaue, welche keine Winkel haben und von allen Seiten eingeschlossen sind.

Kesselsdorf, ein Dorf, etwa eine Meile von Dresden im Plauischen Grunde (s. d.), ist historisch merkwürdig durch die Schlacht am 15. Dec. 1745, in welcher die Preußen unter Anführung des Fürsten Leopold von Dessau die Sachsen unter dem Herzog von Sachsen-Weißenfels und dem Feldmarschall Rutowski schlugen. Die Sachsen hatten auf ihrem linken Flügel eine Batterie von 30 Kanonen, die durch Grenadiere gedeckt war. Dreimal hatten die Preußen vergebens versucht, die Batterie zu erstürmen, als die Sachsen sich verleiten ließen, ihre Verschanzungen zu verlassen und den Feind zu verfolgen. Von dem Dragonerregiment Bonin sofort angegriffen und in Unordnung zurückgeworfen, drang, ehe sie sich wieder gesammelt, da die 40000 M. starke östr. Armee unter dem Prinzen Karl zu ihrer Unterstützung durchaus nichts that, der General Lehwald in K. ein, das ihm zwar von der herbeieilenden sächs. Garde streitig gemacht wurde, aber nicht wiedergenommen werden konnte. Die Folge dieser Schlacht war die Übergabe Dresdens am 17. Dec. und der Friede zwischen Preußen und Sachsen am 25. Dec. 1745.

Kettenbruch, zusammenhängender, fortlaufender oder continuirlicher Bruch heißt diejenige Form eines Bruchs, wo der Nenner aus einer ganzen Zahl nebst einem Bruche besteht, dessen Nenner wieder eine ganze Zahl nebst einem Bruche ist u. s. w., welche Verkettung entweder ohne Ende fortgehen oder irgendwo abbrechen kann. Hiernach zerfallen die Kettenbrüche in endliche und unendliche. Bei den gewöhnlichen Kettenbrüchen sind alle vorkommenden Zähler der Einheit gleich, z. B.

$$\cfrac{1}{2+\cfrac{1}{3+\cfrac{1}{4+\cfrac{1}{5}}}}$$

Die Nenner derjenigen gewöhnlichen Brüche, aus denen jeder Kettenbruch scheinbar zusammengesetzt ist, nennt man die Partialnenner des Kettenbruchs. Jeder gewöhnliche Bruch läßt sich in einen Kettenbruch verwandeln; man findet dessen Partialnenner, wenn man mit dem Zähler des gewöhnlichen Bruchs in den Nenner dividirt, dann mit dem Rest in den Zähler und sofort immer mit dem letzten Rest in den vorigen Divisor, bis die Division aufgeht; die erhaltenen Quotienten bilden nach der Reihe die Partialnenner des Kettenbruchs, während die Zähler desselben sämmtlich der Einheit gleich sind. Behält man von den Partialnennern nur den ersten oder die zwei, drei, vier ersten mit Weglassung aller folgenden bei und verwandelt den so entstehenden unvollständigen Kettenbruch in einen gemeinen Bruch, so heißt dieser ein Näherungs- oder Partialwerth des Kettenbruchs. Von diesen ist der erste größer, der zweite kleiner und so alle folgenden abwechselnd größer und kleiner als der genaue Werth des Kettenbruchs, dem aber jeder Näherungswerth näher kommt als der vorhergehende. Aus zwei aufeinanderfolgenden Näherungswerthen ließe sich immer der nächstfolgende leicht finden; setzt man diese Rechnung fort, so erhält man, wenn anders der Kettenbruch endlich ist, zuletzt einen gemeinen Bruch, der jenem genau gleich ist, sodaß man jeden gegebenen endlichen Kettenbruch in einen gemeinen Bruch verwandeln kann. Die Kettenbrüche dienen, einen gemeinen Bruch, dessen Zähler und Nenner große Zahlen sind, oder ein durch große Zahlen ausgedrücktes Verhältniß annähernd genau durch kleinere Zahlen auszudrücken; in der Algebra zur Auflösung unbestimmter Gleichungen des ersten Grades, sowie zu manchen andern wichtigen Rechnungen. Selbst

zur Berechnung von Quadratwurzeln kann man sie brauchen; jede irrationale Quadratwurzel läßt sich nämlich in einen unendlichen Kettenbruch verwandeln, dessen Partialnenner wiederkehrende Zahlenfolgen oder Perioden bilden.

Kettenbrücken, uneigentlich auch Hängebrücken genannt, sind eine Erfindung der neuern Zeit. Obwol man der Erfindung selbst ein größeres Alter zuschreiben will, indem es in Afrika und Amerika schon seit früher Zeit Hängebrücken gab, so sind diese doch von jenen so wesentlich unterschieden, daß man beide nicht wol miteinander in eine Classe stellen kann. Die afrikan. und amerikan., auch bei den Chinesen seit undenklicher Zeit bekannten Hängebrücken bestehen aus zwei oder mehren Seilen, Lianengeflechten und dergleichen, welche an feste Bäume geknüpft oder sonst befestigt, über Flüsse und Abgründe gespannt und mit einem Flechtwerk oder einer Breterlage bedeckt sind, welche als Brückenbahnen dienen und für die die neben der Bahn ausgespannten Seile das Geländer bilden. Der Belag dieser Brücke folgt also der Richtung der Seile und ist nach unten gewölbt. Kettenbrücken dagegen nennt man solche Brücken, bei denen eine nach dem Systeme der Kettenlinie (s. d.) und über feststehende Widerlager gezogene kettenähnliche Verbindung dazu dient, einen Brückenbelag, der in gerader, meist mit einer schwachen Wölbung nach oben gebogener Linie über den Strom führt, zu tragen. Dem Material nach zerfallen die Kettenbrücken in eigentliche Kettenbrücken oder Stabbrücken, und in Seilbrücken oder Drahtbrücken. Bei der ersten Classe bestehen die Ketten, wie z. B. bei der Karlsbrücke in Wien, aus Schienen von geschmiedetem Eisen oder Stahl, deren drei bis vier ein Glied bilden. Die einzelnen Glieder sind durch starke Bolzen miteinander verbunden, an welchen zugleich die Verbindungsstangen befestigt sind, die die Brücke tragen. Bei den Seilbrücken hat man statt der geschmiedeten Schienen zu den Gliedern Seile von mehrfach hin und hergeführtem Eisendraht angewendet, die nachher übersponnen wurden. Man ging hierbei von der Idee aus, daß die Drahtseile darum den Schienen vorzuziehen seien, weil in letztern sich viel leichter eine mangelhafte Stelle verbergen könne, während man bei den Seilen den Drahtfaden genau besichtigen und durch den Zug prüfen könne, bedachte aber nicht, daß durch die atmosphärischen Einflüsse ein einzelner Drahtfaden leichter zerstört, der Bruch wegen der Überspinnung nicht augenblicklich wahrgenommen und der Ruin in schneller Progression herbeigeführt werde. Daher kommt es denn auch, daß die meisten Unglücksfälle an Kettenbrücken die Drahtbrücken betroffen haben, weshalb man gegenwärtig dieses System ganz beseitigt hat. Der Construction nach zerfallen die Kettenbrücken in eigentliche Hängebrücken und unterspannte Brücken, oder in solche, bei welchen beide Systeme gemischt sind. Bei den eigentlichen Hängebrücken befinden sich die Tragekketten über der Brücke und die Tragestangen, hier Hängestangen genannt, gehen von der Kette nach der Bahn herab, welche an denselben aufgehängt ist; bei den unterspannten Brücken aber liegen die Ketten unter der Brückenbahn und die Tragestangen gehen noch aufwärts, wo sie die Brückenbahn tragen. Bei dem gemischten Systeme beginnen die Ketten über der Brückenbahn, gehen dann aber dergestalt durch dieselbe, daß der mittlere Theil der Ketten unter der Bahn liegt. Die Construction selbst sei nun, welche sie wolle, so gehen die Ketten bei den beiden Anfangspunkten der Brücke über eine Unterlage (das Widerlager) möglichst weit rückwärts zu Fixpunkten, wo sie in der Erde befestigt werden. Der Ritter v. Mitis in Wien hat indeß an der Karlsbrücke bewiesen, daß man davon abgehen und durch Anwendung der Reibung unterstützt, die Kette über einem Mauerquadrate und dann senkrecht in die Erde hinabführen könne, wodurch bedeutend an Raum für die Anfahrt gewonnen wird. Die eigentlichen Hängebrücken erfodern sehr hohe Unterstützungspunkte, da die Festigkeit der Kettenlinie um so größer ist, je weniger sie gespannt wird. Diese hohen Pfeiler stürzen aber leicht ein oder senken sich, wie die ersten der Brücke an den Champs Elysées in Paris. Die unterspannten Brücken brauchen gar keine erhöhten Unterstützungspunkte, bedingen aber eine hohe Lage der Brückenbahn, um die Communication unter derselben nicht zu hemmen. Die gemischten Brücken hat man viel zu wenig beachtet, wol darum, weil man, aber sicher mit Unrecht, fürchtete, daß die ungleiche Belastung der Ketten, einmal von unten und dann von oben, der Festigkeit der Kette Eintrag thun könne. Ein ganz eigenthümliches System von Hängebrücken wurde in Mehadia in Ungarn angewendet, indem man große Bogen von guß-

eisernen Röhren über den Fluß spannte, von diesen aus Hängestangen herabließ, um die Brückenbahn zu tragen und zwischen den Widerlagern der Bogen Ketten zog mit Tragestangen, auf welchen die Brückenbahn ebenfalls ruhte.

Die Kettenbrücken haben vor den Joch- und Bogenbrücken den Vortheil voraus, daß man sie überall, auch da errichten kann, wo der Bau von Mittelpfeilern unmöglich ist, daß sie nicht durch Pfeiler das Wasserbett verengern und daß ihre Zusammenstellung, wenn einmal Ketten und Widerlager fertig sind, sehr wenig Rüstung, Zeitverlust und Umstände erheischt; dagegen haben sie aber das Unangenehme, daß sie unter der Last stark schwanken, und daß von einem nur einigermaßen heftigen Winde die Bahn so stark in Vibration geräth, daß der Übergang über dieselbe für Menschen und Vieh sehr beschwerlich, mindestens unangenehm wird. Daß die Construction selbst, bei gehöriger Umsicht in Anordnung derselben, durchaus gefahrlos ist, bezweifelt Niemand mehr, seit die Versuche, welche Telford, Donkin, Chapman, Rennie und Barlow über die absolute und relative Festigkeit des Schmiedeeisens gemacht, dargethan haben, daß Kettenbrücken für die allergrößte Spannung ausführbar seien. Die gänzlich verunglückte Brücke bei Nienburg an der Saale, deren Einsturz bei der Eröffnung unzählige Vorurtheile gegen das ganze System nach sich zog, darf hierher nicht gerechnet werden, da ihr Erbauer, der Baurath Bandhauer, von dem System der Kettenlinie abging, und eigentlich nur zwei große Klappen von ungebührlich langen, steifen, schräglaufenden Tragestangen über den Fluß hängte und noch obenein die Verbindung der Bahn in der Mitte durch Aufzugsklappen störte. Die älteste Kettenbrücke ist die 1741 über den Tees angelegte Winchbrücke in England, das überhaupt die kühnsten derartigen Bauten hat. Wir erwähnen hier nur die Hammersmith-Brücke, welche 1827 von Clark erbaut wurde, und die von Telford 1826 über den Meerarm Menai angelegte Brücke zur Verbindung von Wales mit der Insel Anglesey, welche so hoch über dem Meere liegt, daß die größten Schiffe mit ausgespannten Segeln unter derselben durchfahren. Nach England ergriff Nordamerika zuerst dies System und 1809 wurde in Massachusetts eine Brücke von 244 F. Spannung über den Merrimak erbaut; 1811 aber hatte Amerika schon acht Kettenbrücken, darunter die bei Wilmington mit 145 und die bei Brownsville mit 120 F. Spannung. Auch Frankreich besitzt mehre Kettenbrücken, von denen die in den Champs Élysées die bedeutendste ist. In Frankreich wurden nach Seguin's Angabe viele Drathseilbrücken erbaut, weshalb auch in Frankreich allein so viel Unglücksfälle mit Hängebrücken stattfanden, als in allen andern Ländern zusammengenommen. Deutschland sträubte sich anfangs gegen Annahme des Systems; doch sind auch hier jetzt mehre Kettenbrücken vorhanden, z. B. in Bamberg über die Regnitz, in Malapane, in Wien (zwei), in Prag und anderwärts. Ein sehr bedeutender Bau der Art ist die Brücke über die Donau bei Pesth. Vgl. Gerstner, „Handbuch der Mechanik"; Naviers, „Rapport sur les ponts suspendus"; Seguin, „Des ponts au fil de fer" und Dewry, „On suspensive bridges".

Kettenkugeln bestehen aus zwei halben oder ganzen 12- oder 24pfündigen Kugeln, die mittels zweier durch einen eisernen Ring zusammenhängender Stangen von einem Fuß Länge, oder mittels einer zwei Fuß langen Kette mit einander verbunden sind, damit sie aus dem Geschütz geschossen, von einander weichen und also nicht blos den einzelnen Punkt treffen, sondern eine größere Wirkung thun. Bei der großen Unsicherheit der Wirkung und der geringen Entfernung, welche das Geschoß nur zu erreichen vermag, ist dasselbe indeß längst abgeschafft, selbst bei der Marine, wo es gebraucht wurde, um die Segel, Raaen und das Takelwerk des Feindes zu zerstören.

Kettenlinie nennt man in der höhern Mechanik und Geometrie diejenige (transscendente) krumme Linie, welche ein gleichförmiger, durchaus gleich schwerer, vollkommen biegsamer, undehnbarer Faden freiwillig annimmt, sobald man ihn an zwei Punkten, deren Entfernung aber geringer ist, als die Länge des Fadens, frei aufhängt. Die höhere Analysis in der Geometrie entwickelt die Gleichung, nach welcher man die Linie darstellen kann, und die Mechanik lehrt ihre Eigenschaften kennen. Die Kettenlinie ist in der Baukunst von großer Wichtigkeit, indem Gewölbe, nach derselben ausgeführt, den geringsten Druck auf die Widerlager üben, und sie würde auch viel mehr angewendet werden, wenn ihre Form, bei verhältnißmäßig kleiner Spannung, angenehmer ins Auge fiele. Die Kettenbrücke

(s. d.) beruht auf dieser Linie, indem eine Kette nach derselben frei aufgehängt und mit dieser die Bahn der Brücke wagerecht verbunden wird.

Kettenrechnung heißt in der Arithmetik das künstliche Verfahren, zwei verschiedenartige Größen durch Mittelgrößen zu vergleichen. Sie ist, insofern das Rechnen ein Denken oder Schließen ist, eine Schlußkette, weil durch die Einschiebung der Mittelgrößen alle Glieder wie die Glieder einer Kette aneinanderhängen. Man vergleicht und vertauscht die Größen so lange mit einander, bis man auf diejenige kommt, welche man sucht. Will man z. B. wissen, wie viel Silbergroschen eine engl. Krone ausmacht, so schließt man so: 1 engl. Krone ist 573 As fein Troyes, 4864 As fein Troyes machen 1 köln. Mark fein, 1 köln. Mark fein giebt 14 Thlr. Preuß. und 1 Thlr. macht 30 Silbergroschen. Wenn man nun die Producte der gegenseitig im Verhältniß stehenden Zahlen durcheinander dividirt (573 $\times$ 1 $\times$ 14 $\times$ 30 dividirt durch 4864 $\times$ 1), so gibt der Quotient, nahe 49¹/₂, die Summe der Silbergroschen, die auf eine Krone gehen. Die Gründe dieses Verfahrens entwickelt die Arithmetik. Gewöhnlich wird die Rechnung auf folgende Weise angeordnet: man schreibt alle Größen in zwei Columnen und mehren Zeilen untereinander, deren jede zwei ihrem Werthe nach gleiche Größen enthält. Die erste Zeile beginnt (links) mit dem unbekannten Glied oder Fragglied; jede folgende beginnt mit derjenigen Benennung oder Gattung von Größen, welche die vorhergehende Zeile schließt, und die letzte Zeile, mit ihr aber der ganze Ansatz, schließt (rechts) mit der Benennung des Fraggliedes. Demnach lautet die erste Zeile der vorigen Rechnung: x Sgr. = 1 engl. Krone, die letzte 1 Thlr. = 30 Sgr.; die auf jeder Seite stehenden Größen werden multiplicirt, doch können vorher je zwei auf entgegengesetzten Seiten stehende Zahlen, so oft es angeht, durch einen gemeinschaftlichen Theiler dividirt oder aufgehoben werden und zuletzt wird das Product der rechts stehenden Columne (Multiplicationscolumne) durch das der links stehenden oder das Fragglied enthaltenden (Divisionscolumne) dividirt. Die Zusammenstellung und Anordnung der verbundenen Größen bei dieser Rechnung nennt man einen Kettensatz, und die Vorschrift dieses Verfahrens die Kettenregel oder auch Rees'sche Regel, nach ihrem Erfinder, K. F. de Rees.

Kettenschluß, s. Sorites.

Ketzer, welcher Name aus dem Worte Katharer (s. d.) entstanden ist und zuerst bei den Minnesängern des 12. Jahrh. vorkommt, gibt es nur insofern, als eine sich für rechtgläubig haltende Kirche Andersmeinende, die ihr angehören, dafür erklärt. Von den Ketzern sind wohl zu unterscheiden die Ungläubigen (infideles), d. h. alle Diejenigen, welche keine Christen sind, die Apostaten, d. h. Die, welche von dem einmal bekannten christlichen Glauben abfallen, und die Schismatiker oder Diejenigen, welche sich von der Einheit der Kirche im Ritus und Verfassung absondern. Als das Christenthum in Paläſtina entstand, war dasselbe in den Augen der Juden eine Ketzerei oder Häresie (s. d.), d. h. eine Abweichung von dem geltenden Lehrbegriffe des Judenthums. Seit sich aber das Christenthum auch unter den Heiden Bekenner sammelte und seinen vom Judenthum wesentlich verschiedenen Grundcharakter durch ein eignes Kirchenthum geltend zu machen anfing, konnten weder die Christen von den Juden, noch die Juden von den Christen mehr Ketzer genannt werden. Aber in der Christenheit selbst entstand der Gegensatz zwischen den Rechtgläubigen und Ketzern, als die Richtung der Kirche zur Katholicität oder Einheit in Dogma und Ritus sich entschied. Die Häresiarchen oder Anführer andersdenkender Parteien wurden mit ihren Anhängern vor der Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion nur mit Ausschließung aus der Kirchengemeinschaft, seit Konstantin dem Großen aber von der weltlichen Macht, außer diesem Banne, den die Bischöfe verhängten, auch mit Verbannung, Verbrennen ihrer Bücher und Verlust ihrer bürgerlichen Rechte bestraft. Das erste Beispiel einer Lebensstrafe gegen Ketzer gaben auf der Synode zu Trier im J. 385 span. Bischöfe durch die Verurtheilung Priscillian's zum Tode. Die bis zur Einführung der Inquisition den Bischöfen überlassenen Ketzergerichte konnten nur unter Mitwirkung der weltlichen Macht Lebensstrafen über Ketzer verhängen; seit dem Anfange des 13. Jahrh. wurden aber fast in allen Ländern der Christenheit eigne Ketzermeister mit unumschränkter Vollmacht bestellt, die sich durch zahllose Gütereinziehungen und Hinrichtungen

furchtbar machten. Die Kreuzzüge, die Simon von Montfort um diese Zeit gegen die Albigenser (s. d.) anführte, waren offenbar ein bürgerlicher Krieg zur Vernichtung der Ketzer. Frankreich, Spanien und Italien wurden vom 13. bis ins 16. Jahrh. durch Ketzerverfolgungen verheert, und ersteres noch im 17. Jahrh. durch die Beichtväter Ludwig's XIV. seiner fleißigsten Einwohner beraubt. Auch in Deutschland trieben Ketzermeister, deren erster, Konrad von Marburg (s. d.), von 1214—33 am Rhein wüthete, von Zeit zu Zeit ihr Wesen; doch hat hier, wenn auch einige deutsche Fürsten bisweilen Hinrichtungen Andersmeinender erlaubten, die Verketzerungssucht nie so weit um sich gegriffen als in den Staaten von West- und Südeuropa. Selbst in der protestantischen Kirche fing man an, Rechtgläubige und Häretiker zu unterscheiden und die letztern zu verfolgen. So wurde im 16. Jahrh. unter Andern Servet (s. d.) als Ketzer verbrannt. Wenn auch die Aufklärung neuerer Zeiten, indem sie den religiösen Werth des Menschen mehr nach Gesinnung und Wandel als nach dogmatischen Meinungen schätzen lehrte, in und außer Deutschland Grundsätze der Duldung verbreitet hat, so nahm man doch noch hier und da harte Maßregeln gegen Diejenigen, welche die Einheit der Kirche zu stören schienen.

Keuchhusten (tussis convulsiva) ist eine epidemische Kinderkrankheit, welche aus periodisch wiederkehrenden krampfhaften Hustenanfällen besteht. Im Anfange ist die Krankheit einem gewöhnlichen Katarrh ähnlich und dauert in dieser Gestalt längere oder kürzere Zeit fort, bis sich der Husten charakteristisch verändert und die einzelnen Anfälle deutlicher hervortreten. Diese beginnen mit einem tiefen keuchenden Einathmen, worauf mehre kurze, gellende Ausstoßungen der Luft erfolgen, das Einathmen sich noch mühsamer und quälender als zuerst wiederholt und die eingeathmete Luft wieder auf dieselbe Art ausgestoßen wird. Nachdem dieser Wechsel von Ein- und Ausathmen einige Minuten gedauert hat, ist der Anfall vorüber und das Kind erholt sich von der Anstrengung und Erschöpfung sehr bald. Anfangs kommen solcher Anfälle nur wenige in einem Tage; nach und nach jedoch werden sie häufiger und heftiger und haben noch andere Zeichen, als Blauwerden des Gesichts, Kälte der Extremitäten, zuweilen Erbrechen und Bluterguß aus Mund und Nase in ihrem Gefolge. Dieser Zeitraum des Keuchhustens dauert gewöhnlich drei bis vier Wochen, zuweilen auch länger, worauf der Husten an Heftigkeit verliert, Schleimauswurf sich einstellt und die Krankheit wieder nach einigen Wochen vollständig verschwindet. Meist tritt der Keuchhusten epidemisch im Frühjahre oder verbunden mit andern epidemischen Kinderkrankheiten auf. Gesunde Kinder müssen von solchen, die am Keuchhusten leiden, abgesondert werden, weil er ansteckend ist. Die Krankheit ist immer bedenklich und wird gefährlich durch lange Dauer, indem leicht chronische und tödtliche Lungenkrankheiten dadurch entstehen, und durch die Heftigkeit der Anfälle, welche Erstickung oder Schlagfluß zur Folge haben können. Die Behandlung ist nach den begleitenden Umständen eine sehr verschiedene.

Keuschberg, ein Dorf in der preuß. Provinz Sachsen, nahe bei Merseburg, hat einen historischen Namen erhalten durch die sogenannte Ungarnschlacht, welche in dessen Nähe am 15. März 933 zwischen König Heinrich I. und den Ungarn geschlagen wurde. In ungeheurer Anzahl waren die Ungarn zu Anfange des J. 933 durch Franken in Thüringen eingefallen, das sie grausam verheerten. In zwei Heereshaufen getheilt, wendete sich der eine gegen Westen, während der andere in dem östlichen Theile blieb. Ein aus Sachsen und Thüringern gebildetes Heer griff den gegen Westen gezogenen feindlichen Heereshaufen an und vernichtete ihn wahrscheinlich bei Jechaburg in der Nähe von Sondershausen. Gegen den andern Heereshaufen, der in Merseburg eingefallen war und hier mordete und plünderte, zog der König Heinrich selbst mit einem schnell gesammelten Heere, dem aber das feindliche beiweitem überlegen war, und lagerte sich, wie man annimmt, bei K. Nachdem er die Feinde durch eine kleine gegen sie entsendete Heeresabtheilung, die sie in die Flucht schlugen und verfolgten, bis an sein Lager gelockt, begann die mörderische Schlacht, welche für die Ungarn, die bald in wilder Flucht auseinandergetrieben wurden, so unglücklich ausfiel, daß wenigstens das nördliche Deutschland seitdem von ihren Einfällen für immer befreit blieb. Die Zahl der Erschlagenen allein, abgesehen von denen, die im Flusse umkamen und gefangen wurden, wird zu 36000 angegeben. Noch ge-

genwärtig sieht man an der Ostseite des Dorfs K. Erdwälle, die aus jener Zeit herzurühren scheinen, und noch jährlich wird das Andenken an diese Schlacht in der Kirche zu K. gefeiert.

Kexholm, eine kleine Stadt im russ. Großfürstenthum Finnland, auf einer Insel des hier in den Ladogasee sich ergießenden Wuoxastroms. Die Stadt hat auf einer Insel des Flusses ein stark befestigtes Schloß, welches einst den Schweden als starkes Bollwerk gegen Rußland diente.

Keyser (Henrik de), niederländ. Bildhauer und Baumeister, geb. zu Utrecht 1565, gest. daselbst 1621, hat eine Menge Bauten zu Amsterdam und anderwärts in schwerem Renaissancestil ausgeführt. Auch rührt von ihm das Grabmonument Wilhelm's von Oranien her, das er 1608—19 auf Befehl der Generalstaaten ausführte, ein ziemlich manierirtes Werk, das in den Niederlanden wol allzu großen Ruhms genießt. — Theodor de K., vielleicht ein Sohn des Vorigen, war einer der trefflichsten niederländ. Portraitmaler. Er wußte die langweilige Gemüthlichkeit des holländ. Familienlebens auf das Schönste darzustellen; dabei ist seine Arbeit sauber, sein Colorit und Helldunkel vortrefflich. Von seinen Lebensumständen weiß man nur, daß seine meisten Bilder zwischen 1621—57 fallen.

Keyser (Nicaise de), einer der ausgezeichnetsten Historienmaler Belgiens, geb. 1813 in Sandvliet, einem Dorfe der Provinz Antwerpen, dicht an der holländ. Grenze, ein Schüler der Akademie der schönen Künste zu Antwerpen, erregte zuerst das Aufsehen bei der Kunstausstellung zu Antwerpen vom J. 1834 durch eine Kreuzigung Christi, die er für eine katholische Kirche in Manchester gemalt. Das Gemälde gefiel Denen, die es bestellt, so sehr, daß sie dem Künstler neben dem verabredeten Preise noch eine Banknote von 100 Pf. St. als Geschenk übersendeten. K. war indeß in diesem Gemälde noch zu sehr in der Nachahmung seiner Vorbilder, des Rubens und van Dyk, befangen. Zu größerer Freiheit und zu einem wirklich, mit Rücksicht auf sein Alter, erstaunlichen Talente erhob er sich in seinem großen Gemälde der „Schlacht von Courtray" (Kortryk), das auf der Kunstausstellung zu Brüssel im J. 1836 allgemein bewundert wurde. Composition, Zeichnung, Colorit und Helldunkel waren gleich glücklich und K. von dieser Zeit an für seinen Mitbürger Wappers (s. d.) ein gefährlicher Nebenbuhler. Sein Ruf wurde ein europäischer durch ein zweites colossales Schlachtbild „Die Schlacht bei Worringen", vollendet 1839 und gegenwärtig im Palais de la Nation zu Brüssel, das als das Meisterwerk der neuen belg. Schule gilt. K.'s Stil ruht wie der seiner Schulgenossen hauptsächlich auf dem Studium der großen niederländ. Meister; auch ist die Einwirkung der neufranz. Schule nicht zu verkennen, obwol die Ausschweifungen derselben bei ihm nirgend sich kundgeben. Ein genialer Reichthum der Composition, eine großartige Auffassung, eine leuchtende Farbe und eine bei größter Kühnheit doch völlig gewissenhafte Zeichnung weisen ihm den Rang unter den größten jetzt lebenden Historienmalern an.

Khalif nannten sich die Nachfolger Mohammed's (s. d.) in der Herrschaft über die Gläubigen und in dem Hohenpriesterthume, und Khalifat haben daher die latinisirenden Geschichtschreiber des Mittelalters das durch die Araber gegründete Reich dieser Fürsten genannt, welches binnen wenig Jahrhunderten an Ausdehnung selbst das röm. Kaiserreich weit übertraf. Mohammed hatte sich als Prophet Gottes zum geistlichen und weltlichen Regenten seines Volks gemacht. Da Mohammed keine männlichen Nachkommen hinterließ, auch nicht bestimmt hatte, wer sein Nachfolger sein sollte, so gab sein Tod Veranlassung zu Streitigkeiten über seine Nachfolge, bis endlich Abubekr (s. d.), der Schwiegervater Mohammed's, über Ali, dessen Vetter und Eidam, den Sieg davontrug, 632 dessen Nachfolger wurde und als solcher den Titel Khalifet Resul Allah, d. i. Stellvertreter des Propheten Gottes, annahm. Unterstützt von seinem Feldherrn Kaled, begann er sofort, nachdem die innern Feinde besiegt waren, mit des Schwertes Gewalt den Islam zu benachbarten Völkern zu tragen. Mit der Losung: Bekehrung oder Zinsbarkeit! drang ein ungeheures Heer, ganz aus freiwilligen Streitern bestehend, die durch ein Aufgebot zum heiligen Kriege begeistert waren, zuerst in Syrien ein. Siegreich in der ersten Schlacht, wurden sie doch nachher von den Byzantinern mehre Male geschlagen; als sie aber einmal durch die verrätherische Übergabe von Bostra festen Fuß in Syrien gefaßt, unternahmen sie unter Kaled die Belagerung von Damask, das sie, nachdem dieser zwei große Heere, die

der byzant. Kaiser Heraklius zum Entsatz sendete, geschlagen hatte, 633 mittels Capitulation gewannen, die aber Kaled treulos brach. — Durch Abubekr's letzten Willen wurde Omar, ein anderer Schwiegervater des Propheten, zweiter Khalif (633—643). Omar vertraute den Oberbefehl über die Streiter des Islam, statt Kaled, dem menschenfreundlichern Abu obeida und vollendete durch ihn, doch nicht ohne tapfere Gegenwehr der Byzantiner, im J. 638 die Unterwerfung von Syrien. Ebenso glücklich war Amru, ein anderer Feldherr Omar's, in Ägypten, das 638—640 dem Khalifat unterworfen wurde. Als im J. 636 Jerusalem genöthigt war, die Übergabe anzubieten, zog Omar selbst dahin und bestimmte die Capitulation, die nachher dem Verhältnisse der Mohammedaner zu den unterjochten Christen überall zum Muster gedient hat. Omar begründete die innere Staatsgewalt des Khalifats, gründete 636 Bassora und 638 Kufa, führte die Zeitrechnung der Hegira (s. d.) ein und dotirte Moscheen und Schulen mit Gütern (Wakfs). Er wurde zuerst Emir al Mumenin, d. i. Fürst der Gläubigen, genannt, ein Titel, der auf alle folgenden Khalifen forterbte und von den Europäern in Miramolin verdreht wurde. — Nach Omar's Ermordung durch einen rachsüchtigen Sklaven erwählte ein Rath von sechs Männern, die er bei seinem Tode dazu ernannte, mit abermaliger Übergehung des Ali, den Othman, einen Eidam des Propheten, zum dritten Khalifen (643—654). Unter ihm gelangte das Reich der Araber schnell zu einer staunenswerthen Größe. Während sie im Osten den Islam mit Waffengewalt im J. 646 nach Persien brachten, drangen sie zugleich in Afrika längs der Nordküste bis nach Ceuta vor. Cypern, das 647 erobert wurde, ging indeß zwei Jahre nachher wieder verloren. Auch in Alexandrien und ganz Ägypten gewannen die Byzantiner mit Hülfe der Eingeborenen wieder die Oberherrschaft, die ihnen nur mit großen Opfern wieder entrissen werden konnte. Solche Unfälle waren eine Folge der Maßregeln Othman's, der, Omar an Weisheit weit nachstehend, nicht den Tüchtigsten, sondern seinen Günstlingen die Provinzen vertraute. Die Unzufriedenheit mit ihm brach im J. 654, wo er noch Rhodus eroberte, in einen allgemeinen Aufstand aus, der mit seiner Ermordung endigte. — Durch die Wahl des Volks von Medina wurde nun Ali Ben Ali Taleb (s. d.) der vierte Khalif (654—660), der von den Schiiten (s. d.) für den ersten rechtmäßigen Imam oder Hohenpriester gehalten wird, die ihm und seinem Sohne Hassan fast gleiche Ehre mit dem Propheten erweisen. Ali hatte fortwährend mit innern Feinden zu kämpfen, sodaß er nicht dazu kommen konnte, die Eroberungen seiner Vorfahren fortzusetzen. Besonders feindlich zeigte sich ihm Aischa, des Propheten Witwe; auch machten Tellah, Zobeir und besonders der mächtige Statthalter Moawijah von Syrien auf die Regierung Anspruch. Sie wußten den Verdacht gegen ihn zu erregen, daß auf seine Veranstaltung Othman gemordet worden sei. Endlich brachten sie ein Heer zusammen und Bassora in ihre Gewalt. Zwar wurde dasselbe von Ali geschlagen, wobei Tellah und Zobeir das Leben verloren; allein daß Moawijah und dessen Freund Amru Syrien, Ägypten und selbst einen Theil Arabiens für sich gewannen, vermochte Ali nicht zu hindern. Durch einen Fanatiker wurde er 660 gemordet. — Sein Sohn, der sanfte Hassan, den die Schiiten für den zweiten rechtmäßigen Imam oder Hohenpriester halten, hatte keine Lust, das ihm übertragene Khalifat gegen den auch ihm feindlich gesinnten Moawijah zu vertheidigen und legte deshalb 661 die Regierung nieder.

Der neue Khalif, Moawijah I. (661—680), verlegte den Sitz des Khalifats aus der Stadt des Propheten, Medina, wo, mit Ausnahme Ali's, der in Kufa residirte, alle übrigen Khalifen residirt hatten, 673 in seine bisherige Statthalterschaft nach Damask. Mit ihm fängt die Reihe der Omajjiden an. Nachdem er gleich im Anfange seiner Regierung einen Aufstand der Kharedschiten und eine Empörung zu Bassora durch schwere Strafgerichte gedämpft, dachte er ernstlich auf den gänzlichen Umsturz des byzant. Reichs. Sein Sohn Jesid durchzog Kleinasien, fast ohne Widerstand zu finden, ging dann über den Hellespont und unternahm die Belagerung von Konstantinopel, mußte sie aber 669 wieder aufheben. Glücklicher war der Feldherr Obeida gegen die Türken in Khorassan; er schlug sie, drang 673 selbst in Turkestan ein und machte bedeutende Eroberungen in Mittelasien. Ebenso wie Moawijah I. das Reich nach außen vergrößerte, suchte er es auch im Innern zu organisiren; dazu machte er das Khalifat erblich und erzwang 670 die Anerken-

nung seines Sohnes Jesid bei seinen Lebzeiten in Syrien und Irak. — Jesid (680—683) war aber ein nicht völlig würdiger Nachfolger seines staatsklugen Vaters. Er wurde anfangs von den heiligen Städten Mekka und Medina nicht anerkannt, die, so lange die Khalifen in letzterer Stadt gewohnt, eine vorzügliche Stimme bei deren Wahl behauptet hatten, aber nicht gefragt worden waren, als Moawijah seinen Nachfolger bestimmte. Die Unzufriedenen fielen theils dem Hassan, dem berühmten Sohne Ali's und dritten schiitischen Imam, theils dem Abdallah, Zobeir's Sohne, zu, welche Beide das Khalifat in Anspruch nahmen. Eine Empörung der Bewohner in Irak zu Gunsten Hassan's, von Moslem und Hani geleitet, wurde aber durch die Klugheit und Entschlossenheit des kufanischen Statthalters Obeidallah erstickt und der von den Verschworenen herbeigerufene Hassan in der Schlacht von Kerbola im J. 680 geschlagen und zur großen Beruhigung des Khalifen getödtet, der indeß an den Kindern Hassan's das dem Vater zugefügte Unrecht durch Wohlthaten gutzumachen suchte. Auch Medina, wo man den Jesid wegen seiner Üppigkeit und Freigeisterei verabscheute und den Abdallah als Khalifen anerkannt hatte, wurde genommen und geplündert, dabei aber Hassan's dort wohnende Familie auf des Khalifen ausdrücklichen Befehl verschont. — Auf Jesid folgte im Khalifat sein Sohn, Moawijah II. (683), der nach wenig Monaten die Regierung freiwillig niederlegte, ohne einen Nachfolger zu ernennen, sodaß nun eine völlige Anarchie eintrat. — Obeidallah, Statthalter von Irak, versuchte in Bassora ein eigenes Reich zu stiften, wurde aber bald von den Einwohnern selbst vertrieben, die nun, wie ganz Irak, Hedschas, Yemen und Ägypten, den Abdallah Ben Zobeir, einen Enkel Abubekr's, als Khalifen erkannten. In Syrien wurde anfangs der dem Abdallah ergebene Dehak zum Reichsverweser, dann aber in Damask der Omajjide Merwan I. zum Khalifen ernannt, der sich bald ganz Syrien und Ägypten unterwarf, sodaß jetzt zwei rivalisirende Khalifen nebeneinander bestanden. Khorassan, wo die Partei Ali's, die Haschemiten, großen Anhang gefunden hatte, riß sich vom Khalifat los und gab sich einen eigenen Fürsten in dem edeln Salem. Im J. 684 erregte Soleiman Ben Sarad einen Aufstand in Syrien und Arabien und erklärte beide Khalifen für abgesetzt, wurde aber von Obeidallah geschlagen. Obschon Merwan I. eidlich versprochen hatte, dem Sohne Jesid's, Kaled, das Khalifat zu hinterlassen, so ernannte er doch seinen Sohn Abdalmelek zu seinem Nachfolger und wurde deshalb von Kaled ermordet. — Unter Abdalmelek (685—705) wurde Mokthar, ein neuer Empörer wider beide Khalifen, der als Prophet auftrat und sich bereits in Kufa hatte huldigen lassen, von Abdallah im J. 686 überwunden, dadurch aber dieser dem Abdalmelek desto furchtbarer. Um zu seines Gegners Bekämpfung freie Hand zu gewinnen, schloß Abdalmelek mit dem byzant. Kaiser Justinian II. einen Frieden, worin er demselben einen jährlichen Tribut von 50000 Goldstücken bewilligte. Hierauf zog er gegen Abdallah, schlug ihn, nahm Mekka mit Sturm, wobei Abdallah blieb, und vereinigte so wieder in seiner Hand die Herrschaft über alle Muselmänner. Doch machte ihm in der Folge die Widersetzlichkeit der Statthalter noch viel zu schaffen. Er war der erste Khalif, der Münzen schlagen ließ. — Unter Walid I., seinem Sohne (705—716), der Wissenschaften und Künste, besonders die Baukunst beförderte, gelangte das Reich der Khalifen auf den Gipfelpunkt seiner Blüte; die Araber eroberten unter ihm im J. 707 Turkestan, 710 Galatien und 711 Spanien (s. d.). — Sein Bruder und Nachfolger Soleiman (716—718), wegen seiner Gerechtigkeit und Milde gepriesen, ließ Konstantinopel durch seinen Bruder Moslema belagern, doch wurde durch Stürme und durch das griech. Feuer zweimal seine Flotte völlig zerstört, Georgien aber erobert. — Omar II., durch Soleiman's letzten Willen sein Nachfolger (718—721), erregte das Misvergnügen der Omajjiden durch seine milden Gesinnungen gegen die Aliden, indem er unter Anderm die bis dahin gebräuchliche Fluchformel gegen die Partei des Ali aufhob, und wurde deshalb vergiftet. — Jesid II., ebenfalls nach Soleiman's Verfügung sein Nachfolger (721—723), dem Vergnügen und Ausschweifungen ergeben, starb vor Gram über den selbst verschuldeten Tod einer Geliebten. — Seinem Bruder Hescham (723—742), einem wenn auch die Üppigkeit liebenden, doch einsichtsvollen Regenten, der, während seine Feldherren gegen die Griechen in Kleinasien und die Türken in Mittelasien fochten, sich angelegentlich mit den innern Angelegenheiten sei-

nes Reichs beschäftigte, machte der Alide Zeid, Hassan's Enkel, das Khalifat streitig. Zwar wurde derselbe überwunden und getödtet; allein sehr bald erwuchs dem Hescham ein neuer Feind in den Abbassiden, die von Abbas, dem Sohne Abdalmotaleh's, des Oheims des Propheten, abstammten. Unter Hescham wurde den Fortschritten der Araber im Westen durch Karl Martell ein Ziel gesetzt, der bei Tours im J. 732 und bei Narbonne im J. 736 ihre Heere vernichtete. — Der Wollüstling Walid II. (742—743) wurde nach einjähriger Herrschaft umgebracht. — Nach den kurzen Regierungen Jesid's III. und Ibrahim's (744) folgte Merwan II. (744—752), der wegen seiner Ausdauer in Kriegsstrapazen den bei den Arabern achtbaren Beinamen Al Hemar, d. h. der Esel, erhielt. Mit ihm erreichte die Dynastie der Omajjiden in Asien ihr Ende. Die Ausschweifungen und die Freigeisterei der letzten derselben hatten sie so verhaßt gemacht, daß die Aufstände gegen sie immer mehr zunahmen und daß die im Schoose der Dynastie selbst herrschende Zerrüttung auch auf ihr Reich überging. So kam es, daß die Verdrängung dieser Dynastie, welche die Aliden umsonst versucht hatten, den Abbassiden sehr leicht wurde, die vom Abbas (s. d.), einem der Oheime Mohammed's, abstammten. Schon um 720 hatte Mohammed, der Urenkel des genannten Abbas, Ansprüche auf das Khalifat gemacht, weil er mit dem Propheten näher verwandt sei als die Omajjiden. Die Völkerschaften des den Omajjiden feindseligen Khorassans, von ihm gewonnen, erklärten sich für ihn und pflanzten die schwarze Fahne der Abbassiden auf, im Gegensatze zu der weißen Fahne der Omajjiden. Sein Sohn Ibrahim wurde mächtig von dieser Provinz unterstützt; allein von Merwan II. gefangen genommen und nachher getödtet, übergab er im Kerker seine Ansprüche aufs Khalifat seinem Bruder Abul Abbas und ernannte ihn zu seinem Nachfolger. Nachdem dieser 752 von den Haschemiten in Mesopotamien zum Khalifen ausgerufen worden war, erhob nun dessen Oheim Abdallah die Waffen gegen Merwan, der gerade damals eine gefährliche Empörung in Persien zu bekämpfen hatte. In zwei Treffen überwunden, floh Merwan nach Ägypten, wo er bald darauf starb. Verrätherischerweise suchte sodann Abdallah alle Omajjiden bei einer Zusammenkunft mit denselben durch ein gräßliches Blutbad zu vernichten. Nur zwei entrannen demselben; Abdorrahman entkam nach Spanien, wo er das unabhängige Khalifat von Cordova stiftete (s. Omajjiden) und ein Anderer nach Arabien, wo er als Khalif erkannt wurde und seine Nachkommen bis ins 16. Jahrh. herrschten.

Der erste Khalif der neuen Dynastie Abul Abbas (752—753), der in Anbar, und später in dem von ihm gegründeten Haschemiah residirte, obwol unschuldig an jener Grausamkeit, die ihm den Thron sicherte, bekam doch davon den Namen Saffah, d. h. der Blutige. Sein Bruder und Nachfolger Abu Dschafar, genannt Al Mansor, d. i. der Sieghafte (753—775), mußte zuerst im eignen Oheim Abdallah, dann in noch andern Verwandten und Freunden, vorzüglich aber in den Aliden Mohammed und Ibrahim Nebenbuhler bekämpfen, die er jedoch alle glücklich besiegte. Auch sein Geiz zog ihm viele Feinde zu, die aber insgesammt seiner treulosen Schlauheit unterlagen. Seinen Beinamen verdankte er den Eroberungen in Armenien, Cilicien und Kappadocien. Er war ein harter Verfolger der Christen, sonst aber ein eifriger Beschützer und Förderer der Künste und Wissenschaften; erbaute 764 die Stadt Bagdad am Tigris, wohin er 768 den Sitz des Khalifats verlegte, und starb auf einer Wallfahrt nach Mekka, mit Hinterlassung eines ungeheuern Schatzes. — Sein edlerer Sohn und Nachfolger El Mehdi (775—785) hatte gegen eine Empörung der Khorassaner unter dem vorgeblichen Propheten Hakem zu kämpfen. — Hadi, des Vorigen Enkel und Nachfolger (785—786), hatte einen harten Kampf gegen die Aliden unter Hassan, Ali's Urenkel, zu bestehen; auch ließ er die Zendinen, eine der Lehre von zwei Naturprincipien anhängende Sekte, vertilgen.— Nach der gewöhnlichen Erbfolgeordnung und El Mehdi's Verfügung folgte dem Hadi nicht sein Sohn, sondern sein Bruder Hârûn (s. d.), 786—809, der wegen seiner Gerechtigkeit Al Raschid genannt wurde und durch Beförderung der Künste, Wissenschaften und überhaupt der ganzen Wohlfahrt seines Reichs berühmt ist. Er theilte das Reich unter seine drei Söhne. Mohammed Al Amin, d. h. der Treue, sollte, als einziger Khalif, Irak, Arabien, Syrien, Ägypten und Afrika unmittelbar beherrschen, unter ihm Al

Mamun Persien, Turkestan, Khorassan und den ganzen Osten, und Motassem Kleinasien, Armenien und alle Küstenländer des Schwarzen Meeres. Die jüngern Brüder sollten dem Amin im Khalifat folgen. — Mohammed Al Amin (809—813) überließ, allen Lüsten ergeben, die Ausübung seiner Herrscherpflichten seinem Vezier. Aus Haß gegen Mamun bewog ihn dieser, seinen Sohn zum Nachfolger zu ernennen und den Motassem aus seinem Landestheile zu verdrängen, wodurch ein Bruderkrieg veranlaßt wurde. Doch Mamun's Feldherr, Taher, schlug das Heer des Khalifen, nahm Bagdad ein und ließ 813 den Amin tödten. — Al Mamun (813—833) wurde nun als Khalif anerkannt. Edler in seinen Neigungen als Al Amin, pflegte er Künste und Wissenschaften, überließ aber Regierung und Heer ebenfalls seinen Dienern. Seine Absicht, um des Günstlings Ali Riza willen das Khalifat auf die Aliden zu bringen, brachte die mächtigen Abbassiden gegen ihn zum Aufstande. Sie erklärten ihm des Thrones für verlustig und Ibrahim zum Khalifen, unterwarfen sich aber wieder, als Riza gestorben und der Khalif andern Sinnes geworden war. Das große in zahllose Statthalterschaften getheilte Reich der Araber, das sich über zwei Welttheile ausbreitete, ließ sich immer schwerer unter Einem Scepter halten. Schon unter Hârûn Al Raschîd hatten die Aghlabiden im J. 800 in Tunis, ebenso die Edrisiden in Fez, unabhängige Reiche gestiftet. Im J. 821 warf auch der Statthalter Taher in Khorassan, von welchem die Taheriden abstammen, sich zum selbständigen Herrn auf. Ebenso machten sich noch mehre Statthalter und Landestheile unabhängig. Gegen das byzantin. Reich war Al Mamun ebenfalls nicht glücklich; zwei von ihm unternommene Züge gegen Konstantinopel mislangen völlig. Gegen die vielen Religionssekten, in welche der Islam sich damals theilte und die in unaufhörlichen Streitigkeiten untereinander begriffen waren, erwies sich Al Mamun duldsam. Unter seiner Regierung eroberten um 830 die afrik. Araber Sicilien und Sardinien, wo sie sich gegen 200 Jahre behaupteten, bis ihnen jenes 1035 von den Normännern, dieses 1051 von den Pisanern entrissen wurde. — Motassem, zuerst Billah, d.i. von Gottes Gnaden, genannt (823—842), Hârûn's dritter Sohn, erbaute zwölf Meilen von Bagdad Samareth oder Sermenrai, wohin er seine Residenz verlegte. In seinen Kriegen gegen die Griechen und aufrührerischen Perser brauchte er zuerst türk. Söldner. Auch unter ihm dauerten die religiösen Streitigkeiten fort. — Sein Sohn und Nachfolger Wathek Billah (842—846) that Manches für Kunst und Wissenschaft, aber ein entkräfteter Wollüstling, starb er an Nervenschwäche. Einen Erbfolgestreit zwischen seinem Bruder Motawakel und seinem Sohne Mothadi entschied bereits die türk. Leibwache für den Unwürdigsten, den Erstern. — Immer mehr wurde es unter Motawakel Billah (846—861) Sitte, alle Kriege durch türk. Söldner zu führen; das Einzige, was sich ihm nachrühmen läßt, war, daß er die Sammlung der Sunna (s. d.) beförderte. Er war roh, wollüstig und grausam, und zeigte einen blinden Haß gegen die Aliden. Endlich verschwor sich sein eigner Sohn, Montasser, mit der türk. Leibwache gegen ihn und ließ ihn umbringen. — Die türk. Leibwache rief nun, die Khalifenwahl sich allein anmaßend, Montasser (861—862) zum Fürsten der Gläubigen aus, während sie dessen Brüder, deren Rache sie fürchtete, der Thronfolge, die ihnen von Motawakel bestimmt war, zu entsagen zwang. Montasser starb aber kurze Zeit darauf. — Die türk. Leibwache erwählte nun Mostain Billah (862—866), einen Enkel des Khalifen Motassem. Zwei Aliden warfen sich neben ihm zu Khalifen auf. Der Eine, zu Kufa, wurde besiegt und getödtet; der Andere aber, Hassan Ben Jesid, stiftete in Taberistan ein unabhängiges Reich, das ein halbes Jahrhundert bestand. Uneinigkeit der türk. Söldner untereinander selbst vollendete die Zerrüttung des Reichs. Im J. 866 erhob eine der Parteien Motaz, den zweiten Sohn Motawakel's, auf den Thron und nöthigte den Mostain, abzudanken. — Motaz Billah (866—869) ließ sowol Mostain, als seinen eignen Bruder Muwiad tödten; auch dachte er darauf, die türk. Söldner abzuschaffen; aber ehe er noch dazu kam, empörten diese sich wegen rückständigen Soldes und nöthigten ihn, die Regierung niederzulegen. — Sie erhoben Mohadi Billah, des Khalifen Wathek Sohn, auf den Thron (869), stürzten ihn aber schon nach elf Monaten wieder, weil er sie einer strengern Zucht unterwerfen wollte. — Unter Motawakel's drittem Sohne, dem Lüstlinge Motamed Billah (869—892), der

darauf zum Khalifen ausgerufen wurde, gelang es endlich dessen klugem Bruder Muaffek, die verderbliche Übergewalt der türk. Leibwache zu dämpfen. Motamed verlegte den Sitz des Khalifats im J. 873 von Samareth wieder nach Bagdad, wo er seitdem blieb. In demselben Jahre folgte in dem unabhängigen Khorassan, durch eine Revolution, auf die Dynastie der Taheriden die der Soffariden, die ihre Herrschaft in der Folge über Taberistan und Sedschestan ausbreitete. Auch der Statthalter von Ägypten und Syrien, Achmet Ben Tulun, machte sich 877 dort zum Selbstherrscher, und gründete daselbst die Dynastie der Tuluniden. Zwar vernichtete der tapfere Muaffek im J. 881 das Reich der Zinghier in Kufa und Bassora, zehn Jahre nach der Entstehung; aber das Khalifat von dem Zerfallen, zu dem es immer mehr sich hinneigte, zu erretten, vermochte er nicht. — Auf Motamed folgte Muaffek's Sohn, Mothadad Billah (892—902). Er begünstigte die Aliden, litt durch die Einfälle der Byzantiner und durch die in Irak neuentstandene Sekte der Karmathen, die er im J. 899 bekämpfte. — Sein Sohn, Moktaphi Billah (902—909), kämpfte glücklich nicht nur gegen die Karmathen, sondern noch glücklicher gegen die Tuluniden, indem er Ägypten und Syrien 905 sich wieder unterwarf. — Unter des Vorigen Bruder, Moktadar Billah (909—931), der ihm in einem Alter von 13 Jahren folgte, zerrütteten Empörungen und blutige Zwiste um die Herrschaft das Reich. Moktadar war der Spielball seiner Frauen und obern Beamten und wurde mehre Male ab- und wieder eingesetzt und endlich ermordet. Unter ihm erhob sich in Afrika Mahadi Obeidallah, stürzte im J. 910 die Dynastie der Aghlabiden in Tunis und stiftete die der Fatimiden (s. d.). In Persien gelangte 925 die Dynastie der Buiden zu Ansehen und Macht. Khorassan war noch immer unabhängig, nur daß an der Soffariden Stelle die Samaniden traten; in einem Theile Arabiens herrschten die ketzerischen Karmathen, in Mesopotamien die Hamadamiten. In dem kaum wiedergewonnenen Ägypten machte sich der Statthalter Akschid zum Herrscher, und gründete so die Dynastie der Akschididen. — Kaher Billah (931—934), Mothadad's dritter Sohn, schon bei Lebzeiten seines Bruders ein- und wieder abgesetzt, wurde durch die türk. Söldner vom Throne gestürzt und starb 840. — Sein Nachfolger Rhadi Billah (934—941), der Sohn Moktadar's, führte die Würde eines Emir al Omrah, d. h. Befehlshaber der Befehlshaber, ein, mit welcher die Ausübung einer unumschränkten Gewalt im Namen des Khalifen verbunden war, ähnlich der der fränk. Hausmeier, und stellte dadurch sich selbst immer mehr in den Hintergrund. Der Erste, der diese Würde bekleidete, war der Türke Naik; bald aber entriß sie ihm der Türke Jakem 939 durch Gewalt der Waffen und dehnte ihre Macht zu einer Unumschränktheit aus, die dem Khalifen von seiner weltlichen Gewalt nichts als den Namen ließ, und selbst das Recht, über die Thronfolge zu verfügen, umfaßte. Naik bekam zur Entschädigung Kufa, Bassora und Irak Arabi als unabhängiges Reich. — Noch einmal versuchte Rhadi's Nachfolger, Motaki Billah (941—944), ebenfalls ein Sohn Moktadar's, durch Ermordung Jakem's die Selbstregierung wiederzugewinnen, aber bald zwangen ihn die türk. Söldner, einen Andern ihrer Landsleute zum Emir zu ernennen, den Tozun, der dieses Amt erb- und eigenthümlich machte und den Khalifen 944 absetzte und blendete. — Tozun vermachte das Reich förmlich einem gewissen Schirzad; bald aber kam es in die Hände des pers. Fürstenhauses der Buiden, die der neue Khalif Mostakfi Billah (945) gegen die Tyrannei Schirzad's zu Hülfe gerufen, indem dieselben zwar Schirzad stürzten, aber auch den Khalifen absetzten und die Würde eines Emir al Omrah in ihrem Hause erblich machten. Der erste buidische Emir, Moezeddaulat, vererbte es auf seine Nachkommen. Nun herrschte in Bagdad nicht der Khalif, sondern der Emir, aber nur über einen kleinen Strich Landes; denn in jeder etwas entlegenen Provinz gab es unabhängige Fürsten.

Nach und nach verloren die Khalifen auch die letzte Auszeichnung, die allgemeine Erwähnung im Kirchengebete und ihren Namen auf dem Münzgepräge. Ägypten fiel 970 in die Hände der Fatimiden (s. d.), die ebenfalls den Titel Khalifen annahmen. So gab es nun drei Khalifen, zu Bagdad, Kahirah und Cordova. Die Fatimiden fielen aber, wie die Abbassiden, unter die Gewalt ihrer Veziere und die Omajjiden in Cordova waren längst durch die Theilung Spaniens in viele kleine Reiche um alle Gewalt gebracht, als die Almoraviden sie völlig stürzten. Der Beherrscher von Turkestan, Ilkan-Khan, eroberte

Khorassan und stürzte die Samaniden, wurde aber wieder von Machmud, dem Fürsten von Ghasni (s. d.), gestürzt, der dort 998 die Herrschaft der Ghasnewiden (s. d.) gründete, die aber in Bagdad schon 1038 den Seldschuken (s. d.) unterlagen, unter dem Titel Emire al Omrah herrschten, sich in verschiedene Dynastien theilten und die Herrschaft der Türken über alle Muselmänner dauernd begründeten. Sie aber, sowie die türk. Fürsten, die sich in andern Provinzen zu Herrschern aufwarfen, erkannten noch immer die Khalifen von Bagdad als geistliche Oberherren aller Muselmänner an, deren weltliche Macht sich nicht über die Mauern von Bagdad hinaus erstreckte, wo sie in Abhängigkeit, aber auch in Ruhe Künste und Wissenschaften pflegten. Als der fatimidische Khalif Adhed den Sultan von Ägypten Nureddin um Hülfe gegen die Willkür seines Veziers ersuchte, entsendete dieser zu dem Zwecke 1168 Saladin (s. d.) nach Kairo, der daselbst die Dynastie der Ajubiden gründete, die bis 1250 über Ägypten herrschte, in welchem Jahre die Mamluken sie verdrängten. Die seldschukischen Sultane von Irak wurden 1194 von den Chowaresmiern und diese durch Dschingis-Khan (s. d.) und die Mongolen gestürzt. Auch Bagdad, der Rest des Eigenthums der Khalifen, wurde unter dem 56. Khalifen Motazem im J. 1258 die Beute einer Mongolenhorde. Der Neffe des ermordeten Motazem floh nach Ägypten, wo er sich unter dem Schutze der Mamluken fortwährend Khalif nannte und seine geistliche Oberherrschaft über die Muselmänner auf seine Nachkommen vererbte. Auf den Trümmern der Macht der Araber, Seldschuken und Mongolen legte der Turkomane Osman als Emir des seldschukischen Sultans von Ikonium den Grund zu dem Staate der osman. Türken. (S. Osmanisches Reich.) Als die Türken 1517 Ägypten eroberten, wurde der letzte der ägypt. Schattenkhalifen nach Konstantinopel geführt, später jedoch nach Ägypten zurückgebracht, wo er 1538 starb. Seitdem nahmen die türk. Sultane den Khalifentitel an, den noch gegenwärtig der Sultan in Konstantinopel mit allen außerhalb seines eigentlichen Reichs jedoch wenig geachteten und von den Persern sehr bestrittenen Ansprüchen der geistlichen Oberherrschaft über alle Muselmänner behauptet.

Khan ist der Titel der mongol. oder tatar. Herrscher. Von Dschingis-Khan (s. d.) ging er zunächst auf die Prinzen seiner Familie über, dann wurde er von allen mongol. und türk. Häuptlingen angenommen; später verbreitete er sich in alle Länder, wo dergleichen Dynastien herrschten oder Mongolen und Türken hinkamen, so außer der Tatarei über Persien, Afghanistan, Hindostan und die Türkei, wo neben seinen übrigen Titeln der Sultan auch diesen führt. In vielen mittel- und vorderasiat. Ländern wird gegenwärtig der Titel Khan jedem Gouverneur, Häuptling oder vornehmen mächtigen Herrn gegeben. Den Titel Khakhan, d. i. Khan der Khane, welchen Oktai, der Sohn Dschingis-Khan's annahm, führten nur die mongol. Souveraine; Ilkhan, d. i. Großkhan, nannten sich die in Persien herrschenden mongol. Fürsten.

Khevenhüller, ein altes fränk. Adelsgeschlecht, das sich gegen Ende des 11. Jahrh. nach Kärnten wendete. Zu Anfange des 16. Jahrh. theilte es sich in die ältere Linie Frankenburg, in Östreich ob der Ens, und die jüngere, Hohenosterwitz, in Kärnten. Nachdem Johann, Bartholomäus und Moritz Christoph von der ältern, und Georg von der jüngern Linie 1566 die Reichsfreiherrnwürde erhalten hatten, wurden die beiden Erstgenannten, und zwar Johann 1593, Bartholomäus 1605 in den Reichsgrafenstand erhoben; dieselbe Ehre wurde Friedrich von der jüngern Linie im J. 1725 zu Theil. Des Letztern Sohn, Graf Johann Joseph, geb. 1706, gest. 1776, vermählte sich mit der Erbtochter des Grafen von Metsch, nahm deshalb 1751 den Namen Khevenhüller-Metsch an und wurde 1763 für sich und den jedesmaligen Erstgeborenen seines Stammes in den Reichsfürstenstand erhoben, auch mit dem Oberst-Erbland-Hofmeisteramte in Östreich unter der Ens beliehen. Sein Stamm blüht noch gegenwärtig in zahlreicher Nachkommenschaft fort. An der Spitze desselben steht der Fürst Richard von Khevenhüller-Metsch, geb. 1813, der 1837 seinem Vater Franz folgte. Von den frühern Gliedern der Familie erwähnen wir als besonders ausgezeichnet Franz Christoph von K., geb. 1589, gest. 1650 als kaiserlicher Conferenz- und Staatsminister, der Verfasser der „Annales Ferdinandei" (9 Bde., Regensb. 1740; 12 Bde., Lpz. 1716—26, Fol.), und Ludwig

Andr. von K., geb. 1683, der sich im span. Erbfolgekriege unter dem Prinzen Eugen ausbildete, dann gegen die Türken und zuletzt im östr. Erbfolgekriege das Commando führte.

Khiwa, ein Khanat in Turkestan, besteht hauptsächlich aus einer, in der großen Ebene von Turan gelegenen Oase am untern Lauf des Amu-Darja (Oxus der Alten, Dschihon der Araber), auf dessen linkem Ufer sie sich in einer Länge von ungefähr 50 M. bis zu seiner Mündung in den Aralsee erstreckt. Diese Oase wird im Norden vom Aral und auf den übrigen Seiten von der großen Wüste von Turan umgeben, hat einen Flächeninhalt von kaum 100 □M. und wird durch eine Menge vom Amu-Darja ausgehender Kanäle durchschnitten, welche allein sie fruchtbar und dadurch bewohnbar machen. Außer dieser Oase gehören zum Khanat von K. noch die in der benachbarten Wüste liegenden einzelnen Ortschaften und die in derselben hausenden Nomadenhorden, über welche der Khan die Oberherrschaft beansprucht, sammt den auf der Südseite des Amu-Darja liegenden Districten Merw und Scherakhs. Der Flächenraum dieses von dem Khan von K. beherrschten Gebiets erstreckt sich auf diese Weise von dem Kaspischen Meere im Westen bis zum Khanat von Bokhara im Osten, und von der Kirgisensteppe im Norden bis zu Persien im Süden und beträgt mit Einschluß der den größten Theil desselben einnehmenden Wüsteneien ungefähr 6900 □M. Nur soweit die Bewässerung reicht, ist das Land fruchtbar und erzeugt reichlich Getreide, Seide, Baumwolle, Sesam, Lein, Obst und Wein; die Nomadenhorden in der Steppe geben sich nur mit der Viehzucht ab und züchten schöne Pferde und viele Kameele. Die Einwohner, gegen 200000, bestehen dem größten Theile nach aus Tadschiks, hier Sarten genannt, welche den unterworfenen, arbeitenden Theil der Bevölkerung bilden, wogegen die Usbeken (s. d.) der herrschende Theil sind; außerdem findet man in den Städten Juden, welche in großer Unterdrückung leben, und in der Steppe Turkomanen und Kirgisen. Sie alle bekennen sich mit Ausnahme der Juden zum Mohammedanismus und sind eifrige Sunniten und deshalb geschworene Feinde der schiitischen Perser. Ihre Industrie ist unbedeutend und beschränkt sich hauptsächlich auf einige Webereien in Seide und Baumwolle; ihre Hauptbeschäftigung ist der Ackerbau in dem anbaufähigen Lande und die Viehzucht in der Wüste. Außerdem bilden Räubereien, besonders gegen Persien und die das Land durchziehenden Karavanen und sonstigen Reisenden ausgeübt, einen bedeutenden Zweig der Industrie der rohen, K. beherrschenden Usbeken und der in der Wüste umherziehenden Turkomanenhorden. In Folge davon blüht der Sklavenhandel ausnehmend in K. und gibt es daselbst eine Menge Sklaven von den um K. wohnenden Nationen; denn alle auf den Raubzügen gemachten Gefangenen werden als Sklaven betrachtet. Das Land wird von einem erblichen Khan, aus dem Stamme der Usbeken, gegenwärtig Rahman-Kuli, beherrscht, und sowol die Regierungsweise, wie die ganze Civilisation der Einwohner stehen noch auf einer sehr niedrigen Stufe; der gebildetste Theil der Einwohner sind noch die Tadschiks. K. zählt ungefähr 75 städtische Ortschaften, von denen die Hauptstadt Khiwa, mit 22000 E. und einem festen Schloß, und Urgendsch, mit 5000 E., die bedeutendsten sind. K. ist das Vaterland der alten Choresmier, die in der Geschichte Persiens eine Rolle spielten. Im Mittelalter stand es, unter dem Namen Kharism oder Khowaresmien bekannt, bis ins 12. Jahrh. unter der Herrschaft der seldschukischen Türken, die es durch Statthalter regieren ließen; einer derselben, Itsis, machte sich unabhängig und zum Schah von Kharism. Seine Nachfolger führten viele Kriege mit ihren Nachbarn und dehnten ihre Herrschaft auch über Bokhara und Samarkand aus. Der berühmteste unter ihnen war Dschelaleddin-Mankberni, ein Freund der Wissenschaften und der Begründer einer neuen Zeitrechnung, mit dem jedoch die Dynastie der kharismischen Schahs ihr Ende nahm, denn unter seiner Regierung brach der Sturm der Mongolen unter Dschingis-Khan auch über Kharism los. Nach langem Widerstande wurde der Schah besiegt und getödtet und das Land, das nun unter die Herrschaft der Mongolen kam, auf das schrecklichste verwüstet. Dasselbe Schicksal hatte es 1387, wo Timur die Hauptstadt zerstören und ihre Einwohner nach Samarkand versetzen ließ. Seitdem blieb das Land unter mongol. Herrschaft, bis es später unter die von Bokhara, dann unter die der Kirgisen und zuletzt unter die der Usbeken kam, die das neue Khanat von K. gründeten. In neuester Zeit wurde K. durch den von den Russen dahin unternommenen Kriegszug bekannt. Schon Peter der Große hatte 1717 einen

ähnlichen Zug zur Eroberung K.s unternommen, der jedoch völlig misglückte. Seitdem wurden die Khane von K. die entschiedenen Feinde Rußlands und führten wie gegen Iran, so gegen die russ. Karavanen und Reisenden einen fortwährenden Raubkrieg. In Folge davon gab es eine Menge russ. Gefangener in K. Dies gab Rußland einen Vorwand, im Nov. 1839 von Orenburg aus einen Kriegszug gegen K. unter Leitung des Generals Perowsky zu unternehmen, dessen eigentlicher Zweck war, durch die Eroberung dieses Landes den engl. Eroberungen in Afghanistan ein Gegengewicht zu geben. Indeß dieser Zug, der den Weg zwischen dem Kaspischen und Aralsee durch die Kirgisensteppe nahm, scheiterte an den Hindernissen, welche Klima und Boden entgegensetzten. Trotz der trefflichsten Ausrüstung kam der aus 20000 M. und 10000 Kameelen bestehende Zug nur bis etwa auf die Hälfte des Wegs und mußte hier, nachdem durch Kälte, Schneegestöber und Mangel der größte Theil der Thiere gefallen war, am Ende Jan. 1840 wieder umkehren. Nur Wenige kamen mit dem General Perowsky in Orenburg wieder an. Später vermittelte England auf gütlichem Wege die Auslieferung der russ. Gefangenen.

Khorassan im weitern Sinne nimmt den anbaufähigen Isthmus ein, der sich zwischen den Steppen des Tieflandes Turan und der Salzwüste im Innern des Hochlandes Iran, von Afghanistan im Osten bis zu den pers. Provinzen Astrabad und Taberistan im Westen hinzieht. Dieser Isthmus wird von einem Gebirgszuge gebildet, der auf der Südseite sanfter und weniger tief nach der Salzwüste des Innern von Iran, auf der Nordseite aber steiler ins Tiefland von Turan abfallend, und die natürliche Grenzmark zwischen diesen beiden geographischen Gesammtländern bildend, in der Richtung von Westen nach Osten das Elbursgebirge, dessen niedrigere aber breitere Fortsetzung er ist, mit dem Paropamisus verbindet. Das Land wird daher nach allen Seiten von mehr oder weniger hohen Bergen durchzogen, welche viele Thäler und mehre Hochebenen bilden, und auf der Nord- und Südseite in die Ebene der Wüste sich verlaufen. Das Klima ist durchweg im Sommer sehr heiß und bei der Höhe des Niveaus des Landes im Winter ziemlich kalt und der Boden nur da fruchtbar, wo er durch Kanäle bewässert werden kann. Diese künstliche Bewässerung muß im Alterthum und noch im Mittelalter, den davon übriggebliebenen Spuren zufolge, sehr umfangreich gewesen sein; in Folge der ewigen Kriege und innern Zerrüttung ist sie aber mehr und mehr in Verfall gekommen und mit ihr auch die ganze Cultur des Landes. K. bildet kein politisches Ganze mehr; der kleinere südöstliche Theil ist unter dem Namen Herat (s. d.) ein besonderes Reich; der größere nordwestliche Theil hat seinen Namen noch behalten, unter dem er die nordwestlichste Provinz des pers. Reichs bildet, die einen Flächenraum von fast 4000 □M. einnimmt. Die Producte dieser Provinz bestehen vorzüglich in Getreide, köstlichem Obst, Wein, Arzneikräutern, Seide, ansehnlichen Heerden von Kameelen, Pferden und Eseln, den wilden Thieren Nordpersiens, Salz, edlen Steinen, auch gibt es Bergwerke auf Gold und Silber. Die Einwohner, kaum eine Million, bestehen dem größern Theile nach aus Tadschiks, welche den ackerbauenden und gewerbetreibenden Theil der Bevölkerung bilden; außer ihnen wird das Land von verschiedenen nomadischen Stämmen arab., türk., kurdischen und afghan. Ursprungs bewohnt, welche in Folge von Eroberungszügen dahin gekommen sind und neben der Viehzucht hauptsächlich vom Raube leben. Der Gewerbfleiß der Einwohner ist im Ganzen nur unbedeutend; am bedeutendsten sind noch die Webereien und am berühmtesten die Waffen-, insbesondere die Säbelfabriken; dagegen ist der Karavanenhandel blühend, da das Land die natürliche Handelsstraße vom Westen nach Innerasien ist. Die bedeutendsten Städte der Provinz sind Mesched, die Hauptstadt der Provinz, mit ungefähr 30000 E., das, obwol sehr in Verfall gekommen, doch noch immer ansehnlichen Handel treibt und der gewerbfleißigste Ort der Provinz ist. Außerdem ist es berühmt als Wallfahrtsort der Schiiten, indem sich hier das Grab des Imams Ali-Riza, eines der Nachkommen Ali's, des Schwiegersohns Mohammed's, befindet. Die Masse von Gebäuden dieses Heiligthums bildet mit der dazugehörigen Moschee das prächtigste und schönste Gebäude dieser Art in ganz Persien. Drei Meilen von Mesched befinden sich die Trümmer von Thus, das unter den ersten Khalifen eine der bedeutendsten Städte Asiens war und von Dschingis-Khan zerstört wurde; noch sieht man daselbst das Grabmal des pers. Dichters Firdusi. Nischapur in einer schönen,

wohlangebauten Gegend, eine der ältesten Städte des neuen Persiens, einst die Residenz der Taheriden und Samaniden, ist jetzt nur noch ein Schatten seiner frühern Größe; über zwei Drittel seiner Häuser und Prachtgebäude liegen in Trümmern und kaum zählt es noch 5000 E. K. besteht aus den alten pers. Landschaften Parthien im engern Sinne, Margiana und Aria, und bildete also seit den ältesten Zeiten einen Theil des pers. Reichs, mit dem es an Alexander den Großen und von diesem an die Seleuciden kam. Im 3. Jahrh. v. Chr. fiel sein östlicher Theil unter die Herrschaft der griech. Könige von Baktrien (s. d.), nach deren und der Seleuciden Sturze es wieder einen Theil des pers. Reichs, sowol unter den Arsaciden wie den Sassaniden, bildete. Mit der Eroberung des pers. Reichs durch die Khalifen im J. 646 fiel es unter die Herrschaft dieser, unter der es bis 821 blieb, in welchem Jahre der Statthalter Taher sich unabhängig machte und hier die Dynastie der Taheriden gründete, die schon 873 von den Soffariden gestürzt wurden, welche hinwiederum den in Transoxiania herrschenden Samaniden weichen mußten, die K. mit ihren übrigen Staaten vereinigten. Im Anfange des 11. Jahrh. kam es mit dem Sturze der Samaniden unter die Ghasnewiden (s. d.); doch schon 1037 setzten sich die Seldschuken in dem westlichen Theile fest, bis 1117 Sandschar, der seldschukische Herrscher von ganz Persien, ganz K. mit seiner Monarchie vereinigte. Nach ihm wurde K. in den gegenseitigen Kriegen der khowaresmischen Schahs und der Sultane von Gur die wechselseitige Beute dieser Beiden, bis es 1220 durch Dschingis-Khan, der es mit Feuer und Schwert verwüstete, unter die Herrschaft der Mongolen kam. Unter seinen Nachfolgern gewann es um 1336 wieder eine Art Unabhängigkeit unter den Dynastien der Moluk-Kurts und der Sarbedarier, die sich 1381 Tamerlan unterwarfen. Nach seinem Tode war es der Mittelpunkt der Macht seines Sohnes Schah-Rokh, unter dessen langer und wohlthätiger Regierung K. eines seltenen Glücks genoß. Im J. 1507 verjagte der Usbekenhäuptling Schaibek-Khan die Nachfolger Schah-Rokh's, mußte aber nach langen Kämpfen K. an den Schah von Persien, Ismael Sophi, abtreten, wodurch es wieder eine Provinz dieses Reichs wurde, bei dem es bis auf die Gegenwart verblieb, mit Ausnahme Herats (s. d.), das seit 1716 der Zankapfel zwischen Persern und Afghanen wurde und am Ende in Besitz der letztern blieb.

Kiachta, ein wohlgebautes, mit einem Fort versehenes Städtchen an der chines. Grenze, im russ. Gouvernement Irkutsk, am Flüßchen Kiachta, 2340 F. über dem Meere, in einer dürren, unfruchtbaren und holzarmen Gegend, ist, obschon es nur 23 Häuser und 350 E. zählt, dennoch der wichtigste Platz für den gesammten russ.-chines. Verkehr, der hier und in der 500 Schritt davon, schon in China gelegenen Stadt Maimatschin zu allen Zeiten, besonders aber auf der seit 1727 bestehenden Decembermesse durch zahlreiche Karavanen betrieben wird. An russ. Fabrikaten werden besonders Pelz, Leder, Filz, Leinwand und Eisenwaaren, und an Transitoartikeln preuß. Tuch abgesetzt; während von chines. Seite die Ausfuhr sich fast lediglich auf Thee, Rhabarber und Baumwollenzeuge beschränkt. Der ganze Handelsumsatz im J. 1843 betrug zwischen beiden Völkern 11 Mill. Thlr. K. ist von Petersburg 940 M. entfernt, sodaß zu einem Handelsgeschäft zwischen K. und der Hauptstadt gewöhnlich zwei Jahre Zeit erfoderlich sind. Daselbst besteht schon seit längerer Zeit eine Bibelgesellschaft zur Verbreitung der christlichen Religion unter die zum Theil noch heidnischen Völkerschaften der Umgegend.

Kibitka heißt ein in Rußland gebräuchliches Fuhrwerk, welches sich von der ebenfalls dort sehr gebräuchlichen Telega dadurch unterscheidet, daß letzteres ein einfach offener Breterwagen ohne alle Bedeckung ist, während ersteres wenigstens durch ein über den hintern Theil des Wagens ausgespanntes Dach von Matte einigen Schutz gegen die Witterung darbietet. Selbst der hochgestellte Beamte in Rußland bedient sich auf Reisen gewöhnlich des einen oder andern dieser Fuhrwerke und verschmäht die glänzendern Equipagen ihrer Schwerfälligkeit halber. Auf seiner Telega oder Kibitka, die, wenn sie mit drei Pferden bespannt ist, auch Troika genannt wird, kann er im Nu dahinfliegen, und auch die Post in Rußland stellt dem Reisenden kein anderes Fuhrwerk als Telegen oder Kibitken, die indeß die Unbequemlichkeit haben, daß sie meist hinten niedriger sind als vorn und sich zugleich nach vorn hin verengen, weshalb der gemeine Russe es auch vorzieht, der ganzen Länge nach in seinem Wagen auf dem Bauche ausgestreckt zu liegen.

Kicher oder **Zuckererbse** (Cicer arietinum) ist eine aus dem Orient nach Deutschland verpflanzte, auch im südlichen Europa wild wachsende Hülsenfrucht, die theils ihres für das Jungvieh nahrhaften Krautes, theils ihrer zu Viehfutter und als Kaffeesurrogat dienenden Samen halber angebaut wird.

Kiefer. Die gemeine Kiefer, auch Föhre genannt, ist ein über das mittlere Europa bis nach Lappland und in Nordasien verbreiteter, in forstwissenschaftlicher Hinsicht sehr nützlicher Baum, dessen Holz sehr vielfache Verwendung findet und für gewisse Zwecke sogar von keiner andern Holzart vertreten werden kann. Auf Sandboden leicht gedeihend, vollendet sie in 120—150 Jahren ihr Wachsthum, und außer dem Holze liefert sie auch noch verschiedene Arten von Pech, Terpenthin, Theer und Kienruß. Die Rothkiefer scheint nur Spielart von ihr zu sein. Die Zwergkiefer, ein 20—30 F. hoher Baum der Alpen, erscheint stellenweise am Boden liegend als Krummholz oder Knieholz. Die Strandkiefer wächst an den Küsten des Mittelmeers, wird gelegentlich in deutschen Anlagen als Zierbaum cultivirt und sieht der gemeinen Kiefer sehr ähnlich. Die Weymouthkiefer ist einer der schönsten Nadelbäume Europas, sie wird gegen 200 F. hoch, verträgt das deutsche Klima recht gut, wächst schnell, zeichnet sich durch ihre langen Nadeln, die zu fünfen gebüschelt stehen, vor den andern aus und kommt in Parkanlagen häufig vor. Im südlichen Europa wachsen die Pinienkiefer, deren Nüsse genossen werden, und die Zirbelkiefer, deren Holz zu Resonanzboden sehr gesucht ist.

Kiefer (maxillae oder mandibulae) nennt man im menschlichen Körper die Knochen, welche den untern Theil des Gesichts und das Gerüst der äußern Umgebung der Mundhöhle bilden. Man unterscheidet den Oberkiefer (maxilla superior oder ossa maxillaria superiora) und Unterkiefer (maxilla inferior oder os maxillare inferius). Ersterer zerfällt wieder in den rechten und linken Oberkieferknochen, die beide ganz gleiche Gestalt haben. Sie sind mit allen Gesichtsknochen (s. Gesicht und Knochen) und untereinander unbeweglich verbunden, sodaß sie keine selbständige Bewegung haben und nur an den Bewegungen des ganzen Kopfs Antheil nehmen können. Das Hauptstück derselben ist ein unregelmäßiger Würfel, der in seinem Innern eine gleichgestaltete Höhle mit theilweise sehr dünnen Wänden und einigen Öffnungen einschließt, welche man die Oberkieferhöhle (sinus maxillaris oder antrum Highmori) nennt. Jeder Oberkieferknochen besitzt an seinem untern Rande acht Zahnhöhlen zur Aufnahme von fünf Backzähnen, einem Eckzahn und zwei Schneidezähnen. Der Unterkiefer bildet einen einzigen hufeisenförmigen Knochen, welcher an seinen beiden Enden mit den Schläfenbeinen (s. Kopf) durch ein ziemlich freies Gelenk verbunden ist, sodaß er nicht nur nach oben und unten, sondern auch etwas nach beiden Seiten hin bewegt werden kann. Er hat in der Mitte seiner äußern Fläche eine kleine Erhabenheit, durch welche das Kinn (mentum) gebildet wird; überhaupt tritt sein unterer Rand etwas weiter vor als der obere. Letzterer enthält auch die Zahnhöhlen für sämmtliche 16 Zähne der untern Zahnreihe. Die Kieferknochen gehören zu denen, die sich am frühesten bilden, besonders beginnt die Verknöcherung des Unterkiefers sehr zeitig im ungeborenen Menschen, sowie auch die Veränderung derselben im Alter nach Ausfallen der Zähne und Abschleifung der Zahnränder ziemlich bedeutend ist. Bieten schon die Kieferknochen der höhern Säugethiere einen bedeutenden Unterschied von denen des Menschen dar, so sind sie noch mehr untereinander selbst abweichend, je nach der Größe und der Ernährungsart des Thieres; bei den Vögeln tritt der Schnabel an deren Stelle, während die der Amphibien und der Fische denen des Menschen wieder ähnlicher sind. Fast alle Thiere, bei denen von Kieferknochen überhaupt die Rede sein kann, besitzen ein zwischen die beiden Hälften des Ober- und Unterkiefers eingelegtes Knochenstück (os intermaxillare), welches auch bei den Vögeln den Haupttheil des Schnabels bildet.

Kiel heißt der unterste lange Balken eines Schiffs, welcher vom vordern bis zum hintern Ende des Schiffs geht und die Grundlage des ganzen Gebäudes ist, daher man poetisch Kiel für Schiff sagt. — Kielen heißt ein Schiff so auf die Seite legen, daß man zum Kiele kommen und diesen ausbessern oder den untern Theil des Schiffsbauchs kalfatern, mit Kupfer beschlagen oder eine andere Ausbesserung daran vornehmen kann. — Kielbank ist der Platz an der Schiffswerfte, an dem diese Arbeit unternommen wird,

und **Kielmeister** der Beamte, der denselben beaufsichtigt. — **Kielholen** oder **Kielhaalen** war sonst auf den Schiffen die Strafe, welche zunächst auf die Todesstrafe folgte und wobei das Leben immer auf dem Spiele stand. Das Kielholen wurde zuerst von den Holländern eingeführt, ist aber jetzt allgemein abgeschafft. Dabei wurde der Verbrecher in einen bleiernen Brustharnisch gesteckt, an welchem hinten zwei starke Seile befestigt waren. Über dem Kopfe hing er an einem andern Seile, welches an der Seite des Schiffs so tief ins Wasser lief, daß er, ohne anzustoßen, unter dem Kiele des Schiffs weggehen konnte, was man an einem Zeichen erkannte. In die linke Hand erhielt er eine mit etwas Luft gefüllte Blase an einem Federkiele, den er zum Athemholen in den Mund nahm, und in die rechte wurde ihm ein mit Öl getränkter Schwamm gebunden, den er vor die Nase hielt, damit ihm kein Wasser in den Leib drang; an die Füße aber hängte man ihm schwere Gewichte. Nachdem dieses geschehen, ließ ihn die dazu befehligte Mannschaft bis auf die gehörige Tiefe ins Wasser. Dann ergriffen ihn die unten in zwei Schaluppen haltenden Leute an den Tauen am Rücken und zogen ihn daran dreimal unter dem Kiel des Schiffs hindurch und wieder zurück. Dies war die Hauptgefahr des Kielholens; denn wurde der Verbrecher nicht tief genug unter den Kiel gezogen, so zerschmetterte er sich an diesem den Kopf, was besonders bei zu großer Schnelle leicht geschah. Nach dem jedesmaligen glücklichen Durchziehen wurde er rücklings in die Schaluppe gelegt und mit Spiritus eingerieben. Zum Beschluß wurde er an den hintern Mastbaum gebunden und erhielt noch, nach Bestimmung des Urtheils, eine Anzahl Geißelhiebe. — **Kielrecht** nennt man die Abgabe, welche Schiffe zahlen müssen, wenn sie zum ersten Male in einem Hafen ankern. — **Kielwasser** heißt die ziemlich lange sich sichtbar erhaltende Furche, welche der Kiel beim Laufe des Schiffs im Wasser hinter sich läßt, und die selbst bei hoher See fast ganz eben und ruhig ist, sodaß ab- und zugehende Böte sie gern benutzen.

Kiel, eine gutgebaute Stadt im Herzogthum Holstein, an einem Busen der Ostsee, welcher einen der sichersten und besten Häfen der Ostsee bildet, hat mit Einschluß der Garnison ungefähr 12500 E., die im Handel und Schiffahrt ihre Haupterwerbszweige finden, auch Tabacks-, Zucker- und andere Fabriken unterhalten. Zum Flor der Stadt tragen ferner bei die jährlich vom 6. Jan. bis 2. Febr. abgehaltene Messe, der sogenannte Umschlag, und die Universität. Letztere wurde am 5. Oct. 1655 eingeweiht und erhielt nach ihrem Stifter, dem Herzog Christian Albrecht von Holstein, den Namen Christiana Albertina. Sie zählt 20 ordentliche Professoren, fast ebenso viele außerordentliche und Docenten und zwischen 200—300 Studirende. Zu ihren praktischen Lehranstalten gehören ein homiletisches und ein philologisches Seminar und zwei klinische Institute; nächstdem besitzt sie eine Bibliothek von 80—90000 Bänden, ein naturhistorisches Museum, ein anatomisches Theater, ein chemisches Laboratorium, einen botanischen Garten und eine Sternwarte. Vgl. „Chronik der Universität K. und der Gelehrtenschulen in Schleswig und Holstein 1828" (Kiel 1829, 4.). Außerdem hat K. noch eine Stadtschule, die in einer Gelehrten- und Hauptbürgerschule besteht, sowie eine Frei- und Arbeitsschule und mehre andere wohlthätige Institute; das dasige Taubstummeninstitut wurde 1810 nach Schleswig verlegt, die Forstlehranstalt 1833 und das Schullehrerseminar 1838 aufgehoben. Auch ist K. der Sitz des 1834 für die Herzogthümer eingerichteten Oberappellationsgerichts. Ein Seebad wurde seit 1821 eingerichtet. Das um die Mitte des 13. Jahrh. erbaute alte Residenzschloß der Herzoge von Holstein-Glücksburg, welches im 18. Jahrh. die Kaiserin Katharina II. durch den Baumeister Sonnin verschönern ließ, brannte in seinem ältesten Theile im J. 1838 gänzlich ab, wurde aber in demselben Jahre wieder aufgebaut. K. wird schon im 11. Jahrh. erwähnt, wo es 1072 die Slawen niederbrannten. Bereits im 13. Jahrh. nahm es bedeutenden Antheil an dem Handel und, durch seine Regenten mit vielen Freiheiten ausgestattet, gehörte es im 14. Jahrh. zur Hansa. Um die Mitte des 14. und zu Ausgange des 15. Jahrh. hatte es viel von dem benachbarten Adel zu leiden. Es war die Hauptstadt des großfürstlichen (russ.) Antheils an Holstein, bis es 1773 gegen Oldenburg und Delmenhorst vertauscht, mit dem königlichen Antheile vereinigt wurde.

Geschichtlich merkwürdig ist K. insbesondere auch wegen des daselbst zwischen Dänemark und Schweden und zwischen Dänemark und Großbritannien am 14. Jan. 1814 ge-

schlossenen Friedens, mit welchem die Friedensschlüsse zwischen Dänemark und Rußland zu Hannover am 8. Febr. 1814 und zwischen Dänemark und Preußen zu Berlin am 25. Aug. 1814, sammt den wiener Verträgen vom 4. und 7. Juni 1815 in Verbindung stehen. Dänemark hatte im Sept. 1807 an Großbritannien, des Angriffs auf Kopenhagen und seiner ihm geraubten Flotte wegen, den Krieg erklärt, 1813 aber die Anträge der Höfe von Petersburg, Stockholm, London und Berlin, Norwegen an Schweden abzutreten, an dem Kriege gegen Frankreich Theil zu nehmen und dann für Norwegen eine Entschädigung zu erhalten, abgelehnt, dagegen seine Truppen zu den französischen stoßen lassen, Hamburg am 31. Mai und Lübeck am 3. Juni besetzt, hierauf zu Dresden am 10. Juli 1813 mit Napoleon ein Trutzbündniß gegen Schweden, Rußland und Preußen geschlossen und demzufolge an Schweden am 3. Sept. 1813 und an Rußland und Preußen am 22. Oct. den Krieg erklärt. Allein schon war Napoleon bei Leipzig geschlagen und zum Rückzuge über den Rhein gezwungen worden. Hierauf blockirte der russ. General Benningsen seit dem 24. Dec. Hamburg, das Davoust besetzt hielt, der Kronprinz von Schweden aber wendete seine Waffen gegen Holstein, wo der Prinz Friedrich von Hessen mit 12000 M. dän. Truppen sich bis Rendsburg zurückziehen mußte. Als nun der General Tettenborn mehre Plätze besetzt und seine Vorposten bis Schleswig vorgeschoben hatte, als Friedrichsort am 19. Dec. und Glückstadt am 5. Jan. 1814 capitulirt hatten, kam es am 14. Jan. zu dem erwähnten Friedensschlusse. In Folge desselben trat Dänemark dem europ. Kriegsbunde gegen Napoleon und später dem deutschen Bunde bei, Schweden aber gänzlich aus aller bisherigen Verbindung mit Deutschland. Dänemark überließ nämlich Norwegen, mit Ausnahme Grönlands, der Färoer und Islands, an Schweden, Schweden dagegen an Dänemark Schwedisch-Pommern mit Rügen; auch versprach Schweden an Dänemark eine Summe von 600000 schwed. Bankthalern zu zahlen. Großbritannien gab alle dän. Colonien an Dänemark zurück, behielt aber die Flotte und die Insel Helgoland; auch versprach es für ein Corps von 10000 M., welches Dänemark gegen Napoleon zu der Nordarmee unter den Befehlen des Kronprinzen von Schweden stoßen lassen sollte, eine monatliche Subsidie von 33333 Pf. St. Der Friede zwischen Dänemark und Rußland, zu Hannover am 8. Febr. 1814, stellte den Zustand vor dem Kriege wieder her; der zu Berlin zwischen Dänemark und Preußen am 25. Aug. erneuerte ebenfalls das vorige Verhältniß. Da jedoch Schweden Norwegen mit Gewalt unterwerfen mußte, so weigerte es sich, obige Summe an Dänemark zu bezahlen. Endlich glich der Vertrag zwischen Dänemark und Preußen zu Wien am 4. Juni 1815 diese Streitigkeit so aus, daß Preußen an Dänemark das Herzogthum Sachsen-Lauenburg, mit Ausnahme des Amts Neuhaus und einiger Enclaven, abtrat, auch die von Schweden versprochene Summe von 600000 schwed. Bankthalern an Dänemark zu bezahlen übernahm und noch überdies an Dänemark zwei Mill. Thlr. in bestimmten Fristen zahlte; dafür erhielt Preußen von Schweden das bisherige Schwedisch-Pommern mit Rügen und verpflichtete sich, durch den mit Schweden zu Wien am 7. Juni 1815 abgeschlossenen Vertrag, an diese Krone die Summe von $3^1/_2$ Mill. Thlrn. zu bezahlen.

Kiemen heißen die Organe, die, zur Wasserathmung bestimmt, an Wasserthieren die Stelle der luftathmenden Lungen der Landthiere vertreten. Der Athmungsproceß durch Kiemen ist insofern dem durch die Lungen vermittelten ganz analog, als auch hier eine Säuerung des gekohlten Bluts (s. Athmung) durch den Sauerstoff vor sich geht, der sich jedoch im Wasser in weit geringerer Menge findet als in der atmosphärischen Luft. Kiemenathmung ist daher eine unvollkommenere Athmung als die durch Lungen hervorgebrachte und kommt daher vorzugsweise den niedern Thierclassen zu, z. B. der Mehrzahl der Weichthiere, der Ringelwürmer, den Krustenthieren (Krebsen), vielen Insektenlarven, allen Fischen und einigen Reptilien, besonders den Fröschen im Larvenzustande. Die Gestalt der Kiemen ist sehr verschieden; kammförmig sind sie bei den meisten Fischen, wie Lappen, Büschel, Sträuße gestaltet und oft von sehr schöner Färbung, manchmal schwer deutbar erscheinen sie an andern Wasserthieren. Selten sind solche Thiere, an welchen Lungen und Kiemen zugleich vorkommen; mit Ausnahme eines einzigen Reptils gehören sie alle in die untern Classen.

Kien-lung, Kaiser von China, 1735—96, geb. 1710, der vierte Kaiser aus dem tatar. Geschlechte Tsing, dessen Regierung zu den glänzendsten und ruhmvollsten in der ganzen Geschichte von China gehört, gelangte 1735 nach dem Tode seines Vaters zur Regierung. In Frieden regierte er bis 1754; von dieser Zeit an aber war er mit den benachbarten Reichen in Kriege verwickelt, die er fast immer glücklich führte, sodaß das chines. Reich unter ihm nach dem russischen das ausgedehnteste aller jetzigen Reiche geworden ist. (S. China.) Von Charakter war er menschenfreundlich und sanft und keineswegs ein Tyrann, wofür er von Einigen gehalten wurde. Obschon er die christliche Religion insgeheim begünstigte, so ließ er doch aus politischen Gründen einige Christenverfolgungen verhängen. Er war nicht nur Beschützer der Künste und Wissenschaften, sondern auch selbst Gelehrter und vorzüglich Dichter. Von seinen poetischen Aufsätzen, die, in Peking gedruckt, nicht weniger als 24 kleine Bände füllen, kennt man unter andern ein Lobgedicht auf den Thee, eins auf die Hauptstadt Mukden (übersetzt von Amiot) und ein anderes auf die Eroberung der Kalmuckei, das er in Stein graben ließ. Außerdem veranstaltete er eine Sammlung der besten Werke der chines. Literatur, die er in 180000 Bänden drucken ließ. Unter den Künsten schätzte er besonders die Malerei und Kupferstechkunst. Er wollte das Andenken seiner Siege durch diese Künste verewigen und ließ durch franz. Meister die Copien der Gemälde besorgen, welche sie vorstellten. Auf seine Veranstaltung kam die im Büsching'schen „Magazin" (Bd. 14) befindliche Beschreibung des chines. Reichs heraus. K. legte die Regierung 1796 nieder und starb zu Peking am 7. Febr. 1799.

Kienruß nennt man die schwarze Masse, die aus dem durch die Kälte verdichteten Rauche verbrannter öliger und harziger Körper gewonnen und zum Schwarzfärben verwendet wird. In der Regel wird die Kienrußbrennerei neben der Harzsiederei betrieben, indem die bei letzterer abfallenden Harzgriefen noch zum Kienrußbrennen benutzt werden. Den meisten Kienruß gewinnt man in Thüringen und am Harz. Auch wird viel Kienruß aus Schweden und Rußland ausgeführt; der deutsche ist besser als der französische.

Kiesel (Silicium) ist bei den Chemikern der Name desjenigen nichtmetallischen Elements, welches, für sich nur ein unscheinbares dunkles Pulver bildend und nur auf Umwegen darzustellen, in Verbindung mit Sauerstoff die Kieselerde gibt, den Hauptbestandtheil der das sogenannte Kieselgeschlecht bildenden Mineralien. Bergkrystall (s. Krystall), Quarz (s. d.), Chalcedon (s. d.), Opal (s. d.), Feuerstein (s. d.), die sogenannten Flußkiesel u. s. w. sind nichts als mehr oder minder reine Kieselerde. Sie sämmtlich haben eine ziemliche Härte und ihr Pulver, der Quarzsand, ist rauh und scharf. Löst man Quarz in Alkalien auf und versetzt die Lösung mit einer Säure, so scheidet sich die Kieselerde als weiße Gallerte ab, die zu einem feinen weißen Pulver eintrocknet, das in Luft und Wasser unveränderlich, für sich nur im Knallgasgebläse schmelzbar und in keiner Säure außer der Flußsäure auflöslich ist. Sie verhält sich dagegen als eine Säure, indem sie sich in den eigentlichen Alkalien schon auf nassem Wege auflöst (Wasserglas) und mit trockener Soda und Pottasche unter Austreibung der Kohlensäure, sowie mit den meisten Metalloxyden zu Glas (s. d.) zusammengeschmelzen werden kann. Solche Verbindungen der Kieselerde mit Alkalien, Erden und Metalloxyden nennt man Silicate und ein großer Theil der Mineralien besteht aus solchen Silicaten.

Kieser (Dietr. Georg), Geh. Hofrath und ordentlicher Professor der Medicin an der Universität zu Jena, geb. am 24. Aug. 1779 zu Harburg, studirte in Göttingen und Würzburg und prakticirte dann in Winsen und seit 1806 in Nordheim bei Göttingen, wo er 1807 Stadtphysikus wurde. Im J. 1812 erhielt er eine außerordentliche Professur in Jena; auch übernahm er 1813 die Stelle eines Brunnenarztes zu Berka. Im J. 1814 machte er als Freiwilliger in dem in Weimar errichteten Corps den Feldzug nach Frankreich mit und war dann im J. 1815 in preuß. Diensten zu Lüttich und Versailles als Oberarzt an verschiedenen Kriegshospitälern angestellt. Nach Jena zurückgekehrt, begann er wieder mit großem Beifall seine Vorlesungen, wurde 1826 ordentlicher Professor und 1828 Geh. Hofrath. Seit 1832 war er Vertreter der Universität beim Landtage, wo er, ein sehr thätiges Mitglied, besonders 1839 mit vielem Feuer für die Verbesserung des Gefangenwesens sprach. Sein reger wissenschaftlicher Geist nahm innigen Antheil an

den wissenschaftlichen Erscheinungen, welche sich in der Zeit seiner höchsten Blüte zeigten; er wendete sein Denken und Forschen namentlich der damals alle Wissenschaften neu durchdringenden Schelling'schen Naturphilosophie zu, auf welche er ein neues System der Medicin basirte, das für die damalige Zeit die umfassendste und consequenteste Darstellung der Grundlehren über Krankheit und Heilung im Geiste dieser Philosophie gab und nicht geringe Anerkennung erhielt. Die ersten Umrisse desselben erschienen in dem „System der Medicin" (2 Bde., Halle 1817—19); der weitern Ausführung und Vollendung hat man jedoch vergebens entgegen gesehen. Auch der thierische Magnetismus gab K. reichen Stoff zu Forschungen, die er in dem „Archiv für den thierischen Magnetismus", das er vom J. 1817 an mit Nasse, Eschenmayer und Nees van Esenbeck und später allein herausgab, und in seinem „System des Tellurismus oder thierischen Magnetismus" (2 Bde.; 2. Aufl., Lpz. 1826) niederlegte. Von seinen Schriften erwähnen wir noch „Aphorismen aus der Physiologie der Pflanzen" (Gött. 1808); „Über die Natur, Ursachen, Kennzeichen und Heilung des Schwarzen Staars" (Gött. 1810) und „Klinische Beiträge" (1 Bd., Lpz. 1834).

Kiew, poln. Kijow, ein erst 1796, meist aus Bestandtheilen der poln. Ukraine gebildetes, jetzt aus zwölf Kreisen bestehendes, 821 □M. großes Gouvernement im heutigen Kleinrußland, wird im Norden vom Gouvernement Minsk, im Osten von den Gouvernements Tschernigow und Poltawa, im Süden von Cherson und Podolien und im Westen von Volhynien begrenzt, während ein früheres, schon 1782 gebildetes Gouvernement gleiches Namens ganz andere Umgrenzungen und Bestandtheile enthielt. Das gegenwärtige Gouvernement K., welches mit Tschernigow, Poltawa und Charkow Kleinrußland (s. d.) bildet, zeichnet sich durch sein herrliches und mildes Klima, wo die Contraste zu großer Hitze und zu großer Kälte fehlen, durch einen überaus fruchtbaren Boden, der keiner Düngung, nur der Ruhe bedarf, und eine ungleich üppigere Vegetation vor den meisten andern Provinzen des russ. Reichs aus. Das Land ist eine wellenförmige, vom Dnjepr und seinen Nebenflüssen, besonders dem Prypetz, durchflossene und nur in der Nähe der Ströme von tiefen Schluchten durchbrochene Ebene, die überall mit dem herrlichsten Getreide, mit Flachs, Hanf und Taback, sowie mit dem schönsten Obst und Gemüse, prächtigen Laubgehölzen und trefflichen Weiden und Wiesen prangt. Ackerbau und Viehzucht sind die Hauptnahrungszweige der Bewohner; auch die Schaf- und Schweinezucht wird stark getrieben und selbst die Pferdezucht ist im Aufschwunge begriffen. Unter dem Geflügel zeichnet sich die wilde Moschusente, hier Golka genannt, aus, die auch am Don vorkommt und ein Zugvogel ist. Unter den Insekten ist die poln. Cochenille zu bemerken; auch ist die Bienenzucht nicht unerheblich. Industrie und Handel, früher sehr vernachlässigt, haben sich in letzter Zeit sehr gehoben und die Zahl der Fabriken, die 1822 erst 65 betrug, hat sich seitdem beinahe verdoppelt. Namentlich gibt es in diesem Gouvernement beträchtliche Tuch- und Leinwandfabriken, Gerbereien, Seifensiedereien und Fayencefabriken, da hier ein guter Thon gewonnen wird. Die berühmte Messe, die sogenannten Contracte, in der Hauptstadt des Landes, die vom 7.—31. Jan. währt, erleichtert den Verkehr und zieht alljährlich über 50000 Personen hierher. Im J. 1834 wurden hier für 4,629600 Rubel Waaren eingeführt, wovon für 2,271900 Rubel wirklich abgesetzt wurden. Die Bevölkerung beträgt 1,586000 Seelen und besteht aus Kleinrussen (Bauern), Polen (Landedelleuten) und Großrussen (Bewohnern der Städte und größern Flecken). In den Städten, besonders in Kiew, gibt es auch viele Deutsche, Griechen und Armenier, während Juden, deren das Gouvernement 124844 zählt, aller Orten vorkommen. Katholiken gibt es 87610, Evangelische nur 929. Alle übrigen Einwohner bekennen sich zur griech. Religion, die in Kiew einen Metropoliten besitzt. Die Hauptstadt Kiew, die alte Residenz der Großfürsten von 882—1167 und eine der ältesten Städte in ganz Rußland, auf einer weißen Bergwand über und am Dnjepr gelegen, gewährt durch ihre prachtvollen Klöster und Kirchen mit den zahlreichen, vergoldeten und versilberten Kuppeln einen außerordentlich imposanten Anblick. Sie zählt 44700 E., die in 4700 Häusern wohnen, worunter 48 Fabrikgebäude, 13 Schulanstalten, 52 Kirchen und Klöster sich auszeichnen, hatte aber ums J. 1018 eine ungleich größere Bevölkerung, gegen 400 Kirchen und hieß die Mutter aller Städte Rußlands. Tataren und

Polen brachen die Macht der einst so berühmten Stadt und ließen keine Spur jener alten Pracht mehr übrig. Das jetzige K. besteht aus drei gesonderten Theilen, unter denen die petscherskische Stadt mit der Festung, den Kronsgebäuden und dem berühmten Felsenkloster die wichtigste ist. Sie liegt auf der steilsten Höhe des erwähnten Kalkfelsens, der sich 264 F. über den Dnjepr jäh erhebt. Der zweite Theil, einst die Residenz der Großfürsten und jetzt der Sitz des Metropoliten, der hier nahe der prächtigen Sophienkirche wohnt, heißt nach dieser Kirche Sophia oder Alt-Kiew und ist, wie die Festung selbst, mit einem starken Wall und mehren Vorstädten umgeben. Die dritte Stadt, Podol, liegt auf der Ebene am Dnjepr und ist häufig den Überschwemmungen des Flusses preisgegeben. Eine 3583 F. lange Schiffbrücke führt von hier aus ans andere Ufer. Diese untere Stadt, ebenfalls mit einem Wall umgeben, ist der wohlgebauteste und weitläufigste Theil von K. und zugleich der Sitz der seit 1588 bestehenden griech.-geistlichen Akademie, die unter dem Metropoliten steht. Auch concentrirt sich hier der ganze Handel und Marktverkehr. Die Einwohner treiben einen großen Handel mit Fayencewaaren, Juften, Lichten, Seife und Glocken, da die Stadt drei große Glockengießereien unterhält. Berühmt sind auch die kiewschen eingemachten Früchte und Pfefferkuchen, die durch das ganze Reich verführt werden. Unter den Unterrichtsanstalten ist noch die erst neuerdings gestiftete Universität des heil. Wladimir zu bemerken, die 1838 259, 1839 in Folge vieler Relegationen nur 126, 1843 aber schon wieder 320 Studenten zählte; ferner ein Gymnasium und eine Lancaster'sche Schule. Zu den interessantern Gebäuden der Stadt gehört, außer dem Gouvernementspalast, der Kathedrale der heil. Sophia, dem hochberühmten petscherskischen Kloster mit seinen Katakomben und der Grabstätte Nestor's, des Vaters der russ. Geschichte, auch die Georgskirche mit den Gebeinen des so berühmten Hospodaren der Walachei Ypsilanti (s. d.).

Kilia, eine am nördlichsten Donauarm, dem Kili, nahe bei seiner Mündung ins Schwarze Meer gelegene wichtige Stadt und Festung in der russ. Provinz Bessarabien, hat einen von vielen Kauffahrteischiffen besuchten Flußhafen und treibt ansehnlichen Handel, besonders zu Schiffe auf der Donau und den Gewässern des Schwarzen Meers. Sie zählt über 6300 E., darunter viele Juden, Armenier und Griechen. In neuester Zeit bildet sie eine Stadtbefehlshaberschaft mit einem eigenen Stadtoberhaupt, das mit den Provinzialbehörden nichts zu schaffen hat.

Kilian der Heilige, der Apostel der Franken, ein Schotte, kam im 7. Jahrh., wo damals von Britannien aus die Bekehrung der heidnischen Völker in Europa begonnen hatte, zu gleichem Zwecke nach Baiern und wurde vom Papst zum Bischof ernannt. In Würzburg, das in ihm seinen ersten Bischof erkennt, taufte er den Herzog der Franken, auf dessen Gemahlin Betrieb er im J. 689 mit seinen Gefährten ermordet wurde.

Kilian (Herm. Friedr.), ordentlicher Professor der Medicin und Director der geburtshülflichen Klinik zu Bonn, geb. am 5. Febr. 1800 in Leipzig, kam im J. 1809 mit seinem Vater, dem bair. Medicinalrath und bekannten medicinischen Schriftsteller Konr. Jos. K., nach Petersburg, wo dieser 1811 starb. Seine Studien machte er seit 1816 auf der Universität zu Wilna, wo damals Jos. Frank (s. d.) lehrte, in Leipzig, Würzburg und Göttingen und ging dann nach England, wo er 1820 zu Edinburg die medicinische Doctorwürde erhielt. Nach Petersburg zurückgekehrt, wurde er hier als Professoradjunct der Chemie, später der Physiologie und Pathologie an der medicinischen Akademie und als Arzt am Artilleriehospitale angestellt. Im J. 1825 ging er zu literarischen Zwecken nach Deutschland, lebte eine Zeit lang in Manheim und erhielt hier den Ruf zu einer außerordentlichen Professur der Medicin an der Universität zu Bonn, welche er 1828 antrat, worauf er 1831 ordentlicher Professor der Geburtshülfe wurde. Von seinen Schriften sind besonders hervorzuheben „Anatomische Untersuchungen über das neunte Hirnnervenpaar" (Pesth und Lpz. 1822, 4.); „Über den Kreislauf des Bluts im Kinde, welches noch nicht geathmet hat" (Karlsr. 1826, 4.); „Beiträge zu einer genauern Kenntniß der allgemeinen Knochenerweichung der Frauen" (Bonn 1829, 4.); „Die Universitäten Deutschlands in naturwissenschaftlicher und medicinischer Hinsicht" (Heidelb. 1828); „Die Operationslehre für Geburtshelfer" (3 Bde.; 2. Aufl., Bonn 1844); „Die Geburtslehre von Seiten

der Wissenschaft und Kunst dargestellt" (3 Bde., Frankf. 1839—42) und „Geburtshülflicher Atlas" (4 Lief., Düsseld. 1835—44, Fol.).

Kilogramme, s. Gramme.

Kimmerier heißen bei Homer die Anwohner des Okeanos im äußersten Westen, da, wo immer Dunkel herrscht und Helios nicht leuchtet. Ganz verschieden von diesen mythischen sind die historischen Kimmerier, ein Volk, das aus seinen Sitzen an dem Kimmerischen Bosporus, der von ihm ebenso wie die heutige Krim benannt ist, durch Skythen verdrängt, sich im 7. Jahrh. v. Chr. nach Kleinasien wendete, dort, namentlich in Lydien und Phrygien, eine Zeit lang hauste, Sardes plünderte, an Milet aber sich vergeblich versuchte und endlich von dem lydischen König Alyattes (seit 617 v. Chr.) geschlagen und verjagt wurde. Die Abstammung dieser K. ist dunkel, mit den Cimbern (s. d.) sind sie bisweilen ohne hinlängliche Gründe zusammengebracht worden.

Kind und **Kindheit** (infans und infantia) sind Begriffe, deren Definition je nach dem Standpunkte, von dem aus man sie betrachtet, sehr verschieden ist. Jede Definition jedoch wird eine Negation enthalten, d. h. eine Eigenschaft hervorheben, welche dem Erwachsenen zukommt, dem Kinde aber fehlt, und so finden wir schon in den vier negirenden Beiwörtern: unschuldig (kindlich), unmündig, unreif und unverständig (kindisch) ungefähr die Standpunkte angedeutet, von denen aus diese Begriffe von den vier Hauptrichtungen der Wissenschaft aufgefaßt werden. Betrachten wir das Kind rein physisch, so müssen wir den Anfang der Kindheit mit dem Anfange des Lebens, also mit der Empfängniß im Körper der Mutter als gleich annehmen, in geistiger Hinsicht jedoch dürfte diese Annahme, da eine geistige Thätigkeit dem Fötus (s. d.) noch nicht hat nachgewiesen werden können, kaum eine geeignete Stütze finden, obgleich die Theologie dem noch ungeborenen Kinde die Erbsünde schon zuschreibt und die Jurisprudenz als Vertreterin der Rechte desselben auftritt. Der Sprachgebrauch bindet sich in dieser Hinsicht nur wenig und nennt Kind ebenso wol den noch ungeborenen als den geborenen Menschen. Noch schwerer ist es, das eigentliche Ende der Kindheit zu bestimmen, weil diejenigen Zeichen, welche es verkünden, bei dem einen Individuum früher eintreten als bei dem andern und namentlich die Festsetzung desselben mit der verschiedenen Entwickelung der beiden Geschlechter in Conflict geräth. Zwar hat in diesem Punkte das Gesetz aus Furcht vor der Unmöglichkeit, in jedem Falle wissenschaftlich bestimmen zu können, ob ein Mensch noch zu den Kindern gehöre oder nicht, der Natur vorgreifen zu müssen geglaubt, und es hat das röm. Recht das Ende der Kindheit dictatorisch auf das Ende des siebenten Lebensjahres festgesetzt; allein diese Zeit des Menschenlebens bietet im Ganzen genommen noch eine zu geringe Ausbildung des Körpers und Geistes dar, als daß dieser Grundsatz allgemeine Anerkennung hätte finden können. Das Ausfallen der Milchzähne (s. Zahn), welches in dieser Zeit erfolgt, ist kein so bedeutendes Ereigniß im menschlichen Körper als die ungefähr sieben Jahre später eintretende Pubertät (s. d.), deren Erscheinen auch mit bedeutenden Veränderungen im geistigen, namentlich im gemüthlichen, Leben verknüpft ist. Daher ist auch die Physiologie in diesem Punkte dem Sprachgebrauche, welcher noch ältere Menschen, nur um einen Mangel oder einen, meist jedoch etwas zweideutigen, Vorzug an ihnen hervorzuheben, mit dem Namen Kinder belegt, im Allgemeinen aber die Kindheit in weiterm Sinne bis zu der angegebenen Grenze ausdehnt, gefolgt und hat den Eintritt der Pubertät als Bedingung der beendeten Kindheit angenommen. Außerdem theilt sie die Kindheit selbst in drei Perioden, von denen die erste, das Säuglingsalter, von der Geburt bis zum Hervorbrechen der ersten Zähne, die zweite, das Kindesalter im engern Sinne, vom Hervorbrechen der ersten Zähne bis zum Ausfallen derselben, und die dritte, das Knaben- und Mädchenalter, vom Ausfallen der Milchzähne bis zum Eintritt der Pubertät reicht. Sind auch die Zeiträume, welche eine jede dieser Perioden einschließt, sehr verschieden, indem die erste 10—13 Monate, die zweite fünf bis sechs und die dritte sechs bis sieben, ja selbst zehn und mehre Jahre dauern kann, so sind sie doch von der Natur durch die Veränderungen im Organismus, welche in diesen Zeiträumen vorbereitet und vollendet werden, genugsam bezeichnet. In rein physischem Sinne besteht der Unterschied zwischen dem kindlichen und dem ausgebildeten Organismus keineswegs nur in dem verschiedenen Umfange derselben, und

man würde sehr irren, wenn man ein Kind für ein dem Erwachsenen vollständig gleichgebildetes Wesen in verjüngtem Maßstabe ansehen wollte; im Gegentheile sind viele Organe des Kindes anders gebildet als die des Erwachsenen und bedürfen einer längern oder kürzern Zeit, um diesen gleich zu werden. (S. Knochen, Nervensystem und Leber.) Auch ist das ganze physische Leben des Kindes ein durchaus verschiedenes, indem durch eine beschleunigte Ernährung, einen schnellern Stoffwechsel nicht nur, wie beim Erwachsenen, Erhaltung des Bestehenden, sondern Vermehrung desselben an Umfang und Dichtigkeit bezweckt wird. Die nach und nach abnehmende Schnelligkeit der Ernährung läßt sich aus der Abnahme der Zahl der Pulsschläge erkennen, deren man beim neugeborenen Kinde 120—130, am Ende der Kindheit nur noch 90—95 in der Minute zählt. Nach dieser Beschaffenheit des Organismus muß sich auch die Behandlung des Kindes richten und die Diät in der vollsten Ausdehnung des Worts eine viel gewähltere sein als bei Erwachsenen Die verschiedenen Perioden der Kindheit erfodern auch verschiedene Rücksichten auf die fortschreitende Entwickelung der Verdauungswerkzeuge, der Haut u. s. w., deren Vernachlässigung Anlaß zu einer Menge Übel gibt, welche nicht nur dem regelmäßigen Laufe der Entwickelung hemmend entgegentreten, sondern sich in ihren Folgen bis in das späteste Lebensalter bemerkbar machen können. Namentlich ist die Auswahl der Nahrungsmittel für Kinder ein hauptsächlich zu beachtender Gegenstand, da hierin so oft und so leicht Fehler begangen werden, welche nie wieder gut zu machen sind und besonders darin bestehen, daß den Verdauungsorganen Nahrungsmittel übergeben werden, aus denen sie noch nicht im Stande sind, guten Nahrungssaft (s. Ernährung) zu bereiten. Eine gleiche Rücksicht und Aufmerksamkeit erfodert die Beurtheilung und Behandlung des Kindes in geistiger Hinsicht. Die psychische Thätigkeit des Kindes beginnt mit dem Augenblicke seiner Geburt, doch entwickeln sich nicht alle Seelenkräfte gleichförmig. Während das Empfindungsvermögen durch alle die neuen Eindrücke, die das Kind durch sein Leben aufnimmt, in große Thätigkeit versetzt wird, hierauf das Vorstellungsvermögen und dadurch das Gedächtniß in Activität tritt, bleibt die Urtheilskraft, der Verstand, weit hinter diesen zurück und läßt so sehr leicht die Ursache erkennen, warum der Wille so häufig eine falsche Richtung nimmt Es würde ein großer Irrthum sein, von einem Kinde eine gleiche Schärfe der Erkenntniß des Rechten und Unrechten zu erwarten, wie sie der Erwachsene haben soll, da zumal diese Erkenntniß nicht nur eine größere Ausbildung der übrigen Seelenkräfte, sondern auch eine gewisse Übung voraussetzt. Es ist nun die Sache der Erziehung (s. d.) in physischer wie in psychischer Hinsicht, den Standpunkt, den die natürlichen Anlagen eines Kindes einnehmen, zu erforschen, der fortschreitenden Bildung derselben nachzugehen und je nach dem Wege, den sie einschlagen, zurückhaltend, leitend oder antreibend zu verfahren. Von Kindern, bei denen die geistige und körperliche Entwickelung so schnell vor sich geht, daß sie noch vor dem gewöhnlichen Ende der Kindheit aus dieser factisch ausgetreten sind, hat man ziemlich viele Beispiele; ist besonders ihr Geist in ungewöhnlich früher Zeit auf eine außerordentliche Höhe der Ausbildung gelangt, so nennt man sie Wunderkinder. In Beziehung auf das fernere Leben solcher Ausnahmen von dem gewöhnlichen Entwickelungsgange berechtigt die Erfahrung in den meisten Fällen zu dem Schlusse, daß diese zeitige Consumtion der Lebenskraft auch gewöhnlich zu einer schnellern Erschöpfung derselben führe, während eine etwas verspätete, aber in richtigem Gange bleibende Entwickelung des Körpers und namentlich des Geistes eines Kindes noch keine hinreichende Ursache liefert, Befürchtungen für das künftige Leben Raum zu geben. (S. Entwickelung.)

Kind (Joh. Adam Gottlieb), ein bekannter deutscher Jurist, geb. am 1. Oct. 1747 zu Werdau bei Zwickau, wo sein Vater Lohgerber war, wurde, nachdem er seinen ersten Unterricht in der dasigen Stadtschule genossen, auf die Landesschule zu Grimma gebracht, wo er aber im Examen so schlecht bestand, daß er kaum aufgenommen werden konnte. Allein sehr bald holte er das Versäumte nach. In Leipzig studirte er von 1768 an die Rechte, Philologie und Philosophie, und wurde 1771 Führer von vier jungen Russen, die auf Kosten der Kaiserin Katharina II. daselbst studirten. Im J. 1773 habilitirte er sich bei der Universität und sehr bald fanden seine Vorlesungen über mehre Theile der theoretischen und praktischen Rechtswissenschaft wegen der Klarheit und Gründlichkeit seines Vortrags allge-

meinen Beifall. Er wurde 1776 außerordentlicher Professor, 1779 Syndicus der Universität und 1783 Professor des sächs. Rechts und Beisitzer des Oberhofgerichts und, nachdem er schon früher einen Ruf nach Dresden abgelehnt hatte, 1788 Mitglied des dortigen Appellationsgerichts und 1789 als Appellationsrath verpflichtet. Er war zweimal Mitglied der Reichsvicariatscommission, auch Deputirter bei der Gesetzgebungscommission und 1810 Mitglied der zur Revision der Universität zu Leipzig niedergesetzten Commission. Schon 1794 hatte er eine Präbende im Stifte Zeitz erhalten, in welchem er zuletzt die Dechantenwürde bekleidete. Sein Amt verwaltete er bis kurze Zeit vor seinem Tode, am 16. Nov. 1826. Seine zahlreichen akademischen Schriften (herausgegeben als „Opuscula academica" mit einer „Praefatio de vita et scriptis auctoris" von E. F. Vogel, Lpz. 1836), die von echt classischer Bildung und tiefem Studium zeugen, insbesondere seine „Quaestiones forenses" (4 Bde., Lpz. 1799—1801; 2. Aufl., 1807), welche Abhandlungen über Entscheidungen und Urtheile des Appellationsgerichts enthalten, sowie seine Schrift „Über die Bildung juristischer Staatsdiener" (Lpz. 1818), sichern ihm ein bleibendes Andenken.

Kind (Joh. Friedr.), Dichter und erzählender Schriftsteller, geb. am 4. März 1768 zu Leipzig, wo sein Vater, Joh. Christoph K., der als der erste deutsche Übersetzer von Plutarch's „Lebensbeschreibungen" (10 Bde., 1746—54) bekannt ist, Stadtrichter war, besuchte die dasige Thomasschule und studirte dann daselbst 1786 die Rechte. Nach beendeten Studien arbeitete er seit 1790 im Amte Delitzsch, wendete sich 1792 nach Dresden und wurde 1793 Advocat, legte aber 1814 die juristische Praxis nieder, um sich ungestört dem schriftstellerischen Berufe zu widmen. Schon 1793 hatte er einige zum Theil sehr früh entstandene Jugendarbeiten unter dem Titel „Lenardo's Schwärmereien" (2 Bde.) herausgegeben; allein erst seit 1800 trat er in die Reihe der belletristischen Schriftsteller. Von seinen Schriften fanden seine Novellen und Erzählungen den meisten Beifall; auch besaß er für dieses Genre das Talent einer gefälligen, anmuthigen und ungezwungenen Darstellung und gemüthlichen, naiv-gefühlvollen Auffassung. Seine Gedichte zeichnen sich durch Empfindung und fließende Rhythmik aus. Dagegen fehlte es ihm an Originalität der Darstellung und Tiefe der Gedanken; übrigens producirte er zu rasch und statt sein Talent in wenigen größern Arbeiten zusammenzuhalten, zersplitterte er es in einer übermäßigen Menge von Erzählungen und Dichtungen, die daher auch zum größern Theile dem Gedächtnisse und der Aufmerksamkeit des literarischen Publicums sehr bald entrückt worden sind. Wir nennen hier die Novelle „Carlo" (Züllichau 1801); „Dramatische Gemälde" (Züllich. 1802); „Natalia" (3 Bde., Züllich. 1802—4); im Verein mit Lafontaine „Makaria Atalante und Kassandra" (Züllich. 1803); „Leben und Liebe Ryno's und seiner Schwester Minona" (2 Bde., Züllich. 1805); „Das Schloß Aklam", ein dramatisches Gedicht (Lpz. 1803); ferner die von ihm herausgegebenen „Malven" (2 Bde. Züllich. 1805); „Tulpen" (7 Bde., Lpz. 1806—10); „Roswitha" (4 Bde., Lpz. 1811—13); „Lindenblüten" (4 Bde., Lpz. 1814—19); „Die Harfe" (8 Bde., Lpz. 1814—19) und „Die Muse" (8 Bde., Lpz. 1821—22). Auch erschienen eine Sammlung seiner „Gedichte" (5 Bde., Lpz. 1808; 2. Aufl., 1817) und seine „Erzählungen und kleine Romane" (5 Bde., Lpz. 1820 fg.). Becker's „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen", zu welchem er seit 1807 Beiträge geliefert, wurde 1815—30 von ihm herausgegeben. Auch redigirte er von 1805—31 mit Th. Hell die „Abendzeitung" und mit K. L. Kraukling eine Zeit lang die „Dresdener Morgenzeitung". Unter seinen Arbeiten für die Bühne erwähnen wir „Wilhelm der Eroberer"; „Die Schwüre"; „Wilhelm der Bastard" und das malerische Schauspiel „Vandyk's Landleben" (2. Aufl., Lpz. 1820), welches seit 1816 auf der Bühne den größten Beifall erhielt und worin dem Publicum nach bekannten Meisterstücken der niederländ. Schule zuerst eine Art lebender Bilder vorgeführt wurde. Ebenso wurden sein „Nachtlager von Granada" und sein „Weinberg an der Elbe", ein Festspiel mit plastischer Darstellung nach hetrurischen Vasengemälden, mit großem Beifall aufgenommen. Sein Text zu dem von Weber so meisterhaft componirten „Freischütz", dessen Stoff einem Apel'schen Märchen entnommen ist, steht, was die Volksthümlichkeit der Auffassung und die Gefälligkeit und Anmuth der Lieder und Romanzen betrifft, unter den deutschen Operntexten noch immer oben an. Unter seinen spätern Arbeiten sind noch die Dramen „Der Holzdieb", com-

ponirt von Marschner, und das Trauerspiel „Schön Ella“ zu nennen, die auch in seinen „Theaterschriften“ (4 Bde., Lpz. 1821—27) abgedruckt sind. Er war 1815 vom Herzoge von Sachsen-Gotha zum Hofrath ernannt worden und starb zu Dresden am 25. Juni 1843 in fast gänzlicher und freiwilliger Zurückgezogenheit von der literarischen Welt.

Kindbettfieber oder Puerperalfieber (Febris puerperalis) nennt man eine der gefährlichsten Krankheiten, welchen Frauen im Wochenbette ausgesetzt sind. Beruhend auf einer falschen Richtung der plastischen Thätigkeit, welche vor der Geburt die Nahrung für das Kind im Fruchthalter, nach der Geburt aber die Milch in den Brüsten erzeugen soll, beginnt das Kindbettfieber mit Unterbrechung dieser letztern und der andern Absonderungen, welche dem Wochenbette zukommen, mit heftigem Fieber, Benommenheit des Kopfs, bedeutendem Sinken der Kräfte und sogenannten nervösen Erscheinungen, wie Schwächung der Sehkraft u. s. w. Hierzu gesellt sich gewöhnlich ein starker Schmerz in dem Theile des Körpers, welcher besonders von der Krankheit ergriffen worden ist. Die productive Thätigkeit nämlich, welche nicht mehr in der Milchabsonderung ihr Ziel findet, wendet ihre Wirkungen nun meist auf die Unterleibs-, seltener auf die Brust- oder Kopfhöhle, auf die Zwischenräume zwischen großen Muskeln und Gelenken oder auf die äußere Haut und sondert ihre Producte als wässerige Flüssigkeit, von der man in der Unterleibshöhle bis gegen 20 Pfd. gefunden hat, in den Höhlen oder als eiternde Geschwüre zwischen den Muskeln und auf der Haut ab, während die in der betroffenen Höhle liegenden Eingeweide brandig zerstört werden. Auf diese Art wird oft schon binnen zwei bis drei Tagen der Tod herbeigeführt, welchem die Symptome der bösartigsten Krankheiten, wie Krämpfe, Zuckungen u. s. w., vorangehen. Die Veranlassungen zu diesem furchtbaren Übel sind gewöhnlich starke Verletzungen der Geburtstheile während der Geburt, Diätfehler der Wöchnerinnen, Erkältungen, überhaupt Alles, was die regelmäßige Thätigkeit des Organismus von dem rechten Orte ihrer Wirksamkeit abzulenken im Stande ist. Bricht die Krankheit nicht in den ersten Tagen, sondern nach einer oder zwei Wochen nach der Geburt aus, ist das örtliche Leiden nicht sehr hervorstechend, sinken die Kräfte nicht so schnell, wird die Milchabsonderung nicht gänzlich unterdrückt und wirft sich das örtliche Leiden auf eine Stelle, deren Bedeutung für den Körper nicht so groß ist, als eine der drei genannten Höhlen, so ist bei richtiger Behandlung auch auf Genesung zu hoffen. Diese tritt dann eben so schnell ein, als die Krankheit anfangs Fortschritte machte, jedoch verschwindet das ursprüngliche Übel auch bisweilen, um einer ebenso gefährlichen, nur länger dauernden Krankheit, wie Seelenstörung, Verwachsung von Eingeweiden, Schwindsucht, Wassersucht u. s. w., zu weichen. Die Aufgabe des Arztes ist es, den normalen Gang der plastischen Thätigkeit wieder herzustellen, was freilich bei den verschiedenen Ursachen und Äußerungen des Übels ein sehr verschiedenes Verfahren erfodert, sodaß sich keine allgemeine Regel darüber aufstellen läßt. Eine der gefürchtetsten Erscheinungen ist das Kindbettfieber in einem Gebärhause; denn leicht wird es hier zur Epidemie, deren Verbreitungsart wie die anderer Epidemien noch unbekannt ist. Strenge Absonderung der kranken Wöchnerin von allen übrigen ist dann die nöthigste Maßregel, und kommt es dennoch zur Epidemie, so ist gründliche Reinigung des ganzen Hauses, bevor es wieder zu seinem vorigen Zwecke eröffnet wird, unerlaßlich geboten.

Kinderbewahranstalten, s. Kleinkinderschulen.

Kinderkrankheiten nennt man diejenigen Krankheiten, denen die Kinder ihrer eigenthümlichen Organisation wegen entweder allein oder doch mehr als Erwachsene ausgesetzt sind. Betrachtet man die einzelnen Theile und die Verrichtungen des kindlichen Körpers, so wird es auch nicht schwer sein, die hauptsächlichsten Störungen der Gesundheit der Kinder herauszufinden. Die Knochen und Muskeln des Kindes sind noch zart und weich; der Darmkanal soll die beim Kinde so außerordentlich schnell vor sich gehende Ernährung vermitteln, ist aber sehr empfindlich gegen alle Nahrungsmittel, die seiner Natur nicht angemessen sind; das Gefäßsystem ist in bedeutender Bewegung, die Haut allen Einflüssen der Außenwelt mehr geöffnet, als in spätern Jahren, und das Nervensystem durch das zahllose Neue, das dem Kinde erscheint und durch die Sinne Eindrücke auf das Gehirn hervorbringt, in fortwährender Aufregung. Hieraus läßt sich leicht abnehmen, wie sehr das Kind krankhaften Abweichungen dieser Organe und ihrer Functionen ausgesetzt sei. **Knochen-**

verkrümmungen, regelwidrige Zusammenziehungen der Muskeln, Verdauungsstörungen, Entzündungen, Hautausschläge und Anomalien des Gehirns sind die am meisten an Kindern beobachteten Übel, die sich wieder als einzelne Krankheitsformen darstellen, bei denen oft das eine Organ leidet, während in einem andern die Ursache dieses Leidens verborgen liegt, wie Englische Krankheit (s. d.), Krämpfe (s. d.), Atrophie (s. d.), Skrofeln (s. d.), Häutige Bräune oder Croup (s. d.), Masern (s. d.), Scharlachfieber (s. d.), Gehirnentzündung (s. Gehirnkrankheiten) u. s. w. In vielen Fällen wird die natürliche Anlage zu diesen Krankheiten noch durch eine falsche diätetische Behandlung der Kinder erhöht. Vgl. Meißner, „Die Kinderkrankheiten" (3. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1844).

Kindesmord (infanticidium) gilt bei den gebildeten Völkern als Mord überhaupt, während er bei den ungebildetern als eine gleichgültige Handlung betrachtet wird, und bei einigen, wie bei den Chinesen, gar zur Sitte geworden ist. Wie die Tödtung eines Kindes, dessen Dasein noch nicht bekannt gemacht worden ist, zu strafen sei, wie viel Rücksicht auf den körperlichen und den Gemüthszustand einer Gebärenden genommen werden müsse, welche Beweise von dem Leben und der Lebensfähigkeit des geborenen Kindes vorhanden sein sollen, darüber finden sich in den Gesetzgebungen und den Theorien der Rechtsgelehrten noch große Verschiedenheiten. Das wirkliche Leben eines Kindes in und nach der Geburt ist mit größerer Sicherheit durch die Lungenprobe (s. d.) zu erkennen, als der Tod, weil dieser ein bloßer Scheintod gewesen sein konnte, der nur durch Unterlassung der nöthigen Hülfsleistungen oder auch durch positive Beschädigung in den wirklichen Tod übergegangen sein kann. Aber auch das Leben konnte ohne alle äußere Zeichen, ohne Bewegung und Schreien vorhanden sein und ein lebendes Kind von der Mutter für todt gehalten werden. Die volle Strafe des eigentlichen Kindesmordes kann daher nur dann eintreten, wenn die Mutter ein wirklich lebendes und von ihr für lebend gehaltenes neugeborenes Kind vorsätzlich durch zugefügte Beschädigung oder Unterlassen der Ernährung und Hülfe ums Leben gebracht hat. Das preuß. Landrecht bestimmt noch, gleich der Peinlichen Gerichtsordnung von 1532, Todesstrafe; das Code pénal classificirt ganz irrig das infanticide als meurtre qualifié. Das östr. Gesetzbuch geht nur bis zu 20jährigem (bei Ermordung des ehelichen Kindes lebenslänglichem) schweren Kerker; das bair. Gesetzbuch droht Zuchthaus auf unbestimmte Zeit; das sächsische die gleiche Strafe bis zu 15, das würtembergische bis zu 20 Jahren.

King heißen die fünf von Kon-fu-tse (s. d.) zusammengetragenen heiligen Bücher, welche die ältesten Denkmäler der chines. Literatur sind. (S. Chinesische Sprache.)

Kingsbench (Court of King's oder Queen's bench, bancus regis), Oberhofgericht, heißt das eine der drei königlichen Obergerichte in Westminster, bestehend aus einem Oberrichter (Lord chief justice) und drei Richtern, welche vier Mitglieder mit den je vier Mitgliedern der andern beiden Obergerichte, des Oberlandgerichts (Court of common pleas) und des Lehnshofgerichts (Court of exchequer), das Collegium der zwölf Oberrichter Englands bilden und bald collegialisch, bald einzeln die Justiz durch ganz England, mit Ausnahme von Wales, dem Herzogthum Lancaster, dem Bisthum Durham und einigen andern Districten, verwalten. Vor die Kingsbench gehören ursprünglich nur Landfriedensbrüche und andere Criminalsachen; durch Fictionen werden aber auch bürgerliche Sachen dahin gebracht; ebenso kann man vom Oberlandgericht an die Kingsbench appelliren. (S. England, Rechtsverfassung.) — Kingsbench heißt ferner das große Gefängniß in Southwark, welches vorzüglich als Schuldnergefängniß gebraucht wird. Die Gefangenen der Kingsbench haben nicht selten ihre ganze Familie bei sich, geben Bälle und Concerte und genießen überhaupt einer vollen Freiheit innerhalb der sehr geräumigen Mauern.

Kingston upon Hull, s. Hull.

Kingston (Elisabeth Chudleigh, Herzogin von), eine durch Lebensgeschick und Charaktereigenthümlichkeit berühmte Engländerin, geb. 1720, verlor ihren Vater, einen Oberst in der brit. Armee, im zarten Alter und wurde von ihrer lebenslustigen, aber unvermögenden Mutter zeitig in die große Welt eingeführt. Auf Verwenden des Grafen von Bath kam sie 1743 als Ehrenfräulein zur Prinzessin von Wales, in welcher Stellung sie durch Schönheit und Beweglichkeit des Geistes Glück und Aufsehen machte und eine

Menge Anbeter fand. Sie gab dem jungen Herzog von Hamilton den Vorzug und versprach, ihn zu heirathen, wenn er von einer Reise auf den Continent zurückgekehrt sein würde. Aber der Capitain Hervey, der spätere Graf von Bristol, wußte ihr, indem er die Briefe des Herzogs unterschlug, die Untreue desselben einzureden und bewog sie dadurch, sich mit ihm am 4. Aug. 1744 heimlich trauen zu lassen. Elisabeth empfand schon am andern Tage eine solche Abneigung gegen Hervey, daß sie sich sogleich wieder trennte; die Frucht aber dieses unseligen Bündnisses starb. Um dem Andringen des zurückgekehrten Hamilton, ihrer Mutter und anderer Anbeter zu entgehen, reiste sie auf den Continent. In Berlin erwarb sie sich durch ihr geistreiches Wesen die Freundschaft Friedrich's II., auch am Hofe zu Dresden machte sie außerordentliches Glück. Je mehr für sie nach der Rückkehr das Interesse in London stieg, desto drückender war ihr das noch immer gesetzlich bestehende Eheverhältniß. Sie begab sich zum Pfarrer nach Lainston und riß hinter dessen Rücken das Blatt aus dem Kirchenregister, das den Act ihrer Vermählung bezeugte. Als sie aber vernahm, daß ihr durch Erbschaft reich gewordener Gemahl todtkrank darniederliege, bewog sie den Pfarrer mit großer Mühe, das Document wieder an seinen Ort zu heften. Allein der Graf von Bristol starb nicht und ihr Verdruß wurde um so größer, als ihr der sehr reiche Herzog von Kingston die Hand reichen wollte. Nach langem Zögern willigte indeß Bristol in eine Ehescheidung, die wol von dem kirchlichen Gerichtshofe der Doctors commons, aber darum nicht in ganz gesetzlicher Form ausgesprochen wurde. Mit Erlaubniß des Erzbischofs von Canterbury ließ sich nun Elisabeth 1769 dem Herzoge von Kingston öffentlich antrauen. Aber auch diese Ehe war unglücklich. Das stürmische Wesen der zerstreuungssüchtigen Frau brachte den an Gesundheit schwachen, in seinen Sitten und Charakter sanften Mann dem Grabe nahe. Er starb 1773 und vermachte seiner Gemahlin das große Vermögen. Elisabeth ließ nun ihrem Wesen den Zügel schießen, stürzte sich in den Strudel der Vergnügungen und erregte durch Verschwendung und Sonderbarkeit in London solchen Scandal, daß sie nach Italien reisen mußte. Hier machte sie durch Gepränge und Luxus ebenfalls das größte Aufsehen und wurde von dem Papste und den Cardinälen gleich einer Königin behandelt. Ein Abenteurer, der sich für den Herzog von Albanien ausgab, wußte ihr Herz und beinahe ihre Hand zu gewinnen. In ihrem Rausche wurde sie aber durch die Nachricht unterbrochen, daß die Verwandten des Herzogs von Kingston, um ihr das reiche Erbe zu entziehen, gegen sie beim Pairhof eine Anklage auf Bigamie anhängig gemacht. Als Elisabeth im Apr. 1776 zu London erschien, war der Proceß schon eingeleitet, und das Publicum durch grausame Pamphlete, selbst durch Theaterstücke gegen sie eingenommen. Sie erschien in den Verhandlungen, die eine unermeßliche Menge, darunter die königliche Familie, die Minister und die ganze Aristokratie, herbeiriefen, umgeben von ihrem Hausstande und sechs Advocaten, und wußte durch ihre feste, edle Haltung alle Herzen zu gewinnen. Dessenungeachtet wurde sie der Bigamie schuldig erklärt; nach einem Privilegium der Pairschaft erließ man ihr aber das Aufdrücken eines glühenden Eisens auf die rechte Hand. Da ihr das Gericht seltsamerweise das Erbe nicht abgesprochen, suchten sie ihre Feinde zur Verschwenderin erklären zu lassen. Allein Elisabeth entfernte sich als nunmehrige Gräfin Bristol nach Frankreich, ging von da nach Italien und endlich auf einem eigends dazu erbauten Schiffe nach Rußland, wo sie von der Kaiserin aufs glänzendste aufgenommen wurde. Ihre Rückreise durch Polen glich einem Festzuge. Sie kaufte hierauf das Schloß St.-Assise bei Fontainebleau und lebte in fürstlichem Glanze. Nach kurzer Krankheit starb sie am 28. Aug. 1788. Ihr Testament, das die Bizarrerie ihres Charakters ausdrückte, wurde zu Gunsten der Angehörigen Kingston's cassirt. Über ihr Leben erschienen schon 1788 zu London Memoiren in engl. Sprache, die wol kaum authentisch sind. Vgl. „Histoire de la vie et des aventures de la duchesse de K." (Lond. 1789) und Faverolles, „La duchesse de K., ou Memoires d'une anglaise célèbre" (Par. 1813).

Kinnbackenkrampf, s. Starrkrampf.

Kinsbergen (Jan Henrik van), niederländ. Admiral, geb. am 1. Mai 1735 zu Doesborg in Geldern, diente von früher Jugend an im Militair und beim Seewesen, in welchem er vom Cadetten bis zum Viceadmiral mit ungewohnter Schnelligkeit alle Grade durchlief. Mit Erlaubniß seiner Regierung trat er 1767 bei dem ausgebrochenen Türken-

kriege in russ. Dienste und gewann bei Katharina II. das höchste Vertrauen. Er entsprach demselben durch den glänzenden Sieg, welchen er im Schwarzen Meere mit fünf Schiffen von 40 Kanonen und einigen kleinern Kriegsfahrzeugen über die türk. Flotte von 13 Linienschiffen davontrug. Von diesem Seetreffen datiren sich mehre wichtige Flottenmanoeuvres, mit welchen K. hier die ersten Versuche machte, und die seitdem alle europ. Marinen annahmen. Durch eine an die Kaiserin gerichtete Denkschrift über die freie Schifffahrt auf dem Schwarzen Meere empfahl er sich ihr zugleich als Politiker. Obschon in Rußland mit Ehrenbezeigungen überhäuft, kehrte er doch 1776 in sein Vaterland zurück. Hier wurde ihm der wichtige Auftrag, mit dem Kaiser von Marokko einen Frieden zu verhandeln, dessen Abschluß ihm auch gelang. An dem für die holländ. Marine so ruhmvollen Tage von Doggersbank, am 5. Aug. 1781, commandirte K. unter dem Oberadmiral Zoutman sieben Linienschiffe und hatte an dem Siege über den engl. Admiral Parker den größten Antheil. Nach dem pariser Frieden von 1783 boten die russ. Kaiserin und der König von Dänemark Alles auf, um K. zu vermögen, in ihre Dienste zu treten, der indeß alle Anträge ablehnte. In dem franz. Revolutionskriege war er seinem Vaterlande besonders in den Feldzügen von 1793 und 1794 vom höchsten Nutzen. Nach dem unglücklichen Feldzuge von 1795 und der eingetretenen Regierungsveränderung wurde er außer Thätigkeit gesetzt und lehnte seitdem alle, auch die glänzendsten Anerbietungen ab, die ihm in der Folge gemacht wurden. Selbst Schimmelpennink, dem er persönlich befreundet war, gelang es nicht, ihn seiner Muße, die er den Wissenschaften, der Landwirthschaft und der Volkserziehung widmete, zu entziehen. Vergebens ernannte ihn König Ludwig Napoleon zu seinem ersten Kammerherrn, zum Grafen von Doggersbank und zum Staatsrath. K. verließ indeß weder seinen Landsitz in der Nähe von Appeldoorn in Geldern, noch nahm er einen der großen Gehalte an, welche mit jenen Posten verbunden waren. Nach der Vereinigung Hollands mit Frankreich suchte auch Napoleon ihn zu gewinnen und ernannte ihn zum Senateur. Die Würde konnte K. nicht ablehnen, wol aber lehnte er den damit verbundenen Gehalt ab. Er starb 1820. Sein großes Privatvermögen widmete er den wohlthätigen Stiftungen seines Vaterlandes. Als Staatsbürger, Vaterlands- und Menschenfreund steht er gleich achtungswerth da. Er schrieb Vieles über Seewesen und Seekrieg; auch lieferte er eine vortreffliche Karte von der Krim (4 Blätter).

Kinsky, ein altes adeliges Geschlecht, wurde 1316 in den Freiherrn-, 1630 in den Grafen- und 1676 in den Reichsgrafenstand erhoben und erlangte zu Anfange des 18. Jahrh. die Oberst-Erbhofmeisterstelle in Böhmen. Wenzel Norbert Octavian Graf K., geb. 1632, gest. 1719, ist der Stammvater der gegenwärtig bestehenden Linien durch seine Söhne Ferdinand und Philipp Joseph; jener gründete die ältere oder gräfliche Linie, die das Majorat und die Hofstellen in Böhmen besitzt, dieser die jüngere, welche 1747 in der Person Stephan Wilhelm's in den Reichsfürstenstand erhoben wurde. An der Spitze der erstern steht Jos. Octavian Graf K., geb. 1813, vermählt seit 1835 in kinderloser Ehe mit einer Gräfin von Schaffgotsch; Standesherr in der zweiten ist Ferdinand Bonaventura Fürst K., geb. am 22. Oct. 1834, der 1836 unter Vormundschaft seinem Vater, dem Fürsten Rudolf K., folgte.

Kinyras, der Sohn des Apollon, nach Andern des Eurymedon, Sandakos, Paphos oder Theias, und der Paphos, nach Andern der Pharnake, Smyrna, Amathusa oder Agriope, König von Kypros und Priester der Aphrodite in Paphos, dessen Nachkommen, die Kinyraden, dieses Amt erblich erhielten, kam der gewöhnlichen Sage nach aus Syrien nach Kypros, wo er Paphos erbaute und brachte sich endlich wegen der blutschänderischen Erzeugung des Adonis (s. d.) selbst um. Nach einer andern Sage versprach er den auf dem Zuge gegen Troja bei ihm landenden Griechen Zufuhr oder auch dem Menelaus 50 Schiffe, hielt aber sein Versprechen nicht. In Folge dessen traf ihn der Fluch des Agamemnon; er ließ sich mit Apollon in einen Wettstreit ein und wurde von diesem besiegt und getödtet. Aus Verzweiflung darüber sprangen seine Töchter, 50 an Zahl, in das Meer und wurden in Alkyonen verwandelt.

Kiosk (türk.) bezeichnet im Orient ein rundes oder viereckiges, auf Säulen ruhendes, freistehendes Gartenzelt; dann eine ähnliche, nach vorn offene und nur durch Git-

terwerk verschlossene, an die obern Gemächer der oriental. Paläste sich anschließende, erkerartig hervortretende Anlage, um im Schatten die freie Luft auf eine bequeme Weise genießen zu können. Von den Türken und Persern sind die Kiosks in die engl., franz. und deutschen Gärten übergegangen.

Kipper und **Wipper** nannte man im 17. Jahrh. diejenigen Münzherren, welche das gute Geld einschmolzen und geringhaltiges ausprägten. Ursprünglich bedeutet kippen Geld beschneiden, wippen aber wiegen, und Kipper und Wipper wurden die Wechsler genannt, welche Geld beschnitten und solches ausgaben. In der Münzkunde nennt man diese Zeit der schlechten Münze bis zum J. 1667 die Zeit der Kipper und Wipper. Die allgemeine Verwirrung des Dreißigjährigen Kriegs begünstigte dieses betrügliche Münzwesen so, daß bald ganz Deutschland von den geringhaltigen Münzen überschwemmt war und das gute Geld, als eine Seltenheit, zu überaus hoher Geltung stieg. Zu den schlechtesten Sorten jener Zeit gehörte unstreitig das brandenburg. Geld, dessen größere Stücke selbst fast aus reinem Kupfer bestanden. Nachdem die Noth aufs höchste gestiegen war, vereinigten sich die meisten Fürsten Deutschlands zur Steuerung dieses Unfugs, und Sachsen schloß 1667 mit Brandenburg den Zinnaischen Vertrag, nach welchem von nun an die feine Mark Silber zu 10½ Reichsthaler ausgeprägt werden sollte.

Kiprenskij (Orest Adamowitsch), einer der ausgezeichnetsten russ. Historien- und Portraitmaler, geb. 1783, legte den Grund zu seiner künstlerischen Bildung in der petersburger Akademie und ging dann nach Italien, wo er den größten Theil seines Lebens zubrachte. Eines seiner ersten Gemälde, welches zugleich seinen Ruf begründete, war die „Niederlage des Tatarenkhans Mamai". Höher noch stieg sein Ruhm als Portraitmaler, welcher Gattung der Malerei er in der Folge sich ganz widmete. Unter den hierher gehörenden Erzeugnissen seines Pinsels erwähnen wir als die gelungensten die Portraits von Thorwaldsen, Dawydow und Krylow, das Portrait seines Vaters, einen jungen Schnitter in der Eremitage zu Petersburg, eine ital. Wahrsagerin, eine junge Italienerin aus der Umgegend von Neapel, einen Lazaroni und vier junge russ. Reisende, die in der Zeitung die Nachricht von der Einnahme Warschaus lesen. Außerdem gibt es noch von ihm mehre Aussichten auf den Golf von Neapel, Neapel selbst u. s. w. Als Professor der Akademie der Künste zu Petersburg starb er zu Rom am 5. Oct. 1836.

Kiprian, Metropolit von Kiew und ganz Rußland, ein Serbe von Geburt, wurde zu dieser Würde am 2. Dec. 1376 erhoben. Ihm gebührt der Ruhm, der erste Wiederhersteller der Aufklärung in Rußland, nach Verjagung der Tataren, gewesen zu sein; er sorgte für die Vervielfältigung von Handschriften und verfaßte neben einigen andern Schriften, wie man behauptet, auch das Stufenbuch. — Kiprian hieß auch der erste, 1620 für Sibirien und Tobolsk ernannte Erzbischof, der besonders als erster Sammler von Nachrichten über die Geschichte Sibiriens Beachtung verdient. Er starb zu Nowgorod Welikij am 17. Dec. 1635.

Kirchberg, der Sitz der Burggrafen gleiches Namens, auf dem Hausberge am rechten Ufer der Saale, östlich von Jena, wo noch der sogenannte Fuchsthurm steht, wird urkundlich zuerst im J. 937 erwähnt und stand zu Anfange des 12. Jahrh., wo es als festes Schloß erscheint, unter den Markgrafen von Meißen. Burggrafen von K. kommen zuerst im J. 1166 vor. Während nun Einige die Vermuthung aufgestellt haben, daß die Burggrafen von K. von den Markgrafen von Meißen abstammten, sollen sie nach anderseitiger Behauptung mit den Grafen von K., deren Burg in der Nähe von Sondershausen lag, einerlei Stammes gewesen sein, was aber viel mehr gegen sich hat als die erstere Annahme. Nachdem die ursprüngliche Linie der Burggrafen von K. 1268 erloschen, ging die Burggrafschaft nebst den Schlössern an Otto den Jüngern auf Windberg, den Bruder des letzten Burggrafen von K., über, unter dem 1304 die Kirchberg'schen Schlösser durch die Erfurter und Mühlhäuser belagert und erobert und Kirchberg und Windberg zerstört wurden. Das Schloß Kirchberg wurde wahrscheinlich nicht wieder aufgebaut, wol aber Windberg, das 1331 an die Grafen von Schwarzburg verkauft wurde. Das dritte Schloß Greifenberg erhielten die Burggrafen erst 1314 zurück; doch auch dieses mußten sie 1345 im sogenannten thüringischen Grafenkriege an den Landgrafen von

Thüringen abtreten. Die Burggrafen von K. erloschen, gleich den Burggrafen von Dohna, indeß ohne im Besitz der Burggrafschaft zu sein, am spätesten unter allen burggräflichen Familien. Vgl. Avemann, „Beschreibung der Burggrafschaft von K." (Frankf. 1747) und E. Schmid, „Geschichte der Kirchberg'schen Schlösser bei Jena" (Neust. an der Orla 1830).

Kirche bezeichnet einmal das Gebäude für die christliche Versammlung, dann aber auch die christliche Versammlung selbst. Das deutsche Wort Kirche stammt schwerlich von κυριακή, nämlich ἡμέρα, noch weniger von Kyrie, dem Anfangsgesang in der alten Kirche, her, sondern höchst wahrscheinlich von dem Wurzelwort Kirk oder Kerk, was einen geschlossenen runden Ort bezeichnet, daher auch im Gothischen die Kirche Kirk heißt. Die Juden hatten außer dem Nationaltempel in Jerusalem in allen Städten besondere Versammlungshäuser für den Gottesdienst am Sabbathtage, Synagogen (s. d.) genannt. Auch die Christen, nachdem die Verfolgungen aufgehört hatten, erbauten sich Versammlungshäuser für den Gottesdienst. Nachdem die Kaiser Christen geworden waren, wurden diese Versammlungshäuser, die Kirchen, immer prächtiger gebaut, und mehr und mehr nach dem Muster des Tempels zu Jerusalem eingerichtet. Auch wurden viele prächtige Tempel heidnischer Götter in christliche Kirchen verwandelt. Besonders wendete das Mittelalter seine Kraft darauf, prachtvolle Kirchen oder Dome aufzuführen, wie die Petrikirche in Rom, die Paulskirche in London, die Kirche Unserer Lieben Frau in Paris, die Stephanskirche in Wien, die Dome zu Strasburg, Köln und an vielen andern Orten. Man pflegte die Kirchen im Mittelalter am liebsten einem Schutzengel oder Schutzheiligen zu weihen, dessen Namen sie dann bekamen. Auch ist es uralte Sitte, den Altar in der Kirche nach Osten, dem Aufgangspunkt des geistigen Lichts, zu stellen. In abgeleiteter Bedeutung heißt Kirche auch der Gottesdienst selbst, der in der Kirche gehalten wird, z. B. die Frühkirche.

Die zweite Bedeutung, nach welcher Kirche statt religiöse Gemeinde gebraucht wird, stammt von dem griech. ἐκκλησία her, welches eigentlich die auf den öffentlichen Versammlungsplatz berufene Menge, die Volksversammlung bezeichnet, dann aber auch im Neuen Testament und im kirchlichen Sprachgebrauche (ecclesia) von den christlichen Gemeinden eines Orts, einer Provinz, auch im Allgemeinen von der ganzen Menge Derer, die an Christum glauben, gesagt wird, ohne daß man sie gerade immer versammelt denkt. In dem Begriffe der ἐκκλησία, d. i. der Kirche oder Gemeinde, liegen zwei Merkmale, zuerst das einer unbestimmten Menge und dann das der Verbindung der Menge zu einer Einheit, oder zu einem religiösen Ganzen. Der innerliche Vereinigungspunkt der christlichen Kirche ist der gemeinschaftliche Glaube, der äußerliche die gemeinschaftliche Verpflichtung. Der Glaube, der die Apostel und die ersten Christen aus dem Judenthume zu einer Einheit verband, war der, daß Jesus von Nazareth der Christus oder der von Gott verheißene Messias und Heiland sei. Für Diejenigen aber, welche aus dem Reiche der Abgötterei zum Christenthume traten, kam noch der Lehrsatz von der Einheit des wahren Gottes hinzu; die Verpflichtung aber war für Beide gleich und geschah durch den Ritus der Taufe, bei welchem man gelobte, sich fortan vom Geiste Gottes regieren zu lassen. Der vollständige Einheitspunkt der ersten Kirche, die Christus und die Apostel stifteten, war der Glaube an Vater, Sohn und Geist, und die Taufe darauf. Daß Jesus eine Kirche, d. i. eine bleibende äußerliche Gemeinde seiner Gläubigen, oder wie er sich auch in jüd. Sprachweise ausdrückte, ein Reich Gottes stiften wollte, ist gewiß, und für diesen Zweck wählte er die zwölf Apostel, sendete sie aus und ordnete die Taufe an. Die Kirche war E i n e, weil sie Einen Gott, Einen Christus, Eine Taufe und Eine Pflicht und Hoffnung für Alle hatte; sie war a p o s t o l i s c h, weil es die Apostel waren, welche die Gemeinden sammelten; a l l g e m e i n, weil sie alle Gläubige umfaßte, und h e i l i g, weil Jeder bei der Taufe den Geist empfing und versprach, sich fortan vom Geiste Gottes regieren zu lassen. Diesen i d e a l e n Zweck der Kirche sprachen Christus und die Apostel nachdrücklich aus. In der erfahrungsmäßigen Kirche fehlt es aber immer nicht an Gemeindegliedern, an denen dieser Zweck nicht zur Erfüllung kommt, die aber darum doch äußerlich zu der Kirche gehören und in ihr auf Besserung zu dulden sind, wie auch Christus selbst den Verräther Judas unter den Jüngern duldete. Dennoch aber muß die christliche Kirche den ihr gesetzten idealen Zweck, eine Gemeinde der Geheiligten (communio sanctorum) zu werden, und ihre Glieder zu Gottes Kindern, oder wie es

im Neuen Testament bildlich heißt, zu Gottes Tempeln zu machen, unverrückt im Auge behalten und ihn eifrigst zu erreichen streben, nicht durch Strafen oder Zwang, denn diese geben weder Glauben noch Liebe zum Guten, sondern durch Erleuchtung und Besserung aller ihrer Mitglieder. Die Protestanten nannten die Christen, an denen der ideale Zweck der Kirche erreicht wird, die unsichtbare Kirche. Da jedoch die frommen und gebesserten Christen als solche keine Gesellschaft bilden, so kann ihnen, wie man katholischerseits mit Recht erinnerte, das Prädicat einer Kirche, d. i. einer religiösen Gesellschaft, im eigentlichen Sinne nicht zukommen. Wenn sich aber die sichtbare Kirche im Laufe der Zeiten von diesem Ziel verirren sollte, so hat die kirchliche Gesellschaft das Recht und die Pflicht, sich selbst zu reformiren (Reformationsrecht), oder auch, wenn ein Theil der Kirche die Reformation verweigern sollte, sich als besondere reformirte Gemeinschaft zu constituiren. Dieser Fall trat in der christlichen Kirche ein, nachdem die Kirche sich im Laufe der Jahrhunderte so gestaltet hatte, daß zu Ende des 14. und zu Anfange des 15. Jahrh. das Bedürfniß einer „Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern" allgemein gefühlt und ausgesprochen, und die Reformation auch auf den Kirchenversammlungen zu Pisa, Kostnitz und Basel, wiewol vergebens, versucht wurde, bis sie endlich im J. 1517 durch Luther in Deutschland und durch Zwingli in der Schweiz entstand. Nachdem schon früher die Kirche sich im J. 1053 in die griech. und lat. Kirche getheilt hatte, so zerfiel nun durch die Reformation die lat. Kirche wieder in die römische und in die protestantische Kirche, welche Lutheraner und Reformirte umfaßte, die in Deutschland seit dem J. 1817 an vielen Orten sich unter dem Namen evangelische Kirche vereinigt haben. (S. Union.) Keine der drei Kirchen kann behaupten, ihr allein komme der Titel Kirche zu, und alle andere Kirchen seien nur Sekten. Doch hat sich der Sprachgebrauch so gestellt, daß man Kirche immer nur von der religiösen Gemeinschaft ganzer Länder und Völker braucht, während diejenigen religiösen Vereine, welche keine Länder und Völker umfassen, Sekten oder Parteien heißen, wie z. B. die Herrnhuter, Socinianer, Arminianer, Baptisten, Quäker, Methodisten u. s. w. Die Entstehung mehrer Kirchenformen war bei der Verbreitung des Christenthums über so verschiedene Länder und Reiche unvermeidlich. Alle Kirchenformen aber werden zu Einem Ganzen, Einer Kirche, durch den vorhin angegebenen allgemeinen Einheitspunkt, welcher die Grundlage der Kirche ist, nämlich durch den Glauben an Gott und an Christus und durch das Leben im heiligen Geiste. Keine Kirchenform kann daher darauf Anspruch machen, daß sie die alleinseligmachende sei; denn das Seligmachende liegt in jenem Allgemeinen, das die Grundlage der ganzen Kirche bildet. Die beste Kirchenform wird Die sein, welche jene Grundlage am meisten hervorhebt, am lautersten festhält, und das Leben im heiligen Geiste oder die Aufbildung der Christen zum Ebenbilde Gottes am kräftigsten fördert. Die Specialkirchen haben außer dem allgemeinen Einheitspunkt der Christenheit immer noch besondere Einheitspunkte, um welche sie sich gesammelt haben. So hat die griech. Kirche das Princip der Tradition und der aristokratischen Hierarchie; die röm. die Tradition und den Papst; die protestantische das Wort Gottes in der heiligen Schrift. Die Glaubensbekenntnisse der Specialkirchen sind der durch Streitigkeiten und Trennungen hervorgerufene Ausdruck der Trennung von andern Kirchen. Jemehr sie ins Specielle eingehen und über den einfachen Glauben an Gott, Christus und den heiligen Geist hinausgehen, desto mehr dienen sie der Trennung, desto mehr beschränken sie die Bewegung des christlichen Geistes, desto verwerflicher sind sie. Da sie jederzeit nur in der Voraussetzung ihrer Wahrheit ausgestellt werden, so dürfen sie der Prüfung ebenso wenig entzogen werden, als der Verbesserung.

Was endlich das Verhältniß der christlichen Gemeinschaft zum Staate betrifft, so haben Jesus und die Apostel nichts darüber bestimmt. Jesus selbst war seiner Obrigkeit unterthan, und die Apostel erklärten das obrigkeitliche Amt, den Staat, für Gottes Ordnung, der man gehorchen müsse. Da aber das röm. Weltreich, in welchem das Christenthum entstand, bereits eine öffentliche oder Staatsreligion hatte, den Götzendienst, so mußte die christliche Kirche, als eine streng monotheistische, mit vielen Lehrsätzen, Ordnungen und Gebräuchen der röm. Staatsreligion in unauflöslichen Widerstreit gerathen, der nur dadurch sich erledigte, daß das Christenthum zu Ende des 4. Jahrh. die Staatsreligion wurde. Nun hätte der Streit zwischen Kirche und Staat eigentlich aufhören sollen; da aber die christli-

chen Priester ihren Stand zur fortgehenden göttlichen Offenbarung machten und nicht blos für die von Christus und den Aposteln herstammenden Wahrheiten und Ordnungen Glauben und Gehorsam foderten, sondern auch alle von ihnen ausgehende Lehrsätze und Ordnungen als göttliche angesehen wissen wollten, und dafür unbedingten Gehorsam bei Laien und Obrigkeiten foderten, so mußte die Kirche mit dem Staate aufs neue in Streit gerathen, der auch da, wo das Princip der Hierarchie herrscht, nicht aufhören kann und daher in der röm. Kirche unveränderlich fortdauert. Die protestantische Kirche hob das hierarchische Princip auf und erkannte die Idee des Staats und des Rechts ebenfalls als göttlich und heilig. Der christliche protestantische Staat ist daher blos verbunden, das im Neuen Testamente als göttliche Lehre und Ordnung Ausgesprochene und Angeordnete festzuhalten und zu verehren. Da die Protestanten keine Hierarchie haben, so ist bei ihnen der Regent des Staats auch der Regent der Kirche, als einer öffentlichen Gemeinschaft. Zu der wissenschaftlichen Begründung und Ableitung dieses Rechts der Regenten haben die Protestanten eine dreifache Theorie aufgestellt, nämlich das Episcopalsystem (s. d.), das Territorialsystem (s. d.) und das Collegialsystem (s. d.), deren Darstellung und Beurtheilung in das Staats- und Kirchenrecht gehört. Hier sei nur so viel bemerkt, daß man eine dreifache Stellung des Protestantismus gegen den Staat wohl unterscheiden muß, nämlich zuerst den Fall, daß der ganze Staat nebst dem Regenten protestantisch ist, wo Staat und Kirche zusammenfallen, wie in Schweden, Dänemark, dem Königreiche Preußen; zweitens den Fall, daß eine ganz protestantische Provinz durch Vertrag und unter Beibehaltung ihrer kirchlichen Verhältnisse zu einem katholischen Lande kommt, wie z. B. Ansbach und Baireuth an Baiern, Finnland an Rußland kamen; und drittens den Fall, daß die Protestanten nur als einzelne Gemeinden, also als Sekte im Staate existiren, wie in Östreich. Auch darf man hierbei nicht vergessen, daß die Kirche durchaus kein Zwangsrecht über ihre Mitglieder hat, daß sie also keine bürgerliche Gewalt in Anspruch nehmen kann, sondern daß ihre höchste Strafe blos negativer Art ist, nämlich die Ausschließung aus der Kirche. Mehr kann daher auch der Regent in der Qualität des Kirchenregenten nicht Recht haben über die Glieder der Kirche. (S. Kirchengewalt und Hierarchie.)

Kirchenagende heißt das Buch, in welchem die oberste Kirchenbehörde die Form des Gottesdienstes und der von den Geistlichen zu verrichtenden Amtshandlungen (agendorum) vorgeschrieben hat. Manche Agenden enthalten blos die Formularien für die Amtshandlungen, z. B. die Taufe, Trauung, Confirmation, Begräbniß, Abendmahl, Ordination u. s. w., andere enthalten auch zugleich die Form des ganzen öffentlichen Gottesdienstes, die biblischen Predigttexte und die öffentlichen Gebete. Bei den Protestanten hat man in neuerer Zeit darüber gestritten, ob der Zwang, die vorgeschriebenen liturgischen Formulare zu gebrauchen, beizubehalten, oder nicht vielmehr den Geistlichen völlige Freiheit zu gestatten sei, die Form der Handlung nach eigenem Ermessen und nach dem jedesmaligen Bedürfniß zu bestimmen. Das Wahre liegt in der Mitte. Bei den liturgischen Formularien hat man zu unterscheiden den Eingang oder die Einleitung der Handlung, und den liturgischen Act selbst. Jene, die Einleitung, nach seinem Ermessen zu gestalten, kann man dem Geistlichen gestatten; der Act selbst aber sollte stets genau nach der vorgeschriebenen kirchlichen Form geschehen, die dadurch, daß sie alterthümlich, durch langen Gebrauch feststehend, allen Kirchengliedern wohl bekannt ist und über Alle auf gleiche Weise ergeht, der Handlung den Charakter der kirchlichen Objectivität gibt, während dieselbe, wenn sie der Geistliche nach seinem Ermessen formulirt, zu sehr als eine subjective Handlung erscheint, wodurch sie an Würde und Bedeutung verliert. Seit der Mitte des 18. Jahrh. sind bei den Protestanten verbesserte Agenden eingeführt worden. Das meiste Aufsehen und den meisten Widerspruch erregte die seit 1821 nach und nach in Preußen eingeführte Berliner Domagende, welche auch wirklich sehr mangelhaft war und daher vielfach abgeändert werden mußte, bis sie im J. 1829 unter dem Titel „Agende für die evangelische Kirche in den königlich preuß. Staaten" in verbesserter Redaction erschien. Sie sollte der Union der Protestanten und Reformirten dienen, hat aber den Unwillen und Widerstand der strengen Lutheraner geweckt und dadurch noch jetzt fortdauernde Zerwürfnisse erzeugt.

Kirchenbann oder Excommunication war bei den Juden zu Jesu Zeit in dop-

pelter Form üblich. Der kleine Bann bestand in der Ausschließung aus der Gemeinschaft der Synagoge auf kurze Zeit, der große Bann in der Ausschließung für immer, unter Verwünschungen. Durch letztere verlor der Gebannte zugleich die kirchlichen und bürgerlichen Rechte eines Juden. Auch bei den Christen wurde die Excommunication üblich, indem man Solche, welche durch schändliche Handlungen ein öffentliches Ärgerniß gaben, entweder von der Theilnahme am Gottesdienste und besonders am Abendmahle ausschloß, oder sie auch ganz aus der Kirchengemeinschaft ausstieß, was aber für die politischen Rechte der Excommunicirten keine Folgen hatte. Anfangs übten die Gemeinden selbst das Bannrecht aus, später kam es in die Hände der Bischöfe. Nur erst nachdem die Kaiser Christen geworden waren, wurden dem großen Bann auch bürgerliche Nachtheile beigelegt. Doch konnte immer nur der Bischof in seinem Sprengel das Bannrecht üben, nicht in einem andern. Endlich aber legten die Päpste sich das Recht bei, in allen Ländern zu excommuniciren, und der Gebannte wurde nicht nur aus der ganzen Kirche ausgeschlossen, sondern auch aller bürgerlichen Rechte in allen christlichen Staaten verlustig. Innocenz III. setzte 1215 auf einem Concilium im Lateran fest, der Gebannte solle aller Bürgerrechte beraubt, ehrlos und aller seiner Güter verlustig sein, Alle aber, die ihn schützen würden, sollten in gleiche Strafe verfallen. Traf der Bann das Staatsoberhaupt, so wurde dieses dadurch für abgesetzt erklärt. Die furchtbare Waffe des Bannes machten aber die Päpste selbst dadurch allmälig unwirksam, daß sie den Bann aus sehr nichtigen Gründen, oft blos um der politischen Vortheile ihres Stuhls willen, oft auch aus bloser Rachgier aussprachen. Da jede Gesellschaft das Recht haben muß, unwürdige oder widerspenstige Glieder von sich auszuschließen, so behielten auch die Protestanten den kleinen Bann, als Ausschließung vom Abendmahl, und den großen Bann bei, sahen sich aber bald genöthigt, den Pfarrern das Recht des Bannes abzunehmen und es nur den Consistorien zu gestatten. Doch ist der große Bann von protestantischen Behörden wol nur sehr selten ausgesprochen worden, dagegen blieb es bei ihnen lange Gewohnheit, Die, welche ein fleischliches Vergehen begangen hatten, vom Abendmahl auszuschließen und sie nur erst nach geleisteter Kirchenbuße wieder zum Abendmahl zuzulassen. Indeß ist auch diese Kirchenbuße im 18. Jahrh. mit Recht in den meisten deutsch-protestantischen Ländern aufgehoben worden.

Kirchenbücher heißen diejenigen Bücher, in welche die Geistlichen die von ihnen verrichteten Amtshandlungen, namentlich Taufen, Aufgebote, Trauungen, Begräbnisse und Beichten, einzutragen verpflichtet sind. Schon in den ältesten Zeiten der Kirche pflegte man Verzeichnisse der Getauften und ihrer Pathen, und Verzeichnisse der Verstorbenen zu führen, die diptycha ecclesiastica, tabulae sacrae, auch matriculae ecclesiae, die den Zweck hatten, den Personalbestand der Gemeinde anzugeben und zu vergewissern. Die Verzeichnisse der Getrauten wurden erst später, nachdem die Trauung als nothwendig zur bürgerlichen Anerkennung der Ehe ausgesprochen worden war, eingeführt. So wurden auch die Confirmanden- und Beichtregister erst später üblich. In neuern Zeiten ist die Einrichtung der Kirchenbücher von den Kirchenobern genauer vorgeschrieben, und die Verpflichtung der Geistlichen zu ihrer gewissenhaften Führung sehr geschärft worden, weil die aus den Kirchenbüchern ausgestellten amtlichen Zeugnisse der Pfarrer für das bürgerliche Leben und dessen Verhältnisse von großer Wichtigkeit sind. Auf Fälschung der Kirchenbücher steht Amtsentsetzung. An manchen Orten verpflichtet man auch gegenwärtig die Pfarrer förmlich zur Führung der Kirchenbücher, weil wegen Mangel einer förmlichen Verpflichtung die Juristen den sub fide pastorali ausgestellten Zeugnissen der Pfarrer nur semiplenam fidem zugestehen wollten. Die neue franz. Gesetzgebung hat die Führung der Verzeichnisse der Geborenen, Verheiratheten und Gestorbenen in die Hände der weltlichen Obrigkeit gegeben.

Kirchenbuße nannte man die Demüthigungen und Strafen, welchen die Gefallenen und aus der kirchlichen Gemeinschaft Ausgeschlossenen sich unterwerfen mußten, um von der Kirche losgesprochen oder absolvirt, und wieder in die kirchliche Gemeinschaft aufgenommen zu werden. Als Gefallene (lapsi) wurden angesehen und bestraft Diejenigen, welche bei Verfolgungen den Glauben verleugnet hatten oder nicht standhaft gewesen waren, ingleichen Alle, welche durch eine schändliche Handlung, wie z. B. Unzucht, Ehebruch, Meineid, Diebstahl u. s. w., ein öffentliches Ärgerniß gegeben hatten. In der alten Kirche

standen die mit dem Bann Belegten in Trauerkleidern an den Eingängen der Kirche und baten die Ein- und Ausgehenden um Verzeihung. Bei der Absolution foderte man von ihnen Dreierlei: 1) Reue und deren Bezeigung (contritionem cordis), 2) ein öffentliches Bekenntniß ihres Vergehens vor der Gemeinde (confessionem oris), woraus die Beichte entstand, und 3) Bußwerke zur Genugthuung der beleidigten Kirche (satisfactionem operis), welche die Bischöfe bestimmten, und die in Almosen, Wallfahrten, Geschenken an Kirchen, Fasten, Psalmbeten und andern Leistungen bestanden. Die Ablösung dieser Strafen mit Geld führte das Ablaßwesen herbei. (S. Ablaß.) Die Protestanten behielten bei der Kirchenbuße (s. Kirchenbann) nur die Reue und das öffentliche Sündenbekenntniß bei, verwarfen aber alle genugthuenden Werke als bei der Genugthuung Christi überflüssige und die Besserung hindernde Werke. In neuerer Zeit ist bei den Protestanten die öffentliche Kirchenbuße in den meisten Ländern abgeschafft worden.

Kirchenfrevel, Kirchenentweihung oder Kirchenschändung (Sacrilegium in der weitesten Bedeutung) nennt man jede absichtliche, auf Beschimpfung und Entwürdigung ausgehende Behandlung eines Gotteshauses und dessen heiliger Geräthe, oder die auf gleiche Weise und in gleicher Absicht vorgenommene Störung des fungirenden Geistlichen und der kirchlichen Handlungen.

Kirchengesang ist eines der wirksamsten Mittel der Erbauung, da sich in ihm Dichtkunst und Musik vereinigen, das menschliche Herz auf religiöse Weise zu rühren. Er war schon in der frühesten Kirche gebräuchlich, welche sich anfangs der Psalmen, bald aber auch anderer religiöser Gesänge bediente. (S. Hymne und Kirchenmusik.) Im Mittelalter verlor der Kirchengesang dadurch, daß er durchaus lateinisch, mithin den Laien unverständlich war. Luther erwarb sich ein entschiedenes Verdienst durch die Einführung des deutschen Kirchengesanges, welcher nirgend mehr als in der deutsch-protestantischen Kirche vervollkommnet worden ist. (S. auch Gesangbücher und Kirchenlied.) Vgl. Rambach, „Über Luther's Verdienst um den deutschen Kirchengesang" (Hamb. 1813), und Häuser, „Geschichte des christlichen Kirchengesangs" (Quedlinb. 1834). Der Kirchengesang der Gemeinden ist in der Regel einstimmig und von der Orgel begleitet. In einigen reformirten Schweizergegenden aber wurde schon früher mehrstimmig gesungen, weil man auch nicht einmal die Orgel zulassen will. In neuern Zeiten hat man zuerst in Würtemberg durch die vom Musikdirector Konr. Kocher zu Stuttgart gestifteten Liederkränze, und dann durch die an vielen andern Orten entstandenen Singvereine und Liedertafeln, darauf hingewirkt, den vierstimmigen Gesang in den Kirchen allgemeiner zu machen.

Kirchengeschichte heißt die glaubwürdige, gründliche und unparteiische Darstellung der Entstehung, Fortbildung und der Schicksale der christlichen Religion und Kirche. Die hervorspringendsten und Epoche machenden Ereignisse derselben sind zuerst der im 4. Jahrh. erfolgte Übertritt der röm. Kaiser zum Christenthume, wodurch dieses die Hofreligion und bald auch die herrschende Staatsreligion des röm. Weltreichs, Rom aber, wenigstens für die damalige Zeit, der Mittelpunkt der christlichen Kirche wurde, was für die Folgezeit von bleibendem Einflusse war; zweitens die im J. 1053 erfolgte förmliche Trennung der allgemeinen Kirche in die griech.-morgenländische und in die lat.-abendländische, womit die Entstehung des röm. Papstthums und der röm.-katholischen Kirche verbunden war; und drittens die Reformation im 16. Jahrh., welche der protestantischen Kirche ihre Entstehung gab und ein neues Zeitalter für das Christenthum begründete. Als Wissenschaft ist die Kirchengeschichte besonders von den Protestanten bearbeitet worden, indem sie derselben bedurften, um die in der Kirche vorgenommenen Veränderungen historisch zu rechtfertigen. In der röm. Kirche fehlte es wegen der Macht der Hierarchie immer an der zu unparteiischer Geschichtschreibung nöthigen Freiheit. Von den größern Werken der Protestanten zeichnen sich besonders aus die „Christliche Kirchengeschichte" von Schröckh, fortgesetzt von Tzschirner (4 Bde., Lpz. 1768—1812), die „Allgemeine Geschichte der christlichen Kirche" von Henke (6 Bde., 2 Aufl., Braunschw. 1795—1806), fortgesetzt von Vater (3 Bde., 1818—20), das „Lehrbuch der Kirchengeschichte" von Gieseler (Bd. 1—3, Bonn 1824—40), und die „Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche" von Aug. Neander (Bd. 1—4, Hamb. 1825—36). Von den compendiarischen

Darstellungen sind besonders zu empfehlen: „Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche" von Spittler (5. Aufl. von Planck, Gött. 1813), und „Kirchengeschichte" von Karl Hase (5. Aufl., Lpz. 1844). Jedem gebildeten Christen ist dringend zu empfehlen, sich mit der Geschichte der Kirche, wenigstens im Allgemeinen, bekannt zu machen. Das Hauptwerk zum Verständnisse der kirchlichen Handlungen, Gebräuche und Erscheinungen ist Augusti's „Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie" (12 Bde., Leipz. 1817—1831). Katholischerseits wurde die Kirchengeschichte bearbeitet von Fr. Leop. Graf zu Stolberg, Katerkamp, Locherer, Ritter und Döllinger.

Kirchengesetze, s. Kirchenrecht.

Kirchengewalt (potestas ecclesiastica) bezeichnet den Inbegriff der Rechte und Befugnisse einer religiösen Gesellschaft, sich selbst zu constituiren und die für ihren Zweck nöthigen Einrichtungen und Ordnungen zu machen und zu vollziehen. Es liegt darin das Recht, ein Kirchenbekenntniß aufzustellen, die kirchlichen Diener zu wählen, anzustellen und zu instruiren, die Verwaltung der religiösen Gebräuche zu ordnen, die Kirchendisciplin zu üben und Bekenntniß, Cultus, Verwaltung, Disciplin zu verbessern, oder das Recht, sich selbst zu reformiren. Man unterscheidet mit Recht zwischen der gesetzgebenden und der vollziehenden Kirchengewalt, und der ganze durch Gesetz oder Herkommen gebildete innere Organismus der Kirchengesellschaft zur Übung der gesetzgebenden und vollziehenden Kirchengewalt heißt die Kirchenverfassung. Was die gesetzgebende Gewalt betrifft, so war sie in der ersten Kirche bei den Aposteln und dann bei den christlichen Bischöfen und Ältesten, welche sich deshalb zu Synoden vereinigten. Nachdem die röm. Kaiser Christen geworden waren, traten diese an die Spitze der Kirche und übten die gesetzgebende Gewalt bald in Verbindung mit den Synoden der Bischöfe, bald auch allein, was jedoch als Misbrauch angesehen wurde. So blieb es auch im griech.-röm. Reiche, und in Rußland übt der Kaiser noch gegenwärtig die gesetzgebende Macht in Verbindung mit einem in Petersburg seinen Sitz habenden Collegium, die heilige Synode genannt. In den Ländern des lat.-röm. Kaiserthums nahmen die Bischöfe von Rom die gesetzgebende Gewalt der Kirche ausschließend in Anspruch, aber nicht ohne fortgehenden Widerspruch der Regenten und der Kirche selbst. (S. Hierarchie.) Bei den Protestanten ist die gesetzgebende Gewalt bei dem protestantischen Staatsoberhaupt, mit Zuziehung der Consistorien oder auch der Synoden. Was die vollziehende Gewalt oder das Kirchenregiment (regimen ecclesiasticum) betrifft, so war dasselbe in der ersten Kirche in der Hand der Bischöfe und Ältesten, kam aber dann in oberster Instanz an die christlich gewordenen Kaiser. So blieb es auch in der griech. Kirche. In der lateinischen aber nahmen die röm. Bischöfe auch die vollziehende Gewalt, als ihnen ausschließend zustehend, in Anspruch, die ihnen aber auch, z. B. bei Besetzung der Bischofsstühle, von den weltlichen Regenten in manchen Stücken nicht zugestanden worden ist. In der röm.-katholischen Kirche kam daher nach dem Curialsystem die ganze Kirchengewalt in die Hände des Papstes, der sie in Verbindung mit dem Cardinalscollegium oder auch mit den von ihm berufenen Synoden der unter ihm stehenden Bischöfe, Doctoren und Priester übte. Man lehrte, daß dem Papste und dem Klerus beide Gewalten jure divino oder aus göttlicher Anordnung zukommen, und man unterschied dabei potestatem ordinis, d. h. die Gewalt zu lehren, Glaubensstreitigkeiten zu entscheiden und die Sacramente und andere Kirchengebräuche wirksam zu verrichten, wozu der Priester durch die übernatürlichen Gaben der Ordination befähigt werde, und potestatem jurisdictionis, d. h. die Gewalt, die äußerliche Ordnung der Kirche zu bestimmen, die Lehrer anzustellen und zu strafen, das Kirchengut zu verwalten und die Kirchendisciplin zu üben. Die Protestanten betrachteten zwar das Lehramt (ministerium verbi divini), also nur einen Theil der potestas ordinis, als auf göttlicher Anordnung beruhend, leiteten aber die Befugniß der einzelnen Lehrer zum Lehramte nicht von der übernatürlichen Kraft der Ordination, sondern, sowie auch das Recht, die Sacramente zu verwalten, von dem Beruf und Auftrag der Gemeinde ab; die potestas jurisdictionis aber schrieben sie den Dienern der Kirche blos jure humano zu, durch Verwilligung des Staats oder der Gemeinde. Die Protestanten legen also die gesetzgebende und vollziehende Gewalt in letzter Instanz ganz dem protestantischen Staatsoberhaupte bei, welches sie theils un-

mittelbar, theils durch die Consistorien, Superintendenten, Beamte und Pfarrer übt, an vielen Orten auch zu gewissen Zeiten zusammentretende Synoden, als Repräsentanten der Kirche, zu hören hat. Was die Kirchenverfassung betrifft, so ist diejenige Organisation der Kirchengewalt die beste, welche am meisten geeignet ist, den Zweck des kirchlichen Zusammentritts zu einer Gesellschaft zu fördern, also die Erkenntniß der göttlichen Wahrheit möglichst zu verbreiten und die Glieder der Kirche zu einem Leben nach Gottes Ebenbilde und Christi Vorbilde kräftig zu erwecken. Das so verschieden beurtheilte Verhältniß der Kirche zum Staate, das durch die röm. Hierarchie so streitig geworden ist, muß nach der Grundlage des Gesellschaftsrechts beurtheilt werden. So lange die Christen im röm. Reiche nur eine kleine Partei waren, so hatte der Staat kein anderes Recht über sie, als das der Oberaufsicht, wie er dieses Recht über alle Gesellschaften hat. Nachdem aber das Christenthum die Reichsreligion geworden, so waren Staat und Kirche nicht mehr nach dem Umfange verschieden und der Staat hatte nun die Grundlagen des kirchlichen Vereins der Christen in sich aufgenommen. Jetzt mußte die Kirchengewalt, wenigstens in höchster Instanz, an die Regierung des Staats kommen, indem der Staat auch zugleich die Kirche war und das Göttliche der Religion als Regulativ auch für sich in sich aufgenommen hatte. Das religiöse Gesetz band nun auf gleiche Weise die Gewissen aller Staatsglieder, weil sie alle zur Kirche gehören. Dieses einfache Verhältniß hat sich aber dadurch verwickelt, daß im Laufe der Zeit drei Kirchen entstanden sind (s. Kirche), und daß es nun geschehen ist und noch geschieht, daß eine Provinz, wo früher Kirche und Staat ganz zusammenfielen, einem Herrscher zu Theil wird, der einer andern Kirche angehört, wie z. B. das ganz protestantische Kurland, Liefland und Finnland an Rußland und das ganz katholische Irland an England kamen. Hier die Kirche der erworbenen Provinz als eine Eroberung anzusehen und willkürlich zu beherrschen, wie es England mit Irland macht, wäre tyrannisch und ungerecht; es muß vielmehr das Verhältniß der Landeskirche zu dem neuen Regenten, wenn nicht besondere Verträge darüber schon vorhanden sind, nach Recht und Billigkeit so bestimmt werden, daß die Landeskirche in ihrem Wesen gesichert bleibt, der fremdkirchliche neue Regent aber nicht nur das Oberaufsichtsrecht über die Kirche, welches ihm nie entzogen werden darf, sondern auch diejenigen Theile der vollziehenden Kirchengewalt, welche er, ohne die Gewissen seiner neuen Unterthanen zu gefährden, ausüben kann, in seiner Hand behalte. Die Hauptschrift über die Geschichte der Kirchenverfassung ist G. J. Planck's „Geschichte der Entstehung und Ausbildung der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung" (5 Bde., Hannov. 1803—9).

Kirchengut nennt man die Einkünfte und das bewegliche und unbewegliche Besitzthum, das der Kirche und ihren Dienern als solchen gehört. Nach der Natur der Sache haben die Gläubigen selbst, also die Gemeinde, die Kosten zur Erhaltung ihrer Kirchen und der ihnen dienenden Personen aufzubringen, und es bedarf eines besondern, vom Gemeindevermögen ausgesonderten Vermögens dazu eigentlich nicht. Bildet aber die Gemeinde eine besondere für das Kirchenwesen bestimmte Kasse, so gehört diese doch der Gemeinde, nicht der Geistlichkeit, und die Gemeinde hat auch das Recht, diese Kasse nach Bedürfniß der Umstände zu mehren oder zu mindern. So war es im Anfange des Christenthums und wir finden im Neuen Testamente kein Wort davon, daß damals schon ein gesondertes Kirchengut existirt hätte. Die Muttergemeinde zu Jerusalem hatte Eine Gemeindekasse für alle ihre Ausgaben. Doch schon zu der Apostelzeit war es gewöhnlich, die Ältesten und die Lehrer wegen ihrer Dienste für die Gemeinde zu entschädigen. Als sehr bald die Geschenke und Gaben an die Kirchen und ihre Diener reichlicher flossen und die Kirchendiener zahlreicher wurden, bildete sich die Gewohnheit, daß das ganze Einkommen einer Kirche von dem Bischof in drei Theile getheilt wurde, indem ein Drittheil dem Bischof, ein Drittheil den unter ihm stehenden Kirchendienern zu ihrem Unterhalt angewiesen, ein Drittheil aber zur Unterhaltung der geistlichen Gebäude und Geräthschaften und zu Almosen an die Armen verwendet wurde. Der Begriff eines vom Gemeindevermögen getrennten besondern Kirchenguts entstand aber allmälig theils durch die Erbauung und Dotirung besonderer und reich geschmückter Kirchen, theils durch die Vorstellung von den Geistlichen als einem besondern Stande, im Gegensatz der Laien. Entscheidend wurde dafür besonders der Übertritt

der Kaiser zum Christenthum, indem nun nicht nur prächtige Kirchen erbaut wurden, sondern die Kaiser auch die Dotation der heidnischen Tempel den christlichen Kirchen zuwendeten. Konstantin der Große erlaubte auch den Kirchen, als moralischen Personen, Güter zu besitzen und zu erwerben und Legate anzunehmen. Hiermit, sowie durch die gänzliche Trennung des Klerus von den Laien, kam erst der Begriff eines besondern Kirchenguts zur Realität. Da der Klerus der Verwalter und Nutznießer der Kirchengüter war, so that er Alles, um das Kirchengut zu erhöhen, was ihm auch so gelang, daß man schon zu Ende des 4. Jahrh. daran denken mußte, der Vermehrung des Kirchenguts Schranken zu setzen. Alle Verfügungen aber, die zu verschiedenen Zeiten für diesen Zweck getroffen wurden, blieben ohne Erfolg. Die Legate und Schenkungen an die Kirche wuchsen ins Unermeßliche. Die Kaiser und Könige und der reiche Adel selbst dotirten besonders die Bischöfe und Erzbischöfe und ihre Capitel aufs Reichlichste, namentlich durch Ländereien, und ganz besonders beeiferte sich die Frömmigkeit der Laien, Klöster zu stiften und reichlich mit Land und Einkommen zu begaben. Dazu kamen die Kreuzzüge, wo der Adel viele seiner Güter der Geistlichkeit und den Klöstern verkaufte oder ihnen dieselben pfandweise übergab oder auch gänzlich schenkte. Zur Erhebung des Einkommens der Geistlichkeit trugen aber noch zwei Vorstellungen, die man geltend machte, besonders bei. Die eine war die, daß man behauptete, es gebühre den Geistlichen nach Gottes Willen der Zehnten von dem Ertrag aller liegenden Gründe, weil der priesterliche Stamm Levi den Zehnten bei den Israeliten bekommen habe. Wirklich gelang es in vielen Ländern, namentlich in Deutschland, England und Spanien, diese Abgabe des zehnten Theils des Bodenertrags durchzusetzen. Die andere Vorstellung war die vom Fegefeuer und von der daraus erlösenden Kraft der Seelenmessen, wodurch es allmälig gewöhnlich wurde, daß für alle Verstorbenen Seelenmessen, die man bezahlen mußte, gelesen wurden, daß die Reichen in ihren Testamenten gewisse, oft große Summen zu Seelenmessen für ihre Seelen aussetzten, daß die Erben eines Verstorbenen in den Verdacht des Unglaubens, der Ketzerei oder doch des Undanks und der Lieblosigkeit kamen, wenn sie nicht einen Theil der Erbschaft (in Spanien und Portugal den dritten oder vierten Theil) zu Seelenmessen für den Verstorbenen verwendeten, ja daß nicht wenige Ängstliche und Fromme „ihre Seelen zu Erben einsetzten", d. h. ihr ganzes Vermögen der Priesterschaft für Seelenmessen vermachten. So kam nicht nur ein unermeßliches baares Vermögen, sondern auch ein großer Theil des nutzbaren Landes in die Hände des Klerus, der noch überdies von dem nutzbaren Lande der Laien den Zehnten bezog. Was aber die Nachtheile dieses Zustandes unendlich vergrößerte, war das Papstthum, das vom 11. Jahrh. an den Lehrsatz aufstellte und durchsetzte, daß alles Kirchengut des Papstes, als des Oberhauptes der Kirche, Eigenthum sei, daß dasselbe daher in allen christlichen Ländern unter dem röm. Stuhle stehe und von allen Abgaben an den Staat gänzlich frei sei. Wollten die Könige in dringenden Umständen von dem unermeßlichen Kirchengute ihres Landes eine Beisteuer zu einem Kriege haben, so mußten sie dazu um die Bewilligung des Papstes demüthig bitten. In Deutschland besaß der Klerus vor der Reformation fast ein Viertheil des Landes, in Spanien ein Sechstheil. Der Begriff Kirchengut hatte sich hierdurch ganz geändert. Es war nicht mehr das Gut der Gemeinde (der Laien) für kirchliche Zwecke bestimmt, sondern das Eigenthum des Klerus und des Papstes, blos zu deren Nutzen bestimmt, von dem Gute der Gemeinden ganz gesondert und von aller Jurisdiction der Laien ausgenommen. Dieser verkehrte Zustand, welcher dem Staatskörper die nöthigen Lebenskräfte entzog, konnte nur in der Barbarei und Unordnung des Mittelalters entstehen, konnte aber, nachdem das Mittelalter durch die Goldene Bulle, die Erfindung der Buchdruckerkunst und die Entdeckung von Amerika seine Endschaft erreicht hatte, nicht fortdauern. Die Reformation führte zur Säcularisation aller Güter des Klerus, und obgleich sie in Deutschland noch die Erzbischöfe von Mainz, Trier, Köln und Salzburg, die Bischöfe von Regensburg, Freisingen, Augsburg, Freiburg, Bamberg, Würzburg, Münster u. s. w. und eine Menge Äbte als Reichsstände und Landesherren übrig ließ, so führte doch der Revolutionskrieg und die Auflösung des Deutschen Reichs zur Säcularisation aller geistlichen Reichsländer. Die Nothwendigkeit aber, das geistliche Gut den Händen der Gemeinden, d. i. dem Staate zurückzugeben, empfanden auch die Länder, welche von der Reformation

gar nichts angenommen hatten, wie Frankreich, wo am 2. Nov. 1789 alle geistliche Güter, deren jährliches Einkommen man auf 130 Mill. Francs anschlug, für Nationalgüter erklärt, Portugal, das durch Decret vom 28. Mai 1834 alle Klöster aufhob und ihr Vermögen für Staatsgut erklärte, und Spanien, wo durch Decret vom 9. Mai 1837 die Klöster aufgehoben, bald darauf die Zehnten abgeschafft und alle geistliche Güter für Staatsgut erklärt wurden, das aber 1845 die noch unverkauften geistlichen Güter zurückerstattete.

Was die Frage über die rechtsgültige Zulässigkeit solcher Säcularisationen betrifft, so ist sie hier, wo es sich um die wichtigsten Interessen des Staats, ja um sein Bestehen und die Erhaltung des Vermögens und des Credits der Nation handelt, nur von untergeordneter Bedeutung. Es gilt vielmehr hier die Regel: salus publica suprema lex, d. h. man darf einen Theil opfern, wenn dadurch das Ganze zu retten ist. Das Kirchengut gehört auch zum Nationalvermögen, das theils in Staatsgut, theils in Kirchengut, theils in Privatgut besteht. Hat das Kirchengut angefangen, das Staatsgut und Privatgut zu verschlingen, so muß die Staatsregierung das Gleichgewicht wiederherstellen, wenn anders der Staat bestehen soll. Die Nation in ihrer Qualität als Kirche hat zwar die Verbindlichkeit, die Diener der Kirche und die Kirchengebäude aus ihren Mitteln zu erhalten, aber sie ist nicht verbunden, ein größeres Dienerpersonal, als nöthig ist, z. B. eine Masse von Domherren, Vicarien und dergl., zu unterhalten, oder mehr Gebäude, als für den Gottesdienst erfoderlich sind, herzustellen und zu erhalten. Ist dieses aber doch geschehen, so bleibt der Staatsregierung stets das Recht, das Überflüssige aufzuheben. Wenn ferner die Kirchendiener aus dem Kirchenvermögen besoldet werden, so kann es ihnen nicht erlaubt sein, für einzelne geistliche Handlungen wieder besondere Bezahlung zu fodern, sondern sie müssen die geistlichen Gaben umsonst spenden. Wollen einzelne Kirchenglieder, seien es Priester oder Laien, sich einem ascetischen Leben widmen, oder wollen sie für diesen Zweck zu Gesellschaften zusammentreten, so müssen sie dieses auf ihre Kosten thun; der Staat hat keine Verbindlichkeit, solche blos für den Erwerb geistlicher Segnungen gestiftete Vereine als moralische, des Besitzes fähige Personen zu betrachten oder die Dotation derselben zu gestatten, da solche ascetische Vereine für den Zweck der Kirche, welche mehre Jahrhunderte ohne sie bestand, nicht nöthig sind. Der Staat hat daher jederzeit das Recht, Klöster aufzuheben. Da das Kirchenvermögen zum Nationalvermögen gehört, so hat in dem Falle, daß die Nationalkirche durch Entstehung einer Kirchenreformation getheilt wird, der austretende und eine neue Kirche bildende Theil der Nation unstreitig das Recht, auch einen verhältnißmäßigen Theil des Kirchenvermögens für sich zu fodern, und die alte Kirche kann das Kirchengut nicht allein haben wollen, da dasselbe, als Nationalgut, nicht Eigenthum des kirchlichen Vereins, sondern der ganzen Nation ist. Was die religiösen Stiftungen betrifft, die bei einer Reformation der Kirche als irrthümliche, misbräuchliche oder doch überflüssige aufgehoben werden, so ist das Stiftungscapital, wenn die Familie der Stifter noch vorhanden, dieser zu restituiren, oder, wenn diese nicht zu ermitteln, für die Bedürfnisse des neuen Kirchenwesens (z. B. die Klöster zur Dotation der Schulen) zu verwenden, oder endlich, wenn dafür gesorgt sein sollte, zum Nationalvermögen zurückzunehmen.

Kirchenjahr heißt der jährliche Cyklus der kirchlichen Feste und Sonntage. Über den Anfangspunkt dieses Cyklus hat es in der Kirche nie eine allgemeine und feste Gewohnheit gegeben, wie denn auch der Anfang des natürlichen oder bürgerlichen Jahrs erst später eine feste Bestimmung bekommen hat. Als natürlicher Anfangspunkt des kirchlichen Festcyklus stellte sich wol die Geburt Christi dar, die aber auch früher nicht auf einerlei Tag gesetzt und erst im 4. Jahrh. in der lat. Kirche am 25. Dec. gefeiert wurde. Die griech. Kirche beginnt das Kirchenjahr mit dem 6. Jan. oder dem Feste der Erscheinung Christi. In der abendländ. Kirche fing man meist das Kirchenjahr mit dem Geburtsfeste Christi am 25. Dec. an und diese Gewohnheit hat sich in Deutschland lange erhalten. In England glaubte man den Cyklus mit Mariä Verkündigung oder der Empfängniß Christi, am 25. März, beginnen zu müssen, welche Gewohnheit noch beibehalten ist. Im christlichen Abendlande beginnt das Kirchenjahr meist mit dem ersten Adventsonntage, wol deshalb, weil mit diesem Tage die Vorfeier der Geburt Jesu begann. Es läßt sich jedoch nicht ermitteln, wann und wo diese Gewohnheit ihren Anfang genommen habe.

Kirchenlied, auch wol Geistliches Lied, nennt man ein Lied, bestimmt, zur Erbauung und Erhebung von der Gemeinde in der Kirche oder bei irgend einer andern gottesdienstlichen Feier abgesungen zu werden. Bereits im 9. Jahrh. finden sich die Spuren deutscher Kirchenlieder, die seit dem 13. Jahrh. immer häufiger werden. Doch scheinen diese Lieder, die insbesondere Maria verherrlichten, meist nur Übersetzungen aus dem Lateinischen gewesen zu sein. Auch waren sie halb deutsch, halb lateinisch, wie z. B. die Lieder des Petrus Dresdensis, des Verfassers des Liedes „In dulci jubilo etc." Durch die Reformation und Luther's Verdienst erreichte das deutsche Lied eine Stufe der Vollkommenheit, wie sie sich für damalige Zeit kaum erwarten ließ. Vgl. Hoffmann, „Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luther's Zeit" (Bresl. 1832). Unter den nachfolgenden Kirchenlieddichtern sind zu erwähnen im 16. Jahrh. Nik. Polyander in Königsberg; Nik. Decius in Stettin; Markgraf Albrecht IV. von Brandenburg, gest. 1557; Nik. Selnecker, Superintendent in Leipzig, gest. 1592; Mart. Schalling in Nürnberg, gest. 1608; und Phil. Nicolai in Hamburg, gest. 1608; im 17. Jahrh. Paul Flemming (s. d.); Joh. Hermann, Prediger zu Lissa, gest. 1647; Simon Dach (s. d.) und Heinr. Albert; Luise Henriette, Kurfürstin von Brandenburg, gest. 1667, die Gemahlin Friedrich Wilhelm des Großen; Paul Gerhard (s. d.); Mart. Geyer, Oberhofprediger in Dresden, gest. 1680; und Georg Neumark (s. d.); im 18. Jahrh. Benj. Schmolke (s. d.); Erdmann Neumeister (s. d.); Val. Ernst Löscher (s. d.), Gellert, Klopstock, Zollikofer, Chr. Fel. Weiße, J. A. Schlegel, Joh. Andr. Cramer, C. C. Sturm, C. Fr. Neander, Balth. Münter, Voß und K. Lavater; in neuern Zeiten Demme, Dietrich, Eschenburg, Funke, Gleim, J. A. Hermes, J. Ch. Lossius, Mahlmann, Meister, Niemeyer, Pfranger, Elise von der Recke, Spalding, Starke, Sonntag, W. A. Teller, Uz, Julian Veillodter und Wagner. Die eigens zu kirchlichen Zwecken zusammengestellten Kirchenlieder finden sich in den Gesangbüchern (s. d.). Vgl. Rambach, „Anthologie christlicher Gesänge aus allen Jahrhunderten der Kirche" (4 Bde., Altona 1816—22).

Kirchenmusik. Fast alle Nationen, die einen festlichen Gottesdienst hatten, gebrauchten dabei die Tonkunst. Dies mußte vornehmlich in der Jugendzeit der Völker der Fall sein, wo der Mensch die Gegenstände der Religion mehr mit dem Gefühl umfaßt, als mit der Vernunft ergreift. Daher könnte man auch die bei den gottesdienstlichen Festen der Ägypter, Hebräer, Griechen und Römer angewendete Musik, sowie die religiösen Festgesänge der Barden und Skalden, Kirchenmusik nennen; doch versteht man darunter gewöhnlich nur die religiöse Musik der Christen. Die unvollkommene Musik der Griechen und Römer gerieth mit dem Heidenthume zugleich in Verfall. Die Christen, die zu religiösem Gesange in den Gemeinden durch viele Stellen der heiligen Schrift aufgefodert waren, verpflanzten zuerst in der morgenländ. Kirche die Gesänge der Psalmen und Hymnen, an welche die Judenchristen schon gewöhnt waren, in ihre Gemeinden; auch wurde bei den Liebesmahlen gesungen und dann auch beim Abendmahle. Schon durch die Kirchenversammlung zu Laodicea im J. 364 wurden regelmäßige Gesänge eingeführt, welche besondere Cantoren und Kanonici nach Noten sangen. Die abendländischen Kirche erhielt zuerst durch Ambrosius (s. d.) einen geregelten und dem morgenländischen ähnlichen Kirchengesang, den man den Ambrosianischen nennt. Wahrscheinlich war derselbe nicht blos ein declamatorisch freier Vortrag, sondern mit bestimmter Modulation und bestimmtem Rhythmus bekleidet, nur daß beide durch die Mangelhaftigkeit der damaligen Musik noch sehr unvollkommen waren und daß letzterer blos auf lange und kurze Töne beschränkt gewesen zu sein scheint, ersterer sich auf die in Italien damals noch üblichen griech. Tonarten stützte und sehr einförmig war. Vielleicht wurden auch manchen Melodien griech. und röm. Hymnen christlich-religiöse Texte untergelegt. Genug, die Zeugnisse der Kirchenväter beweisen den Gebrauch des Gesanges in den christlichen Gemeinden der ersten Jahrhunderte, und mehre der Kirchenväter waren hohe Verehrer desselben. Was die Art des Singens in den ersten Gemeinden betrifft, so war sie bald Sologesang, bald Wechselgesang oder Antiphonie (s. d.), bald Chorgesang der ganzen Versammlung, die in einen vorgesungenen oder vorgelesenen Spruch einfiel, wovon wahrscheinlich erst später das weibliche Geschlecht ausgeschlossen wurde. Zur regelmäßigen Anordnung des Gesanges wurden im 4. Jahrh. besondere Vorsänger ange-

stellt, die zu den niedern geistlichen Beamten gehörten und ihre Nachfolger bildeten. Eigne **Singschulen** (s. d.) findet man erst später und nur an wenig Orten. Besonders hat sich Papst **Gregor der Große** (s. d.), 590—604, als Stifter einer neuen Singschule berühmt gemacht, die das Muster vieler andern Anstalten dieser Art wurde. Durch die Bildung besonderer Sänger aber wurde der Gesang nicht nur künstlicher, sondern auch dem Volk entzogen und zwar um so mehr, da er lateinisch war. Gregor sammelte in seinem Antiphonarium die vorhandenen Kirchengesänge, die er nach den besten alten Melodien auswählte, verbesserte und mit neuen vermehrte. Der nach ihm benannte Gregorianische Gesang schritt einstimmig im Einklang und in lauter Noten von gleichem Werthe ohne Rhythmus und Metrum, wodurch er sich von dem Ambrosianischen hauptsächlich unterschieden haben soll, oder ebenfalls in den alten griech. Tonarten, jedoch mit umfassenderer Modulation fort. Durch Gregor und seine Nachfolger im ganzen Occident verbreitet, wurde er die Grundlage der christlichen Kirchenmusik. Vgl. Antony's „Archäologisch-liturgisches Lehrbuch des Gregorianischen Kirchengesangs" (Münst. 1829, 4.). Man nannte diesen Gesang auch Cantum choralem oder Choral, weil er vom Chor gesungen wurde, wie denn in der That seine Beschaffenheit nicht nur für den Gesang einer großen Volksmasse, welcher sich schwer und in weniger bestimmt angemessenen Zeiträumen fortbewegt, sondern auch für den feierlichen, einfachen Ausdruck eines allgemeinen christlich-religiösen Liedes sehr geeignet war. Es darf daher nicht Wunder nehmen, daß der Choral so viele Jahrhunderte hindurch bei allem Wechsel der übrigen Musik sich unverändert erhalten hat. Zuerst verbreitete sich der Gregorianische Gesang nach England und nach Frankreich. Karl der Große, der vorzüglich zu seiner Verbreitung wirkte, ließ mehre Singschulen in Frankreich errichten und verband sie mit den Klöstern. Nach Deutschland kam der Gregorianische Gesang wahrscheinlich durch Bonifaz; aber erst zu Karl's des Großen Zeiten wurde er auch dort weiter verbreitet. Durch den Choral mochte sich wol der vierstimmige Gesang leichter entwickeln, aber gewiß haben dazu, sowie überhaupt zur Entwickelung der vollkommenen Harmonie, noch mehr die musikalischen Instrumente beigetragen, hauptsächlich die **Orgel** (s. d.), die in der Kirche bald den Vorrang behauptete. Nun entwickelte sich der **Figuralgesang** (s. d.), der seit dem 15. Jahrh. allgemeiner zu werden anfing, indem man zuerst nur die begleitenden Stimmen einer Melodie veränderte, erweiterte und ausschmückte, wogegen die Hauptstimme, d. h. diejenige, in welcher die Grundmelodie (s. **Canto fermo**) enthalten war, in der Regel die höhere Männerstimme, der **Tenor** (s. d.), unverändert blieb. Gleiches geschah nachher auch mit der Melodie. Die Erfindung des **Mensuralgesangs** (s. d.) bewirkte, daß auch der Choral in bestimmterm Zeitmaße vorgetragen wurde, und bildete die Harmonie weiter aus. Singchöre wurden nun immer nothwendiger, und zunächst Italien war es, wo der Gesang zu mehrem Glanze des religiösen Cultus angewendet wurde. (S. **Italienische Musik**.) Die Orgeln wurden seit dem 15. Jahrh. immer vollkommener, und auch andere Instrumente in der Kirche eingeführt, gegen welche, so wie überhaupt gegen die neue Figuralmusik, die in der **Instrumentalmusik** (s. d.) eine vorzügliche Stütze fand, sich öfters eifernde Stimmen in der Kirche erhoben. Doch waren sie meist nur gegen den Misbrauch der Figural- und Instrumentalmusik gerichtet. Eine neue Periode der Kirchenmusik begann seit dem Ende des 15. Jahrh. durch die großen Meister in den Niederlanden, Italien, Frankreich und Deutschland. Auch Luther erwarb sich entschiedene Verdienste um den deutschen Kirchengesang, für welchen er besonders durch seinen Freund Senffel wirkte. Schon im 17. Jahrh. wurde die Kirchenmusik immer glänzender und mehr und mehr durch weltliche Musik verfälscht.

Da es aber der Zweck der Kirchenmusik ist, die Herzen der Zuhörer zu Andacht und Frömmigkeit zu stimmen, so muß sich der Kirchenstil durch Ernst, Feierlichkeit, Erhabenheit und würdige Haltung, durch Entfernung aller profanen Künsteleien, schwierige Läufe und Coloraturen, die allein dazu dienen, die äußere Fertigkeit der Sänger und Spieler zu zeigen, und durch Verbannung üppiger, leidenschaftlicher oder scherzender Melodien von dem freiern und ungebundenern Stile der weltlichen Musik und besonders vom Theaterstile unterscheiden, welchen man dem Kirchenstile entgegensetzt. In Rücksicht des Technischen und Akustischen erfodert die Kirchenmusik große Einsicht, weil größere Gattungen der Harmonie

und zu schnelle Übergänge in den nachhallenden Gewölben großer Kirchen leicht undeutlich vernommen und mistönend werden. In der röm.-katholischen Kirche hat die Kirchenmusik ihre bestimmten Formen des Textes, welchen sie sich fester anschließt, z. B. die Messe, die Offertorien, Te deum, Salve, Requiem, Psalmen u. s. w.; bei den Protestanten hingegen haben sich Dichter und Componisten neue Formen erlaubt, und es wechseln bei dem Gottesdienste die genannten lat. Stücke mit deutschen Motetten, Cantaten und Oratorien ab, welche letztere, besonders wenn sie dramatisch sind, sehr häufig an die Opernmusik streifen. Die größten neuern Kirchencomponisten sind Palestrina, Allegri, Durante, Morales, Lolli, Scarlatti, Orlando Lasso, Caldara, Leo, Pergolesi, Händel, Bach, Graun, Hasse, Jomelli, Stölzl, Rolle, Naumann, Schulze, Kunzen, Wolf, Eybler, Mich. und Jos. Haydn, Mozart, Vogler, Cherubini. Auch haben wir treffliche Werke von Homilius, Telemann, Schuster, Doles, Hiller, Schicht, Fasch, Weinlig, Abt Stadler, Danzi, Fr. Schneider, Beethoven, Spohr, Mendelssohn-Bartholdy u. A. Vgl. Gerbert, „De musica sacra" (2 Bde., Sanct.-Blasien 1774, 4.); Hiller, „Was ist wahre Kirchenmusik?" (Lpz. 1789, 4.) und Vogler's „Deutsche Kirchenmusik" (Münch. 1807).

Kirchenraub (sacrilegium) heißt das Entwenden einer den Göttern geheiligten oder ihrem Schutze anvertrauten Sache aus ihren Tempeln. Es war natürlich, daß man eine solche That zugleich als eine Beleidigung des Gottes, dem der Tempel gehörte, ansah, indem die ihm geweihte Sache als sein Eigenthum, die im Tempel niedergelegte Sache aber als eine seinem Schutze anvertraute betrachtet wurde. Nothwendig verband sich daher mit dem Begriffe der Tempelberaubung auch der einer frevelhaften Beleidigung oder Verachtung der Götter. Man trug daher das Wort sacrilegium in zweiter Bedeutung auch auf alle die Handlungen über, durch welche man Verachtung oder Verspottung der Götter an den Tag legte. (S. Kirchenfrevel.) In diesem zweifachen Sinne ging der Begriff des Sacrilegium auch in die christliche Gesetzgebung über, und der an der Kirche begangene Raub oder gegen dieselbe gerichtete Frevel wurde viel härter als ein anderer Raub oder Frevel bestraft, weil er zugleich als eine Beleidigung Gottes und als eine Verachtung seiner Majestät angesehen wurde. Vgl. Saint-Edme, „La législation historique du sacrilège chez tous les peuples" (Par. 1825).

Kirchenrecht ist der Inbegriff der Grundsätze, durch welche die Rechtsverhältnisse der Kirche (s. d.) als eines Ganzen und der Menschen als Glieder derselben bestimmt werden. Es zerfällt in das innere Kirchenrecht, welches das Verhalten der Kirche an sich und ihrer Glieder zu ihr, und in das äußere, das ihre Beziehungen zu dem Staate (Kirchenstaatsrecht) oder andern Kirchen umfaßt. Nicht identisch damit ist das Kanonische Recht (s. d.). Die besten neuern Werke über Kirchenrecht sind unter denen von katholischen Verfassern das „Lehrbuch des Kirchenrechts aller Confessionen" von Walter (9. Aufl., Bonn 1842), und von protestantischen Verfassern Eichhorn's „Grundsätze des Kirchenrechts der katholischen und evangelischen Partei in Deutschland" (2 Bde., Gött. 1831—33) und Richter's „Lehrbuch des katholischen und evangelischen Kirchenrechts" (Lpz. 1842).

Kirchenregiment heißt bald die Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten selbst, bald aber bezeichnet es auch die mit dieser Verwaltung beauftragten Behörden und Personen. (S. Kirchengewalt.)

Kirchensatzungen heißen die von der Kirche und ihren Behörden gemachten Feststellungen und Gesetze (canones) über den Glauben, die Gebräuche oder die Verfassung der Kirche. Die Protestanten brauchen dieses Wort besonders von Feststellungen, welche keinen Grund in der heiligen Schrift haben und daher der göttlichen Auctorität ermangeln.

Kirchenspaltung, s. Schisma.

Kirchensprache oder Kirchenslawische Sprache, auch Altslawonisch oder Altslawisch nennen wir jenen ältesten Zweig der slaw. Sprache, in welchem vorzugsweise die slaw. Kirchenschriften abgefaßt sind. Als ein Zweig und zwar der zuerst bearbeitete der slaw. Sprache beruhte sie als Schriftsprache auf der Sprechweise der slaw. Völker in den zunächst an den Grenzen des byzantin. Reichs oder selbst schon innerhalb derselben gelegenen Gegenden, der gegenwärtigen Serben und Bulgaren. Sie gehört als slaw. Dialekt der östlichen Reihe an und war zu den Zeiten Cyrill's (s. d.) über den ganzen südlich

der Donau gelegenen Länderstrich, in dem heutigen Litorale, Serbien, Bosnien und Bulgarien ausgebreitet und mit geringen Abweichungen überall derselbe. Durch die Verfasser und Übersetzer der slaw. Kirchenschriften, entwickelt nach dem Vorbilde der griech. Sprache, ausgestattet mit seltenem Reichthum an Wortformen und Wortwurzeln, ausgezeichnet durch männliche Kraft, fern von jedem fremdartigen Einfluß, frei von ausländischem Charakter und Gepräge, mit Einem Worte, durchaus original und ursprünglich und durch Jahrhunderte lange Bearbeitung auf das Mannichfaltigste, aber in vollkommen nationalem Geiste ausgebildet, ist das Kirchenslawische bis auf diesen Augenblick der Urtypus und das vollendetste Muster aller slaw. Sprachdialekte, nach welchem diese ihre weitere Ausbildung vorzunehmen haben. Am reinsten hat es sich in den ältesten Schriften der von Cyrill, seinem Bruder Method und ihren Gehülfen übersetzten Kirchen- und biblischen Schriften erhalten, wie z. B. in dem ostromirschen und dem rheimser Evangelium, der Inschrift von Tmutorokan, den ältesten Sborniks u. s. w. Die Sprache in diesen Schriften hat eine so überraschende Ausbildung und Vollendetheit der Form, daß sie vom 8.—12. Jahrh. mit dem Lateinischen und Griechischen auf gleicher Stufe stand, während die übrigen europ. Sprechweisen erst anfingen, Schriftsprache zu werden. Das Kirchenslawische hat unter allen neuern Sprachen die früheste Cultur. Schwerlich aber konnte es von einem einzigen Manne oder in dem Zeitraume Eines Menschenlebens sich dermaßen ausbilden, wie es bei Cyrill und Method vorliegt, und unstreitig fanden die beiden Slawenapostel die Sprache bereits fertig. (S. Slawen.)

Kirchensprengel, s. Diöces.

Kirchenstaat (Stato della Chiesa), der Staat im mittlern Italien, über welchen dem Papste, als Oberhaupt der Kirche, die Souverainetät zusteht, umfaßt mit den im Neapolitanischen liegenden Parcellen Benevent und Ponte-Corvo ein Areal von ungefähr 812 □M. und ist, abgesehen von jenen Parcellen, vom Lombardisch-venetian. Königreiche, Modena, Toscana, Neapel, dem Tyrrhenischen und Adriatischen Meere begrenzt. Die Apenninen durchschneiden das Land von Nordwest nach Südost und ihre höchsten Punkte sind hier der Monte-Velino, 7684 F., und der Monte-Sibilla, 6766 F. hoch. Außer dem Po, der die Nordgrenze berührt, gibt es nur Küstenflüsse; der größte darunter ist die von Perugia an für kleine Fahrzeuge schiffbare Tiber (s. d.). Die beträchtlichsten Landseen sind die von Bolsena, Perugia und Bracciano. Gegen die Tibermündung sinkt das Land plötzlich zur Campagna di Roma (s. d.) herab und im Süden bilden kleine Apenninenflüßchen die Pontinischen Sümpfe (s. d.). Die Zahl der Bewohner beläuft sich auf 2,740000, die, mit Ausnahme von 16000 Juden, italien. Abkunft sind und sich zur katholischen Kirche bekennen. Das Land umfaßt den classischen Boden des alten Rom, ist unter dem schönsten Himmelsstriche gelegen und äußerst fruchtbar. Die Hauptproducte sind Wein, Oliven, feines Obst, Pomeranzen, Citronen, Feigen, Datteln, Seide, Marmor und Porzellanerde. Es hat reiche Waldungen, und Spuren von Metallen finden sich an mehren Stellen. Doch das Grundvermögen ist in den Händen reicher Familien und der Landmann meist nur Pachter der Grundherren und der Städte. Der Ackerbau wird nur in wenigen Gegenden mit Fleiß getrieben und daher nicht einmal das zum Bedarf nöthige Getreide gewonnen. Am besten sind die Rinder- und die Schafzucht bestellt. Manufacturen gibt es fast nur zu Rom, Bologna, Ancona und Ravenna. Den Handel, der ganz darniederliegt, unterstützen die Häfen zu Rom, Civita-Vecchia, Anzio, Terracina und Ancona und die stark besuchte Messe zu Sinigaglia (s. d.). So liegen auf dem schwergedrückten Landmann auch noch alle Lasten des Staats. Außer der Stadt Rom (s. d.) und deren Gebiete (Comarca di Roma) und den Districten Tivoli (s. d.) und Subiaco (s. d.) ist der Staat in die fünf Legationen Bologna (s. d.), Ferrara (s. d.), Ravenna (s. d.), Forli (s. d.) und Urbino (s. d.) mit Pesaro, und die zehn Delegationen Velletri, Ancona (s. d.), Macerata mit Camerino, Fermo mit Ascoli, Perugia (s. d.), Spoleto (s. d.) mit Rieti, Viterbo (s. d.) mit Civita-Vecchia (s. d.), Frosinone mit dem Fürstenthum Ponte-Corvo (s. d.), Benevent (s. d.) und Orvieto eingetheilt. In kirchlicher Hinsicht steht das Land unter sechs Erzbischöfen und etwa 60 Bischöfen, von denen mehre zwei Bisthü-

mer verwalten; die Zahl der Mönche beläuft sich noch über 1800, die der Nonnen über 600. An der Spitze des Staats steht der Papst (s. d.), ein Wahlfürst, mit unumschränkter Gewalt; doch muß jeder Cardinal und folglich auch der Papst, der aus der Mitte des Cardinalcollegiums erwählt wird, gewisse Sätze beschwören, die man als Grundgesetz des Staats ansehen kann. Der gegenwärtige Papst, vom heil. Petrus an gerechnet der 258., ist Gregor XVI. (s. d.), geb. 1765, erwählt 1831. Ihm zur Seite steht das Collegium der Cardinäle (Sacro collegio), welches eigentlich aus 70 Mitgliedern besteht, die aber fast nie vollzählig sind. Die Verwaltung umfaßt zunächst die Angelegenheiten der gesammten Christenheit und ist einer Menge Congregationen (s. d.) anvertraut, wozu auch die Pönitentiaria gehört. In weltlichen Angelegenheiten hat die Camera unter dem Cardinal Camerlengo die Finanzen, die Sacra consulta die Justiz, das Buon governo die Policei und die Congregazione di monti die Staatsschulden in höchster Instanz zu besorgen; die päpstliche Kanzlei heißt die Dataria (s. d.). Die Verwaltung der Provinzen besorgen Legaten und Delegaten unter der Controle der Centralbehörden in Rom, mit Ausnahme der kirchlichen Angelegenheiten, der Rechtspflege und des Finanzwesens. Die Gemeindeverfassung ist, Rom und Bologna ausgenommen, wo noch die alte städtische Einrichtung besteht, durch das Statut von 1831 gleichmäßig geordnet. Die Einkünfte des Staats sollen gegen 14 Mill. Thlr. betragen, die Ausgaben ein stetes Deficit ergeben und die Staatsschulden auf 80 Mill. Thlr. gestiegen sein. Die bewaffnete Macht besteht aus ungefähr 18000 M., darunter zwei Schweizerregimenter; die Flotte aus zwei Fregatten und einigen Corvetten und Kanonenbooten. Die Civil- und Criminalrechtspflege wurde instanzenmäßig durch Gregor XVI. 1831 geordnet, der gleichzeitig in Rom eine Handelskammer errichtete, neben welcher noch ein Handelstribunal und mehre Handelskammern bestehen. Universitäten gibt es zwei ersten Ranges, nämlich in Rom (Sapienza genannt) und in Bologna, und fünf zweiten Ranges, zu Perugia, Camerino, Fermo, Macerata und Ferrara. Für den Secundairunterricht der Knaben bestehen 21 Collegien, den Unterricht der Mädchen besorgen Nonnen. Ritterorden gibt es drei: den Christusorden, gestiftet 1319; den Orden des goldenen Sporns, gestiftet von Pius IV. 1559, reformirt 1841 von Gregor XVI., und den Orden Gregor's des Großen, gestiftet 1832; ein vierter, der Orden des heil. Johann vom Lateran, gestiftet 1560, wird nicht mehr vergeben.

Der Kirchenstaat entstand aus der Schenkung, die 755 der König der Franken, Pipin der Kleine, dem Bischof von Rom, Stephan II., mit den Besitzungen machte, welche die Longobarden dem Exarchat entrissen hatten, gegen die ihn Stephan II. zu Hülfe gerufen hatte. Karl der Große erneuerte 774 die Schenkung und erhielt dafür im J. 800 von Leo III. die röm. Kaiserwürde. Inzwischen sind die zweifelhaften Diplome Ludwig's des Frommen, Otto's I. und Heinrich's II., deren Echtheit in neuerer Zeit Marino Marini (Rom 1822) nachzuweisen versuchte, die einzigen Belege für diese Schenkungen Pipin's und Karl's des Großen. Mächtige Vertheidiger ihres Besitzthums erwarben sich die Päpste in den von ihnen begünstigten Normannen in Unteritalien, die sie zu ihren Vasallen machten. Nachdem Heinrich III. im J. 1053 das Herzogthum Benevent dem Papste Leo IX. überlassen, wußte Gregor VII. (s. d.), der das Papstthum zur höchsten Vollendung erhob, unter dem schwachen Kaiser Heinrich IV. (s. d.) die in Italien gewonnene unumschränkte Macht zur festern Begründung seines weltlichen Besitzthums und dessen Befreiung von der Oberhoheit des Kaisers zu benutzen. Die bedeutendste Vergrößerung gewann der Kirchenstaat durch die Erbschaft aller Güter und Besitzungen der Markgräfin Mathilde (s. d.) von Toscana, die zwar vom Kaiser angefochten wurde, über die er sich aber endlich mit Papst Paschalis III. vergleichen mußte. Die Kreuzzüge förderten die Absichten des röm. Stuhls im Anfange mehr als im Fortgange. Papst Innocenz III., gest. 1216, erhob sich zum Souverain von Rom und wurde als solcher auch anerkannt. Von seinen gefährlichen Nachbarn aus dem Hause Hohenstaufen befreite sich der päpstliche Stuhl dadurch, daß er 1265 das Haus Anjou auf den Thron von Neapel rief. Doch die Herrschsucht der Päpste, verbunden mit ihrem regellosen Wandel, erregte endlich den Widerstand der unzufriedenen Römer dermaßen, daß die Päpste sich genöthigt sahen, 1305 ihre Residenz nach Avignon zu verlegen, welches Clemens VI. 1348 von der Königin Johanna von Neapel durch Kauf erwarb. Da in-

deß die unter franz. Einflusse stehenden Päpste selten oder nie die Zustimmung der Römer und Deutschen erhielten und von Rom aus ihren Gegenpäpsten entgegengestellt wurden, so konnte in dieser Zeit der Wirren weder das Wohl der Kirche noch des Staats gefördert werden. Erst nachdem die Päpste 1376 ihren Sitz wieder in Rom genommen hatten, konnte man wieder an die Vergrößerung der päpstlichen Besitzungen denken, trotz der nachdrücklichen Sprache mehrer deutscher Kirchenversammlungen. Julius II. erwarb 1513 Bologna, Clemens VII. 1532 Ancona. Die Venetianer mußten Ravenna abtreten; Ferrara wurde 1598 der modenes. Erbschaft entrissen, und Urbino von seinem letzten Herzoge, Franz Maria, aus dem Hause Rovere, 1626 dem päpstlichen Stuhle vermacht. Inzwischen verloren die Päpste auch wieder einen großen Theil ihres weltlichen und geistlichen Einflusses, namentlich in Folge der Reformation im 16. Jahrh. Zwar stellte Sixtus V. gegen das Ende des 16. Jahrh. die innere Ordnung wieder her, aber die Verschwendung und der Nepotismus der folgenden Päpste erzeugten neue Übel. Neapel hob im J. 1783 seine alten Lehnsverbindlichkeiten gegen den päpstlichen Stuhl auf, und selbst die Reise Pius' VI. nach Wien im J. 1782 konnte die großen Veränderungen nicht aufhalten, welche Kaiser Joseph II. in den geistlichen Angelegenheiten unternahm. Durch das Waffenglück der Franzosen in Italien sah sich der Papst im Frieden von Tolentino, am 13. Febr. 1797, genöthigt, Avignon an Frankreich, und Romagna, Bologna, Ferrara an die Cisalpinische Republik abzutreten. Ein Aufstand in Rom gegen die Franzosen, am 28. Dec. 1797, veranlaßte am 10. Febr. 1798 die Einnahme Roms und am 18. Febr. die Erklärung des Kirchenstaats zur Römischen Republik. Pius VI. (s. d.) wurde nach Frankreich gebracht, wo er 1798 starb. Die Siege der Russen und Östreicher in Italien begünstigten die Papstwahl Pius' VII. (s. d.), am 14. März 1800, welcher unter dem Schutze der östr. Waffen von Rom wieder Besitz nahm. Durch das Concordat, welches er 1801 mit dem ersten Consul der franz. Republik abschloß, ging dem päpstlichen Stuhl abermals ein großer Theil seiner noch übrigen weltlichen Macht verloren. Als sich der Papst 1807 weigerte, den Code Napoléon einzuführen und England den Krieg zu erklären, wurde ihm am 3. Apr. erklärt, daß Frankreich mit dem Papste im Kriege sei. Die Provinzen Ancona, Urbino, Macerata und Camerino wurden dem Königreiche Italien einverleibt und dem Papste blieb nur der Theil des Kirchenstaats jenseit der Apenninen. Doch schon am 2. Febr. 1808 rückte ein franz. Corps von 8000 M. in Rom ein; dem Papste, dessen geistliche Hoheit fortdauern sollte, wurden zwei Mill. Francs jährliche Einkünfte angewiesen, worauf ein Decret vom 17. Mai 1809 den Kirchenstaat dem franz. Reiche einverleibte und Rom für eine freie kaiserliche Stadt erklärte. Der Papst wurde nach Frankreich abgeführt und mußte hier verharren, bis die Ereignisse des J. 1814 ihm erlaubten, am 24. Mai nach Rom zurückzukehren, wo er von dem Kirchenstaate, mit Ausnahme von Avignon und Venaissin, sowie eines kleinen jenseit des Po gelegenen Landstrichs von Ferrara, wieder Besitz ergriff. Seitdem haben Pius VII. sowie dessen Nachfolger, Leo XII., 1823—29, Pius VIII., 1829—30, und namentlich Gregor XVI. (s. d.), das päpstliche Ansehen im Innern wie nach Außen mit aller Macht herzustellen und zu befestigen sich bemüht. Fortwährend aber hatten sie im Innern gegen die Carbonari (s. d.) und andere geheime Verbindungen zu kämpfen. (S. Italien.) Der Aufstand in Modena in der Nacht vom 3. auf den 4. Febr. 1831 veranlaßte schon am Morgen des 4. Febr. in Bologna (s. d.) Zusammenrottungen, die die Constituirung einer provisorischen Regierung der Stadt und Provinz Bologna zur Folge hatte. Binnen Kurzem verbreitete sich die Revolution über den größten Theil des Kirchenstaats, und schon am 8. Febr. wurde die zeitliche Herrschaft des Papstes für beendigt erklärt. In den äußersten Schrecken versetzt, ohne Geld und ohne Soldaten, suchte der päpstliche Hof alle Mittel hervor, sich vor dem drohenden Sturme zu retten. Eine Gegenrevolution, welche die Cardinäle Oppizzoni und Benvenuti versuchten, misglückte gänzlich und verrieth nur noch mehr die Schwäche der päpstlichen Regierung. Endlich rückten am 21. März östr. Truppen in Bologna ein, worauf die provisorische Regierung ihre Gewalt am 26. März in die Hände des Cardinals Benvenuti niederlegte, nachdem derselbe zuvor eine vollständige Amnestie versprochen hatte. Doch die päpstliche Regierung gewährte die versprochene Amnestie nicht;

auch that sie nichts zur Besänftigung der Gemüther in den Legationen, und so konnte der Zustand der Aufregung sich nicht sobald legen. Die Östreicher räumten zwar den Kirchenstaat wieder; die Bevöllmächtigten der Großmächte erklärten dem Papste in einer Note, daß seine Regierung den Bedürfnissen und Interessen des Volks nicht entspreche; es herrschte Ruhe und man erwartete die nöthigen Reformen. Doch die päpstliche Regierung meinte es nicht redlich; Alles, was sie gewährte, war nur zum Schein. Als vollends die längst erwarteten Verordnungen über die Umschaffung der Civil- und Criminalprocedur den Erwartungen der Vaterlandsfreunde durchaus nicht entsprachen, kam es zu neuen Aufständen, die im Jan. 1832 ein abermaliges Einrücken der Östreicher in Bologna veranlaßten, worauf im Febr. 1832 auch die Franzosen Ancona besetzten. Alles schien sich indeß mit der Zeit wieder zu beruhigen, sodaß 1838 die östr. Truppen aus dem Kirchenstaat zurückgezogen werden konnten, während gleichzeitig die Franzosen Ancona räumten. Allein, wie in Italien überhaupt, so ist auch die Ruhe im Kirchenstaat nur eine scheinbare, die durch den leisesten Anstoß von Außen gebrochen wird. Abgesehen von den Umtrieben Einzelner, die sofort in scharfe Untersuchungen genommen und zu harten Strafen verurtheilt wurden, kam es seit 1843 namentlich in der Romagna zu bedenklichen Unruhen, die zwar keine Intervention zur Folge hatten, der päpstlichen Regierung aber viel Noth machten, ehe sie dieselben zu unterdrücken vermochte.

Kirchenstrafen heißen diejenigen Strafen, welche die Kirche ihren Mitgliedern wegen Vergehungen gegen die Kirche auflegt. Daß die Kirche, wie jede Gesellschaft, das Recht hat, ihre Mitglieder zu strafen, folgt aus dem Begriffe des Gesellschaftsrechts. Daraus ergibt sich aber auch die doppelte Beschränkung, daß es nur Vergehungen gegen die kirchliche Gesellschaft und nicht etwa Vergehungen gegen die Staatsgesetze oder das allgemeine Recht sein können, welche die Kirche bestraft, und daß die Strafe selbst nur das Verhältniß des Sünders zur Kirche, nicht aber sein Verhältniß zum Staate oder seine bürgerlichen Verbindungen betreffen darf. So war es auch in den ersten Jahrhunderten des Christenthums. Man strafte Abfall oder Verleugnung der Kirche, Ungehorsam gegen die kirchliche Ordnung, Ehebruch, Meineid, Diebstahl, Kirchenverachtung, weil man diese Vergehungen als grobe Verletzungen des göttlichen Gesetzes im Dekalogus ansah. Die Strafen waren zuerst Kirchenbuße (s. d.), wie Fasten, Beten, Almosen, Geldbußen, Kasteiungen des Körpers, dann aber der kleine und der große Bann. (S. Kirchenbann.) Als aber im röm. Weltreiche Kirche und Staat zusammenfielen, so gab man den kirchlichen Strafen, besonders dem Banne, auch Folgen für die bürgerlichen Verhältnisse und in der röm. Kirche verlor der vom Papst Gebannte seine Ganze bürgerliche Existenz. Die Protestanten behielten zwar den kleinen und großen Bann bei, aber ohne ihm bürgerliche Nachtheile zu geben, und auch diese Kirchenstrafe ist bei ihnen immer ungewöhnlicher geworden, jemehr sich die Gesetzgebung des Staats ausgebildet und die Bestrafung der Vergehen gegen den Dekalogus angeordnet hat. Die röm.-katholische Kirche behauptete das Strafrecht auch über alle Vergehen der geistlichen Personen gegen die bürgerlichen Gesetze, die protestantische Kirche aber hat das Strafrecht der Kirchenbehörde blos auf amtliche Vergehen der Geistlichen beschränkt, und die Strafen sind, außer Verwarnung, Geldbußen und Gefängniß auf kurze Zeit (priesterlicher Gehorsam), Suspension, Amtsentsetzung und bei Criminalvergehen öffentliche Ausstoßung aus dem geistlichen Stande oder Degradation.

Kirchenväter (patres ecclesiae) nennt man im engern Sinne die Lehrer und Schriftsteller der alten Kirche, welche vom 2.—6. Jahrh. lebten, im weitern Sinne alle Lehrer und Schriftsteller der christlichen Kirche bis zu den Scholastikern herab, die mit dem 11. Jahrh. anfangen. Die Kenntniß ihres Lebens und ihrer Werke macht den Inhalt einer eignen Wissenschaft, der Patristik (s. d.) oder Patrologie, aus. Die meisten der älteren Kirchenväter waren, ehe sie sich zum Christenthume wendeten, Philosophen, Rhetoren und Sachwalter gewesen, woraus manche Eigenthümlichkeiten ihrer Ansichten, ihrer Disputirmethode und ihres Vortrags erklärbar werden. Ihre Schriften beschäftigen sich mit Vertheidigung der christlichen Religion und der Gesellschaft der Christen, mit Bestreitung des Heiden- und Judenthums und der Ketzer, mit Erklärung der heiligen Bücher, mit Darstellung der Glaubens- und Sittenlehre, mit der Geschichte des Christenthums und der

christlichen Kirche, mit dem Unterricht und der Erbauung des Volkes, und sind daher entweder apologetischen, oder exegetischen, dogmatischen, moralischen, historischen, polemischen oder endlich ascetischen Inhalts. Die berühmtesten unter den griech. Kirchenvätern sind Clemens (s. d.) Alexandrinus, Origenes (s. d.), Eusebius (s. d.), Athanasius (s. d.) und Chrysostomus (s. d.); die merkwürdigsten und einflußreichsten unter den lateinischen Tertullian (s. d.), Cyprian (s. d.), Ambrosius (s. d.), Augustinus (s. d.), Hieronymus (s. d.) und Gregor der Große (s. d.). Außerdem ist Ephraim Syrus (s. d.) sehr wichtig. Die reichhaltigsten Sammlungen von Schriften der Kirchenväter sind die „Maxima bibliotheca veterum patrum“ (27 Bde., Leyd. 1677, Fol.) und Galland's „Bibliotheca veterum patrum“ (13 Bde., Ven. 1765—79, Fol.). Auszüge und Übersetzungen finden sich in Rösler's „Bibliothek der Kirchenväter“ (10 Bde., Lpz. 1776—86). — In der evangelischen Kirche versteht man unter Kirchenvätern die zur Verwaltung des Kirchenärars zugezogenen Laien.

Kirchenvereinigung, s. Union.

Kirchenverfassung, s. Kirchengewalt.

Kirchenversammlung, s. Concilium.

Kirchenvisitation heißt die von der obern Kirchenbehörde durch besondere Abgeordnete an Ort und Stelle vorzunehmende Untersuchung des kirchlichen Zustandes einer oder mehrer Gemeinden und der amtlichen Wirksamkeit ihrer Geistlichen. Sie sind theils außerordentliche, theils ordentliche Visitationen. Die außerordentlichen werden von den Kirchenobern für besondere einzelne Fälle angeordnet. Als erstes Beispiel dieser Art sieht man die Reise der Apostel Petrus und Johannes zu den Gemeinden in Samaria an. Sie waren auch in der Folge nicht selten, besonders bei entstandenen Spaltungen und Ketzereien, z. B. in der afrikanischen Kirche wegen der Donatisten. Auch gehört dahin die Absendung der Inquisitores haereticae pravitatis im Mittelalter durch die Päpste. Im Reformationszeitalter war die wichtigste Kirchenvisitation die, welche der Kurfürst Johann zu Sachsen seit 1527 in seinem Lande durch weltliche und geistliche Abgeordnete halten ließ, um das Kirchenwesen nach den Grundsätzen der Reformation in Ordnung zu bringen. Die gewöhnlichen oder ordentlichen Visitationen werden alljährlich gehalten von dem Bischof oder dessen Abgeordneten, den Dekanen, den Superintendenten und Inspectoren in ihren Sprengeln. Die Protestanten behielten diese Visitationen als sehr nützlich bei. Bei ihnen ist aber auch meist ein weltlicher Beamter, als Mitaufseher über die geistlichen Gebäude und das Kirchengut und als Mitglied der kirchlichen Policei, zugegen.

Kirchenzucht (disciplina ecclesiastica) nennt man die Thätigkeit der Kirche und die in ihr getroffenen Anordnungen, durch welche sie die Mitglieder der Kirche zu einem äußerlich ehrbaren Leben (guter Zucht) und zu Erfüllung der kirchlichen Gesellschaftspflichten anhält. Zu den für die Kirchenzucht gehörigen Anstalten gehören die jährlichen Kirchenvisitationen (s. d.) der Gemeinden, die in manchen protestantischen Ländern vorhandenen Presbyterien und Disciplininspectoren, und die sogenannten gradus admonitionis, nach welchen die Kirchenglieder, welche die gute Zucht und Ordnung verletzen, amtlich zur Besserung angehalten werden und zwar zuerst von ihrem Pfarrer, dann von dessen Dekan oder dem Superintendenten, und endlich von dem Bischof oder dem Consistorium. Wenn diese Vermahnung fruchtlos ist, dann treten die Kirchenstrafen (s. d.) ein.

Kircher (Athanasius), ein deutscher Polyhistor, geb. zu Geiß im Fuldaischen am 2. Mai 1601, wurde 1618 Jesuit und dann Professor zu Würzburg. In Folge der Unruhen des Dreißigjährigen Kriegs ging er nach Avignon, wo er mehre Jahre lang bei den reichen Jesuiten seinen Studien oblag. Im Begriff nach Deutschland zurückzukehren, berief ihn der Papst nach Rom. Hier lehrte er anfangs am Collegium romanum Mathematik. Später ohne Lehramt, beschäftigte er sich mit dem Studium der Hieroglyphen und andern archäologischen Gegenständen. Er starb 1680. Unter seinen vielen Werken nennen wir als die berühmtesten: „Ars magna lucis et umbrae“ (2 Bde., Rom 1646, Fol.); „Musurgia universalis“ (2 Bde., Rom 1650, Fol.); „Oedipus aegypt.“ (4 Bde., Rom 1652—55, Fol.), die Erklärung einer großen Anzahl von Hieroglyphen, freilich in der Art, wie man sie von einem Gelehrten voll sonderbarer Grillen und abenteuerlicher Vermuthungen

erwarten konnte; „Prodromus coptus" (Rom 1636, 4.); „Lingua aegypt. restituta" (Rom 1644, 4.); „Mundus subterraneus" (2 Bde., Amst. 1678, Fol.); „China illustrata" (Amst. 1667, Fol.); „Polygraphia, seu artificium linguarum, quocum omnibus totius mundi populis poterit quis correspondere" (Rom 1663, Fol.) und „Latium, id est nova et parallela Latii, tum veteris, tum novi, descriptio" (Rom 1671, Fol.), ein sehr gelehrtes Werk. Sein Antiquitäten- und Modellcabinet beschrieb Buonanni (Rom 1709, Fol.). Mit Recht wird er für einen der ausgezeichnetsten Gelehrten seiner Zeit, sowie für einen der fruchtbarsten Schriftsteller der Gesellschaft Jesu gehalten. Am geschätztesten sind seine Werke über die Alterthumskunde; andere wie sein „Turris Babel" und „Arca Noë" sind ihrer Sonderbarkeiten halber literarische Curiositäten. Zu seinen Erfindungen gehört der nach ihm benannte Brennspiegel, mit dem er auf der Insel Malta den ersten Versuch machte, weshalb er auch der maltesische Spiegel genannt wird.

Kirchholm, eine Stadt in Liefland an der Dwina, ist durch den großen Sieg denkwürdig, den hier am 27. Sept. 1605 ein kleines poln. Heer unter dem Hetman Chodkjewicz über ein 14000 M. starkes schwed. Heer Karl's IX. erfocht, und in Folge dessen die Belagerung von Riga aufgehoben wurde.

Kirchweihe nennt man die religiöse Handlung, durch welche eine neuerbaute oder ihrer Bestimmung eine Zeit lang entzogene Kirche dem gottesdienstlichen Gebrauche feierlich gewidmet wird. Die Kirchweihe wurde seit dem 4. Jahrh. Sitte. Bei den Katholiken wird sie von den Bischöfen unter Besprengung der Wände mit Weihwasser und andern Gebräuchen, bei den Protestanten von den Superintendenten durch eine Rede vollzogen. Schon in der alten Kirche wurde der Tag der Kirchweihe ein jährliches Fest, welche Sitte sich bis auf diesen Tag in einem großen Theile der christlichen Welt erhalten hat. Man pflegt dieses Fest das Kirchweihfest, auch Kirchmesse und im gemeinen Leben zusammengezogen, Kirmse zu nennen, weil es in der röm. Kirche üblich ist, zum Andenken an die Stiftung einer Kirche eine Messe zu halten.

Kirgisen oder Kirgis-Kaisaki, Steppenkosacken, heißt ein an den Grenzen Chinas und Rußlands bis weit in Europa hinein ausgebreiteter Völkerzweig, dessen Physiognomie und Sprache auf den großen tatarischen Volksstamm entschieden hinweisen, obwol ihn Viele von den ältesten Mongolen ableiten, wo man dann seinen anfänglichen Wohnsitz in der Nähe der chines. Mauer annimmt und meint, daß er bei der allgemeinen Wanderung der Mongolen mehr nach dem Westen gezogen sei. Während die Mongolen selbst als Heiden dem Buddhismus angehören, bekennen sich die Kirgisen zum Mohammedanismus, obwol sie noch eine Menge abergläubischer Vorstellungen, z. B. den Glauben an die Unfehlbarkeit ihrer vielen Bakfys oder Wahrsager, und überhaupt sehr wenig aufgeklärte Begriffe haben. Sie theilen sich seit alter Zeit in die große, mittlere und kleine Horde. Alle waren früher den Chinesen tributpflichtig, oder dem Khan von Khokand, in dessen Nähe besonders die große Horde sich aufhält. Diese, lange Zeit beiweitem die mächtigste von allen drei Horden, berühmt wegen ihrer Tapferkeit, gefürchtet von den Russen wegen ihrer Raubeinfälle in das russ. Gebiet, und bei der Unzugänglichkeit ihrer Bergschluchten unangreifbar, sagte sich dem größten Theile nach im J. 1819 von der chines. Oberhoheit los und erkennt seitdem Rußlands Oberhoheit an. Diese Horde ist zugleich die einzige, die factisch sich den Russen unterworfen hat, denn die andern beiden Horden, die mittlere, zwischen dem Sarasu und der Jemba, und die kleine, zwischen der Jemba und dem Uralfluß, die zwar schon seit 1731 nominell unter russ. Schutzherrschaft stehen, sind fast ganz unabhängig und den Russen durch stete Einfälle in ihr Gebiet oft sehr verderblich. Daher haben die Russen auch längs der Grenzflüsse sich durch einen förmlichen Festungsgürtel gegen die Kirgisen abgesperrt. Nur derjenige Theil der kleinen Horde, der auch unter dem Namen der innern Horde zwischen dem Ural und der Wolga jenes Steppenland bewohnt, welches den Namen der Kalmückensteppe führt, ist sowie die große Horde ebenfalls dem russ. Scepter unterworfen. Man rechnet, daß sowol auf die mittlere, als auf die kleine Horde zwischen 35—40000 Kibitken oder Zelte kommen; das ganze Kirgisenvolk aber, welches unter russ., chinesischer und khokanischer Herrschaft steht, oder selbständig von eignen Sultanen und Khanen regiert wird, schlägt man auf mehre Millionen an. Sämmtliche Kirgisen noma-

disiren; eine 32000 □M. große Steppe ist der ungeheure Spielraum ihrer Wanderungen. (S. Kirgisensteppe.) Hornvieh, Schafe, Pferde und Kameele bilden ihren Reichthum. Von Charakter sind sie unruhig, unzuverlässig und diebisch. Seit die Russen Sibirien erobert, wo sie sie zuerst am obern Jenisei fanden, blieben sie in stetem Kampf mit ihnen, und mußten stets vor ihnen auf der Hut sein. Die Kirgisen theilen sich in Adel und Volk (weiße und schwarze Knochen); beim Adel unterscheidet man Khane der Ordas oder Horden, und Saissans der Wolosten oder Aimaken, Anführer einzelner Abtheilungen, Stammhäuptlinge. Das Wort Sultan oder Saltan bezeichnet bei ihnen Prinzen. Vgl. Göbel, „Reise in die Steppe der Kirgisen" (2 Bde., Dorp. 1837).

Kirgisensteppe heißt im weitesten Sinne des Worts die ungeheure Fläche, welche im Westen von der Wolga, im Osten vom Irtisch, im Norden vom Obschtschei Sirt, dem Südgehänge des Ural und dem Tobolflusse, und im Süden vom Ala-Tau, dem Sir-Darja, dem Aral- und Kaspisee begrenzt wird, indem man die Steppe der Dzungaren, die Irtisch- und Ischimsteppe und die Steppe der Kalmücken in diesem Falle als Theile der Kirgisensteppe betrachtet. Auch hat man insofern ein Recht dazu, als der Charakter der Gegend auf dieser ungeheurn Strecke fast immer einer und derselbe bleibt, indem alle Abwechselung fehlt, keine bedeutende Erhebung, keine tiefe Einsenkung, kein großer Wald die ermüdende Einöde unterbricht, wo nur mannshohe Grashalme und breite saftige Steppenblumen aufstarren, die den unstäten Nomaden dieser Wüsteneien ein willkommenes Futter für ihr Vieh gewähren. Die Bautrümmer, die man in diesem weiten Steppenlande hin und wieder noch findet und die in Pallas', Müller's, Bronewski's und Lewschin's Werken und neuerlich von Klaproth und Göbel beschrieben sind, gehören sicher verschiedenen Zeiten an, indem einige von den Mongolen, andere von den Songaren und andern kalmückischen Volksstämmen herrühren dürften, die vormals in diesen Gegenden ansässig waren. Man trifft diese Reste alter Bauten um so häufiger an, jemehr man sich der Wolga nähert, bis da, wo die Achtuba in die Wolga sich ergießt, zuletzt die Spuren ganzer Häuserreihen erscheinen, die auf ein früheres hier untergegangenes Culturvolk schließen lassen, welches in Wesen und Geist gewaltig von diesen nomadisirenden Horden abstach. Erst seit wenigen Jahren ist es erwiesen, daß sich einst hier der Hauptsitz des gewaltigen kiptschakischen Reichs, oder der Goldenen Horde, befand, die zwei Jahrhunderte hindurch der Schrecken Rußlands war. (S. Kasan.) Der Theil des Steppenlandes, wo man jene Trümmer so häufig antrifft, zwischen Ural und Wolga, und vom Obschtschei Sirt herab bis zum Kaspisee, der einstige Stammsitz der Goldenen Horde, gegenwärtig von der innern Kirgisenhorde oder einem Theil der kleinen Horde bewohnt, wird oft auch die Kalmückensteppe genannt, und ihre östliche Grenze denkt man sich zuweilen bis zur Jemba erweitert. Andererseits versteht man unter diesem Namen auch das sich unmittelbar daran schließende Land jenseit der Wolga, und von ihr bis zum Don hin, sodaß der Rücken der Wolgahöhe im Norden, die Thäler des Kuban und der Kuma im Süden, das Asowsche Meer im Westen und das Kaspische im Osten die Grenzen dieser Steppe bilden würden, die allerdings ebensowol, ja mehr noch als die vorbezeichnete, von Kalmücken bewohnt ist.

Kirill, einer der russ. Schutzheiligen, war Bischof von Turow, und wurde zu Anfange des 12. Jahrh. zu Turow unweit Kiew geboren. Er schrieb mehre Sendschreiben an den Großfürsten Andrei Bogoljubskij, denselben, der 1167 den Herrschersitz von Kiew nach Wladimir verlegte, und einige Predigten und Gebete, die zum Theil in den J. 1595—98 im Druck erschienen und mit als die ersten Druckwerke in Rußland zu betrachten sind. Wegen seiner Gottesfurcht und seines Glaubenseifers wurde er unter die Zahl der Heiligen aufgenommen. Sein Tod fällt in das letzte Viertel des 12. Jahrh.

Kirkaldy von Grange, ein Schottländer, geb. um 1518, verließ aus unerwiderter Liebe zu Maria Stuart sein Vaterland und trat in franz. Kriegsdienste, kehrte jedoch bald zurück und schloß sich in anscheinendem Widerspruche mit seiner Liebe der Partei des Regenten, Grafen von Murray, an. Nachdem er vergebens der Königin 1567 von der Verbindung mit Bothwell abgerathen, befehligte er die Truppen der protestantischen Congregation gegen die königliche Partei unter James Hamilton und siegte bei Langside am 13. Mai 1568. Nach Murray's Ermordung im J. 1570 erklärte er sich offen für die Kö-

nigin und gelangte unter dem Reichsverweser, Grafen Mar, zu bedeutendem Einfluß. Als jedoch dessen Nachfolger, Graf Morton Douglas, ihm feindlich entgegentrat, erhob er die Fahne der Empörung, wurde geschlagen, gefangen und enthauptet.

Kirnberger (Joh. Philipp), ein berühmter Contrapunktist, geb. 1721 zu Saalfeld im Thüringischen, genoß zwei Jahre den Unterricht Seb. Bach's auf dem Clavier und in der Composition und vervollkommnete sich später, nachdem er seit 1741 in Polen bei mehren Magnaten als Cembalist und als Musikdirector gelebt hatte, seit 1751 im Violinspiel unter Anleitung des Kammermusikus Fickler in Dresden. Hierauf wurde er Violinist in der Kapelle Friedrich's II. in Berlin und zuletzt in der der Prinzessin Amalie von Preußen. Nach langer schmerzhafter Krankheit starb er 1783. In den letzten 20 Jahren seines Lebens beschäftigte er sich lediglich mit der Theorie der Kunst, obgleich es ihm zur praktischen Ausführung weder an Geschick noch an Geschmack gebrach. Von seinen theoretischen Werken erwähnen wir „Construction der gleichschwebenden Temperatur" (Berl. 1760); „Die wahren Grundsätze zum Gebrauche der Harmonie" (Berl. 1773, 4.), welches Werk jedoch nicht von ihm, sondern von Schulze verfaßt sein soll; „Die Kunst des reinen Satzes" (2 Bde., Berl. 1774, 4.); „Grundsätze des Generalbasses" (Berl. 1781; 2. Aufl., Wien 1805); „Gedanken über die besondern Lehrarten der Composition" (Berl. 1782) und „Anleitung zur Singcomposition" (Berl. 1782). Auch hat er die meisten musikalischen Artikel in dem ersten Bande der Sulzer'schen „Theorie der schönen Künste" verfaßt. Das von ihm ausgedachte neue Intervall, dem er den Namen J gab und das zwischen der übermäßigen Sexte und kleinen Septime liegen sollte, ist eine speculative Grübelei, die mit der in der Praxis einzig statthaften gleichschwebenden Temperatur unvereinbar, oder eben nichts als eine temporirte Septime ist. (S. Temperatur.) Unter seinen Schülern sind vorzüglich Fasch, Schulze und Zelter zu nennen.

Kirrha, eine im Alterthume berühmte Stadt der Landschaft Phocis, am jetzigen Meerbusen von Salona, südlich von Krissa (s. d.), bildete den Hafen von Delphi und war dem Apollo geweiht. Sie wurde frühzeitig zerstört, dann aber wieder aufgebaut, und noch jetzt finden sich bedeutende Überreste des ehemaligen Hafens aus der Römerzeit. Vgl. Tetschke, „De Crisa et Cirrha" (Stralf. 1834, 4.) und Ulrichs, „Über Krisa und K." in den „Abhandlungen der philosophisch-philologischen Classe der bair. Akademie der Wissenschaften" (Bd. 3, Abth. 1, Münch. 1840).

Kirschen, ein bekanntes Steinobst, welches in den mannichfachsten Abänderungen vorkommt. Während man früher den Sauer- und den Süßkirschbaum ebenfalls nur für Abänderungen ansah, betrachten neuere Botaniker dieselben als zwei verschiedene Arten. Der Sauerkirschbaum (prunus cerasus) mag ursprünglich aus Asien gekommen sein. Seinen lat. Namen soll er von Kerasunt an der Küste des Schwarzen Meeres erhalten haben. Von dorther brachte ihn Lucullus, nachdem er den Mithridates besiegt hatte, 74 v. Chr. nach Italien. Etwa 50 Jahre n. Chr. kam er nach England und von da aus nach und nach in die übrigen Länder Europas. Die beiden Hauptsorten bilden die Morellen, schwarzrothe Kirschen mit gefärbtem Saft, und die Glaskirschen, hellrothe Kirschen mit ungefärbtem Saft. Der Süßkirschbaum, auch Vogel- oder Waldkirschbaum (prunus avium), scheint vom Anfange an in Europa einheimisch gewesen zu sein, wofür sein Vorkommen in den meisten Waldungen, und auch hier und da auf den unzugänglichsten Felsen und Gebirgen spricht. Eine Bastardform beider Arten mag die durch säuerlich-süße Früchte ausgezeichnete Weichselkirsche sein, wie denn überhaupt die zahlreichen Spielarten von Kirschen durch Cultur und Veredelung entstanden sind. Zur Bereitung des Kirschwassers und Kirschgeistes bedient man sich vorzugsweise der schwarzen Süßkirschen. Dem Kirschbaumholze kann man die täuschendste Ähnlichkeit mit Mahagoni geben.

Kischinew, die Hauptstadt der russ. Provinz Bessarabien (s. d.), ist, seitdem es unter russ. Hoheit steht, sehr im Aufblühen begriffen und zählte bereits 1838 42636 E. Vom Byk, einem Nebenflusse des Dnjestr, in mehren Krümmungen durchflossen, liegt sie über drei Berge ausgebreitet. Es gibt daselbst einen schönen kaiserlichen Garten, drei prächtige mit Marmorbassins versehene Springbrunnen, ein griech. geistliches Seminar, ein Gymnasium, acht andere Schulen, 14 griech. Kirchen, eine schöne Synagoge und über 160

Fabriken, indem die Bewohner, die aus Russen, Kosacken, Polen und Juden, und außer diesen noch aus Moldauern, Griechen, Bulgaren, Armeniern, Zigeunern und Fremden, besonders Deutschen und Italienern, bestehen, einen ansehnlichen, mit jedem Jahre wachsenden Handel treiben, an dem die vielen Juden der Stadt den lebhaftesten Antheil nehmen.

Kisfalúdy (Alexander von), ein ungar. Dichter, der auf die Entwickelung und Vervollkommnung seiner vaterländischen Sprache und deren schöne Literatur einen ungemeinen Einfluß geübt hat, geb. 1777 aus einem im südwestlichen Ungarn begüterten Adelsgeschlechte, verlebte seine Jugend fern von der Heimat im Kriegsdienste. Als Rittmeister bei der ungar. Insurrection stand er 1809 als Adjutant beim Erzherzoge Palatinus. Später lebte er auf seinem Gute Sumeg in Ungarn, wo er am 30. Oct. 1844 starb. Durch seine elegischen und lyrischen Gesänge, die in der Geschichte der ungar. Poesie Epoche machten, regte er alle empfänglichen Gemüther in seinem Vaterlande an. — Nicht minder berühmt in denselben Beziehungen ist sein Bruder Karl von K., geb. 1796, der zu Pesth am 11. Nov. 1830 starb. Die Stoffe zu seinen vaterländischen Dramen entlehnte er aus der ungar. Vorwelt und aus der Heroenzeit des Kampfes zwischen dem Heidenthum und dem Christenthum, zwischen diesem und dem Islam der Mongolen und Türken und endlich aus den Zeiten des innern Bürgerkriegs. Dieselben wurden in Ungarn mit stürmischem Beifall aufgenommen und in Gaal's „Theater der Magyaren" (Bonn 1820) ins Deutsche übersetzt. Hinsichtlich seiner Sprache hat man ihm jedoch gesuchte Neuerungen und Haschen nach Alterthümlichem nicht ohne Grund zum Vorwurf gemacht.

Kisljar, eine der wichtigsten Städte in der russ. Provinz Ciskaukasien mit ungefähr 6200 E., ist zugleich eine der bedeutendsten Festungen gegen die Bergvölker, und liegt am Terek, wo er sich in seine vielen Mündungsarme theilt, die sich erst 15 M. unterhalb der Stadt ins Kaspische Meer ergießen. K. besteht aus drei Haupttheilen, der Festung, der Militairslobode oder Soldatenvorstadt und der eigentlichen Stadt, die nach den verschiedenen Nationen, die sie bewohnen, in acht Quartiere abgetheilt ist. Diese acht Quartiere sind das armenische, das grusinische, das tscherkessische, das der terekschen Kosacken, der Kalmücken, der kasanschen Tataren und die beiden Quartiere der Nogaier-Tataren. Außer diesen Völkerschaften halten sich noch viele Perser, Bucharen und Hindus in Handelsgeschäften, und Russen, als die Herren des Landes, hier auf. K. ist der Hauptstapelplatz des russ. Handels mit Persien und den Kaukasusländern. Auch gibt es daselbst eine große Anzahl Baumwollen-, Seiden- und Halbseidenfabriken, woneben Garten-, Wein-, Safranbau und Fischerei betrieben werden.

Kißlar Aga, s. Aga.

Kissingen, einer der besuchtesten Badeorte, im bair. Kreise Unterfranken in einem lieblichen Thale, an der fränkischen Saale, 6 Meilen nördlich von Würzburg, war schon zu des Tacitus Zeit seiner Salzquellen wegen im Rufe, und bereits im 16. Jahrh. als Curort bekannt. Gegenwärtig werden fünf Quellen daselbst zu Heilzwecken benutzt. Der Curbrunnen oder Rakoczy (9° R.), entdeckt im J. 1737, gibt ein nicht ganz helles Wasser von salzigsäuerlichem Geschmack und prickelndem salzigen Geruch, welches mit bedeutendem Geräusch emporsteigt und Eisentheile nebst vieler freien Kohlensäure enthält. Der Pandur (8° R.), auch der Bade-, alte oder scharfe Brunnen genannt und seit den frühesten Zeiten bekannt, entspringt gleichfalls mit Geräusch, hat im Geschmack, Geruch und Zusammensetzung viel Ähnlichkeit mit dem vorigen, enthält aber mehr freie Kohlensäure und weniger feste Bestandtheile. Der Maxbrunnen (8° R.), gleichfalls seit den ältesten Zeiten und früher unter dem Namen Sauerbrunnen bekannt, gibt ein krystallhelles Wasser von prickelndem, säuerlichem Geruch und erfrischendem, säuerlich-salzigem Geschmack, welches sehr viel freie Kohlensäure enthält. Der Theresienbrunnen (8—9° R.), entdeckt im J. 1788, hat mit dem vorerwähnten viele Ähnlichkeit. Der Soolensprudel (15° R.) oder die Salzsoole ist ausgezeichnet durch seinen Gehalt an festen Bestandtheilen und kohlensaurem Gas und durch die Eigenthümlichkeit, daß das Wasser eine Art Ebbe und Flut hat, indem es aller 24 Stunden 6—9 Mal sich erhebt und dann nach kürzerer oder längerer Zeit wieder sinkt, wobei sich jedesmal ein Geräusch wie von fernen Kanonenschlägen hören läßt. Es ist dieses periodische Steigen und Fallen wahrscheinlich die Folge

der Entbindung einer Menge kohlensauren Gases in der Tiefe, welches das Wasser hebt, sich dann einen Weg nach oben bahnt, worauf das Wasser wieder sinkt und dann eine 2—3 F. hohe Schicht von Gas unmittelbar über dem Wasserspiegel bildet. Das Wasser ist nicht ganz klar, hat einen sehr salzigen, eisenhaften, säuerlichen Geschmack und prickelnden, eisenhaften Geruch. Ihrer Zusammensetzung und ihren Wirkungen nach gehören die beiden ersten zu den eisenhaltigen Kochsalzquellen, die dritte und vierte zu den kochsalzhaltigen Säuerlingen und die letzte zu den Soolquellen. Sie werden sämmtlich sowol zur Trink- als zur Badecur benutzt, vorzugsweise wird jedoch der Rakoczy als Getränk und der Pandur als Bad gebraucht, welche beide überhaupt die ausgedehnteste Anwendung finden. Außerdem sind noch Vorrichtungen zu Bädern in kohlensaurem Gas, in dem salzsauren Dampf, in der Mutterlauge des Soolensprudels und in einem kohlen- und salzsäurehaltigen Schlamme, sowie eine Molkentrinkanstalt mit den übrigen vortrefflichen Badeanstalten verbunden. Auch werden besonders der Rakoczy und der Marbrunnen (im J. 1839 von erstern 500000 Krüge) versendet, was die Zahl der Badegäste, welche von 1820—39 von 540—3959 gestiegen ist, nur zu vermehren scheint. Während die beiden erstgenannten Quellen hauptsächlich auf den Unterleib wirken, nehmen die beiden Säuerlinge mehr die Brustorgane und der Soolensprudel die Haut in Anspruch, sodaß diese Heilquellen gegen eine große Menge verschiedener Krankheiten, welche in den erwähnten Theilen ihren Sitz haben, empfohlen und mit großem Nutzen angewendet werden. Untersucht wurden sie von mehren Chemikern, in der neuesten Zeit wieder von Kestner. Der Curgast findet in K. Alles, was er zu seiner Erholung und Zerstreuung bedarf, Theater, Concerte, Bälle, Spiel und Leseinstitute; das Hauptsächlichste aber ist die herrliche Umgebung mit vielen durch Naturschönheit oder historisches Interesse ausgezeichneten Punkten, die durch ausgedehnte Anlagen zugänglich gemacht sind. Viele der hiesigen Badegäste begeben sich zur Nachcur nach Boklet oder nach Brückenau (s. d.), welches erstere eine an Kohlensäure sehr reichhaltige Stahlquelle besitzt und gleichfalls im Saalthale zwei Stunden von K. entfernt liegt. Vgl. Balling, „Die Heilquellen und Bäder zu K." (2. Aufl., Stuttg. 1842).

Kissly-Schtschi, ein in Rußland sehr beliebtes Getränk, welches von Vielen dem Kwaß (s. d.) noch vorgezogen und auf ähnliche Art, wie derselbe bereitet wird, ist wie der Kwaß ein leichtes, angenehmes, säuerliches Getränk, welches auf die beste Art den Durst löscht, und wegen seines kohlensauren Gasgehalts eine antiskorbutische Kraft hat. Nur muß dieses Getränk nicht allzufrisch genossen werden, weil es sonst leicht Magenbeschwerden verursacht. Besonders muß sich der Fremde erst an dasselbe gewöhnen.

Kistien oder **Kissetien**, eine Landschaft im Kaukasus, die von einem meist noch völlig freien Bergvolke, den Kistinzen oder Mizdshegen, bewohnt wird. Dieselben zählen mit den Thuschen, Inguschen, Tschetschenzen, Karabulaken und Pharsmanen, die zu demselben Volksstamme gehören, etwa 198000 Seelen, und bilden nächst den Lesghiern und Tscherkessen den dritten großen Volksstamm im Lande der freien kaukasischen Bergbevölkerung. Sie sollen ehemals Christen gewesen sein und stellen auch noch jährlich große Wallfahrten nach heiligen Örtern an, die man als Überbleibsel alter christlicher Kirchen betrachtet, und feiern den Sonntag durch Ruhe von der Arbeit. Im Übrigen herrscht aber bei ihnen viel Aberglaube und eine bedeutende Hinneigung zum Islam. Sie bestellen das Feld fleißiger als die übrigen Bergvölker, treiben Viehzucht, auch einige Gewerbe; doch haben sie viel Rauhes von den Tscherkessen und Lesghiern angenommen, und Diebstahl, Menschenfang und Räuberei ist bei ihnen nichts Ungewöhnliches.

Kithäron, ein großes Waldgebirge in Böotien, welches an den Helikon sich anschließt und die nördliche Grenze zwischen Attika und Megaris bildete, war im Alterthume der vorzüglichste Schauplatz der bacchischen Orgien und außerdem berühmt durch den Tod des Aktäon (s. d.) und Pentheus (s. d.).

Kithäron, König von Böotien, soll dem Jupiter, als er sich mit seiner Gemahlin Juno entzweit hatte und diese sich auf keine Weise versöhnen ließ, den Rath gegeben haben, ein angeputztes Holzbild, welches er für die Platäa, des Asopus Tochter, ausgab, neben sich auf den Wagen zu setzen, durch welche List die Versöhnung der Juno herbeigeführt

wurde. Als letztere das Holzbild sah, eilte sie in der größten Eifersucht herbei, versöhnte sich aber, als sie den Scherz entdeckte, unter Lachen mit ihrem Gemahl.

Kitte nennt man eine Verbindung von Stoffen, welche entweder in flüssigem oder halbflüssigem Zustande zwischen die Fugen zweier miteinander zu verbindenden Körper gebracht wird, um daselbst zu erhärten und mit den Körpern eine dauerhafte mechanische Verbindung einzugehen. Die Materialien, aus welchen Kitte zusammengesetzt werden sollen, sind verschieden je nach der Natur der Körper, welche gekittet werden sollen, und je nach den Einflüssen, welchen der Kitt widerstehen soll. Man unterscheidet: 1) Leimkitte, wozu die Auflösung von Gummi arabicum, der Stärke- und Mehlkleister, der Tischlerleim und der Hausenblasenleim gehören; 2) Käs- und Eiweißkitte, welche aus einer Verbindung von frischem Käse oder Eiweiß mit gebranntem Kalke bestehen; 3) Ölkitte, deren Grundbestandtheil irgend ein Ölfirniß ist, welchem durch Zusatz von Bleiweiß oder Bleiglätte eine größere Consistenz gegeben wird; 4) Harzkitte, bei denen Harze, wie Mastir, Schellack, Kolophon u. s. w., die Hauptbestandtheile bilden; 5) Rostkitt, dessen man sich bedient, um Fugen von Guß- oder Schmiedeeisen zu verbinden, bestehend aus Eisenfeilspänen, deren Orydation durch Weinessig oder verdünnte Schwefelsäure befördert wird; 6) die Klebwerke und Leitlrungen, die bei Destillirapparaten angewendet werden und den verschiedenen Säuren und Dämpfen widerstehen müssen.

Kittel (Joh. Christian), einer der größten Orgelspieler, geb. 1732 zu Erfurt, war der letzte Schüler Seb. Bach's und machte sich namentlich durch die Bildung großer Organisten sehr verdient, wie denn Fischer, Häßler, Rink, Umbreit u. A. zu seinen Schülern gehören. Er starb als Organist zu Erfurt 1809. Eine kleine Pension des Fürsten Primas von Dalberg schützte ihn in seinen letzten Jahren vor gänzlicher Hülflosigkeit, da sein Amt ihm kaum die nothdürftigste Befriedigung der ersten Lebensbedingungen sicherte. Als Theoretiker und Componist erwarb er sich großen Ruf durch das Werk „Der angehende Organist" (3 Bde., Erf. 1801), seine Orgelpräludien und sein „Neues Choralbuch" (Alt. 1803).

Kitzel ist eine eigenthümliche, dem Jucken (s. d.) nicht unähnliche Empfindung, welche durch eine leichte darüber hinwegstreichende Berührung der Oberhaut erregt wird und länger fortgesetzt, den ganzen Körper in einen krampfartigen Zustand versetzt. Am meisten sind für diese Empfindung empfänglich die Theile der äußern Haut, wo das Gefühl überhaupt sehr fein ist, also die Nerven sich in sehr feinen Spitzen endigen und nur von einer dünnen Oberhaut bedeckt sind, z. B. in der Hohlhand, den Achselgruben, den Kniekehlen, auf der Fußsohle u. s. w. Der Kitzel ist für viele Menschen anfänglich angenehm, kann aber nicht lange ertragen werden. Die Reizbarkeit des Nervensystems überhaupt scheint auch die größere oder geringere Empfindlichkeit für das Kitzeln zu bedingen, die deshalb auch bei Frauen und Kindern größer ist als bei erwachsenen Männern; manche Menschen gerathen sogar in den erwähnten krampfartigen Zustand, wenn ihnen nur mit Kitzeln gedroht wird. Ein lange fortgesetztes Kitzeln kann durch Nervenaufregung und dadurch herbeigeführte Convulsionen zum Tode führen, und ein früher verbreiteter Wahn ließ den Geifer der auf diese Art verstorbenen Menschen als einen Hauptbestandtheil der Aqua Tofana (s. d.) gelten. Die Operation des Kitzelns (titillatio) wird von den Ärzten in der Art angewendet, daß man mit einem Federbart die Schleimhaut der Nase und des Schlundes reizt, um Niesen oder Erbrechen zu veranlassen. Man bedient sich dieses Mittels bei Scheintod, um einen Anstoß zum Athemholen zu geben, oder wenn fremde Körper in die Nasenhöhle, Luft- oder Speiseröhre eingedrungen sind, die oft durch diese Erschütterung wieder ausgeworfen werden, auch bei Vergiftungen, wenn kein anderes Brechmittel schnell zur Hand ist.

Kitzingen, eine Stadt im bair. Kreise Unterfranken, am Main, mit der am andern Ufer gelegenen Vorstadt Etwashausen, hat etwa 5000 E., welche neben Baumzucht, Wein-, Feld- und Gemüsebau hauptsächlich wichtigen Wein- und Speditionshandel treiben, der durch die sehr lebhafte Schiffahrt auf dem Main, welcher von hier ab Fahrzeuge mit 3000 Ctr. Last trägt, vortheilhaft unterstützt wird. Der Ort ist sehr alt, und ein adeliges Benedictiner-Nonnenkloster, welches von Pipin's Tochter Adelheid daselbst im J. 745 gestiftet wurde, soll die Veranlassung zur Gründung desselben gegeben haben.

Kiuperli, s. Köprili.

Klafter, s. Maße und Gewichte.

Klage (actio) oder Klagverfahren nennt man die Anrufung des Richters, um ein Recht geltend zu machen, auch den schriftlichen oder mündlichen Vortrag, wodurch die richterliche Hülfe angerufen wird (libellus), und endlich das Recht selbst, oder die Foderung, welche der Kläger (actor, franz. demandeur) geltend zu machen sucht. Eine jede Klage bezweckt, daß ein Anderer, der Verklagte oder Beklagte (reus, franz. défendeur), für schuldig erklärt werde, irgend etwas zu thun oder zu leiden, und sie muß daher gegen einen bestimmten Gegner gerichtet sein. Sie ist die nothwendige Bedingung für den Richter, in privatrechtliche Verhältnisse einzugreifen, und man sagt daher, wo kein Kläger ist, ist kein Richter. Eine jede Klage muß die Prämissen einer Verurtheilung enthalten; sie muß den Richter in Stand setzen, selbst dann ein richterliches Erkenntniß zu fällen, wenn ihm auch weiter nichts vorgetragen wird. Sie muß also einen Rechtsbegriff (fundamentum agendi) aufstellen, unter welchen der factische Vortrag gestellt wird (species facti), um daraus einen Anspruch, die Klagbitte (petitum libelli), an den Gegner abzuleiten, welchen der Richter dem Kläger zusprechen soll. Die Klage stellt also einen vollkommenen logischen Syllogismus dar, dessen Richtigkeit der Richter prüfen muß, ehe er dem Beklagten die Beantwortung desselben befiehlt. Aus den vorgetragenen Thatsachen muß wenigstens der Art, wenn auch nicht der Quantität nach, Dasjenige folgen, was der Kläger bittet, d. h. die Klage muß schlüssig sein. Bittet der Kläger mehr als aus den Thatsachen folgt, so hindert dies nicht, ihm das Wenigere zuzuerkennen; bittet er weniger, so darf der Richter doch über die Klagbitte nicht hinausgehen, nicht, wie man sagt, ultra petita erkennen. Die Arten der Klage sind so verschieden als die Rechte, welche durch sie geltend gemacht werden sollen; namentlich sind sie entweder persönliche, welche sich auf eine Foderung an eine bestimmte Person beziehen, oder dingliche (Realklagen), welche das Recht an einer bestimmten Sache zum Gegenstande haben; die erstern müssen bei dem Gerichte angebracht werden, unter welchem der Verklagte für seine Person steht, die letztern bei dem Gerichte, unter dessen Gerichtsbarkeit die Sache gelegen ist. (S. Gerichtsstand.) Die Klagen gehen entweder auf vollständige Entscheidung eines Rechtsverhältnisses, oder auf vorläufige Zuerkennung eines Anspruches mit Verweisung der weiter aussehenden Einreden zu einer besondern Verhandlung. Zu den letztern gehören vorzüglich die Besitzstreitigkeiten (possessorische Klagen) und die Executivklagen, wenn aus klaren Schuldverschreibungen geklagt wird, wobei alle Punkte mit deutlichen und vom Beklagten anzuerkennenden Urkunden belegt sind. Auch diese Form der Klage muß durch die vorgetragenen Thatsachen gerechtfertigt sein. Fehlt eine der Bedingungen, welche der Richter zu berücksichtigen hat, so muß der Regel nach die Klage als unförmlich, unschlüssig, zur Zeit oder in angebrachter Maße verworfen werden; nach der preuß. Gerichtsordnung wird indeß der Kläger zur Ergänzung oder Berichtigung derselben aufgefodert. Ist der Klagvortrag in sich zusammenhängend und eine richtige Schlußfolge darin, so erläßt der Richter, abgesehen davon, ob das Factische wahr sei, was dabei noch nicht in Betracht kommt, sondern Gegenstand des künftigen Beweises ist, an den Beklagten den Befehl, darauf zu antworten (die Vorladung). Der Beklagte hat nun über den factischen Theil der Klage sich genau und vollständig zu erklären, d. h. anzugeben, was daran wahr, oder nach seiner Behauptung falsch, oder eines Beweises noch bedürftig sei (litis contestatio, Einlassung), und dann seine Einreden (s. d.) vorzubringen. In Preußen, Sachsen und nach den meisten neuern Gesetzgebungen wird angenommen, daß der Beklagte, wenn er der Vorladung nicht folgt, den Gegenstand der Klage zugesteht; nach gemeinem deutschen Rechte wird in diesem Falle der Kläger zum Beweis gelassen, der Beklagte aber seiner Einreden verlustig. Dieser erste Abschnitt eines Rechtsstreites ist blos dazu bestimmt, die Verbindlichkeit des Beklagten zur Einlassung und die factischen Behauptungen der Parteien gegeneinander festzustellen. Im franz. Proceß geschieht dies ganz ohne Zuthun des Gerichts durch Mittheilungen zwischen den Sachwaltern, daher oft noch nachträgliche Auffoderungen zu bestimmter Beantwortung (interrogations sur faits et articles) eintreten. Im gemeinen deutschen Proceß wird dieses erste Verfahren, das Klagverfahren, zwar von dem Richter geleitet, aber nur in Hinsicht

der Regelmäßigkeit; den Inhalt der gegenseitigen Erklärungen überläßt man der Verantwortlichkeit der Parteien, daher ein übelgewähltes, zweideutiges Wort der Klage oder der Einlassung den Verlust des ganzen Processes und des klarsten Rechts nach sich ziehen kann. Im preuß. Processe müssen die Parteien zur wahrheitsgemäßen Erklärung gegeneinander ermahnt und ihre gegenseitigen Behauptungen in einem genauen status causae et controversiae (Darstellung der streitigen Punkte) vom Richter zusammengestellt werden, woraus sich dann ergibt, welche Thatsachen zur Entscheidung erheblich und eines Beweises bedürftig sind, auch wer den Beweis zu führen hat. Dies ist bei der Klage der Kläger; bei den Einreden aber muß der Beklagte als Kläger angesehen werden und die factischen Behauptungen erweisen, welche das Recht des Klägers, wenn es an sich begründet wäre, wieder aufheben würden. (S. Proceß.)

Klagenfurt, die Hauptstadt des ehemaligen Herzogthums Kärnten, jetzt des gleichnamigen Kreises des Königreichs Illyrien, mit 12000 E., liegt in einer angenehmen Ebene unweit der kleinen Flüsse Glan und Glanfurt und des Klagenfurter- oder Werder-Sees (Wördtsee), der durch einen Kanal mit der Stadt in Verbindung steht, und ist der Sitz des illyr.-steiermärk. Appellationsgerichts, des illyr. Oberbergamts und Berggerichts, des Fürstbischofs von Gurk und seines Domcapitels und der kärntner ständischen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues und der Künste. Auch bestehen daselbst ein Lyceum mit drei Facultäten und einer öffentlichen Bibliothek von 42000 Bänden, ein theologisches Alumnat, ein Gymnasium, eine Normal-Hauptschule, ein Militairknaben-Erziehungshaus, und mehre milde Anstalten. Ausgezeichnete Gebäude sind der freistehende, sehr hohe Thurm der St.-Ägidienkirche, das Landhaus und der bischöfliche Palast mit Kunst- und Mineraliensammlungen. Der schöne Marktplatz ist mit der Reiterstatue des Kaisers Leopold's I. und dem Standbild der Maria Theresia, die im Reifrock dargestellt ist, geschmückt. Bemerkenswerth ist die dasige Herbert'sche Bleiweißfabrik, die größte in der ganzen östr. Monarchie, die jährl. 5000 Ctnr. Bleiweiß liefert. Die Festungswerke wurden 1809 von den Franzosen gesprengt und die Gräben seitdem in Spaziergänge umgewandelt. Zwischen K. und St.-Veit findet man Spuren der alten röm. Stadt Solla oder Tiburnia auf dem Soll- oder Zollfelde, und in derselben Gegend, eine Meile von K., den alten kärntischen Herzogsstuhl, auf welchem bei der Huldigung ein Bauer saß, dem der neue Herzog versprechen mußte, ein gerechter Fürst und Beförderer des Landeswohls sein zu wollen.

Klang, s. Schall.

Klangfiguren. Wenn man eine gläserne, metallene oder auch hölzerne Scheibe, in horizontaler Richtung an einer passenden Stelle gehalten oder unterstützt, mit feinem Sand oder einer ähnlichen körnigen, trockenen und gleichförmigen Masse bestreut und am Rande mit einem geharzten Violinbogen streicht, so wird gleichzeitig mit dem dadurch erregten Klange die aufgestreute Masse durch die vibrirende Bewegung der Scheibe an den meisten Stellen ab- und fortgestoßen, an andern festgehalten und angehäuft, sodaß sich linearische Figuren auf der Scheibe bilden, die nicht nur Regelmäßigkeit zeigen und unter gleichen Verhältnissen immer auf gleiche Weise wieder erscheinen, sondern auch mit der Form und der Größe der Scheibe und dem danach hervorgelockten Tone in einem gewissen übereinstimmenden Verhältniß stehen. Die einfachste Figur ist immer von dem tiefsten Tone begleitet, den eine Scheibe gibt; je höher der Ton ausfällt, desto zusammengesetzter wird die Klangfigur. Chladni (s. d.) hat zuerst diese Erscheinung beobachtet und erklärt, und dadurch die Akustik wesentlich bereichert.

Klanggeschlecht, seltener, aber richtiger Tongeschlecht. Man bezeichnet mit diesem Namen gewöhnlich den Unterschied der drei Gattungen von Tonschritten, nämlich der Diatonischen (s. d.), Chromatischen (s. d.) und Enharmonischen (s. d.), sowol nach dem altgriech., als nach dem gegenwärtigen Tonsystem, obwol beide Systeme auf sehr verschiedenen Grundlagen beruhen. Eigentlich kann aber nur noch von zwei Tongeschlechtern, dem harten (Dur-) und dem weichen (Moll-)Geschlecht, die Rede sein, deren jedes in zwölf Tonarten besteht, und einzig auf die diatonische Fortschreitung sich gründet. (S. Ton und Tonarten.) Die chromatische und enharmonische Fortschreitung haben, als nur auf vorübergehenden Ausweichungen und künstlichen Combinationen, oder nur in der Eigenthüm

lichkeit unsrer Tonschrift beruhend, keine selbständige Existenz und daher keinen Anspruch auf den Namen eines Geschlechts.

Klapperschlange (Crotalus horridus) heißt eine nur in Nordamerika vorkommende Gattung von Giftschlangen, an deren Schwanzende nach jeder Häutung eine halbknochige Blase sich ansetzt, sodaß endlich ein mehrgliedriges Organ entsteht, welches bei schneller Vibration des Schwanzes ein schwirrendes Geräusch hervorbringt. Die Klapperschlangen erreichen eine Länge von fünf Fuß, sind von braungelber Färbung mit regelmäßigen dunklern Zeichnungen, und besitzen furchtbare Giftzähne. Sie beißen indessen nicht ungereizt und sind eher phlegmatisch und langsam. Die Wirkungen des Bisses sind sehr gefährlich, doch nicht in jedem Falle tödtlich; die Medicin vermag dagegen wenig. Ungeachtet der dichtern Bevölkerung und eifrigen Verfolgung sind die Klapperschlangen selbst in Pennsylvanien keine Seltenheit.

Klaproth (Heinr. Jul.), Orientalist und Reisender, der Sohn des Nachfolgenden, geb. zu Berlin am 11. Oct. 1783, widmete sich noch sehr jung dem Studium der asiat. Sprachen und besonders des Chinesischen mit großem Eifer. Nachdem er sich durch die Herausgabe des „Asiatischen Magazin" (Weim. 1802 fg.) bekannt gemacht, wurde er Adjunct an der Akademie für die asiat. Sprachen in Petersburg. Er bekleidete 1805 den Grafen Golowkin, der nach Peking als Gesandter bestimmt war, an der Grenze aber wieder umkehren mußte, und erhielt nach seiner Rückkehr auf des Grafen Joh. Potocki Vorschlag von der Akademie in Petersburg den Auftrag, in den Ländern des Kaukasus seine Forschungen über die Stammvölker Asiens fortzusetzen. Eine Frucht seiner Reise, über welche er ausführlich in der „Reise in den Kaukasus und Georgien in den J. 1807 und 1808" (2 Bde., Halle 1812—14; franz. mit vielen Zusätzen, Par. 1823) berichtete, war das „Archiv für die asiat. Literatur, Geschichte und Sprachkunde" (Bd. 1, Petersb. 1810, 4.). Im J. 1812 aus russ. Staatsdiensten entlassen, ging er 1814 nach Italien und wählte 1815 Paris zu seinem bleibenden Aufenthalte, wo er 1816 vom Könige von Preußen zum Professor der asiat. Sprachen ernannt wurde und am 20. Aug. 1835 starb. Unter seinen vielen Schriften, die sich auf Sprachforschung und Geschichte beziehen und insgesammt von großer Gelehrsamkeit zeugen, aber auch stets mit gehässigen Nebenblicken auf die Leistungen anderer Gelehrten erfüllt sind, erwähnen wir noch seine „Geographisch-historische Beschreibung des östlichen Kaukasus" (Weim. 1814); „Beschreibung der russ. Provinzen zwischen dem Kaspisee und Schwarzen Meere" (Berl. 1814) und Güldenstädt's von ihm herausgegebene, umgearbeitete und mit Anmerkungen versehene „Reisen nach Georgien und Imirethi" (Berl. 1815); ferner das „Verzeichniß der chines. und mandschuischen Bücher und Manuscripte der königlichen Bibliothek in Berlin" (Par. 1822); „Asia polyglotta" (Par. 1823, 4., nebst einem Sprachatlas in Fol.), worin er die Verzweigungen der asiat. Völker in ihrer Sprachverwandtschaft nachweist und den Anfang der gewissen Geschichte bei den verschiedenen asiat. Völkern bestimmt; „Tableaux historiques de l'Asie depuis la monarchie de Cyrus jusqu'à nos jours" (4 Bde., Par. 4., mit Atlas in Fol.); „Mémoires relatifs à l'Asie" (Par. 1834); „Collections d'antiquités égypt." (Par. 1829); „Examen critique des traveaux de feu M. Champollion sur les hiéroglyphes" (Par. 1832) und endlich das für die japan. Geschichte wichtige Werk „Aperçu général des trois royaumes, traduit de l'original japonais-chinois" (Par. 1833).

Klaproth (Mart. Heinr.), einer der gründlichsten deutschen Chemiker und Naturforscher, der Vater des Vorigen, geb. am 1. Dec. 1743 zu Wernigerode, war anfangs Apotheker in Berlin. Im J. 1787 wurde er Chemiker bei der Akademie der Wissenschaften und hierauf Professor der Chemie bei dem königlichen Feldartilleriecorps. Er starb als Obermedicinal- und Sanitätsrath und Professor der Chemie an der Universität zu Berlin am 1. Jan. 1817. K. ist der Entdecker der Zirkonerde, des Tellurs, Titans und Urans und machte sich besonders durch viele, für seine Zeit genaue Mineralanalysen bekannt. Seine „Beiträge zur chemischen Kenntniß der Mineralkörper" (6 Bde., Berl. 1795—1815) sind sein Hauptwerk. Sein mit Wolff herausgegebenes „Chemisches Wörterbuch" (5 Bde., nebst 4 Supplementbänden, Berl. 1807—19) ist veraltet.

Klauenseuche, eine bei gehöriger Abwartung nicht leicht tödtliche, aber mit großen

Nachtheilen verbundene Krankheit der mit Klauen oder Hufen versehenen Thiere von welcher insbesondere das Rindvieh und die Schafe, seltener die Pferde befallen werden, ist häufig eine Folge der Mundfäule, erscheint aber auch oft, ohne daß diese vorhergegangen. Die Krankheit verräth sich zunächst durch Hinken der Thiere; die Klauen werden heiß, die Füße beginnen zu schwellen, es bilden sich in der Spalte der Klaue Wasserblasen, die sich in Geschwüre mit einer stinkenden Materie verwandeln, und zuletzt trennt sich der hornige Theil von der Haut. Das Weiden des Viehes auf heißem, sandigem Boden bei anhaltend trockener Hitze und in Moorgegenden bei nasser Witterung, sowie das Stehen auf dem sich allmälig erhitzenden Miste scheinen die Hauptveranlassungen zu dieser Krankheit zu geben, die man im Sommer viel öfter als im Winter wahrnimmt. Vermeiden der Veranlassungen, tägliches, aber nur minutenlanges Schwemmen in hellem Wasser, die Entzündung beseitigende Umschläge von Thon u. s. w., und wenn letztere nicht mehr zu entfernen ist, Befördern der Eiterung und baldige Öffnung der Geschwüre sind die Mittel, welche man gegen dieselbe in Anwendung bringt. Von der gewöhnlichen Klauenseuche, in Folge deren die davon befallenen Thiere, da sie dabei die Freßlust verlieren, abmagern und insbesondere die Schafe sich hären, unterscheidet man die sogenannte bösartige Klauenseuche, welche, da sie tödtlich ist, unter den Schafen oft große Verheerungen anrichtet. Gegenwärtig heilt man die letztere durch Betupfen der gereinigten Klauen mit elektrochemischer Flüssigkeit. Da die Klauenseuche ansteckend ist und leicht epidemisch wird, so sucht man durch Absperren der Orte, wo sie sich zeigt, und durch Cordons ihre weitere Verbreitung zu vermeiden.

Klaus, Bruder, s. Flüe (Nikolaus von der).

Klausenburg, ungar. Kolosvár, walachisch Klusch, die Hauptstadt Siebenbürgens, liegt im gleichnamigen Comitate, in einem romantischen Thale am kleinen Szamosflusse und zählt 20000 E. Sie ist mit alten Mauern umgeben und zerfällt in die Alt- und die Neustadt, wozu noch fünf Vorstädte kommen, hat einen schönen, großen Marktplatz, mehre schöne Straßen und in der Kathedrale zum heil. Michael ein herrliches altdeutsches Gebäude. Nächst einem Lyceum mit einer öffentlichen Bibliothek, einem adeligen Convict und Seminarium, einem katholischen Gymnasium und Seminar, einem reformirten und einem unitarischen Collegium gibt es daselbst ein Waisenhaus, drei Spitäler und mehre andere wohlthätige Anstalten. Jenseit des Flusses steht an der Stelle eines röm. Castells die von Karl VI. 1721 erbaute Festung, welche aber nicht mehr unterhalten wird. K. ist das Claudiopolis der Römer und zahlreiche Ausgrabungen von röm. Münzen, Bronzen u. s. w. werden daselbst gemacht.

Klausthal, Bergstadt und Hauptort der gleichnamigen Berghauptmannschaft und des hannöv. Oberharzes, hat ungefähr 9200 und mit Einschluß der nur durch den Zellerbach von ihr getrennten Bergstadt Zellerfeld 13300 E., die mehr oder minder vom Bergbau leben. Die klausthaler Bergwerke gehören nach Mächtigkeit und Großartigkeit der Anlagen zu den wichtigsten und merkwürdigsten Bergwerken. Auf der dasigen Münze wird alles auf dem hannöv. Harze gewonnene Silber und Gold vermünzt. In der Nähe von K. liegen viele Gruben, Pochwerke, Wäschen und eine große Schmelzhütte, in denen silberhaltige Blei- und Kupfererze gewonnen und auf Silber, Blei und Kupfer zu Gute gemacht werden. Neben einer Berg- und Forstschule besteht in K. auch ein Gymnasium.

Klazomenä, eine von den ionischen Zwölfstädten, war ursprünglich an der Küste Joniens am hermäischen Meerbusen, westlich von Smyrna erbaut, breitete sich aber später, als die Einwohner aus Furcht vor den Persern auf eine der nahegelegenen kleinen Inseln sich flüchteten und Alexander der Große diese mit dem Festlande durch einen Damm verbinden ließ, auch über die dadurch entstandene Halbinsel. Jetzt heißt sie Vurla mit der Insel St.-Giovanni. Im Verlaufe der Zeit kam sie unter die Herrschaft der Lyder, Perser, Macedonier und zuletzt der Römer.

Kleanthes, einer der eifrigsten Anhänger und Vertreter der stoischen Philosophie, aus Assus in Kleinasien gebürtig, mußte sich anfangs in Athen seinen Unterhalt durch Lohnarbeit verdienen, daher man ihn mit Verdrehung des Namens Phreantles, d. h. Wasserschöpfer, nannte. Dann genoß er fast 20 Jahre lang den Unterricht des Zeno (s. d.), dessen Lehrstuhl er um 264 v. Chr. einnahm. Mit seinem berühmten Schüler Chrysip-

pus (s. d.) gerieth er später in einen heftigen Streit und soll im hohen Alter noch durch freiwilligen Hunger sich getödtet haben. Abweichend von den übrigen Stoikern nahm er die Sonne als das herrschende Weltprincip an. Von seinen vielen Schriften hat sich nur sein in Hexametern verfaßter „Hymnus an den Zeus" vollständig erhalten, der, obgleich in der Form vernachlässigt, durch Reichthum und Erhabenheit der Gedanken sich auszeichnet und von Brunck in den „Poetae graeci gnomici" (Straßb. 1778; neue Ausg. von Schäfer, Lpz. 1817), von Cludius (Gött. 1786), Mohnike (Greifsw. 1814), Schwabe in dem „Specimen theologiae comparativae etc." (Jena 1819) und Korais zugleich mit Epiktet (Par. 1826) am besten bearbeitet und von Conz in den „Blumen, Phantasien und Gemälden aus Griechenland" (Lpz. 1793) trefflich in das Deutsche übersetzt worden ist. Vgl. Petersen, „Cleanthis hymnus in Jovem auctori suo vindicatus" (Hamb. 1829).

Kleber (Gluten) nennen die Chemiker denjenigen Bestandtheil der Getreidearten, welcher nach dem Kneten des Mehls mit Wasser bis zu Entfernung alles Stärkemehls als graue, zähe Masse zurückbleibt; Andere verstehen darunter nur den in heißem Weingeist löslichen Theil dieser Masse. Der Kleber ist kein einfacher Pflanzenstoff, sondern ein Gemenge verschiedener, dem thierischen Eiweiß, Faserstoff und Käsestoff nahe verwandter, stickstoffhaltiger Körper, daher in hohem Grade der Fäulniß unterworfen, und wirkt, in Zersetzung begriffen, als Ferment (s. d. und Gährung). Er bedingt das Faulen und den übeln Geruch der bei Stärkefabriken abfallenden Wässer. Er ist der wichtigste nährende Bestandtheil der Getreidearten; bei der Brotgährung wird er zum Theil zerstört, daher die Versuche, den mechanisch auflockernden Zweck der Brotgährung durch eine andere, nicht von Zerstörung eines Theils des Klebers und Stärkemehls abhängige Gasentwickelung im Innern des Teiges zu erzeugen, ganz rationell sind. Alle Verschiedenheiten im Verhalten des Mehls vom reinen Stärkemehl haben ihren Grund in der Gegenwart des Klebers. Das Weizenmehl enthält ungefähr 12, das Roggenmehl 9—10 Procent Kleber.

Kleber (Jean Bapt.), ein ausgezeichneter General der franz. Republik, geb. zu Strasburg am 6. März 1753, der Sohn eines Gartenarbeiters, erhielt durch seinen Stiefvater eine sorgfältige Erziehung und kam im Alter von 16 Jahren nach Paris, wo er zwei Jahre Baukunst studirte. Nach seiner Rückkehr machte er zufällig die Bekanntschaft zweier Edelleute aus Baiern, denen er in einem Streite mit Franzosen beigestanden hatte, und wurde von ihnen bestimmt, in die Militairschule zu München zu treten. Hier sah ihn im J. 1772 der östr. General Kaunitz, dem er seiner martialischen Gestalt wegen so gefiel, daß er ihm eine Lieutenantsstelle in seinem Infanterieregimente verlieh. In diesem Verhältnisse wohnte K. dem Feldzuge gegen Preußen bei und kam dann nach Luxemburg in Garnison, nahm aber hier 1783, da er als Bürgerlicher keine Aussicht auf Beförderung hatte, den Abschied und kehrte in den Elsaß zurück. Hier erhielt er das Amt eines königlichen Bauinspectors zu Béfort; auch erwarb er sich die öffentliche Achtung durch Ausführung mehrer großer Bauten. Seine Neigung und sein entschiedenes Talent für eine kriegerische Laufbahn bewogen ihn indeß, in der Revolution die bürgerliche Stellung aufzugeben. Er trat 1792 als Gemeiner unter die Freiwilligen vom Oberrhein und stieg bald zum Adjutant eines Bataillons, das nach Mainz geschickt wurde. Während der Belagerung dieser Stadt entwickelte er als Generaladjutant außerordentliche Kühnheit und Thätigkeit. Gleich den übrigen Oberoffizieren gerieth auch er nach der Capitulation in Haft und Untersuchung, wobei er den Muth hatte, das Betragen Custine's (s. d.) zu vertheidigen. Zum General erhoben, erhielt er hierauf den Befehl über eine Brigade der mainzer Garnison, die nach der Vendée geschickt wurde. In diesem schwierigen Kampfe bewies er ebenso viel Muth als Menschlichkeit und gewann nach der Schlacht von Chollet den Grad eines Divisionsgenerals. Weil er sich aber mit Freimuth gegen die Blutbefehle erhob und den Bürgerkrieg durch eine milde Behandlung der Royalisten beizulegen trachtete, erregte er den Verdacht des Wohlfahrtsausschusses und mußte den Schauplatz verlassen. Schon im J. 1794 wurde er aber wieder in der spätern Maas- und Sambrearmee unter Jourdan (s. d.) angestellt. An der Spitze einer Division nahm er an der Schlacht von Fleurus und an den folgenden siegreichen Gefechten Antheil. Im Feldzuge von 1795 führte er beim Rheinübergange Jourdan's den linken Flügel und bewies während des Rückzugs

vor dem östr. General Clerfait die höchste Kaltblütigkeit. Auch 1796 unterstützte er die Operationen am Rhein. Er hatte Frankfurt besetzt, als ihn Streitigkeiten mit dem Directorium plötzlich außer Thätigkeit setzten. Frei, kühn und heftig im Wort wie in der That, überdies ohne politischen Fanatismus, hatte er sich viele Feinde zugezogen. Er lebte nun in großer Abgeschiedenheit zu Chaillot bei Paris und entging dadurch bei der Revolution vom 18. Fructidor als Feind des Directoriums (s. d.) der Verbannung. Allein der General Bonaparte suchte ihn auf und bestimmte ihn zur Theilnahme am Zuge nach Ägypten. Schon bei der Einnahme von Alexandria wurde K. am Kopfe gefährlich verwundet. Nach der Herstellung begleitete er Bonaparte nach Syrien, nahm mit seiner Division Jaffa und Gaza und gewann die Schlacht am Berge Tabor. Bonaparte, der den gewaltigen Charakter K.'s fürchtete, übertrug ihm bei seiner Abreise ebenso ungern den Oberbefehl, als K. denselben annahm. Da es nicht möglich schien, Ägypten zu behaupten, schloß K. mit dem brit. Commodore Sidney Smith eine Convention, nach welcher die franz. Truppen freie Überfahrt mit Waffen und Gepäck erhalten sollten. Doch während die Franzosen die besetzten Plätze den Türken auslieferten, verwarf der brit. Admiral Keith (s. d.) diesen Vertrag. K. faßte hierauf den kühnen Entschluß, das Land aufs neue zu unterwerfen. Er zertrümmerte mit seiner geringen Macht die ganze türk. Armee am 20. März 1800 bei Heliopolis, zügelte das empörte Kairo, organisirte einen Verwaltungsrath und war in kurzer Zeit wieder Herr von ganz Ägypten. Unter den Bemühungen, mit den Türken einen Separatvertrag zu schließen, wurde er jedoch am 14. Juni 1800 zu Kairo von einem fanatischen Türken ermordet. Der Partei Bonaparte's konnte der Tod eines Generals nur erwünscht sein, der fähig und auch entschlossen war, die Republik gegen ihre innern Feinde zu vertheidigen. Ludwig XVIII. ließ die im Schlosse If zu Marseille vergessenen Gebeine K.'s nach Strasburg schaffen und daselbst dessen Andenken eine eherne Statue errichten.

Klee nennt man mehre Futterkräuter, welche zur Familie der Hülsengewächse (Leguminosae) gehören. Die wichtigste unter allen Kleearten für die Landwirthschaft ist der span. oder brabanter Klee (Trifolium pratense), aus den Niederlanden durch Auswanderer zu Herzog Alba's Zeiten zuerst an die Ufer des Rhein verpflanzt, wo aber der Kleebau schon in seinem Entstehen wieder unterging. Erst in den Kriegen Östreichs gegen Frankreich wurde der Klee durch östr. Krieger wieder nach Östreich und Schlesien verpflanzt, doch nur hier und da angebaut, bis ihm Schubart von Kleefeld (s. d.) eine allgemeine Verbreitung verschaffte, wodurch die Landwirthschaft eine ganz neue Gestalt und eine Stütze und sichere Haltung erhielt, die ihr vorher fehlte, denn durch den Kleebau wurden die reine Brache und der Weidegang des Rindviehes verdrängt und statt letzterer Sommerstallfütterung eingeführt, wodurch auch das Vieh in einen veredelten Zustand kam. Es wurde ferner durch Production vielen und guten Futters und durch Vermehrung des Nutzviehes der Dünger vermehrt und verbessert und dadurch mehr Getreide und andere Feldgewächse erbaut, auch schon darum, weil der Klee durch Beschattung und Reinhaltung des Bodens und durch seine vielen Rückstände an Wurzeln und Stoppeln dem Acker wesentliche Dienste leistet. Es wurde endlich durch den Kleebau ermöglicht, schlechte Wiesen in Feld oder Wald umzuwandeln und auch da einen vollkommenen Ackerbau zu treiben, wo natürliche Wiesen fehlen. Am häufigsten wird der brabanter Klee angebaut, weil er den Feldbau am meisten belebt und im raschen Umschwunge erhält. Von dem Kopfklee kommen zwei Arten vor, der brabanter und der gebogene, grüne oder steiersche Klee. Jener schießt schneller in die Blüte und ist saftiger und nahrhafter, dieser zeigt ein dunkleres Grün, ein langsameres Wachsthum, spätere Blüte und hat weniger von dem Frost als jener zu leiden. Außer dem Kopfklee werden hauptsächlich noch angebaut der weiße oder Weideklee (T. repens) mit kleinen weißen Blütenähren, ein gutes Schaffutter; der gelbe Klee (Medicago lupulina); der gelbe Hopfenklee (T. agrarium); die schwed. Luzerne (M. falcata); der Bastardklee (T. hybridum), ein ausgezeichnetes Futtergewächs; der Incarnatklee (T. incarnatum), in warmen Gegenden der Schweiz und des südlichen Deutschlands; der blaue Steinklee (M. coerulea), in den hohen Gebirgen Deutschlands und der Schweiz wachsend, auch Schabziegerklee genannt, weil er dem Schab-

ziegler- oder Kräuterkäse Farbe und Geruch ertheilt; der Meliloten-Steinklee (M. officinalis), der getrocknet einen eigenthümlichen, durchdringenden und bleibenden Geruch hat, weshalb man sich seiner zur Abhaltung der Motten von Pelzwerk und Kleidern bedient. Seiner zertheilenden und erweichenden Eigenschaften halber wird er äußerlich, besonders in Pflasterform, nicht selten angewendet. Andere Kleearten sind die Luzerne (s. d.) und Esparsette (s. d.); noch andere, wie der Erdbeerklee (T. fragiferum), der braune Klee (T. spadiceum), der Bergklee (T. montanum) und der Riesenklee (M. leucantha maxima) werden nicht im Großen angebaut. Vgl. Löbe, „Fluch und Segen des Kleebaus" (2. Aufl., Lpz. 1843).

Klee (Heinr.), ordentlicher Professor der katholischen Theologie an der Universität zu München, geb. im J. 1800 zu Münstermaifeld bei Koblenz, bildete sich im Lyceum und im bischöflichen Seminar zu Mainz. Schon im J. 1821 wurde er Lehrer am Gymnasium und 1825 Professor der Philosophie und Theologie am Seminar daselbst, bald darauf auch Doctor der Theologie. Durch seine erste Schrift „Die Beichte" (Frankf. 1827), sowie durch seinen ehrenwerthen Charakter vortheilhaft bekannt geworden, erhielt er das Anerbieten einer Professur an der katholischen Facultät zu Bonn oder Breslau und entschied sich, obgleich kein Freund von Hermes' Ansichten, für das erstere. Nachdem Droste zu Vischering Erzbischof geworden, wurde K. zum Examinator für das Fach der Dogmatik ernannt und entwickelte theils als Docent, theils als Schriftsteller große Thätigkeit. Als er später in Folge der kölner Wirren eine Beeinträchtigung seiner Lehrfreiheit befürchtete, nahm er den schon früher an ihn ergangenen Ruf nach München an. Unter seinen zahlreichen Schriften heben wir hervor die „Katholische Dogmatik" (3 Bde., Mainz 1834 fg.; 2. Aufl., 1839—41), „Dogmengeschichte" (2 Bde., Mainz 1837—38), und „Grundriß der katholischen Moral" (Mainz 1843).

Kleefeld, s. Schubart (Edler von).

Klein (Bernh.), einer der ausgezeichnetsten neuern Componisten, geb. zu Köln 1794, war früh genöthigt, durch Unterricht auf dem Clavier sein Fortkommen zu suchen. Ein eigentlich gründlicher Unterricht in der Composition wurde ihm nicht zu Theil; doch den Mangel eines Lehrers ersetzte ihm seine unermüdliche Wißbegierde, die von einem reichen, scharfen, vielfach empfänglichen Geist unterstützt wurde. Im J. 1812 ging er auf sechs Monate nach Paris, wo theils Cherubini's Rath, theils die Gelegenheit, große Musikaufführungen zu hören, vor Allem aber die Benutzung der Bibliothek des Conservatoriums seiner Ausbildung einen mächtigen Schwung gaben. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, leitete er die geistlichen Musiken im Dom, bis er 1819 durch die preuß. Regierung veranlaßt wurde, nach Berlin zu gehen, um die dortigen Musikanstalten kennen zu lernen. Hier wurde er 1822 als Lehrer des Gesanges bei der Universität und des Generalbasses und Contrapunkts bei der Orgelschule angestellt. Später machte er eine Reise nach Italien und gewann seitdem einen immer ausgebreitetern Ruf. Er starb in der Blüte seines Lebens zu Berlin am 9. Sept. 1832. Trotz seiner vielfachen wissenschaftlichen Leistungen und Forschungen im Gebiete der Tonkunst war er bis an sein Ende auch als Componist sehr thätig. Außer einer großen Anzahl Claviersonaten und Lieder, besonders geistlicher, besitzen wir von ihm mehre große Werke. Wir nennen davon das Oratorium „Hiob" (1820), die große in Gluck's Stil geschriebene Oper „Dido", welche 1823 zur Aufführung kam, und die beiden Oratorien „Jephta" (1828) und „David" (1830); ferner sein achtstimmiges Pater noster, ein großes sechsstimmiges Magnificat, acht Hefte Psalmen und Hymnen für Männerstimmen, welche letztere namentlich durch die in neuester Zeit in Schwung gekommenen Männergesangfeste Verbreitung und Einfluß gewannen. Seine nachgelassenen Werke wurden zum Theil durch seinen Bruder Joseph K. herausgegeben.

Klein (Ernst Ferd.), einer der thätigsten Mitarbeiter an der Gesetzgebung Preußens von 1788—94, war zu Breslau 1743 geboren. Er machte sich zuerst bekannt durch seine „Vermischten Abhandlungen über Gegenstände der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit" (3 Stück, Lpz. 1779—80) und wurde sodann von dem neuernannten Großkanzler von Carmer mit nach Berlin genommen, um an der beschlossenen Reform der Proceßordnung Theil zu nehmen. Namentlich hat er das Strafgesetzbuch ausgearbeitet. Er wurde

1786 Kammergerichtsrath, kam 1791 als Director der Universität und Ordinarius der Juristenfacultät nach Halle, kehrte aber nach einigen Jahren nach Berlin als Mitglied des Geh. Obertribunals zurück und starb daselbst am 18. März 1810. Neben den „Grundsätzen der natürlichen Rechtswissenschaft" (Halle 1797), den „Grundsätzen des gemeinen deutschen und preuß. peinlichen Rechts" (Halle 1799) und den „Grundsätzen des preuß. Civilrechts" (Halle 1801) gab er „Rechtssprüche der Juristenfacultät zu Halle" (5 Bde., Berl. 1796—1802) heraus; auch begründete er mit Kleinschrod das noch fortgehende „Archiv des Criminalrechts". Sein wichtigstes Werk aber sind die „Annalen der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit in den preuß. Staaten" (26 Bde., Berl. 1788—1809).

Klein (Joh. Adam), einer der berühmtesten Thier- und Landschaftmaler und Kupferätzer, seit 1839 in München, geb. zu Nürnberg am 24. Nov. 1792, bildete sich von 1811—15 in Wien aus und auf Wanderungen durch Steiermark, Ungarn, Oberöstreich und die Donaugegenden. Später besuchte er die Rhein-, Main- und Neckarländer. Nachdem er seit 1816 in Öl zu malen angefangen hatte, bereiste er endlich auch Italien. Seine Darstellung der Natur ist treu und belebt; Soldaten, Fuhrleute, Bauern u. s. w. weiß er trefflich zu charakterisiren und das Gepräge des Volks und Landes sprechend auszudrücken. Vorzüglich sind seine Pferdestudien von den verschiedenen Racen Polens, Ungarns, der Walachei u. s. w. naturgetreu. Auch seine landschaftlichen Gründe und Beiwerke sind gut verbunden und ausgeführt. Seinen Gemälden fehlt es zuweilen an Durchsichtigkeit der Farbe; die Radirnadel dagegen führt er mit ebenso viel Leichtigkeit als Geist. Seine radirten Blätter sind sehr zahlreich und können den besten niederl. an die Seite gesetzt werden.

Kleinasien (Asia minor), von den Römern erst seit dem 5. Jahrh. v. Chr. so genannt, jetzt zum großen Theile Natolien oder auch in der mercantilischen Sprache der Europäer die Levante (s. d.), eine große und schöne Halbinsel von mehr als 8000 □M. Flächenraum, mit 4—5 Mill. E., dehnt sich westwärts vom Euphrat bis an das Ägeische Meer und bis an die Propontis oder das Marmarameer, Konstantinopel gegenüber, aus, und senkt sich vom Südrande des armen. Hochlandes bis zum Taurus hin, und vom Pontus oder dem Schwarzen Meere südwärts bis zu den cilicischen Pässen, der Pforte Syriens. Hier unter dem milden Himmel Joniens (s. d.) war die Heimat der trojan. Heldensage und der blühende Sitz griech. Cultur; hier breitete sich nord-, ost- und südwärts das fruchtbare und gesunde Binnenland aus, um dessen Besitz seit den dunkeln Zeiten der Semiramis, um 2000 v. Chr., bis zu den Zeiten Osman's, um 1300 n. Chr., drei Jahrtausende hindurch die mächtigsten Eroberer und die berühmtesten Völker der Weltgeschichte, die Meder und Perser mit den Skythen, die Griechen mit den Persern, die Römer mit dem pontischen Mithridates und den Parthern, die Araber, Seldschucken, Mongolen, die Kreuzfahrer und Osmanen mit dem ohnmächtigen byzantin. Reiche kämpften. In diesen drei Jahrtausenden entstanden, blühten auf und versanken ruhmvolle Nationen, mächtige Staaten, reiche, prachtvolle Städte und die herrlichsten Denkmäler der Vorzeit. Noch haben sich die Sagen der Phrygier, die Geschichten der Lycier, Karier, Paphlagonier und Bithynier, der Ruf von der Macht und dem Reichthume der Lydier, von der Tapferkeit der Pamphylier, Isaurier und Cilicier, von den Thaten des großen Mithridates (s. d.) und von den Schätzen der Attaler in Pergamus (s. d.) erhalten. Alexander erschütterte von hier aus den Orient, und Rom erkämpfte hier 89—25 v. Chr. die Herrschaft über die civilisirte Welt. Aber so viele reiche Städte auch ihren Untergang fanden, die Civilisation ging nicht ganz unter; erst als die Türken unter Osman im alten Bithynien ihr Heerlager aufschlugen und in Bursa einen Waffenplatz und das Grabmal ihrer Sultane erbauten, als sie von hier aus Europas Ostländer überzogen und fünf Jahrhunderte lang mit allen Ketten und Brandfackeln des militairischen Despotismus und des fanatischen Religionshasses die große schöne Halbinsel belasteten und verheerten, da fiel ein Werk der Cultur nach dem andern in Trümmer. Doch die Natur mit ihrem Segen ist dem Lande treu geblieben. (S. Natolien.) Vgl. F. Schubart, „Geschichte der westasiat. Länder bis zur Ausbreitung der röm. Herrschaft" (Berl. 1842); Leake's „Tour in Asia minor" (Lond. 1824) und dessen „Map of Asia minor" (Lond. 1824); Prokesch, „Erinnerungen aus Ägypten und Kleinasien"

(3 Bde., Wien 1831) und dessen „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient" (3 Bde., Stuttg. 1836) und Hamilton's „Researches in Asia minor" (2 Bde., Lond. 1842).

Kleinis, der Gemahl der Harpe und Vater des Lykios, Ortygios, Harpasos und der Artemiche, wohnte bei Babylon und war ein Liebling des Apollon und der Artemis. Als er sah, daß dem Apollon bei den Hyperboreern Esel geopfert wurden, wollte er dieses auch in seiner Heimat einführen; jedoch verhinderte ihn der Gott daran. Dennoch thaten es seine Söhne Lykios und Harpasos. Hierüber erzürnt, versetzte Apollon die Esel in Raserei, in welcher sie die ganze Familie anfielen. Aber Poseidon, Leto und Artemis erbarmten sich und verwandelten die Harpe und den Harpasos in Falken, den K. in einen Adler, den Lykios in einen Raben, die Artemiche in eine Piphinx und den Ortygios in eine Meise.

Kleinkinderschulen oder Kinderbewahranstalten nennt man solche Anstalten, in welchen jüngere, noch nicht schulpflichtige Kinder Aufsicht, Pflege, Beschäftigung durch Spiel, leichte Handarbeiten und dgl. finden, damit dieselben nicht zu Hause aus Mangel an Aufsicht, geistiger und gemüthlicher Anregung und Pflege zu Schaden kommen oder in der Entwickelung zurückbleiben. Sie sind mithin ursprünglich nur für die Kinder armer Ältern bestimmt, welche durch ihre häuslichen Verhältnisse verhindert werden, der Erziehung ihrer Kinder die erfoderliche Sorgfalt zuzuwenden. Die Idee solcher Kinderanstalten war in Deutschland schon von Pestalozzi, dem Grafen von Spauer, Wolke u. A. ausgesprochen worden, als zuerst die Fürstin Pauline (s. d.) von Lippe-Detmold 1802 eine solche Anstalt errichtete. Im J. 1819 wurde eine ähnliche in Berlin durch Wadzeck (s. d.) gegründet. Die Gründerin der ersten Kleinkinderschulen (salles d'asile) in Frankreich war Louise Scheppler, geb. am 4. Nov. 1763, gest. im Juli 1837 zu Waldbach im Steinthale, die edle Dienerin des Pfarrers Joh. Friedr. Oberlin (s. d.), unter dessen Leitung am 16. Juni 1779 die erste derartige Schule eröffnet wurde. Auch in England finden sich schon frühe Spuren von Kleinkinderschulen, aber erst im zweiten Jahrzehent dieses Jahrhunderts fanden sie dort allgemeinere Verbreitung, hauptsächlich durch Brougham, Owen und Wilderspin. Von England aus verbreiteten sie sich sodann in Deutschland und fast in allen europ. Ländern. In Deutschland namentlich gibt es gegenwärtig wol nur noch wenige Städte, wo nicht eine oder einige Kleinkinderschulen bestehen. Die Nützlichkeit und Wohlthätigkeit dieser Anstalten läßt sich wol im Allgemeinen nicht mit Grund in Zweifel ziehen; dagegen haben sich aber in neuester Zeit mit Recht Stimmen erhoben, daß dieselben an vielen Orten zu wirklichen Kleinkinder-Schulen sich gestaltet haben, in welchen schon die ersten Elemente des Unterrichts betrieben werden. Dies führt zu schädlicher Verfrühung der Schulbildung. Auch ist zu tadeln, daß diese Anstalten hier und da dem kirchlichen Parteigeiste verfallen sind. Nicht minder ist es zu misbilligen, daß man sogar anfängt, dergleichen Kinderanstalten, z. B. die Fröbel'schen Kindergärten, als allgemein nothwendige Glieder in dem Systeme der öffentlichen Erziehungsanstalten anzusehen. Die Erziehung bis zum schulpflichtigen Alter gehört an sich ganz allein der Familie, und es ist durchaus nachtheilig, sie diesem ihrem natürlichen Boden zu entziehen. Die Kleinkinderschulen sind und bleiben nur nothwendige Übel, leidige Ersatzmittel für die Familienerziehung, und das ganze Familienleben müßte zuletzt völlig zerrüttet werden, wenn sie in alle Stände Eingang fänden. Lehrerinnen oder vielmehr Erzieherinnen für Kleinkinderschulen werden unter Andern in der zu Kaiserswerth bestehenden Diakonissinnen-Anstalt gebildet, doch bedarf es hierzu kaum einer besondern Bildung. Belehrung über Einrichtung von Kleinkinderschulen und über die darin einzuführenden Beschäftigungen findet man in zahlreichen Schriften, z. B. in Wilderspin, „Über die frühzeitige Erziehung der Kinder und die engl. Kleinkinderschulen" (deutsch von Werthheimer, 2 Aufl., Wien 1828); Chimani, „Theoretisch-praktischer Leitfaden für Lehrer in Kleinkinderbewahranstalten" (Wien 1832); Wirth, „Über Kleinkinderbewahranstalten" (Augsb. 1838) und dessen „Mittheilungen über Kleinkinderbewahranstalten" (Augsb. 1840).

Kleinpolen, s. Großpolen.

Kleinrußland heißt im Gegensatze zu Großrußland (s. Rußland) ein Landstrich im Süden des europ. Rußlands, von Großrußland, den poln. Provinzen und Südrußland umgeben, der aus den vier Gouvernements Kiew (s. d.), Charkow (s. d.) oder der slo-

bodischen Ukraine, Tschernigow und Pultawa (s. d.) besteht, und auf 3427 □M. über 5,778000 E. zählt, sodaß er zu den bevölkertsten Provinzen Rußlands gehört. Auch ist Kleinrußland eines der gesegnetsten und fruchtbarsten Länder und die eigentliche Kornkammer des Reichs, wie es denn auch viele russ. Gouvernements mit Pferden und Schlachtvieh versorgt. Wohlhabenheit, eine Folge der Ergibigkeit des Bodens und der industriellen Thätigkeit der Bewohner, ist in diesem Lande überall ersichtlich, und dies, wie die Schönheit des Landes überhaupt, welches reich ist an malerischen Ansichten, machen bei dem überaus milden Klima einen sehr wohlthuenden Eindruck. Lange Zeit war hier der Hauptsitz des russ. Reichs, und schon der Nowgorod'sche Großfürst Oleg verlegte 882 den Herrschersitz von Groß-Nowgorod nach Kiew, von wo er in Folge des Eindringens der Tataren, seit 1238, nachdem er eine kurze Zeit erst nach Wladimir hinausgerückt war, nach Moskau verlegt wurde. Kleinrußland blieb in den Händen der Tataren, bis 1320 der Großfürst von Lithauen, Gedimin (s. d.), das Reich eroberte, welches nun unter lithauische und dann unter poln. Herrschaft kam, als 1386 unter den Jagellonen Lithauen mit Polen vereint wurde. Unzufrieden damit, begab sich ein Theil der Bevölkerung namentlich in die Provinzen jenseits des Dnjepr, wo er ein freies, umherschweifendes, kriegerisches Leben führte, sich jedoch 1654 dem russ. Scepter unterwarf, da ihm solche Zugeständnisse gemacht wurden, daß seine Freiheit nicht gefährdet schien. In den J. 1667 und 1686 traten die poln. Könige diesen Theil von Kleinrußland, der nun die russ. Ukraine, d. i. das russ. Grenzland, genannt wurde, den Russen ab, und 1781 und 1782 bildeten diese hieraus die drei Gouvernements Kiew, Tschernigow und Nowgorod-Sewerskoi, welches letztere später den Namen Pultawa erhielt. Die Stadt Kiew selbst aber gehörte noch den Polen, und galt als die Hauptstadt der westwärts vom Dnjepr gelegenen poln. Ukraine, die auch Stücke Podoliens in sich begriff. Erst bei der zweiten Theilung Polens im J. 1793 kam dann auch dieser Theil Kleinrußlands an Rußland, worauf 1796 ein neues Gouvernement Kiew gebildet wurde. Bevor noch diese Vereinigung der russ. mit der poln. Ukraine stattgefunden hatte, war auch die sogenannte slobodische Ukraine, das heutige Gouvernement Charkow, durch Einwanderung vieler Kosackenfamilien aus den beiden Ukrainen entstanden. Die Bevölkerung besteht meist aus Kleinrussen (Malorossen), die sich gern Kosacken, d. i. in tatar. Sprache Krieger, nennen, und die wahrscheinlich nur ein Nebenstamm des großruss. Volkes sind, wozu sich vielleicht schon in frühester Zeit tatar. Horden gesellt haben. Ihre Sprache ist die russ. und von der großruss. nur in sehr wenigen Punkten verschieden, besonders darin, daß sie viele Wörter aus dem Türkischen, Tatarischen und Polnischen angenommen hat. Die große Mehrzahl der Bevölkerung bekennt sich zur griech.-russ. Kirche; außerdem gibt es etwa 162000 Juden, 90000 Katholiken und 3600 Evangelische.

Kleist (Ewald Christian von), der Dichter des „Frühlings", geb. am 3. März 1715 zu Zeblin bei Köslin in Pommern, besuchte die Jesuitenschule zu Krone in Großpolen, das Gymnasium zu Danzig und studirte seit 1731 in Königsberg die Rechte. Gleichzeitig studirte er alte Literatur, Philosophie, Mathematik und neuere Sprachen und reiste hierauf, um die Welt etwas kennen zu lernen, zu seinen Anverwandten nach Dänemark. Nachdem er sich wiederholt vergebens um eine Civilanstellung beworben, wählte er den Militairstand und wurde 1736 dän. Offizier. Er studirte nun mit Eifer Alles, was in das Gebiet der Kriegswissenschaft gehörte, nahm indeß sehr bald wieder seine Entlassung aus dän. Diensten und ging nach Berlin, wo ihn Friedrich II., dem er vorgestellt wurde, zum Lieutenant bei des Prinzen Heinrich Regiment ernannte. Obgleich er sich im Schlachtgewühl sehr tapfer zeigte, scheint er seiner milden und menschlichen Gemüthsart nach im Grunde doch nie wahre Neigung für den Soldatenstand empfunden, auch sich nur durch die Vorstellung seiner Pflicht und die Bewunderung seines großen Königs mit demselben versöhnt zu haben. Dieser Streit seines Schicksals mit den Wünschen seines Herzens, welche nur Ruhe beabsichtigten, verbunden mit einer unglücklichen Liebe, die sich seit 1738 entspann, hat ihn auch vielleicht zum Dichter gemacht oder doch seinen Gedichten den Hauptcharakter der sanften Schwermuth, der besonders in seinen Elegien herrscht, aufgedrückt. Im J. 1757 wurde er Major bei dem Hausenschen Regimente, welches nach Leipzig in Garnison kam, wo er mit Gellert und Weiße in ein freundschaftliches Verhältniß trat. Unter dem Prin-

zen Heinrich focht er 1759 in der Schlacht bei Kunnersdorf. An der Spitze seiner Krieger drang er hier gegen eine feindliche Batterie vor, wurde an der rechten Hand verwundet, worauf er den Degen in die linke nahm, dann aber von einer Kartätschenkugel niedergestreckt, welche ihm das rechte Bein zerschmetterte. Unverbunden und ausgeplündert lag er die Nacht hindurch auf dem Schlachtfelde. Erst des andern Tages gegen Mittag ließ ihn ein russ. Offizier, dem er sich entdeckte, nach Frankfurt an der Oder bringen. Elf Tage nach der Schlacht trennten sich die zerschmetterten Knochen und zerrissen eine Pulsader, worauf er am 24. Aug. 1759 an einer Verblutung starb. Nicht leicht machte ein deutsches Gedicht, noch dazu von einem unbekannten Verfasser, ein so schnelles Glück als K.'s „Frühling", das zuerst 1749 blos für die Freunde des Verfassers gedruckt, sodann viele Auflagen erlebte. K. hatte ein sehr glückliches Talent, Gegenstände der sichtbaren Natur zu schildern, wozu seine einsamen Spaziergänge, die er seine „poetische Bilderjagd" nannte, viel beitrugen. Durch seine Talente und seinen vortrefflichen Charakter hatte er sich die Freundschaft der besten Köpfe seiner Nation erworben, und sein Name wird in der deutschen Literatur, welche er mit bilden half, unvergeßlich sein. Zu seinen vorzüglichsten Gedichten gehört seine kräftige Ode „An die unüberwindliche preuß. Armee". Ramler, mit dem er 1749 bekannt wurde, übernahm es, K.'s Arbeiten auszufeilen, was aber nicht immer mit Glück und noch weniger mit Schonung der fremden Eigenthümlichkeit geschah. Nachdem K. selbst 1756 eine erste und 1758 eine zweite Sammlung seiner „Gedichte" in Berlin hatte erscheinen lassen, besorgte Ramler eine Ausgabe von dessen „Sämmtlichen Werken" (2 Bde., Berl. 1760). Aus Gleim's Nachlasse nach K.'s Originalmanuscripten wurden sie später von Körte herausgegeben (2 Bde., Berl. 1803; 2. Aufl., 1825).

Kleist (Heinrich von), ein origineller deutscher Dichter, geb. am 10. Oct. 1776 zu Frankfurt an der Oder, machte als Junker im preuß. Kriegsdienste den Feldzug am Rhein mit, nahm aber dann seinen Abschied und studirte seit 1799 auf der Universität seiner Vaterstadt die Rechte. Hierauf in Berlin im Departement des Ministers von Struensee angestellt, erhielt er bald hernach Urlaub zu einer größern Reise. Er lebte ein Jahr in Paris, reiste durch die Schweiz zurück und ließ sich hierauf, dem Geschäftsleben entfremdet, in Dresden nieder, von wo aus er einen zweiten Ausflug durch die Schweiz und Frankreich machte. Kurz vor dem Ausbruche des Krieges von 1806 kehrte er nach Berlin zurück, wo er wieder einige Zeit im Finanzministerium arbeitete. Nach der Schlacht bei Jena ging er mit nach Königsberg, nahm aber hier seine Entlassung und suchte nun bei den Musen Trost und Erheiterung in der traurigen Zeit der Unterdrückung seines Vaterlandes, welches seinem Herzen über Alles theuer war. Der ihm angeborene Gemüthsernst steigerte sich allmälig bis zur Schwermuth und innern Zerrissenheit, besonders als ihn die Gefangenschaft, in die er bei seiner Rückkehr nach Berlin während der franz. Besetzung Preußens gerieth, das Unglück und die Schmach seines Vaterlandes noch tiefer und schmerzlicher empfinden ließ. Nachdem er freigelassen war, ging er wieder nach Dresden, wo er an Adam Müller einen Freund und literarischen Genossen fand, mit dem er das Journal „Phöbus" (1808) herausgab. Als der Krieg gegen Frankreich 1809 in Östreich ausbrach, eilte er mit großen Hoffnungen und Planen nach Prag und war auf dem Wege nach Wien, als der Friede alle seine Luftschlösser zerstörte. Innerlich und äußerlich gedrückt und gebeugt, verzweifelnd an sich und seinem Vaterlande, kehrte er nach Berlin zurück und endigte am 21. Nov. 1811 bei Potsdam am heiligen See sein Leben durch einen freiwilligen Tod, mit ihm eine kranke Freundin, Adolfine Vogel, die Frau eines berliner Kaufmanns. Man muß K. einen entschiedenen Dichterberuf zuerkennen und bedauern, daß er nicht länger gelebt, um sich mehr und mehr auszubilden. Eigenthümlichkeit der Erfindung, Schwung der Phantasie, ein tiefes, zartes Gefühl, eine seltene Kraft der Charakteristik, eine nicht gemeine Ironie, aber oft auch eine durch die Lage des Dichters getrübte Weltansicht charakterisiren seine Werke. In Bezug auf letztere sagt Goethe von K., daß ihm dieser Dichter, bei dem reinsten Vorsatz einer aufrichtigen Theilnahme, immer Schauder und Abscheu erregt habe, wie ein von der Natur schön intentionirter, aber von unheilbarer Krankheit ergriffener Körper, und es ist auch nicht zu leugnen, daß die mehrerlei visionairen und somnambulen Elemente und Charaktere in seinen Dramen auf eine gewisse mit der gesunden Fülle des objectiven

Lebens im Widerspruch eigensinnig verharrende krankhafte Anlage des Dichters hinweisen. Sein Trauerspiel „Die Familie Schroffenstein" (Berl. 1803) gehört zu den bessern Werken jener Zeit. Noch tiefer ist das Ritterspiel „Käthchen von Heilbronn" (Berl. 1810) aufgefaßt. Auch für das Lustspiel zeigte K. einen ungemeinen Sinn, wie dies „Der zerbrochene Krug" (Berl. 1811) beweist. Außerdem haben wir von ihm noch zu erwähnen „Amphitryon" (Berl. 1807), „Penthesilea" (Tüb. 1808) und „Der Prinz von Homburg" und „Die Hermannsschlacht", zwei nachgelassene Schauspiele, die von Tieck als „Hinterlassene Werke" mit einer Vorrede über des Dichters Leben und Schriften (2 Bde., Berl. 1821) herausgegeben wurden. Unter den letztgenannten Dramen ist „Der Prinz von Homburg" seiner feinen Durchführung, zarten Sprache und tiefgefühlten Charakteristik wegen besonders hervorzuheben, während „Die Hermannsschlacht" als eine kräftige Strafpredigt auf den Verfall der deutschen Nation und als mahnender Aufruf zur Abschüttelung des fremden Jochs vielleicht noch beachtenswerther erscheint. Seine Novellen und Erzählungen (2 Bde., Berl. 1810), unter denen sich namentlich „Michael Kohlhaas" als ein Meisterstück auszeichnet, bekunden ein überaus reiches novellistisches Talent, wenn auch sie ebensowol wie seine Dramen hier und da krankhaft gefärbt sind. Weniger baute er die Lyrik an; doch sind einige seiner patriotischen Gedichte nicht zu übersehen.

Kleist von Nollendorf (Emil Friedr., Graf von), geb. am 9. Apr. 1762 zu Berlin, begann seine militairische Laufbahn bereits im bair. Erbfolgekriege 1778, wurde später Adjutant des Feldmarschalls von Möllendorf, dann im Generalstabe angestellt, in welchem er als Hauptmann die Rheinfeldzüge mitmachte und durch kluge Entschlossenheit zum glücklichen Ausgange des Gefechts bei Ober-Ursel, am 2. Oct. 1792, beitrug. Nachdem er einige Jahre lang das aus den Grenadieren der Regimenter Arnim und Kunheim gebildete Bataillon befehligt, war er 1803—7 vortragender Generaladjutant des Königs. Nach der Schlacht bei Auerstädt wurde er von dem Könige an Napoleon geschickt, um auf die durch den General Bertrand überbrachten Friedensvorschläge Entgegnungen zu machen. Nachher übernahm er als Generalmajor das Commando der niederschles. Brigade in Frankfurt an der Oder und, als nach Schill's Auszuge der Commandant von Berlin, Chazot, diese Stelle niederlegte, erhielt er die Commandantur von Berlin. Im Kriege gegen Rußland im J. 1812 war er Befehlshaber der gesammten Infanterie des preuß. Hülfscorps und bei Beginn des Feldzugs gegen Frankreich im J. 1813 erhielt er als Generallieutenant das Commando eines preuß.-russ. Corps, mit welchem er in der Nacht zum 17. Apr. einen Versuch gegen Wittenberg machte und ein rühmliches Gefecht gegen die weit zahlreichern Truppen des Vicekönigs von Italien bestand. Als das verbündete Heer die Elbe überschritt, folgte er dieser Bewegung über Dessau und besetzte den Saalübergang bei Halle. Er behauptete am 28. Apr. diesen Posten den ganzen Tag, zog sich aber am folgenden Tage, um der Stadt die Greuelscenen eines Sturms zu ersparen, über Schkeuditz zurück. Am glänzendsten bewährte er sein Feldherrntalent bei Bautzen, wo er am 20. Mai mit geringen Kräften den Spreeübergang bei Burg so lange vertheidigte, bis der General Miloradowitsch Bautzen verlassen hatte. Als preuß. Bevollmächtigter schloß er sodann den Waffenstillstand ab. Nach Ablauf desselben befehligte er das Corps, welches nebst den Garden zur großen östr. Armee in Böhmen stieß. Bei der Unternehmung gegen Dresden führte er dasselbe als zweite Colonne des vorrückenden Heers. Nach der Schlacht bei Dresden mit der übrigen Armee zum Rückzug genöthigt, gelang es ihm, obwol er bereits abgeschnitten schien, über den Kamm des Gebirgs nach Nollendorf in den Rücken Vandamme's sich zu werfen, und am 30. Aug. durch seinen Angriff von Neudorf und Streckenwalde aus die Schlacht bei Kulm zu entscheiden, welche Böhmen und einen großen Theil des verbündeten Heers rettete. In der Schlacht bei Leipzig kämpfte er mit Glück auf dem linken Flügel des großen Heers bei Markkleeberg, Güldengossa und Wachau. Dann blockirte er mit seinem Corps Erfurt, und als die franz. Besatzung sich in die Citadellen zurückgezogen hatte, folgte er dem Heere nach Frankreich und kam am 7. Febr. 1814 mit seinem Corps bei Chalons an, um an dem ungünstig ausfallenden Gefecht bei Joinvillers am 14. Febr. noch Antheil zu nehmen. Dagegen wurden die großen Vortheile, welche der linke Flügel des schles. Heers bei Laon am 9. März erfocht, vornehmlich durch seinen und des Generals York Entschluß, den Feind am

Abend zu überfallen, errungen. Nachdem die Wiedereinsetzung der Bourbons auf den franz. Thron ausgesprochen war, wurde K. Namens der verbündeten Monarchen an Ludwig XVIII. nach England gesendet. Zur Anerkennung seiner Verdienste ernannte ihn der König zum General der Infanterie und zum Chef eines Regiments und erhob ihn am 3. Juni 1814, mit der Anweisung der Domaine Stötterlingenburg, unter dem Namen K. von Nollendorf in den Grafenstand. Nach der Rückkehr Napoleon's hinderte ihn Krankheit, an dem neuen Feldzuge Theil zu nehmen. Später erhielt er das Generalcommando der Provinz Sachsen; im J. 1821 zum Feldmarschall ernannt, zog er sich auf seine Güter zurück und starb am 17. Febr. 1823.

Kleitos, der Sohn des Mantios, ein Enkel des Melampos, war so schön, daß ihn Eos raubte und unter die Götter versetzte. — Kleitos hieß auch der König der Sithonen in Thrazien, welcher seine Tochter Chrysonoë oder Torone dem aus Ägypten kommenden Proteus vermählte.

Klenau (Joh. Graf von), östr. General, geb. 1760 in Ungarn, machte in einem östr. Cavalerieregiment den Feldzug am Rhein gegen die Franzosen mit und wurde 1793 Oberstlieutenant in Wurmser's Armee. Im J. 1799 kam er zur Armee in Italien und zum Generalmajor ernannt, im folgenden Jahre zur Rheinarmee. Bei Ulm wurde er 1805 mit dem Mack'schen Corps gefangen, von Napoleon aber mit vieler Auszeichnung behandelt. Bei Wagram befehligte er 1809 statt des Erzherzogs Ludwig das fünfte Corps. Hierauf wurde er 1812 zum Geh. Rath ernannt. Als Feldzeugmeister erhielt er 1813 ein eigenes Armeecorps, das an der Schlacht bei Dresden Theil nahm. Hierauf zum General der Cavalerie ernannt, hatte er rühmlichsten Antheil an der Schlacht bei Leipzig. Nach derselben belagerte er Dresden, wo er mit Gouvion Saint-Cyr die nachher nicht ratificirte Capitulation abschloß, und wurde dann mit seinem Corps zur Armee in Italien entsendet und 1814 Generalinspector. Er starb 1822.

Klengel (Joh. Christian), ein deutscher Landschaftmaler, der Sohn eines Landmanns zu Kesselsdorf bei Dresden, geb. am 5. Mai 1751, erhielt als Buchbinderlehrling in Dresden, durch Hagedorn, der ihn kennen gelernt hatte, die Erlaubniß, die Zeichenschule zu besuchen. Später wurde er Schüler des Directors Hutin und auch K. Dietrich's, und auf Hagedorn's Empfehlung Pensionair der Akademie. Die Landschaft war schon bei Dietrich sein Hauptfach geworden; Studien nach der Natur neben eigenthümlich aufgefaßten Copien nach Werken in der königlichen Galerie bildeten sein Kunsttalent; auch unternahm er 1790 eine Reise nach Italien. Nach seiner Rückkehr wurde er 1802 Professor an der Kunstakademie in Dresden, wo er am 19. Dec. 1824 starb. Viele seiner Bilder zeigten die Pracht jenes Luftglanzes, an dem der Künstler sich erwärmt hatte, an dessen Wahrheit aber mit Unrecht gezweifelt worden ist. Vielleicht hatte eine Eigenthümlichkeit seines Baumschlags, die, zunächst auf Naturbeobachtung gegründet, doch in einzelnen Blättern an Manier zu grenzen schien, ein Mistrauen gegen die Wahrheit seines Farbentons hervorgebracht. Die Zahl seiner Werke, deren viele nach Rußland gekommen sind, ist sehr groß; verkleinerte Wiederholungen derselben hat er selbst in Kupfer gestochen. Eine glückliche Scenerei gibt seinen Werken ein eigenthümliches Leben. Seine heitere Laune gibt sich in mehren seiner Werke zu erkennen, z. B. bei dem Kuchenbacken auf dem Lande, sowie in den Staffagen zu seiner Weizen- und seiner Kartoffelernte. — Sein Sohn Aug. Alex. K., Organist an der katholischen Kirche in Dresden, geb. daselbst um 1786, erhielt seine musikalische Ausbildung, vorzüglich als Clavierspieler, unter Clementi's Leitung, der ihn auf seinen Reisen durch Deutschland, Frankreich und England mitnahm, und mit ihm und Ludw. Berger 1804 nach Petersburg ging. In Petersburg bildete sich K. selbständig zu einem Grade aus, daß er, bis Hummel's und Kalkbrenner's Schule einen Fortschritt des Clavierspiels überhaupt bezeichneten, zu den berühmtesten Virtuosen auf seinem Instrumente gezählt wurde. Seine Compositionen, mehr Werke des Geschmacks als der Phantasie, in ihrer Zeit jedoch mit Beifall aufgenommen, sind jetzt vergessen. In gänzlicher Zurückgezogenheit widmet er sich mit Eifer dem Studium der strengen contrapunktischen Form, ohne indeß von seinen Arbeiten etwas zu veröffentlichen.

Klenze (Clemens Aug. Karl), ein verdienter deutscher Rechtsgelehrter, geb. zu

Heissum bei Hildesheim am 22. Dec. 1795, widmete sich in Berlin den juristischen Studien, wo er 1820 zum Doctor promovirt wurde. Seine Verbindung mit Savigny veranlaßte ihn, bei der Universität daselbst sich zu habilitiren, wo er 1826 ordentlicher Professor und später auch Mitglied der Spruchfacultät wurde. Als akademischer Lehrer war er in den Gebieten des röm. Rechts und dessen geschichtlicher Seite insbesondere, sowie des Strafrechts thätig. Daneben wirkte er zugleich in der Stadtverordnetenversammlung und bei den verschiedensten industriellen Unternehmungen. Insbesondere ist durch seine eifrige Mitwirkung die Anlegung neuer Stadttheile und Straßen in Berlin und die Errichtung der berliner Lebensversicherungsgesellschaft zu Stande gekommen; das Seebad Heringsdorf an der Ostsee dankt ihm allein seine Entstehung und auch an dem Beschlusse zur Stiftung des Nikolaushospitals hatte er maßgebenden Antheil. In seinen Schriften offenbart sich die Verschwisterung eines gründlichen Wissens mit der von seinem Lehrer und Freunde Savigny auf ihn übergegangenen Klarheit. Er starb plötzlich am 15. Juli 1838. Zu seinen wissenschaftlichen Leistungen gehören, außer den zum Theil besonders abgedruckten Abhandlungen in den von ihm mitredigirten Bänden von Savigny's „Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft", die Ausgabe der „Fragmenta legis Serviliae repetundarum" (Berl. 1825, 4.); ein „Grundriß zu Vorlesungen über die Geschichte des röm. Rechts bis Justinian" (Berl. 1827; 2. Aufl., 1835); das „Lehrbuch des gemeinen Strafrechts, mit Rücksicht auf die deutsche Praxis und die preuß., östr., bair. und franz. Gesetzgebung" (Berl. 1833) und „Kritische Phantasien eines praktischen Staatsmannes, ein Bericht über C. L. F. Schultz's Grundlegung zu einer geschichtlichen Staatswissenschaft der Römer" (Berl. 1834).

Klenze (Leo, Ritter von), bair. Wirklicher Geh. Rath und Oberhofbauintendant in München, geb. 1784 auf dem Gute seines Vaters im Fürstenthume Hildesheim, studirte auf dem Carolinum zu Braunschweig, dann auf der Bauakademie in Berlin und später in der Polytechnischen Schule in Paris. Nachdem er eine Kunstreise nach Italien gemacht, wurde er Hofarchitekt des Königs Hieronymus von Westfalen. Nach Auflösung des Königreichs Westfalen begab er sich nach Wien, wo er sich dem Monarchencongresse durch einen prächtigen Entwurf zu einem Sieges- und Friedensdenkmale bekannt machte, der aber nicht ausgeführt wurde. In Geschäften ging er wieder nach Paris, von wo aus er 1815 dem Ruf als Hofarchitekt nach München folgte. Bereits 1819 wurde er Hofbauintendant, Oberbaurath und Vorstand der Oberbaubehörde im Ministerium des Innern. In den J. 1823 und 1824 begleitete er den jetzigen König von Baiern, Ludwig I., auf seinen Reisen und 1834 ging er nach Griechenland, um den Plan der in Athen aufzuführenden Gebäude theils zu prüfen, theils zu entwerfen. Er wurde 1835 Ehrenmitglied der Akademie der schönen Künste zu Petersburg, seiner Function aber als Vorstand der Oberbaubehörde im Ministerium des Innern im Juli 1843 enthoben. Sein Talent und Wissen beurkunden in München die Glyptothek, das Palais des Herzogs von Leuchtenberg, die königliche Reitbahn, die Pinakothek, die Baurisse zur Walhalla, der Neubau des Schlosses, sowol der vordern Façade (des Königsbaus) als der hintern (des Festsaalbaus), das Gebäude des Kriegsministeriums, das Palais des Herzogs Max von Baiern, die Allerheiligenkapelle, der Bazar, die neue Post u. s. w. Auch gründete er eine Schule für die Ausführung architektonischer Werke. Unter seinen schriftstellerischen Leistungen über mehre Gegenstände der architektonischen Archäologie erwähnen wir seinen „Versuch einer Wiederherstellung des toscan. Tempels nach seiner historischen und technischen Analogie" (Münch. 1822) und „Der Tempel des olymp. Jupiters zu Agrigent" (Stuttg. und Tüb. 1827). K. hat als Baumeister viele Angriffe erfahren, unter Anderm von Wiegmann, in dessen Schrift „Ritter Leo und seine Kunst", und es sind dieselben zum Theil nicht ohne Begründung. Bei einer großen decorativen Behendigkeit, bei einer umfassenden Kenntniß der Geschichte der Baukunst fehlt es doch seinen meisten Bauten an der wahrhaften Genialität der Composition, indem ihm meist irgend ein Gebäude Griechenlands oder Italiens zum Muster diente, sodaß München an Reminiscenzen der verschiedensten Stile etwas allzureich geworden ist. Auch sind die innern Dispositionen dieser Bauten nicht tadellos, zumal in Beziehung auf die Lage der Treppen, und selbst in den Façaden wird es als ein fast durchgehender

Fehler bemerkt, daß die Basis zu niedrig ist und dadurch das Gebäude in seinem Ansehen verliert. Dagegen ist nicht zu verkennen, daß K.'s sämmtliche Bauwerke einen großen malerischen Eindruck machen und hinsichtlich der innern Decoration zu dem Schönsten gehören, was die neuere Baukunst aufzuweisen hat.

Kleŏbis und Biton, die Söhne der Argeia, der Priesterin der Here, zogen, als einst bei der Feier der Heräen die Stiere, welche den Wagen der Priesterin nach dem Tempel ziehen sollten, nicht gleich da waren, ihre Mutter 45 Stadien weit bis zum Tempel. Auf das Flehen der Mutter zur Göttin, für diesen Beweis kindlicher Liebe den besten Segen zu ertheilen, schlummerten die Jünglinge nach dem Opfer ein und erwachten nicht wieder.

Kleombrŏtus ist der Name zweier Könige von Sparta, aus dem Geschlechte der Eurystheniden. Der erste, der seinem Bruder Agesipolis 380 v. Chr. in der Regierung folgte, war in den Kämpfen gegen Theben nicht glücklich, wurde dann den Phocensern zu Hülfe geschickt und verlor zuletzt in der Schlacht bei Leuktra 371 v. Chr. gegen Epaminondas (s. d.) sein Leben; der zweite, ein Schwiegersohn des Leonidas (s. d.), kam 242 v. Chr., nach dem Sturze seines Schwiegervaters, mit Agis II. an die Regierung, wurde aber, als Leonidas später wieder zur Herrschaft gelangte, mit seiner Familie für immer aus dem Lande verwiesen. — Bekannt ist außerdem durch sein tragisches Ende der akademische Philosoph Kleombrotus aus Ambrakia, ein Schüler des Sokrates, der sich, nachdem er Platon's „Phädon" gelesen hatte, in das Meer stürzte.

Kleomĕnes ist der Name mehrer Könige in Sparta. K. I., Mitkönig des Demaratus, ein kühner und unternehmender Mann, gelangte um 520 v. Chr. zur Herrschaft. Er stellte sich 510 an die Spitze des spartan. Hülfsheers, um die Alkmäoniden in Athen wieder einzusetzen, vertrieb den Klisthenes (s. d.), das Haupt der letztern, als dieser ein bedenkliches Übergewicht bekam, und erhob den von ihm begünstigten Isagoras, mußte aber 508 das attische Gebiet in Folge eines Aufstandes verlassen und vermochte auch zwei Jahre später mit einem abermals gesammelten Heere nichts auszurichten, da seine Bundesgenossen von ihm sich lossagten. Im J. 492 v. Chr. wollte er die Ägineten wegen ihrer Ergebenheit gegen die Gesandten des Darius züchtigen, wurde jedoch durch Demaratus daran gehindert und rächte sich dadurch an diesem, daß er seinen Schützling Leotychides (s. d.) zum Mitkönig wählte. Unterdeß hatte sich wegen dieser und ähnlicher Handlungen der Willkür gegen ihn in Sparta selbst eine starke Gegenpartei gebildet; er sah sich genöthigt, nach Thessalien und Arkadien zu flüchten, wurde von dort zwar wieder zurückberufen, aber bald darauf in einem Anfall von Wahnsinn, dessen Spuren schon früher sich bei ihm gezeigt hatten, auf eine entsetzliche Weise zum Selbstmörder. — K. II., der Sohn des Kleombrotus (s. d.), regierte seit 370 v. Chr. eine lange Reihe von Jahren, ohne daß er etwas Außerordentliches leistete. — Wichtiger ist K. III., der Sohn des Leonidas (s. d.), von festem Charakter und hoher Begeisterung für sein Vaterland, durch Strenge und Einfachheit ein treffliches Vorbild seiner Mitbürger. Er schlug zu wiederholten Malen die Truppen des achäischen Bundes, dessen Einfluß die Freiheit der Spartaner ihm zu gefährden schien, hob 236 v. Chr. die überhandnehmende Macht der Ephoren gewaltsam auf, stellte die frühern Einrichtungen, namentlich die gemeinschaftlichen Männermahle und einfache Jugenderziehung, wieder her und setzte die Gleichmäßigkeit des Grundbesitzes durch, wobei er selbst sein eigenes Vermögen willig zum Opfer brachte. Als er später den Kampf mit dem achäischen Bunde wieder aufnahm und dieser den König von Macedonien, Antigonus Doson, zu Hülfe rief, wurde er in der mörderischen Schlacht bei Sellasia 222 v. Chr. gänzlich geschlagen und floh nach Alexandrien zum König Ptolemäus Euergetes, der ihn freundlich aufnahm und zu unterstützen versprach. Nach dem plötzlichen Tode desselben wurde er von dessen unwürdigem Sohne und Nachfolger, Ptolemäus Philopator, wegen unvorsichtiger Äußerungen ins Gefängniß geworfen und gab sich nach einem mislungenen Versuche, das Volk zur Vernichtung des Tyrannen aufzureizen, 220 v. Chr. nebst einigen seiner Getreuen den Tod. — Außerdem führten den Namen K. zwei athen. Künstler, Vater und Sohn, zwischen 220—180 v. Chr., von denen ersterer der Meister der mediceischen Venus ist.

Kleon, ein durch seine Tollkühnheit, schamlose Frechheit und gemeine Gesinnung berüchtigter Demagog oder Volksführer in Athen, war von ganz niederer Herkunft und setzte

anfangs das von seinem Vater betriebene Gerbergeschäft fort, wußte sich aber bald, nachdem er die Handlungsweise des edlen Perikles (s. d.) schon zu dessen Lebzeiten beim Volke zu verdächtigen gesucht hatte, nach dessen Tode der Zügel der Herrschaft zu bemächtigen und im J. 427 v. Chr. dadurch, daß er die verarmte Volksclasse durch besondere Vergünstigungen für sich gewann, das höchste Ansehen zu verschaffen. Zum Glück währte die Schreckensregierung dieses Mannes, der lediglich mit seiner zügellosen und donnernden Rede die Menge zu betäuben verstand, nicht lange. Als endlich die Spartaner, um ihre damals auf der Insel Sphakteria eingeschlossenen, angesehensten Mitbürger zu retten, 425 v. Chr. um Frieden baten, verwarf K. alle Bedingungen und mußte, da Nikias (s. d.) ihm freiwillig den Oberbefehl über die athen. Truppen überließ, nothgedrungen sich an die Spitze derselben stellen. Auch trug er in demselben Jahre einen glänzenden Sieg davon, den er freilich nur seinem Mitfeldherrn Demosthenes zu danken hatte. Dann zog er, durch diesen ersten glücklichen Erfolg übermüthig gemacht, zum zweiten Male gegen die Spartaner unter Brasidas und büßte in einer gänzlichen Niederlage bei Amphipolis im J. 422 v. Chr. seine Unfähigkeit mit dem Leben. Aristophanes hat sein Auftreten und sein ganzes Wesen in einem seiner Lustspiele, in den „Rittern", trefflich persiflirt, worin er unter dem Namen Paphlagon erscheint. Vgl. Kortüm, „Der Demagog K.", in Bremi's und Döderlein's „Philologischen Beiträgen aus der Schweiz" (Bd. 1, Zür. 1819); Wendt, „Perikles und K., ein Beitrag zur politischen Entwickelungsgeschichte Athens" (Posen 1836) und Hasselbach, „Über K." (Marb. 1844).

Kleopătra, die Tochter des Boreas und der Oreithyia, war die Gemahlin des Phineus und die Mutter des Plexippos und Pandion. — Kleopatra, die Tochter des Idas und der Marpessa, war die Gemahlin des Meleager (s. d.).

Kleopătra, die Tochter des ägypt. Königs Ptolemäus Auletes, geb. 69 v. Chr., sollte nach dessen Willen mit ihrem Bruder und Gemahl Ptolemäus Dionysus die Herrschaft führen, wurde aber durch Pothinus, den Vormund, und Achillas, der das Heer befehligte, verdrängt. Julius Cäsar trat, als er im Oct. 48 nach Alexandrien kam, als Schiedsrichter auf, und nachdem in dem Alexandrinischen Kriege (s. d.) Ptolemäus Dionysus gefallen und die Gegenpartei überwunden war, herrschte K., mit ihrem elfjährigen Bruder Ptolemäus vermählt, als Königin Ägyptens. Cäsar, der mit ihr einen Sohn, Cäsarion, gezeugt hatte, nahm sie, als sie ihn im J. 46 in Rom besuchte, glänzend auf, obwol sie durch Hochmuth sich die Römer entfremdete, und ließ ihre Statue in dem von ihm erbauten Tempel der Venus Genitrix aufstellen. In dem bürgerlichen Kriege nach Cäsar's Ermordung hielt sich K., die sich des Ptolemäus inzwischen durch Gift entledigt hatte, anfangs unentschieden. Nach der Schlacht bei Philippi ließ sie deshalb Antonius (s. d.) im J. 41 v. Chr. zur Rechenschaft vor sich nach Tarsus in Cilicien fodern. Sie erschien in festlichem Aufzug als Venus Anadyomene und fesselte durch die Reize ihrer Sinnlichkeit und ihres Geistes den Antonius für immer an sich. In Schwelgerei und Üppigkeit verlebte er mit ihr den Winter 41 zu 40 in Alexandrien; auch kehrte er, obwol er im J. 40 sich mit Octavian's Schwester Octavia vermählt hatte, im J. 36 zu ihr zurück. Von Laodicea in Syrien, wo sie sich getroffen hatten, begleitete sie ihn bis an den Euphrat, reichlich von ihm mit Ländern, die dem röm. Volke gehörten, beschenkt. Nach dem schimpflichen Zuge gegen die Parther lebte er bei ihr in Alexandrien, und hier zog er auch, nachdem er sich im J. 34 Armeniens bemächtigt hatte, im Triumph ein. K. wurde mit Ehren überhäuft, Cäsarion als ihr Mitregent erklärt und ihre Kinder erhielten von Antonius röm. Länder zum Geschenk. Als im J. 32 die Feindseligkeit zwischen Antonius und Octavianus in Krieg überging, begleitete K. jenen. Das Jahr verging unter schwelgerischen Festen in Ephesus, Samos und Athen. Dies und die Scheidung von Octavia erregten den Unwillen bei des Antonius eigener Partei; in Rom wurde er gehaßt und verachtet; nicht ihm, sondern der K., als deren Feldherrn man ihn betrachtete, wurde der Krieg vom Senat und Volk erklärt. Weil K. es wollte, entschied sich Antonius wider den Rath der Seinen im J. 31 v. Chr. zur Seeschlacht bei Actium (s. d.). Sie ging verloren, da K. mit ihren 60 Schiffen plötzlich die Flucht ergriff und Antonius, Alles über sie vergessend, ihr nacheilte. Als Octavian vor Alexandria, wo Beide sich bald wieder dem Taumel der Lust hin-

gegeben hatten, erschien und alle Versöhnungsversuche verwarf, knüpfte K. mit ihm insgeheim Verhandlungen an, die nur sie selbst sichern sollten. Antonius erhielt Kunde von dem Verrath und wollte Rache an ihr nehmen; da aber das Gerücht, sie habe sich ermordet, von ihr verbreitet zu ihm drang, mochte er sie nicht überleben und stürzte sich in sein Schwert. Zum Tode verwundet, erfuhr er, daß sie lebe, ließ sich zu ihr in das feste Grabmal, das sie sich erbaut und wohin sie sich geflüchtet hatte, tragen und starb in ihren Armen. Durch List gelang es dem Octavian, sich ihrer hier zu bemächtigen. Vergebens suchte sie seine Kälte zu besiegen und ihn zu gewinnen; sie sah, daß er ihr Leben nur schone, um sie im Triumph in Rom aufzuführen. Der Schmach zu entgehen, tödtete sie sich selbst im Aug. 30 durch Gift, wie es hieß durch den Biß einer Natter, die sie an den Arm gesetzt hatte. Ihr Leichnam wurde neben dem des Antonius beigesetzt; die Kinder, die dieser mit ihr gezeugt hatte, zwei Söhne und eine Tochter, Kleopatra, die später dem jüngern Juba (s. d.) vermählt wurde, nahm die edle Octavia, nachdem sie Octavian's Triumph verherrlicht hatten, auf und erzog sie wie die ihrigen; Cäsarion war schon vorher getödtet worden.

Klephten, s. Armatolen.

Kleruchen nannte man diejenigen athen. Bürger, denen die Besitznahme eroberter oder herrenloser Länder ertheilt wurde, worin dann jeder ein durch das Loos bestimmtes Grundstück erhielt, dabei aber in völliger Abhängigkeit von dem Mutterstaate blieb. Die ersten Kleruchen sollen um 506 v. Chr. nach Chalcis geschickt worden sein.

Klerus heißt der geistliche Stand im Gegensatze zu den Laien. Das griech. Wort bedeutet so viel als Eigenthum oder Erbtheil und war eine Bezeichnung, die im Hebraismus und im Urchristenthum Allen ohne Unterschied zukam, aber schon im 2. Jahrh. der Priesterschaft, als einem besondern Stande, ausschließend beigelegt wurde. Der Klerus theilte sich in der alten Kirche in den hohen und niedern; zum hohen gehörten die Bischöfe, Presbytern und Diakonen; zu dem niedern alle übrige geistliche Personen. Im Mittelalter gehörten zum Klerus nicht blos die Geistlichen, sondern überhaupt Alle, welche akademische Würden erlangt hatten.

Klesel oder Khlest (Melchior), Cardinal, Bischof und Kanzler der Universität zu Wien, war beim Ausbruche des Dreißigjährigen Krieges des Kaisers Matthias (s. d.) Minister und, der span.-jesuitischen Partei entgegen, die Hauptstütze der deutschen Partei. Auf seinen Rath war der Kaiser entschlossen, mit den böhm. Ständen zu unterhandeln, als die Erzherzoge Ferdinand (der nachmalige Kaiser Ferdinand II.) und Maximilian dazwischentraten, alle Schuld des Unglücks in Böhmen den fehlerhaften Maßregeln K.'s beimaßen und auf gewaltsame Unterdrückung des Aufstandes drangen. Ohne Wissen des Kaisers, aber im Einverständnisse mit dem span. Gesandten, ließen sie K. am 20. Juli 1618 festnehmen und nach dem Schlosse Ambras in Tirol abführen. Der schwache Kaiser aber genehmigte, was geschehen, und die erzherzogliche Partei hatte hiermit das Übergewicht gewonnen. Später wieder in Freiheit gesetzt, starb K. im J. 1631. Zu einer Biographie desselben hat Hammer von Purgstall Hoffnung gemacht.

Klettenberg, eine Herrschaft im obersächs. Kreise, gehörte nebst der Herrschaft Lohra dem um die Mitte des 13. Jahrh. ausgestorbenen Grafengeschlechte dieses Namens und kam hierauf an die Grafen von Hohenstein (s. d.). Der Sitz der Grafen von K. war das in Ruinen liegende Bergschloß Klettenberg bei dem Dorfe gleiches Namens im preuß. Regierungsbezirk Erfurt.

Kleuker (Joh. Friedr.), ein verdienter deutscher Gelehrter, dem namentlich die Religion und Geschichte Persiens viele Aufklärung verdanken, war zu Osterode 1749 geboren und erst Prorector am Gymnasium zu Lemgo und seit 1791 Rector am Gymnasium zu Osnabrück. Im J. 1798 folgte er dem Rufe als Professor der Theologie nach Kiel, wo er am 1. Juni 1827 starb. Von seinen zahlreichen, von vielem Fleiße und großer Gelehrsamkeit zeugenden Schriften erwähnen wir die Übersetzungen der „Zend-Avesta" (Riga 1776; neue Aufl., 3 Bde., 1786, 4.; nebst einem Anhang, 2 Bde., 1781), von Hollwell's „Nachrichten von Hindostan und Bengalen" (Lpz. 1778) und von Platon's „Werken" (6 Bde., Lemgo 1778—97); die Preisschrift „Über die Natur und den Ursprung der

Emanationslehre bei den Kabbalisten" (Riga 1786); „Zend-Avesta im Kleinen" (Riga 1789) und „Das brahmanische Religionssystem" (Riga 1797).

Kleve (Clivia), ein zum ehemaligen westfälischen Kreise gehöriges, zu beiden Seiten des Rhein gelegenes Herzogthum von ungefähr 40 □M. mit 97000 E., ein sehr fruchtbares, wohlhabendes Ländchen, stand im Mittelalter unter den Grafen von K., die 1407, nachdem sie die Grafschaft Mark (s. d.) ererbt, vom Kaiser zu Herzogen von K. erhoben wurden. Herzog Johann III. von K., der seinem Vater 1521 in der Regierung folgte, war bereits seit 1511 in Folge seiner Verheirathung mit Maria, der Erbtochter Wilhelm's VIII., letzten Herzogs von Jülich und Berg, nach dem Tode desselben in den Besitz dieser Herzogthümer gelangt, mit denen er nun K. vereinigte. (S. Jülich.) Im luneviller Frieden mußte Preußen zunächst den Theil des Herzogthums auf dem linken Rheinufer an Frankreich abtreten, der nun mit dem Roerdepartement verbunden wurde, von dem aber 1803 die Districte Sevenaer, Huissen und Malburg wieder abgetrennt und zur batavischen Republik geschlagen wurden. Im J. 1805 mußte Preußen auch dem auf dem rechten Rheinufer gelegenen Theile des Herzogthums entsagen, den Napoleon mit Ausnahme der Festung Wesel (s. d.), die zum Roerdepartement kam, 1806 dem neugebildeten Großherzogthume Berg (s. d.) einverleibte. Nach dem Sturze Napoleon's kam das ganze Herzogthum, mit Ausnahme der 1803 an die batavische Republik abgetretenen Districte, die zum Königreiche der Niederlande geschlagen wurden, wieder an Preußen, und es gehört dasselbe gegenwärtig zum Regierungsbezirk Düsseldorf. — Kleve, die vormalige Hauptstadt des Herzogthums, jetzt Kreisstadt des gleichnamigen Kreises im preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, liegt in einer angenehmen Wiesenfläche, umgeben von Alleen, fruchtbaren Thälern und anmuthigen Hügeln, eine Stunde vom Rhein, mit dem sie durch einen Kanal verbunden ist, und an dem Flüßchen Kermisdal. Die Stadt ist im Ganzen wohlgebaut und besteht aus der obern und der untern Stadt. Das sehr alte Schloß, die Schwanenburg, hat einen sehenswerthen Thurm; auch befindet sich darin eine Sammlung röm. Alterthümer. Die Stadt hat 8000 E. und ein Gymnasium; ferner Wollen-, Baumwollen-, Seiden-, Hut- und Tabacksfabriken. Unter den reizenden Umgebungen sind bemerkenswerth der jenseit des Kanals gelegene Königsgarten, eine vom Prinzen Joh. Moritz von Nassau-Siegen herrührende Anlage, und der Thiergarten mit trefflichen Baumreihen, Springbrunnen, Wasserfällen und einem Gesundbrunnen. In der angenehmen Holzung, Berg und Thal genannt, ist das interessante Grabmal des Prinzen Moritz.

Klewitz (Wilh. Ant. von), ehemaliger preuß. Staatsminister und Oberpräsident der preuß. Provinz Sachsen, geb. am 1. Aug. 1760 zu Magdeburg von bürgerlichen Ältern, wurde, nachdem er frühzeitig seinen Vater verloren, von seiner einsichtsvollen Mutter sorgfältig erzogen. Er besuchte das Domgymnasium zu Magdeburg, studirte zu Halle und Göttingen und trat dann 1783 als Referendar bei der damaligen Kriegs- und Domainenkammer zu Magdeburg seine Laufbahn im Staatsdienste an. Er wurde 1786 Assessor, 1789 Kriegs- und Domainenrath, 1793 vortragender Rath in dem südpreuß. Departement zu Berlin, 1795 als Kammerdirector nach Magdeburg zurückversetzt, 1798 aber wieder nach Berlin in das südpreuß. Departement berufen, in welchem er vom J. 1800 an mit dem Titel eines Geh. Oberfinanzraths den Vorsitz führte. Im J. 1803 geadelt, folgte er dem König nach der Schlacht bei Jena nach Königsberg, wurde 1807 mit dem Vorsitz bei der combinirten Immediatcommission, 1808 mit dem einstweiligen Vortrag im Cabinet beauftragt, in demselben Jahre noch zum Geh. Staatsrathe und Chef der Gesetzgebungscommission und 1810 zum Staatssecretair im Staatsrath ernannt. Nach der Erhebung Preußens im J. 1813 übertrug ihm der König die Civiladministration der wiedereroberten Provinzen zwischen der Elbe und Weser, belohnte ihn für die in dieser Stellung bewiesenen nützlichen Dienste 1816 durch Ernennung zum Wirklichen Geh. Rath und erhob ihn, nachdem er mehre wichtige Sendungen, 1816 in die Rheinprovinzen, 1817 nach den Provinzen Sachsen, Schlesien, Posen und Brandenburg, ausgeführt, im Dec. desselben Jahres zum Finanzminister, unter gleichzeitiger Übertragung der Direction der Hauptbank. In dieser Stellung begann K. die Steuerverfassung des Staats gänzlich umzugestalten und auf die Basis zu gründen, auf welcher das preuß. Zollsystem noch gegenwärtig ruht. Seine ge-

schwächte Gesundheit jedoch in Verbindung mit schwer zu besiegenden Hindernissen, die er fortgesetzt in seiner neuen Wirksamkeit fand, bewogen den König 1825, ihn, auf seine Bitte, vom Finanzministerium zu entbinden und unter Beibehaltung seiner Verhältnisse im Staatsrath, zum Oberpräsidenten der Provinz Sachsen zu ernennen. Als solcher fungirte er bis 1837, wo er sich in den Ruhestand versetzen ließ. Er starb am 26. Juli 1838. Von seinen Schriften sind besonders die „Steuerverfassung im Herzogthume Magdeburg; aus öffentlichen Quellen" (2 Bde., Berl. 1797) und „Allgemeine Steuerverfassung in Preußen" (Magdeb. 1828) erwähnenswerth.

Klima nennt man das einem jeden Lande eigene Verhalten der Witterung in Hinsicht auf Wärme und Kälte, Trockenheit und Nässe, und Wechsel der Jahreszeiten. So verschieden die Beschaffenheit des Klimas ist, so verschieden sind auch seine Ursachen. Die allgemeinste und vorzüglichste derselben ist wol die geographische Breite (s. d.); doch ist sie es nicht allein, denn wenn nur sie das Klima eines Ortes bestimmte, so könnten nicht viele Gegenden selbst der heißen Zone, besonders in Amerika, das ganze Jahr hindurch einer sehr gemäßigten Temperatur sich erfreuen. Neben ihr tragen zur Bestimmung des Klimas eines Ortes vorzüglich die localen Verhältnisse und die nächsten Umgebungen bei. Dahin gehören die Höhe des Ortes über der Meeresfläche, da mit dieser Höhe die Temperatur abnimmt; dann die Nachbarschaft des Meeres, das als ein schlechter Wärmeleiter langsamer als die Erde erkaltet, und schon im Winter der angrenzenden Atmosphäre seine Wärme mittheilt, im Sommer aber durch seine immerwährende Ausdünstung, die viel Wärmestoff absorbirt, die Hitze der Atmosphäre wieder mildert; ferner große Waldungen, welche Wolken und Nebel anziehen und Schnee und Eis viel länger bewahren als besonnte Ebenen; endlich hohe Gebirge, welche die kalten Nordwinde abhalten, und unbebaute trockene Ebenen und Sandwüsten, welche die Temperatur der Atmosphäre erhöhen, da ihre Wärme weder zur Verdunstung des Wassers, noch zu Vegetationsprocessen verwendet wird. Wenn aber auch das Klima nicht ganz von der geographischen Lage des Ortes abhängig ist, so scheint dieses doch bei dem Wechsel der Witterung der Fall zu sein. Die Abwechselungen in der Witterung sind innerhalb der beiden Wendekreise am geringsten. Die Hitze, welche, während die Sonne im Scheitelpunkte steht, unerträglich sein würde, wird durch die alsdann eintretende Regenzeit gemildert; rückt die Sonne nach der entgegengesetzten Hälfte der heißen Zone, also immer mehr aus dem Scheitelpunkte, so entsteht die lieblichste Witterung. Lima und Quito in Peru sollen das schönste Wetter auf der Erde haben. Größer sind die Witterungsveränderungen in der gemäßigten Zone; je näher dem Polarkreise, desto beträchtlicher werden die Unterschiede zwischen Kälte und Wärme. Die höhern Breiten, besonders um den 59 und 60°, haben im Juli eine Wärme von 19—21° R., wie sie die Länder um 10° näher an der Linie kaum haben. In Grönland ist im Sommer die Hitze so groß, daß das Pech an den Schiffen schmilzt. In Torneå in Lappland fallen die Sonnenstrahlen um die Zeit des längsten Tages ebenso schief wie bei uns um die Zeit der Nachtgleichen; dennoch ist dort die Wärme zuweilen derjenigen in der heißen Zone gleich, weil die Sonne fast immer über dem Horizonte ist, die Atmosphäre also während der Nacht sich nicht abkühlen kann. Unter den Polen ist das Klima vielleicht das beständigste. Dort scheint immerwährend eine so heftige Kälte zu herrschen, wie wir sie in unsern Gegenden nicht kennen. Selbst mitten im Sommer, wo die Sonne lange Zeit und unter dem Polpunkte selbst volle sechs Monate nicht untergeht, thauet das ewige Eis nicht weg. Die den Pol umgebenden ungeheuern Eismassen empfinden von den schrägen, schwachen Sonnenstrahlen keine merkliche Wirkung und schienen sich bisher mit jedem Jahre zu vermehren; indessen haben sich doch in neuerer Zeit ungeheure Strecken dieses Poleises getrennt und sind in die südlichen Meere hinabgeschwemmt worden. Wie in jedem Erdstriche ein anderer Naturcharakter hervortritt, andere Pflanzen und andere Thiere sich finden, so ist auch der Unterschied der verschiedenen Völker namentlich durch das Klima bedingt. Wenn nun auch der Mensch die Fähigkeit besitzt, sich zu akklimatisiren, d. h. sich an ein ungewohntes Klima zu gewöhnen und dessen schädlichen Einfluß unschädlich zu machen, so ist es doch ebenso ausgemacht, daß nur wenige Klimate dem körperlichen und geistigen Wohle des Menschen ganz genügen. In dieser Beziehung spricht man von gesundem und ungesundem Klima, dessen Einfluß

auf die Gesundheit zu erforschen insbesondere für den Arzt von hoher Wichtigkeit ist. Die Klimatologie hat nicht blos wesentliche Bereicherungen, sondern einen eigenthümlichen wissenschaftlichen Charakter durch die Erfahrungen erhalten, welche Alex. von Humboldt auf seinen Reisen gesammelt und wissenschaftlich geordnet hat.

Klimaktĕrisch, s. Stufenjahre.

Klimax, s. Gradation.

Klin, eine kleine Stadt im Gouvernement Moskwa mit etwa 3000 E., ist wichtig als der vormalige Erbsitz der Familie Romanow, von der die jetzt regierende Dynastie in Rußland abstammt. Noch sieht man auf einer kleinen Anhöhe an der Sestra die Ruinen jenes alten denkwürdigen Schlosses. Die Stadt ist nur 11 M. von der Hauptstadt entfernt, deren Nähe großen Einfluß auf ihren Handel ausübt, und die in stetem Wachsthum begriffen ist. Historisch ist K. noch merkwürdig wegen der Entthronung Wassili Schuiskois und wegen einer Schlacht im J. 1610, wo die Schweden von den Polen geschlagen wurden.

Klingemann (Ernst August Friedr.), dramatischer Dichter, geb. am 31. Aug. 1777 zu Braunschweig, besuchte das dasige Carolinum und studirte dann in Jena, wo er neben den juristischen Vorlesungen besonders Fichte, Schelling und A. W. Schlegel hörte. Damals hatte das weimar. Theater durch Goethe's und Schiller's zusammenwirkende Leitung den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht; der öftere Aufenthalt in Weimar erzeugte auch in K. eine entschiedene Vorliebe für die schöne Literatur und das Theater. Nachdem er nach Braunschweig zurückgekehrt, widmete er sich seit 1813 ausschließend der dasigen Bühne, deren Leitung er in Verbindung mit der Schauspieldirectorin Sophie Walther übernahm. Durch seine Thätigkeit gewann diese Anstalt einen so bedeutenden Ruf, daß sich die begüterten Einwohner Braunschweigs, durch den Staatsminister Grafen von Schulenburg-Wolfsburg aufgefodert, 1818 vereinigten und durch Actien, mit Unterstützung der Regierung, die Privatanstalt zu einer stehenden Nationalbühne erhoben. K. erhielt die Direction und führte sie mit solchem Erfolge, daß das braunschw. Theater bald sich einen Rang unter den bedeutendern vaterländischen Bühnen sicherte. Doch schon 1819 gab er die Direction der Bühne ab und wurde am Carolinum angestellt. Er starb am 24. Jan. 1831. Unter seinen dramatischen Dichtungen machten „Heinrich der Löwe", „Luther", „Moses" und „Deutsche Treue" auf den Bühnen einiges, sein „Faust" aber eine Zeit lang sehr großes Glück, obschon er in seiner graß materiellen Auffassung nur eine Caricatur des Goethe'schen „Faust" zu nennen ist. Überhaupt ist K. den vielen dramatischen Dichtern beizuzählen, welche, da sie in poetischer Hinsicht mit den classischen Dichtern nicht concurriren konnten, durch Anwendung von Effectmitteln den Beifall des Publicums zu gewinnen suchten und dadurch die classische Basis der deutschen Bühne untergruben. Seine dramatischen Arbeiten erschienen gesammelt als „Theater" (2 Bde., Tüb. 1802—12) und „Dramatische Werke" (2 Bde., Braunschw. 1817—1818). Über seine Kunstreisen machte er Mittheilungen in seinem Werke „Kunst und Natur" (2 Bde., Braunschw. 1819).

Klinger (Friedr. Maximilian von), einer derjenigen deutschen Dichter, durch deren Kraft und eigenthümliches Streben jener Umschwung der deutschen Literatur bewirkt wurde, den man nach dem Titel eines seiner Schauspiele die Sturm- und Drangperiode benannt hat, war zu Frankfurt a. M. am 19. Febr. 1753 geboren und erhielt seine Bildung auf dem dasigen Gymnasium und auf der Universität zu Gießen. Schon in dieser Zeit begann er sich im dramatischen Fache zu versuchen. Seine Neigung bestimmte ihn indeß zum Militairdienste, und als der bair. Erbfolgekrieg ausbrach, wurde er in dem Walter'schen Freicorps als Unterlieutenant angestellt. Nach dem Frieden verabschiedet, lebte er bei seinen Freunden und unternahm sodann einige Reisen. Von Weimar ging er 1780 nach Petersburg, wo er als Offizier und zugleich als Vorleser bei dem Großfürsten Paul angestellt wurde. Das Jahr darauf machte er im Gefolge des Großfürsten eine Reise durch Polen, Östreich, Italien, Frankreich, die Schweiz, die Niederlande und Deutschland. Im J. 1784 als Offizier bei dem adeligen Cadettencorps in Petersburg angestellt, stieg er unter Katharina bis zum Obersten. Im ersten Jahre der Regierung Paul's wurde er Generalmajor und 1799 Director des Cadettencorps. Auf dieser schlüpfrigsten Laufbahn unter mislichen Verhältnissen, zu einer Zeit, wo fester Männlichkeit und kühnem Muthe wol ge-

Gefahr drohte, stand er fest in Behauptung hoher moralischer Kraft und erhielt sich stets ein unwandelbares Vertrauen. Selbst Kaiser Paul verzieh ihm seine männliche Gradheit. Unter Alexander's Regierung wurden ihm die Curatel der Universität zu Dorpat und die Oberaufsicht über das Pagencorps, über die Verwaltung des Fräuleinstifts und des St.-Katharinen-Ordensstifts anvertraut. Auch erhielt er die Rente eines Kronguts in Kurland auf Lebenszeit und wurde 1811 Generallieutenant. In der Schlacht bei Borodino verlor er seinen einzigen Sohn. Die Mutter weinte sich blind und der Vater lebte seitdem in ernster, tiefer Einsamkeit. Nach 40jähriger Dienstzeit legte er die meisten der von ihm bekleideten Ämter nieder. Er starb am 25. Febr. 1831. Seine frühern, zum Theil aus einem Misverständnisse Shakspeare's hervorgegangenen dramatischen Versuche, wie „Die Zwillinge" (1774), „Konradin", „Sturm und Drang", „Medea" u. s. w., konnten bei aller Kraft, die sie zur Schau trugen, nur ein vorübergehendes Glück machen. Mit nicht größerm Glück versuchte er sich im Lustspiele. Aber mitten unter seinem Wirken in der bürgerlichen Welt gewann er eine höhere Ansicht von der Poesie. Mit solcher schrieb er die Romane „Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt" (Petersb. 1791), „Geschichte Giafar's des Barmeciden", „Geschichte Raphael's de Aquillas", „Die Reisen vor der Sündflut", „Der Faust der Morgenländer", „Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit", „Der Weltmann und der Dichter" und „Sahir, Eva's Erstgeborener im Paradiese". Dieselben umfassen alle natürliche und erkünstelte Verhältnisse, das ganze moralische Dasein des Menschen und berühren Gesellschaft und Religion. Eine trübe Lebensansicht jedoch, die sich in Ausmalung des Schauderhaften und Gräßlichen gefällt, stört auch in den gelungensten derselben, wohin unstreitig „Der Weltmann und der Dichter" zu rechnen ist, und hinterläßt einen schwer zu verwindenden schmerzlichen Eindruck. In der Sammlung seiner Werke (12 Bde., Königsb. 1809—10) hat er das Beste, was er geschaffen, in möglichster Vollendung der Nachwelt hinterlassen. In neuester Zeit erschienen von ihm „Ausgewählte Werke" (12 Bde., Stuttg. 1842).

Klingsor, s. Wartburgkrieg.

Klinik bezeichnet sowol den Unterricht in der praktischen Medicin, der durch Vorführung einzelner Fälle unterstützt, als das Institut, in welchem dieser Unterricht ertheilt wird. Während in den Vorlesungen, die zum medicinischen Studium gehören, der künftige Arzt theoretisch mit der Einrichtung und Ökonomie des menschlichen Körpers nach Verschiedenheit des Alters, Geschlechts u. s. w., mit den Krankheiten, die ihn befallen können, mit der Art, diese Krankheiten zu behandeln, und Allem, was darauf Bezug hat, bekannt gemacht wird, bekommt er in der Klinik nun Kranke zu sehen, vom klinischen Lehrer oder Kliniker die Anweisung, wie grade ein vorliegender Fall aufzufassen sei, und dadurch von seinem künftigen Berufe ein anschauliches Bild. Zur vollständigern Erreichung dieses Zweckes übernimmt in den meisten klinischen Anstalten Deutschlands der klinische Schüler selbst die Rolle des Arztes, examinirt den Kranken, setzt hierauf seine Ansicht über die Krankheit auseinander und schlägt die nach seiner Meinung passende Behandlung vor, indem der Lehrer ihm die dabei etwa vorkommenden Fehler bemerklich macht, auch öfter einen allgemeinern Vortrag über die Krankheitsform damit verbindet, der der vorliegende Fall angehört, sowie über die Verschiedenheit dieses Falles von andern, die verschiedenen Methoden der Behandlung und über andere Punkte, die dabei berührt werden können. Gewiß ist diese Art des Unterrichts die beste, um dem Schüler nach und nach einige Sicherheit in Anwendung der in den theoretischen Collegien eingesammelten Kenntnisse zu geben und die Lücken in diesen zu zeigen. Der einzige Vorwurf, der sie treffen könnte, würde der der Nichtachtung des Kranken sein, für den allerdings eine Unterhaltung über seine Krankheit in vielen Fällen nur von Nachtheil sein kann. Um diesem Vorwurfe zu begegnen, wird auf vielen deutschen Universitäten zur Besprechung des Lehrers mit dem Schüler die lat. Sprache angewendet, während auf andern und namentlich den außerdeutschen der Lehrer die Kranken selbst examinirt, die Behandlung anordnet und nach vollendetem Krankenbesuche über ausgewählte Fälle Vorträge hält. Die erste Art des Unterrichts in Gegenwart des Kranken und unter Mitwirkung des Schülers hat jedoch unter Anderm auch den unverkennbaren Vortheil, daß der Lehrer die Individualität des Schülers berücksichtigen und ihn in das wahre Wesen des ärztlichen Berufes einweihen kann. In Hinsicht auf den Ort,

wo dieser Unterricht ertheilt wird, hat man drei Arten von Klinik: 1) das klinische Hospital, ein Krankenhaus, in welchem Kranke umsonst oder gegen geringe Vergütung verpflegt und behandelt werden, und bei ihrer Aufnahme sich stillschweigend verpflichten, sich zum Unterrichte der jüngern Ärzte gebrauchen zu lassen; 2) die Poliklinik, welche darin besteht, daß die Kranken in ihren Wohnungen von den jüngern Ärzten behandelt werden, während der Lehrer, dem die Schüler über die Kranken Bericht erstatten, nur selten sie sieht, aber über die ganze Behandlung die Aufsicht führt; 3) die ambulatorische Klinik, eine Unterrichtsanstalt, zu welcher die Kranken selbst kommen, um sich Raths zu erholen und wobei ganz so verfahren wird, wie bei der Hospitalklinik. Hinsichtlich der verschiedenen Fächer, welche die Klinik behandelt, hat man wieder eine medicinische, eine chirurgische, eine geburtshülfliche, eine augenärztliche, eine orthopädische und andere Kliniken. Auch gibt es jetzt an mehren Orten eine homöopathische Klinik. Übrigens ist diese Art des medicinischen Unterrichts in ihrer größern Verbreitung noch nicht sehr alt. Zwar läßt sich annehmen, daß in der Asklepiadenfamilie, welcher Hippokrates angehörte, die medicinischen Kenntnisse durch Unterricht am Kranken selbst fortgepflanzt wurden, auch finden sich Spuren und Andeutungen dieser Lehrmethode in den Nachrichten von den verschiedenen Schulen zu Alexandria und Rom, allein an einen regelmäßigen derartigen Unterricht läßt sich in damaliger Zeit noch nicht denken. Auch im Mittelalter wurden trotz der aufblühenden Universitäten die klinischen Studien vernachlässigt und erst im 17. Jahrh. einzelne klinische Institute gegründet, die sich seitdem immer allgemeiner verbreiteten, sodaß gegenwärtig keine wohleingerichtete Lehranstalt einer Klinik entbehrt. Das Klinikum (nämlich institutum) ist eigentlich der Ort, wo die Klinik stattfindet, der Sprachgebrauch verwechselt aber beide Worte oft in der Art, daß Klinik Ort und Lehrmethode bedeutet.

Klio, die Muse der Geschichte und des Epos, war die Tochter des Zeus und der Mnemosyne. Als sie einst über die Liebe der Aphrodite zu Adonis spöttelte, erweckte die Göttin zur Strafe dafür in ihr Liebe zu Pieros, dem sie dann auch den Hyakinthos gebar. Von Apollon oder Magnes soll sie noch Mutter des Jalemos und Hymenäos geworden sein. Als Symbol trägt sie eine halbgeöffnete Bücherrolle.

Klippen nennt man im Allgemeinen die in der See liegenden, der Schiffahrt gefährlichen Felsenspitzen. Unter einer blinden Klippe versteht man eine solche, die entweder stets, oder doch zur Zeit der Flut mit Wasser bedeckt ist, im Gegensatze der gesunden Klippe, die immer sichtbar bleibt.

Klippen nennt man alle eckige Münzen. Oft wurden bei Belagerungen u. s. w., wo Mangel an einem ordentlichen Prägapparat war oder die Zeit zur Eile antrieb, bloße Stempel auf viereckige Metallstücke geschlagen, und dies waren die sogenannten Nothmünzen, auch Nothklippen genannt. In der Regel sind sie in Quadratform, doch auch rautenförmig. Auch bei feierlichen Gelegenheiten, wo es Sitte war, Medaillen zum Gedächtniß prägen zu lassen, schlug man dieselben zuweilen in Klippenform, und dieses sind Jubelklippen. Der Name Klippe soll aus dem Schwedischen herrühren, wo klipp so viel als schneiden bedeutet.

Klippfisch, s. Kabeljau.

Klisthenes, ein Sohn des Megakles, das Haupt der Alkmäoniden in Athen, stellte sich nach dem Sturze des Tyrannen Hippias (s. d.) 510 v. Chr. an die Spitze der demokratischen Partei, hob die frühere Eintheilung der Geschlechter auf (s. Demos) und soll den Ostracismus (s. d.) eingeführt haben. Zwar wurde er nebst seinem Anhange durch Isagoras, den Vertreter der Aristokratie, mit Hülfe der Spartaner aus Athen vertrieben, kehrte aber schon 508 v. Chr. wieder zurück. Vgl. Vömel, „Über des Atheners K. Staatsveränderung" (Frankf. 1838).

Klöppeln nennt man die Kunst, aus Zwirn, Seide, Wolle, Kameelgarn u. s. w. Spitzen oder Borten und andere Verzierungen zum Aufputz der Kleidung zu flechten oder vielmehr zu schlingen. Die Arbeit wurde in der Mitte des 16. Jahrh. und zwar im J. 1561 durch Barbara Uttmann (s. d.) in Annaberg eingeführt, und noch gegenwärtig ist das sächs. Erzgebirge der Hauptsitz der Spitzenklöppelei, obgleich auch anderwärts, z. B. in

Brabant, Spitzen von vorzüglicher Güte geklöppelt werden. **Genähete oder gestickte Spitzen** sind schon eine ältere Erfindung. Das älteste Modelbuch für Spitzenklöppelei ist von Nic. Basseus und erschien 1568 in Frankfurt am Main. Das Klöppeln ist weniger künstlich als mühsam und die Hauptsache dabei ein gutgezeichnetes Muster. Übrigens muß die Arbeit sehr reinlich gemacht werden, da die Spitzen in der Regel ungewaschen verkauft werden; nur die brabanter werden nach der Vollendung gewaschen. Die einfachen, **geschleiften Spitzen** lassen sich sehr leicht fertigen, beiweitem mühsamer die mit Blumenwerk. Borten und Garnirungen, sogenannte Gimpe, welche von den Posamentirern geklöppelt werden, fertigt man ohne Muster.

Klopstock (Friedr. Gottlieb), einer der größten deutschen Dichter, geb. am 2. Jul. 1724 zu Quedlinburg, wo sein Vater Commissionsrath war, verlebte seine erste Jugend, da der Vater das Amt Friedeburg bei Wettin an der Saale pachtete, auf dem Lande. Später besuchte er das Gymnasium zu Quedlinburg und in seinem 16. Jahre kam er nach Schulpforte. Schon hier, wo er die Vorliebe für das classische Alterthum gewann und sich mit den Sprachen desselben innigst vertraut machte, faßte er den Entschluß, ein großes episches Gedicht zu fertigen, für welches ihm damals Heinrich der Vogler als ein vorzüglich würdiger Gegenstand erschien. Auf der Universität zu Jena, die er 1745, um Theologie zu studiren, bezog, entwarf er bereits die ersten Gesänge seines „Messias". In Leipzig, wohin er sich 1746 begab, lernte er Cramer, Schlegel, Rabener, Zachariä u. A. kennen, die damals die „Bremischen Beiträge" herausgaben, in welchen 1748 die drei ersten Gesänge des „Messias" gedruckt wurden. Da mehre seiner Freunde von der Universität abgingen, so übernahm auch er 1748 eine Hauslehrerstelle bei einem Verwandten, Namens Weiß, in Langensalza, wo er seines Freundes M. S. Schmidt's Schwester, die in seinen „Oden" gefeierte Fanny, kennen lernte, die er mit der heißesten, jedoch unerwiderten Zärtlichkeit liebte. Sein „Messias" erregte schon beim Erscheinen der ersten Gesänge außerordentliches Aufsehen. Man verehrte den Sänger wie einen heiligen Dichter und Propheten des alten Bundes; man sah sein Werk als Religionsbuch an und nannte seinen Namen nur mit Ehrfurcht. Daß es auch an einzelnen tadelnden Stimmen, und von Seiten der alten Theologen an Widerspruch gegen den mildversöhnlichen Geist, den das Ganze athmete, nicht fehlen konnte, ließ sich bei der Originalität und Neuheit des Gedichts in Form und Auffassung erwarten. Namentlich setzte die pedantische Schule Gottsched's dem Gedicht einen beharrlichen, wiewol vergeblichen Widerstand, und sogar in des Freiherrn von Schönaich Heldengedicht „Hermann oder das befreite Deutschland" eine traurige Concurrenz entgegen. Den stärksten Eindruck hatte der „Messias" in der Schweiz gemacht. Auf Bodmer's und seiner Freunde Einladung reiste K. mit Sulzer im Sommer 1750 nach Zürich, wo man Alles aufbot, ihn festzuhalten. Auch in Dänemark hatten die drei ersten Gesänge des „Messias" so große Aufmerksamkeit erregt, daß K. auf des Ministers Bernstorff Empfehlung die Einladung erhielt, mit einem Gehalte von 400 Thalern nach Kopenhagen zu kommen, um hier das Gedicht zu vollenden. K. folgte dieser Einladung im J. 1751, reiste über Braunschweig und Hamburg, und lernte an letzterm Orte die von ihm später als Cidli gefeierte Margaretha (Meta) Moller kennen, die geistreiche Tochter eines dortigen Kaufmanns. In Kopenhagen wurde er von Bernstorff mit Freundschaft und hoher Achtung aufgenommen. Er blieb den Winter über daselbst, und wurde im folgenden Sommer durch seinen Freund Moltke dem Könige Friedrich V. vorgestellt. Als der König bald nachher eine Reise nach Holstein machte, benutzte K. diese Gelegenheit, zu seiner geliebten Meta nach Hamburg zu gehen, wo er sich den ganzen Sommer aufhielt. Zwar kehrte er mit dem Könige wieder nach Dänemark zurück; doch schon im Sommer 1754 ging er abermals nach Hamburg, wo er sich mit Meta verband, die ihm mit der reinsten und innigsten Liebe anhing. Leider genoß er das Glück der ehelichen Liebe nicht lange; der Tod entriß sie ihm schon 1758 in ihrem dreißigsten Lebensjahre. Ihre hinterlassenen Schriften gab K. heraus (Hamb. 1759). Seit 1759 lebte er abwechselnd in Braunschweig, Quedlinburg und Blankenburg; erst 1763 ging er wieder nach Kopenhagen. Im J. 1764 dichtete er seine „Hermannsschlacht" und sandte sie dem Kaiser Joseph zu, aber nicht mit dem Erfolge, den er sich in patriotischer Begeisterung versprochen hatte. Später

beschäftigte er sich mit Untersuchungen über die deutsche Sprache. Nachdem Bernstorff seine Entlassung erhalten hatte, ließ sich K. 1771 mit dem Charakter eines dän. Legationsraths in Hamburg nieder. Hier vollendete er seinen „Messias", dessen letzte fünf Gesänge 1773 zu Halle erschienen. Im J. 1792 vermählte er sich mit einer geprüften Freundin, Johanne Elisabeth geborenen von Dimpfel, verwitweten von Winthem. Sein Ende war wie sein Leben. Mit voller religiöser Überzeugung, mit Ruhe und Ergebung starb er am 14 März 1803 sanft und ohne Schmerzen. Sein Leichenbegängniß, gewiß eins der feierlichsten, die je einem Gelehrten Deutschlands zu Theil wurden, zeigte die allgemeine Theilnahme seiner Mitbürger, die sie im Namen aller fremden Verehrer des Entschlafenen hier zu Tage legten. Die Gesandten und Geschäftsträger, alle angesehene Bürger, Senatoren, Kaufleute, Kirchen- und Schullehrer, Künstler u. s. w. begleiteten in 126 Wagen die Leiche, welche unter einer Ehrenwache von 100 M. zu Fuß und zu Pferd, unter dem volltönenden Geläute der sechs Hauptthürme Hamburgs, dem Zuströmen vieler Tausende und unter mehren angemessenen Feierlichkeiten, an einem heitern Frühlingstage, am 22. März, in dem Dorfe Ottensen bei Hamburg neben seiner Meta eingesenkt wurde, wo er schon bei ihrem Tode sich sein Grab bestellt hatte. Hier wurde später auch seine zweite Gattin beerdigt. Reinheit und Adel sind die Hauptzüge in K.'s Charakter. Er war munter und aufgeweckt, sein Scherz stets mit einer gewissen Würde verbunden und sein Spott nie bitter. Eine gewisse Gradheit hielt ihn von der nähern Bekanntschaft mit Vornehmern zurück; denn die kalte Herablassung der Großen sah er mehr als Beschimpfung an. Er wanderte gern mit ganzen Familien seiner Freunde aufs Land, und liebte es, unter Kindern zu sein. Im Winter fand er sein höchstes Vergnügen am Schlittschuhlaufen, wobei er selbst einmal in Lebensgefahr kam. An dem Wohl und dem häuslichen Glücke seiner Freunde nahm er, wie auch sein „Wingolf" und zahlreiche Oden beweisen, den innigsten Antheil; besonders werth war ihm die Rückerinnerung an seine Dichterfreunde, mit denen er in Leipzig vereint gewesen, und von denen er einen nach dem andern ins Grab sinken sah. Auch Ebert überlebte er; mit Fassung und Standhaftigkeit vernahm er die Nachricht von seinem Tode.

Um K.'s unermeßliches Verdienst um deutsche Poesie, Literatur und Sprache annähernd würdigen zu können, muß man sich auf den Boden der Zeit stellen, welcher er angehörte. Wie mit Luther eine neue Epoche der deutschen Sprache überhaupt beginnt, so beginnt mit K. eine neue Epoche der deutschen poetischen Sprache. Er befreite Deutschland von der Alleinherrschaft des Alexandriners, dem er den Hexameter entgegensetzte, wie von einer hohlen, auf bloße Correctheit und leeren Klang abzielenden Reimerei, welcher er in seinen Oden durch geschickten Anbau antiker Versmaße und Erfindung neuer ein heilsames Gegengewicht hielt. Die allzugroße Einseitigkeit, womit er in dieser Richtung verfuhr, war nöthig, damit der Götze des Tages gestürzt und die innere Seele der deutschen Sprache gerettet würde. Er war aber auch kein ängstlicher und pedantischer Nachahmer antiker Muster; die Bewegung seiner Rhythmen stützt sich auf die Gesetze des der deutschen Sprache eigenthümlichen Tonfalls und Accents, und die Anschauungen, die er zu verkörpern, die Empfindungen, die er auszudrücken liebte, waren echtdeutscher Art und Natur. Die Innigkeit, womit er Gegenstände des deutschen Gemüthslebens, womit er Natur, Religion, Freundschaft, Liebe und Vaterland feierte, läßt selbst durch die mehr antikisirende Form seiner Dichtungen einen Strahl echter Romantik durchschimmern. Es ist nicht zu leugnen, daß er sich bei zunehmendem Alter in immer höherm Grade in der Einseitigkeit seiner Manier verfing und in seinen spätern der Form und Construction nach überkünstlich verflochtenen Oden der deutschen Nation häufig wahrhafte Sprach- und Gedankenräthsel aufgab; dieser Vorwurf trifft jedoch nicht die Oden seiner frühern Epoche, in denen die Flüssigkeit seines Geistes und die Beweglichkeit seiner Empfindung deutlich sich aussprechen. Die populaire Bedeutung, welche der Reim in der modernen Poesie hat, erkannte er selbst fast unfreiwillig dadurch an, daß er ihn in Epigrammen und in seinen noch gegenwärtig in der religiösen Poesie eine hohe Stelle einnehmenden Kirchenliedern anwendete. K. zuerst führte, nach einer längern Periode des Verfalls, der deutschen Poesie wieder nationalen Stoff und Inhalt zu. In dieser Hinsicht kann man ihn geradezu einen propheti-

schen Geist nennen, der zu einer Zeit, wo der deutsche Patriotismus brach lag und das deutsche Gemeinleben der Nachahmung franz. Form und Sitte sich gefangen gegeben hatte, ein Erwachen des deutschen Nationalgeistes ahnete und verkündigte, seinerseits aber auch Alles that, um dies Erwachen herbeizuführen. Zu diesem Zwecke rief er selbst die damals noch wenig gekannte und durchforschte nordische Mythologie zu Hülfe, um den coquetten Rococoaufputz der nur äußerlich aufgefaßten griech. Mythologie aus der deutschen Dichtkunst immer mehr zu verdrängen und ihren Gebrauch zu beschränken. Zu diesem Zwecke stellte er Hermann den Cherusker als einen Nationalheros und Repräsentanten deutscher Freiheit und Unabhängigkeit auf; zu diesem Zwecke pries er die deutsche Sprache in vielen seiner Oden als diejenige, welche es nicht nur mit allen modernen Sprachen, sondern auch mit der lat. und griech. vollkommen aufnehmen könne. Für diese echtnationalen Bestrebungen wird ihm auch die späteste Nachwelt ihren Dank nicht versagen dürfen, wenn sie nicht des Undanks gegen einen der kräftigsten Vorkämpfer deutscher Nationalität beschuldigt sein will. Auch abgesehen von dem Schwung und der Kühnheit der Sprache nimmt K. schon durch diesen nationalen Inhalt unter den deutschen Odendichtern, die mehr oder weniger seine Nachahmer waren, die erste Stelle ein. Als politischer Dichter versenkte er sich mehr als irgend ein Anderer in die Tiefe seines Stoffes. Den nordamerikan. Unabhängigkeitskrieg, die ersten reinen Anfänge der franz. Revolution begrüßte er mit Enthusiasmus als die Morgenrothstrahlen einer Freiheit, durch welche die Menschheit einer höhern Bestimmung entgegenzureifen bestimmt sei, obschon er gegen die spätern Ausartungen der franz. Revolution seinen Abscheu in kräftigen Oden aussprach und seine getäuschten Hoffnungen in origineller Weise beklagte. Dennoch ernannte ihn die franz. Republik für seine ihr früher gezeigten Sympathien zu ihrem Bürger, was jedoch in jener großherzigen und wenig kleinlichen Zeit nicht hinderte, daß ihm mehre deutsche Souveraine Pensionen und Ehren in reichlichem Maße zu Theil werden ließen, wie namentlich der edle und freisinnige Markgraf, nachherige Großherzog Karl Friedrich von Baden, der ihm ein Jahrgehalt und den Titel eines markgräflich bad. Hofraths verlieh. K.'s berühmter „Messias", aus dem so viele der vorzüglichsten deutschen Dichter ihre erste Anregung und Nahrung schöpften und der in der Geschichte der deutschen Poesie eine ganz neue Epoche bezeichnet, ist auch jetzt noch nicht dadurch abgethan und beseitigt, daß man ihn, wie meist geschieht, als ein langweiliges, unlesbares Gedicht ausgibt. Oft aus dem Epischen in den reinen Hymnus übergehend, angefüllt mit mancherlei Überschwenglichkeiten und Verzeichnungen, breit und gedehnt, ist er doch reich an wirksamen oratorischen Stellen und bekundet durchgehends eine große Fülle von Phantasie, ein auf das Edle, Erhabene und Große gerichtetes Gemüth, einen mächtigen Schwung, welcher den Dichter freilich weit über alle Grenzen des Möglichen und Denkbaren hinausführt, wo er darum einsam bleibt, weil wir ihm so weit nicht folgen können oder mögen. In diesem religiösen Heldengedicht huldigt er aber ebenso wenig wie in seinen religiösen Oden dem starren Dogma, der sich allein für seligmachend haltenden Orthodoxie, dem süßlichen Pietismus oder der materiellen Wundergläubigkeit. Das Wort ist in ihm Geist und der Geist Wort geworden. Auch seine Tragödien, in denen er Hermann den Cherusker feierte und die er selbst seltsam genug **Bardiete** (s. d.) nannte, sind wenigstens als patriotische Dramen und durch die eingelegten Bardengesänge beachtenswerth; unbedeutend, selbst der Sprache nach, sind nur seine Dramen zu nennen, in welchen er altbiblische Stoffe dialogisirte. Auch durch grammatische Schriften erwarb er sich ein großes Verdienst. Seine „Fragmente über Sprache und Dichtkunst", seine „Gelehrtenrepublik" und seine „Grammatischen Gespräche" klärten viele Gegenstände der deutschen Grammatik und Poesie auf, wenn auch seine Neuerungen in der Wortschreibung, sowie überhaupt mehre Grundsätze seines Stils, nicht allgemeinen Beifall finden konnten. Seine Säcularfeier am 2. Jul. 1824 wurde zu Quedlinburg und zu Altona würdig begangen, und bei dieser Gelegenheit ihm in Quedlinburg ein Denkmal gesetzt. Seine „Werke" erschienen gesammelt in 12 Octavbänden (Lpz. 1799—1817); von der auf zwölf Bände berechneten Quartausgabe erschienen nur sieben (Lpz. 1798—1809); eine neue Ausgabe in neun Bänden erschien 1839 und eine Prachtausgabe in Einem Bande ebenfalls 1839; auch gab Schmidlin „Ergänzungen zu K.'s sämmtlichen

Werken" (3 Bde., Stuttg. 1839) heraus. Vgl. K. F. Cramer, „K., Er und über ihn" (2. Aufl., 5 Bde., nebst Beilagen, Lpz. 1782—93); „Briefwechsel der Familie K. unter sich und mit Gleim, Schmidt, Fanny", aus Gleim's brieflichem Nachlasse herausgegeben von Klamer Schmidt (2 Bde., Halberst. 1810); Döring, „K.'s Leben" (Weim. 1825) und Gruber's Biographie K.'s, bei dessen Ausgabe der „Oden" (Lpz. 1831).

Klöster (Claustra, d. i. verschlossene Orte) wurden zuerst im 4. Jahrh. im Morgenlande, namentlich in den Wüsten Oberägyptens, gegründet. Der heil. Antonius (s. d.) sammelte hier um 305 eine Anzahl Einsiedler, die ihre Hütten nebeneinander bauten und ihre Andachtsübungen gemeinschaftlich hielten. Enger war die von Pachomius, einem Schüler des heil. Antonius, um 340 gestiftete Verbindung. Dieser baute auf Tabenna, einer Nilinsel in Oberthebais, mehre Häuser in geringer Entfernung voneinander, in deren jedem eine Anzahl Mönche (monachi, d. i. einsam Lebende) in Zellen beisammenwohnte und unter einem Prior stand. Diese Priorate bildeten zusammen ein Cönobium oder Monasterium, wurden von einem Vorsteher, dem Abbas, d. h. Vater, regiert und zu einer bestimmten gleichförmigen Lebensordnung angehalten. Bei des Pachomius Tode, im J. 348, bestand die Mönchscolonie auf Tabenna aus 50000 Personen. Auch in Palästina, Syrien und Armenien füllten sich die Wüsten und Wälder mit Cönobien; selbst in und bei den Städten entstanden solche Anstalten, in denen die Strenge der Clausur (s. d.) den Mangel abgeschiedener Wüsteneien ersetzen sollte. Anfangs wurde das Klosterleben nur von Männern frei erwählt; auch war es fast nur durch die Gesetze geregelt, die Jeder sich selbst gab. Durch den heil. Basilius (s. d.) erhielt es zuerst, da seit der Mitte des 4. Jahrh., bereits durch Pachomius, auch Frauenmünster oder Nonnenklöster gestiftet wurden, und Personen jedes Alters und Standes sich zudrängten, bestimmte Regeln, die eine gewisse Gleichheit der Verfassung und Zucht in den Klöstern des Orients bezweckten. Doch gab es im 4. und 5. Jahrh. noch keine eigentlichen Klostergelübde (s. d.) und feierlichen Professionen. Erst im 6. Jahrh. brachte diese der heil. Benedict (s. d.) von Nursia auf. Seiner zweckmäßigen Regel, die zuerst in dem von ihm 529 erbauten Kloster zu Monte-Casino (s. d.) bei Neapel, und nachher in allen Klöstern des Abendlandes eingeführt wurde, ist es vornehmlich zuzuschreiben, daß die Klöster nun Wohnsitze der Frömmigkeit, des Fleißes, der Mäßigkeit und der bei der Verwirrung jener Zeiten in ihre Mauern geflüchteten Gelehrsamkeit zu werden anfingen. Wesentliche Verdienste erwarben sich ihre Bewohner vom 6. bis ins 9. Jahrh. um den Anbau des Bodens und um die Bekehrung der german. und slaw. Völkerschaften. Freilich veränderten diese im Zeitalter der Roheit so gemeinnützigen Anstalten allmälig ihre Natur, jemehr ihr Reichthum und Ansehen wuchs. Durch die unter den fränk. Königen eingerissene und von andern Fürsten nachgeahmte Gewohnheit, Klöster wegen ihrer Pfründen an Grafen und Herren zu verschenken, kamen sie unter die Aufsicht von Laien- oder Commendaturäbten (s. Abt), welche, nur auf den Genuß der Einkünfte bedacht, nichts zur Aufrechthaltung der Zucht unter den Mönchen und Nonnen thun mochten; überdies wurden sie von den Bischöfen, welche die ursprünglichen Aufseher der Klöster waren, aber den Sinn für das kanonische Leben meist selbst verloren hatten, entweder beraubt und gedrückt oder wegen der ihnen zugestandenen Freiheiten und Exemtionen sich selbst überlassen; dies Alles führte den sittlichen Verfall der Klöster herbei, sodaß Müßiggang, Schwelgerei und alle Laster der Welt in ihre Mauern sich einschlichen. Nur durch die von Karl dem Großen zur bessern Bildung der Geistlichkeit gestifteten Klosterschulen (s. d.) wußten einige, z. B. die zu Tours, Lyon, Köln, Trier, Fulda, Osnabrück, Paderborn, Würzburg u. s. w., den Ruhm ihrer Gemeinnützigkeit auch im 9. und 10. Jahrh. zu behaupten. Dem allgemein empfundenen Bedürfnisse einer Reform suchte zuerst das Kloster zu Clugny (s. d.) in Burgund abzuhelfen, das 910 nach der fast vergessenen Regel Benedict's eingerichtet wurde und sie noch durch strengere Zusätze verschärfte. Eine Menge Klöster in Frankreich, Spanien, Italien und Deutschland ließ sich nach diesem Muster reformiren; andere gaben der Regel Benedict's eine neue Gestalt und stifteten im 11. und 12. Jahrh. mehre Orden mit Filialklöstern, die als Zweige des Hauptstammes der alten Benedictiner ebenso viele durch einen stolzen und eifersüchtigen Conföderationsgeist eng verbundene Mönchsstaaten bildeten.

Mit dem Rufe der wiederhergestellten Heiligkeit hoben sich die Klöster von neuem; viele wußten sich die Befreiung von aller Gerichtsbarkeit, außer der unmittelbaren päpstlichen, zu verschaffen (exemte Klöster) und während der Kreuzzüge, wo eine Menge Kreuzfahrer ihnen ihre Güter verpfändete oder auf den Fall, daß sie nicht zurückkehrten, ganz überließ, ihren Reichthum zu vermehren. Auch das Vorrecht der Unverletzlichkeit, das die öffentliche Meinung den Klöstern in den Privatfehden des Mittelalters zugestand, brachte viel Privateigenthum, das man bei dem rohen Zustande der Justiz und Policei nicht besser sicherstellen zu können glaubte, unter ihren Schutz und in ihre Gewalt. Freilich riß damit, als jener Verbesserungseifer abgekühlt und die Macht der Orden befestigt war, auch neues Sittenverderben in den Klöstern ein, wenn nicht die Persönlichkeit des Abtes dies hinderte, denn der landesherrliche und der bischöfliche Einfluß war durch Exemtionen geschwächt und vermochte wenig gegen den durch die Politik der Päpste geschützten Übermuth der in allen Ländern mächtigen Ordenskörperschaften. Zur Zeit der Reformation mußte sich die Zahl der Klöster beträchtlich mindern, die protestantischen Fürsten zogen die Güter der verlassenen Klöster zu ihrem Fiscus, oder verwendeten sie zur Gründung öffentlicher Bildungsanstalten, namentlich der Universitäten, oder bestimmten sie, wie in Niedersachsen und Würtemberg, zu Pfründen verdienter Kirchenlehrer, auch wol zur Versorgung adeliger Fräulein bis zu ihrer Verheirathung, wie dies in Hessen, Holstein, Mecklenburg u. s. w. geschah. In katholischen Ländern erhielten sie zwar ihre Verfassung bis ins 18. Jahrh., fielen aber doch durch den Alles ergreifenden Einfluß eines neuen Zeitgeistes immer mehr in der Meinung des Volks und mußten beim Sinken der päpstlichen Macht auch von katholischen Fürsten manche Beschränkung ihrer Rechte erdulden oder, was ihnen noch blieb, durch große Opfer erkaufen. Was sie ehedem als Bewahrer literarischer Schätze, als Zufluchtsörter für Verfolgte und Nahrungslose, als Erziehungsanstalten für die Jugend, als Ruheplätze für nach Ruhe sich sehnende Weltleute aus den höhern Ständen, als milde Gewahrsame und Besserungshäuser für verirrte und gefährliche Glieder der menschlichen Gesellschaft geleistet hatten, verschwand in den Augen der statistischen Berechnung und philanthropischen Philosophie der neuern Zeit vor den Nachtheilen, die sie durch die Beförderung der Ehelosigkeit der Bevölkerung und durch ihr unablässiges Streben nach den Familiengütern der Reichen, die ihnen Söhne und Töchter anvertrauten, dem Nationalwohlstande, durch den Müßiggang ihrer Bewohner dem Gewerbfleiße und durch die in ihren Mauern erzeugten geheimen Sünden der Sittlichkeit und Religiosität brachten. So waren diese veralteten Stiftungen schon von einem großen Theile der aufgeklärten Welt geächtet, als Kaiser Joseph II. 1781 die Klöster einiger Orden ganz aufhob und die, welche er bestehen ließ, auf eine bestimmte Zahl von Religiosen einschränkte und außer aller Verbindung mit auswärtigen Obern setzte. In Frankreich wurde am 2. Nov. 1789 die Abschaffung aller Orden und Klöster decretirt, welchem Beispiele die dem franz. Reiche einverleibten Länder und unter Napoleon's Schutz alle katholischen Staaten des Festlandes, mit Ausnahme Östreichs, Spaniens, Portugals, Polens und Rußlands, folgten. Eine bessere Zeit für die Klöster begann mit der Restauration. Kaum war Pius VII. in Rom wieder eingezogen, als er die in Italien während der franz. Herrschaft aufgehobenen Klöster wiederherstellte und die Lage der noch bestehenden verbesserte. Durch Concordate mit Frankreich, Neapel und Baiern sicherte er das Fortbestehen der in diesen Ländern noch erhaltenen und die theilweise Wiederherstellung der aufgehobenen Klöster. In Östreich suchte man zwar die große Zahl der vorhandenen Klöster dadurch zu vermindern, daß man manche derselben aussterben ließ, doch wurde denen das Fortbestehen zugesichert, welche sich die Erziehung, namentlich des weiblichen Geschlechts, und die Krankenpflege zur Pflicht gemacht hatten. So erhoben sich die Klöster in Portugal, Spanien, Neapel und Italien zu neuer Macht, ja selbst in Frankreich und in Baiern wurden bis auf die neueste Zeit herab viele derselben in ihrem alten Glanze wiederhergestellt. Ein neuer Schlag traf dagegen die Klöster in Portugal, welche durch das Decret Dom Pedro's vom 28. Mai 1834, sowie die in Spanien, welche durch das vom 9. Mai 1837 aufgehoben wurden. Vgl. Chabot, „Encyclopédie monastique" (Par. 1827).

Kloster-Bergen, ein ehemals berühmtes Benedictinerkloster, eine halbe Stunde von Magdeburg, wurde von Kaiser Otto I. im J. 937 gestiftet und zwar in Magdeburg selbst,

in Folge des Dombaus aber im J. 965 außerhalb der Stadt verlegt. Nach der Reformation verwandelte man es 1565 in ein protestantisches Stift mit einem Abte und verband damit eine Schule, die zu großem Rufe gelangte. Im J. 1577 wurde daselbst von sechs protestantischen Theologen ein Convent abgehalten, der die Concordienformel (s. d.) entwarf, die deshalb auch das Bergische Buch genannt wird. Nachdem das Stift im Kriege von 1806 bedeutend gelitten, wurde es 1809 ganz aufgehoben und der Fonds desselben der Universität zu Halle überwiesen.

Klostergelübde nennt man die Versprechen, welche zufolge der Ordensregel des heil. Benedict Diejenigen geben müssen, die sich dem Klosterleben widmen. Die allgemeinen Klostergelübde sind das des Gehorsams, der Keuschheit und der Armuth. Der Gehorsam besteht in der unbedingten Befolgung der Ordensregel und der Befehle der Vorgesetzten; die Keuschheit in der gänzlichen Enthaltung alles vertrauten Umgangs mit dem andern Geschlechte, und die Armuth in dem Aufgeben alles Privateigenthums. Wohl aber können die Klöster selbst Eigenthum haben, da die Kirche eine hohe, höhere und höchste Armuth unterschied. Die hohe Armuth besteht darin, daß ein Kloster nur so viel liegende Gründe besitzen darf, als zu seiner Erhaltung nöthig sind, die höhere, daß es gar keine liegenden Gründe, wol aber bewegliche Gegenstände, wie Bücher, Kleider, Vorräthe an Speisen und Getränken, Renten u. s. w., besitzen darf; die höchste aber gestattet weder bewegliches noch unbewegliches Eigenthum. Die hohe Armuth geloben z. B. die Karmeliter und Augustiner, die höhere die Dominicaner, die höchste die Franciscaner, vornehmlich die Kapuziner. Außer diesen drei allgemeinen Klostergelübden gibt es noch viele andere, welche einzelne Mönchsorden fodern, z. B. das des Schweigens bei den Karthäusern, des unbedingten Gehorsams gegen den Statthalter Christi bei den Jesuiten, der Krankenpflege u. s. w.

Kloster-Neuburg, eine Stadt im Erzherzogthum Östreich, im Lande unter der Ens, an der Donau, mit 3500 E., einer Hauptschule und einigen Fabriken, ist besonders des dasigen reichen Augustinerchorherrenstifts wegen berühmt, das 1140 von dem Markgrafen Leopold von Östreich gestiftet wurde, und neben andern Sehenswürdigkeiten eine Mineralien-, Naturalien- und Münzsammlung, sowie eine Bibliothek von 25000 Bänden und vielen Handschriften besitzt.

Klosterschulen, Unterrichtsanstalten, welche bei Klöstern errichtet wurden und in denen Klostergeistliche den Unterricht besorgten, kommen schon im Anfange des 5. Jahrh. vor. Sie hatten zunächst nur die Bildung der Geistlichen zum Zweck, später suchten aber auch Andere darin Unterricht. Sie vermehrten sich während der folgenden Jahrhunderte mit den Klöstern, und einzelne, z. B. die in Tours, Lyon, Köln, Trier, Fulda, Hirsau, Osnabrück, Paderborn, Würzburg u. s. w., erlangten große Berühmtheit. Ihr Unterricht umfaßte nur selten alle sieben freien Künste, gewöhnlich blos das sogenannte Trivium (Grammatik, Rhetorik und Dialektik) und die geistlichen Wissenschaften. In der zweiten Hälfte des Mittelalters verfielen mit den Klöstern auch die Klosterschulen. Als durch die Reformation in den protestantischen Ländern die Klöster aufgehoben wurden, bestimmten die Fürsten die Einkünfte vieler zur Gründung von höhern Schulen, und manche derselben, z. B. die in Ilfeld, Tennstedt und Rosleben, behielten den Namen Klosterschulen bei, der sich aber später meist verloren hat.

Klotho, eine der drei Parzen (s. d.).

Klotz (Christian Adolf), ein berühmter, gegen das Ende seines Lebens durch literarische Fehden mit Burmann (s. d.) und Lessing (s. d.) berüchtigter Gelehrter, geb. am 13. Nov. 1738 zu Bischofswerda in der Lausitz, verdankte den Schulen in Görlitz und Meißen die Liebe zur griech. und röm. Literatur und den guten lat. Stil, der zu seinem Rufe wesentlich beitrug. Er besuchte die Universitäten zu Leipzig und Jena, ohne jedoch die öffentlichen Vorlesungen gehörig zu benutzen, wurde 1762 außerordentlicher und 1764 ordentlicher Professor der Philosophie in Göttingen und folgte hierauf, von seinem Gönner Guischard (s. d.) an Friedrich den Großen empfohlen, 1765 dem Rufe als Lehrer der Beredtsamkeit nach Halle, wo er, von dem Könige hoch geachtet, nach Ablehnung einer ehrenvollen Stelle im Auslande mit dem Titel eines Geh. Raths geehrt wurde, aber schon am 31. Dec. 1771, zum Theil in Folge seines regellosen und bewegten Lebens, starb. Unter den Erzeug-

nissen seiner schriftstellerischen Thätigkeit sichern ihm außer seinen lat. Gedichten, die auch gesammelt erschienen (Altenb. 1766), diejenigen, welche sich über Kritik und Erklärung der alten Schriftsteller oder über Gegenstände antiquarischen Inhalts verbreiten, bei der Nachwelt einen ehrenvollen Namen. Hierher zählen wir die Ausgaben des „Tyrtäus" (Brem. 1764; Altenb. 1767); des Vida „De arte poëtica" (Altenb. 1766); die „Vindiciae Horatianae" (Brem. 1764); die „Lectiones Venusinae" (Lpz. 1770); die von Lessing ungerecht beurtheilte Schrift „Vom Nutzen geschnittener Steine" (Altenb. 1768) und eine große Anzahl von Abhandlungen, welche seine „Opuscula varii argumenti" (Altenb. 1767) und die „Opuscula philologica et oratoria" (Halle 1772) enthalten. Auch lieferte er zahlreiche Recensionen in die „Allgemeine deutsche Bibliothek", gegen die er später durch Gründung seiner „Acta literaria" (7 Bde., Altenb. 1764—73) eine ziemlich scharfe Opposition bildete. Einen fast nur polemischen und satirischen Zweck verfolgte er in dem „Genius saeculi" (Altenb. 1760), „Somnium" (Altenb. 1761), in den „Ridicula literaria" (Altenb. 1762), in der Schrift „De libris auctoribus suis fatalibus" (Lpz. 1761) und in der „Bibliothek der elenden Scribenten" (7 Bde., Frankf. 1768—71). Wenn nun auch Vieles von Dem, was er schrieb, mehr auf einen momentanen Effect als auf gründliche Belehtung berechnet war und eine ruhige, besonnene Forschung ebenso wie eine gehörige Anordnung und Ausführung des Gegenstandes vermissen läßt, so läßt sich doch nicht leugnen, daß er einer der fähigsten und genialsten Köpfe seiner Zeit war, der als Lehrer durch seine anregenden Vorträge unbestreitbare Verdienste sich erworben hat, bei dem Bestreben aber, zum Dictator der damaligen gelehrten Welt sich aufzuwerfen, nur zu oft in einen gehässigen und sogar gemeinen Ton verfiel. Sein gefährlichster Gegner wurde Lessing in den „Briefen antiquarischen Inhalts". Vgl. Hausen, „Leben und Charakter K.'s" (Halle 1772).

Klotz (Matthias), Portrait- und Landschaftmaler, geb. 1748 zu Strasburg, machte seine Studien zunächst daselbst unter Haldenwang, dann in Stuttgart und lebte hierauf in Manheim und seit 1778 in München, wo er als Hoftheatermaler viele landschaftliche Decorationen für die Bühne malte, und starb 1821. Seine „Farbenlehre" (Münch. 1816) war das Resultat langjähriger scharfsinniger Untersuchungen. — Seine drei Söhne machten sich ebenfalls als Maler berühmte Namen. Kaspar K., geb. 1773 zu Manheim, gegenwärtig in München, ist besonders als Miniaturmaler durch zahlreiche Bildnisse sehr bekannt. — Simon K., geb. zu Manheim 1777, gest. zu Landshut 1825, malte vorzüglich heilige Geschichten, Landschaften und Bildnisse in Öl, und seine Arbeiten zeugen von lebhafter Phantasie, tiefem Gefühl und sind in einem edeln Stile gehalten. — Jos. K., geb. zu München 1785, gest. 1830, brachte es vorzüglich als Decorationsmaler zu hoher Vollendung. Großes Aufsehen erregte 1814 sein Transparentgemälde, der Brand zu Moskau. — Auch Kaspar K.'s Söhne, Aug. K., geb. zu München 1808, und Karl K., geb. 1810, gest. 1834, haben sich als Künstler rühmlichst bekannt gemacht, jener im historischen, dieser im Genrefache.

Klüber (Joh. Ludw.), ein bekannter deutscher publicistischer Schriftsteller, geb. am 10. Nov. 1762 zu Thann bei Fulda, widmete sich der akademischen Laufbahn und wurde 1786 Professor der Rechte in Erlangen, folgte aber später dem Rufe als Geh. Referendar nach Karlsruhe, wohin er auch, nachdem er 1807 die erste Professur der Rechte in Heidelberg angenommen hatte, 1808 als Staats- und Cabinetsrath wieder zurückkehrte. Seinen frühern rechtswissenschaftlichen Schriften ließ er nun andere Leistungen folgen, welche verdiente Anerkennung fanden, wie sein „Lehrbegriff der Referirkunst" (Erl. 1808); das „Lehrbuch der Kryptographik" (Erl. 1809), und „Das Postwesen in Deutschland, wie es war, ist und sein könnte" (Erl. 1811). Bei der Eröffnung des wiener Congresses erhielt er Urlaub von der Regierung und lebte während der ganzen Dauer desselben in Wien, wo er Gelegenheit fand, die für die Geschichte jenes denkwürdigen Zeitabschnitts hochwichtigen und reichhaltigen „Acten des wiener Congresses in den J. 1814 und 1815" (8 Bde., Erl. 1815—19) zu sammeln. Sein Bestreben bei der Herausgabe dieser Actenstücke war darauf gerichtet, einen richtigen Text zu liefern, zu welchem Zwecke er mehre Abschriften sorgfältig verglich. Von der „Schlußacte und der deutschen Bundesacte" veranstaltete er einen besondern Abdruck (Erl. 1816; 2. Aufl., 1818), der durch kritische Be-

richtigung des Textes und durch eigne Zugaben vor dem in den „Acten" befindlichen Abdruck sich auszeichnet und durch Nachweisung der Verhandlungen über die einzelnen Bestimmungen der Bundesacte für die Entstehungsgeschichte derselben wichtig ist. Eine dritte sehr vermehrte Auflage der „Schlußacte u. s. w." ließ er unter dem Titel „Quellensammlung für das öffentliche Recht des deutschen Bundes" (Erl. 1830) erscheinen, der auch eine „Fortsetzung" (Erl. 1833) sich anschloß. In der „Übersicht der diplomatischen Verhandlungen des wiener Congresses" (3 Abth., Frankf. 1816) gab er eine Geschichte des Ganges der Verhandlungen und mehre Abhandlungen und Berichte über einzelne, die deutschen Angelegenheiten betreffende Gegenstände. Durch seine vielfältigen Erfahrungen und als Augenzeuge der Entstehung des neuen Föderativsystems war er vor Andern berufen, das Bundesstaatsrecht systematisch darzustellen, wie dies in seinem „Öffentlichen Recht des deutschen Bundes und der Bundesstaaten" (Frankf. 1817; 3. Aufl., 1831; 4. Aufl., mit des Verfassers hinterlassenen Bemerkungen vermehrt, von Morstadt, 1840) geschehen ist. Das europ. Völkerrecht bearbeitete er in seinem „Droit des gens moderne de l'Europe" (2 Bde., Stuttg. 1819; deutsch, 1821). K. hatte bereits seit 1814 Einladungen zum Eintritt in den preuß. Staatsdienst erhalten, jedoch erst 1817 trat er als Geh. Legationsrath unter dem Staatskanzler von Hardenberg, dessen Gunst und Freundschaft er seit vielen Jahren genossen hatte, in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Hierauf war er bei mehren politischen Verhandlungen in Frankfurt am Main, Petersburg und zu Aachen bei dem Congresse thätig. Kaum aber war 1822 die zweite Ausgabe seines „Öffentlichen Rechts des deutschen Bundes" erschienen, als das Buch und er selbst Gegenstand politischer Verketzerung wurden. Da nach Hardenberg's Tode sogar eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet wurde, so nahm er nach deren Ausgange im J. 1823 seine Entlassung aus dem preuß. Staatsdienste und lebte seitdem in Frankfurt am Main, wo er am 16 Febr. 1837 starb. Von seinen übrigen Schriften haben wir noch zu erwähnen „Das Münzwesen in Deutschland in seinem jetzigen Zustande" (Stuttg. 1829); „Abhandlungen und Beobachtungen für Geschichtskunde, Staats- und Rechtswissenschaften" (2 Bde., Frankf. 1830—34); „Die Selbständigkeit des Richteramts und die Unabhängigkeit seiner Urtheile" (Frankf. 1832), und die „Pragmatische Geschichte der nationalen und politischen Wiedergeburt Griechenlands" (Frankf. 1825). Aus seinem Nachlasse gab unter Anderm Welcker 1844 Protokolle und Actenstücke in Betreff der Karlsbader Beschlüsse heraus.

Klügel (Georg Simon), Mathematiker, geb. am 19. Aug. 1739 zu Hamburg, erhielt daselbst die erste Bildung und hatte anfangs die Absicht, Theologie zu studiren, wurde aber durch Neigung und die Bekanntschaft mit Büsch zu dem Studium der Mathematik hingezogen, für welche ihn auf der Universität zu Göttingen Kästner vollends gewann. Nach seinem Abgange von Göttingen gab er in Hannover zwei Jahre lang das „Hannöver. Magazin" heraus und wurde 1766 als ordentlicher Professor der Mathematik nach Helmstedt berufen. Im J. 1788 kam er an Karsten's Stelle als Professor der Mathematik und Physik nach Halle, wo er am 4. Aug. 1812 starb. Unter seinen verdienstlichen Schriften erwähnen wir seine „Encyklopädie" (6 Bde.; 3. Aufl., Berl. 1806; Bd. 7. von Stein, Berl. 1816); „Anfangsgründe der Astronomie" (5. Aufl., 1819); „Die gemeinnützigsten Vernunftkenntnisse" (2. Aufl., Lpz. 1791), die er im Vereine mit seinen Collegen Velthusen, Henke, Bruns und Crell arbeitete, und sein „Mathematisches Wörterbuch" (3 Bde., Lpz. 1803—8). Dasselbe sollte aus zwei Abtheilungen bestehen, von denen K. nicht einmal die erste, welche die reine Mathematik enthält, vollendete; fortgesetzt wurde es von Mollweide (Bd. 4, Lpz. 1823) und beendet von Grunert (Bd. 5 in 2 Thlen., Lpz. 1831), welcher Letztere auch Supplemente zu dem „Wörterbuche" herausgab (2 Bde., Lpz. 1833—36).

Klumpfuß oder **Knollfuß** (talipes varus) nennt man einen in der Art verunstalteten Fuß, daß der äußere Rand desselben nach unten, der innere nach oben steht, sodaß die Fußsohle und der Fußrücken, beide in normalem Zustande horizontal gelegen, nun mehr oder weniger perpendiculär gestellt sind und erstere nach innen, letzterer nach außen gerichtet ist. Gleichzeitig finden sich oft noch eine Menge anderer Verunstaltungen, unter denen die am gewöhnlichsten ist, daß die Fußspitze sich auch mehr oder weniger nach innen, die Ferse aber nach außen wendet, der Fuß sich also zugleich um seine perpendiculaire und horizontale Achse ge-

dreht hat. Daß diese Verunstaltung, schon wenn sie blos an einem Fuße, besonders aber wenn sie an beiden Füßen stattfindet, das Gehen sehr beschwerlich macht, ist natürlich und man hat daher seit den ältesten Zeiten Mittel angewendet, dieses Übel zu entfernen. Da eine durch verschiedene Ursachen herbeigeführte naturwidrige Verkürzung der an der innern und Ausdehnung der an der äußern Seite des Unterschenkels und Fußes liegenden Muskeln jedesmal vorhanden ist, so waren vor Allem Mittel nöthig, um jene zu erschlaffen und diese zur Zusammenziehung zu bringen, weshalb man die innere Seite mit fettigen, öligen, die äußere mit reizenden spirituösen Substanzen behandelte und zugleich Apparate anwendete, um nach und nach den Fuß durch eine sanfte Gewalt wieder in die richtige Lage zu bringen. In der neuern Zeit hat man die verkürzten Muskeln durchschnitten und auch damit sowie mit den übrigen Mitteln bald bessere, bald weniger glückliche Erfolge erzielt. Im Allgemeinen muß darüber bemerkt werden, daß die fortdauernde unrichtige Stellung des Fußes leicht und oft organische Veränderungen in den Knochen, Bändern und Muskeln herbeiführt, wodurch die Heilung erschwert und in manchen Fällen gänzlich unmöglich gemacht wird. — Eine ähnliche Entstellung findet sich zuweilen bei der Hand, welche man dann Klump- oder Knollhand nennt.

Klumpp (Friedr. Wilh.), Professor am Obergymnasium zu Stuttgart, geb. am 30. Apr. 1790 zu Kloster-Reichenbach auf dem würtemberg. Schwarzwalde, wo sein Vater Wundarzt war, besuchte das stuttgarter Gymnasium und von 1804—13 die theologischen Seminarien seines Vaterlandes. Neigung zum Beruf des Erziehers und Lehrers veranlaßten ihn, das Präceptorat zu Vaihingen und dann das zu Leonberg anzunehmen. Im J. 1821 wurde er als Professor an das mittlere Gymnasium zu Stuttgart berufen, wo er 1833 in die erledigte Professur der alten Literatur und Mathematik am obern Gymnasium einrückte. Die Verbesserung des Jugendunterrichts beschäftigte ihn seit Übernahme des Lehramts, und seine Vorliebe für die praktischere Richtung der philanthropinistischen Schule, verbunden mit Zweifeln an der Vortrefflichkeit der Einrichtung der würtemberg. lat. Schulen, bestimmten ihn, in der Schrift „Die gelehrten Schulen nach den Grundsätzen des wahren Humanismus und den Anfoderungen der Zeit" (2 Bde., Stuttg. 1829—30) gegen den streng philologischen Humanismus, wie er sich namentlich in dem berühmten Buche von Thiersch „Über gelehrte Schulen" ausgesprochen hatte, aufzutreten. Neben entschiedenem Widerspruche fand dieselbe auch warme Freunde, welche die Einrichtung einer Erziehungs- und Unterrichtsanstalt nach K.'s Ideen bewirkten. Für diesen Zweck wurde den Unternehmern, dem Hofkameralverwalter Wiedersheim und dem Pfarrer Klaiber, der früher Professor der Theologie in Tübingen war, vom Könige von Würtemberg das Schloß zu Stetten im Remsthale zu unentgeltlicher Benutzung eingeräumt. K. als Mitvorstand übernahm vorzugsweise die Leitung des Unterrichts. Obgleich die Anstalt im Mai 1831 mit 54 Schülern eröffnet und das bestimmte Maximum der Schülerzahl von 100 bald erreicht wurde, so sah sich K. doch nach einigen Jahren veranlaßt, von seinen frühern Ideen nach und nach abzugehen und sich der alten Praxis des Unterrichts wieder zu nähern, und es hat sich seitdem die Anstalt, an der K. gegenwärtig nur noch die wissenschaftliche Oberinspection führt, in glücklicher Weise entfaltet. Auch trat K. selbst in der Abhandlung „Über die Errichtung von Realschulen" (Stuttg. 1836) milder gegen den alten Humanismus auf. In einer Gymnasialrede „Über die gegenwärtige Entwickelung des gelehrten Schulwesens", im „Correspondenzblatte für Lehrer an den Gelehrten- und Realschulen Würtembergs" (1837), erkannte er den hohen Werth der classischen Studien für die geistige Entwickelung an, obschon er im Jahre darauf in einer Schrift „Die classischen Studien vom Standpunkt des Evangeliums" zu streng es hervorhob, wie auch von christlicher Seite aus Manches gegen die strenghumanistische Betreibung der alten classischen Studien zu erinnern sei. In demselben Jahre schrieb er „Das Gymnasium in Stuttgart in seiner Entwickelung während der zwei letzten Decennien" (Stuttg. 1838), eine kleine Schrift, die sich durch tiefe und allseitige Kenntniß der Gymnasialpädagogik auszeichnet. Seit mehren Jahren Kreisschulinspector für die gelehrten Schulen wirkt K. kräftig in weiterm pädagogischen Gebiete; so ist auf seine Anregung und eine neue kleine Schrift (Stuttg. 1843) das Turnen allgemein eingeführt worden, das er schon seit 1821 in Stuttgart eingeführt und

eine Reihe von Jahrem mit vielem Erfolg geleitet hatte. Im J. 1844 trat er als begeisterter Sprecher für das protestantische Missionswesen auf. In neuester Zeit arbeitete er in höchstem Auftrage einen umfassenden Schulplan aus, wie denn überhaupt im Blick auf das gelehrte Schulwesen Würtembergs nicht zu verkennen ist, daß das K.'sche System von großem Einfluß gewesen.

Klymĕne, die Tochter des Okeanos und der Tethis und Gemahlin des Japetos, war die Mutter des Atlas, Prometheus und Epimetheus. — Klymene, die Tochter des Iphis oder des Minyas, zeugte mit ihrem Gemahl Phylakos oder Kephalos den Iphiklos und die Alkimede. — Klymene, des Kreteus Tochter und Enkelin des Minos, wurde von ihrem Vater dem Nauplios übergeben, um sie mit der Aërope in ein fremdes Land wegzuführen. Nauplios aber heirathete sie und zeugte mit ihr den Palamedes und Dax. — Klymene hieß auch die Begleiterin der Helena, mit der und Äthra zugleich sie von Paris geraubt wurde. Bei der Theilung der Gefangenen nach der Einnahme von Troja fiel sie dem Akamas zu. Von Polygnot wurde sie als Gefangene in der Lesche zu Delphi dargestellt.

Klymĕnos, der Sohn des Schöneus oder Käneus, König in Arkadien, Gemahl der Epikaste, Vater des Idas, Theragros und der Harpalyke, faßte Liebe zu seiner eigenen Tochter und entehrte sie, und gab sie dann dem Alastor zum Weibe, raubte sie indeß diesem wieder. Aus Rache mordete Harpalyke ihren eigenen Sohn oder ihren jüngsten Bruder und setzte ihn ihrem Vater zum Mahle vor, der hierauf sich erhing, während Harpalyke von den Göttern in den Vogel Chaltes verwandelt wurde. — Klymenos, der Sohn des Oneus und der Althäa, fiel im Kriege der Kureten und Kalydonier. — Klymenos, der Sohn des Phoroneus, erbaute mit seiner Schwester Chthonia der Aphrodite Chthonia einen Tempel und wurde später selbst als Halbgott verehrt.

Klytämnestra, die Tochter des Königs Tyndareus und der Leda, der Helena Zwillingsschwester, gebar ihrem Gemahl Agamemnon (s. d.) zwei Töchter, Iphigenia und Elektra, und einen Sohn, Orestes (s. d.). Während des Zuges ihres Gemahls nach Troja ergab sie sich dem Ägisthus (s. d.), ermordete mit diesem den zurückkehrenden Gemahl und beherrschte Mykene mit Ägisthus sieben Jahre.

Klystier oder Lavement (clyster, clysma oder enema) nennt man diejenige Form von Einspritzungen (s. d.), wodurch eine Flüssigkeit durch die Öffnung des Mastdarmes in das Innere des Körpers gebracht wird. Der so häufige gute Erfolg dieser Operation hat ihr eine der ersten Stellen unter den Heilmitteln überhaupt und in ihrer einfachsten Anwendung unter den Hausmitteln gegeben. Als letzteres wird das Klystier behufs der Stuhlausleerung gewöhnlich aus reinem lauen Wasser oder aus einer Abkochung von Kamillen mit einigen Löffeln Öl und etwas Kochsalz oder Seife, wozu man zuweilen wol auch noch Zucker oder Honig fügt, bereitet; der Arzt jedoch verordnet es nicht nur zu diesem Zwecke, sondern beabsichtigt oft damit, ein Arzneimittel in den Körper zu bringen, welchem die andern Wege in manchen Fällen den Eintritt versagen oder welches auf einem andern Wege nicht zum gewünschten Erfolg führen würde. Man hat daher außer den ausleerenden Klystieren noch schwächende oder temperirende, erweichende oder einhüllende, auflösende oder krampfstillende, reizende, zusammenziehende, ernährende u. s. w., zu denen man eine Menge Mittel, die sich in flüssige Form bringen lassen, oder, wie der Tabacksrauch und die Kohlensäure, gasförmig sind, benutzt. Bei der Benutzung vieler dieser Mittel ist der Zweck, daß sie im Darmkanale aufgesogen, in das Blut übergeführt werden und im Allgemeinbefinden eine Veränderung hervorbringen. Wird die Ausleerung beabsichtigt, so darf man 10—12 Unzen anwenden, soll aber die Flüssigkeit aufgesogen werden, so ist die Hälfte dieser Quantität und noch weniger hinlänglich. Überhaupt muß der Arzt bei Anwendung stärkerer Mittel vorsichtig sein, weil sie auf diese Art in den Körper gebracht, ebenso stark wirken, als wenn sie der Magen aufgenommen hätte; auch schadet der Misbrauch der Klystiere sehr oft, indem er den Darmkanal erschlafft oder Blutandrang nach den getroffenen Theilen veranlaßt.

Klytios, der Sohn der Gäa, ein Gigant, wurde von Hekate und Hephästos mit glühenden eisernen Keulen getödtet. — Klytios, der Sohn des Laomedon, Vater des Kaletor und der Prokleia, war ein trojan. Ältester. — Klytios, der Sohn des Eury-

tos und der Antiope, kam mit seinem Bruder Iphitos beim Argonautenzuge um, oder wurde bei der Eroberung Öchalia's von Herakles getödtet.

Knall entsteht durch jede schnelle und gewaltsame Zertrennung der Luft mittels eines in ihr sich schnell fortbewegenden Körpers, durch jede heftige und augenblickliche Entwickelung einer Menge elastischer Flüssigkeiten, die bei ihrer Erzeugung die Luft mit großer Gewalt fortstoßen, bei ihrem Verpuffen aber ebenso schnell einen leeren Raum erzeugen, welchen die Luft mit gleicher Heftigkeit anzufüllen strebt. Das Letztere läßt sich bei dem Knalle der abgeschossenen Geschütze deutlich an dem metallischen Klange wahrnehmen, der jenen jederzeit endigt. Das Schießpulver verursacht bei seiner schnellen Entzündung selbst im Freien einen seiner verbrannten Menge entsprechenden Knall, der durch die Gegenstände vergrößert wird, die sich seiner augenblicklichen Ausdehnung nach allen Seiten entgegensetzen. Die Chemie hat eine sehr große Menge von Stoffen kennen gelehrt, welche sich unter gewissen Bedingungen, z. B. Erwärmung, Schlag, Reiben u. s. w., plötzlich in lauter gasförmige Producte zerlegen, was von einem Knall begleitet ist. Eine solche Zersetzung heißt Explosion, oder wenn sie schwächer ist, Verpuffung, und es ist eine solche zuweilen mit großer Gefahr für den Experimentirenden verbunden. Explodirende Körper nennt man, insofern sie technische Anwendung finden, Knallpräparate.

Knallgas oder Knallluft nennt man ein Gemenge von Wasserstoffgas mit Sauerstoffgas oder atmosphärischer Luft, in dem Verhältnisse von zwei Volumen des erstern und einem Volumen Sauerstoff oder fünf Volumen atmosphärischer Luft. Größere Massen dieses Gasgemenges explodiren beim Anzünden heftig. Durch eine feine Spitze kann man aber das Knallgas in einer continuirlichen Flamme herausbrennen lassen (Knallgasgebläse), und die durch das Knallgasgebläse entwickelte Hitze ist äußerst intensiv. Leitet man die Knallgasflamme auf einen Kreidecylinder, so kommt dieser ins Weißglühen und verbreitet dabei ein strahlendes Licht von größter Intensität (Knallgaslicht, Hydro-Oxygengaslicht oder Siderallicht), dessen man sich besonders zu Beleuchtung der Mikroskope, der Nebelbilder und zu andern optischen Experimenten bedient. Um dabei Gefahr zu vermeiden, werden die beiden Gase in besondern Gasometern aufbewahrt und man läßt sie erst kurz vor der Ausströmungsmündung im erfoderlichen Verhältnisse zusammentreten. Auch gasförmige Kohlenwasserstoffe im Gemenge mit Luft explodiren beim Anzünden.

Knallgold, eine Verbindung von Goldoxyd mit Ammoniak, wird durch Niederschlagung einer Auflösung des Goldes in Königswasser mittels Ammoniaks oder flüchtigen Laugensalzes gewonnen. Es hat das Ansehen eines gelblichen Kalks und zerplatzt bei geringer Hitze mit einem heftigen Knall.

Knallkugeln nennt man hohle Glaskugeln von der Größe einer Zuckererbse, mit etwas Wasser, Weingeist oder Luft in einer Höhlung versehen. In Feuer oder auf glühende Kohlen gelegt, zerspringen sie mit einem heftigen Knalle, weil das im Innern befindliche Wasser durch die Hitze in Dämpfe verwandelt wird. Eine andere Art dieser Kugeln, von größerm Umfange, wird an der Lampe geblasen und dadurch ziemlich luftleer gemacht. Zerbricht man sie, so entsteht ebenfalls ein heftiger Knall, weil die äußere Luft plötzlich in den leeren Raum dringt.

Knallpulver ist ein Gemenge von drei Theilen Salpeter, zwei Theilen kohlensaurem Kali und einem Theile Schwefelblume. Auch ohne eingeschlossen zu sein und selbst in geringer Masse, entzündet es sich mit einem lauten Knalle, wenn es in einem blechernen Löffel über glühenden Kohlen allmälig einen Grad von Hitze erlangt, wobei es gewöhnlich den Löffel unterwärts beugt.

Knallquecksilber wird aus einer Mischung von Quecksilber und Salpetersäure unter Hinzufügung von Alkohol gewonnen und stellt sich als Pulver, oder in grauen oder weißen Krystallen dar. Bei der Bereitung ist große Vorsicht nöthig. Es verpufft mit betäubendem Knalle beim Reiben, Schlagen, durch den elektrischen Funken, durch den Funken aus Stahl und Stein, durch concentrirte Schwefelsäure, durch brennenden Zunder und selbst durch einen gewissen Grad von Erhitzung. Es entzündet sich rascher als das beste Schießpulver und hat eine ohne Vergleich größere forttreibende Kraft als dieses. Durch Befeuchtung verliert es sehr an entzündlicher Kraft. Zur Bereitung der Zündhütchen em-

pfiehlt sich am meisten ein Gemenge aus 10 Theilen Knallquecksilber und 6 Theilen feinem Schießpulver. Dasselbe wird in die Kupferhütchen eingetragen und durch eine Schicht von Gummi oder Firniß darin befestigt und vor Feuchtigkeit geschützt.

Knallsilber gibt es zweierlei Arten. Das Howard'sche oder Brugnatelli'sche Knallsilber wird auf ähnliche Weise wie das Knallquecksilber (s. d.) bereitet, nur daß man statt des Quecksilbers Silber anwendet, und ist ein noch viel heftiger wirkendes Präparat als jenes. Das Berthollet'sche Knallsilber, in Form eines schwärzlichen Pulvers, ist aus Silberoxyd und Ammoniak zusammengesetzt.

Knapp (Georg Christian), einer der würdigsten und gelehrtesten protestantischen Theologen, der sich um die neutestamentliche Kritik und Exegese namhafte Verdienste erworben hat, geb. am 17. Sept. 1753 zu Halle, wo sein Vater Joh. Georg K. damals Director des Waisenhauses war, genoß den Unterricht im dasigen Pädagogium und wurde 1771 daselbst unter die akademischen Bürger aufgenommen. Nach dem Wunsche seines inzwischen verstorbenen Vaters bezog er 1774 die Universität zu Göttingen, kehrte indeß schon nach einem halben Jahre nach Halle zurück, wo er sich 1775 habilitirte, 1777 außerordentlicher, 1782 ordentlicher Professor der Theologie wurde, ein halbes Jahrhundert lang segensreich wirkte, und als Senior der Universität und Director des Pädagogiums und des Waisenhauses am 14. Oct. 1825 starb. K. bekannte sich zu einem rationalen Supernaturalismus und suchte die Offenbarung mit der theoretischen und praktischen Vernunft in Übereinstimmung zu bringen. Von seinen Schriften heben wir hervor die Übersetzung der „Psalmen" (Halle 1777; 3. Aufl., 1789); seine Ausgabe des griech. Neuen Testaments (Halle 1797; 3. Aufl., 1824); die Sammlung seiner „Scripta varii argumenti" (Halle 1805; 2. verm. Aufl., 2 Bde., Halle 1823), in der sich auch seine treffliche „Narratio de Justo Jona" (Halle 1817) befindet, und die nach seinem Tode von Thilo herausgegebenen „Vorlesungen über die christliche Glaubenslehre" (2 Bde., Halle 1827).

Knappe, Schildknappe, auch Knecht oder Wapener, hieß im Mittelalter Derjenige, welcher unter der Leitung und im Dienste eines wirklichen Ritters für den Krieg und das Ritterspiel sich ausbildete. Während anfangs, um Knappe zu werden, blos die Nachweisung freier Geburt und des zum Ritterstande nöthigen Lebensunterhaltes erfodert wurde, verordnete Kaiser Friedrich II., daß fortan nur Solche als Knappen aufgenommen werden sollten, die von Rittern geboren oder vom Kaiser ihrer Verdienste wegen mit diesem Rechte würden begünstigt werden. Der Knappe war blos mit Schwert und Streitaxt bewaffnet; er hatte die Aufsicht über die Pferde und Waffen seines Herrn, denselben in den Krieg zu begleiten und sich stets in dessen Nähe zu halten, indem er den Schild tragen und im Kampfe ihm frische Waffen reichen mußte, daheim aber ihn bei der Tafel und sonst zu bedienen. Von dem Ritter hing es ab, ob und wann dem Knappen der Ritterschlag ertheilt werden sollte.

Knebel (Karl Ludw. von), ein mehr empfangender als producirender, aber fein gebildeter Geist, der als solcher eine Zierde des erwählten Kreises war, welcher sich zu Ende des vorigen Jahrh. um den Hof zu Weimar scharte, stammte aus einem alten niederl., seines Glaubens wegen verfolgten und im 16. Jahrh. ausgewanderten Geschlecht. Er wurde am 30. Nov. 1744 zu Wallerstein in Franken geboren, wo sein Vater als fürstlicher Kanzler angestellt war, und erhielt später in Anspach, wohin sein Vater als Geh.-Rath des anspach. Ministeriums versetzt wurde, seine Erziehung, namentlich durch Uz, der den Dichter in ihm weckte, und durch den nachherigen Generalsuperintendenten Junkheim, der sein moralisches und religiöses Gefühl bildete. Da er den juristischen Studien, denen er sich seit seinem 19. Lebensjahre in Halle zu widmen begonnen hatte, keinen Geschmack abgewinnen konnte, so folgte er der Einladung seines jüngern Bruders, der damals Leibpage bei Friedrich II. war, nach Potsdam, wo er nach einigen Monaten als Offizier beim Regimente des Kronprinzen von Preußen angestellt wurde. Während seines Militairdienstes verkehrte er viel mit Ramler, der in ihm den Sinn für sprachlichen Wohllaut und die Gesetze der Metrik lebendig machte; auch mit Gleim, Mendelssohn, Nicolai und andern ausgezeichneten Männern. Nach zehn Jahren suchte er jedoch um seinen Abschied nach, den er auch durch Vermittelung des Kronprinzen erhielt, und ließ sich auf seiner Reise nach der

väterlichen Heimat in Weimar fesseln, wo er von der damaligen Regentin, der Herzogin Amalie, und dem ganzen Hofe mit Wohlwollen aufgenommen wurde und auf den Antrag des Ministers Fritzsch die Stelle eines Hofmeisters beim Prinzen Konstantin übernahm. Im Dec. 1774 begleitete er den Erbprinzen und dessen Bruder nach Paris, wo er sich jedoch in der Atmosphäre der überfeinerten franz. Cultur sehr wenig gefiel. Nach seiner Rückkehr und dem frühen Tod seines Zöglings erhielt er, mit dem Charakter eines Majors, eine lebenslängliche Pension. Erst in seinen höhern Lebensjahren verheirathete er sich und zog sich hierauf, besonders seiner Liebe zur Mineralogie und oryktognostischer Studien wegen, nach dem Bergstädtchen Ilmenau zurück, vertauschte jedoch, als seine Kinder heranwuchsen, diesen Aufenthalt mit dem von Jena, wo er als der Letzte aus dem schönen Kreise der Herzogin Amalie am 23. Febr. 1834 starb. Noch im hohen Alter wußte er durch offene Gutmüthigkeit und reinen Sinn für alles menschlich Gute und Edle die Herzen Aller zu gewinnen. Nur in bedingtem Sinne ist K. zu den Dichtern zu rechnen, obschon seine anonym erschienene „Sammlung kleiner Gedichte" (Lpz. 1815, 4.) und seine „Distichen" (Jena 1827) nicht unverdienstlich sind; dagegen leistete er Vortreffliches als Übersetzer der „Elegien" des Properz (Lpz. 1798), und Meisterhaftes in seiner Übertragung des Lucrez „Von der Natur der Dinge" (2 Bde., Lpz. 1821; 2. Aufl., 1831), worin er die äußerst schwierige Aufgabe, die Eigenheiten dieses alterthümlichen Dichters in vollkommen genießbarer runder Form wiederzugeben, in wahrhaft bewundernswerther Weise gelöst hat. Seinem höhern Alter verdanken wir noch die Übersetzung von Alfieri's Trauerspiele „Saul" (Ilmenau 1829). Den „Literarischen Nachlaß und Briefwechsel K.'s" gaben, im Auftrage des preuß. Staatsministers von Altenstein, Varnhagen von Ense und Th. Mundt heraus (2 Bde., Lpz. 1835), wozu Letzterer die Biographie K.'s lieferte.

Knees, eigentlich Knjäs, bezeichnet in Rußland eine vornehme adelige Person, meist von altem Geschlecht, zum Theil von vormals regierenden Häusern abstammend, und entspricht dem Deutschen Fürst. Gegenwärtig gibt es noch 38 Knjäsenfamilien in Rußland, und zwar 31, die ihren Ursprung von der ältesten Herrscherdynastie, den Ruriks, in männlicher, directer und legitimer Linie ableiten können, darunter namentlich die Fürsten Odojewsky, Obolensky, Dolgorucky, Schtscherbatow und Gagarin; ferner drei Familien, die von Rurik direct in weiblicher Linie abstammen, darunter die Fürsten Wolchonsky, und vier directe Descendenten Gedimin's, des lithauischen Großfürsten, darunter die Fürsten Galizin und Trubezkoi. Ein zweites Knjäsengeschlecht bilden diejenigen Fürsten, die zwar auch von herrschenden, doch fremden Häusern entstammen und nur durch besondere kaiserliche Gunst auch mit der ruff. Fürstenwürde bekleidet sind. Dahin gehören das Fürstenhaus Bagration, ein Zweig der georgischen Zaren, seit 1803 mit der ruff. Fürstenwürde bekleidet; die Zizianow, ebenfalls ein georgisches Fürstengeschlecht; die Dadianow, die vormalige souveraine Fürstenfamilie in Mingrelien; die Tscherkasky, aus der großen Kabarda; die Mestschersky, ein Tatarengeschlecht aus dem 13. Jahrh.; die Kotschubey, eine tatar. Familie aus der Krim; die Urussow und Jussupow, tatar.-nogaiische Geschlechter, und die Argutinsky, eine armen. Fürstenfamilie. Ein drittes Geschlecht endlich bilden diejenigen Knjäsen, die oft aus einer bloßen Bojarenfamilie zu ihrer Ehrenstelle erhoben wurden und ihre Würde lediglich der Gunst des Kaisers verdanken. Dahin gehören die Fürsten Menschikow, die 1707, die Lapuchin, die 1799, die Saltykow, die 1814, die Tschernitschew, die erst 1841 zu ihrer Würde gelangten, u. s. w. Im J. 1841 gab es überhaupt 59 Familien im ganzen Umfange des ruff. Reichs, die den Knjäsentitel führten, ein Titel, der übrigens keine andern Vorrechte mit sich bringt, als die auch dem übrigen Adel gewährten, und der daher mit der Berechtigung der regierenden deutschen Fürsten in keinen Vergleich kommt.

Kneller (Gottfr.), einer der berühmtesten Portraitmaler, geb. 1648 zu Lübeck, war anfangs für den Militairstand bestimmt, wendete sich aber nachher aus Neigung der Malerei zu, die er zuerst unter Rembrandt und nachher unter Ferdinand Bol studirte. Später begab er sich nach Italien, wo er den Unterricht Carlo Maratti's benutzte und anfangs geschichtliche Gegenstände malte, nachher aber fast einzig Portraitmalerei trieb, die ihn in großen Ruf brachte. Nach Deutschland zurückgekehrt, lebte er seit 1672 in Nürnberg, München und Hamburg. Im J. 1674 ging er nach London, wo ihn Karl II. 1680 zu sei-

nem Hofmaler ernannte. Im J. 1684 machte er, auf Ludwig's XIV. Einladung, eine Reise nach Paris und malte den König und die ganze königliche Familie. Dasselbe Wohlwollen, welches ihm Karl II. schenkte, genoß er auch bei Jakob II. und Wilhelm III., der ihn 1692 zum Ritter ernannte. Obgleich ein eifriger Anhänger der Revolution, welche den Prinzen von Oranien auf den Thron gehoben hatte, blieb er doch stets in gutem Vernehmen mit den Freunden des vertriebenen Jakob. Kaiser Joseph I. ernannte ihn zum Ritter, Georg I. 1715 zum Baronet, unter dem Titel von Whitton. Gleichzeitige Schriftsteller behaupten, K. habe zu sehr den Abgebildeten geschmeichelt, aber durch Leichtigkeit und Anmuth der Ausführung und durch kräftiges Colorit und edle Einfalt den Mangel der Ähnlichkeit ersetzt. Jedenfalls sind diejenigen seiner Portraits die besten, in welchen er van Dyk nachzustreben suchte. Er starb 1723, nach Andern 1726, und hinterließ ein bedeutendes Vermögen. Nach seinem Tode wurde ihm in der Westminsterabtei ein Denkmal errichtet mit einer sehr lobpreisenden Inschrift, für deren Verfertigung Pope, noch bei Lebzeiten des Künstlers, 500 Pf. empfangen haben soll.

Kneph oder Knuphis, ein mystischer Gott der alten Ägypter, war ursprünglich wahrscheinlich weiter nichts als die vergötterte Schlange, unter deren Gestalt er auch noch später fortwährend verehrt und abgebildet wurde, als verschiedene pantheistische kosmogonische Ideen sich mit ihm verbunden hatten, die ihn in einer vergeistigtern Gestalt als die Weltseele, den Urgrund alles Geschaffenen, erscheinen ließen. So entstand, befördert durch die Symbolik der mystischen Schlange, der Mythus, daß er der Demiurg (Weltschöpfer) sei, der aus seinem Munde ein Ei (das Weltei) hervorgebracht habe, aus welchem der Gott Phtha entstanden. Diese später vorwiegende idealere Auffassung des Gottes Kneph ist wol auch die Ursache, daß ihn Plutarch, wiewol mit Unrecht, für eine rein geistige Gottheit ausgibt, welche von den Einwohnern der Thebais ausschließend verehrt werde, die deshalb nichts zum Unterhalte der heiligen Thiere beitrügen, eine Behauptung, der andere positive Nachrichten widersprechen, aus welchen man weiß, daß in der Thebais vorzüglich der Widder, der Adler und eine Art Schlangen (als Symbol des Kneph) verehrt wurden.

Kniaziewicz (Karl), berühmter poln. General, geb. 1762, aus einer adeligen lithauischen Familie, erhielt seine Erziehung im Cadettencorps zu Warschau und trat 1778 in die poln. Artillerie. Doch erst im Kriege mit Rußland 1792 fand er Gelegenheit, seinen militairischen Geist zu entfalten. In der Schlacht an der Dubienka erwarb er sich den Grad eines Majors und das Ordenskreuz; doch jenen wie dieses verlor er wieder, nachdem der König Stanislaus Poniatowski der Kaiserin Katharina sich unterworfen. Als zwei Jahre darauf Madalinski von neuem die Fahne der Unabhängigkeit erhob, war K. einer der Ersten, welche sich um sie scharten. Er wurde Oberst, zwei Monate später General und hatte als solcher einen glänzenden Antheil an der Vertheidigung Warschaus. In der Schlacht von Maciejowice befehligte K. den linken Flügel, der den Kampf am längsten fortsetzte. Gefangen genommen, mußte er bis zur Thronbesteigung des Kaisers Paul in der Gefangenschaft schmachten. In Folge des Aufrufs des Generals Dombrowski zur Bildung einer poln. Legion in Italien entzog er sich der russ. und östr. Aufsicht und begab sich heimlich zu Bonaparte nach Campo Formio, der ihm sogleich einen Befehl in der neuen poln. Legion anvertraute, mit der er dem Feldzuge gegen den Kirchenstaat beiwohnte. An der Spitze eines aus der poln. und der röm. Legion, einer franz. Halbbrigade und einem Reiterregimente gebildeten Corps nahm er sodann einen glorreichen Antheil an dem Kriege gegen Neapel In Anerkenntniß dieser Thaten sendete ihn der General Championnet mit 60 dem Feinde abgenommenen Fahnen nach Paris. Von Paris begab er sich an den Rhein, wo er eine neue poln. Legion bildete, die er mit Ruhm in den Schlachten von Frankfurt und Hohenlinden befehligte. Als Bonaparte in Folge des Friedens von Luneville die poln. Legionen aufgab, nahm K. seinen Abschied und zog sich auf seine Güter zurück, um seinem Vaterlande wenigstens durch friedliche Beschäftigungen zu nützen. Bald nachher verheirathete er sich mit der Gräfin Morszlyn, verwitweten Stecka, und verlebte nun einige Jahre glücklich im Schooße seiner Familie. Im J. 1806 vom Kaiser Alexander aufgefodert zur Bildung eines poln. Heers, um damit Frankreich zu bekämpfen, gab er, diesen Vorschlag durchschauend, eine ablehnende Antwort und zog sich dadurch eine strenge Überwachung von Sei-

ten der russ. Policei zu, sodaß er an den Ereignissen von 1807 und 1809 keinen Theil nehmen konnte. Als aber 1812 die große franz. Armee den Niemen überschritten hatte, trat er in ihre Reihen und wurde im Generalstabe des Königs von Westfalen angestellt. Später erhielt er den Befehl über die achtzehnte Division des fünften, aus Polen bestehenden Corps, mit dem er sich bei Smolensk und an der Moskwa auszeichnete, und am 26. Nov. den Oberbefehl über das poln. Heer. Doch schwer verwundet, zog er sich nach Östreich, als damals noch befreundetes Land, zurück, wo man ihn, nachdem Östreich mit Rußland und Preußen sich verbündet, ohne Weiteres für kriegsgefangen erklärte. Nach dem pariser Frieden nahm er in Folge der Auffoderung des Kaisers Alexander Theil an dem Kriegscomité, das unter dem Vorsitz des Großfürsten Konstantin sich mit der Bildung eines neuen poln. Heers beschäftigen sollte. K. verlangte vor Allem die durch einen Vertrag anerkannte politische Existenz Polens; da sich aber der wiener Congreß über dieses Land noch nicht ausgesprochen hatte, so nahm er seine Entlassung, der er noch eine energische Protestation vom 3. Nov. 1814 beifügte. Hiermit endete die militairische Laufbahn K.'s. Noch im nämlichen Jahre begab er sich nach Dresden, wo er, allgemein geachtet, unter den daselbst häufig verweilenden Polen einer Popularität genoß, welche die russ. Regierung dermaßen beunruhigte, daß sie nach dem Ausbruche der russ.-poln. Verschwörung im J. 1826 seine Auslieferung verlangte, die zwar standhaft verweigert wurde, indeß doch die Nothwendigkeit mit sich führte, K. acht Monate lang auf die Festung Königstein in Verwahrung zu bringen. Ein fast siebzigjähriger Greis konnte der Revolution im J. 1830 mit den Waffen nicht mehr dienen; dafür übernahm er eine Sendung nach Paris, wo er aber in seinen Hoffnungen für Polen sich arg getäuscht sah. Seitdem lebte er in Paris, wo er im Mai 1842 starb. Auf dem Triumphbogen de l'Etoile vermißt man seinen Namen.

Kniaznin (Franciszek Dyonizy), poln. Dichter, geb. am 4. Oct. 1750 in der Wojewodschaft Witebsk, trat noch sehr jung in Witebsk in den Jesuitenorden, wurde Lehrer in dem Jesuitencollegium zu Warschau und nach Auflösung des Ordens Secretair des Fürsten Adam Czartoryiski, der ihm ein sorgenfreies und heiteres Leben bereitete. Aber das hereinbrechende Unglück des Vaterlandes und eine unbesonnene Liebe K.'s zur ältesten Tochter seines Gönners hatten zur Folge, daß K. 1796 in Wahnsinn verfiel. Theilnahmlos gegen Alles, was ihn umgab, lebte er mehre Jahre zu Konskawola, einer Besitzung des Fürsten Czartoryiski unweit Pulawy, und starb daselbst am 25. Aug. 1807. K. ist in seinen lyrischen Gedichten zart, gefällig und voll Phantasie, doch verfällt er in Schwulst und Künstelei, wenn er, insbesondere seine Gönner preisend, zu Oden sich erhebt. Unter seinen Gedichten (gesammelt, 6 Bde., Warsch. 1828; neue Aufl., Lpz. 1835) befindet sich auch ein größeres „Balon" in zehn Gesängen, in welchem K. die Abendbelustigungen des Fürsten Czartoryiski beschreibt, und eine Übersetzung Ossian's.

Knidos oder Gnidos, eine Stadt auf dem Vorgebirge Triopion in der kleinasiat. Landschaft Karien, von den Lacedämoniern colonisirt, gehörte zu den Sechsstädten des dorischen Bundes und war im Alterthume berühmt durch mehre Tempel der Aphrodite oder Venus, die deshalb auch „die Knidische" oder „die knidische Göttin" genannt wurde. Unter diesen Tempeln zeichnete sich vor allen einer aus, in welchem die von Praxiteles (s. d.) aus Marmor herrlich gearbeitete Bildsäule der Göttin aufgestellt war, die später nach Konstantinopel gebracht wurde, wo sie bei einer Feuersbrunst im J. 1461 ihren Untergang fand. In der Nähe von K. erlitten die Spartaner unter Pisander (s. d.) 394 v. Chr. von der mit den Persern verbündeten athen. Flotte unter Konon (s. d.) eine gänzliche Niederlage.

Knie (genu) nennt man das die Verbindung zwischen Ober- und Unterschenkel vermittelnde Gelenk, welches von dem untern Ende des Oberschenkelknochens, dem obern des Schienbeins (s. Schenkel), der Kniescheibe (patella), den halbmondförmigen Knorpeln (cartilagines semilunares), dem Kapselbande und verschiedenen andern Bändern und Muskelsehnen gebildet wird. Die Kniescheibe ist ein plattrundlicher, aus sehr schwammiger poröser Knochenmasse bestehender, herzförmiger Knochen mit abwärts gerichteter Spitze und bedeckt das Kniegelenk nach vorn so, daß sie hier als auf jedem der beiden genannten Knochen zum Theil aufliegend eine Erhabenheit, die Kniespitze, bildet, welche nur von einer sehr dünnen Schicht Haut überzogen ist. Die beiden halbmondförmigen Knor-

pel liegen auf der äußern und innern Seite des obern Endes des Schienbeins, welches schon an und für sich concav, durch dieselben noch höhere Ränder und eine tiefere Mitte bekommt, welche den Gelenktheil des Oberschenkelknochens aufnimmt. An Bändern besitzt das Kniegelenk großen Reichthum und dadurch eine solche Festigkeit, daß es einerseits fast nur gebeugt und gestreckt werden kann, andererseits sehr selten Verrenkungen erleidet, obgleich es fast nur aus zwei mit verhältnißmäßig kleiner Fläche aufeinander gestellten langen Knochen bestehend eine größere Last zu tragen hat, als irgend ein anderes ebenso anscheinend loses Gelenk. Durch die Sehnen, welche hinten an der innern und äußern Seite des Knies vom Oberschenkel zum Unterschenkel gehen, entsteht die Kniekehle (poples, fossa poplitea), eine Vertiefung, welche sich bei der Beugung des Beines sehr bemerklich macht, bei der Streckung aber wegen der sich darüber anspannenden Haut als ausgefüllt erscheint. Von den Krankheiten, welche am meisten am Knie beobachtet werden, erwähnen wir besonders den Gliedschwamm (s. d.), den sogenannten aus einer Wasserbalggeschwulst bestehenden Knieschwamm (fungus genu) und die weiße Kniegeschwulst (tumor albus genu), Krankheiten, welche sämmtlich in die Classe der Texturveränderungen gehören und sehr gefährlich sind; Verrenkungen kommen selten vor, nicht so selten der Bruch oder, wegen der schwammigen Consistenz, die Zerreißung der Kniescheibe, welche durch äußere mechanische Schädlichkeiten oder durch heftige Muskelzusammenziehung herbeigeführt wird, das Gehen unmöglich macht und nur höchst selten wieder vollkommen geheilt werden kann.

Knigge (Adolf Franz Friedr. Ludw., Freiherr von), geb. am 16. Oct. 1752 zu Bredenbeck, einem Gute seines Vaters, nicht weit von Hannover, genoß daselbst bis in sein 14. Jahr einer sorgfältigen Erziehung und machte dann einige Reisen mit seinem Vater, auf welchen dieser den Überrest seines Vermögens verzehrte, sodaß er bei seinem Tode im J. 1766 dem unmündigen Sohne tiefverschuldete Lehnsgüter hinterließ. Durch Privatunterricht vorbereitet, bezog K. 1769 die Universität zu Göttingen und wurde nach beendigten Studien 1772 Hofjunker und Assessor der Kriegs- und Domainenkammer in Kassel. Doch ökonomische Verhältnisse nöthigten ihn, Kassel zu verlassen und auf seine Güter zu gehen. Im J. 1777 trat er als Kammerherr in Dienste des weimar. Hofes und privatisirte dann mit seiner Familie abwechselnd zu Hanau, Frankfurt am Main und Heidelberg, bis er 1790 Oberhauptmann und Scholarch in Bremen wurde, wo er am 6. Mai 1796 sein ziemlich unruhiges Leben beschloß. Namentlich verwickelte ihn seine Verbindung mit den Illuminaten, deren Orden er 1780 beitrat und für welchen er mit großer Thätigkeit wirkte, in sehr unangenehme Verhältnisse, unter Anderm mit Zimmermann, gegen welchen er jedoch den Proceß gewann. Unter dem Namen Philo gab er nach Aufhebung des Illuminatenordens eine merkwürdige Erklärung über denselben heraus; wie er denn auch in der „Geschichte der Aufklärung von Abyssinien", in „Wurmbrand's politischem Glaubensbekenntnisse" und den „Papieren des Etatsraths von Schafkopf" seinem Unwillen Luft machte. Einen Antheil an Kotzebue's „Bahrdt mit der eisernen Stirn" hat er völlig von sich abgelehnt. Unter seinen Schriften, welche der mannichfaltigsten Art sind, sichert ihm namentlich sein berühmtes Werk „Über den Umgang mit Menschen" (Hannov. 1788) die Dauer seines Namens. K. kannte die Welt und war ein aufmerksamer, scharfer Beobachter; er hatte sich öfter an Höfen aufgehalten, und selbst seine sonst vielfach zweideutige Verbindung mit den Illuminaten, welche vorzüglich auch Menschenkenntniß zum Gegenstande ihrer Nachforschungen machten, hatte ihm vollauf Gelegenheit gegeben, Leute aus allen Ständen und von der verschiedensten Bildung, wie in allerlei Lagen kennen zu lernen. Daher enthält sein Werk in der That einen reichen Schatz von Menschenkenntniß und Menschenbeobachtung, sodaß es mit Recht ein „Gesetzbuch praktischer Lebensweisheit" genannt worden ist, wenn schon der Standpunkt, von dem aus K. den Menschen betrachtet, doch immer etwas Beschränktes hat. Im Allgemeinen ist die Tendenz des Werks, Vorschriften zu einem ruhigen, glücklichen und nützlichen Leben und Wirken in der Welt und unter Menschen zu geben. Die fünf ersten Auflagen dieses Werks, welche bis 1796 erschienen, enthalten Verbesserungen und Ergänzungen, welche K. selbst besorgte. Die drei folgenden waren nur Wiederabdruck der fünften Auflage. Die zehnte Auflage (3 Bde., Hannov. 1824) suchte

Wilmsen, der noch einen vierten Band unter dem Titel „Weltton und Weltsitte" hinzufügte, mit den Foderungen einer spätern Zeit in Übereinstimmung zu setzen, während Karl Gödeke die neueste zwölfte Originalausgabe in Einem Bande (Hannov. 1844) dem Bedürfnisse der Gegenwart anzupassen sich bemüht hat. Unter K.'s übrigen Schriften sind die Theaterstücke gänzlich vergessen; dagegen ist sein komischer Roman „Die Reise nach Braunschweig" in einer neuen mit Illustrationen von Osterwald versehenen Auflage (Hannov. 1839) wieder aufgefrischt worden. In diesem Romane weiß auch in der That die glückliche Laune des Verfassers, die ihn selbst während seiner letzten schmerzlichen Krankheit nicht verließ, die ergötzlichsten Situationen zu erfinden, die sich jedoch zu sehr als blos äußerliche Zufälle darstellen und einer tiefern Tendenz entbehren. Auch sein interessantes Buch „Der Roman meines Lebens" (4 Bde., Frankf. 1781; neue Aufl., 1803) verdient Beachtung. Eine Sammlung seiner Schriften erschien in zwölf Bänden (Hannov. 1804—6). Vgl. „Kurze Biographie des Freiherrn Adolf von K." (Hannov. 1825) und Gödeke, „Ad. Freiherr von K., sein Leben und Blicke in seine Zeit" (Hannov. 1844).

Knight, im Angelsächsischen cnyt, das deutsche Knecht, in der Bedeutung von Knappe (s. d.), heißt in England soviel als Ritter. Der Ritterstand macht hier keine Classe des Erbadels aus, wie überhaupt der niedere Adel, die Gentry, sich hier nie von den Freien der Nation gesondert hat. Der Ritterstand gründete sich theils auf den Besitz eines Landeigenthums von einem gewissen Ertrag, oder eines eigentlichen Kriegslehens (knight's fee), theils auf persönliche vom Könige ausgehende Ernennung. Ersteres zeigt sich noch in der Verfassung des Parlaments, indem die Grafschaftsdeputirten, als Vertreter der Ritterschaft oder kriegspflichtigen Gutsbesitzer, gewählt von den Freisassen (freeholders) der Grafschaften, Knights of the shire heißen. Noch unter der Königin Elisabeth mußten die Gutsbesitzer von 40 Pf. jährlichen Einkommens sich persönlich die Ritterwürde ertheilen lassen. Die unterste und älteste Stufe der persönlichen Ritterwürde ist die des Knight-bachelor (bas-chevalier), die noch gegenwärtig dadurch ertheilt wird, daß der König dem vor ihm Knienden einen Schlag mit dem blosen Degen auf die Schulter gibt. Eine bedeutendere Würde ist die des Knight-Banneret, Bannerherrn, welche eigentlich nur auf dem Schlachtfelde vom König ertheilt werden kann. Zu den Knights gehören auch Alle, die einen der vier engl. Orden besitzen.

Kniphausen, eine freie Herrschaft, im Großherzogthum Oldenburg von $^{17}/_{20}$ □M. mit 3100 E., bildete früher nebst der edeln Herrschaft Varel ein gräflich aldenburgisches Fideicommiß und kam durch Vermählung der Erbtochter des letzten Grafen von Aldenburg gegen die Mitte des 18. Jahrh. an die engl. Linie des Hauses Bentinck (s. d.). In dem gleichnamigen Hauptorte der Herrschaft, mit einem Schlosse, ist der Sitz der Regierung.

Knipperdolling, s. Taufgesinnte.

Knobelsdorf (Hans George Wenceslaus, Freiherr v.), ein ausgezeichneter Architekt, geb. 1697, war bereits Hauptmann in preuß. Diensten, als er 1730 seinen Abschied nahm, um sich der Malerei und Baukunst zu widmen. Nachdem er Italien und Frankreich besucht, begab er sich nach Reinsberg zum damaligen Kronprinzen Friedrich, der ihn später zum Oberaufseher aller königlichen Gebäude und zum Geh. Finanzrath machte. Er starb zu Berlin 1753. Unter so manchen von ihm aufgeführten Gebäuden ist besonders das Schloß Sanssouci ein Denkmal seines Ruhms; auch baute er das Opernhaus in Berlin und den neuen Flügel des Schlosses zu Charlottenburg, sowie den des Schlosses in Dessau. Den Thiergarten zu Berlin legte er an, gleich nachdem Friedrich II. die Regierung angetreten. Er gehört zu denjenigen ausgezeichneten Architekten des vorigen Jahrhunderts, welche sich am frühesten von der Willkür des sogenannten Rococostiles emancipirten und zu einer reinern Reproduction des antiken Stiles einlenkten, wie besonders die Façade des berliner Opernhauses beweist. Beim Entwurfe von Sanssouci hatte er keine freie Hand, indem Friedrich II. selbst in eigenhändiger Zeichnung die Hauptumrisse des Baus angegeben hatte. Nicht zu übersehen sind auch seine Bildnisse und Landschaften.

Knochen (ossa) heißen die festesten Theile des menschlichen Körpers, welche als Gerüst für die weichen Theile desselben, als Befestigungspunkte der meisten Muskeln und als passive Bewegungsorgane dienen und zum Theil auch zartere innere Gebilde

schützend umgeben. Ihrer chemischen Zusammensetzung nach bestehen sie aus einer organischen, weichen, knorpeligen und einer anorganischen erdigen Substanz, welche beide innig gemischt sich zu einem festen faserig-zelligen Gewebe zusammenfügen, das in der äußern oder Rindensubstanz äußerst dicht, in der innern oder Marksubstanz lockerer und schwammartig ist. Die Ernährung der Knochen geschieht durch Blutgefäße, welche die Knochen- oder Beinhaut (periosteum), ein sehr dünner feiner Überzug, enthält und welche sich aus dieser durch kleinere oder größere Öffnungen (foramina nutritia) der Rindensubstanz in das Innere der Knochen fortsetzen und hier das Knochenmark (medulla ossium) absondern. Die beim Kinde noch weichen Knochen gewinnen nach und nach an Festigkeit und Härte, werden aber im höhern Alter wieder ihrer Sprödigkeit wegen leichter zerbrechlich. Ihrer Gestalt nach theilt man die Knochen in lange oder Röhrenknochen (ossa longa s. cylindrica), wie die meisten Knochen der Extremitäten; in platte oder breite Knochen (ossa plana), welche meist aus zwei Lagen fester Substanz (massa vitrea), zwischen denen eine der Dicke des Knochens nach verschieden starke Schicht lockerer Masse (diploë) sich findet, bestehen, wie die Schulterblätter, die meisten Kopf-, Gesichts- und Beckenknochen; und dicke, kurze oder gemischte Knochen (ossa brevia s. multiformia), welche von sehr verschiedener, meist unregelmäßiger Gestalt sind, wie die Wirbel, die Hand- und Fußwurzelknochen. Verbunden sind die Knochen untereinander durch die Gelenke (s. d.). Das Ganze der Knochen zusammengenommen nennt man Knochensystem und es enthält dasselbe mit Einschluß der 32 Zähne 245 Knochen. Befreit man die Knochen eines ganzen Körpers von den sie umgebenden Weichtheilen, so entsteht das Gerippe oder Skelet (s. d.), an welchem man, vorausgesetzt, daß es einem regelmäßig gebauten Menschen angehörte, die größte Symmetrie wahrnimmt und zwar so, daß alle Knochen, die nicht in der Mittellinie des Körpers liegen, paarig und auf beiden Seiten gleich gebildet sind. Die Wichtigkeit der Knochen für den Naturforscher hat man als so groß erkannt, daß man das ganze Thierreich nach ihrem Vorhandensein oder ihrer Abwesenheit in die zwei großen Classen der wirbellosen Thiere und der Wirbelthiere eintheilt, zwischen denen nur die Classe der Cephalepoden, mit Andeutungen von Knochen im Innern und äußerer härterer Umgebung zugleich versehen, mitten inne steht; zu den Wirbelthieren gehören die vier obersten Thierclassen. Namentlich bestimmen die Knochen die äußere Gestalt eines Körpers in einem solchen Grade, daß Jeder, der mit der Naturgeschichte nur oberflächlich bekannt ist, fast von jedem aufgestellten vollständigen Knochengerippe sagen kann, welcher Thierclasse es angehöre. Der Knochenkrankheiten gibt es viele, welche entweder in einer gewaltsamen Trennung ihres Zusammenhanges oder in einer Veränderung ihres Gewebes bestehen. Erstere werden meist durch äußere mechanische Ursachen veranlaßt, wie Brüche, Wunden der Knochen u. s. w., und die getrennten Knochenstücke in einem übrigens gesunden Körper von der Natur selbst mittels neuerzeugter, aus den Bruchflächen ausschwitzender Knochenmasse (callus) vereinigt, welche aber nie die regelmäßige Form des Knochens annimmt, weshalb die Heilung, um dem Knochen wenigstens seine frühere Brauchbarkeit wiederzugeben, der Kunsthülfe bedarf. Letztere entstehen meist durch tief eingewurzelte innere Allgemeinleiden des Körpers, durch Dyskrasien, von selbst oder in Folge äußerer Verletzungen, wenn ein solches Allgemeinleiden den Heilungsproceß der Natur verhindert; dahin gehören Knochenfraß (s. d.), Brand, Erweichung, Atrophie der Knochen u. s. w., welche sämmtlich einen sehr langsamen Verlauf haben und zum Theil unheilbar sind. Die Deformitäten der Knochen sind entweder angeboren oder Folgen der erwähnten Krankheiten, wenn diese blos theilweise geheilt werden konnten.

Knochenbrüchigkeit ist eine Krankheit der Rinder, welche in einer besondern Sprödigkeit der Knochen und Neigung zum Brechen derselben besteht. Bisweilen zeigt sich die Krankheit, die durch fehlerhafte Nahrung und Pflege hervorgerufen wird, nur in gewissen Jahren und in gewissen Gegenden, auch befällt sie vorzugsweise nur junge, noch nicht ausgewachsene Rinder. Die davon befallenen Thiere sterben an allmäliger Entkräftung.

Knochenfraß oder Beinfäule (caries), eine der am häufigsten beobachteten Knochenkrankheiten, besteht in der Vereiterung eines Knochens, welche auf Entzündung desselben

oder der Knochenhaut folgt, wenn irgend eine Ursache die Zertheilung der Entzündung verhindert. Häufig ist diese Krankheit eine Folge von skrophulöser, rhachitischer, gichtischer oder einer andern Dyskrasie und weicht dann nicht eher, als bis sich diese allgemeine Krankheit zur Besserung wendet; ist sie blos Folge einer äußerlichen Verletzung, deren Heilung durch schlechte Behandlung, ungünstige Gemüthsbewegungen u. s. w. aufgehalten wird, so ist sie bei übrigens gesunder Körperconstitution leichter zu heilen. Der Knochen bekommt dabei erst eine rauhe, unebene Oberfläche und schwillt dann auf, wobei sich der sogenannte Winddorn (spina ventosa) bildet. Nachdem sich Geschwüre geöffnet, zieht der schlechte Eiter, welchen sie absondern, auch die umliegenden Weichtheile mit in den Bereich der Zerstörung und erzeugt durch seinen Übergang in den Organismus schleichendes Fieber, welches die Kräfte des Kranken aufreibt, sodaß oft nur noch die Amputation des kranken Knochens übrig bleibt, um das Leben zu erhalten. Bessert sich die Krankheit, so füllen sich die Geschwürshöhlen des Knochens mit frischem Fleische aus, und die Wunde verheilt nach und nach. Da der Knochen in seiner ihm eigenthümlichen Form von der Natur nicht wieder ersetzt wird, so ist der Knochenfraß besonders in der Nähe von Gelenken sehr gefährlich und hinterläßt dann, selbst wenn er geheilt wird, oft eine Deformität, welche den Gebrauch des Gelenkes stört.

Knochenmehl nennt man die mehr oder weniger fein zerkleinerten Knochen der Thiere. Ihre Zerkleinerung zu Pulver oder in erbsengroße Stücke geschieht auf besonders dazu eingerichteten Mühlen, den Knochenmühlen. Das Knochenmehl dient zur Düngung namentlich solcher Culturpflanzen, welche vieler phosphorsauren Kalkerde bedürfen; auch auf Wiesen zeigt es große Wirksamkeit. Am kräftigsten wirkt das Knochenmehl, welches aus frischen Knochen bereitet ist, indem hier noch Fett und Gallerte der Knochen eine düngende Wirkung äußern. Viele Vortheile gewährt das Knochenmehl der freien Wirthschaft mit verminderter Brache, zur Düngung entlegener und schwierig zu befahrender Äcker, beim Ackerbau ohne Viehzucht und dadurch, daß es weniger Unkraut erzeugt. Zuerst wurde es 1802 von Kropp in Sollingen als Dünger angewendet. Der Erfindung mangelte aber damals, trotz ihrer glänzenden Resultate, aller Theilnahme in Deutschland, während sich die Anwendung des Knochenmehls zur Düngung in England mehr und mehr verbreitete und zu diesem Zweck ganze Schiffsladungen von Knochen aus Deutschland nach England gingen. Erst in neuerer Zeit hat die Knochenausfuhr aus Deutschland nachgelassen, indem man auch hier die großen Vortheile der Knochendüngung mehr und mehr einsieht und die Knochen zu Knochenmehl verarbeitet.

Knorpel (cartilagines) nennt man die festen, elastischen Körper im thierischen Organismus, welche härter als die Sehnen und die Muskelsubstanz, aber weicher als die Knochen sind und dazu dienen, das Gerüst des Körpers zu vervollständigen, in den Gelenken das harte Zusammentreffen der Knochen zu verhindern und den sich an manchen Stellen hin- und herschiebenden Sehnen über dem Knochen eine weichere Unterlage zu geben. Ihre chemische Zusammensetzung ist der der Knochen ähnlich, ihr Gewebe mehr faserig als zellig. Überzogen mit der dünnen feinen Knorpelhaut (perichondrium) bekommen sie nicht so viel Blut zugeführt und besitzen überhaupt nicht so viel Lebensthätigkeit als die Knochen, daher auch Knorpelkrankheiten aus innern Ursachen nur selten, und die Wiedervereinigung getrennter und die Wiederersetzung geschwundener Knorpel gar nicht vorkommen

Knoten nennt man in der Geometrie bei krummen Linien denjenigen Punkt, in welchem sich zwei zusammenhängende Theile der Curve schneiden, sodaß dadurch eine blattähnliche Figur entsteht. In der Astronomie bezeichnet man damit den Durchschnittspunkt zweier größern Kreise der scheinbaren Himmelskugel. Im engern Sinne braucht man dieses Wort von dem Durchschnittspunkte zwischen der Ekliptik und einer Planeten- oder Kometenbahn und versteht unter einer Knotenlinie diejenige gerade Linie, in welcher die Ebene der Ekliptik von der Ebene einer Planeten- oder auch einer Kometenbahn geschnitten wird. So ist z. B. die Knotenlinie der Mondbahn diejenige gerade Linie, in welcher die Ekliptik von der Ebene der Mondbahn geschnitten wird, und der Punkt derselben, in welchem der Planet (der Mond) über die Ekliptik sich gegen Norden erhebt, heißt der aufsteigende, der andere entgegengesetzte aber der ab- oder niedersteigende Knoten. Da die Pla-

neten und Monde bei ihrem je nächsten Umlauf die Ekliptik stets in einem westlicher gelegenen Punkte durchschneiden, als der vorige Durchschnittspunkt war, so sind die Knoten der Planetenbahnen keineswegs fest, sondern rücken langsam von Osten nach Westen und vollenden ihren Lauf in Beziehung auf die Nachtgleichen meist in sehr langen Perioden, beim Monde aber schon in etwa 19 Jahren oder genauer in 6798 Tagen. Die Zeit, welche der Mond braucht, um wieder zu demselben Knoten zurückzukehren, nennt man den Drachenmonat; er ist kürzer als der gewöhnliche (synodische) Monat, weil die Knoten gleichsam dem Monde entgegenrücken. Bei der Berechnung der Planeten- und Kometenbahnen ist die Länge des aufsteigenden Knotens, d. i. der Abstand desselben vom Frühlingspunkte, eins der wichtigsten Elemente, ohne dessen genaue Kenntniß man den Ort des Weltkörpers mit Sicherheit voraus zu berechnen nicht im Stande ist.

Knowles (James Sheridan), der beliebteste und fruchtbarste unter den jetzigen Dramatikern Englands, wurde um 1787 zu Cork geboren. Unter der Leitung seines Vaters, der an der Belfast institution Lehrer der Beredtsamkeit war, bildete er seinen Geschmack durch das Lesen der besten engl. Dichter und Prosaisten, insbesondere Shakespeare's. Er betrat früh die Bühne mit Fleiß und Begeisterung, aber ohne entschiedenes Talent, und bald überwuchs der Dichter den Darsteller. Doch genießt er in London fortwährend des Beifalls, so oft er in einem seiner Stücke eine Charakterrolle übernimmt. Als Dichter machte er sich zuerst durch seine lyrischen Gesänge bemerkbar, namentlich durch das populaire „The welsh harper", dann durch sein Drama „The Gipsy" (1813). Seitdem schrieb er blos für die Bühne, so die Trauerspiele „Virginius" (1820), „Cajus Gracchus" (1823), „William Tell" (1825), „Alfred the great" (1831), „The wrecker's daughter" (1837), „John of Procida" (1840), „The rose of Aragon" (1842); die Lustspiele „The beggar" (1830), „The hunchback" (1832), „The love chase" (1834), „Woman's wit or love's disguises" (1838), „Old maids" (1841), „The Secretary" (1843); die Melodramen „The wife" (1833), „The daughter" (1834), „The maid of Marienborough" (1838) u. s. w. Frühere, in Zeitschriften zerstreute Erzählungen und Skizzen hat er unter dem Titel „The Elocutionist, a collection of pieces in prose and verses" gesammelt. Seine Sprache ist im Allgemeinen correct, sein Dialog leicht und fließend und seine Charakterzeichnung richtig. Als sein bestes dramatisches Erzeugniß gilt „The love chase", das von Blum, von Gerhard und von Susemihl ins Deutsche übertragen wurde.

Knox (John), der Reformator Schottlands, geb. 1505 zu Gifford bei Haddington, war schon vor 1530 Lehrer der Theologie und scholastischen Philosophie an der Akademie St.-Andrews. Durch das Studium der Bibel erhob er sich zu freiern Ansichten, welche Richtung die Lehren George Wishart's und die Predigten des Mönchs Williams gegen das Papstthum in ihm noch mehr befestigten. Als sich die Kirchenreformation mit dem J. 1542 in Schottland ausbreitete, predigte er im Süden des Landes die neue Lehre und fand bei den Verfolgungen, die alsbald begannen, Schutz in dem Hause eines Lord Douglas Doch mußte er 1547 Zuflucht bei den Verschworenen suchen, die nach der Ermordung Beaton's (s. d.) das Schloß St.-Andrews behaupteten. Hier veranstaltete er die erste öffentliche Abendmahlsfeier unter beiderlei Gestalt; doch mit der Besatzung zugleich gerieth er in franz. Gefangenschaft und kam nach Frankreich auf die Galeeren. Nach seiner Befreiung im J. 1549 wurde er Prediger in der engl. Grafschaft Berwick und 1551 sogar Kaplan König Eduard's VI. Wiewol ihm in England die Abschaffung der Hostienverehrung und der Transsubstantiationslehre gelang, war er doch mit der Beibehaltung anderer papistischer Gebräuche so unzufrieden, daß er 1553 die ihm angebotenen Pfründen ausschlug. Bei der Thronbesteigung der katholischen Maria (s. d.) floh er nach Genf. Hier befestigte sich seine Neigung für den Presbyterianismus. Zwar übernahm er im Nov. 1554 das Predigtamt bei den engl. Emigranten zu Frankfurt am Main, verließ aber diese der engl. Liturgie zugeneigte Gemeinde sehr bald wieder und kehrte 1555 nach Genf und von da nach Schottland zurück, wo er nun als Prediger die Provinzen durchzog und für die Ausbreitung der Reformation gewaltig wirkte. Die Geistlichkeit lud ihn zwar deshalb nach Edinburg vor, wagte ihn aber nicht zur Verantwortung zu ziehen, sondern ließ ihn in einem Privathause mehre Tage ungestört predigen. Über die geringen Fortschritte der

Bewegung in seinem Vaterlande misvergnügt, übernahm er im Sommer 1556 das Predigtamt bei der engl. Gemeinde zu Genf. Nach seiner Abreise luden ihn die schot. Bischöfe von neuem vor und verdammten ihn zum Feuertode. Von Genf aus erließ er gegen dieses Urtheil eine Appellation an ein allgemeines Concil; überhaupt suchte er durch kräftige Lehrschreiben an die schot. Gemeinden und den Adel seine Abwesenheit auszugleichen. Die unter dem Namen der Congregation Christi zusammengetretene Partei der schot. Protestanten bewog ihn 1557 zum Entschlusse, wieder nach Schottland zurückzukehren. Allein von seinem Begleiter entmuthigt, kehrte er zu Dieppe wieder um und widmete sich fortan in Genf nur theologischen Studien. Mit einigen Freunden besorgte er damals in engl. Sprache die unter dem Namen der genfer Bibel bekannte Übersetzung der heiligen Schrift. Von hier aus veröffentlichte er auch sein „Schreiben an die Königin Regentin" zur Widerlegung der Vorurtheile gegen die Reformation, den „Zuruf an den Adel und die Reichsstände von Schottland", und endlich 1558 die gegen die Königin Maria von England gerichtete Streitschrift „Erster Trompetenstoß gegen das monströse Weiberregiment", die ihm nicht nur die Feindschaft der schot. Regentin, ihrer Tochter, der Königin Maria Stuart, sondern nachher selbst der Königin Elisabeth von England zuzog. Dennoch kehrte er auf das Andringen seiner Partei nach Schottland zurück, in dem Augenblicke, als die Regentin die Vertreibung aller protestantischen Lehrer beschlossen hatte. Nunmehr geächtet, erklärte er, daß man Königen in ungerechten Dingen keinen Gehorsam zu leisten habe. Der Umstand, daß nach einer feurigen Predigt, die er im Mai 1559 zu Perth hielt, ein Priester sich sogleich zur Ablesung einer Messe anschickte, führte zu einem Volksaufstande, der sich bald über das Land verbreitete. Die Altäre und Bilder der Katholiken wurden zerstört, die Klöster der Erde gleichgemacht und die Schätze der alten Kirche an die Armen vertheilt. K., dem man diese Unordnung beimaß, eiferte selbst, aber vergebens, dagegen; an dem Bürgerkriege aber, den jetzt beide Parteien führten, nahm er den größten Antheil. Während die Regentin die Franzosen zu Hülfe rief, unterhandelte er um den Beistand Englands. Er durchzog predigend die Provinzen und belebte durch seine Beredtsamkeit den Muth der in den letzten Monaten von 1559 äußerst bedrängten Protestanten. Nach dem Frieden von 1560 hatte er die Genugthuung, die Reformation in Schottland befestigt und die Presbyterialkirche eingeführt zu sehen. Er übernahm nun zu Edinburg ein Predigtamt und übte durch seine energische und freimüthige Beredtsamkeit den größten Einfluß. Als Maria Stuart 1561 den schot. Boden betrat, suchte sie den gefürchteten Mann theils durch Schmeichelei, theils durch Drohung zu gewinnen; ihre Künste scheiterten aber an der sittlichen Strenge des Reformators. Wiewol er sich nicht so hart bewies, wie die Schutzredner der Königin und selbst Hume behaupten, so ließ er doch auf der Kanzel seinem Unwillen über ihren Papismus und leichtsinnigen Lebenswandel freien Lauf. Als die Einführung des katholischen Gottesdienstes bei Hofe ihn zu einer Berufung des schot. Adels bewog, wurde er deshalb des Hochverraths angeklagt, aber von den Lords freigesprochen. Neue Verfolgungen von Seiten der Königin zogen ihm seine Äußerungen über die Heirath mit dem katholischen Darnley zu. Als sie 1566 nach Edinburg kam, verließ er die Stadt und kehrte erst nach ihrer von K. mit großem Eifer betriebenen Absetzung zurück. Der Bürgerkrieg, den die Partei der unglücklichen Königin 1571 erhob, vertrieb ihn nochmals aus seinem Amte. Als er nach Herstellung der Ruhe 1572 in Edinburg anlangte, war er bereits kränklich. Nach einer Predigt, die er über die pariser Bluthochzeit hielt, welches Ereigniß ihn besonders bewegte, erkrankte er ernstlich und starb bald nachher am 24. Nov. 1572. K. wirkte mehr durch Kraft des Verstandes und Charakters, als durch umfassende Kenntnisse. Dabei war seine Überzeugung tief, seine Beredtsamkeit heiß und kühn, seine persönliche Erscheinung ehrfurchtgebietend. Mehr als Luther mußte er in die politischen Verhältnisse seines Landes planvoll eingreifen. Die Härte und Rauhigkeit seines Wesens war eine Folge seiner Schicksale und trug nicht wenig zur Befestigung seiner reformatorischen Schöpfungen bei. Er hinterließ von seiner ersten Gattin zwei Söhne, die als Theologen zu Cambridge starben, und drei Töchter, die sich an Prediger verheiratheten, und von denen sich die jüngste bei der Verbannung ihres Gatten, Welch, an Geist und Kraft dem Vater ähnlich zeigte Nach seinem Tode erschien seine „History of the reformation of

religion within the realm of Scotland". Der vierten Ausgabe derselben (Edinb. 1732, Fol.) sind seine übrigen Werke beigefügt. Vgl. M'Crie, „Life of John K." (3. Aufl., Edinb. 1814; deutsch im Auszuge von Planck, Gött. 1817).

Knut oder Kanut der Große, als König von Dänemark der II., als König von England der I., ein Sohn des Königs Sueno oder Sven, dem er 1014 auf dem Thron von Dänemark und später nach des Königs Ethelred II. Tode auf dem von England folgte, vollbrachte die von seinem Vater begonnene Eroberung dieses Landes, und begann seine Herrschaft damit, daß er die ganze Ostküste seines neuen Reichs verwüstete und die seinem Vater als Geiseln übergebenen Engländer, nachdem er ihnen Nase und Hände hatte abhauen lassen, zu Sandwich ersäufen ließ. Dann holte er eine Verstärkung aus Dänemark und setzte seine Verwüstungen im mittäglichen England fort. Der tapfere Edmund Ironside, d. i. Eisenseite, der dritte Sohn Ethelred's, zog ihm mit einem Heere entgegen, und, wiewol jedesmal durch die Treulosigkeit Edrich's, seines Schwagers, geschlagen, wußte derselbe dennoch sich gegen K. zu behaupten, sodaß die engl. und dän. Edeln, des langen Kampfes müde, eine Theilung Englands zwischen beiden Fürsten verlangten. Ein feierlicher Vertrag sicherte K. den Norden, Edmund den Süden Englands zu; aber einen Monat nach dem Vertrage ermordeten zwei von Edrich erkaufte Kämmerlinge Edmund. Ganz England fiel nun an K., der vor einer Reichsversammlung durch falsche Zeugen beschwören ließ, daß Edmund, mit Übergehung seiner beiden noch unmündigen Kinder, ihn zum Erben seiner Krone eingesetzt habe. Nachdem der Reichstag diese Abtretung bestätigt, sandte K. die beiden jungen Prinzen dem Könige von Schweden mit dem Auftrage, sie zu tödten; dieser aber schickte sie nach Ungarn, wo sie die großmüthigste Aufnahme fanden. So grausam und verbrecherisch K. seine Regierung begonnen hatte, so wurde er doch in der Folge menschlicher. Den Übergang zu einer mildern Regierung machte er dadurch, daß er die Engländer, welche ihren König verrathen hatten, bestrafte und den ehrlosen Edrich hinrichten ließ. Als er dann auf einer Reichsversammlung die Gesetze Alfred's des Großen wiederherstellte und Dänen und Engländern gleiche Rechte und gleichen Schutz der Person und des Eigenthums zusicherte, verwandelte sich der Abscheu, den seine Tyrannei erweckt hatte, in Hochachtung und Segenswünsche. Völlig befestigte er seine Macht durch seine Vermählung mit Emma, der Witwe Ethelred's. Zweimal ging er nach dem festen Lande, das erste Mal, um Schweden zu besiegen, das zweite Mal, um Norwegen zu erobern. Nachdem er aber der mächtigste Fürst seiner Zeit geworden war, ergriff ihn das Gefühl der Nichtigkeit irdischer Majestät. Er erbaute Kirchen und Klöster und machte selbst eine Wallfahrt noch Rom, wo er große Freiheiten für die engl. Schulen erhielt. Seine letzte Unternehmung war gegen Malcolm, König von Schottland, gerichtet. Vier Jahre darauf starb er zu Shaftesbury im J. 1036. Sein Testament bestimmte seinem ältesten Sohne, Sven, Norwegen; dem zweiten, Harald, England; dem dritten, Harth-Knut, Dänemark.

Knute, die bekannte russ. Peitsche, für die Deutschen der stete Punkt des Ärgernisses und Angriffs gegen Rußland, wird in neuester Zeit nur als entehrende Strafe bei gemeinen Verbrechern, wie Mördern, Kirchenräubern und Mordbrennern, angewandt, die für Sibirien bestimmt sind. Kein Soldat bekommt die Knute eher, als bis er aus dem militairischen Verband ausgestoßen, und sie ist weniger blutig und gefährlich als infamirend, weshalb die Anzahl der Knutenhiebe auch meist auf eine sehr geringe Zahl (meist drei bis zehn Streiche) beschränkt wird. Zum Knutenmeister wird stets nur ein Verbrecher gewählt, der dieses ihn selbst entehrende Amt ewiger Kerkerschaft in den sibirischen Bergwerken vorzog, und der selbst nur aus seinem Gefängniß momentan befreit wird, wenn er sein unseliges Amt an andern Verbrechern auszuüben hat.

Knüttelverse oder Knüppelverse nennt man holprige Verse von schwankender, willkürlicher Messung, gewöhnlich paarweise durch oft rohe, unreine Reime gebunden. Sie sind in dieser letztern Art aus den kurzen Reimpaaren entstanden, als diese, das Metrum der epischen Kunstpoesie des deutschen Mittelalters, im 14. und 15. Jahrh. durch Vernachlässigung der Reimreinheit und nachlässige Behandlung des Wechsels der Hebungen und Senkungen verwilderten, und erhielten diesen schon im 16. Jahrh. vorkommenden Namen im Gegensatz gegen strenggemessene, sorgfältig gearbeitete Verse, wol von der Verglei-

chung entweder mit dem knorrigen harten Knüttel oder dem holprigen Knütteldamm. Mit Glück hat sie unter Andern für das niedrigkomische Gedicht Kortüm (s. d.) in seiner „Jobsiade" angewandt. Die Engländer nennen dergleichen Verse hobbling verses or rhythmes, die Franzosen rimaille, vers du vieux tems oder von den Leoninischen Versen (s. d.) des mittelalterlichen Latein her, vers léonins.

Kobalt ist ein vorzugsweise in Sachsen, Böhmen, Hessen und Norwegen, aber nie gediegen, sondern stets in Erzen, namentlich in Verbindung mit Arsenik als Speiskobalt und mit Schwefel als Glanzkobalt, vorkommendes, in der Regel von Nickel und Eisen begleitetes Metall, welches aus diesen Erzen zuerst von Brandt 1733 isolirt wurde. Das reine Metall ist röthlich-weißgrau, sehr hart, spröde, sehr strengflüssig, magnetisch und von einem specifischen Gewichte = 8,5. Das Metall wird weder für sich noch zu Legirungen benutzt. Aber das Oxyd desselben, welches die Fähigkeit hat, mit Säuren je nach Umständen blaue oder rosenrothe Verbindungen zu geben, ist die Basis der unter den Namen Smalte, Safflor, Eschel u. s. w. bekannten und in den sogenannten Blaufarbenwerken (s. d.) dargestellten schönblauen Farben. Diese Farben sind nichts als ein reines Glas, welches durch Kobaltoxyd blau gefärbt ist; die verschiedenen Sorten sind nur durch die Größe des Kobaltzusatzes und durch die Feinheit der Pulverisirung verschieden. Da alle Kobaltverbindungen, sobald sie im oxydirten Zustande einem Glasflusse dargeboten werden, sich rasch mit diesem verbinden, so beruht die ganze Blaufarbenfabrikation darauf, daß man die Erze zu Entfernung von Arsenik und Schwefel röstet und zermahlt, und dann mit Quarzsand und Pottasche in Glashäfen zusammenschmilzt. Die geschmolzene Masse wird nach dem Erkalten durch Pochen, Mahlen und Schlemmen in verschiedene Zustände der feinen Zertheilung gebracht. Man unterscheidet dann im Handel die Sorten durch Buchstaben, deren erster H, C, S oder E die Sorte im Allgemeinen, die folgenden aber, wie O, M, F, FF u. s. w. die besondere Qualität bezeichnen.

Kobell (Ferd.), ein berühmter Landschaftmaler, geb. zu Manheim 1740, wurde von seinem Vater, der kurpfälz. Rath war, für die diplomatische Laufbahn bestimmt Während er jedoch in Heidelberg die Rechte studirte, weckte die herrliche Gegend in ihm das schlummernde Talent für die Landschaft, sodaß er nach Vollendung seiner Studien nur ungern die Stelle eines Hofkammersecretairs annahm. Der kunstliebende Kurfürst Karl Theodor entband ihn jedoch 1762 seiner Amtsgeschäfte und verlieh ihm zu ruhiger Ausbildung seines Talents eine Pension, worauf K. in Manheim unter Verschaffelt sich gründlichen Kunststudien widmete und hierauf zum Hofmaler und Professor an der Akademie ernannt wurde. Nach langem, eifrigem Wirken verließ er 1793 Manheim der Kriegsunruhen wegen und begab sich nach München, wo er 1799 als Galeriedirector starb. K. ist weniger durch seine Gemälde als durch seine zahllosen Radirungen bekannt, in welchen bei völlig anspruchsloser, schlichter Auffassung der Natur die Technik der Darstellung um einen bedeutenden Schritt gefördert erscheint, besonders in Licht- und Schattenwirkung und im Helldunkel. Diese Blätter enthalten einen übergroßen Reichthum an glücklichen landschaftlichen Motiven und stellen in ihrer einfachen Zierlichkeit und Naturwahrheit die manierirten Werke der meisten Zeitgenossen völlig in Schatten. Eine Anzahl von 178 Blättern wurde nach K.'s noch vorhandenen Platten mit einer Einleitung von Fr. Kugler herausgegeben (Stuttg. 1842). Ein Verzeichniß der Arbeiten K.'s lieferte Steph. von Stengel (Nürnb. 1822). — Sein Bruder, Franz K., geb. zu Manheim, 1749, gest. als königlicher Hofmaler zu München 1822, hat wenig gemalt, dagegen über 20000 landschaftliche und architektonische Federzeichnungen geliefert, die von ebenso reicher Phantasie als besonderer Darstellungsgabe zeugen. — Wilh. von K., Ferd. K.'s Sohn, geb. 1766, früher Professor an der Akademie zu München, wo er noch gegenwärtig seinen Aufenthalt hat, machte sich durch Schlachtgemälde und Pferdestücke von äußerst sorgfältiger Behandlung, sowie durch vortreffliche Aquatintablätter rühmlichst bekannt. — Hendrik K., wahrscheinlich ein Bruder Ferd. K.'s, berühmt als Marinemaler, geb. 1751 in Rotterdam, lebte längere Zeit in England, ging dann nach Holland zurück und starb zu Rotterdam 1782. — Jan K., Hendrik K.'s Sohn, geb. zu Utrecht 1782, gest. zu

Amsterdam am 14. Sept. 1814, wird mit Recht für den größten unter den neuern holländ. Thiermalern gehalten. Sein Muster war Paul Potter.

Kobi oder Gobi ist der mongol. Schamo, der gleichbedeutende chines. Name der großen mongol. Wüste, welcher, ähnlich dem Namen der Sahara, eine Gegend bezeichnet, die des fließenden Wassers und des Waldes ermangelt. Die Kobi bildet die wüste Mitte des großen Plateaus, welches im Innern Asiens von dem Belur Tagh im Westen zwischen dem Kulkun oder Kuen-lün im Süden und dem Mus Tagh oder Thian Schan im Norden, dann nach dem plötzlichen Abfall des letztern bei Barkul, zwischen den Gebirgsketten des Altaisystems im Norden und dem Alpenland Nordchinas im Süden bis zur Gebirgskette des Khingkan-Oola im Osten sich erstreckt. Diese wüste Mitte des an seinen Rändern anbaufähigen Plateaus bildet eine Art Becken, das von seinem gegen 3500 F. hohen Rand nach der Mitte zu bis auf 2400 F. über dem Meere sich senkt und wahrscheinlich einst ein großes Binnenmeer gewesen ist, von dem noch in der Mitte einige Salzseen als Reste zurückgeblieben sind. Der Boden dieses Beckens besteht in der Mitte desselben aus einem mit Salztheilen gemischten Sande, in dem sich nur Schilfarten und Salzpflanzen befinden; je mehr man von der Mitte nach den Seiten des Beckens sich wendet, desto mehr verschwindet der Sand, und der Boden ist entweder mit Steintrümmern und Geschieben, meist Porphyr und Jaspis, zwischen denen nur niedrige strauchartige Pflanzen vereinzelt hervorkommen, oder mit einem festen, nackten, salzigen Lehmboden bedeckt, auf dem bloß niedrige Salzpflanzen wachsen. Ebenso dürftig wie die Flora ist auch die Fauna der Kobi; der Dschiggetai, das wilde Schaf Argali, Antilopen und Hamster sind die bemerkenswerthesten daselbst vorkommenden Thiere. Das Klima ist im Sommer drückend heiß, und im Winter ebenso schneidend kalt und rauh. So kommt es denn, daß die Kobi zu den in den anbaufähigen Rändern des Plateaus hausenden Mongolenhorden, die hier ihre eigentliche Heimat haben, in demselben Verhältniß steht, wie die Sahara zu den Beduinenarabern; in der guten Jahreszeit ziehen dieselben nach den Oasen, die sich in der Wüste an den Ufern der aus den Randgebirgen herabkommenden, später aber sämmtlich im Sande der Wüste versiegenden Flüsse und Bäche, oder sonst in wenigen feuchtern Niederungen befinden, um daselbst ihre Heerden zu weiden; in der rauhern Jahreszeit vertauschen sie die Oasen mit andern Weideplätzen.

Koblenz, vormals die Residenz der Kurfürsten von Trier, später die Hauptstadt des franz. Departements Rhein und Mosel, und gegenwärtig des zur preuß. Provinz Rheinland gehörigen Regierungsbezirks gleiches Namens (109 ½ □M. mit 500000 E.), liegt in einer reizenden Gegend, am Einfluß der Mosel in den Rhein, woher die Stadt ihren alten Namen Confluentia erhielt. Über den letztern Fluß führt hier eine 485 Schritt lange Schiffbrücke mit 38 Pontons zu dem auf dem rechten Rheinufer, K. gegenüber, liegenden Städtchen Thalehrenbreitstein, über welchem auf einem majestätischen Felsen die Festung Ehrenbreitstein (s. d.) sich erhebt. Die Stadt K. ist, als integrirender Theil des ganzen Befestigungssystems, nach den Flüssen Rhein und Mosel zu, in deren Gabel sie liegt, ohne Befestigungswerke, da sie hier durch die andern Forts hinreichend vertheidigt wird, hat aber nach der Feldseite hin eine tenaillirte Umwallung von fünf ausgehenden Tenaillen und in den eingehenden Winkeln ähnliche Außenwerke. Eine zweite 536 Schritt lange, auf 14 Bogen ruhende, steinerne Brücke, von welcher man eine herrliche Aussicht hat, führt über die Mosel. K. ist der Sitz eines Oberpräsidenten, unter welchem seit 1822 die fünf rheinischen Regierungen zu K., Köln, Düsseldorf, Trier und Aachen vereinigt sind, des Generalcommandos des achten Armeecorps, eines Tribunals erster Instanz, eines Landesgerichts, Handelsgerichts, Friedensgerichts, Hauptsteuer- und Rheinzollamtes, eines Consistoriums und eines Provinzialschulcollegiums. Die Stadt besteht aus der Alt- und der Neustadt oder Clemensstadt und ist im Ganzen, besonders was den letztern Theil betrifft, gut gebaut. Die vorzüglichsten Gebäude sind das vormalige kurfürstliche Schloß, im antiken Stil aufgeführt und mit ionischen Säulen geschmückt, das zur Zeit des franz. Besitzes in eine Kaserne verwandelt wurde; das ehemalige Jesuitencollegium, welches jetzt als Gymnasialgebäude dient; der Metternich-Winneburg'sche Hof, jetzt die Wohnung des Commandanten, der gräflich Leyen'sche Hof mit einem schönen Garten, jetzt die Wohnung

des commandirenden Generals, der Boos-Waldeckische Hof, jetzt der Sitz des Oberpräsidenten. Außerdem hat K. vier katholische und zwei evangelische Kirchen und ein Theater. Eine treffliche Wasserleitung, welche von einem Berge bei dem Dorfe Metternich das reinste Quellwasser über die Moselbrücke in alle Quartiere der Stadt führt, verdankt K. dem letzten Kurfürsten von Trier. Die Zahl der Einwohner beträgt gegen 15000, mit der Besatzung gegen 20000. Fabriken in lackirten Blechwaaren, Taback-, Meubles- und Wagenfabrikation, sowie Handel mit franz. und Moselweinen bilden die Hauptnahrungszweige. In dem großen Bürgerhospitale haben die 1826 aus Nancy hieher berufenen barmherzigen Schwestern die Krankenpflege übernommen. An der Landstraße nach Köln liegt das dem franz. General Marceau, der hier blieb, 1795 errichtete Denkmal.

Kobold nennt die Volkssprache im Allgemeinen die häßlichen Gnomen (s. d.). In den Bergwerken versteht man unter Kobolden Berggeister, welche, nach der Bergmannssage, in der Gestalt zwergartiger Kinder oder blauer, schwebender Flämmchen erscheinend, reichhaltige Anbrüche verkünden, aber auch schadenfrohe Neckereien ausüben, wenn sie in ihrem Beginnen gestört werden.

Kobryn, im Grodnoschen Gouvernement, eine nicht unbedeutende Kreisstadt von 5900 E., auf der großen Straße von Brest-Litowski ins Innere Rußlands, ist wichtig wegen des am 27. Juli 1812 hier vorgefallenen Treffens, wo die Russen unter Tormassow und Kamenski die sächs. Brigade von Klengel vernichteten, bei welcher Gelegenheit die Stadt fast bis auf den Grund niederbrannte. Zwischen K. und Brest-Litowski liegt das gleichfalls als Schlachtort ausgezeichnete Dorf Kruptschitz, wo die Russen unter Suwarow 1794 einen nicht unbedeutenden Sieg über die Polen erfochten.

Koburg, die Hauptstadt des Herzogthums Sachsen-Koburg-Gotha (s. d.) und abwechselnd mit Gotha (s. d.) die Residenz des Herzogs, der Sitz der obersten Landesbehörde, hat gegen 10000 E., welche sich zum Theil mit Fabrik- und Manufacturarbeiten beschäftigen und Handel treiben. Die Stadt ist schlecht gebaut, aber mit hübschen Spaziergängen umgeben, die sie von den Vorstädten trennen. Unter den Kirchen zeichnet sich die Moritzkirche aus. Das herzogliche Schloß Ehrenburg mit einem Riesensaal, einer schönen Hofkirche und prächtigem Söller, wurde unter dem Herzog Ernst III. erneuert. Unter den übrigen Gebäuden sind hervorzuheben das im ital. Stil aufgeführte Regierungsgebäude, die Reitbahn, das Schauspielhaus und das Zeughaus In dem herzoglichen Garten befindet sich das Denkmal des Herzogs Franz. Die Stadt hat ein Gymnasium, das 1605 vom Herzoge Kasimir gestiftet wurde, daher Kasimirianum heißt und bis 1804 akademisches Gymnasium war; ferner ein Schullehrerseminar, vier Stadtschulen, eine öffentliche Bibliothek von 26000 Bänden, eine Taubstummenanstalt und mehre andere wohlthätige Anstalten. In der Nähe liegt die alte Feste K., die jetzt als Zucht- und Irrenhaus dient, und das Dorf Neuses, wo Moritz von Thümmel begraben wurde.

Koch (Christoph Wilh. von), Historiker und Publicist, geb. am 9. Mai 1737 zu Buxweiler im Elsaß, genoß den ersten Unterricht in der trefflichen Schule seines Geburtsorts und besuchte dann die Universität zu Strasburg, wo er mit dem Studium der Rechte das der Diplomatik und Geschichte verband und sich in kurzer Zeit schon so bemerklich machte, daß ihn der berühmte Schöpflin (s. d.) zum Theilnehmer an seinen literarischen Arbeiten annahm und ihm eine Professur der Geschichte verschaffte. Später wurde er dessen Nachfolger in der Professur der Rechte und 1780 vom Kaiser Joseph II. zum Reichsritter erhoben. Während der Revolution, wo seine Thätigkeit an der Universität unterbrochen wurde, widmete er sich den öffentlichen Angelegenheiten. Im J. 1789 ging er als Deputirter der elsassischen Protestanten nach Paris, erlangte von der constituirenden Versammlung die Zusicherung der Erhaltung der bürgerlichen und religiösen Rechte seiner Glaubensgenossen und erwirkte sogar, daß die Kirchengüter seiner Committenten unangetastet blieben und nicht, wie die katholischen, für Staatseigenthum erklärt wurden. Als Mitglied der gesetzgebenden Nationalversammlung zeichnete er sich durch äußerst muthige und standhafte Vertheidigung der Grundsätze des Rechts und der Ordnung aus und kam deshalb elf Monate lang in Haft. Zur Zeit des Convents war K. Mitglied des Directoriums seines Departements; doch legte er, sobald es sich thun ließ, dieses Amt nieder, um

sich wieder den ersehnten Studien zuwenden zu können. Im J. 1802 wurde er zum Tribun ernannt. Er benutzte die Achtung, die er in Paris genoß, um seinen protestantischen Glaubensgenossen nützlich zu sein. Auch machte er sich um die Wiederherstellung der Universität zu Strasburg verdient, zu deren Rector er 1810 ernannt wurde. Er starb am 29. Oct. 1813. Von seinen Schriften, die sich in Rücksicht auf Darstellung und Composition auszeichnen, nennen wir den „Tableau des révolutions de l'Europe, depuis le bouleversement de l'empire romain en Occident jusqu'à nos jours" (mit Karten, genealogischen und chronologischen Tabellen, Lausanne 1771; neue Aufl., 3 Bde., Par. 1807; 4 Bde., Par. 1813), der von Schöll bis auf die Restauration der Bourbons fortgeführt wurde (3 Bde.) und womit K.'s „Tableau des révolutions de l'Europe dans le moyen âge jusqu'à l'an 1453" (3 Bde., Strasb. 1790) zu verbinden ist; ferner den „Abrégé de l'histoire des traités de paix depuis la paix de Westphalie" (4 Bde., Bas. 1797) und die „Tables des traités entre la France et les puissances étrangères, depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours" (2 Bde., Bas. 1802), welche ebenfalls von Schöll als „Histoire abrégée des traités de paix depuis la paix de Westphalie jusqu'aux traités de Paris de 1815" (15 Bde., Par. 1817—18) vervollständigt herausgegeben wurden. Auch gab Schöll K.'s „Tables généalogiques des maisons souveraines de l'est et du nord de l'Europe" (Par. 1815, 4.) heraus, welche zuerst 1782 erschienen. K.'s Leben beschrieb G. Schweighäuser.

Koch (Jean Bapt. Frédérik), der Neffe des Vorigen, rühmlichst bekannt als militairischer Schriftsteller, wurde zu Nancy am 9. Sept. 1782 geboren. Er trat 1800 in die Reitergarde des ersten Consuls, ließ sich aber bald in die Infanterie versetzen. Im J. 1807 diente er als Lieutenant in Neapel; in Spanien wurde er 1809 Hauptmann und 1811 Bataillonschef. Im Apr. 1813 nach Sachsen geschickt und dem dritten Armeecorps zugetheilt, lernte ihn hier der General Jomini (s. d.) schätzen, dessen Adjutant er nach der Schlacht bei Lützen wurde. Nach der zweiten Restauration begab er sich nach Petersburg, wo er Jomini bei seiner „Histoire des guerres de la révolution" unterstützte. Erst 1817 erhielt er wieder eine Anstellung bei der Applicationsschule des Generalstabes; doch wurden seine Vorträge zu wiederholten Malen wegen angeblicher bonapartistischer Tendenzen unterbrochen. Als Militairschriftsteller hat er sich durch seine thätige Mitarbeitung an Férussac's „Bulletin universel", durch seine Übersetzung der „Grundsätze der Strategie" (3 Bde., Par. 1817) vom Erzherzog Karl und besonders durch seine „Mémoires pour servir à l'histoire de la campagne de 1814" (3 Bde., Par. 1819), welche als Quellen der Kriegsgeschichte von Wichtigkeit sind, bekannt gemacht. Erst nach der Julirevolution wurde er Obristlieutenant und 1834 zum Obrist befördert.

Koch (Jos. Ant.), einer der berühmtesten Landschaftmaler, geb. am 27. Juli 1768 zu Obergübeln am Bach, im Lechthale, wurde durch den Weihbischof von Augsburg, Freiherrn von Umgelder, der bei der Firmung auf den Knaben und dessen schlummernde Talente aufmerksam geworden war, zunächst auf das Seminar zu Dillingen, dann zu einem Bildhauer nach Augsburg gebracht und hierauf in Folge der Verwendung desselben in die Karlsschule zu Stuttgart aufgenommen, wo er Gelegenheit fand, sich wissenschaftlich auszubilden, in der Kunst aber es nicht weit brachte. Der allzugeregelten Formen des Instituts überdrüssig, entfloh er nach fünfjährigem Aufenthalt und kam nun 1792 nach Strasburg, wo er in das Treiben der Revolution verwickelt wurde. Doch schon 1793 ging er nach der Schweiz, wo er in Aquarell viele schöne Studien machte und in Neufchatel den Engländer Nott kennen lernte, der ihn aufmunterte, nach Italien zu gehen. Im Jan. 1795 langte er in Rom an, wo er sich besonders durch sein Bestreben, die Landschaftsmalerei mit der Geschichtsmalerei zu verbinden, bald einen berühmten Namen machte. Seine ersten Arbeiten waren gut ausgeführte Zeichnungen mit reichen Gruppen, die auf eine geistreiche Art den Eindruck der sie umgebenden Natur zurückspiegeln. Zu Carstens' „Les Argonautes, selon Pindare, Orphée et Apollonius de Rhode" (Rom 1799) zeichnete er die Landschaften und radirte die Blätter. Er war einer der Ersten, die das ausgezeichnete Talent dieses tiefdenkenden Künstlers enthusiastisch anerkannten und, durch ihn veranlaßt, einen bessern Weg einschlugen. In dieser Zeit componirte er auch 37 Bilder für eine Prachtausgabe des Ossian, die Bonaparte dedicirt werden sollte, die aber dann nicht zu Stande kam.

Im J. 1803 hielt er sich in Pisa und Florenz auf, wo er die Zeichnungen zu einer Ausgabe des Dante machte, die aber ebenfalls nicht erschien. Dann arbeitete er Mehres für Frauenholz in Nürnberg. Auch radirte er ein großes Blatt, den Schwur der Franzosen bei Millesimo, vier Blätter zum Dante und eine Folge von 20 Blättern ital. Landschaften, die wol in der Auffassung das Beste sind, was seit Poussin erschienen ist. Insbesondere wußte K. den Eindruck der Natur im Ganzen durch Auffassung des Einzelnen in seiner höchsten Bestimmtheit darzustellen und daher die Erde in ihrer ganzen Kräftigkeit, wie kein Anderer vor ihm, zu malen. Wirklich muß man seinen Werken hier und da eine Durchsichtigkeit der Ferne und eine Klarheit der Farbe zugestehen, die in vielen Bildern deutscher Landschaftmaler nur zu sehr fehlt, die an ihm aber zuweilen als Mangel aller Luftperspective getadelt wird. Im Malen war er weniger geübt, daher werden seine Zeichnungen seinen ausgeführten Gemälden vorgezogen. Misbehagen an der franz. Herrschaft in Rom veranlaßte ihn, 1812 nach Wien zu gehen, wo er aber keine Anerkennung fand, weshalb er 1815 wieder nach Rom zurückkehrte, wo er nun ununterbrochen blieb und jedem jungen Künstler mit Rath und That beistand. Von seinen Arbeiten erwähnen wir noch als besonders ausgezeichnet das Opfer Noah's, mehre Landschaften aus der Schweiz, aus Olevano und Subiaco, Macbeth, der Raub des Hyles und Apollon unter den Hirten; von seinen historischen Bildern die Fresken aus Dante in der Villa Massimi, die er 1828 vollendete; und von seinen Ölgemälden die Francisca von Rimini, Christus im Tempel und Guido von Monte-Feltro. Auch zeichnete er zu verschiedenen Zeiten eine Folge von 50 Blättern aus Dante's „Hölle" und „Fegfeuer" und eine Reihenfolge biblischer Bilder. In seiner „Modernen Kunstchronik" (Karlsr. 1834), worin er die Kehrseite des röm. Lebens schildern wollte, hielt er sich nicht frei von Ausfällen gegen manche seiner Zeitgenossen. In den letzten Jahren seines Lebens war er häufig krank und sein Verdienst sehr gering. Eine Pension, die ihm der Kaiser von Östreich im Sept. 1838 zusicherte, konnte er noch kein halbes Jahr genießen. Er starb zu Rom am 12. Jan. 1839 und wurde auf dem Kirchhofe San-Pietro beigesetzt.

Koch (Siegfr. Gotthelf), ein berühmter deutscher Schauspieler, geb. am 26. Oct. 1754 zu Berlin, der Sohn eines Kaufmanns, Namens S. G. Eckardt, studirte Kameralwissenschaften und war bereits Secretair bei der Bergwerksadministration, als die Vorstellungen der Koch- und Döbbelin'schen Gesellschaft sein Talent für die Schauspielkunst erweckten. Er verließ nun Berlin, sah in Hamburg Schröder, Brockmann und Reinecke, und betrat unter dem Namen Koch im Nov. 1778 zuerst zu Schleswig die Bühne. Hierauf kam er zur Schuch'schen Gesellschaft in Danzig, und von hier an die von dem russ. Geh. Rath Baron von Wittinghoff für eigene Rechnung errichtete Bühne zu Riga, die später ganz in seine und Meyer's Hände überging. Gastrollen, die er zwei Jahre darauf in Mainz und Frankfurt gab, veranlaßten seinen Ruf zu der Leitung des frankfurter Theaters. Als der Kurfürst von Mainz ein Hoftheater errichtete, wurde K. Director desselben. Nachdem Custine Mainz besetzt hatte, weigerte sich K., die von den Revolutionsfreunden geschriebenen Stücke zu spielen, weshalb das franz. Gouvernement von ihm die Ablieferung des Theaterkassenbestandes von 20000 Fl. verlangte. K. zahlte sofort an jedes Mitglied den Vierteljahrsgehalt aus, entließ die Gesellschaft und lieferte den Überrest der Kasse nebst Belegen an das Gouvernement ab. Seine Familie brachte er nach Zerbst; er selbst hielt sich während der Belagerung von Mainz bei der preuß. Armee auf. Zugleich mit seiner ältesten Tochter Betty, der nachherigen Roose, nahm er sodann einen Ruf nach Manheim an, wo sein Freund Iffland an der Spitze des kurfürstlichen Theaters stand; doch auch hier wurde er durch den Krieg wieder außer Thätigkeit gesetzt. Hierauf gab er mit seiner Tochter in Hamburg, Hannover und Bremen Gastrollen, leitete dann zwei Jahre lang die Bühne in Hannover und folgte endlich dem Rufe seines Freundes Kotzebue nach Wien. Hier verdrängte er den dort noch herrschenden geschraubten, pathetischen Ton, wofür er den feinen Conversationston einführte, durch den sich das wiener Hoftheater seit K. auszeichnet. Wahrheit und durch Kunst veredelte Natur bezeichneten K.'s Spiel. Kriegsrath Dallner, Lorenz Stark und Abbé de l'Epée waren seine Meisterrollen; noch im Alter spielte er Lessing's Nathan vortrefflich. Auch als Biedermann, Freund und Vater war er allgemein geschätzt.

Die letzten Jahre verlebte er auf dem Lande in der Familie seines Sohnes zu Alland, unweit Baden bei Wien, wo er am 11. Juni 1831 starb.

Koch (Wilh. Dan. Jos.), Hofrath und ordentlicher Professor der Botanik an der Universität zu Erlangen, geb. am 5. März 1771 zu Kusel im Herzogthume Zweibrücken, besuchte das Gymnasium von Zweibrücken, wo er die ersten botanischen Kenntnisse sammelte, und studirte in Jena und Marburg Medicin. Nachdem er 1794 in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, erlangte er 1795 das Physikat zu Trarbach und 1798 das von Kaiserslautern. Neben seiner großen Praxis beschäftigte er sich eifrig mit Naturgeschichte. Zunächst gab er „Entomologische Hefte" (2 Lief., Frankf. 1803), dann in Gemeinschaft mit dem verstorbenen Professor Ziz in Mainz eine Flora der Pfalz „Catalogus plantarum florae palatinae" (1814) heraus. Die anfänglich von Mertens in Bremen übernommene neue Bearbeitung von Röhling's „Deutschlands Flora" besorgte K. später allein; eine monographische Bearbeitung der Doldengewächse lieferte er im zwölften Bande der leopoldinischen „Acta". Im J. 1824 als Professor der Medicin und Botanik nach Erlangen berufen, gab er die Praxis auf und schrieb außer mehren Monographien, z. B. „De salicibus europ." (Erl. 1818) und „De plantis labiatis" (Erl. 1832), eine „Synopsis florae german. et helvet." (Frankf. 1835—37). Seine botanischen Werke sind wegen der Genauigkeit und Schärfe des descriptiven Theiles geschätzt.

Kochanowski (Jan), einer der frühesten und ausgezeichnetsten poln. Dichter, geb. 1532 auf dem väterlichen Stammgute Siczyn in der Wojewodschaft Sandomir, aus einem altadeligen Geschlechte, erhielt seine Bildung in Deutschland, Frankreich und Italien und widmete mehre Jahre in Paris, Padua und Rom dem Studium der alten Literatur und Philosophie. Nach seiner Rückkehr nach Polen wurde er durch den Kanzler Padujewski dem Könige Sigismund August empfohlen, der ihn zu seinem Secretair ernannte und ihm wegen seiner Gewandtheit in der lat. Sprache mehre diplomatische Sendungen an auswärtige Höfe übertrug. Später zog er sich, obgleich sich ihm am Hofe Aussichten zu den höchsten Staatswürden und, wenn er in den geistlichen Stand getreten wäre, auch zu den höchsten kirchlichen Würden eröffneten, nach der Stille seines in Wäldern abgelegenen Gutes Czarnolas zurück und lebte hier allein seiner Familie, den Freunden und den Musen, doch nicht, ohne an allen Ereignissen in seinem Vaterlande den lebhaftesten Antheil zu nehmen. Sein Gönner, der Kanzler Zamojski, wirkte ihm die Einkünfte einer reichen Castellanei aus; doch K. lehnte sie mit den Worten ab: „Ich will nicht, daß der stolze Castellan verschwende, was K. gesammelt hat". Er starb zu Lublin 1584. Seine Gedichte gehören zu den zartesten, anmuthigsten und, obgleich sie häufig dem Horaz nachgebildet sind, zu den nationalsten, welche die poln. Literatur besitzt. Besonders ausgezeichnet sind seine „Threny", Elegien, in welchen K. in einfacher, rührender, tiefpoetischer Weise den Tod seiner Tochter Ursula betrauert; ferner die durch kernige Einfachheit ausgezeichnete Übersetzung der „Psalmen" (Krak. 1578), die noch immer im Gebrauch ist, und die „Sobótka", ein lyrisches Gedicht, welchem die Johannisfeier des poln. Landvolks zu Grunde liegt. Außer den lyrischen gibt es von K. einige satirische Gedichte und ein Gelegenheitsdrama „Odprawa posłów greckich", ohne poetischen Werth; ferner lat. Elegien und Oden (Krak. 1612), die den besten neulat. Gedichten beizuzählen sind. K. neigte sich, ohne vom Katholicismus abzufallen, der zu seiner Zeit in Polen allgemein verbreiteten Reformation zu, und deshalb wurden seine Schriften später als ketzerisch verboten und vernichtet. Gesammelt erschienen sie in Krakau 1584, in Warschau 1767 und zuletzt in Leipzig 1835 (3 Bde.). — Piotr K., des Vorigen jüngerer Bruder, war Secretair beim Könige Sigismund III. und Malteserritter. Er nahm an mehren Zügen seines Ordens Theil und verlebte nachher mehre Jahre in Italien. Seine Vorliebe für die ital. Literatur bewog ihn, von Tasso's „Gerusalemme liberata" bald nach dessen Erscheinen eine poln. Übersetzung im Versmaße des Originals abzufassen (zuerst gedruckt Krak. 1618), die in Rücksicht auf Wohllaut und Kraft der Sprache und Rundung des Verses höchst ausgezeichnet ist. Später übersetzte er auch Ariost's „Orlando furioso" (zuerst gedruckt Krak. 1799). — Ein anderer Bruder, Andrzej K., beschäftigte sich gleichfalls mit der Dichtkunst und übersetzte Virgil's „Aeneis" (Krak. 1590).

Köcher nennt man das gewöhnliche Behältniß zur Aufbewahrung der Pfeile für Bogenschützen, meist von Leder oder von Holzflechtwerk und mit Leder überzogen, wie solches noch gegenwärtig bei manchen asiat. Truppen vorkommt.

Kochkunst finden wir schon im Alterthume bis zu einem hohen Grade ausgebildet, und zwar zunächst in den asiat. Ländern, in denen schon frühzeitig eine ungewöhnliche Schwelgerei auch für künstliche Zubereitung der ausgesuchtesten Speisen sorgte, von wo aus sie sich dann über die Inseln Chios und Sicilien, über Griechenland und später über Rom verbreitete, und hier namentlich bei der Sucht nach dem Genusse seltener und meist ausländischer Producte bis zur Übertreibung sich steigerte. In Asien selbst wurde sie lediglich von Männern, bei den Griechen von Frauen, besonders von Sklavinnen, bei den Römern anfangs nur von Leibeigenen betrieben. Obgleich nun die Griechen im Allgemeinen mehr einer einfachen Lebensweise huldigten, so riß bei überhandnehmendem Luxus, vorzüglich in Athen, doch auch zugleich der Aufwand bei den Tafelfreuden ein, und wie sehr hier zur Befriedigung derselben die Kochkunst selbst mit beitragen mußte, beweisen die ziemlich vollständige Aufzählung der ausgewählten Gerichte und der mannichfachen Küchengeräthe, die uns Athenäus (s. d.) in seinen „Deipnosophisten" geliefert hat, und der Umstand, daß man in Prosa und Poesie die Gegenstände einer feinen Tafel und die Regeln der Kochkunst abhandelte, wie dies von Archestratus, der zu den Zeiten des jüngern Dionysius in Sicilien lebte, und mehren Andern geschah. (S. Gastmähler und Gastronomie.) Bei den Römern gab es während des zweiten pun. Krieges Köche, die in den Städten auf dem Markte öffentlich ausstanden und sich dingen ließen, daher selbst die Vornehmen bei Ausrichtung eines Gastmahls mit dem Koch einen Vertrag schlossen, der dann mit seinen Gehülfen und mit dem Küchengeschirr in das Haus einzog und Alles besorgte. Sehr bald aber nahm seit der Bekanntschaft mit der asiat. Üppigkeit der Hang zu kostbaren und ausländischen Tafelgenüssen so überhand, daß der strenge Cato einst ausrief: „Die Stadt kann nicht bestehen, in welcher ein Fisch theurer bezahlt wird als ein Ochs". Es erfolgten zwar mehre Gesetze zur Beschränkung der Schmausereien, jedoch ohne besondere Wirkung. Die größte Pracht in dieser Hinsicht entwickelten Lucullus (s. d.) und Hortensius (s. d.), welche glänzende Speisesäle errichten ließen und Mahlzeiten gaben, die oft über 6000 Thlr. kosteten, und als ein noch auffallenderes Beispiel von Feinschmeckerei wird ein Schauspieler genannt, welcher die theuersten Sing- und Sprechvögel auftragen ließ, während sein Sohn bei anderer Gelegenheit für den Gaumenkitzel seiner Gäste sogar Perlen vorsetzte, welche in Essig aufgelöst waren. Vorzüglich erstreckte sich die Leckerei auf Muscheln, Fische und Vögel, sodaß der Volkstribun M. Aufidius Lurco blos mit dem Mästen der Pfauen ein ungeheures Vermögen sich erwarb. Zu einem feinen Gastmahle gehörten damals Pfauen aus Samos, Hühner aus Phrygien, Kraniche aus Melos, Böckchen aus Ätolien, Thunfisch aus Chalcedon, Muränen aus Tartessus, Hechte aus Pessinus, Austern von Tarent, Muscheln aus Chios, Datteln aus Ägypten u. s. w.; dagegen waren alle inländischen Erzeugnisse verachtet. Nicht anders war es in der Kaiserzeit, in welcher zu Rom unter Augustus und Tiberius förmliche Schulen und Lehrer der Kochkunst erscheinen, an deren Spitze Apicius (s. d.) stand, und von dem Kaiser Vitellius wird erzählt, daß er einmal in einer einzigen großen Schüssel, die über eine Million Sesterzien kostete, das Gehirn von Fasanen und Pfauen, die Zungen von Flamingos, die Milch und Leber der kostbarsten Seefische auftragen ließ. Die neuere Zeit anlangend, hat sich, besonders seit der Zeit Ludwig's XIV., die franz. Kochkunst in ganz Europa verbreitet und an den Höfen Eingang gefunden. Der berühmteste franz. Feinschmecker und Förderer der Wissenschaft des Gaumens war Grimod de la Reynière (s. d.). Die franz. Kochkunst sucht durch Mannichfaltigkeit der Reize bei geringerm Massengehalt der Speisen den Gaumen zu vergnügen, während die engl. Kochkunst mehr für festere, nahrhafte, stärkende Speisen sorgt und besonders in Bereitung von Mehlspeisen und des Fleisches, vornehmlich des Rindfleisches, sich auszeichnet. In England wie in Frankreich spielen die Brühen oder Saucen eine große Rolle, und in London gab es vor nicht langer Zeit Leute, die sich eigens mit Bereitung des Salats beschäftigten und dazu gedungen wurden. Die Spanier und Italiener halten weit weniger auf die Freuden der Tafel, und namentlich sind Erstere sehr mäßig im Essen. Die Deutschen stehen auch

hier in der Mitte. Auf geistreiche Weise findet man die Kochkunst behandelt in Jos. König's „Geist der Kochkunst", überarbeitet von Rumohr (2. Aufl., Stuttg. 1832).

Köchlin, eine berühmte Fabrikantenfamilie, welcher der Elsaß den industriellen Aufschwung verdankt. — Sam. K., geb. 1719 zu Mühlhausen, errichtete daselbst 1746 mit mehren Andern die erste Fabrik für bunte Baumwollengewebe. — Sein Enkel, Nik. K., wurde 1802 Gründer des gegenwärtigen Fabrikgeschäftes, dem die meisten Glieder der zahlreichen Familie angehören. Dieses ungeheure Etablissement hat zu Mühlhausen einen besondern Stadttheil mit Börse und Unterrichtsanstalten hervorgerufen, beschäftigt viele Tausende von Arbeitern und steht fast mit allen Ländern der Erde in unmittelbaren Handelsverbindungen. Als 1814 die Verbündeten in Frankreich eindrangen, bot Nik. K. dem Kaiser mit mehren Gliedern der Familie seine Dienste an und gesellte sich zum Generalstabe des Marschall Lefèbvre. Im J. 1815 versuchte er sogar einen Parteigängerkrieg in den Vogesen. Seit 1826 wurde er an die Stelle seines Bruders Jakob in die Kammer gewählt, wo er auf der äußersten Linken seinen Platz nahm. Nach der Julirevolution, die er eifrig unterstützte, erhob er oft seine Stimme für die Reform der Zollgesetze im Interesse der Handelsfreiheit. Seit 1841 legte er jedoch seine Vollmacht als Deputirter nieder, um sich ganz der Ausführung der durch ihn begründeten Eisenbahnlinie von Strasburg nach Basel zu widmen. — Jak. K., des Vorigen Bruder und Associé, ein ebenfalls um die Industrie und den Staat verdienter Mann, war 1814 Maire seiner Vaterstadt, wurde aber beim Eindringen des Feindes abgesetzt und verhaftet. Nach dem Frieden erhielt er dieses Amt zurück, bis ihn 1820 die Hofpartei davon verdrängte. Dafür wählten ihn in gedachtem Jahre seine Mitbürger in die Kammer. Bei Gelegenheit der sogenannten Verschwörung Caron's (s.d.) deckte er als Deputirter 1822 die Umtriebe der Ultraroyalisten auf, welche Complotte anzettelten, um dann als blutige Rächer aufzutreten. Als die Kammer nicht den Muth hatte, die Untersuchung dieser Schandthaten einzuleiten, veröffentlichte er eine Schrift, die ihm eine Geldstrafe von 5000 Francs und sechsmonatliches Gefängniß zuzog. Dessenungeachtet wurde er 1824 in seiner Heimat wieder zum Deputirten gewählt. In der nächsten Sitzung erhob er sich namentlich gegen die Entschädigung der Emigranten. Seit 1826 zog er sich ins Privatleben zurück, und starb am 16. Nov. 1834. In dem von ihm zu Mühlhausen errichteten Waisenhause ist ihm ein Denkstein errichtet. — Ein dritter der Brüder, Andr. K., der Gründer der großartigen Maschinenfabrik zu Mühlhausen, wurde daselbst 1830 zum Maire ernannt und machte sich als solcher sehr verdient um den öffentlichen Unterricht. Von 1832—34 saß er als Abgeordneter des Arondissements Altkirch in der Kammer, wo er lebhaft das Ministerium Périer unterstützte; seit 1841 trat er als Deputirter von Mühlhausen an die Stelle seines Bruders.

Kochumersprache, s. Rothwälsch.

Kock (Charl. Paul de), franz. Romanschriftsteller, der Sohn eines holländ. Banquiers, wurde 1796 zu Passy bei Paris geboren und lebte in Paris, das er, besonders in seinen untern socialen Schichten, gründlich studirte. Er hat sich durch seine leichtfertigen Romane, welche auf keine Weise Anspruch auf literarische Bedeutung machen können, in gewissen Kreisen bekannt gemacht. Seine Schriften sind meist so locker in der Composition und ermangeln so sehr allen stilistischen Werthes und jeden ästhetischen Gehaltes, daß ihrem Verfasser in der Literatur kaum eine Stelle gebührt und daß man es für einen Misgriff ansehen muß, wenn deutsche und engl. Kritiker in ihm einen Hauptrepräsentanten der franz. Romandichtung erkannt haben. Nur als Sittenschilderungen haben einige seiner Productionen für die Kenntniß des franz. Mittelstandes ein gewisses Interesse. Daher muß man denjenigen Schriften, welche solchen charakteristischen Darstellungen gewidmet sind, wie z. B. seine „Petits tableaux de moeurs" (2 Bde.) und seine „Grande Ville", an der indessen auch andere Tagesschriftsteller mitgearbeitet haben, noch den meisten Werth einräumen. Auch versuchte er sich auf dem Gebiete des Vaudeville, aber nicht mit demselben materiellen Erfolge wie im Romane. So tief wir ihn übrigens als Schriftsteller stellen müssen, so ist doch nicht zu verkennen, daß manche glückliche Situation und mancher psychologische Zug wirkliches Talent verräth, welches indessen, je mehr er sich zu Gewinn bringender Fabrikation hinreißen läßt, nothwendig sich immer mehr verflacht. In jüngster Zeit ist

auch sein Sohn Henri de K. als Romanschriftsteller aufgetreten. Wie es bis jetzt den Anschein hat, wird derselbe ganz den Fußtapfen seines Vaters folgen.

Kocytus hieß ein Fluß in Epirus, der aus den auf dem Pindus sich sammelnden Schneemassen entstand, lange unter der Erde fortlief und sich endlich in den acherusischen See ergoß. K. hieß ferner der Strom der Unterwelt, eigentlich der Strom der Wehklage, ein Arm des Styx, der sich mit dem Pyriphlegethon in den Acheron ergießt. Bei Virgil fällt umgekehrt der Acheron in den K. Gewöhnlich steht er mit Charon's Nachen in Verbindung, welcher die abgeschiedenen Seelen über denselben führt.

Kodrus, ein Sohn des Melanthos, Athens letzter König, rettete der gewöhnlichen Sage nach um 1068 v. Chr. durch freiwillige Aufopferung sein Vaterland. Als nämlich die Athener mit den Dorern, die aus dem Peloponnes eingefallen waren, in einen Krieg verwickelt wurden, erklärte das Orakel, daß sie siegen würden, wenn sich ihr König von den Feinden tödten lasse, worauf K., als Bauer verkleidet, mit den Dorern muthwillig in einen Streit sich einließ und von ihnen getödtet wurde. Einer seiner Söhne, Medon, wurde sogleich nach dem Tode des K. unter dem Vorgeben, daß nun keiner mehr würdig sei, einem solchen Manne als König zu folgen, zum lebenslänglichen Archon (s. d.) ernannt.

Koekkoek (Bernard Kornelius), einer der vorzüglichsten neuern holländ. Landschaftmaler, wurde 1803 zu Middelburg in Holland geboren und ist der Sohn des Marinemalers Joh. Herm. K. Vorherrschende Neigung führte ihn der Landschaftmalerei zu und die großen Meister, welche Holland in diesem Fache hervorgebracht hat, dienten ihm während seines dreijährigen Aufenthalts in Amsterdam als Vorbild und Muster. Unter den lebenden niederländ. Landschaftmalern waren es besonders Schelfhout und van Os, deren Unterricht er genoß. Seine Bilder sind außerordentlich gesucht. Was seine Hervorbringungen besonders auszeichnet, ist die große Treue in der Wiedergebung der Natur, vereint mit einer seltenen Poesie der Auffassung; während er sich in erster Beziehung den ältern Meistern der holländ. Schule vollkommen ebenbürtig anschließt, übertrifft er sie an Fülle und Poesie der Erfindung und einer Selbständigkeit der Darstellung, die den getreusten und bis in die kleinsten Details genauen Darstellungen der Natur ein eigenthümliches künstlerisches Leben einzuhauchen weiß. Gegenwärtig lebt er in Kleve.

Koháry, eines der reichsten ungar. Magnatengeschlechter, wurde 1816 in den Fürstenstand erhoben und erlosch im Mannsstamme mit dem Fürsten Franz Jos., geb. am 7. Sept. 1767, gest. am 27. Juni 1826. Aus seiner Ehe mit der noch lebenden Gräfin Marie Antonie von Waldstein-Wartenberg hinterließ er eine einzige Erbtochter, Antoinette, geb. am 2. Juli 1797, die sich 1816 mit dem Herzog Ferdinand von Sachsen-Coburg, geb. 1785, vermählte und mit der er vier Kinder zeugte, Ferdinand, geb. 1816, den jetzigen König von Portugal; August, geb. 1818, den Gemahl der franz. Prinzessin Clementine; Victoria, geb. 1822, die Gemahlin des Herzogs von Nemours; und Leopold, geb. 1824.

Kohélet oder Prediger, d. i. Volksredner, Volkslehrer, heißt ein dem Salomo (s. d.) zugeschriebenes Buch des alttestamentlichen Kanons, dessen unbekannter Verfasser in der Zeit nach dem Exil zu suchen ist. Er bekundet sich als einen vielerfahrenen Welt- und Menschenkenner, der, an der Naturseite des Lebens hangend, zu der Überzeugung gelangte, daß Alles dem Wechsel unterworfen und nichtig sei. Diese als wahr und in ihrer praktischen Wichtigkeit zu erweisen, scheint die Haupttendenz des Buches zu sein.

Kohl, die Pflanzengattung Brassica, wird theils auf dem Felde, theils in Gärten ihrer zur Speise dienenden Blätter, Strünke, Knollen und Blüten wegen angebaut. Die verschiedenen Arten kann man eintheilen 1) in solche, deren Blütenknospen zur Speise dienen, wie Blumenkohl (B. oleracea Botrytis) und Broccoli oder Spargelkohl (B. italica tuberosa); 2) in solche, deren in Köpfe sich schließende Blätter zur Speise dienen, wie der weiße Kopfkohl oder das Weißkraut (B. oleracea capitata) mit seinen zahlreichen Abarten, dem großen schwed. Kopfkohl, dem blauen Kopfkohl, dem Zuckerhutkohl, dem kleinen russ. Kohl, dem Pöhler Kohl, dem Erfurter und Braunschweiger Kohl; ferner der Herzkohl oder grüne Wirsing (B. sabellica) und der weiße Wirsing (B. sabauda), und in solche, deren Blätter sich nicht in Köpfe schließen, wie der braune und der grüne Kohl (B. oleracea laciniata) mit seinen zahlreichen

Abarten, und der Schnittkohl; 3) in solche, deren Stengel in oder über der Erde einen knolligen Körper hervortreiben, wie die Steckrüben (B. oleracea Napobrassica) und der Kohlrabi (B. oleracea gongylodes). Der gemeine Kohl wächst in England am Ufer des Meeres wild. Da aber auch schon die alten Griechen und Römer Kohl hatten, so ist es ungewiß, ob der in England wild wachsende die Stammart ist.

Kohle, im reinen Zustande Kohlenstoff, eines von den vier Elementen, aus denen alle organischen Körper zusammengesetzt sind, bleibt bei Erhitzung solcher Körper, die nicht Sauerstoff genug enthalten, um alle Kohle zu verbrennen, als poröse Masse zurück und bildet auch den schwarzen Rückstand bei allmäliger Zersetzung organischer Körper. Die großen Ablagerungen von Kohle, welche sich in verschiedenen Theilen der Erdrinde befinden, verdanken solchen Zersetzungsprocessen ihre Entstehung. Dagegen ist der organische Ursprung bei dem Graphit, welcher ein wenig Eisen enthält, und dem Diamant, welcher chemisch reiner krystallisirter Kohlenstoff ist, nicht nachgewiesen und nicht einmal wahrscheinlich. Die Kohle zeigt sehr verschiedene Eigenschaften je nach ihrer Gewinnungsart. Die durch Verkohlung organischer Körper im Großen erhaltene Kohle ist nie reiner Kohlenstoff, sondern enthält stets noch Reste von Sauerstoff- und Wasserstoffverbindungen, wie die Holzkohle, von Kohlenwasserstoffen, wie die Steinkohle, und von Stickstoffverbindungen und phosphorsaurem Kalk, wie die Thierkohle und Knochenkohle. Die Holzkohle ist die poröseste und zeigt noch die Structur des Holzes, aus dem sie entstanden ist. Am reinsten erhält man diese Form der Kohle durch Verkohlung von reinem Zucker (Zuckerkohle), oder durch Verbrennung von Öl und Sammlung des Rußes (Lampenschwarz, Tusche; in weniger reiner Form Kienruß). Durch starkes Ausglühen in fast vollständig verschlossenen Gefäßen, nach vorgängiger Behandlung mit Säuren kann man alle diese Formen der Kohle reinigen. Sie stellen dann ein schwarzes, nach langem Glühen zuweilen zu ziemlich harten Stücken zusammengebackenes, völlig amorphes, glanzloses Pulver dar, welches auf keine Weise künstlich zum Krystallisiren zu bringen ist, da es sich in Nichts auflöst. Die zweite Form des Kohlenstoffs ist die stahlgraue, rhomboëdrisch-krystallinische, welche sowol der natürliche Graphit, als der in den Eisenhohöfen in Folge der großen Erhitzung des Kohlenstoffs sich in Ritzen absetzende, auch im Innern des Gußeisens nicht selten ausscheidende künstliche Graphit zeigt; das specifische Gewicht des Graphits ist 2,5. Die dritte Form endlich ist die farblose, wasserhelle, octaëdrisch krystallisirte, stark lichtbrechende, von 3,5 specifischem Gewicht, der Diamant (s. d.). Es ist nicht möglich gewesen, eine Überführung des Kohlenstoffs aus einem dieser Zustände in den andern künstlich zu bewirken. Allen Formen gemeinschaftlich ist die Unauflöslichkeit in allen Auflösungsmitteln ohne Ausnahme und die Verbrennlichkeit. Letztere ist allerdings um so bedeutender, je lockerer die Aggregation ist, daher sie am Diamant erst ziemlich spät nachgewiesen wurde. Man weiß aber jetzt, daß Diamant bei mäßiger Glühhitze in einem Strome von Sauerstoffgas vollständig verbrennt. Wenn Kohle verbrennt, so bilden sich zwei gasförmige Verbindungen mit Sauerstoffgas; die erste, das Kohlenoxydgas, entsteht nur bei nicht völlig zureichendem Luftzutritt und geht beim Anzünden an der Luft durch Verbrennung mit schwachblauer Flamme in die zweite über. Dem Kohlenoxyd sind zum Theil die Erstickungszufälle durch Kohlensäure zuzuschreiben; von dem Gehalte an Kohlenoxyd hängt es auch ab, daß die aus Hohöfen entweichenden Gase noch brennbar sind und sich zum Theil von selbst an der Luft entzünden (Gichtflamme) und daß man von der dabei entwickelten Hitze noch manche nützliche Anwendung machen kann. Das zweite gasförmige Oxyd der Kohle, welches sich stets bei vollständiger Verbrennung bildet, ist die Kohlensäure (s. d.).

Die Anwendung der Kohle anlangend, so ist die Benutzung der Diamanten als Schmuck, zu optischen Linsen, zum Glasschneiden u. s. w. bekannt, ebenso die Anwendung des Graphits zu Schmelztiegeln und zu Bleistiften. Die gewöhnlichen Formen der Kohle dienen als Brennmaterial, wobei sie vor dem unverkohlten Holze den Vortheil haben, frei von Wasser und von andern flüchtigen, durch ihre Verflüchtigung Wärme absorbirenden Bestandtheilen zu sein; sie sind dabei im Allgemeinen um so wirksamer, je dichter sie sind, erfodern aber auch einen um so intensivern Luftstrom zur vollständigen Verbrennung. Au-

ßerdem ist der Gehalt der Kohlen an Asche und die Fähigkeit dieser Asche zu schmelzen oder nicht, von großem Einfluß auf die Anwendbarkeit als Brennmaterial. Man verkohlt gegenwärtig nicht blos Holz im Großen zu diesem Zwecke (s. Verkohlung), sondern auch Torf (s. d.) und Steinkohlen (s. d.), welche letztere durch Erhitzung von schwefligen und flüchtigen Theilen befreit und in Koaks verwandelt werden. Eine von flüchtigen Bestandtheilen freie Kohle brennt nie mehr mit Flamme, sondern blos mit intensivem Glühen; wo daher eine mehr oder minder lange Flamme in der Absicht liegt, oder nicht schadet, da sind die rohen Brennmaterialien den verkohlten vorzuziehen. (S. Verbrennung.) Nächst ihrer Verbrennlichkeit hat aber die Kohle in ihrer porösen Form eine äußerst wichtige Eigenschaft, die Fähigkeit, aus Auflösungen, welche mit Kohle gekocht oder durch Schichten gröblich pulverisirter Kohle filtrirt werden, färbende und riechende Stoffe, sowie die meisten Metallsalze zu entfernen. Darauf gründet sich die Anwendung der Kohle als Entfuselungsmittel des Branntweins, Entfärbungsmittel der Zuckersyrupe u. s. w. Holzkohle und thierische Kohle stehen sich hierin ziemlich gleich, nur erlangt die letztere durch den Gehalt an phosphorsaurem Kalk einen gewissen Vorzug als Entfärbungsmittel. Man wendet daher in den Zuckerfabriken nur Knochenkohle an, zum Entfuseln der Branntweine dagegen Holzkohle. Dieselbe Quantität Kohle kann natürlich nur eine gewisse Zeit zu Erreichung des Zwecks dienen, weil sie sich mit den aufgenommenen Stoffen sättigt; man ist aber im Stande, solche untauglich gewordene Kohle wieder tauglich zu machen, wenn man sie auswäscht, trocknet und kurze Zeit auf glühenden Eisenplatten erhitzt. Durch diese sogenannte Wiederbelebung der Kohle ist die Consumtion der Zuckerfabriken an diesem ziemlich kostspieligen Artikel sehr vermindert worden. Die Kohle absorbirt aber nicht allein aufgelöste Stoffe, sondern auch Gasarten und verdichtet dieselben in ihren Zwischenräumen so bedeutend, daß dadurch Veranlassung zu Temperaturerhöhung gegeben wird, die zuweilen bis zur Entzündung steigen kann. Die nicht seltenen Selbstentzündungen von Kohlenhaufen haben hierin ihren Grund. Man kann dieser Fähigkeit wegen grob gepulverte Kohle auch zur Absorption riechender Dämpfe benutzen.

Kohlensäure oder Fixe Luft heißt die gasförmige Verbindung des Kohlenstoffs mit Sauerstoff, welche sich allemal bildet, wenn Kohle vollständig verbrennt, sei dies direct oder durch Verpuffung mit Salpeter u. s. w.; sie entwickelt sich in vulkanischen Gegenden zuweilen aus Spalten der Erde, z. B. in der Hundsgrotte (s. d.) bei Neapel, ist in großer Menge in gewissen moussirenden Mineralwässern, den sogenannten Säuerlingen, aufgelöst, bildet sich bei der Gährung zuckerhaltiger Flüssigkeiten und bewirkt, wenn sie in Flüssigkeiten zurückgehalten wird, das sogenannte Moussiren derselben. Sie ist in Verbindung mit Alkalien, Erden und Metalloxyden, besonders in Verbindung mit Kalk in den verschiedenen Formen des natürlichen kohlensauren Kalks in der größten Menge in der festen Erdrinde vorhanden. Um sie rein darzustellen, bedient man sich am besten des natürlichen kohlensauren Kalks (der Kreide oder des Marmors), welche man mit Salzsäure oder Schwefelsäure übergießt, um die Kohlensäure auszutreiben. Sie ist ein farbloses, stechend riechendes, säuerlich schmeckendes Gas, 1½mal so schwer als atmosphärische Luft, daher sie in allen Räumen, wo sie sich ansammelt, dies vom Boden aus thut, wie denn z. B. in der Hundsgrotte ein aufrecht stehender Mensch nichts bemerkt, ein Hund aber erstickt; daher die Gefahr des Fallens in Gährbottiche u. s. w. Das Gas löst sich in Wasser auf, und zwar nimmt das Wasser stets so vielmal sein eigenes Volumen Kohlensäure auf, als der Druck der Atmosphäre beträgt. Daher die Säuerlinge sich in der Tiefe unter einem bedeutenden Drucke mit einem Übermaße des Gases beladen, der dann an der Luft unter vermindertem Drucke in Blasen entweicht. Künstliche Mineralwässer können daher nur dargestellt werden, indem man unter sehr hohem Drucke in starken Gefäßen das Wasser mit Kohlensäure sättigt. Moussirende Getränke läßt man in verschlossenen Gefäßen gähren, welche dem 5—6fachen Atmosphärendrucke widerstehen können. Die Auflösungen der Kohlensäure verhalten sich in Geschmack und sonst als eine schwache Säure und sättigen daher Alkalien. Doch wird die Kohlensäure aus ihren Salzen durch fast alle andern Säuren unter Aufbrausen in Gasgestalt wieder ausgetrieben. Dies ist auch das beste Erkennungsmittel kohlensaurer Salze. Unter sehr starkem Drucke, etwa 30 Atmosphären, und mit Unterstützung künstlicher

Kälte verwandelt sich das Kohlensäuregas auch ohne Wasser in eine farblose Flüssigkeit (comprimirte Kohlensäure), welche natürlich nur in festen Gefäßen und bei niederer Temperatur als solche bestehen kann, bei jeder Erwärmung und bei Wegnahme des Drucks aber äußerst schnell unter starker Kälteentwickelung wieder zu Gas wird. Die dabei entwickelte Kälte ist so groß, daß, wenn man flüssige Kohlensäure in einem dünnen Strahle in einen Glasballon spritzt, derselbe sich mit weißen, dem Schnee ganz ähnlichen Flocken erfüllt, die nichts Anderes sind, als fest gewordene Kohlensäure. In dieser festen Kohlensäure ist die Cohäsion so stark, daß dieselbe sehr ruhig und viel langsamer verdampft, als die flüssige Kohlensäure, wobei sie auf der Hand ein brennendes Gefühl erzeugt. Ein Gemisch solcher fester Kohlensäure mit Äther gibt die größten künstlichen Kältegrade, die man kennt. Thilorier hat diese Eigenschaften der Kohlensäure entdeckt und Natterer in Wien neuerdings die Darstellung der festen Kohlensäure sehr vereinfacht. Man kann sich der flüssigen Kohlensäure als thermometrischer Substanz für sehr niedere Temperatur bedienen, hat auch schon an die mechanische Benutzung ihrer Expansionskraft gedacht; doch sind dazu so feste Gefäße nöthig, daß daran bis jetzt größere Versuche gescheitert sind. Das Kohlensäuregas kann das Athmen nicht unterhalten und wirkt erstickend. Im Magen dagegen äußert es beruhigende, krampfstillende Wirkungen und wird bekanntlich in Form der Auflösung in Mineralwässern (natürlichen und künstlichen) als kühlendes, beruhigendes Mittel theils diätetisch, theils wirklich medicinisch in vielfachen, besonders chronischen Krankheitszuständen der Organe der Brust und des Unterleibes vielfach angewendet. Im Übrigen kann das in diesem Falle oft nur durch Verbrennung von Kohlen entwickelte Kohlensäuregas technisch zu Darstellung kohlensaurer Salze, Abscheidung von Kalk und andern Basen, die mit Kohlensäure unlösliche Salze bilden, u. s. w. dienen. Arbeiten mit Stoffen, welche der Einwirkung des Sauerstoffs entzogen werden müssen, pflegen die Chemiker in mit Kohlensäure gefüllten Apparaten vorzunehmen.

Köhler (Joh. Dav.), ein verdienter Historiker, Geograph und Numismatiker, geb. zu Kolditz am 18. Jan. 1684, besuchte die Fürstenschule zu Meißen, studirte in Wittenberg und habilitirte sich 1706 in Helmstädt, wo er 1710 Professor der Logik wurde, 1714 aber die Professur der Geschichte erhielt. Im J. 1735 folgte er dem Rufe für die gleiche Professur nach Göttingen, wo er am 10. März 1755 starb. Er hatte sehr ausgebreitete und gründliche Geschichtskenntnisse und war ein fleißiger Schriftsteller. Insbesondere machte er sich verdient durch seine „Deutsche Reichshistorie" (Nürnb. 1730; neue Aufl., 1767), sowie um die Geographie, die er zuerst mit der Geschichte verband, durch seine „Einleitung in die alte und mittlere Geographie" (3 Thle., Nürnb. 1745) und um die Münzkunde durch seine „Historischen Münzbelustigungen" (22 Thle., Nürnb. 1729—64).

Köhlerglaube oder blinder Glaube heißt im Gegensatze des wahren, vernünftigen Glaubens die religiöse Überzeugung der geistig Beschränktesten, die weiter keinen Grund hat als das Zeugniß eines Andern.

Kohlhaas (Michael), ein Roßkamm aus der Altmark, geb. 1521, der, da er gegen ungerechte Behandlung kein Recht zu finden vermochte, sich dasselbe selbst verschaffte, freilich aber auch nun weiter ging, als recht war. Als er einst mit seinen Pferden auf die leipziger Messe ziehen wollte, wurde er von den Leuten des Junkers Tronka wegen Mangels an Ausweis aufgehalten, nach der Tronkaburg gebracht und hier durch den Junker und dessen Genossen ohne alles Gehör genöthigt, zwei seiner schönsten Pferde nebst einem Knecht zurückzulassen. Dies hätte nun weiter nichts zu bedeuten gehabt; allein der Junker ließ die Pferde zu den schwersten Arbeiten gebrauchen und halb verhungern, den Knecht aber zum Thor hinauswerfen. Kaum hatte K. solches erfahren, als er nach der Tronkaburg zurückkehrte, um sich von der Wahrheit zu überzeugen, wobei er nur Schimpf und Hohn erntete. Sofort reichte er nun eine Klage gegen den Junker in Sachsen ein, und da hier mächtige Verwandte des Junkers die Sache zu unterdrücken wußten, beim Kurfürsten von Brandenburg, wo aber die Sache wieder in die Hände von Tronka's Schwager kam und ebenso wenig Erfolg hatte. Empört darüber, kein Recht finden zu können, verkaufte nun K. seine Besitzungen und ließ dem Junker einen Absagebrief zugehen. Mit geworbenen Leuten nahm er dessen Burg und brannte sie nieder; nur durch einen Zufall entging ihm der Junker, auf dessen

Gefangennehmung er es ganz eigentlich abgesehen hatte. Hierauf sengte und brennte er in Wittenberg, wohin sich Tronka zunächst geflüchtet, Dresden, Leipzig und anderwärts, bis Luther ihn in einem Briefe auf das Unrecht seiner Handlungsweise mit kräftigen Worten aufmerksam machte, worauf er seine Leute entließ und von Lützen aus, wo er im dasigen Schlosse damals Residenz hielt, sich zu Luther nach Wittenberg begab. Unter kurfürstlichem Geleit ging er nun nach Dresden; doch man hielt ihm nicht das Geleit, machte ihm den Proceß und schon sollte er hingerichtet werden, als sein Landesherr, der Kurfürst von Brandenburg, seine Auslieferung verlangte. Letzterer schaffte ihm nun volles Recht gegen den Junker; nachdem aber Solches geschehen, wurde ihm auf kaiserliche Requisition der Proceß wegen Landfriedensbruch gemacht und er zu Potsdam enthauptet.

Kohlrausch (Heinr. Friedr. Theod.), Oberschulrath und Generalinspector der gelehrten Schulen in Hannover, geb. am 15. Nov. 1780 zu Landolfshausen bei Göttingen, studirte in Göttingen Theologie und trat 1802 als Hofmeister in das Haus des dän. Gesandten zu Berlin, des Grafen Baudissin. Hier hörte er nebenbei Vorlesungen bei Fichte und A. W. von Schlegel und hielt sich dann 1805—10 mit seinem Zöglinge, dem Grafen Wolf Baudissin, der später durch seine Theilnahme an der von Tieck herausgegebenen Übersetzung Shakspeare's bekannt geworden ist, auf den Universitäten zu Kiel, Heidelberg und Göttingen auf. Nach Auflösung dieses Verhältnisses wurde K. 1810 Vorsteher einer Erziehungsanstalt zu Barmen bei Elberfeld und 1814 Lehrer am Gymnasium zu Düsseldorf. Diese Zeit war auch die Zeit seiner hauptsächlichsten schriftstellerischen Thätigkeit. Damals schrieb er „Die Geschichte und Lehre der Heiligen Schrift“ (19. Aufl., Halle 1841) und das dazu gehörige „Handbuch für Lehrer höherer Schulen beim Gebrauch der Geschichte u. s. w.“ (Halle 1811; 3. Aufl., 1820), sowie die „Anleitung für Volksschullehrer u. s. w.“ (4. Aufl., Halle 1837); ferner seine geschichtlichen Werke „Die deutsche Geschichte“ (Elberf. 1816; 12. Aufl., Lpz. 1843 – 44), ein durch übersichtliche Darstellung und edle Popularität ausgezeichnetes Buch; „Chronologischer Abriß der Weltgeschichte“ (12. Aufl., Lpz. 1841); „Kurze Darstellung der deutschen Geschichte“ (5. Aufl., Elberf. 1843) und die „Bemerkungen über die Stufenfolge des historischen Unterrichts“ (Halle 1818). Von Düsseldorf kam er 1818 als Rath in das Consistorium und Provinzial-Schulcollegium zu Münster, wo er höchst segensreich wirkte, bis er 1830 dem Rufe nach Hannover als Chef des neuerrichteten Oberschulcollegiums folgte, wo er nun abermals, wie in Westfalen, das höhere Unterrichtswesen neu zu organisiren hatte, was ihm auch in glänzend anerkannter Weise gelungen ist. In neuester Zeit übernahm er die Lebensbeschreibungen zu den „Bildnissen der deutschen Könige und Kaiser“ (Abth. 1, Hamb. 1844).

Kojen, auf Kauffahrern die sechs Fuß langen und etwa zwei Fuß breiten, in zwei Reihen nebeneinander befindlichen Räume, in welchen die Mannschaft schläft; auf Kriegsschiffen geschieht dieses in Hängematten (s. d.).

Kokorinow (Alex. Philippowitsch), geb. in Sibirien am 29. Juli 1729, einer der berühmtesten Schüler des unter Peter dem Großen nach Rußland berufenen Rastrelli, erwarb sich im Fache der Architektur einen bedeutenden Namen und leitete selbst den Bau der petersburger Akademie der Künste, zu deren erstem Director er später erhoben wurde und zu deren Fortschreiten er wesentlich beitrug. Er dirigirte persönlich die Classe für Architekten, bildete mehre treffliche Zöglinge, von denen wir besonders auf den im Fache der Architektur so ausgezeichneten Bashenow verweisen, der später seines Lehrers Stelle an der Akademie bis 1799 bekleidete, und starb zu Petersburg 1771.

Kola, im russ. Gouvernement Archangelsk, in rauher, wilder Gegend, die nördlichste Stadt des europ. Rußlands und nach Wardöe in Norwegen die nördlichste Stadt Europas, liegt zwischen der Kola und ihrem Nebenfluß, der Tuloma, unfern ihres Einflusses ins nördliche Eismeer, und hat einen sichern und geräumigen Hafen, den Katharinenhafen. Sie ist der Hauptort des altruss. Lapplands und enthält unter ihren etwa 800 E. außer den Russen auch viele Lappen und einige Finnen, die sich vom Walroß-, Kabeljau- und Walfischfang nähren. — Kola heißt auch die ganze große Halbinsel, die zwischen dem Eismeer, dem Weißen Meer und dem Kandalaskischen Busen sich ausdehnt und in deren nordwestlichem Theile jene vorgenannte Stadt liegt.

Kolänis hieß die Artemis in einem Tempel der attischen Landgemeinde Myrrhinus, nach einem alten König Kolänos, der jenen Tempel noch vor Cekrops erbaut haben soll.

Kolaxes, Sohn des Zeus und einer Schlangennymphe, war König der Bisalter, welche zum Zeichen seiner Herkunft das Bild des Blitzes auf ihren Schilden führten.

Kolbe (Karl Wilh.), bekannt als Künstler und Schriftsteller, geb. zu Berlin am 20. Nov. 1757, wurde auf dem franz. Gymnasium seiner Vaterstadt gebildet, erhielt hierauf eine Lehrerstelle an dem Philanthropin zu Dessau, gab dieselbe aber bald wieder auf und lebte dann abwechselnd meist hier und in Berlin, wo er sich, von seinem Verwandten Chodowiecki aufgemuntert, seiner frühern Lieblingsbeschäftigung, der Zeichenkunst, vorzugsweise widmete und unter Weil's Leitung so gute Fortschritte machte, daß er zuletzt als Lehrer dieser Kunst an der Hauptschule zu Dessau angestellt wurde. Hier starb er am 13. Jan. 1835. Namentlich erlangte er, und zwar ohne fremde Anleitung, in der sichern Handhabung der Radirnadel eine große Fertigkeit, und noch jetzt werden seine Arbeiten nach Geßner'schen Aquarellzeichnungen und seine zahlreichen, besonders landschaftlichen Blätter nach eigenen Skizzen zu dem Besten gezählt, was in der Ätzkunst in neuester Zeit geleistet worden ist. Seine literarische Thätigkeit erstreckte sich auf eine sorgfältige Vergleichung der lat. und franz. Sprache mit der deutschen in Hinsicht auf Reichthum und Wohlklang, wobei er mit großer Liebe und Begeisterung den Werth der letztern hervorzuheben und der einreißenden Ausländerei kräftig entgegenzutreten suchte. Hierher gehören seine geschätzten Schriften „Über den Wortreichthum der deutschen und franz. Sprache und beider Anlage zur Poesie" (2 Bde., Berl. 1806; 2. Aufl., 3 Bde., 1818—20); ferner „Über Wortmengerei", als Anhang zur vorigen Schrift (Berl. 1809; 3. Aufl., 1823), und „Noch ein Wort über Sprachreinheit gegen K. Reinhard" (Berl. 1815), sowie „Beleuchtung einiger öffentlich ausgesprochenen Urtheile über und gegen Sprachreinheit" (Deff. 1818). Vgl. K.'s Selbstbiographie „Mein Lebenslauf und mein Wirken im Fache der Sprache und Kunst" (Berl. 1825).

Kolbe (Karl Wilh.), ordentlicher Professor an der Akademie der Künste zu Berlin, der Neffe des Vorigen, geb. zu Berlin 1781, der Sohn eines Goldstickers, machte seine Studien unter Chodowiecki auf der dasigen Akademie, und erhielt für seine erste große historische Composition „Froben's Tod in der Schlacht bei Fehrbellin", eine Kreidezeichnung, 1796 den Preis bei der Akademie. In der Ölmalerei bildete er sich nach den niederländ. Meistern. Im J. 1806 malte er das große Bild, welches Albrecht Achilles darstellt, wie er bei Nürnberg eine Fahne erobert. Am meisten zeichnet er sich indeß in der romantischen Idylle aus. Unter seinen historischen Bildern erwähnen wir die Himmelfahrt Christi für die Schloßkirche zu Potsdam (1816) und die Schlacht Otto's des Großen gegen die Hunnen am Lechfelde (1834); ferner die Cartons zu Gemälden im Concertsaale des Schauspielhauses zu Berlin, von denen er, neben mehren kleinern, die heil. Cäcilia selbst ausführte. Ein dauerndes Andenken sichern ihm die neuen Glasfenster im Schlosse zu Marienburg, zu welchen er sowol die Cartons wie die Farbenskizzen arbeitete und die er im Auftrage des Prinzen Friedrich von Preußen als Ölgemälde ausführte. Er wurde 1815 Mitglied der Akademie der Künste zu Berlin, 1819 Professor und 1830 ordentlicher Professor an derselben. Unter seinen Schülern erwähnen wir die Historienmaler Bouterwek und Stielke, die Idyllenmaler Eckel und Grothe und den Landschafter Langheim.

Kolberg, Stadt, Festung und Hafen im Regierungsbezirke Köslin, der preuß. Provinz Pommern, mit etwa 7000 E., liegt an der Persante, eine halbe Stunde vom Meere, auf einem Hügel, von Morästen umgeben. Die breiten Gräben können durch die Persante mit Wasser gefüllt und die umliegenden Niederungen unter Wasser gesetzt werden. Der Hafen an der Ostsee, welcher den Namen Münde führt, und die Maikuhle sind befestigt. Auf dem Hohenberge, einer Anhöhe, welche die Festung, obgleich in einer bedeutenden Entfernung, beherrscht, liegt ein schwaches Fort, andere isolirte Werke ziehen sich rings um die Stadt. Sie sind, wie der Hauptwall, meist von Erde aufgeworfen und nur wenige enthalten Kasematten. Das Meiste hat die Natur für diesen Vertheidigungspunkt gethan, der mehr als Landungsplatz bei einer Diversion denn als Schutzwehr für das Land wichtig ist. Die Stadt hat drei Vorstädte, fünf Kirchen, darunter die 1316 vollendete Marienkirche, ein freiweltliches Nonnenkloster, Seehandel und einträgliche Fischerei, eine vortreff-

liche Wasserkunst, welche die Stadt mittels Röhren mit gutem Trinkwasser versieht, und ein bedeutendes Salzwerk, das einzige, das dem preuß. Staate nach dem Tilsiter Frieden übrig blieb. K. ist eine sehr alte Stadt; bereits im 10. Jahrh. wurde sie der Sitz eines Bischofs, was sie aber nicht lange blieb; das Domcapitel daselbst wurde erst 1810 aufgehoben. Sie war vormals die Hauptstadt des Herzogthums Kassuben und dann seit 1277, wo sie von dem Herzoge von Pommern an das Stift Kamin abgetreten wurde, der ansehnlichste Ort des Fürstenthums Kamin, mit dem sie 1648 an Brandenburg kam. Sie wurde 1102 von dem Herzoge Boleslaw von Polen vergebens belagert; im Dreißigjährigen Kriege aber nach langer Belagerung 1631 von den Schweden genommen. Große Drangsale hatte sie im Siebenjährigen Kriege zu leiden; nachdem sie 1758 der General Palmbach 19 Tage lang mit 10000 M. vergebens belagert hatte, wurde sie 1760 wieder durch 27 russ. und schwed. Kriegsschiffe und 15000 M. zu Lande belagert, indeß am 18. Sept. durch General Werner entsetzt, worauf 1761 Romanzow mit 55 Schiffen und einem bedeutenden Corps vor der Stadt erschien, die er aber nur nach heftigem Bombardement und viermonatlicher Belagerung durch Hungersnoth endlich am 16. Dec. zur Capitulation zwingen konnte. Ebenso tapfer wurde K. 1807 vertheidigt. Zwar ließ sich der alte schwache Oberst Loucadou, welcher anfangs befehligte, am 13. März die Schanze auf dem Hohenberge, sowie einen Theil der Stadt nehmen; allein die Ausfälle Schill's, der in der Maikuhle sich verschanzt hatte, und die Thätigkeit des braven Bürgers Nettelbeck (s. d.) innerhalb der Stadt machten immer einen Theil seiner Fehler wieder gut, bis der König dem Oberst Gneisenau (s. d.) am 29. Apr. an Loucadou's Stelle das Commando übertrug, der nun die Vertheidigung in ganz andrer Weise begann. Er ließ sofort die wichtigen Schanzen im sogenannten Bullenwinkel wieder nehmen, machte dem Feinde jeden Schritt streitig und hielt durch diese tapfere Gegenwehr die Festung so lange, bis die Nachricht vom Tilsiter Frieden dem blutigen Kampf ein Ende machte. Die Stadt war von 18000 Franzosen und rhein. und ital. Bundestruppen, in deren Commando Feulié, Loison und Mortier sich ablösten, belagert und seit dem 28. Apr. fast unausgesetzt beschossen worden; 185 Häuser, darunter das Rathhaus, waren in Flammen aufgegangen, die 6000 M. starke Besatzung hatte über 400 M. an Todten verloren und beinahe 1100 Verwundete. Dem Militair leisteten die Bürger unter des 70jährigen Nettelbecks Vorgange mit seltenem Eifer die tapferste Mithülfe; sie bildeten aus ihrer Mitte Compagnien, die trotz aller Gefahren den Dienst in den Werken verrichteten und mit unerschrockener Thätigkeit trotz alles Granatenregens den ausbrechenden Feuern Einhalt thaten. Der König von Preußen vereinigte später die Besatzung unter Ein Regiment, den Bürgern aber erließ er den Antheil an den Kriegssteuern.

Kolchis, eine an Wein und Früchten reiche Landschaft Asiens, an der Ostküste des Pontus Euxinus oder Schwarzen Meeres gelegen, die jetzige russ. Provinz Imerethien mit den Districten Mingrelien und Gurien, war im frühesten Alterthume berühmt als das Vaterland der Medea (s. d.) und das Ziel der Argonauten (s. d.), wurde aber den Griechen erst durch die von den Milesiern dort gegründeten Colonien bekannter. Früher hatten die Kolchier ihre eigenen Könige; später kamen sie unter die Herrschaft des pontischen Königs Mithridates (s. d.); zuletzt erhielten sie wieder eigene Fürsten, die in der Kaiserzeit von den Römern abhingen und an diese bestimmte Abgaben entrichten mußten. Die bedeutendste Stadt war Dioskurias, später Sebastopolis genannt, das jetzige Isgaur, der Hauptstrom der Phasis (s. d.).

Kolettis (Joh.), General und Präsident des gegenwärtigen Ministeriums in Griechenland, wurde 1797 zu Syrakos, einer kleinen Stadt bei Janina, geboren und studirte in Italien die Arzneiwissenschaft, die er dann in seiner Heimat ausübte. Am Hofe des Ali-Pascha von Janina kam er mit den vorragendsten Persönlichkeiten Albaniens, wo damals eine große Gährung herrschte, in Verbindung, wurde zeitig ein thätiges Mitglied der Hetairie und dadurch 1821 einer der Beförderer der Unabhängigkeit Griechenlands. Da aber die Insurgenten in Albanien sich nicht behaupten konnten, so begab er sich nach Morea, um daselbst eine Centralregierung gründen zu helfen. Am 1. Jan. 1822 unterzeichnete er als Abgeordneter die Unabhängigkeitserklärung und die Verfassung von Epidaurus, zu deren Verfassern er mit gehört. Zu gleicher Zeit wurde er zum Minister des Innern und

einstweilig zu dem des Kriegs ernannt; später Eparch von Euböa und 1824 Mitglied der executiven Gewalt. Gegen Ende des J. 1826 und zu Anfang des J. 1827 ruhte nächst Karaiskakis (s. d.) hauptsächlich auf ihm die Last der Kriegführung in Ostgriechenland; dann wirkte er sehr thätig zum Zustandekommen der Nationalversammlung von Trözene mit, in der J. Kapodistrias (s. d.) zum Präsidenten Griechenlands erwählt wurde, der ihn zum Mitglied des Panhellenions ernannte und mit der Organisirung der unregelmäßigen Truppen von Rumelien beauftragte. Während der letzten Zeit der Kapodistrias'schen Verwaltung gehörte K. als Senator zur Opposition. Nach der Ermordung Kapodistrias' wurde er vom Senate zum Mitgliede der provisorischen, außer ihm noch aus Kolokotronis (s. d.) und Augustin Kapodistrias (s. d.) bestehenden Regierung ernannt. Jedoch gegen Ende des J. 1831 erklärte er sich für die Sache der rumeliotischen Oppositionspartei, durch die er 1832 nach Augustin Kapodistrias' Abdankung zum Mitgliede der aus Männern von beiden Parteien gewählten Regierungscommission ernannt wurde, welche bis zur Ankunft der bair. Regentschaft die Regierung Griechenlands führte. K. wurde sodann vom König Otto zum Marineminister und später zum Minister des Innern und Präsidenten des Ministerraths ernannt; 1835 ging er als griech. Gesandter nach Paris, von wo ihn erst die Ereignisse des J. 1844 abriefen, die ihn an die Spitze des am 18. Aug. 1844 ernannten Ministeriums stellten. (S. Griechenland.) K. gilt allgemein ebenso für einen der talentvollsten, wie der redlichsten und wohlmeinendsten Staatsmänner Griechenlands, und hat sich in seiner ganzen politischen Laufbahn nicht minder durch Festigkeit und Entschiedenheit, als durch weise Mäßigung ausgezeichnet; er ist das Haupt der sogenannten franz. oder eigentlich nationalen Partei, der es nur um Griechenland selbst zu thun ist, und die nur deshalb die franz. genannt wird, weil Frankreich, das den meisten Vortheil in der innern Kräftigung Griechenlands findet, dieser Partei immer die kräftigste Unterstützung geliehen hat.

Kolibri, eine Gattung Vögel aus der Familie der Blumensauger, sind ihrer Kleinheit und herrlichen Färbung wegen seit langer Zeit bekannt. Sie zogen schon die Aufmerksamkeit der ersten Entdecker Amerikas auf sich, und liefern zu dem Bilde einer reichen Tropennatur einen ebenso überraschenden Zug wie die Papagaien, die Palmen und die reichblühenden Schlingpflanzen. Wenige von ihnen messen mehr als drei Zoll in der Länge; der Körper der kleinsten Arten ist sogar kaum ein Drittheil so groß. Dennoch ist ihr Flug so schnell, daß man sie im Vorüberschießen wol bemerkt, aber nicht mit Deutlichkeit unterscheidet. Um geöffnete Blumen schwirren sie im Kreise oder schweben über ihnen, großen Schmetterlingen vergleichbar, und setzen diese Bewegungen fort ohne zu ermüden, so lange die Sonne unverhüllt herabscheint. So klein sie sind, so viel Leidenschaft entwickeln sie, denn nicht nur sind sie unter sich häufig in Kämpfen begriffen, welchen man mit dem Auge zu folgen umsonst sich bestrebt, sondern sie vertheidigen auch mit vielem Muthe sich und ihre Jungen gegen weit größere Vögel. Noch immer ist es nicht entschieden, ob der Honig oder die kleinen Insekten, die sich in röhrenförmigen Blumenkronen finden, ihre eigentliche Nahrung ausmachen, die sie mittels eines sehr langen und dünnen Schnabels und einer Zunge zu erlangen wissen, die vorn in zwei feine Fäden gespalten und vorstreckbar ist. Sie gehören nur Amerika an, denn verwandte, aber stets größere, wenn auch sehr prachtvolle Vögel der östlichen Halbkugel sind zu den Honigsaugern und ähnlichen Gattungen zu rechnen. Nicht alle sind tropisch, denn der gemeine Kolibri kommt im Sommer sogar in Canada vor, und zwei Arten fand man an der Magalhaensstraße. Ihre Nester sind sehr sorgfältig aus Pflanzenwolle verfertigt und außen gewöhnlich mit Stückchen von Baumflechten oder Moos tapezirt; die Eier, gewöhnlich nur zwei in jedem Neste, sind kleiner als eine Erbse, kuglich und weiß. Man kennt sehr viele Arten; die Grundfarbe ihres Gefieders ist zwar meist grün oder grau, allein fast immer gesellt sich ein spiegelnder Metallglanz hinzu, der an einzelnen Stellen polirten Goldflächen, dem Rubin oder andern Edelsteinen an Feuer nichts nachgibt. Lebendig hat man sie bereits nach England gebracht; Bälge, die ausgestopft als Zimmerzierrath dienen, erhält man zumal aus Brasilien in großen Mengen. Abgebildet sind viele Arten in dem Prachtwerke von C. P. Lesson „Histoire naturelle des oiseaux mouches et des colibris" (Par. 1829 fg.).

Kolik (colica) bedeutet eigentlich einen Schmerz im Grimmdarme (s. Darm), wird jedoch im gemeinen Leben fast für jeden Schmerz im Unterleibe gebraucht. Die Pathologie bezeichnet mit diesem Ausdrucke einen heftigen, periodisch wiederkehrenden Schmerz im Unterleibe, welcher von verschiedenen Ursachen ausgehend, fast immer mit denselben Nebensymptomen auftritt und verschiedene Krankheitsformen darstellt. Die eigenthümlichsten davon sind die Krampfkolik (colica spasmodica s. nervosa), welche als reiner Nervenzufall nervenschwache und nervenkranke Personen befällt, die Windkolik (c. flatulenta), welche bei Personen mit schwacher Verdauung nach Indigestionen vorkommt, die Bleikolik oder Malerkolik (c. saturnina s. metallica s. pictorum), welche durch eine langsame Bleivergiftung bei Berg- und Hüttenleuten, Farbenreibern, Töpfern, Zinngießern u. s. w. oder nach lange fortgesetztem Genusse von Speisen und Getränken, welche Bleitheile enthalten, entsteht, und die Ciderkolik oder Kolik von Poitou (c. Pictonum s. Pictavorum), welche endemisch in den Gegenden herrscht, wo viel Äpfelwein, Most und junge, säuerliche Weine getrunken werden.

Kollár (Johann), einer der vorzüglichsten slowakischen Dichter, Sprach- und Geschichtforscher, geb. 1793 zu Moschowze im Thurotzer Comitat in Ungarn, studirte seit 1817 in Jena Theologie, und wurde bereits 1819 slowakischer Prediger der neubegründeten evangelischen Gemeinde in Pesth, wo er nicht nur als Seelsorger, sondern auch für Verbesserung der Schulen seines Kirchspiels ungeachtet der Schwierigkeiten, die hier zu besiegen waren, sehr wohlthätig wirkte. Sehr frühzeitig trat er als Dichter auf; zuerst erschien eine Sammlung seiner kleinern Lieder und Gedichte unter dem Titel „Basne" (Prag 1821), der dann sein berühmtes Gedicht „Slawy dcera" (Ofen 1824; 3. verm. Aufl., 2 Bde., Pesth 1832) folgte. Neuerdings erwarb er sich ein großes Verdienst durch seine Sammlung slowak. Volkslieder „Narodnie Zpiewanky" (2 Bde., Ofen). Von seinen übrigen Arbeiten erwähnen wir die Schrift über die Vorzüge des slaw. Volks „Dobre wlasnosti narodu slowanskeho" (Pesth 1822), das ebenfalls in slowak. Sprache abgefaßte Werk „Über die Namen und Alterthümer des slawischen Volkes und dessen Verzweigungen" (Ofen 1830), sein „Slowak. Lesebuch" (Pesth 1830) und seine Predigtsammlung „Kazne" (Pesth 1831).

Kölle (Friedr. von), würtemberg. Geh. Legationsrath, geb. zu Stuttgart am 11. Febr. 1781, erhielt den ersten Unterricht zu Tübingen, wo sein Vater erster Bürgermeister war, besuchte 1795—97 das Gymnasium zu Stuttgart und studirte dann zu Tübingen und Göttingen. Nachdem er eine Reise in Deutschland gemacht, wurde er Hofgerichtsadvocat und Privatdocent in Tübingen, 1806 Obertribunalprocurator, im Oct. desselben Jahres Gesandtschaftssecretair in Paris, 1807 im Haag, 1808 in München, 1809 in Karlsruhe und 1812 in Dresden und 1813 Legationsrath. Im Mai 1814 kam er als zweiter Secretair zum Obertribunal nach Tübingen, nahm indeß 1816 seine Entlassung und ging nach Rom, wo er im Mai 1817 als würtemberg. Geschäftsträger beglaubigt und darauf mit den Unterhandlungen über die Organisation der süddeutschen Kirchenprovinz beauftragt wurde, welche er 1827 glücklich zu Stande brachte. Da ihm die von den vereinten Fürsten gemachten Versprechungen nicht eingehalten wurden, so veranlaßte er im Mai 1833 seine Zurückberufung und entsagte, um nicht anderweit im Staatsdienste verwendet zu werden, aller Besoldung. In den J. 1834—36 beschäftigte ihn besonders die Anlegung einer Kunstsammlung für den Prinzen Paul von Würtemberg in Paris. Nach seiner Rückkehr nach Stuttgart beschäftigte er sich ganz mit literarischen Arbeiten. Neben einigen Gedichten war die „Geschichte der Erwerbungen Östreichs in Schwaben", in den „Europ. Annalen" (1806), das Erste, was mit seinem Namen im Druck erschien. Von Paris aus wurde er thätiger Mitarbeiter des damals gegründeten „Morgenblatts"; in München nahm er an der „Oberdeutschen Literaturzeitung" Theil, in Karlsruhe an den von Rehfues redigirten „Süddeutschen Miscellen." Im J. 1828 ließ er als Handschrift für Freunde „Paragraphen über Diplomatie" drucken, aus welchen später die „Betrachtungen über Diplomatie" (Stuttg. 1838) entstanden. Dann erschienen von ihm „Rom im J. 1833" (Stuttg. 1839) und anonym „Betrachtungen über das Gebet des Herrn"; ferner „Paris im J. 1836" (Stuttg. 1836) und die Übersetzung aus dem Spanischen von Gracian's „Männerschule" (Stuttg. 1838). Bei

der Entstehung der „Deutschen Vierteljahrsschrift" wirkte er wesentlich mit, wie denn überhaupt seiner literarischen Thätigkeit eine vieljährige Verbindung mit Cotta zu Grunde lag.

Koller ist eine Krankheit der Pferde, und man unterscheidet rasenden Koller und Dummkoller. Zu dem rasenden Koller haben besonders sehr vollblütige, überfütterte, in Unthätigkeit gehaltene Pferde viele Anlage, die um so leichter erregt wird, wenn die Pferde nach vorhergegangener Erhitzung erkaltet oder bei heißer Witterung heftig angestrengt werden. Häufig entsteht auch der rasende Koller in Folge verhinderter Befriedigung des Geschlechtstriebes, der Tod erfolgt meist am zweiten oder dritten Tage, oder es tritt der Dummkoller ein, der in einer Gehirnkrankheit besteht und sich in einem höhern oder niedern Grade von Betäubung und in einem Unvermögen der willkürlichen Bewegung äußert. Auch der Dummkoller entsteht oft aus unbefriedigtem Geschlechtstrieb, in Folge übermäßiger Vollblütigkeit, eines schädlich vermehrten Zutriebes der Säfte zum Kopfe und aus einer unerklärlichen krankhaften Stimmung der Pferde. Auf homöopathischem Wege geht die Heilung des Kollers am leichtesten und schnellsten von statten.

Koller (Franz Freiherr v.), östr. General, geb. zu Münchengräz in Böhmen am 27. Nov. 1767 von bürgerlichen Ältern, trat vom Gymnasium zu Prag 1784 als Cadet beim Militair ein. Er machte 1792 den Feldzug in der Champagne mit, kam im folgenden Jahre in den Generalstab Mack's, wurde nach der Schlacht bei Neerwinden Hauptmann, im J. 1800 Major und nach dem tilsiter Frieden Obristlieutenant. Als Obrist machte er den Krieg von 1805 mit; im Feldzuge von 1809 wurde er zum Generalmajor befördert; nach dem Frieden kam er als Brigadier nach Böhmen und im Sommer 1813, zum Feldmarschalllieutenant befördert, als erster Adjutant zum Oberbefehlshaber, dem Fürsten Schwarzenberg. Seitdem hatte er eine Menge der ehrenvollsten Aufträge zu besorgen. Namentlich war er auch einer der Commissarien, welche Napoleon nach Elba begleiteten, und erwarb sich bei dieser Gelegenheit durch sein schickliches Benehmen wie durch seine Rechtlichkeit und Freimüthigkeit die Achtung und das Vertrauen des Kaisers. Nach seiner Rückkehr vollzog er den von Napoleon auf Elba erhaltenen Auftrag, mit Genua im Namen des neuen Herrschers von Elba eine Handelsverbindung zu Gunsten der Insel abzuschließen. Später wurde er Unterintendant bei dem östr. Heere in Neapel, wo er zu der Wiederherstellung der Ordnung thätig mitwirkte. Er starb zu Neapel am 23. Aug. 1826 und hinterließ eine der ausgezeichnetsten Vasensammlungen, welche 1828 für das königliche Museum zu Berlin erkauft wurde.

Kollin, auch Kolin, eine kleine Stadt Böhmens, östlich und 7½ Meilen von Prag, an der Elbe, auf der Straße nach Wien gelegen, die außer meist schön gebauten Häusern eine sehenswerthe Kirche und ein Rathhaus besitzt, hat etwa 5000 E. In der Nähe befindet sich die alte Bergstadt Kuttenberg, die aus ihren 1237 entdeckten Bergwerken einst viel Silber in die böhm. Kammer lieferte, jetzt aber, nachdem die berühmte Silbergrube, der Esel genannt, ersoffen ist, nur noch Kupfer und Bleiglanz zu Tage fördert. Die Gegend umher zeichnet sich durch Fruchtbarkeit des Bodens aus. K. wurde besonders berühmt durch die Schlacht am 18. Juni 1757. Nach der Schlacht bei Prag nämlich hatte Friedrich II. den Prinzen Karl von Lothringen mit einem bedeutenden Theile der Armee in die Stadt eingeschlossen, die er aus 55 groben Geschützen beschoß. Unterdeß hatte Daun sich auf 60000 M. verstärkt und zeigte die Absicht, Prag zu entsetzen. Um die Hoffnungen der Belagerten auf diese Hülfe mit einem Male zu vernichten, ging der König, nachdem er 12000 M. von dem Einschließungsheere und einigen andern Truppen mit dem zur Beobachtung Daun's aufgestellten Corps des Herzogs von Bevern vereinigt hatte, mit seiner nunmehr 32000 M. starken Armee dem Feinde entgegen und traf ihn in einer durch Schluchten, Hohlwege und sumpfige Wiesen hinlänglich gedeckten Stellung auf den Höhen bei K. Die östr. Armee war in zwei Treffen geordnet; der rechte Flügel stand gegen Krezezor, der linke gegen Brzesan, und das Corps des Generals Nadasti auf dem äußersten rechten Flügel, von der Hauptarmee durch einen tiefen Grund getrennt, neben dem sich drei Regimenter sächs. leichter Reiter und 1000 M. östr. Kürassiere, einige Infanterie aber im nebenliegenden Walde aufgestellt hatten. Der König von Preußen war links abmarschirt und hatte dem General Hülsen befohlen, den vorgeschobenen rechten Flügel der Östreicher bei

Krczezor zu vertreiben, während die übrigen Truppen sich immer links ziehen und auf den Feind losgehen, der rechte Flügel aber nach einem bekannten taktischen Kunstgriff von griech. Erfindung, nicht durch Thätigkeit, sondern durch eine zurückgezogene Stellung den linken unterstützen sollte. Nach blutigem Kampfe gelang es endlich dem General Hülsen, die Höhen bei Krczezor zu ersteigen, die Östreicher aus dem Dorfe zu werfen und sich der bei demselben befindlichen Batterie zu bemächtigen. Gleichzeitig griff der General Ziethen mit der preuß. Reiterei die des General Nadasti an und trieb sie so weit zurück, daß sie während des Treffens nicht wieder herankam. Schon wurde der Feldmarschall Daun, da Hülsen auf der von ihm eingenommenen Höhe gegen den rechten östr. Flügel sich behauptete, über den Ausgang der Schlacht besorgt, und schickte daher durch einen Adjutanten einen mit Bleistift geschriebenen Zettel an der Fronte herunter: „Die Retraite ist nach Suchdol", als plötzlich das Glück sich wendete. Der General Manstein, auf dem rechten preuß. Flügel, ließ sich trotz des ausdrücklichen Befehls, stehen zu bleiben, verleiten, einen Angriff gegen eine Kroatenabtheilung zu machen, die seinen Truppen vielen Schaden that, und Prinz Moritz von Dessau, durch kriegerische Hitze angefeuert, folgte, um ihn hierbei zu unterstützen. Da nun während dieses Handgemenges, welches die Truppen beider Generale längere Zeit beschäftigte, die von ihnen links stehenden Bataillone ihren schrägen Marsch fortsetzten, so wurde die Schlachtlinie der Preußen unterbrochen und es entstand eine Lücke in dem Augenblicke, wo sie mit voller ganzer Kraft, in unzertrennter Verbindung auf den gegenüberstehenden Feind wirken sollten. Diese Schwäche des Feindes entdeckte der Commandeur des Regiments Prinz Karl von Sachsen, Obristlieutenant von Benkendorff, der, nachdem er den Zettel erhalten, auf die nächste Höhe geritten war, um sich noch einmal umzusehen. Sofort kehrte er zurück und rief seinem Regimente zu: „Der Feind ist in Anmarsch, retirire sich meinetwegen wer da will; wer aber ein braver Kerl ist, der folge mir." Sein Regiment und die übrigen sächsischen Regimenter folgten ihm; das östr. Regiment Saint Ignon schloß sich an nebst Nadasti's übriger Reiterei. Vor Begierde brennend, sich für die vor 12 Jahren erlittene Niederlage zu rächen, stürzten sich nun die Sachsen unter dem Rufe: „Dies ist für Striegau!" auf die getrennten preuß. Linien, metzelten Alles, was sie erreichen konnten, nieder oder nahmen es gefangen und bewirkten bald die größte Unordnung. Auch die Kaiserlichen ermannten sich und rückten wieder vor. Vergebens fochten die Preußen mit ungemeiner Tapferkeit und Ausdauer, vergebens führte Friedrich seine Cavalerie, die schon sechs Mal geworfen worden war, zum siebenten Male gegen den Feind; gegen Sonnenuntergang mußte er das Schlachtfeld räumen. Ziethen und Hülsen deckten den Rückzug. Der beiderseitige Verlust war groß. Die Östreicher verloren 9000 M., die Preußen 29 Fahnen, 43 Geschütze und 13773 M. an Todten, Verwundeten und Gefangenen. Die nächste Folge dieses Sieges war die Aufhebung der Belagerung von Prag und die Räumung Böhmens. So hatten denn die Sachsen innerhalb Jahresfrist zwei Mal, hier und durch ihr Ausharren bei Pirna, den Östreichern das Königreich Böhmen gerettet. Friedrich, der bisher noch nie besiegt, an diesem Tage nicht blos die Schlacht, sondern den bisher genossenen Ruf der Unüberwindlichkeit verlor, rächte diesen Unfall noch in demselben Jahre durch die Siege bei Roßbach und Leuthen.

Kolmar, Hauptstadt des franz. Departements Oberrhein, so wie des ehemaligen Oberelsaß, an der Vecht und Lauch und unweit der Ill, hat 17000 E., und zeichnet sich durch lebhaften Handelsverkehr und wichtigen Gewerbfleiß, namentlich in der Kattun- und Baumwollenfabrikation, aus. Außerdem gibt es hier Seiden-, Tuch-, Leinen- und Porzellanfabriken. Unter den Gebäuden ist, außer dem Schauspielhaus und dem Gefangenhaus, die sehr sehenswerthe Kirche des Dominicanerklosters zu erwähnen, in welchem die Annales Colmarienses geschrieben wurden. Unter der fränk. Herrschaft war in K. ein Königshof, um welchen sich nach und nach ein ansehnlicher Ort bildete, der 1220 Stadtgerechtsame erhielt, dann deutsche Reichsstadt wurde, als solche zu den zehn unter der Landvoigtei Hagenau stehenden Reichsstädten gehörte und durch den ryswijker Frieden 1680 an Frankreich kam, worauf die Festungswerke, die schon 1672 zerstört, aber wieder hergestellt worden waren, aufs neue geschleift wurden.

Köln, das Erzstift im Kurrheinischen Kreise, zumeist auf dem linken Ufer des Rhein

gelegen, ein ziemlich zerstückeltes Ländchen, umfaßte auf ungefähr 50 □M. gegen 100000 E. und zerfiel in das Ober- und Unterstift. Außerdem gehörten noch zu dem stiftischen Lande die Grafschaft Recklinghausen und das Herzogthum Westfalen, mit denen zusammen es ein Areal von etwa 120 □M. mit 230000 E. und 600000 Thlr. jährlicher Einkünfte hatte. Den Namen führte es nach der Reichsstadt Köln (s. d.), wo auch das Domcapitel seinen Sitz hatte; die spätere Residenz war Bonn (s. d.). Der Erzbischof war der dritte geistliche Kurfürst des Deutschen Reichs und Erzkanzler desselben in Italien, sowie auch des Papstes. Wegen der Krönung des deutschen Kaisers führte der Kurfürst mit dem von Mainz einen langen Streit, der, nachdem die Kaiser von Konrad I. bis auf Heinrich III. von Letzterm, die von Heinrich III. bis auf Ferdinand I. von Jenem gekrönt worden waren, 1657 dahin entschieden wurde, daß die Krönung von Dem vollzogen werden solle, in dessen Sprengel der Krönungsort liege. Ein Bisthum bestand schon frühzeitig zu K.; als erster Bischof wird Maternus, zu Anfange des 4. Jahrh., genannt. Durch Karl den Großen wurde es ganz zu Ende des 8. Jahrh. zum Erzbisthum erhoben; als Suffraganbischöfe aber waren demselben Utrecht (bis 1559), Lüttich, Minden (bis 1648), Münster und Osnabrück untergeben. Unter dem Erzbischof Bruno (953—65), dem Bruder Kaiser Otto's I., gewann das Stift sehr bedeutend an Ansehen und Macht, namentlich durch die Erwerbung Lothringens, das aber nach und nach wieder verloren ging; ebenso unter Heribert (999—1021), der die Würde als Kurfürst des Deutschen Reichs und vom Kaiser die Stadt Deutz (s. d.) erhielt. Anno (s. d.), 1054—75, wurde besonders merkwürdig als Vormund und Rathgeber Kaiser Heinrich's IV. (s. d.). Reginald von Dassel (1161—67) war ein treuer Genosse Kaiser Friedrich's I., der ihm Andernach (s. d.) überließ; Philipp von Heinsberg (1167—91), ein glücklicher Krieger, erwarb bei der Ächtung Heinrich's des Löwen den westlichen Theil des alten Engern unter dem Namen des Herzogthums Westfalen. Engelbert I. (s. d.), 1215—25, wurde von Kaiser Friedrich II. bei seinem Zuge nach Italien zum Reichsverweser bestimmt und wirkte als solcher sehr vortheilhaft. Unter Konrad von Hogstedten (1237—61), der den Grund zum Dom legte, begannen die langwierigen Streitigkeiten mit der Stadt Köln, die die Verlegung der erzbischöflichen Residenz nach Bonn zur Folge hatten. Gebhard (s. d.), Truchseß von Waldenburg, trat aus Liebe zur Gräfin Agnes von Mansfeld zur protestantischen Kirche über und wurde deshalb 1583 vom Papste excommunicirt und hierauf des Erzbisthums verlustig. Ihm folgten nacheinander die Herzoge Ernst 1583, Ferdinand 1612, Maximilian Heinrich 1650, Joseph Clemens 1688 und Clemens August 1723 von Baiern und diesem 1761 Maximilian Friedrich, Graf von Königsegg-Rotenfels, der die Universität zu Bonn stiftete. Unter Maximilian Franz Xaver, Erzherzog von Östreich, dem Bruder des Kaisers Franz, der 1784 den erzbischöflichen Stuhl bestieg, 1794 durch die Franzosen aus Bonn vertrieben wurde, anfangs in Mergentheim lebte und am 26. Juli 1801 in Hetzendorf bei Wien starb, wurde das Erzstift im Frieden zu Luneville 1801 säcularisirt und der Theil auf dem linken Rheinufer an Frankreich, der auf dem rechten an Nassau-Usingen, Wied-Runkel, Hessen-Darmstadt und Aremberg abgetreten. Der wiener Congreß brachte das ganze kölner Gebiet an Preußen. Bei der neuen Organisation des Erzstifts im J. 1824 wurde der Graf Spiegel zum Desenberg und Canstein (s. d.) zum Erzbischof gewählt, dem 1835 Clemens August, Freiherr von Droste zu Vischering (s. d.) folgte, der aber 1837 in seiner amtlichen Wirksamkeit suspendirt wurde, worauf der Generalvicar Hüsgen zum Capitularverweser ernannt wurde, nach dessen Tode der Erzbischof sich bewegen ließ, 1842 den Bischof von Speier, Geißel, zum Coadjutor zu wählen.

Köln (lat. Colonia Agrippina, franz. Cologne), die Hauptstadt der preuß. Rheinprovinz, zu welcher der größte Theil des ehemaligen stiftischen Länderbesitzes geschlagen wurde, und zugleich des nach ihr genannten Regierungsbezirks von 72½ □M. mit 462000 meist katholischen Bewohnern, früher eine der wichtigsten Reichsstädte und noch gegenwärtig eine Haupthandelsstadt, der Sitz einer Regierung, des Appellationshofs für die Rheinprovinz, eines Erzbischofs und Domcapitels, zugleich eine Festung ersten Ranges, liegt in Form eines Halbcirkels am linken Ufer des Rhein, der Stadt Deutz (s. d.) gegenüber, die der Festung als Brückenkopf dient und durch eine Schiffbrücke mit ihr verbunden ist, und hat ohne

die Besatzung gegen 73000 E., darunter nur etwa 5400 Evangelische und 600 Juden. Sie ist ferner der Sitz eines Hauptsteuer- und eines Rheinzollamts, einer Handelskammer, einer Schiffahrtscommission und einer Dampfschiffahrtsgesellschaft und hat 33 öffentliche Plätze, 27 katholische und zwei evangelische Kirchen, eine Synagoge und eine Menge andere öffentliche Gebäude, ein katholisches und ein evangelisches Gymnasium, ein Priesterseminar, eine höhere Bürgerschule, drei Handelsschulen und viele andere Unterrichtsanstalten, ein Töchterpensionat der Ursulinerinnen, eine Zeichenschule u. s. w.; ferner ein reichhaltiges Provinzialarchiv, mehre ansehnliche Bibliotheken und Privatkunstsammlungen, ein städtisches Museum mit den herlichen der Stadt vermachten Kunstschätzen des Professor Wallraf (s. d.), sowie zahlreiche wohlthätige Stiftungen und Anstalten, darunter ein Waisenhaus, ein Irrenhaus, ein Bürgerhospital, ein Hebammenlehr- und Entbindungsinstitut, ein Leihhaus, ein Zucht- und Correctionshaus. Die Stadt ist sehr unregelmäßig gebaut und ihre Gassen sind winkelig, enge und schmuzig; umgeben ist sie von einer großen Mauer mit vielen Thürmen. Unter den öffentlichen Plätzen sind der Neumarkt, der Heumarkt oder Börsenplatz und der alte Markt die schönsten und mit Bäumen umgeben. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich vor allen der Dom aus, eins der erhabensten Gebäude der goth. Baukunst. Den Plan dazu hatte bereits der Erzbischof Engelbert entworfen; die Ausführung desselben begann 1248 unter dem Erzbischof Konrad von Hogstedten. Er ist in Form eines Kreuzes angelegt, 400 F. lang, im Durchschnitt 180 F. breit; doch war blos erst der 200 F. hohe Chor mit den ihn umgebenden Kapellen vollendet, als der Bau in Folge der einbrechenden Reformation im 16. Jahrh. eingestellt wurde. Das Schiff tragen in vierfachen Reihen über 100 Säulen, von denen die mittlern 40 F. im Umfange haben; allein nur erst bis zu zwei Drittheilen ihrer Höhe sind sie aufgestiegen und mit einer Holzdecke überdeckt. Von den beiden Thürmen, die 500 F. hoch werden sollten, hat der eine die Höhe von etwa 150 F., der andere nur erst von 21 F. Unter den Kapellen ist die der heil. drei Könige die merkwürdigste, mit den früher in Mailand aufbewahrten, von Kaiser Friedrich I. dem Erzbischof Reginald von Dassel geschenkten Reliquien derselben in einem prächtigen, reich mit Gold und Edelsteinen verzierten Sarkophag. Auf der linken Seite des Chors befindet sich die sogenannte goldene Kammer mit dem Domschatze, der aber seiner Reichthümer größtentheils beraubt ist. Vgl. Boisserée, „Geschichte und Beschreibung des Doms von K." (Stuttg. 1823—32; 2. Aufl., 1842, mit Abbild.). Für den Ausbau dieses herrlichen Denkmals, wozu man neuerdings den Originalriß wieder aufgefunden hat, interessirte sich zunächst hauptsächlich der König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., der schon früher zur Erhaltung desselben eine jährliche Summe ausgesetzt und durch Abbrechen der zu nahe liegenden Gebäude dasselbe hatte freistellen lassen. Gefördert wurde diese Idee insbesondere in Folge des durch das franz. Kriegsgeschrei unter dem Ministerium Thiers im J. 1840 durch Friedrich Wilhelm IV. angeregten Einheitsgefühls des deutschen Volks. Nachdem der König jährlich eine bedeutende Summe zum Fortbau bewilligt und ein Centraldombauverein in Köln, mit vielen Filialen, selbst in Rom und Paris, zur Sammlung freiwilliger Steuern für den gleichen Zweck sich gebildet und namentlich auch der König Ludwig von Baiern sich zu einer ansehnlichen Beisteuer verpflichtet, wurde am 4. Sept. 1842 unter großen Feierlichkeiten der Grundstein zu dem wiederbegonnenen Bau gelegt; doch hat man sich bis jetzt zumeist auf Reparaturen beschränken müssen und erst neuerdings mit dem Ausbau des Oberschiffs beginnen können. Andere merkwürdige Gebäude sind die Pfarrkirche der heil. Ursula, die in der sogenannten Goldenen Kammer die Gebeine der 11000 Jungfrauen bewahrt; die Pfarr- und ehemalige Stiftskirche zum heil. Gereon mit einer kühnen Kuppel und mit drei Galerien, die 1066 von dem heil. Anno an der Stelle der ersten von der Kaiserin Helena gegründeten erbaut worden sein soll und im Besitze der Gebeine des heil. Gereon und der Krieger der thebanischen Legion ist; die Pfarrkirche des heil. Peter mit dem berühmten Altarbilde, der Kreuzigung des Apostels Petrus, von Rubens; die Pfarr- und ehemalige Stiftskirche zu den heil. Aposteln, ein schönes Baudenkmal aus dem 11. Jahrh.; die Pfarrkirche Sta.-Maria im Capitol, erbaut um 1050, erneuert im J. 1818; die Pfarr- und ehemalige Stiftskirche des heil. Kunibert aus dem 11. Jahrh., mit einem herrlichen Altar nach dem Muster des Altars in der Peterskirche zu

Rom; die ehemalige Stiftskirche des heil. Pantaleon aus dem 10. Jahrh., mit dem Grabmal der Theophania, der Gemahlin Kaiser Otto's II., gegenwärtig zum evangelischen Gottesdienst der Garnison bestimmt; die Pfarrkirche St.-Severin aus dem 11. Jahrh.; das Rathhaus, ebenfalls ein sehr altes Gebäude, das aber zum Theil 1571 erneuert wurde, mit einem schönen Portal und dem mit steinernen Bildern gezierten Versammlungssaal der ehemaligen hanseatischen Gesandten; das sogenannte Herrnhaus oder Haus Gürzenich, erbaut um die Mitte des 15. Jahrh. und anfangs zu festlichen Versammlungen bestimmt, später als Lagerhaus benutzt, gegenwärtig aber wieder seiner ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben und namentlich für das Carneval bestimmt ist; der noch wohlerhaltene Kreuzgang im ehemaligen Karthäuserkloster, der zu Ende des 16. Jahrh. im altdeutschen Stile erbaut ist; das vormalige Jesuitencollegium, welches gegenwärtig das Gymnasium, dessen Bibliothek und das Priesterseminar enthält; das neue Lagerhaus im goth. Stile, das Theater und das Regierungsgebäude. Die Lage der Stadt eignet sich besonders für den Handel; sie ist der Hauptstapelplatz des Rheinhandels zwischen den Niederlanden, Deutschland, dem Elsaß und der Schweiz. Sie erhielt im 13. Jahrh. Stapelrecht, das durch den Octroivertrag von 1804 in ein Umladungsrecht verwandelt wurde, welches der Stadt eine bedeutende Summe einbringt. Denselben unterstützen namentlich eine regelmäßige Dampfschiffahrtsverbindung mit den niederländ. Häfen, Frankfurt am Main und Strasburg und die Eisenbahnen. Auch gehören Garten-, Wein- und Ackerbau zu den Nahrungsquellen der Stadt. Unter den Fabriken sind die in Eau de Cologne (s. d.), deren es gegen 30 gibt, und in Taback, namentlich Schnupftaback, die wichtigsten; außerdem gibt es deren in Wachs, Seife, Zucker, Hüten, Papier, lackirten Waaren, Seilen und Tauen, musikalischen und optischen Instrumenten, Farben, Fayence, Gold- und Silberwaaren. Die Stadt verdankt ihren Ursprung den Römern und wurde auf Antrieb des Marcus Agrippa etwa ums J. 37 v. Chr. durch die Ubier angelegt, daher sie auch anfangs Ubiorum oppidum hieß, und durch eine Colonie, die des Kaisers Claudius Gemahlin Agrippina im J. 50 n. Chr. hierher führte, vergrößert und nun Colonia Agrippina genannt wurde. Noch findet man viele Überreste an Bauwerken aus dieser röm. Zeit. Nachdem sich die Franken der Stadt bemächtigt hatten, kam sie bei der Theilung der fränk. Monarchie im J. 511 an Austrasien und durch Vergleich zwischen Ludwig von Deutschland und Karl dem Kahlen von Frankreich im J. 870 an Deutschland. Sie trat zu Anfange des 13. Jahrh. in den Bund der Hansa, in welchem sie mit Lübeck um den Vorrang stritt, und um die Mitte dieses Jahrhunderts in den rheinischen Städtebund. Als freie Reichsstadt lag sie fortwährend mit den Erzbischöfen in Streit, die ihre Freiheit nicht ganz anerkennen wollten und sie stets ihre fürstliche Stadt nannten. Wie durch Handel, dessen Blüte aber mit dem Hansabunde sank, so war sie auch der dasigen Malerschule und der Universität wegen berühmt, die 1388 gestiftet und 1801 gleich den zahlreichen Stiftscapiteln, den Abteien, Commenden des Deutschen und des Malteserordens, den Mönchs- und Nonnenklöstern unter der franz. Herrschaft geschlossen wurde, wo die Stadt auch ihre Freiheit verlor.

Kölnische Mark, s. Mark.

Kolokotronis (Theodor), eines der Parteihäupter im griech. Befreiungskampfe, geb. zu Karitene in Arkadien um 1765, nach andern Angaben im Apr. 1770, war der Sohn des kühnen Klephtenführers Konstantin K., dessen Beruf er von Jugend auf ergriff. Unerschrockener Muth, große kriegerische Tapferkeit, Schlauheit bei der Anlage kühner Plane, Gewandtheit bei ihrer Ausführung und selbst Verschlagenheit, wenn es galt, durch List und Trug den Sieg zu erringen, waren die Eigenschaften, die er in demselben, der einzigen Schule seiner Bildung, unter immerwährendem, heimlichem oder offenem Kampfe mit den türk. Unterdrückern entwickelte. Um den Verfolgungen derselben zu entgehen, mußte er sich 1802 auf die Jonischen Inseln flüchten, wo er in einem der daselbst errichteten griech. Regimenter Dienste nahm und 1814 in das vom General Church gebildete griech. leichte Infanterieregiment trat. Nach der baldigen Auflösung desselben ließ er sich auf Zante nieder, unterhielt aber fortwährend Verbindungen mit Morea. Daher kam es, daß er bei dem Ausbruche der griech. Revolution im J. 1821 in den Gang der Ereignisse gleich anfangs auf entscheidende Weise einzugreifen wußte. Schon im Febr. 1821 landete

er in dem Hafen von Korakos und fand unter den Moreoten bald so großen Anhang, daß er bereits nach sechs Wochen an der Spitze von 2000 M. ins Feld rücken konnte und als einer der Hauptanführer der Griechen den wesentlichsten Antheil an ihren glücklichen Erfolgen in Morea im ersten Jahre ihres Freiheitskampfes hatte (s. Griechenland); doch gab er schon damals durch seine unbegrenzte Habsucht großen Anstoß. Den zweiten Feldzug begann er mit der Blockade von Patras, doch wendete er sich im Aug. 1822 wieder nach Argolis, wo ihm die Leitung der Operation gegen Nauplia übertragen wurde, das er am 16. Dec. einnahm. Allein mit dem Glück der Waffen wuchsen auch K.'s Übermuth und Selbstsucht, welche der Sache der Griechen bald große Nachtheile brachten. Immer hartnäckiger gegen die Regierung in Opposition tretend, mußte ihn dieselbe, um größerm Unheil vorzubeugen, im Apr. 1823 zum Vicepräsidenten des Verwaltungsraths ernennen. Das Erscheinen des Lords Byron zu Anfange des J. 1824 schien auch K. mit der Regierung auszusöhnen; doch sehr bald führte er gegen den neuen Senat eine so drohende Sprache, daß dieser nur durch den öffentlichen Aufruf, daß das Vaterland in Gefahr sei, sich vor ihm sicher zu stellen wußte. Von den meisten seiner Truppen verlassen, zog sich nun K. nach Karitene zurück, allein im nächsten Winter sammelte er wieder ein nicht unbedeutendes Truppencorps, rückte nach Arkadien vor und belagerte Tripolizza, wurde aber endlich gefangen genommen und im Febr. 1825 als Staatsgefangener in ein Kloster auf Hydra abgeführt. Allein schon im Mai sah sich die Regierung genöthigt, ihn und seine Partei zu begnadigen und ihm ein Armeecorps von 10000 Moreoten anzuvertrauen, welche ihn ausdrücklich zum Anführer begehrt hatten. Mit ihnen focht K. ohne wesentliche Ergebnisse gegen Ibrahim Pascha. Sodann zum Oberfeldherrn des Peloponnes ernannt, ging er um die Mitte des J. 1826 nach Nauplia, wo ein längerer Aufenthalt ihn mit dem Rumeliotenhäuptling Grivas in eine verderbliche Fehde verwickelte. Auch unter Kapodistrias, dem er sich eifrig anschloß, behielt er den militairischen Oberbefehl im Peloponnes und wußte diesen theils zur Erreichung seiner eigenen Zwecke, theils zur Befestigung des Gewaltsystems des Präsidenten zu nutzen. Nach dem Tode desselben zum Mitgliede der provisorischen Regierungscommission erwählt, zeigte er sich, als dieselbe in Folge der rumeliotischen Opposition aufgelöst werden mußte, ganz wieder in der alten Klephtennatur, und selbst nach dem Siege der liberalen Partei im Apr. 1832 blieb er fortwährend der erbittertste Gegner der neuen Ordnung der Dinge. Er bekämpfte in offenem Kriege die neue aus sieben Mitgliedern bestehende Regierungscommission, und nur eine Niederlage, die ihm im Jan. 1833 die Franzosen beibrachten, konnte ihn an der Verfolgung seiner Plane hindern. Nicht minder feindselig zeigte er sich der Regentschaft des Königs Otto; doch gelang es ihm nicht, durch den Ausbruch eines allgemeinen Aufstandes, den er vorbereitet, dieselbe zu stürzen. Nebst mehren Andern, worunter auch sein Sohn Gennäos K., wurde er im März 1834 verhaftet, auf Hochverrath angeklagt und am 26. Mai zum Tode verurtheilt, jedoch durch den König die Todesstrafe in 20jähriges Gefängniß verwandelt, welches er auf der Festung Palamidi bei Nauplia antrat. Beim Regierungsantritt König Otto's am 1. Juni 1835 wurde er jedoch nicht nur völlig begnadigt, sondern ihm auch sein Rang als General zurückgegeben und sogar das Großkreuz des Erlöserordens verliehen. Seitdem lebte er von Geschäften zurückgezogen zu Athen, wo er am 15. März 1843 starb.

Kolomenskoe Selo, ein in der Nähe von Moskau, in herrlicher Lage auf den Uferhöhen der Moskwa ausgebreitetes, großes und schönes Dorf, ist in der Geschichte berühmt als Geburtsort Peter's des Großen. Zwar haben in neuerer Zeit mehre andere Orte, vor allen Moskau, sich den Ruhm anzueignen versucht, den größten der russ. Regenten geboren zu haben, doch sind ihre Gründe nicht durchschlagend. Noch zeigt man in dem dasigen Park drei Eichen, die Peter der Große in seiner Jugend gepflanzt, und die Trümmer eines in Schutt zerfallenen Palastes, wo er einst gelebt. Die Einfahrt in den Schloßhof und drei alterthümliche Kirchen stammen noch aus jener denkwürdigen Zeit; der gegenwärtige kaiserliche Palast ist aber erst in jüngster Zeit entstanden und enthält durchaus keine historischen Sehenswürdigkeiten. K. besteht eigentlich aus drei großen Dörfern und baut in der ganzen Umgegend von Moskau das meiste und schönste Gemüse.

Kolomna, eine volkreiche und gewerbthätige Stadt im russ. Gouvernement Mos-

kau, auf einer Höhe über der Moskwa, $13\frac{1}{2}$ M. von der Hauptstadt, zählt über 12800 E., die eine lebhafte Industrie in Tuch-, Leinwand-, Seiden-, Baumwollen- und Lederwaaren und einen beträchtlichen Viehhandel mit Moskau unterhalten, und die in noch ungleich größern Verkehr mit der Hauptstadt treten werden, wenn einst die längst projectirte Eisenbahn beide in Verbindung setzen wird.

Kolomyi ist ein Städtchen in den Karpaten am Pruth, von dem ein mit Gesang begleiteter Tanz der karpatischen Goralen (s. d.), die Kolomyika, oder verdorben auch Kalamaika genannt, den Namen hat.

Kolontaj (Hugo), einer der freisinnigsten und um die Volksbildung hochverdienten Geistlichen Polens, geb. am 1. Apr. 1750 in der Wojewodschaft Sandomir, stammte aus einer adeligen Familie in Lithauen, erhielt seine Bildung zu Pinczow und auf der Akademie zu Krakau und wurde, nachdem er in den geistlichen Stand getreten und sich nach Rom begeben hatte, 1774 trotz der Hindernisse, die der Bischof von Krakau erhob, Kanonikus an der krakauer Kathedrale. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland trat er in die Commission ein, die Stanislaw August zur Verbesserung des poln. Unterrichtswesens in Warschau bildete, und begann nun besonders kräftig für die Reform der krakauer Akademie, die damals ihre frühere Bedeutung gänzlich verloren hatte, zu wirken. Er wurde nach Krakau entsendet, gleichsam nur, um die dortigen Schulanstalten zu heben. Behutsam wagte er sich, da heftiger Widerstand von Seiten der Mitglieder der Akademie zu erwarten war, an diese Anstalt selbst; doch schon am 1. Oct. 1780, nachdem die Educationscommission sein Project genehmigt hatte, führte er eine vollständige Reform der Akademie aus und löste die Fesseln, welche ihr früher die Jesuiten übergeworfen hatten. Nun aber trat die Gegenpartei offen gegen ihn auf; der Bischof von Krakau entsetzte ihn seines Kanonikats; doch der Erzbischof von Gnesen hob dieses Urtheil nicht nur auf, sondern verwies auch die Widersacher zur Ruhe. Hierauf wählte die Akademie 1782 K. in Anerkennung seiner Verdienste um sie zu ihrem Rector auf drei Jahre. Doch gelang es seinen Gegnern, ihn schon nach zwei Jahren wieder zu entfernen. K. kehrte nun nach Warschau zurück und erst jetzt begann seine wichtigste Lebensperiode. Er wurde Unterkanzler der Krone und verwaltete dieses Amt während der ganzen Zeit der Berathungen des zur Entwerfung der Constitution versammelten Reichstags bis zur völligen Auflösung Polens, immer seinen großen Charakter bewahrend, von Vaterlandsliebe glühend und für das Vaterland Alles wagend. Er war einer der Haupturheber der Constitution vom 3. Mai 1791 und wirkte auch durch viele, die Nothwendigkeit einer Reform darstellende Flugschriften. Seine große Wirksamkeit erkannte selbst der König an. Als aber die Conföderation zu Targowiz (s. d.) zusammentrat, verlor K. nicht nur, wie viele andere Patrioten, seine Güter, sondern mußte nach Dresden flüchten, wo er bis zum neuen Aufstande unter Kosciuszko im J. 1794 verblieb. Darauf kehrte er nach Warschau zurück und arbeitete in der Regierungsabtheilung für die Justiz. Die Einnahme Pragas zwang ihn von neuem zur Flucht. In Galizien wurde er von den Östreichern gefangen und bis 1803 zu Olmütz in engem Gewahrsam gehalten. Auf Verwenden der russ. Regierung freigelassen, kam er doch nicht wieder in den Besitz seiner Güter und hielt sich bis 1807 bei Krzemieniec in Volhynien auf. Nach dem tilsiter Frieden begab er sich in das Herzogthum Warschau, ohne sich um ein Amt zu bewerben. Nach vieler Mühe erhielt er von Friedrich August einen Theil seiner Güter zurück. Er starb zu Warschau am 28. Febr. 1812. Seine meist anonym erschienenen politischen Schriften sind mit großer Beredtsamkeit verfaßt und voll erhabener klarer Gedanken. Am bemerkenswerthesten sind „Briefe an den Staatsreferendar und Reichstagsmarschall Stan. Malachowski" (4 Bde., Warsch. 1788); ferner „Prawo polityczne narodu polskiego" (Warsch. 1790) und „Stan oswiecenia" (herausgeg. von E. Raczynski, 2 Bde., Posen 1842), in welchem K. den Zustand der Volksbildung von Polen um die Mitte des 18. Jahrh. auf eine ebenso interessante als freimüthige Weise schildert. Auch an dem Werke „Vom Entstehen und Untergange der poln. Constitution vom 3. Mai 1791" (deutsch, 1793) hatte K. bedeutenden Antheil. Neuerdings ist aus seinem Nachlasse eine Reihe historischer Forschungen „Badania historyczne" (3 Bde., Krak. 1844) erschienen.

Kolophon nennt man bei alten Druckwerken den Schluß, welcher die Angabe des

Verfassers, Druckorts und Jahres enthält, und aus der bei den Griechen und Römern üblichen, sprüchwörtlichen Redensart sich herschreibt: „Einen Kolophon hinzufügen", d. h. eine Sache vollenden, weil die berühmte Reiterei der Stadt Kolophon (s. d.) in der Schlacht gewöhnlich den Ausschlag gab.

Kolŏphon, eine der wichtigern ionischen Zwölfstädte, an der Küste von Lydien, ungefähr drei Stunden nordwestlich von Ephesus, war zur Zeit ihrer Blüte im Besitze einer beträchtlichen Seemacht und trefflicher Reiterei, wurde von Gyges, während des peloponnes. Krieges von den Persern und später noch einige Male erobert, und sank zuletzt durch die Vergrößerung von Ephesus. Die Hafenstadt von K. war Notion, bekannt durch die Seeschlacht der Athener im J. 407 v. Chr., in deren Nähe sich in einem Haine am Bache Klaros das berühmte Orakel des Apollon Klarius befand. Auch gewann man bei K. ein schon von den Alten geschätztes Harz, das Kolophonium (s. d.).

Kolophonium nennt man das nach Entfernung des Öls von dem Terpenthin zurückbleibende Harz, eine spröde, gelbe oder braune starkriechende Masse, die zu Räucherungen, Pflastern, beim Löthen, hauptsächlich aber zum Bestreichen des Bogens der Geigeninstrumente benutzt wird, weshalb es auch Geigenharz heißt. Der Name stammt von der Stadt Kolophon (s. d.) her.

Koloß hieß bei den Griechen und Römern jede Bildsäule von außergewöhnlicher Größe. Am berühmtesten war im Alterthume der zu den sieben Wundern der alten Welt gerechnete riesenhafte Koloß zu Rhodus, welcher den Phöbus oder Sonnengott, die Nationalgottheit der Rhodier, darstellte, von Chares aus Lindos, einem berühmten Schüler des Lysippus, stückweise aus Metall gegossen und nach zwölf Jahren, 280 v. Chr., vollendet wurde. Seine Höhe belief sich auf 70 Ellen, sein Gewicht auf 700000 Pf. Er stand am Eingange des kleinern Hafens, nicht, wie man früher irrig annahm, mit ausgespreizten Beinen über der Mündung des Hafens, wurde aber bereits nach 56 Jahren, 224 v. Chr., nebst einem großen Theile der Stadt durch ein furchtbares Erdbeben umgestürzt und in Folge eines Orakelspruchs nicht wieder aufgestellt. So lag er, auch noch in den Trümmern ein Gegenstand der Bewunderung, bis fast nach tausend Jahren der arab. Feldherr Moavias nach der Eroberung der Insel im J. 672 n. Chr. die Trümmer an einen Juden von Emesa verkaufte, welcher der Sage nach zur Wegschaffung des Erzes 900 Kameele brauchte. Außerdem fanden sich in Rhodus noch gegen hundert andere Sonnenkolosse. (S. Rhodus.) — Kolossal oder kolossalisch nennt man daher Alles, was riesenhaft ist oder auch nur außergewöhnliche Größe hat. Das Kolossale unterscheidet sich von dem Gigantischen dadurch, daß dabei nicht die Absicht zum Grunde liegt, etwas riesenhaft erscheinen zu lassen, sondern nur, in der berechneten Entfernung betrachtet, in natürlicher Größe zu zeigen, während das Gigantische auch in der Entfernung übergroß ist. Eine ähnliche Bedeutung hat der von großen Bauwerken gebrauchte Ausdruck cyklopisch erhalten. (S. Cyklopen.)

Kolossä, eine ziemlich volkreiche Stadt in Großphrygien, am Flusse Lykos, wurde im J. 65 n. Chr. unter Nero sammt den Nachbarstädten Laodicea und Hieropolis durch ein furchtbares Erdbeben fast gänzlich zerstört, jedoch später wieder aufgebaut, und blühte bis in das 12. Jahrh. An die Bewohner, die Kolosser, die schon frühzeitig eine aus Juden und Heiden gemischte christliche Gemeinde bildeten, erließ der Apostel Paulus (s. d.) während seiner Gefangenschaft in Rom das im Kanon des Neuen Testaments befindliche und dem Briefe an die Epheser sehr ähnliche Sendschreiben, um sich theils gegen eine überschwengliche Gnosis, theils gegen ein starres Festhalten an den Formen des Mosaismus zu erklären, welche beide Elemente sich unter den Kolossern kundgaben. Vgl. Huther, „Commentar zu dem Briefe an die Kolosser" (Hamb. 1841).

Kolosse nennt man vorzugsweise die beiden 18 F. hohen Statuen mit den springenden Rossen, welche vor dem päpstlichen Palaste auf dem Monte Cavallo, sonst Mons quirinalis, in Rom aufgestellt sind. Sonst glaubte man, daß beide den Alexander darstellten, der den Bucephalus bändige. Unstreitig aber sind sie die Dioskuren. Die Statue des Kastor ist, zufolge der Inschrift des Postaments, ein Werk des Phidias; die des Pollux, nach der Inschrift von Praxiteles, steht jener an Werth nach. Nach O. Müller sind diese Figuren, wahrscheinlich nach der Zeit des Augustus, in Lysippischen Proportionen nach griech. Ori-

ginalen in Rom gearbeitet. Den Inschriften Glauben beizumessen, finden allerdings sehr begründete Bedenken statt.

Kolowrat, ein reiches, mächtiges Geschlecht aus slaw. Stamme, dessen Name sich früher an die Zustände Böhmens, wie gegenwärtig an die der östr. Monarchie anknüpft. Abgesehen von der Mythe werden die K. mit den frühesten historischen Ereignissen Böhmens in steter Beziehung gefunden und durch den Glanz ihres Waffenruhms im Besitze eines großen Einflusses; wie früher, so waren sie auch später in den Hussitenkämpfen und bei andern Veranlassungen eifrige Vertreter der religiösen und politischen Freiheit ihres Vaterlandes, von dessen Reichthum nicht wenig sich in ihrer Hand befand. Das Geschlecht wurde 1590 in den Reichsfreiherrnstand erhoben. Von den mehren Linien, in die es sich früher theilte, bestehen jetzt nur die Linien K.-Krakowsky und K.-Liebsteinsky, von denen jene 1701, diese 1669 die Reichsgrafenwürde erhielt. Die erste theilt sich wieder in die ältere Linie zu Brzeznitz, mit dem Grafen Joh. Nepomuk Karl, geb. 1795, die mittlere Linie zu Kadenin, mit dem Grafen Philipp, geb. 1786, und die jüngere Linie zu Teinitzl, mit dem Grafen Joseph Ernst, geb. 1795; die zweite ist allein noch durch Franz Anton, Grafen von Kolowrat-Liebsteinsky (s. d.), vertreten.

Kolowrat-Liebsteinsky (Franz Anton, Graf von), östr. Staats- und Conferenzminister, geb. am 31. Jan. 1773 zu Prag, genoß eine treffliche Erziehung und sah sich in Folge seiner intellectuellen Ausbildung frühzeitig zum Eintritt in den Staatsdienst befähigt. Bereits im 23. Jahre mit der Gräfin Rosa von Kinsky vermählt, die er 1832 durch den Tod verlor, wurde er bald nach erlangter Volljährigkeit zu dem wichtigen Posten eines Stadthauptmanns von Prag befördert. Im deutschen Befreiungskriege bekleidete er die Stelle eines Landescommissairs, nachdem er bereits 1810 zum Verweser des Oberstburggrafenamts und bald nachher zum wirklichen Oberstburggrafen von Böhmen und zum Präsidenten der böhm. Stände ernannt worden war. In dieser Stellung bewährte er stets jene dem hochgestellten Geschäftsmanne unentbehrliche, ruhige Besonnenheit, jene Folgenreihe in den Ideen und die Stetigkeit im Charakter, die das Minderwichtige übergehend, dem Bedeutungsvollern sich zuwendet und es consequent durchführt, zugleich aber in Wort und That eine überaus menschenfreundliche Gesinnung. Feind jeder kleinlichen Vielregiererei, war sein Streben für das Wohl des seiner obersten Leitung anvertrauten Landes stets auf die Gesammtheit gerichtet, und wohl wissend, daß die Belebung des Nationalgefühls der wirksamste Hebel zur Förderung auch der geistigen Volksthätigkeit sei, war er der Erste, der in Böhmen das Selbstgefühl und Selbstvertrauen des Volks wieder zu beleben und aufzurichten suchte. Als Basis der Nationalität die Cultur der vaterländischen Sprache erkennend, suchte er diese vor Allem zu heben und nicht nur als Studium zu fördern, sondern auch ihre literarische Productivität zu erweitern, und diese letztere sowol zu den gebildetern Ständen, als auch zum Volke in Beziehungen zu bringen. Ebenso gab er für Erforschung und Popularisirung der Geschichte Böhmens durch Dichtung und Malerei, durch Sammlung und würdige Aufbewahrung aller historischen und ethnographischen Denkmale den ersten Anstoß. Seinen Bemühungen gelang es, diesem Streben für die böhm. Sprache und Geschichte in der Gründung des großartig gedachten Vaterländischen Museums für immer einen Mittelpunkt zu sichern. Aber auch in anderer mehr allgemeiner Richtung fanden Wissenschaft und Kunst einen eifrigen Beschützer an ihm; gleiche Pflege widmete er den Wohlthätigkeitsanstalten, deren mehre, wie z. B. das reorganisirte Armeninstitut, die Sparkasse u. s. w., ihm ihre Entstehung verdanken. Gleich aufmerksam bewies er sich den materiellen Interessen, namentlich der Fabrikindustrie und der Landwirthschaft. Im J. 1826 wurde er in das Staatsministerium nach Wien berufen. Die Beziehungen, in welche er sehr bald zur Person des Monarchen und zu den Staatsgeschäften trat, zeigten, daß der Kaiser ihn dem Einflusse und sonstigen Maßnahmen eines andern berühmten Staatsmannes, dem das frühere unbeschränkte Walten erst nach der Julirevolution wieder zufiel, als Gegengewicht bestimmt hatte. Wenn es übrigens früher seinem aufgeklärten Patriotismus nicht immer gelang, das für gut Erkannte auch gut durchzuführen, so müssen hierbei die Hindernisse berücksichtigt werden, die der tiefgewurzelte Eigenwille des Kaisers Franz

allen mehr zeitgemäßen Maximen entgegenzustellen wußte; um so freier gestaltete sich K.'s Wirken seit dem Regierungsantritte des Kaisers Ferdinand, wo das System der Milde die vorherrschende Richtung gewann. Der versöhnenden Politik K.'s ist es vorzüglich zuzuschreiben, daß die Milderung des Looses der ital. politischen Gefangenen einer der ersten Regierungsacte des neuen Kaisers, und daß diese Milderung während der Krönung zu Mailand zu einer fast vollständigen Amnestie erweitert wurde, die demnächst auch auf die in Galizien und Ungarn schwebenden politischen Processe ausgedehnt werden dürfte.

Kolūren nennt man in der Astronomie diejenigen zwei größten Kreise der Himmelskugel, von denen der eine durch die Pole des Äquators und die Sonnenwendepunkte, der andere durch die Pole des Äquators und die Äquinoctialpunkte gezogen gedacht wird. Den erstern nennt man den Kolur der Solstitien, den letztern den Kolur der Äquinoctien. Beide gehören zu den sogenannten Declinationskreisen.

Kolūthus, ein griech. Dichter aus dem Anfang des 6. Jahrh. n. Chr., aus Lykopolis in Ägypten, verfaßte mehre größere Gedichte, wie die „Calydoniaca" und „Persica", die sämmtlich untergegangen sind. Nur ein kleineres heroisches Gedicht „Raub der Helena", in homerischer Manier und in einer für jene Zeiten noch ziemlich correcten Sprache geschrieben, hat sich unter seinem Namen erhalten. Dasselbe wurde vom Cardinal Bessarion wieder aufgefunden, hierauf zuerst von Aldus (Ven. 1504), dann von Lennep (Leuward. 1747; neuer Abdruck von Schäfer, Lpz. 1823), J. Bekker (Berl. 1816) und Julien (Par. 1823) herausgegeben und von F. F. H. Passow ins Deutsche übersetzt (Güstrow 1829).

Kolyma und Omodon, zwei Zwillingsflüsse wie Ganges und Bramaputra und Euphrat und Tigris, durchströmen einen Theil der Provinz Jakuzk im östlichen Sibirien und trennen durch ihren Lauf die Halbinsel Tschukotien oder das Land der Tschuktschen vom Lande der Korjäken und Jukagiren. Die Quellen sind im Gebirge Stannowoi Chrebet unter 61° und 62° nördl. Br., die gemeinsame Mündung ist unter 69° nördl Br. bei Nischni Kolymsk, welches außer Werchni Kolymsk auch die einzige Stadt ist, die an diesem wasserreichen, die meiste Zeit des Jahres aber mit starrem Eise belegten Strome liegt. Die erst neuerlich entdeckten Bäreninseln liegen der Kolymabai, in welche sich der Doppelfluß bei seiner Mündung erweitert, vor, und werden von Pelzjägern und Robbenschlägern aus Nischni Kolymsk alljährlich zu Eise besucht.

Kolywan, eine der bedeutendsten Bergstädte des russ. Reichs, im Tomskischen Gouvernement an den Flüssen Ob und Berda, liegt in einer rauhen und wilden Berggegend mitten in dem durch seinen Silberreichthum ausgezeichneten Kolywanischen Erzgebirge, welches ein Theil des kleinen Altai ist. In der Nähe sind sechs Silber-, eine Kupfer- und eine Eisenhütte, deren Erzeugnisse von hier aus über Tobolsk nach Jekaterinburg abgeliefert werden müssen. K. selbst hat über 1100 E., die zum größten Theil ebenfalls in Bergwerken beschäftigt sind, sodaß die Stadt ein sehr ödes Ansehen hat.

Kombābos, ein Syrer, wurde als Muster der Keuschheit zum Sprüchworte, indem er, vom Könige Antiochus Soter zum Begleiter seiner Gemahlin auf ihren Reisen erwählt, sich vorher entmannt und die Zeichen seiner Entmannung dem Könige in einem verschlossenen Behälter übergeben haben soll. Als nun seine Feinde und die seiner Aufsicht überdrüßige Königin durch verleumderische Gerüchte bei dem Könige für K. das Todesurtheil ausgewirkt hatten, da bat dieser denselben, das ihm übergebene Kästchen zu öffnen, und lieferte darin den unumstößlichsten Beweis seiner Unschuld, sodaß ihm zu Ehren eine bronzene Statue errichtet wurde. Unter den Deutschen behandelte Wieland diese Sage in der Erzählung „Kombabus".

Kometen, d. i. Haarsterne, nennt man mit einem aus dem Griechischen entlehnten Namen eine überaus zahlreiche und in vielen Beziehungen sehr räthselhafte Classe von Himmelskörpern, die nebst den elf Planeten und ihren 18 Monden zu unserm Sonnensysteme gehören, gewöhnlich nur kurze Zeit, nämlich dann, wenn sie der Sonne und zugleich der Erde verhältnißmäßig nahe kommen, durch Fernröhre oder, was aber weit seltner ist, mit bloßem Auge sichtbar werden und sich dann wieder mit wenigen Ausnahmen auf lange Zeit, größtentheils auf Jahrhunderte oder gar Jahrtausende in den fernsten Räumen des Weltalls unserer Betrachtung entziehen. Ihren Namen haben sie von ihrer sonderbaren

Gestalt oder Erscheinung erhalten, bei welcher wir dreierlei Theile unterscheiden müssen. Der immer vorhandene Hauptbestandtheil ist eine Art Nebelhülle oder Lichtnebel, eine im Verhältniß zu andern Sternen große, mehr oder weniger glänzende, runde, aber niemals scharfbegrenzte Lichtmasse, welche man den Kopf oder auch das Haar des Kometen nennt; sie umgibt zuweilen in der Form eines leuchtenden Ringes, auch wol von zwei oder drei concentrischen Ringen, die durch blassere Zwischenräume getrennt sind, einen stärker glänzenden planetenartigen Theil, den sogenannten Kern, und ist nicht selten an der der Sonne entgegengesetzten Seite mit einem hellen Streifen verbunden, den man den Schweif nennt, weshalb diese Gestirne auch Schweifsterne genannt werden. Der letztere, häufig von dem Kopf durch einen leeren dunkeln Raum getrennt, ist immer sehr dünn, sodaß man die kleinsten Sterne hindurchschimmern sieht, ferner in einiger Entfernung von dem Kopf des Kometen gekrümmt (und zwar nach der Gegend, aus welcher der Komet kommt) und oft von so ungeheurer Ausdehnung, daß er 90 und mehr Grade des Himmels einnimmt und mit Rücksicht auf seine Entfernung mehre Millionen Meilen lang (der des berühmten Kometen von 1811 war nach Herschel's Berechnung nicht weniger als 22 Mill. Meilen lang, und sein Durchmesser maß in der Nähe des Kopfes 200000, gegen das Ende hin über 1 Mill. Meilen) sein muß. Zuweilen ist ein doppelter oder mehrfacher Schweif vorhanden, ja der Komet von 1766 hatte drei Doppelschweife, die sich fächerartig ausbreiteten. Übrigens ist das Ansehen der Kometen (insbesondere das ihrer Schweife) sehr veränderlich, nur ist es schwer, die wirklichen, in der Materie derselben vorgehenden Veränderungen von denjenigen zu unterscheiden, die nur scheinbar sind und von dem veränderten Stande der Kometen gegen Sonne und Erde herrühren. In der Regel nehmen die Kometen an Größe zu, indem sie sich von der Sonne entfernen; in vielen Fällen mag dies uns nur darum so vorkommen, weil wir sie, je weiter sie von der Sonne entfernt sind, an desto dunklern Stellen des Himmels erblicken, in andern Fällen ist aber eine wirkliche Zunahme unverkennbar.

In frühern Zeiten waren die oft so plötzlich zum Vorschein kommenden Kometen nicht nur ihrer räthselhaften Natur und ihrer scheinbar so unregelmäßigen Bewegungen wegen Gegenstände des Erstaunens, sondern sogar des Schreckens und abergläubischer Furcht, indem man sie für die Vorboten eines bevorstehenden, einen großen Theil der Erde betreffenden, schweren Unglücks, wie Krieg, Epidemie, Überschwemmung u. s. w., ansah. Heutzutage ist diese Art von Aberglauben bei den gesitteten Nationen wol ganz und spurlos verschwunden. Freilich hat sich die Zahl der beobachteten Kometen seit der Erfindung der Fernröhre außerordentlich vermehrt und jetzt (namentlich seitdem die dänische Regierung Diejenigen, welche einen nur mit Fernröhren sichtbaren Kometen zuerst entdecken, durch eine Medaille auszeichnet) vergeht kein Jahr, in welchem nicht ein Komet oder mehre beobachtet würden, ja zu Anfange des J. 1845 waren zu gleicher Zeit vier Kometen sichtbar. Aber nur der kleinste Theil der vorhandenen Kometen wird uns sichtbar, nur diejenigen, welche der Sonne nahe genug kommen und in der Nacht am Himmel stehen, da nur in wenigen einzelnen Fällen Kometen von ungewöhnlicher Helligkeit, wie diejenigen, welche 43 v. Chr., sowie 1402, 1532, 1577 (von Tycho Brahe am Tage entdeckt) und 1744 sichtbar waren, oder solche, deren Erscheinen mit einer totalen Sonnenfinsterniß zusammentraf (z. B. nach Seneca 60 v. Chr.), bei Tage gesehen worden sind. Auch müssen viele uns darum unsichtbar bleiben, weil sie nur bei trüber Witterung in hinreichende Nähe kommen oder nur auf der größtentheils unbewohnten südlichen Erdhälfte beobachtet werden können. Schon hieraus läßt sich abnehmen, wie außerordentlich groß die Zahl der Kometen sein, und daß sie wenigstens viele Tausende betragen muß, vielleicht in die Millionen geht. Die Bewegungen der Kometen sind scheinbar ganz unregelmäßig; einige bewegen sich in derselben Richtung wie die Planeten von Westen nach Osten um die Sonne, oder sind rechtläufig, andere dagegen bewegen sich in entgegengesetzter Richtung oder sind rückläufig; sie durchstreifen alle Theile des Himmels, ohne, wie die Planeten, auf eine gewisse Gegend desselben beschränkt zu sein; manche sind nur kurze Zeit, kaum einige Tage, andere viele Monate lang sichtbar. Der Engländer Halley war der Erste, der die Berechnung von Kometenbahnen versuchte, nachdem Newton bewiesen hatte, daß die Kometen in ihren Bewegungen Gesetzen folgen, die von denen der

Planetenbewegung nicht wesentlich verschieden sind, und daß sechs Bestimmungsstücke oder Elemente hinreichen, um von der Erscheinung jedes Kometen am Himmel vollkommen Rechenschaft zu geben. Alle bewegen sich in einem Kegelschnitte, in dessen einem Brennpunkte die Sonne steht, viele erwiesenermaßen (vielleicht alle) in Ellipsen, die sich von den Planetenbahnen, welche bekanntlich gleichfalls Ellipsen sind, nur durch ihre langgestreckte, von der Kreisform viel mehr abweichende Gestalt unterscheiden. Dies zeigt sich in dem Unterschiede zwischen der kleinsten und größten Entfernung von der Sonne, der bei den Kometen immer weit größer ist. Selbst bei demjenigen Planeten, dessen Bahn von der Kreisform am meisten abweicht, nämlich der Juno, ist der größte Abstand von der Sonne (zur Zeit der Sonnenferne) nur etwa um zwei Drittel größer als der kleinste (zur Zeit der Sonnennähe), während die Kometen fast sämmtlich in ihrer Sonnenferne vielmal weiter als in der Sonnennähe von der Sonne entfernt sind; z.B. der berühmte Komet von 1811 hat sich der Sonne bis auf 48 Mill. Meilen genähert und entfernt sich von derselben auf 8000 Mill. Meilen. Alle Kometen sind nur kurze Zeit vor oder nach ihrer Sonnennähe sichtbar; um diese Zeit kommen sie zuweilen der Sonne weit näher, als die nächsten Planeten, ja der Komet von 1680 war in der Sonnennähe von der Oberfläche der Sonne nur 32000 Meilen entfernt, während sich der von 1729 der Sonne nur bis auf 84 Mill. Meilen genähert hat. Hätte ein Komet eine Parabel oder Hyperbel zu seiner Bahn, so könnte er überhaupt nur einmal in die Nähe der Sonne kommen, und müßte sich nachher von derselben ins Unendliche entfernen. Von allen bisher beobachteten und berechneten Kometen hat ungefähr der sechste Theil eine entschieden elliptische Bahn, der 20. Theil, wie es scheint, eine hyperbolische; bei allen übrigen zeigte die Bahn sich parabolisch, vielleicht nur darum, weil eine Ellipse in der Nähe der Endpunkte der großen Achse sehr große Ähnlichkeit mit einer Parabel hat.

Die Bestimmung der Bahn eines Kometen hat darum sehr große Schwierigkeiten, weil wir immer nur einen verhältnißmäßig sehr kleinen Theil derselben sehen können und daher die krummlinige Bahn aus wenigen Punkten construiren müssen. Verzeichnisse solcher Kometen, deren Bahnen berechnet sind, haben Delambre, Schumacher, Olbers u. A. geliefert; das von Olbers enthält 129 Kometen, unter denen drei von kurzer Umlaufszeit deshalb merkwürdig sind, weil man zu vorausbestimmten Zeiten ihre Wiederkehr beobachtet und sich dadurch von der Richtigkeit der Berechnung überzeugt hat. Der erste derselben ist der Halley'sche, so genannt von dem engl. Astronomen Edmund Halley, der ihn bei seinem Erscheinen im J. 1682 seinen Elementen nach als identisch mit den in den J. 1531 und 1607 beobachteten Kometen erkannte, seine Umlaufszeit zu 75—76 Jahren bestimmte und seine Wiederkehr für das J. 1758 oder 1759 voraussagte. Seine Voraussagung traf ein, indem der Komet am Ende des J. 1758 wiedererschien; seitdem ist er im J. 1835 wieder gesehen worden und genau um die vorherbestimmte Zeit (am 16. Nov., nur drei Tage später als berechnet war) durch die Sonnennähe gegangen. Dieser Komet, welcher höchst wahrscheinlich auch mit den 1230, 1305, 1380 und 1456 beobachteten Kometen ein und derselbe ist, gehört zu den größern, kann daher mit bloßen Augen gesehen werden und zeichnet sich namentlich durch die große Länge seines Schweifs aus, die 1456 auf 60, 1682 auf 30, 1835 auf 20 Grade angegeben wurde, demnach also bei jedem Erscheinen vermindert gewesen zu sein scheint, was auch von dem Glanze des Kometen gilt. Die kleinste Entfernung des Kometen von der Sonne beträgt etwa zwölf, die größte 730 Mill. M. — Der zweite Komet von kurzer Umlaufszeit ist der Encke'sche, so genannt von dem Professor Encke in Berlin, der seine periodische Wiederkehr zuerst bewies, aber entdeckt von Pons zu Versailles am 26. Nov. 1818, jedoch mit den 1786, 1795, 1805 beobachteten Kometen identisch. Er hat unter allen bekannten Kometen die kürzeste Umlaufszeit von nur drei Jahren 115 Tagen und ist seit seiner Entdeckung oder vielmehr Berechnung regelmäßig in den J. 1822, 1825, 1828, 1832, 1835, 1838, 1842, 1845 beobachtet worden, wobei man aber die sehr merkwürdige Bemerkung gemacht hat, daß seine Umlaufszeit allmälig abnimmt, was wieder mit einem Kleinerwerden seiner Bahn oder einer Annäherung dieses Kometen an die Sonne, von der er jetzt in der Sonnennähe nur sieben, in der Sonnenferne aber 84 Mill. M. entfernt ist, nothwendig zusammenhängen muß. Man erklärt diese Erscheinung (nach Encke) durch das Vorhandensein einer den Weltraum, den man früher für ganz leer

hielt, erfüllenden, überaus feinen elastischen Flüssigkeit, eines sogenannten Äthers, der dem Kometen bei seiner Bewegung Widerstand leistet, dadurch aber seine Geschwindigkeit und mit ihr auch seine Schwungkraft vermindert, was eine Annäherung des Kometen an die Sonne und demnach, den Kepler'schen Gesetzen gemäß, zugleich eine Verminderung seiner Umlaufszeit zur Folge haben muß. Wahrscheinlich wird daher dieser Komet endlich in die Sonne stürzen, wenn er sich nicht vorher auflöst. Übrigens ist er nur mit Fernröhren wahrnehmbar und hat keinen Schweif. — Der dritte Komet von kurzer Umlaufszeit ist der Biela'sche, so genannt von dem östr. Hauptmann von Biela, der ihn am 28. Febr. 1826 zu Josephstadt in Böhmen entdeckte und für diesen Zeitpunkt die Rückkehr eines im Febr. 1772 und im Dec. 1805 beobachteten Kometen erwartet haben will. Er ist gleich dem vorigen mit bloßen Augen nicht sichtbar, bewegt sich in 6¾ Jahren um die Sonne und erreicht in seiner Sonnenferne einen Abstand von 129 Mill. M. von der Sonne, während er in der Sonnennähe nicht nur mit der Erde beinahe gleichen Abstand von der Sonne hat, sondern auch, nach der Lage seiner Bahnebene, der Erdbahn sehr nahe kommt, sodaß möglicherweise einmal ein Zusammenstoß dieses Kometen mit der Erde eintreten könnte. Indeß zeigt eine leichte Rechnung, wie außerordentlich gering die Wahrscheinlichkeit eines solchen Zusammentreffens ist; ob es aber, wenn es stattfände, der Erde sehr gefährlich sein würde, ist eine Frage, die sich nur im Zusammenhang mit der sogleich zu erörternden Natur der Kometen behandeln läßt, da Alles darauf ankommt, ob der Komet einen festen Kern hat oder nicht. (Im J. 1832 war der Komet am 29. Oct. nur 4⅔ Erdhalbmesser von dem nächsten Punkte der Erdbahn, den aber die Erde selbst erst am 30. Nov. erreichte, entfernt.) Sein nächstes Erscheinen steht im J. 1846 bevor. — Noch ein Komet von kurzer Umlaufszeit wurde 1815 von Olbers entdeckt, ist nach ihm benannt und hat nach Bessel eine Umlaufszeit von 74 Jahren; seine Entfernung von der Sonne beträgt in der Sonnennähe 25, in der Sonnenferne 710 Mill. M. Ob er mehrmals beobachtet worden ist, ist ebenso wenig bestimmt nachzuweisen, wie bei dem am 22. Nov. 1843 von du Faye in Paris entdeckten, dessen Umlaufszeit zu ungefähr 7⅓ Jahren berechnet ist, und bei dem am 22. Aug. 1844 von de Vico in Rom entdeckten, der sich entschieden in einer elliptischen Bahn bewegt und eine Umlaufszeit von etwa 5½, nach Andern 6½ Jahren hat. Vielleicht ist der letztere einerlei mit dem Kometen von 1770. Im J. 1770 wurde nämlich ein Komet entdeckt, dessen Bewegung einer Umlaufszeit von 5½ Jahren entsprach. Nach Verlauf dieser Zeit wurde er jedoch vergeblich erwartet, und aus einer rechnenden Untersuchung ergab sich, daß er durch die Anziehung des Jupiter in eine viel weitere Bahn versetzt worden sein muß, in welcher er der Sonne nicht mehr nahe genug kommt, um uns sichtbar zu werden. — Der Komet von 1811 hat nach Argelander eine Umlaufszeit von etwa 3000 Jahren, der von 1680 nach Encke eine von 8800 Jahren.

Die Frage nach der eigentlichen Natur der Kometen ist ungemein schwer zu beantworten. Zwar ist man längst darüber im Klaren, daß sie keine bloßen Meteore oder vorübergehende Erscheinungen sind, eine Ansicht, der noch der große Kepler zugethan war, sondern, was zuerst Tycho nachwies, aber schon Seneca annahm, dauernde Himmelskörper, wie die Planeten und Fixsterne; ob sie aber feste Körper sind oder nicht und ob sie mit eigenem oder mit erborgtem Lichte leuchten, läßt sich noch immer nicht entscheiden. Beide Fragen hängen übrigens genau zusammen. Wären die Kometen, oder doch einige von ihnen, feste Körper und würden sie gleich den Planeten nur durch reflectirtes Sonnenlicht erleuchtet, so müßten sie Phasen oder Lichtwechsel zeigen, wie wir sie am Mond und an der Venus beobachten, die uns nach ihrem verschiedenen Stande gegen die Sonne ganz oder theilweise erleuchtet erscheinen; davon hat sich aber bei den Kometen nie eine Spur gezeigt. Entweder sind sie also feste und zugleich selbstleuchtende Körper, oder sie erhalten ihr Licht von der Sonne, können aber dann auch keine festen Körper sein, sondern werden in ihrer ganzen Masse von den Sonnenstrahlen durchdrungen, sodaß sie bei jeder Stellung gegen die Sonne als ganz erleuchtet erscheinen. Ein Vorübergang eines Kometen vor der Sonne, welcher in dem Falle, daß jener als dunkeler Fleck auf der Sonne erschiene, für die interessante Frage nach der Natur der Kometen entscheidend sein würde, ist noch nie mit Sicherheit beobachtet worden. Die Materie, aus welcher die Nebelhülle der Kometen besteht, ist auf jeden Fall

so äußerst fein, daß sie fast von unsern Nebeln an Materialität übertroffen wird. Da übrigens so viele Kometen gar keinen Kern zeigen, z. B. die von 1795, 1797, 1804, und selbst durch ihre Mitte Fixsterne durchschimmern lassen, während auch in den Fällen, wo ein deutlicher Kern wahrzunehmen ist, derselbe in der Regel sehr klein (oft hält er nur wenige Meilen im Durchmesser, wie die Kerne der Kometen von 1798 und 1805, deren Durchmesser nach Herschel nur fünf bis sechs Meilen betrugen), dabei schlecht begrenzt und von ziemlich mattem Lichte ist, so kann als wahrscheinlich angenommen werden, daß auch der sogenannte Kern in allen Fällen nichts als etwas mehr verdichteter Lichtnebel ist. Freilich ist es möglich, daß unter den Kometen Körper von sehr verschiedener physischer Beschaffenheit vorkommen. Der Umstand, daß die Kometen an Ausdehnung abnehmen, wenn sie sich der Sonne nähern, mag daher kommen, daß durch die Wärme der Sonne ein Theil des die Kometen bildenden Lichtnebels völlig verflüchtigt und daher unsichtbar, dagegen bei größerer Entfernung von der Sonne und abnehmender Einwirkung derselben wieder sichtbar würde, indem wir eine Analogie zwischen den dunst- oder nebelartigen Bestandtheilen der Kometen und dem Wasserdunst wol annehmen dürfen. Über die Natur der Kometenschweife, die sich immer erst um die Zeit des Durchgangs durch die Sonnennähe zu bilden scheinen, sind sehr viele und verschiedene Vermuthungen aufgestellt worden, von denen die von Cardanus, Piazzi und Lehmann völlig unhaltbar sind. Newton hat wahrscheinlich gemacht, daß sie durch Theile gebildet werden, die von der Sonne abwärts vom Kopfe des Kometen aufsteigen, wobei sie durch eine von der Sonne ausgehende abstoßende Kraft getrieben zu werden scheinen. Auffallend bleibt aber immer, daß nicht alle Kometen einen Schweif haben, sodaß die Materie vieler der abstoßenden Kraft der Sonne gar nicht unterworfen zu sein scheint, und daß in seltenen Fällen der Schweif der Sonne zugekehrt ist, z. B. bei dem Kometen von 1823, von dessen zwei Schweifen der eine der Sonne zugekehrt, der andere von ihr abgewendet war. Da die meisten größern Kometenschweife in ihrer Mitte durch einen breiten dunkeln Streifen getheilt erscheinen, als ob sie doppelt wären, so ist die Vermuthung in hohem Grade wahrscheinlich, daß jeder Kometenschweif ein hohler, durchsichtiger, mit eigenem schwachen Lichte leuchtender Dunstkegel ist. Das Scintilliren oder Strahlenschießen, das man in den Kometenschweifen nicht selten wahrnimmt, hat wol, wie das Funkeln der Sterne, in der ungleichen Dichtigkeit der Atmosphäre, im Vorüberziehen ungleich brechender Luft- und Dunstmassen seinen Grund.

Schließlich ist noch über die wahren oder vermeintlichen Wirkungen der Kometen ein Wort zu sagen. Daß ein Zusammenstoß der Erde mit einem Kometen zwar höchst unwahrscheinlich ist, immerhin aber unter die möglichen Fälle gehört, wurde bereits bemerkt; er würde, falls der Komet einen festen Kern hätte, der Erde jedenfalls sehr nachtheilig und im Stande sein, die bedeutendsten Revolutionen auf ihr hervorzubringen. Von einer bloßen Annäherung eines Kometen oder einem Durchgange der Erde durch die lockern, dunstartigen Theile desselben, wie er wahrscheinlich am 26. Juni 1819 stattgefunden hat, wird schwerlich ein erheblicher Nachtheil oder eine Einwirkung auf die Erde zu besorgen sein. Vielfach hat man behauptet, daß die Kometen auf die Jahreszeiten einen Einfluß ausübten und namentlich eine größere Sommerhitze zur Folge hätten; indeß zeigt eine genauere Prüfung älterer und neuerer Beobachtungen, daß jene Behauptung völlig ungegründet ist, und man könnte denjenigen Kometenjahren, die sich durch einen heißen Sommer auszeichneten, mindestens ebenso viele entgegenstellen, die keinen solchen oder wol gar einen sehr strengen Winter hatten, wie dies unter andern von dem J. 1680 gilt, in dem einer der glänzendsten Kometen sichtbar war. Eine unmittelbare Wirkung auf das Thermometer ist niemals bemerkt worden, selbst nicht bei dem glänzenden Kometen von 1811, der übrigens zufällig mit einem sehr heißen Sommer zusammentraf.

Kometensucher oder Nachtfernrohr nennt man ein astronomisches Fernrohr, das zwar eine schwache Vergrößerung, aber ein größeres Gesichtsfeld als gewöhnlich und zugleich eine bedeutende Lichtstärke besitzt. Ein solches Fernrohr eignet sich vorzüglich dazu, Gegenstände von mattem Glanze, z. B. Kometen, kleine Sterne oder Nebelflecken, aufzufinden. Man bedient sich jetzt allgemein achromatischer Kometensucher mit Stativen; die

ältern Kometenentdecker brauchten nichtachromatische ohne Stative. Eine besondere Art des Nachtfernrohrs ist der sogenannte Sucher (s. d.).

Komisch. Das Komische gehört zunächst der dramatischen Darstellung des Lächerlichen (s. d.) an und ist der Darstellung des Ernsten oder Tragischen entgegengesetzt. Seinen Namen führt es, weil eine komische Darstellung in der Komödie oder dem Lustspiel den weitesten Spielraum hat. Gleichwol dehnt es sich über alle andern Formen der Poesie aus. Die poetische Darstellung des Lächerlichen will aber, wo sie das Gemeine in ihren Kreis zieht, dieses nicht nachahmen und blos das Lachen erregen, sondern als kunstmäßige Darstellung das beschränkte Thun und Treiben der Menschen unter der Form des Sinnreichen und Witzigen erscheinen lassen. Sie soll, in charakteristischen Formen ausgedrückt, ein fröhliches Spiel des Geistes sein, der mit freier Phantasie selbst in die niedrigen Regionen der Menschenwelt sich herabläßt, um hinter der Maske der Narrheit und Ungereimtheit die Narren zu necken und das edle Selbstgefühl des geistig Gesunden scherzend zu erregen. Sie scheint ungezügelt; allein sie trägt in sich selbst das Maß des Edeln und Sittlichen, und obwol sie scheinbar dem Schönen entgegengesetzt ist und alle Form aufzulösen scheint, die in dem Schönen als Ideal dargestellt ist, so schafft sie doch ihre eigenen Formen; nur ist das Ideal, welches sie zunächst zeigt, das umgekehrte, und die Formen sind demselben angemessen. Eine Art des Komischen ist das Burleske (s. d.). Vgl. Schütze, „Versuch einer Theorie des Komischen" (Lpz. 1817).

Komnēnen ist der Name einer berühmten ehemaligen Herrscherfamilie, die ihren Ursprung aus Italien ableitete und von 1057—1204 auf dem Throne von Konstantinopel, seit 1204—1461 auf dem von Trapezunt 18 Kaiser, 19 Könige und überdies eine große Anzahl unabhängiger Regenten zählte. (S. Byzantinisches Reich und Trapezunt.) In literar.-historischer Hinsicht verdienen unter den Komnenen Alexius I., welcher 1081 zur Regierung gelangte, und dessen Sohn Isaak Komnenus, noch mehr aber die Tochter des Ersteren, Anna Komnena, die in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. lebte, eine ehrenvolle Erwähnung. Letztere beschäftigte sich nach dem Tode ihres Gatten, des Nikephoros Bryennios, in klösterlicher Zurückgezogenheit namentlich mit geschichtlichen Studien und verfaßte unter dem Titel „Alexias" eine Geschichte ihres Vaters in 15 Büchern, welche die J. 1069—1118 umfaßt, worin, allerdings mehr in einer panegyristischen als streng historischen Darstellung, die Sitten ihrer Zeit und die Zustände des Hofes von Konstantinopel auf geistreiche Weise geschildert werden. Dieses Werk wurde nach der ungenügenden Bearbeitung von Höschel (Augsb. 1610) am besten von Poussin (Par. 1651, Fol.) herausgegeben und in Schiller's „Sammlung historischer Memoiren" (2 Bde., Jen. 1790) deutsch übersetzt. Vgl. Hegewisch, „Über die Alexias der Anna Komnena" in den „Historischen und literarischen Aufsätzen" (Kiel 1801) und Wilken „Rerum ab Alexio I., Ioanne, Manuele et Alexio II. Comnenis gestarum libri quatuor" (Heidelb. 1811). Der letzte Komnene in Trapezunt, David Komnenus, wurde nach allen gleichzeitigen Schriftstellern auf Befehl Mohammed's II. im J. 1462 nebst seiner Familie zu Adrianopel hingerichtet. Ganz unerwiesen ist daher die entgegengesetzte Behauptung eines spätern Geschichtschreibers, daß ein Glied dieser Familie, Georg Nikephoros, nach Maina in Lakonien gerettet worden sei, worauf die Nachkommen desselben zehn Generationen hindurch mit den Türken Krieg geführt hätten, bis zuletzt ein Konstantin Komnen wegen Verrath am 3. Oct. 1675 von dort nach Genua ausgewandert sei, einen Landstrich in Corsica, Paormia, angebaut und später einer seiner Söhne, Kalomeros, Stammvater der Familie Bonaparte, in Toscana sich niedergelassen habe, während von den Nachkommen des Konstantin Komnen die Würde eines Kapitanos über jenen Landstrich bis zur Zerstörung durch die Corsen im J. 1729 behauptet worden sei. Zwar erhielt ein gewisser Demetrius Komnen, geb. in Corsica 1750, angeblich der letzte Zweig dieser Colonistenfamilie, eine Entschädigung von der franz. Regierung; doch erfolgte die Anerkennung desselben als eines Nachkommen des David Komnen durch ein königliches Schreiben von 1782 nur aus politischen Gründen, weil man damals den Fall von Konstantinopel als nahe sich dachte und es im Interesse Frankreichs lag, den Anspruch der legitimen Erbfolge einem in Frankreich lebenden Sprößlinge jenes Stammes zu sichern. Dieser Demetrius Komnen wanderte zu Anfange der Revolution

aus und focht unter Condé's Fahnen; kam aber 1802 nach Frankreich zurück, und lebte nun von einem von Napoleon ihm ausgesetzten und von Ludwig XVIII. bestätigten Jahrgelde, wurde von Letzterm später zum Maréchal de Camp ernannt und starb am 8. Sept. 1821.

Komödie oder Lustspiel, s. Schauspiel.

Komorn, ungar. Komárom, freie Hauptstadt der ungar. Gespanschaft gleiches Namens, auf der überaus fruchtbaren Insel Schütt, wo die Donauarme sich wieder vereinigen, hat gegen 18000 E., ein katholisches und ein reformirtes Gymnasium, eine öffentliche Bibliothek und bedeutenden Handel. Die von Matthias Corvinus gegründete, 1805 neu erbaute Festung, welche die Donau beherrscht, gehört zu den durch Kunst und Natur gesichertsten Plätzen Ungarns.

Komos ist der griech. Name der Zechgelage, der Zech- und Schmauslieder junger Leute, welche singend vor die Häuser ihrer Bekannten und Geliebten zogen, um Ständchen zu bringen, dann bei Spätern der Gott der Zechgelage selbst. Als solcher wird er als geflügelter Jüngling gewöhnlich in Gruppen mit dem Seilenos oder mit Eroten oder mit Zechern dargestellt. Philostratus beschreibt ein Gemälde, auf dem er trunken und müde nach dem Gelage, mit auf die Brust gesenktem Haupte, im Stehen schlafend, mit gesenkter Fackel und übergeschlagenem Beine dargestellt war.

Konchoide oder Muschellinie heißt die krumme Linie des vierten Grades, die Nikomedes, ein griech. Geometer, der im 2. Jahrh. v. Chr. lebte, erfand, um durch sie die beiden berühmten Probleme aufzulösen, zwischen zwei gegebenen Linien zwei stetige Proportionalen zu finden und einen gegebenen Winkel in drei gleiche Theile zu theilen. Newton brauchte die Konchoide zur geometrischen Auflösung der Gleichungen des dritten und vierten Grades, weil dieselbe in Beziehung auf ihre Construction nach dem Kreise die einfachste von allen krummen Linien ist. Auch brauchte man diese Linie zur Verjüngung der Säulenschäfte, was zuerst von Vignola geschah, und zur Messung des Inhalts der Fässer, indem man, obschon unrichtig, annahm, daß die Faßdauben nach dieser Linie gekrümmt seien. Für die Geometrie ist sie noch deshalb merkwürdig, weil sie einen sogenannten Knoten oder auch eine Spitze haben kann. — Verschieden von der Nikomedischen Konchoide ist die elliptische Konchoide, die ebenso durch eine Ellipse entsteht, wie jene durch einen Kreis; auf ähnliche Art entsteht eine parabolische und eine hyperbolische Konchoide. Außerdem gibt es noch höhere Gattungen von Konchoiden, welche keine geradlinige, sondern eine krummlinige Basis haben.

Kon-fu-tse, d. i. edler Lehrer, lat. Confucius, ein praktischer Religionslehrer in China, von großem Einflusse auf Mit- und Nachwelt, stammte aus königlichem Geblüte und war 551 v. Chr. geboren. An dem Hofe des Königs von Lu bekleidete er die Würde eines Mandarin, gab sie aber auf, als der König seinen Rathschlägen nicht mehr folgen wollte und ging in das Königreich Sum, wo er als Religionslehrer auftrat. Später zum ersten Staatsbeamten ernannt, legte er, aus Abscheu vor den tyrannischen Grundsätzen der Regierung, abermals sein Amt nieder, wanderte als Lehrer und starb in Lu 478 v. Chr. In seinem ganzen Leben erscheint er als ein friedlicher und nüchterner Weiser, welcher nur Lehren der Tugend und der Klugheit ausbreiten wollte und namentlich das Maßhalten in allen Dingen empfahl. Er wurde der Stifter einer zahlreichen Sekte, welche noch in China fortdauert und sich auch in Cochinchina ausgebreitet hat. Die bestehende Religion des Volkes wollte er nicht ändern, sondern nur lehren, wie dieser religiöse Glaube im Lebenswandel sich wirksam zeigen müsse. Deshalb umfaßt seine Sittenlehre alle Verhältnisse des Lebens. Weniger Beifall verdient er als Gesetzgeber. Die Grenzen der väterlichen Gewalt dehnte er zu weit aus, indem er den Ältern sogar das Recht zugestand, ihre Kinder zu verkaufen. Überhaupt ließ er sich durch Achtung gegen die frühern Gesetzgeber seines Volks abhalten, in eigne Untersuchungen über die Gesetzgebung einzugehen. Er trug unter dem Titel „Kings" die fünf heiligen Bücher der Chinesen zusammen, und seine Moral kennen wir besonders aus den von seinem Enkel Tschü-tse gesammelten Tschung-yung. (S. Chinesische Sprache, Schrift und Literatur.) Seine Darstellung ist lakonisch und kräftig.

König, altfränk. Chunig oder Kuning, ist von dem goth. Worte chuni, d. h.

Geschlecht, abzuleiten. Den Königen gebührt, gleich den Kaisern, ausschließend der Titel Majestät; auch sind noch andere, größtentheils das Ceremoniel betreffende Vorrechte an den Königstitel geknüpft, die in der Diplomatik unter dem Namen der königlichen Ehren (honores regii) begriffen werden. Diese königlichen Ehren besitzen jedoch auch zuweilen solche Staaten, deren Regenten den königlichen Titel nicht führen; so besaßen sie die alte Republik Venedig und die der Vereinigten Niederlande, so noch gegenwärtig die Schweiz, der Kurfürst von Hessen und wenigstens zum Theil auch die Großherzoge. Übrigens wird der königliche Titel in Europa nur von wirklich regierenden und abdicirten Königen geführt; eine Ausnahme hiervon machte im Deutschen Reiche der noch bei Lebzeiten eines Kaisers gewählte Nachfolger, welcher den Titel Römischer König führte, wie denn auch Napoleon, nachdem er Rom mit Frankreich vereinigt hatte, seinem Thronfolger den Titel eines Königs von Rom beilegte. Mehre durch Napoleon geschaffene neue Königreiche hatten nur eine ephemere Existenz, wie Etrurien, Westfalen u. s. w.

König (Regulus) heißt in der alchymistischen Sprache das reine, aus den Erzen geschiedene, von Beimischungen unmetallischer Stoffe befreite Metall.

König (Georg Friedr.), Doctor der Rechte und Advocat zu Osterode, geb. am 21. Juli 1781 zu Entinghausen in Hannover, erhielt seine Bildung auf dem Gymnasium und der Universität zu Göttingen, und ließ sich, nachdem er 1803 als Sachwalter aufgenommen worden war, in Nordheim nieder. Zur Zeit des Königreichs Westfalen war er Procureur bei dem Tribunale zu Osterode, nach der Restauration arbeitete er wieder als Sachwalter daselbst. Die Eindrücke, die er unter der westfäl. Regierung empfangen, blieben bei ihm für die Dauer wirksam und verursachten in ihm jene auch in vielen Schriften kundgegebene Unzufriedenheit mit der Verfassung und der Verwaltung in Hannover, die ihn endlich ins Verderben stürzte. Allgemein in Osterode geschätzt, wurden ihm die Verfechter des Alten immer abholder. Unter seinen zahlreichen Schriften aus dieser Periode nennen wir „Die provisorische Ständeversammlung" (1814); „Die Tortur in Hannover" (1815); „Über die Finanzen in Hannover" (1816); „Über das Gerichtswesen in Hannover" (1817); „Die Advocaten in Hannover" (1819); „Der Nothstand der Landleute" (1821); „Die Leibeigenschaft in Osnabrück" (1827) und „Das Königthum und die Repräsentation" (Lpz. 1828). Im Spätjahre 1830 schrieb er anonym eine „Anklage des Ministeriums Münster vor der öffentlichen Meinung", voll von leidenschaftlicher Erbitterung und gehässigen Übertreibungen. In Folge der in Osterode 1831 ausgebrochenen Unruhen wurde er nebst dem Advocat Dr. Freitag, als der Aufwiegelung des Volks verdächtig, verhaftet und nachdem sich der Proceß lange hingezogen, 1834 von der Kanzlei zu Stade in zweiter Instanz wegen Theilnahme und Mitanstiftung des osteroder und göttinger Aufruhrs zu fünfjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt, die er sofort in Emden antrat und die das Oberappellationsgericht auch bestätigte. So wurde er erst im Nov. 1839 wieder auf freien Fuß gesetzt. Während seiner Gefangenhaltung schrieb er die Schrift „Über die politischen und bürgerlichen Reformen und den Entwurf eines Staatsgrundgesetzes für Hannover" (Braunschw. 1832) und „Deutsche Briefe" (2 Hefte, Emden 1837); nachher „Armin der Cherusker" (Lpz. 1840) und „Die Criminalproceßordnung" (Lpz. 1840).

Koenig (Heinr. Jos.), ein namhafter Novellist und Romanschriftsteller, geb. zu Fulda 1791, war von seiner Mutter, einer Nätherin, für das Schneiderhandwerk bestimmt, wurde jedoch durch einen Lehrer, welcher seine Fähigkeiten bemerkte, zum Studiren aufgemuntert, besuchte sodann das noch ganz jesuitisch eingerichtete Gymnasium und das Lyceum zu Fulda, ging aber bereits im 20. Jahre eine unglückliche eheliche Verbindung ein, die ihn nöthigte, seiner wissenschaftlichen Laufbahn zu entsagen und eine Schreiberstelle bei der Mairie der Stadt anzunehmen. Bereits im J. 1816 erhielt er die Stelle eines Finanzsecretairs in Fulda; in gleicher Eigenschaft wurde er 1819 nach Hanau versetzt, wo er noch gegenwärtig lebt. Seine Wirksamkeit läßt sich nach drei verschiedenen Richtungen gesondert betrachten, nach seiner kirchlichen Polemik, seiner Theilnahme an der Politik und seiner poetischen Production. Schon in früher Zeit fühlte sich sein lebendiger, zum Prüfen aufgelegter Geist von der jesuitischen Organisation des fuldaer Gymnasiums abgestoßen; seine Bekanntschaft mit den seit der Säcularisation der bischöflichen Regierung in Fulda ange-

stellten protestantischen Beamten und seine Verbindung mit dem freisinnigen Wenzel Sternau (s. d.) thaten das Übrige, und mit Freuden ergriff er die Gelegenheit, in der gegen den „Katholiken" gerichteten Zeitschrift „Der Protestant" als Laie die leichten Waffen einer nicht selten beißenden Laune gegen die katholische Geistlichkeit zu schwingen. Diese Aufsätze, die er auch unter dem Titel „Rosenkranz eines Katholiken" (Frankf. 1829) gesammelt erscheinen ließ, brachten die katholische Geistlichkeit gegen ihn in Harnisch. Die ihm gestattete Frist, sich eines Bessern zu besinnen, benutzte er dazu, in seiner Schrift „Der Christbaum des Lebens" (Frankf. 1831) seine religiösen und kirchlichen Ansichten weiter auszuführen. Gegen die weitern Drohungen des Klerus rief er den Schutz des Ministeriums an. Zwar wurde er hierauf excommunicirt, jedoch ganz in der Stille, ohne Verkündigung von der Kanzel und ohne Anschlag an der Kirche. Über diese Conflicte lieferte er einen sehr lesenswerthen Aufsatz unter dem Titel „Excommunication, ein Blick aus dem Leben in die Zeit" in das erste Heft des „Freihafens". Seiner Ansicht nach zerfällt gegenwärtig die alte Kirche in ihre Atome, welche das schöpferische Christenthum zu einem neuen kirchlichen Leben verbinden will; daher kann es, wie er weiter behauptet, bei einer solchen Weltlage keine innere Pflicht sein, einer Kirche anzugehören. Dieser Ansicht getreu hat er auch in Angelegenheiten der neukatholischen Bewegung sein Votum in einer Broschüre abgegeben, ohne sich jedoch in kirchlich bindender Form derselben anzuschließen. Als politischer Schriftsteller trat er zuvörderst in seiner Schrift „Leibwacht und Verfassungswacht, oder über die Bedeutung der Bürgergarden" (Hanau 1831) mit demselben politischen Freimuth auf, den er bereits durch seine Opposition gegen den katholischen Klerus bewährt hatte. Als Mitglied des sogenannten ersten Landtags in den J. 1832 und 1833, der eine zweimalige Auflösung erfuhr, gehörte er der Opposition an, isolirte sich aber zu sehr. Verstand und Beredtsamkeit erkannte man ihm völlig zu; durch seine Sarkasmen verletzte er häufig; seinem Charakter und seiner Gesinnung ließ man volle Gerechtigkeit widerfahren. Bedeutender noch als in den genannten Richtungen, die jedoch sein Bild als Mensch und Denker in charakteristischer Weise abrunden helfen, erscheint K. in seinen dichterischen Productionen, zu denen ihn zuerst die Errichtung eines Liebhabertheaters in Fulda anregte. Daher gehörten seine frühesten Arbeiten auch dem dramatischen Genre an; doch sind diese Erstlinge ebenso wenig wie das Trauerspiel „Otto III." (Lpz. 1836) zu seinen vorzüglichern Arbeiten zu rechnen. Selbständiger entwickelte er sich in seinen höchst talentvollen Romanen „Die hohe Braut" (2 Bde., Lpz. 1833; 2. Aufl., 1844); „Die Waldenser" (2 Bde., Lpz. 1836); „William's Dichten und Trachten" (2 Bde., Hanau 1839), vielleicht sein kunstreichstes und ausgearbeitetstes Werk, welches zu den besten Romanen der Deutschen zu zählen ist; „Deutsches Leben in deutschen Novellen" (Bd. 1. „Regina", Lpz. 1842; Bd. 2. „Veronika, eine Zeitgeschichte", Lpz. 1844), höchst zart und sauber gearbeitet und voll geistreicher Partien; endlich sein letztes Werk „Eine Fahrt nach Ostende" (Lpz. 1845). Aus allen diesen weht uns der Hauch eines eigenthümlich frischen und kräftigen Gemüthslebens, eine gesunde, kernhafte Anschauung entgegen. Noch ist K. Herausgeber der „Literarischen Bilder aus Rußland" (Stuttg. 1837).

Königsberg, poln. Krolewiez, die Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks und der Provinz Preußen, die zweite Residenzstadt der preuß. Monarchie, liegt am Pregel, über welchen hier sieben Brücken führen, unweit des Einflusses desselben in das frische Haff, und besteht aus der Altstadt, dem Löbenicht und dem Kneiphofe. Die vier größern Vorstädte und die 14 kleinern sogenannten Freiheiten mit eingerechnet, beträgt ihr Umkreis an zwei Meilen, in welchem Raume aber viele Gärten, der lange Schloßteich mit seinen schönen Umgebungen und einige Felder eingeschlossen sind. Das Schloß liegt auf einer kleinen Anhöhe; die eine Seite desselben ist vom König Ottokar von Böhmen gegründet, dem die Stadt dadurch ihre Entstehung verdankt; das übrige, ein großes Viereck bildende Gebäude, zu verschiedenen Zeiten weiter gebaut, die vordere schöne Fronte, vor welcher die bronzene Statue König Friedrich's I. steht, ist jedoch nicht vollendet worden. Die Stadt hat 22 Kirchen, darunter eine katholische, 1777 erbaut, ein mennonitisches Bethaus und eine prächtige, 1811 erbaute jüd. Synagoge. Schöne Häuser enthält die Königsstraße und seit dem Brande im J. 1811 die ausschließend sogenannte Vorstadt, sowie der alter-

thümliche, ansehnliche Kneiphof, auf einer Insel im Pregel auf Pfählen erbaut und vornehmlich der Sitz der Kaufmannschaft. Innerhalb desselben befindet sich auch der 1332 von dem Hochmeister Herzog Lothar von Braunschweig erbaute sehenswerthe Dom, 294 F. lang, mit einem 160 F. hohen Thurme, einer prachtvollen großen Orgel, die 1721 vollendet wurde, und den Gräbern der deutschen Hochmeister und Herzoge von Preußen. In dem Dom begann 1523 der erste evangelische Bischof Georg von Polentz die Reformation Preußens. Vgl. Gebser und Hagen, „Beschreibung des Doms zu K." (2 Abthl., Königsb. 1833—35). K. hat 70000 E. mit Einschluß von etwa 1500 Juden, und ist der Sitz des Oberpräsidenten der Provinzen Ost- und Westpreußen, der Regierung und des Oberlandesgerichts, des ostpreuß. Commerz- und Admiralitätscollegiums, des Generalcommandos und eines evangelischen Bischofs. Die Universität, vom Markgrafen Albrecht I., Herzoge von Preußen, 1544 gestiftet, zählte unter dem großen Kurfürsten 1644 über 2000 Studenten; gegenwärtig hat sie immer noch über 400. Der erste Rector war Georg Sabinus (s. d.), der Schwiegersohn Melanchthon's. Im J. 1844 feierte sie vom 27.—31. Aug. mit vielem Glanze ihr 300jähriges Jubiläum, bei welcher Gelegenheit von dem anwesenden Könige selbst am 31. Aug. der Grundstein zu einem neuen Universitätsgebäude gelegt wurde. Das Universitätsgebäude (Albertinum) neben dem Dome ist zur Wohnung für arme Studirende bestimmt, und das große Auditorium desselben 1822 zu einem der schönsten Hörsäle eingerichtet worden. Die Universität zählte seit ihrem Entstehen bis auf die Gegenwart herab stets sehr bedeutende Männer unter ihren Lehrern, von denen wir nur an Kant (s. d.) erinnern. Sie hat vier Klinika, acht Seminare, unter denen besonders das 1723 von Friedrich Wilhelm I. für Prediger der polnisch und lithauisch redenden Gegenden des Landes gestiftete merkwürdig ist, eine 1811—1813 erbaute Sternwarte, einen 1809 angelegten botanischen Garten, ein anatomisches Theater, ein zoologisches Museum, ein Münzcabinet, eine Mineralien- und physikalische Instrumentensammlung und eine Sammlung von Kunstsachen und Gypsabgüssen nach Antiken. Die Universitätsbibliothek enthält seit ihrer Vereinigung mit der Schloß- und Stadtbibliothek über 60000 Bände. Das geheime Archiv des ehemaligen Ritterordens verwahrt sehr wichtige Urkunden und hat seit 1811 einen eignen Director, gegenwärtig den Geh. Regierungsrath und Professor Voigt (s. d.). Vgl. Gervais, „Die Gründung der Universität K. und deren Säcularfeier 1644 und 1744" (Danz. 1844) und Witt, „Die dritte Jubelfeier der Albertus-Universität zu K." (Königsb. 1844). Außerdem hat K. 15 Kirchen, drei Gymnasien, darunter das Collegium Fridericianum, drei höhere Bürgerschulen, eine höhere Töchterschule, ein mit dem Waisenhause verbundenes Schullehrerseminar, sowie mehre gelehrte Gesellschaften, darunter die königliche Deutsche Gesellschaft, 1741 gestiftet, und die Physikalisch-ökonomische Gesellschaft, 1789 in Mohrungen gegründet und 1799 hieher verlegt. Obgleich der Pregel 15 F. Tiefe hat, so können doch wegen einiger seichten Stellen größere beladene Schiffe auf demselben nicht bis an die Stadt kommen, sondern werden bei der Festung und Hafenstadt Pillau ausgeladen und belastet. Der Handel war sonst in K. von der größten Bedeutung und ist es zum Theil noch; der Schiffbau aber hat sichtbar abgenommen. Von den mannichfachen Fabrikaten, die in K. verfertigt werden, sind die Zuckerbäckerwaaren, besonders der Marcipan, auswärts bekannt. Bernstein wird fast allein von hier bezogen. Vor dem Kneiphofe liegt die Citadelle Friedrichsburg, ein mit Graben und Wällen umgebenes Viereck, mit Kirche und Zeughaus. Gegenwärtig wird K. wieder zu einer Festung ersten Ranges umgeschaffen. Vgl. Faber, „Die Haupt- und Residenzstadt K." (Königsb. 1840). — Andere Orte dieses Namens sind Königsberg in der Neumark, ehemals Hauptstadt derselben, jetzt Kreisstadt des Regierungsbezirks Frankfurt der preuß. Provinz Brandenburg, mit 5000 E., einem Gymnasium und der aus dem 13. Jahrh. stammenden Marienkirche, einem schönen Denkmal gothischer Baukunst; Königsberg in der Wetterau, eine Stadt in der großherzoglichen Provinz Oberhessen, an der Quelle der Biber, mit 600 E., einem verfallenen Bergschloß und einem Eisenbergwerk; Königsberg in Franken, die Hauptstadt des vom bair. Kreise Unterfranken enclavirten gleichnamigen Amtes im Herzogthum Sachsen-Koburg, mit 1000 E. und einem uralten, verfallenen Schlosse; Königsberg, Stadt im Herzogthum Troppau, im östr. Schlesien, mit 1000 E. und einem

Schlosse, auf welchem ein Burggraf seinen Sitz hat; und **Königsberg**, eine Freistadt im barser Comitate von Niederungarn an der Gran, mit gegen 3800 E., und einst sehr viel Ausbeute gewährenden Gold- und Silberbergwerken, und noch durch seine Glasfabriken und einen sehr wirksamen Sauerbrunnen bekannt.

Königshofen (Jak. Twinger von), geb. zu Strasburg 1348 aus einer Patrizierfamilie, gest. als Kanonikus zu St.-Thomas in seiner Vaterstadt am 27. Dec. 1420, ist der Verfasser einer großen deutschen Chronik (der Elsaßischen oder Strasburgischen), die er 1382 begann und 1415 beendete, sowie eines Auszugs daraus, den er bis 1420 fortführte, und der seit 1474, wo zu Augsburg die erste Ausgabe erschien, wiederholt daselbst gedruckt und zuletzt von Schilter (Strasb. 1698, 4.) herausgegeben wurde.

Königsmark (Maria Aurora, Gräfin), die Geliebte August's II., Königs von Polen und Kurfürsten zu Sachsen, wurde ums J. 1670, wahrscheinlich zu Stade, geboren. Ihr Vater, **Konr. Christoph K.**, war der älteste Sohn des 1653 verstorbenen Feldmarschalls **Joh. Christoph K.** und blieb als holländ. General 1673 bei der Belagerung von Bonn; ihre Mutter, eine vortreffliche Frau, war eine Tochter des berühmten schwed. Feldmarschalls Wrangel. Aurora entfaltete schon früh große körperliche Reize und geistige Fähigkeiten, für deren Ausbildung eine großartige Erziehung sorgte, während sie von Kindheit an zu Stockholm, Hamburg, Hannover, Braunschweig u. s. f. das Welt- und Hofleben von allen Seiten kennen lernte. Die Nachricht von dem plötzlichen Verschwinden ihres Bruders Phil. Christoph K., der früher in hannöv. Diensten gestanden hatte, wo er mit der unglücklichen Kurprinzessin **Sophie Dorothea** (s. d.) in vertrautem Verhältniß gewesen und jetzt General in sächs. Diensten war, veranlaßte sie, 1694 von Hamburg, wo sie nach dem Tode der Mutter bei der ältern Schwester, der vermählten Gräfin Löwenhaupt, sich aufhielt, nach Dresden zu gehen, um des kürzlich zur Regierung gelangten Kurfürsten Friedrich August Hülfe zu suchen. Bald wurde sie hier die Geliebte desselben und durch ihn 1696 zu Goslar Mutter des berühmten Marschall **Moritz Grafen von Sachsen** (s. d.). Gleichzeitig löste sich ihr Verhältniß zum Kurfürsten, doch wußte sie sich dessen Freundschaft und Achtung zu erhalten. Durch ihre Schönheit, Klugheit, weibliche Anmuth, Witz und Unterhaltungsgabe, wissenschaftliche Bildung und Talent für Kunst durch ganz Europa bewundert, nannte Voltaire sie mit Recht die berühmteste Frau zweier Jahrhunderte. Nach mehrfachen eifrigen Bemühungen, einen ehrenvollen Ruhesitz im fürstlichen Stiftscapitel zu Quedlinburg zu erlangen, wurde sie im Jan. 1698 zur abteilichen Coadjutorin und zwei Jahre später zur Pröpstin ernannt. Doch war sie zu regsamen Geistes, als daß sie hier hätte rasten sollen; sie liebte das Reisen und Wechseln des Aufenthaltsorts und war deshalb sehr oft in Dresden, Leipzig, Breslau, Hamburg u. s. w. Ihre berühmteste Reise war die im Auftrage August's II. in das Hauptquartier Karl's XII. nach Kurland, im J. 1702, um diesen zum Frieden zu bewegen. Obgleich sie bei dem störrischen Schwedenkönig nicht vorgelassen wurde, so diente dieser misglückte Friedensversuch doch zur Vermehrung ihres Ruhmes. Unter dem Wechsel eines vielbewegten Lebens und in sehr zerrütteten Vermögensumständen schied sie von der Erde mit der Hoffnung, vieler Hindernisse ungeachtet, ihren Sohn, der zum Herzoge von Kurland erwählt war, in die Reihe der europ. Regenten eingeführt zu sehen. Sie starb nach langen Leiden an der Wassersucht am 16. Febr. 1728 zu Quedlinburg, wo ihr mumienartig eingetrockneter Leichnam in den Gewölben der hohen Stiftskirche noch jetzt zu sehen ist. Viel Unwahres über sie findet sich im „Galanten Sachsen". Vgl. Cramer, „Denkwürdigkeiten der Gräfin Maria Aurora K." (2 Bde., Quedlinb. 1833).

Königssee, eine Stadt von 2000 E. im Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt, ist von früherher der **Königsseer Waaren** wegen bekannt, bestehend in allerlei Medicamenten, die als Arcana auf dem Thüring. Waldgebirge bereitet und von den Königsseern hausirend sehr weit verführt wurden, auch wol noch hier und da benutzt werden. — **Königssee** heißt auch der romantisch gelegene See im bair. Landgericht Berchtesgaden von 1 ¼ M. Länge und ¼ M. Breite, der mit dem Obernsee zusammenhängt und eine Insel umschließt, auf der sich eine Kapelle des heil. Bartholomäus befindet, weshalb er auch Bartholomäussee genannt wird.

Königsstein, die einzige Festung des Königreichs Sachsen, nahe an der böhm. Grenze, liegt auf einem senkrechten Sandsteinfelsen, 1600 F. über der vorbeifließenden Elbe, die sie aber, wegen ihrer Höhe, nicht vollständig beherrscht. Zu dem äußern Thore derselben, wo sich ein sehr beweglicher spanischer Reiter befindet, gelangt man durch eine Art bedeckten Gang. Der Zugang ist so steil, daß die Wagen hinaufgewunden werden müssen. Das Plateau des Felsen hat eine halbe Stunde im Umkreise und enthält nebst den nöthigen Gebäuden einen 600 F. tiefen Brunnen, der nebst zwei Cisternen für die Besatzung das erfoderliche Wasser liefert, Gärten und einen kleinen Fichtenwald, in welchem die Pulvermagazine liegen. Im Nothfall ist Platz genug zur Erbauung der für die kleine Besatzung nöthigen Lebensmittel. Die Mundvorräthe liegen in den in Felsen gehauenen Räumen so trocken, daß sie sich drei Jahre darin halten. Der Bau der Festung wurde unter Kurfürst Christian I. 1589 begonnen, 1731 aber erst vollendet. Merkwürdig sind nächst dem Brunnen das Zeughaus, die Casamatten, das sogenannte Pagenbette, ein schmaler Absatz der Mauer, auf welchem einst ein trunkener Page, Heinrich von Grunau, ohne herunterzufallen, geschlafen haben soll, die Kirche und die Keller. Das berühmte große Weinfaß, welches 3709 dresd. Eimer hielt, ist zerfallen. Der Berg gehörte in der frühesten Zeit den Burggrafen von Dohna und er wird als Festung unter seinem jetzigen Namen zuerst gegen Ende des 14. Jahrh. erwähnt. Mit dem Falle der Burggrafen von Dohna im J. 1401 kam sie an die Markgrafen von Meißen und so an Sachsen. Unter den Commandanten sind zu nennen Wolff Friedrich Beon, der 1710 wegen Spoliirung der Festung gehenkt wurde, und der seiner Schwänke wegen bekannte Fried. Wilh. Freiherr von Kyau (s. d.). Merkwürdige Staatsgefangene daselbst waren der Kanzler Nik. Krell (s. d.), Patkul (s. d.) und der Marquis d'Agdallo unter König Friedrich August. An dem Fuße der Festung liegt das gleichnamige Städtchen mit ungefähr 1600 E.

Königsstuhl nennt man die am Rhein, etwa 400 Schritt unterhalb Rees oder Rense sich findende künstliche Erhöhung, wo seit 1338 die Kurfürsten wiederholt zusammenkamen, um zu berathen und der neugewählte König öffentlich ausgerufen zu werden pflegte, was zuletzt bei Maximilian I. geschehen sein soll. Zu dem Königsstuhl führten 28 Stufen hinauf; er selbst war 16 F. hoch und 13 F. im Durchmesser, aus Quadern gebaut und enthielt sieben steinerne Sitze unter ebenso viel Bogen. Im J. 1814 wurde er zerstört; 1843 aber seiner historischen Erinnerungen wegen wiederhergestellt. — Königsstuhl heißt ferner der höchste Gipfel der Kreidefelsen der Stubbenkammer auf der Halbinsel Jasmund, der 200—300 F. fast senkrecht in das Meer hinabfällt. — Königsstuhl heißt endlich auch der 700 F. hohe Berg, an dessen Fuße Heidelberg liegt und auf dem ein neuer schöner Thurm aufgeführt ist.

Königswart, ein Marktflecken im böhm. Kreise Pilsen mit 11000 E. und einem Sauerbrunnen, ist besonders des Schlosses wegen berühmt, das dem Fürsten von Metternich gehört. Die im Dreißigjährigen Kriege von den Schweden zerstörte alte Burg wurde nachher von dem kaiserlichen General Grafen Metternich gekauft, der hierauf am Fuße des Berges, auf welchem die Ruinen der alten Burg liegen, das neue Schloß im ital. Stile aufführte, das, mit einem schönen Park umgeben, neben mehren Sammlungen von Münzen, Curiositäten u. s. w. namentlich auch in der reichgezierten Schloßkapelle im Altar die Gebeine einer Menge Heiliger bewahrt, zu denen häufig gewallfahrtet wird.

Königswasser, s. Scheidewasser.

Könneritz (Jul. Traug. Jak. von), sächs. Justizminister, geb. 1792 zu Merseburg, wo sein Vater, der Landstallmeister bei den merseburger und veßraischen Gestüten war, lebte, besuchte Schulpforte und studirte zu Wittenberg und Leipzig. In die Praxis trat er ein als Auditor bei dem leipziger Consistorium, unter der Leitung von Werthern's, dessen Nachfolger als Kanzler er später wurde. Nachdem er kurze Zeit in weimar. Diensten gestanden, kehrte er als Amtshauptmann nach Sachsen zurück, worauf er Appellationsrath, dann Mitglied der Landesregierung wurde. Als man später für nöthig fand, dem Cabinetsminister Grafen von Einsiedel für die innern wie für die äußern Angelegenheiten Unterstaatssecretaire beizugeben, wurde K., mit dem Titel als Geh. Rath, zu ersterer Function berufen. Im Frühjahre 1830 wurde er als Kanzler an die Spitze der Landesregie-

rung gestellt; zugleich war er Mitglied des Geh. Raths. Bei Organisation der Departementsministerien im J. 1831 wurde ihm das Justizministerium übertragen und eine durchgreifende Reorganisation des sächs. Justizwesens war die Folge. Gleich damals wurden Justiz und Verwaltung in der höhern Instanz getrennt, und die Landesregierung theilte sich in ein Landesjustizcollegium und eine Landesdirection. Größere Umgestaltungen traten in Folge des ersten constitutionellen Landtags ein. Damals kamen aus dem Justizministerium eine große Reihe zum Theil sehr wichtiger Gesetze, wovon wir nur das Staatsdienergesetz, die Gesindeordnung, das Gesetz über Bestrafung fleischlicher Vergehen, das Militairstrafgesetzbuch, das Gesetz über Allodification der Lehne anführen. Hauptsächlich aber wurde das Instanzenwesen umgestaltet; es wurden Mitteljustizbehörden eingerichtet, die zugleich Dikasterien und Aufsichtsbehörden sind; die zeitherigen Spruchcollegien wurden theils aufgehoben, theils in ihrem Wirkungskreise beschränkt; die privilegirten Gerichtsstände vereinfacht und vermindert, und die Einrichtung der Administrativjustiz erfoderte eine Bestimmung der Grenzen zwischen Justiz- und Verwaltungssachen und ein Gesetz über das Verfahren in streitigen Verwaltungssachen. Es kann diesen Gesetzen nicht abgesprochen werden, daß sie für ihren Zweck sehr umsichtig berechnet sind und eine treffliche Ausführung ihrer Principe enthalten. Das größte Verdienst aber erwarb sich K. durch das von ihm den Ständen vorgelegte und von ihnen 1837 angenommene Strafgesetzbuch, das einen bedeutenden Fortschritt in der Gesetzgebung bezeichnete. Die von ihm vorgeschlagene Umgestaltung der Untergerichte fand in der ersten Kammer, wegen der damit verbundenen Aufhebung der Patrimonialgerichte, Widerstand. Bei den ständischen Verhandlungen bewährte er, außer gediegener Rechtskenntniß, auch eine kräftige Beredtsamkeit und bewundernswerthe dialektische Gewandtheit, so namentlich in den Verhandlungen wegen Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens, bei denen er fast der ganzen zweiten Kammer gegenüber sich mit entschiedener Consequenz behauptete. — Sein Bruder, Hans Heinr. von K., geb. zu Lossa 1793, ist sächs. Gesandter in Paris.

Konoide, d. i. kegelartige Körper, nennt man in der Geometrie diejenigen Körper, die durch die Umdrehung solcher Curven um ihre Achse entstanden sind, welche, wie die Parabel, Hyperbel u. s. w., in unendliche Äste auslaufen, und zwar deshalb, weil diese Körper Ähnlichkeit mit der Gestalt eines Kegels (conus) haben. Gewöhnlich benennt man aber jeden dieser Körper nach der krummen Linie, durch deren Rotation er erzeugt wird. So nennt man den durch Rotation einer Parabel um ihre Achse entstandenen Körper ein Paraboloid, den durch Rotation einer Hyperbel entstandenen ein Hyperboloid; und es sind diese beiden Arten von Konoiden die am häufigsten vorkommenden.

Konon, ein ausgezeichneter athen. Feldherr und Flottenführer in der letzten Hälfte des peloponnes. und während des korinthischen Kriegs, wurde 409 v. Chr. mit Alcibiades (s. d.) und Thrasybulus (s. d.) zum Mitfeldherrn ernannt und erhielt nach dem Sturze des Erstern den Oberbefehl, erlitt aber bereits 406 bei Lesbos durch Kallikratidas (s. d.) eine Niederlage, worauf seine Einschließung im Hafen von Mitylene erfolgte, aus der ihn der Seesieg der Athener bei den Arginusen wieder befreite. Als er sich im folgenden Jahre nach dem unglücklichen Kampfe bei Argospotamos gegen Lysander (s. d.) nicht mehr zu halten vermochte, entfloh er mit acht Schiffen zu Euagoras nach Cypern und erhielt 396 von dem König Artaxerxes den Befehl über die gegen die Spartaner damals bestimmte pers. Flotte. Zwei Jahre darauf erfocht er einen vollständigen Sieg über Pisander (s. d.) bei Knidos, eilte den kleinasiat. Städten zu Hülfe, welche unter spartan. Drucke seufzten, und erschien 393 mit seiner Flotte in dem Piräeus, wo ihn das athen. Volk als seinen Retter freudig empfing. Hier betrieb er die Wiederherstellung der langen Mauern und suchte Athens Macht auf jede Weise zu heben, unterlag aber zuletzt 387 der Intrigue der Spartaner. Diese hatten nämlich in dieser Zeit durch ihren Bevollmächtigten Antalkidas den Persern einen für Griechenland schimpflichen Frieden angeboten, und da nun die Athenienser zur Überwachung ihres eigenen Interesses den K. ebenfalls dahin schickten, wurde dieser auf Befehl des Statthalters Tiribazus unter nichtigem Vorwande zu Sardes festgenommen und hingerichtet. Nach der Angabe einiger Schriftsteller entkam er aus der Gefangenschaft und starb später an einer Krankheit. Ein Theil seines großen Vermögens

ging auf seinen Sohn Timotheus über, ein anderer wurde zufolge seines Testaments für milde Zwecke verwendet. Einen Abriß seines Lebens besitzen wir von Cornelius Nepos.

Konon, ein griech. Grammatiker aus dem Zeitalter des Cäsar und Octavianus, ist der Verfasser von 50, aus der Mythen- und Heroengeschichte entlehnten Erzählungen, welche von Kanne (Gött. 1798) und zuletzt am besten von J. Bekker (Berl. 1824) und Westermann in den „Mythographi graeci" (Braunschw. 1843) herausgegeben wurden.

Konrad I., König der Deutschen, 911—918, Herzog der Franken, bestieg, als nach dem Aussterben der Karolinger (s. d.) Deutschland ein Wahlreich wurde und Otto der Erlauchte von Sachsen wegen hohen Alters die Königswürde ausgeschlagen hatte, auf dessen Anrathen von den Franken und Sachsen gewählt, den deutschen Königsthron. Leider war unter den letzten schwachen Karolingern alle Macht dergestalt in die Hände der Großen gerathen, daß seine ganze Regierung nur eine Reihe von Bestrebungen sein konnte, der Kaiserwürde neues Ansehen zu verschaffen. So mußte er 912 gegen Lothringen, das sich vom Reiche losgesagt und Karl dem Einfältigen von Frankreich unterworfen hatte, ziehen, das er aber in Folge einer Verkettung ungünstiger Umstände nur zum Theil dem Reiche wieder zu unterwerfen vermochte. Auch gegen den Herzog Heinrich von Sachsen, Otto's Sohn, welchem er 912 die Nachfolge im Herzogthum Sachsen zugestand, in den übrigen Reichslehen aber verweigerte, sah er sich genöthigt, als dieser seine Ansprüche mit Gewalt durchsetzen wollte, zu Felde zu ziehen. Er belagerte ihn im Schlosse Grona, doch konnte er, da dieser mit Lothringen und dem König von Frankreich in Verbindung trat, nichts gegen ihn ausrichten. Mit besserm Erfolg war sein Unternehmen gegen mehre ländersüchtige Große in Schwaben begleitet, die den Reichsfrieden störten. Zwei von ihnen, die schwäb. Kammerboten Erchanger und Berthold, welche den Bischof Salomo von Konstanz angegriffen hatten, wurden gefangen, auf einer Versammlung der Fürsten zu Altheim im Rieß 916 verurtheilt und zu Adingen 917 enthauptet und an ihrer Statt Graf Burkhard zum Herzog von Alemannien eingesetzt. Auch der Herzog Arnulf von Baiern, der den schwäb. Kammerboten beigestanden hatte, wurde von K. besiegt und mußte mit seiner Familie zu den Ungarn flüchten, mit denen er dann in Baiern einbrach, jedoch abermals flüchtig werden mußte. Vermuthlich von ihm angereizt, erschienen 917 die Ungarn aufs neue und machten durch Baiern, Schwaben bis nach dem Elsaß und Lothringen einen großen Raubzug, von dem sie ungeheure Beute mit hinwegschleppten. Bei seinem Tode, am 23. Dec. 918, beschwor K. seinen Bruder, den Herzog Eberhard, und die vornehmsten Ostfranken, zum Schutze des von innern und äußern Gefahren bedrohten Reichs den mächtigen Herzog Heinrich von Sachsen zum König zu wählen, der auch wirklich als Heinrich I. (s. d.) sein Nachfolger wurde. K. liegt zu Fulda begraben.

Konrad II. oder der Salier, König der Deutschen und röm. Kaiser, 1024—39, der Sohn des Herzogs Heinrich von Franken, wurde nach dem Erlöschen des sächs. Kaiserhauses mit Heinrich's II. (s. d.) Tode auf einer Rheininsel zwischen Mainz und Oppenheim im Angesichte des versammelten Heerlagers durch die Fürsten aus acht Herzogthümern zum König gewählt. Gekrönt zu Mainz und auf den Thron erhoben zu Aachen, durchzog K. sogleich nach seinem Regierungsantritt die Gauen Deutschlands, um Recht zu sprechen und mit den Völkern persönlich sich zu befreunden. Gegen die unaufhörlichen Befehdungen der Ritter und Edeln untereinander ordnete er den Gottesfrieden (s. d.) an und, um die Zuneigung seiner Kriegsleute dauernd zu gewinnen, gab er die Verordnung, daß Beneficialgüter, welche die Väter besessen, den Söhnen nicht willkürlich entrissen werden sollten. Unterdeß hatten die Italiener sich empört und ihre Krone dem Sohne des Königs von Frankreich angeboten. Alsbald zog K., nachdem er vorher die Anwartschaft auf Burgund sich gesichert und seinen neunjährigen Sohn Heinrich zum Nachfolger hatte ernennen lassen, im J. 1026 über die Alpen, züchtigte die aufrührerischen Fürsten und Städte, besonders Pavia und Ravenna, empfing in Mailand vom Erzbischof Aribert die Königskrone von Italien und ließ in Rom vom Papst Johann XIX. in Gegenwart der Könige Rudolf von Burgund und Knut von Dänemark sich nebst seiner Gemahlin Gisela die Kaiserkrone aufsetzen; auch stellte er in Unteritalien die Ruhe wieder her und bestätigte die hier angesiedelten Normannen in ihrem Lehngebiete, als Hüter der Mark gegen die Griechen. Während

nun der Kaiser in Italien mit durchgreifender Strenge gegen Jeden, ohne Ansehen der Person, das Recht schirmte und den innern Frieden Italiens behauptete, empörten sich mehre Große in Deutschland, unter ihnen sein Stiefsohn, Herzog Ernst von Schwaben. Schnell aber dämpfte K. den Aufruhr; er setzte Herzog Ernst gefangen, zwang 1031 den König Stephan von Ungarn, welcher Ansprüche auf Baiern machte, zum Frieden, unterwarf dann die Polen, welche die Ostgrenze des Reichs beunruhigten, der deutschen Oberhoheit wieder, nöthigte den Grafen Odo von Champagne, der indeß eines Theils von Burgund sich bemächtigt hatte, seinen Rechten auf dieses Land zu entsagen und setzte sich 1033 mit Gewalt zu Genf die Krone von Burgund aufs Haupt. Als hierauf Odo mit ital. Hülfe 1037 den Krieg erneuerte und wieder in Burgund einfiel, besiegte ihn Gozilo, der von K. eingesetzte Herzog dieses Landes, in einer blutigen Schlacht bei Bar le Duc, in welcher Odo fiel. Gegen die Slawen, die von 1034—36 in Nordsachsen einfielen, sandte er seinen Sohn Heinrich, der nach langer hartnäckiger Gegenwehr derselben über die Elbe ging und das Land derselben so lange verheerte, bis sie zur Erneuerung und Erhöhung des Tributs sich verstanden. Inzwischen waren auch wieder Unruhen in Italien ausgebrochen. Daher zog K. 1036 zum zweiten Male nach Italien, hielt 1037 auf der Reichsversammlung zu Pavia strenges Gericht und ließ den mächtigen Erzbischof Aribert von Mailand, der ihm den Gehorsam verweigerte, sowie später auch die Bischöfe von Vercelli, Cremona und Piacenza, die im Einverständniß mit Jenem gestanden, gefangen setzen. Als jedoch Aribert es gelungen war, aus dem Gefängnisse zu entkommen, griff Mailand zu den Waffen und vertheidigte sich gegen den zu einer Belagerung nicht gerüsteten K. so tapfer, daß dieser nach 14 Tagen mit Verlust abziehen mußte. Hier im Heerlager vor Mailand war es, wo K. die folgenreiche Constitution vom 28. Mai 1037 erließ, nach welcher die kleinern, nicht unmittelbar vom Reiche genommenen Lehen vom Vater auf den Sohn, vom Bruder auf den Bruder erblich übergehen sollten. Darauf wurde der Fürst Pandulf von Capua, einer der trotzigsten Tyrannen Italiens, seines Lehns für verlustig erklärt und der Normann Rainulf mit der Grafschaft Aversa 1038 belehnt. Auf dem Heimwege aus Italien überfiel in Folge ungewöhnlicher Hitze eine ansteckende Krankheit, der auch Kunehilde, die Gemahlin König Heinrich's, eine Tochter des Königs von Dänemark, unterlag, das Heer des Kaisers, K. selbst kam kränklich über die Alpen zurück, ließ in Solothurn seinen Sohn Heinrich als König von Burgund krönen, ging dann, überall die gesetzliche Ordnung herstellend und befestigend, über Ostfranken und Sachsen nach Friesland. Nachdem er zu Utrecht das Pfingstfest gefeiert hatte, starb er am 4. Juni 1039 und wurde im Dom zu Speier begraben. K. gehörte zu den tüchtigsten Kaisern, die Deutschland gehabt hat; mit fester Kraft gebot er über die Kirche und mit richtiger Einsicht suchte er die Freiheit des Volks, die in Lehnsherrschaft untergegangen war, wieder zu heben, und dadurch, daß er die Herzogthümer Franken, Baiern und Schwaben in der Hand des künftigen Königs vereinigte und das verschleuderte Krongut zurückfoderte, die Kaisermacht wieder zu kräftigen. Sein Nachfolger war Heinrich III. (s. d.).

Konrad III., König der Deutschen, 1138—52, der erste aus dem Hause der Hohenstaufen, Herzog von Franken, ein Sohn Friedrich's von Schwaben, geb. 1093, wurde nach Lothar's (s. d.) Tode, im J. 1137, von den rhein. Fürsten zu Koblenz am 22. Febr. 1138 gewählt und von dem päpstlichen Legaten am 6. März zu Aachen gekrönt. Kaum 20 Jahre alt, hatte er im Verein mit seinem Bruder Friedrich dem Kaiser Heinrich V., dem er die Verleihung des Herzogthums Franken verdankte, gegen seine Feinde tapfer beigestanden, war dann nach seiner Rückkehr von einer Wallfahrt ins gelobte Land als Gegenkönig des von der welfischen Partei gewählten Kaisers Lothar aufgetreten und hatte zu Monza 1128 sich zum Könige von Italien krönen lassen; doch mußte er gleich seinem Bruder endlich zu Mühlhausen dem Kaiser sich unterwerfen. Sein tapferer Muth, seine Mäßigung und Milde, sowie die Furcht der deutschen Fürsten vor der Übermacht des welfischen Hauses, hatten nach Lothar's Tode, mit Übergehung Herzog Heinrich's des Stolzen von Baiern und Sachsen, der die deutsche Königskrone durch Erbrecht und Verdienst bereits als die seinige ansah, die Wahl auf K. gelenkt. Der tief gekränkte Heinrich mußte die Reichsinsignien, in deren Besitz er sich bereits gesetzt hatte, ausliefern und wurde bald darauf von K., dem dessen Über

macht für die Ruhe des Reichs gefährlich schien, aufgefodert, eins der beiden Herzogthümer abzugeben, weil es gegen die Reichssatzungen sei, daß ein Fürst zwei Herzogthümer besitze. Da Heinrich sich dessen weigerte, so sprach der Kaiser die Acht über ihn aus und gab Sachsen an Albrecht von Askanien, Baiern an Markgraf Leopold von Östreich. Heinrich behauptete sich zwar in Sachsen, dagegen mußte er Baiern dem Feinde überlassen. Als er bald darauf 1139 zu Quedlinburg starb, erhielt sein unmündiger Sohn, Heinrich der Löwe (s. d.), 1142 das Herzogthum Sachsen, das Albrecht wieder abtreten mußte. Auch Leopold von Östreich starb um diese Zeit und Baiern ward nun mit der Mark Östreich Leopold's Bruder Heinrich Jasomirgott verliehen. Aber Welf VI., des verstorbenen Heinrich's Bruder, der das Herzogthum Baiern für sich selbst in Anspruch nahm, setzte den Krieg gegen den Markgrafen von Östreich und die Hohenstaufen auf eigene Hand fort, wurde jedoch, als er zum Entsatze der von den beiden hohenstaufischen Brüdern, K. und Friedrich, belagerten welfischen Stadt Weinsberg heranzog, geschlagen und Weinsberg (s. d.) am 21. Dec. 1140 genommen. Unterdessen war auch Italien nicht ruhig geblieben. Während nämlich Arnold von Brescia (s. d.) mit Reformationsversuchen gegen den Papst und den Klerus auftrat und der normännische König Roger II. (s. d.) von Sicilien seine Macht mit immer bedenklichern Fortschritten ausdehnte, hatten die obern ital. Städte in ihrer Municipalverfassung und in ihrem Freiheitssinne sich mehr und mehr befestigt, besonders standen die Römer und der Papst im offenen Kampfe sich gegenüber. Beide riefen gleichzeitig K. zu Hülfe, und der röm. Senat foderte ihn auf, den Sitz des alten Kaiserthums in Rom wieder aufzurichten. K. aber, der den Wankelmuth der Römer aus Erfahrung kannte und der Schwäche seiner Mittel sich bewußt war, fühlte keine Neigung, sich in die ital. Händel zu mischen, um so weniger, da er mit dem Kampfe gegen Welf und mit den Streitigkeiten der poln. Herzoge vollauf zu thun hatte. Als jedoch um diese Zeit die traurige Kunde von dem Verluste Edessas nach Europa gelangte, entschloß sich K., von dem Abte Bernhard von Clairvaux (s. d.) dringend ermahnt, einen Kreuzzug nach Palästina zur Rettung der übrigen dortigen christlichen Staaten zu unternehmen. Um durch seine Abwesenheit die Angelegenheiten des Reichs nicht zu gefährden, ließ er zuvor seinen minderjährigen Sohn Heinrich zum röm. Könige wählen, übertrug ihm unter Leitung des Erzbischofs Heinrich von Mainz die Reichsregierung, legte seine Fehde mit Welf VI., der selbst mitzog, bei, und ließ einen allgemeinen Landfrieden beschwören. Dann trat er mit einem Heere von 70000 M., in Begleitung vieler Fürsten und Bischöfe, durch Ungarn über Konstantinopel den Kreuzzug an, von dem er nach der unglücklichen Schlacht bei Ikonium im Oct. 1147 und nach vergeblichen Versuchen, Damaskus und Askalon zu erobern, unverrichteter Sache 1148 wieder heimkehrte. (S. Kreuzzüge.) Vor ihm schon war der Herzog Welf VI. nach Deutschland zurückgeeilt und hatte hier, im Vertrauen auf sein unterwegs mit Roger II. von Sicilien geschlossenes Bündniß, die Feindseligkeiten gegen den Kaiser erneuert, wurde aber von dem jungen König Heinrich in einem Überfalle bei Flochberg 1150 besiegt und konnte blos durch Vermittelung Friedrich's von Schwaben günstige Friedensbedingungen erlangen. Auch Heinrich der Löwe, der indeß herangereift war, trat jetzt auf und machte seine Ansprüche auf Baiern wieder geltend. Zu gleicher Zeit wendete sich K.'s Schwager, der poln. Herzog Wladislaw, um Hülfe gegen seine Brüder, die ihn aus dem Lande vertrieben hatten, an ihn, und Gesandte des Papstes und der Römer luden ihn immer dringender und ernster zu einem Zuge nach Italien ein. Mitten in den Rüstungen zu demselben aber starb K., vermuthlich auf Veranstaltung Roger's, durch Gift, zu Bamberg am 15. Febr. 1152. Da 1150 sein Sohn, der röm. König Heinrich, gestorben und sein zweiter Sohn, Friedrich, erst sieben Jahre alt war, so hatte K. seinen Vetter, den hochbegabten Herzog Friedrich III. von Schwaben, zur Nachfolge bestimmt. (S. Friedrich I.) K. war ein Fürst mit Kriegsmuth und Gewandtheit des Verstandes begabt und, obgleich ohne eigene gelehrte Bildung, ein Freund der Wissenschaften; aber ein ungünstiges Zusammentreffen hindernder Umstände ließ ihn zu keiner umfassenden heimischen Regierungsthätigkeit kommen, und so wurden die hervorbrechenden Übel seiner Zeit mehr im Einzelnen und für den Augenblick beseitigt, als gründlich geheilt.

Konrad IV., der zweite Sohn Friedrich's II. (s. d.), des großen Hohenstaufen, war nach dem Wunsche seines Vaters schon 1237 zu Speier an die Stelle seines abgesetzten Bruders Heinrich, gest. 1242, von den deutschen Fürsten zum röm. Könige gewählt und gekrönt worden, und führte bei des Kaisers fortdauernder Abwesenheit in Italien die Regierung in Deutschland. Diese Zeit der Reichsverweserschaft benutzten sehr bald die deutschen Großen, um ihre Fürstenherrschaft immer fester zu gründen, und der Papst, dessen Absicht es war, Kaiser Friedrich's II. Macht allenthalben zu untergraben, unterstützte diese Bestrebungen. K. aber, voll Verstand und reger Thätigkeit, bekämpfte im innigen Einverständniß mit seinem Vater diese Anmaßungen mit ebenso viel Klugheit als Kraft. Nachdem er seinem Vater im J. 1238 deutsche Truppen nach Italien zur Verstärkung zugeführt hatte, hielt er im Sommer 1240 zu Eger einen Reichstag, wo die Fürsten der deutschen Kirche fest und offen sich gegen den Papst und seine Intriguen in Deutschland erklärten. Sodann besiegte er, von seinem Bruder Enzio (s. d.) unterstützt, die in Deutschland unter Batu Khan eingedrungenen Mongolen an einem Seitenflusse der Donau, damals Delphos genannt (vielleicht bei Neustadt an der Leitha), daß sie nach Ungarn entweichen mußten, und begann hierauf den Kampf gegen den auf des Papstes Antrieb 1246 von den rhein. Bischöfen zum Gegenkönig erwählten Landgrafen Heinrich Raspe (s. d.) von Thüringen. Zwar verlor K. durch die schmähliche Treulosigkeit zweier schwäb. Grafen am 5. Aug. 1246 die schon beinahe gewonnene Schlacht vor den Thoren Frankfurts, aber, von den deutschen Städten, die an den Hohenstaufen mit Dankbarkeit hingen, und dem Herzog Otto von Baiern, der ihm sogar seine Tochter Elisabeth zur Gemahlin gab, mächtig verstärkt, schlug er Raspe 1247 bei Ulm und trieb ihn nach Thüringen zurück, wo dieser noch in demselben Jahre, am 17. Febr., starb. An seiner Statt wurde auf Antrieb Papst Innocenz's IV. der Graf Wilhelm von Holland am 3. Oct. 1247 gewählt, der nach langer Bedeutungslosigkeit erst später unter den Bischöfen und in Schwaben, wo die Großen sich von dem Hause der Hohenstaufen unabhängig zu machen strebten, Anhang fand, ein Heer sammelte und mit diesem K. 1251 bei Oppenheim schlug. Unterdeß war Friedrich II. 1250 in Italien gestorben. Mit seinem Tode löste sich in Deutschland der Reichsverband immer mehr und K. konnte, außer in Baiern, auf keinen Beistand zählen, denn der östr. und der thüring. Erbfolgestreit und Einzelbündnisse der Fürsten und Städte, z. B. der Rheinische Bund, theilten die Kraft. Von dem Papste mit dem Bann belegt und von dem Gegenkönig Wilhelm bedrängt, unternahm er, um wenigstens den Besitz des apulischen Reichs sich zu sichern, 1251 einen Zug nach Italien. Mit Unterstützung seines Bruders Manfred (s. d.) unterwarf er sich Apulien und eroberte im Oct. 1253 Neapel. Aber Verleumdungen und Anklagen des Papstes entfremdeten ihm die Gemüther und stellten der Begründung seiner Macht in Italien immer neue Schwierigkeiten entgegen. Er fiel in eine schwere Krankheit, die nach längerer Dauer am 21. Mai 1254 ihn im Lager bei Lavello hinwegraffte. Seinen einzigen zweijährigen Sohn Konradin (s. d.), welchen er in Deutschland hinterließ, hatte er niemals gesehen.

Konrad der Große, Markgraf von Meißen, 1127—56, war der Sohn des Grafen Thimo von Wettin, Markgrafen von Meißen, und um 1098 geboren. Im Auftrage seines frühzeitig verstorbenen Bruders fing er 1124 den Bau des von diesem gestifteten Klosters auf dem Petersberge an, das er nebst seiner Gemahlin Lukardis gleichfalls mit Gütern beschenkte. In der Fehde mit seinem Vetter, dem Markgrafen Heinrich dem Jüngern von Meißen, gerieth er 1126 in Gefangenschaft und mußte nun bis zu dessen Tode auf dem Schlosse zu Kirchberg zubringen. Kaiser Lothar ernannte K. zum Nachfolger Heinrich des Jüngern in der Markgrafschaft Meißen, den er zugleich beerbte. Ebenso folgte er 1136 dem Markgrafen Heinrich in dessen Erblanden und in der markgräflichen Würde in der Lausitz; auch erhielt er 1143 durch den Kaiser die Grafschaft Rochlitz. Seine Gemahlin starb 1146, er selbst am 5. Febr. 1157, nachdem er zwei Monate zuvor als Mönch in das Peterskloster getreten, in welchem Beide begraben wurden. Die Markgrafschaft Meißen erhielt nach ihm sein Sohn Otto der Reiche (s. d.). Vgl. Schöttgen, „Geschichte K.'s des Großen" (Dresd. und Lpz. 1745).

Konrad von Lichtenau, gewöhnlich Conradus Urspergensis genannt, ein deut-

scher Chronist, stammte aus einem schwäb. Adelsgeschlechte, lebte eine Zeit lang am kaiserlichen Hofe und wurde wahrscheinlich während eines zeitweiligen Aufenthalts in Rom Mönch und 1215 Abt des Prämonstratenserklosters zu Ursperg in Baiern, wo er 1240 starb. Kaiser Friedrich II. schätzte ihn besonders wegen seiner Gelehrsamkeit. Man hielt ihn sonst gewöhnlich für den Verfasser eines für die deutsche Geschichte wichtigen „Chronicon" von Ninus' Zeit bis 1229; Andere schreiben ihm nur einen kleinen Theil davon zu, nämlich die J. 1226—29, indem sie den ersten Theil bis 1126 von einem bamberger Mönch und den Zeitraum von 1126—1226 von seinem Vorgänger im Amte, dem Abte Burchard von Biberach herstammen lassen. Nach neuern Untersuchungen hat K. gar keinen Theil an diesem „Chronicon" und es rührt dessen erster Theil bis 1101 von dem Abt Ekkehard I. zu Urach bei Würzburg her, die Fortsetzung aber bis 1229 von einem Italiener. Kaspar Hedion setzte dasselbe bis zum J. 1537 fort. Die erste Ausgabe besorgte Konr. Peutinger (Augsb. 1515, Fol.); die letzte erschien zu Strasburg (1609, Fol.).

Konrad von Marburg, ein durch seine Scheinheiligkeit und Grausamkeit berüchtigter Priester, war anfangs Beichtvater der Landgräfin Elisabeth (s. d.) von Hessen und wurde 1232 Inquisitor und Ketzermeister in Deutschland; doch gelang es ihm nicht, die Inquisition hier heimisch zu machen: K. hatte bereits durch die Strenge, mit der er am Rhein, in Thüringen und Hessen die Ketzer verfolgte, allgemeinen Unwillen im Volke erregt, als er sich auch an den Grafen Heinrich von Sayn wagte und ihm das Haar glatt vom Kopfe scheeren ließ. Auf die Anklage desselben wurde K. von einem außerordentlichen Gerichte zu Mainz vorgeladen und vernommen und mit den beschämendsten Verweisen entlassen. Bei der Rückreise überfielen ihn unweit Marburg einige Edelleute und erschlugen ihn, am 31. Juni 1233. Gregor IX. sprach ihn als Märtyrer heilig.

Konrad von Würzburg, einer der vorzüglichsten deutschen Dichter des Mittelalters, aus einer Zeit, wo die mittelhochdeutsche Poesie schon von ihrem Höhepunkte zu sinken begann, von großer Fruchtbarkeit, lat. gelehrt, ausgezeichnet durch feine und gewandte Behandlung der Sprache und des Versbaus, schloß sich in seiner Dichtweise an Gottfried von Strasburg (s. d.) an. Er starb 1287 zu Freiburg im Breisgau. Sein letztes, nicht von ihm beendetes Gedicht vom trojanischen Kriege ist zum Theil in Müller's „Sammlung altdeutscher Gedichte" (Bd. 3) gedruckt. Am bedeutendsten zeigt sich K.'s dichterischer Beruf in seinen erzählenden Dichtungen geringern Umfangs, unter denen der aus einem höchst seltenen alten Druck (Frankf. 1573) von Haupt (Lpz. 1844) hergestellte „Engelhard" wol die erste Stelle einnimmt; nächst ihm sind zu erwähnen „Otte mit dem Bart" (herausgegeben von A. Hahn, Quedlinb. und Lpz. 1838), „Der Welt Lohn", eine allegorische Erzählung, deren Held der Dichter Wirat von Grafenberg (s. Wigalois) ist (herausgegeben von F. Roth, Frankf. 1843), die Legenden von „Silvester" (herausgegeben von W. Grimm, Gött. 1841) und von „Alexius" (herausgegeben von Maßmann, Quedlinb. und Lpz. 1843) und von Haupt in der „Zeitschrift für deutsches Alterthum" (Bd. 3, Lpz. 1843). Sein Lobgedicht auf die Jungfrau Maria „Die goldene Schmiede", das zwischen lyrischer und didaktischer Poesie mitten innestehend in der erzählenden Versart der kurzen Reimpaare abgefaßt ist, hat W. Grimm (Berl. 1840) herausgegeben. Seine Lieder und Sprüche sind in van der Hagen's „Minnesingern" gedruckt.

Konradin von Schwaben, der letzte Sprößling des schwäb. Kaiserhauses der Hohenstaufen (s. d.), der Sohn Konrad's IV. (s. d.) und Enkel Kaiser Friedrich's II., geb. 1252, war erst zwei Jahre alt, als sein Vater starb. Während seiner Minderjährigkeit, wo er am Hofe seines Oheims, des Herzogs Ludwig von Baiern, erzogen wurde, hatte Manfred (s. d.) auf das falsche Gerücht von seines Neffen Tode sich die Krone von Sicilien aufgesetzt, erklärte sich aber bereit, dieselbe auf K. zu vererben. Papst Clemens IV. aber, voll Haß gegen das hohenstaufische Geschlecht, vergab das Königreich Sicilien an Karl von Anjou, der nach Manfred's Niederlage und Tod 1266 sich in den wirklichen Besitz desselben setzte. Sehr bald aber wurden die Italiener der drückenden Gewaltherrschaft der Franzosen überdrüssig und luden den rechtmäßigen Erben K., gewöhnlich Conradino genannt, durch Gesandte ein, sein väterliches Reich in Italien in Besitz zu nehmen. Muthig

und voll edler Begeisterung zog dieser, begleitet von seinem Jugendfreunde Friedrich, dem Sohne des Markgrafen Hermann von Baden, mit einem Heere von 10000 M. im Herbste 1267 über die Alpen. Trotz des vom Papste gegen ihn geschleuderten Bannfluches gewann er allenthalben zahlreiche Anhänger, und obschon sein Stiefvater, der Graf Meinhard von Tirol, und sein Oheim, der Herzog Ludwig von Baiern, mit ihren Scharen zu Verona ihn verließen und zurückkehrten, so gingen doch seine ersten Unternehmungen glücklich von statten. Die oberital. Städte und Karl's ehemaliger Bundesgenosse, Heinrich von Castilien, traten auf seine Seite, Rom nahm ihn freudig auf und eine zu seinen Gunsten in Sicilien entstandene Empörung verbreitete sich immer weiter; auch die Schlacht gegen die Franzosen bei Ponte di Valle wurde gewonnen. Doch in der Hauptschlacht bei Tagliacozzo oder Skurkola, am 23. Aug. 1268, ward K. durch eine Kriegslist des in Karl's Heere kämpfenden Kreuzfahrers Erard von Valery, trotz der Tapferkeit seiner Truppen, geschlagen und auf der Flucht durch Frangipani's Verrath gefangen genommen. Mit Bewilligung des Papstes ließ der gefühllose Karl am 29. Oct. 1268 ihn nebst seinem Freunde Friedrich auf dem Marktplatze zu Neapel enthaupten. K. starb mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit. Gegen das Volk gewendet, dessen rechtmäßiger König er war, warf er seinen Handschuh als ein racheheischendes Unterpfand unter dasselbe, um ihn dem Könige Peter von Aragonien, dem Erben seiner Ansprüche auf Apulien und Sicilien, zu überbringen. Der Ritter Truchseß von Waldburg hob ihn auf und erfüllte nicht ohne viele Mühe den letzten Wunsch seines Herrn. Peter aber kam wirklich 1282, als die sogenannte Sicilische Vesper (s. d.) der franz. Gewaltherrschaft ein Ende gemacht hatte, in den Besitz von Sicilien. Die Liebe zur Poesie und deutschen Sprache hatte K. von seinem Großvater geerbt. Wir besitzen muthmaßlich von ihm noch ein deutsches Minnelied, das unter dem Namen „König Konrad's des jungen" das zweite in der Manesse'schen Sammlung ist. K.'s tragisches Schicksal ist von mehren dramatischen Dichtern bearbeitet worden. Im Auftrage des jetzigen Kronprinzen Maximilian von Baiern wird durch Schöpf aus München nach Thorwaldsen's Modell die Marmorstatue K.'s ausgeführt, die in der Kirche Santa Maria del Carmine, wo K.'s Gebeine liegen, aufgestellt werden soll.

Konstantin (C. Flavius Valer. Aur. Claud.), der Große genannt, röm. Kaiser 306—337, geb. am 28. Febr. 274 zu Naissus in Mösien, war der Sohn des Konstantius Chlorus und der Helena (s. d.). Er wurde kriegerisch erzogen und diente unter Diocletian (s. d.) 296 gegen Achilleus in Ägypten, dann unter Galerius, der mit K.'s Vater 292 zur Cäsarwürde erhoben worden, im pers. Kriege. Durch Diocletian's und Maximian's Abdankung im J. 305 wurden die beiden Cäsaren Augusti. K., der sich von Galerius bedroht glaubte, floh zu seinem Vater nach Britannien, und von ihm zum Nachfolger ernannt, wurde er nach dessen Tode im J. 306 auch von den Soldaten als Augustus ausgerufen. Von Galerius zwar nur als Cäsar anerkannt, nahm er nun das Gebiet seines Vaters, Britannien, Hispanien und Gallien, aus dessen nördlichem Theil er die Franken vertrieb, in Besitz. In Rom hatte sich 306 Maxentius, Maximian's Sohn, zum Augustus aufgeworfen; Severus, dem Galerius diese Würde gegeben, war gegen ihn 307 gefallen; Maximian, der selbst wieder nach der Herrschaft begehrte, wurde von ihm vertrieben und floh zu K., dem er seine Tochter Fausta verheirathet hatte, mußte aber, da er gegen ihn selbst Verrath übte, dafür 310 mit dem Leben büßen. Galerius starb 311 und nun richtete K. seine Waffen gegen Maxentius. Er ging über die cottischen Alpen und schlug die Feldherren des Gegners in Oberitalien, ihn selbst vor Rom bei der milvischen Brücke (Ponte molle) am 27. Oct. 312. Maxentius ertrank auf der Flucht in der Tiber und K. wurde nun vom röm. Senat als erster Augustus anerkannt. Auf diesem Zuge war es, wo dem K., wie er selbst eidlich versicherte, ein flammendes Kreuz unter der Sonne mit der Unterschrift, die ihm unter diesem Feldzeichen den Sieg verhieß (ἐν τούτῳ νίκα: in hoc signo vinces: I. H. S.), erschien. Seitdem ließ er die Kriegsfahne, Labarum, ebenso wie die Schilde der Soldaten nur mit dem Kreuze bezeichnen. Mit Licinius, den Galerius nach des Severus Tode zum Augustus gemacht hatte, verband sich K. zu Mailand und gab ihm seine Schwester Konstantia zur Frau. Als aber Jener, nach der Besiegung und dem Tode des Maximinus Daza, der seit 305 Cäsar, 307 im Orient die Augustuswürde angenommen hatte,

allein noch neben K. als Augustus übrig war, kam es 314 zwischen Beiden zum Kriege, der nach K.'s Siegen bei Cibalis an der Sau und bei Adrianopel mit einem Frieden endete, in welchem Licinius die nachmalige Präfectur Illyricum abtrat. Ein neuer Krieg erhob sich erst 323; Licinius wurde zweimal, bei Adrianopel und bei Chalcedon, geschlagen und ergab sich; gegen seine Zusicherung ließ ihn K., der nun die Alleinherrschaft errungen hatte, 324 in Thessalonich tödten. Des Licinius gleichnamiger elfjähriger Sohn theilte im J. 326 des Vaters Schicksal. In demselben Jahre wurde K.'s eigener Sohn Crispus auf die Verleumdungen seiner Stiefmutter Fausta hin, und bald darauf diese selbst auf K.'s Befehl umgebracht. Dem Christenthum hatte K. von Anfang an Schutz gewährt und ihm dann im Verein mit Licinius durch ein zu Mailand 313 erlassenes Edict Duldung durch das ganze Reich zugesichert. An der kirchlichen Gestaltung desselben hatte er 325, da er auf dem Concil zu Nicäa (s. d.) den Vorsitz führte, Theil genommen. Jetzt, wo er von dem Christenthum Entsühnung für die verübten Frevel hoffte, begünstigte er es immer entschiedener gegen das Heidenthum, doch erst in der letztern Zeit seines Lebens begann er das letztere förmlich, wie durch das Verbot der heidnischen Opfer, zu unterdrücken. Die Taufe selbst nahm er erst kurz vor seinem Tode. Nicht blos diese Erhebung der christlichen zur Staatsreligion, wozu ihn politische Rücksichten nicht minder als ein inneres, zuerst wol auf Aberglauben begründetes Bedürfniß bewogen zu haben scheinen, macht K.'s Regierung zu einem entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte des röm. Reichs. Eine neue Zeit hebt für dasselbe auch durch die Verlegung des Sitzes der Herrschaft von Rom nach Byzanz an, das als Residenz am 11. Mai 330 eingeweiht, nun den Namen Konstantinopolis trug, sowie durch die Umgestaltung der innern Ordnung des Reichs, die von Diocletian schon vorbereitet, durch K. ausgeführt wurde. Was noch vom altröm. republikanischen Wesen übrig war, verschwand jetzt oder wurde völlig bedeutungslos; die Staatsform war von der des oriental. Despotismus wenig unterschieden, der Kaiser unumschränkter Herr und Gebieter und sein über das Gesetz erhabener Wille der einzige unabhängige im Staate, wenn auch für dessen Verwaltung der Staatsrath (consistorium principis) regelmäßig zu Rathe gezogen wurde. Zunächst unter dem Kaiser waren die ersten Hofbeamten (dignitates palatinae) als Minister zugleich die höchsten Beamten des Staats, unter ihnen, aber wie sie vom Kaiser unter Erlegung von Sporteln ernannt, standen in einer hinsichtlich des Ranges und Dienstverhältnisses durch Titelclassen sorgfältig gegliederten Reihe eine ansehnliche Zahl Behörden (dignitates) und ein Heer diesen untergeordneter Beamten (officia, militiae) und niederer Bediensteten (scholae). Die Militairverwaltung, an deren Spitze magistri, unter ihnen comites oder duces standen, wurde scharf von der Civilverwaltung getrennt, für welche das ganze Reich, mit Ausnahme der beiden unter Stadtpräfecten und ihren Senaten stehenden Hauptstädte, in vier Präfecturen getheilt war, die in Diöcesen und Provinzen zerfielen. (S. Diöces.) Die Steuervermehrung durch die Grund- und Kopfsteuer (capitatio) der Indictionen (s. d.) und die Chrysargyrum genannte Gewerbsteuer, die zur Erhaltung der neuen Ordnung nöthig war, brachte über das Volk einen Druck, unter dem namentlich die Städte fast verkamen. Gegen die Gothen kämpfte K. glücklich im J. 332; große Scharen von Sarmaten, die von ihren ehemaligen, gegen die Gothen von ihnen bewaffneten Sklaven vertrieben wurden, siedelte er 334 in Thrazien und Macedonien, ja selbst in Italien und am Hundsrück an. Nachdem er 335 das Reich unter seine drei Söhne Konstantinus, Konstantius und Konstans und die seines Bruders Dalmatius und Annibalianus getheilt hatte, rüstete er sich zu einem Zuge gegen die Perser, welche den seit 292 bestehenden Frieden gebrochen hatten, erkrankte aber vor der Ausführung desselben und starb zu Nikomedia am 22. Mai 337. Von den Heiden wurde er unter die Götter versetzt, von den Christen als Heiliger verehrt. Seine drei Söhne folgten ihm als Augusti, nachdem sie ihre Verwandten bis auf Gallus und Julianus (s. d.) umgebracht. Auf K.'s persönlichen Charakter scheint der Besitz der Alleinherrschaft trübend eingewirkt, ihn minder duldsam, der Schmeichelei und den Eingebungen der eignen Leidenschaft und Eitelkeit zugänglicher, in seinen Entschlüssen schwankender gemacht zu haben als er früher war. Persönliche Tapferkeit, unermüdliche Thätigkeit, Klugheit, Sinn für Gerechtigkeit und Freude an der freilich in dieser Zeit tiefgesunkenen Wissenschaft und Kunst werden an ihm gerühmt. Durch Tiefe

und Schärfe zeichnen sich die Untersuchungen Gibbon's über K.'s Wirksamkeit, seinen Charakter und seine Politik aus. Vgl. Manso, „Leben K.'s des Großen" (Bresl. 1817).

Konstantin, byzantinische Kaiser, s. Byzantinisches Reich.

Konstantin, Paulowitsch, Großfürst von Rußland, geb. am 8. Mai 1779, war der zweite Sohn Kaiser Paul's I. Rasche Thätigkeit, feurige Heftigkeit, durchdringender Verstand, schneller Blick und eine an Verwegenheit grenzende persönliche Tapferkeit waren die hervorstechendsten Eigenschaften, welche er schon früh an den Tag legte. Unter Suwarow zeichnete er sich 1799 so aus, daß ihm sein Vater den Titel Cäsarewitsch ertheilte. Großen Muth zeigte er auch 1805 in der Schlacht bei Austerlitz, wo ihn sein Feuer zu sehr unvorsichtigem Vorrücken verleitete. In den J. 1812—14 begleitete er ununterbrochen seinen Bruder, den Kaiser Alexander, auf dessen Heereszügen und erschien dann auch beim Congreß zu Wien. Nach und nach wurde er Militairgouverneur und Generalissimus der poln. Truppen, Generalstatthalter oder Vicekönig von Polen, auch Deputirter auf dem Reichstage. Durch kaiserlichen Ukas und Beschluß des heiligen Synod am 20. März 1820 von seiner Gemahlin Juliane, Prinzessin von Sachsen-Koburg, welche noch gegenwärtig zu Elfenau bei Bern lebt, geschieden, vermählte er sich am 24. Mai 1820 unter Genehmigung des Kaisers mit der poln. Gräfin Johanna Antonowna Grundzynska, geb. am 29. Sept. 1799, die später vom Kaiser, nach den in der Woiwodschaft Masovien gelegenen und dem Großfürsten geschenkten Gütern, zur Fürstin von Lowicz erhoben wurde. Noch bei Lebzeiten Alexander's hatte er in einer geheimen Acte vom 14. Jan. 1822 auf die Thronfolge Verzicht geleistet. Nach dem Tode desselben wurde er zwar in seiner Abwesenheit am 9. Dec. 1825 in Petersburg zum Kaiser ausgerufen; da er aber bei seiner Entsagung verharrte, so ging die Thronfolge auf seinen jüngern Bruder Nikolaus über. Bei der Krönung desselben in Moskau am 3. Sept. 1826 war K. persönlich zugegen. Doch seine militairische Strenge war nicht geeignet, die Neigung der Polen sich und der russ. Herrschaft zuzuwenden. Besonders glaubten sich die Offiziere der poln. Armee, obwol er diese in einen trefflichen Zustand versetzt hatte, durch harte Maßregeln gegen Einzelne sehr verletzt, und immer mehr breitete sich die geheime Verbindung aus, welche die Herstellung des alten Polens bezweckte. Endlich warf die franz. Juliusrevolution den entzündenden Funken in die aufgeregte poln. Jugend. Am 29. Nov. 1830 drangen 20 bewaffnete Cadetten aus der Kriegsschule in das von K. bewohnte Belvedere; doch rettete sich dieser durch die Flucht in die Mitte seiner Garden. (S. Polen.) Nachdem die Insurrection am 30. Nov. gesiegt, unterhandelte der poln. Administrationsrath mit K., der ungehindert mit den russ. Truppen über Pulawy nach der Grenze zog. Während Diebitsch mit einem russ. Heere vorrückte, übernahm K. den Befehl über die Reservearmee, begab sich aber später nach Witepsk, wo er am 27. Juni 1831 an der Cholera starb. Seine edle Gemahlin, die Fürstin von Lowicz, endete, von langwieriger Krankheit aufgezehrt, ihr kummervolles Leben am 29. Nov. desselben Jahres in dem Palaste zu Zarskoje-Selo.

Konstantine, eine Stadt in der franz. Colonie Algier, auf einem auf drei Seiten senkrecht abgeschnittenen und vom Rummel umflossenen, und nur auf der vierten östlichen Seite durch eine Art Erddamm mit den die Stadt umgebenden Gebirgen verbundenen Kalkfelsenplateau gelegen, das bis zu 2100 F. über das Meer und 807 F. über den Rummel sich erhebt, war schon im Alterthume, in Folge ihrer fast unnehmbaren Lage, eine bedeutende Stadt im Lande der Massäsylier, eines numid. Volks. Ihr pun. Name war Carta, woraus die Römer Cirta machten. Sie war lange Zeit die Residenz der numid. Könige, unter denen sie, besonders unter Micipsa, den höchsten Grad ihrer Blüte erreichte. Nach dem Sturz derselben und mit ihrer Eroberung durch die Römer fing sie an zu sinken. Cäsar gab einen Theil von Cirtas Gebiet seinem Parteigänger Sitius, der daselbst eine röm. Colonie gründete, daher Cirta unter ihm den Beinamen Colonia Sitianorum erhielt. In dem Kriege, den Maxentius gegen Alexander, der sich in Afrika zum Kaiser aufgeworfen, führte, wurde sie 311 zerstört, jedoch schon von Konstantin dem Großen wiederhergestellt, weshalb sie nun den Namen Constantina erhielt, den die Araber in Cossamtina umgewandelt haben. Damals erhielt es wieder starke Befestigungen, sodaß es allen Stürmen des Mittelalters widerstehen konnte; selbst die Vandalen vermochten es nicht zu nehmen und auch

bei der Eroberung durch die Sarazenen scheint es wenig gelitten zu haben, denn noch im 12. Jahrh. wird es von den arab. Geographen als eine der blühendsten, reichsten und festesten Städte geschildert. Im spätern Mittelalter und in der neuern Zeit theilte es die Schicksale der Regentschaft Algier, war Sitz eigener Beis, die in ziemlicher Unabhängigkeit von den Deis von Algier walteten, und deren letzter, Achmed, sich auch nach dem Falle Algiers bis 1837 gegen die Franzosen hielt, in welchem Jahre K. von diesen erobert ward (s. Algier). In Folge dieser Eroberung kam das ehemalige Beylik K. ganz unter franz. Herrschaft, und bildet jetzt zwei der vier Militairgouvernements, in welche die ganze ehemalige Regentschaft von Algier eingetheilt ist, nämlich das von Bona (s. d.) und das von K., welches den südöstlichen Theil der Colonie einnimmt. Das heutige K. zählt nur noch 16—20000 E., deren Handel und Industrie gegen früher sehr gesunken sind; dazu ist es ganz nach Art der übrigen Städte der Berberei, d. h. mit unansehnlichen Häusern in engen und schmuzigen Gassen gebaut; keine seiner zehn Moscheen ist von Bedeutung; nur der Palast der ehemaligen Beis zeichnet sich durch seine zierliche, maurische Architektur aus. Die Citadelle oder Kasbah, auf dem höchsten Punkte des Plateaus, welches die Stadt einnimmt, gelegen, ist nur durch eine Menge in sie vermauerter Trümmer antiker Gebäude und eine fast unversehrte Kirche in byzantin. Stile merkwürdig. Außerdem findet sich auch noch in und um K. eine Menge von Überresten röm. Bauwerke.

Konstantinopel, von den Türken Stambul oder Istambul, von den Walachen und den Slawen des türk. Reichs Zaregrad, d. i. Kaiserburg, genannt, führte in den ältesten Zeiten den Namen Byzanz (s. d.), bis Kaiser Konstantin der Große diese Stadt 330 zur Hauptstadt des röm. Reichs machte und nach sich benannte. Sie blieb seitdem die Haupt- und Residenzstadt des röm., später des oström. Kaiserthums, dessen Schicksale sie bis zu seinem Untergang 1453 theilte (s. Byzantinisches Reich), und wurde dann Haupt- und Residenzstadt der türk. Sultane, die an die Stelle der oström. Kaiser traten (s. Osmanisches Reich). K. liegt am südwestlichen Ausgange des thrazischen Bosporus (s. d.) auf einer dreieckigen Landzunge, die durch einen von dieser Meerenge aus sich fast eine Meile lang in das Land hineinerstreckenden Meeresarm, das sogenannte goldene Horn (den geräumigen und sichern Hafen K.'s), und das Meer von Marmara, jener im Norden, dieses im Süden der Stadt, gebildet wird, sodaß sich dieselbe, die auf der Westseite, der Basis des gedachten Dreiecks, mit dem festen Lande zusammenhängt, zwischen beiden genannten Gewässern nach Osten hin bis zu dem Punkte erstreckt, wo das goldene Horn, der Bosporus und das Meer von Marmara zusammenstoßen und die dreieckige Landzunge in einer abgestumpften Ecke endigt. Dies ist das eigentliche K., das, bei einem Umfange von fast 2½ M., von einer jetzt ganz verfallenen Festungsmauer umgeben wird, die noch aus der byzantin. Zeit herrührt und durch die sowol nach der Land- wie nach der Seeseite 28 Thore und neun Pforten führen. Merkwürdig ist unter jenen das Top-Kapessi, einst das Thor des heil. Romanus, durch das 1453 die stürmenden Türken eindrangen, und wo der letzte Paläologe kämpfend fiel. Um die eigentliche Stadt liegen 15 Vorstädte, von denen Kassim Pascha, Galata, Pera, Top-Khana und Fanar, dem eigentlichen K. gegenüber nördlich jenseit des goldenen Hornes auf dem Dreieck zwischen diesem und dem Bosporus und goldenem Horn, die berühmtesten sind, wozu noch auf der asiat. Seite, jenseit des Bosporus, Scutari und im Nordwesten der Stadt Ejub kommen. Das eigentliche K., wie die nördlich vom goldenen Horn liegenden Vorstädte, ist vermöge der gebirgigen Configuration seines Bodens terrassenförmig gebaut und gewährt deshalb, besonders nach der Seite des goldenen Hornes zu, wo es amphitheatralisch aufsteigt, mit seinen vielen Gärten, Moscheen und Palästen, mit denen es untermischt ist, einen prächtigen, malerischen Anblick. Desto abschreckender ist sein Inneres, das in engen, winkeligen, schmuzigen Gassen nur elende Holz- oder Lehmhäuser zeigt. Die merkwürdigsten Gebäude des eigentlichen K., das nur von Türken bewohnt wird, sind das alte und neue Serail (s. d.) und die ehemalige Sophienkirche (s. d.), jetzt eine Moschee; dann die Moscheen Selim's, Mahmud's, Achmed's, Soliman's, Bajazet's und der Sultanin-Valide; ferner die bei dem Obelisken des Atmeidans, des größten der wenigen öffentlichen Plätze K.'s, wo in der byzantin. Zeit der Hippodram sich befand; das Schloß der sieben Thürme, auf der südwestlichen Ecke der Stadt, in das sonst

die Gesandten der Mächte, mit denen die Pforte in Krieg gerieth, gesperrt wurden, das aber jetzt in Folge von Erdbeben sehr verfallen ist, und die zwei, von den Kaisern Justinian und Valens erbauten Wasserleitungen mit mehren ansehnlichen Cisternen, von denen aber die größte, ein ebenso merkwürdiges als großartiges Bauwerk, sehr verfallen ist. In der Vorstadt Kassim-Pascha befinden sich der Palast des Kapudan Pascha und das Seezeughaus sammt den dazu gehörigen Magazinen und Schiffswerften; Galata, von den Genuesern im Mittelalter gegründet, dem Serail ziemlich gegenüber, am Hafen liegend, über den hier eine Schiffbrücke zur Verbindung beider Stadttheile führt, ist der Sitz der europ. Kaufleute und zählt darum eine Menge schöner massiver Häuser; weiter nach Osten, schon am Bosporus, liegt Top-Khana mit der großherrlichen Stückgießerei, von der es auch den Namen hat, und auf der Höhe hinter diesen drei Vorstädten, Pera, der Sitz der europ. Gesandten, die hier ihre Paläste haben, und außerdem vorzüglich von Griechen bewohnt, die außer andern Vorstädten noch besonders die vom Leuchtthurm Fanar benannte bewohnen (s. Fanarioten). Vor dem jenseit des Bosporus liegenden Scutari liegt mitten in ersterm auf einem Felsen der sogenannte Leandersthurm, der befestigt ist und zum Gefängniß dient, den man aber nicht mit dem durch die Sage von Hero (s. d.) und Leander berühmt gewordenen im Hellespont verwechseln darf. In Ejub, das nur von Türken bewohnt wird, befindet sich die Moschee, worin jeder neue Sultan bei seinem Regierungsantritt mit dem Schwerte Osman's umgürtet wird, eine Ceremonie, welche die Stelle der Krönung vertritt. K. zählt sammt den Vorstädten gegen 90000 Häuser und ungefähr 650000 E., darunter 120000 Griechen, 90000 Armenier, 50000 Juden und 2000 Europäer oder Franken. Die Zahl der Dschamien oder größern Moscheen beläuft sich auf 300, worunter 13 Sultansmoscheen, die der kleinern oder Mesdscheds auf 5000; ferner gibt es 23 griech. Kirchen unter einem Patriarchen der Griechen, dem geistlichen und auch halb weltlichen Oberhaupte der griech. Unterthanen der Pforte, nebst den zwölf Synodalbischöfen desselben; eine russ.-griech. Kapelle; drei armenische Kirchen mit einem armenischen Patriarchen; neun katholische Kirchen mit zwei Kapellen, sechs Klöstern und einem Bischof; sowie zahlreiche jüd. Synagogen. An Unterrichts- und ähnlichen Anstalten finden sich 518 Medressen oder höhere Lehranstalten, 1285 Mechteb oder Elementarschulen; ferner eine Marineschule, eine Akademie, wo Unterricht in Mathematik, Astronomie, Ingenieur- und Artilleriewissenschaft, Schiffahrtskunde, Geographie u. s. w. ertheilt wird, eine medicinische, hauptsächlich von deutschen Ärzten geleitete Akademie, sämmtlich auf Staatskosten unterhalten und hauptsächlich zur Bildung künftiger Beamten, besonders fürs Militair und die Marine bestimmt; ein griech. Gymnasium; 37 Bibliotheken, von denen die des griech. Patriarchen und des Serails berühmter sind, als sie verdienen; mehre Buchdruckereien, worunter fünf türkische. K. hat ferner gegen 300 öffentliche Bäder, eine Menge Kasernen, Basars, Hospitäler und eine Unzahl Kaffeehäuser, häufig mit den Bädern verbunden. Der Gewerbfleiß K.'s, obschon noch immer in mehren den Orient eigenen Zweigen, wie in der Verfertigung einiger Arten Leder, Zeuche und Teppiche, in Gold- und Silberstickereien, Juwelierarbeiten, Waffenfabrikation u. s. w., nicht unbedeutend, ist doch in Folge des riesenhaften Aufschwungs der Industrie im westlichen Europa gegen früher jetzt sehr gesunken. Dagegen ist der Handel, in Folge der unvergleichlichen Lage der Stadt, noch immer höchst bedeutend, und hat in Folge der vermehrten Verbindung mit dem Orient sich sogar gehoben. Derselbe befindet sich besonders in den Händen der fränk. Handelshäuser (hauptsächlich Italiener, Östreicher, Engländer und Franzosen), sowie der Griechen, Armenier und Juden. Ebenso bedeutend als der Handel ist auch die Schiffahrt der Stadt, die jetzt insbesondere durch Dampfschiffahrtslinien nach allen Seiten hin gefördert wird und K. viel zugänglicher gemacht hat als früher. Durch das Zuströmen vieler Westeuropäer sowie durch die Reformen des Sultans Mahmud hat K., obschon der eigentliche Kern der Türken so gut wie gar nicht davon berührt worden ist, doch wenigstens im Äußern einen viel europäischern Anstrich erhalten. Man findet jetzt förmliche europ. Gasthöfe und Kaffeehäuser, ital. Opern u. s. w., und die Plackereien, die sonst für den Europäer bestanden, haben meist aufgehört. Dagegen hat K. aber auch viel von seinem oriental. Aussehen, besonders hinsichtlich der Tracht der Bevölkerung, eingebüßt. In der Umgebung der Stadt, besonders längs des Bosporus,

liegen zum Theil in höchst reizender Lage Bujukdereh (s. d.), Dulmah-Baktsche, Fondukli und Beschiktasch mit großherrlichen Sommerpalästen. Vgl. Hammer, „K. und der Bosporus, örtlich und geschichtlich beschrieben" (2 Bde., Pesth 1821).

Konstanz oder Kostnitz, im Großherzogthum Baden, am Konstanzer- oder Bodensee (s. d.), da, wo der Rhein den obern und untern See miteinander verbindet, ist theilweise befestigt, ziemlich weitläufig gebaut und zählt etwa 6500 E. Mit ihren beiden Vorstädten, welche jenseit des Rhein liegen, verbindet die Stadt eine Brücke. Die merkwürdigsten Gebäude sind die bischöfliche Residenz und der Dom, schöne Denkmäler goth. Baukunst. Die Stadt hat ein Lyceum, ist aber sehr öde, indem Handel und Industrie darniederliegen. Sie war früher Reichsstadt, bis sie in Folge dessen, daß sie das Interim (s. d.) nicht annahm, 1548 ihrer Privilegien als solche verlustig, in die Acht erklärt und von dem Kaiser Karl V. seinem Bruder Ferdinand geschenkt wurde, worauf sie nun bei dem Hause Östreich verblieb, bis sie 1805 an Baden abgetreten wurde. Ein Bisthum wurde daselbst sehr frühzeitig begründet und es hatte dasselbe zuletzt ein Areal von 22 □M. mit 55000 E. Der Bischof war deutscher Reichsstand und residirte theils in dem K. gegenüber auf dem rechten Rheinufer gelegenen Flecken Petershausen, theils in Mösskirch. Im J. 1802 wurde das Bisthum säcularisirt und dessen Gebiet an Baden gegeben. Geschichtlich merkwürdig ist K. besonders durch das daselbst 1414—18 gehaltene Concil. Der Zweck desselben war, den Unordnungen hinsichtlich der Papstwahl und der Verbreitung der Lehre Huß's ein Ende zu machen. Hierzu fanden sich ein nächst dem Kaiser Sigismund und dem Papst Johann XXIII. 26 Fürsten, 140 Grafen, mehr als 20 Cardinäle, 7 Patriarchen, 20 Erzbischöfe, 91 Bischöfe, 600 Prälaten und Doctoren und gegen 4000 Priester. Die drei Päpste, Johann XXIII. (s. d.), Gregor XII. und Benedict XIII., wurden abgesetzt, dagegen wurde Martin V. (s. d.) zum einzigen rechtmäßigen Papst gewählt; Huß (s. d.) und Hieronymus von Prag (s. d.) wurden verurtheilt und verbrannt. Der Kaiser hoffte nun eine gänzliche Verbesserung der kirchlichen Angelegenheiten bewirken zu können; allein da der neue Papst wider des Kaisers Willen sich nach Italien begab, ging die Kirchenversammlung auseinander, ohne daß dieser Zweck erreicht worden war. Dies geschah erst auf dem Concil zu Basel (s. d.). Noch zeigt man in K. die Halle, wo sich das Concil versammelte und die jetzt als Markthalle dient; das Haus, wo Huß gefangen genommen wurde; seinen Kerker in dem jetzt zur Fabrik umgestalteten Dominicanerkloster und in der Domkirche eine Messingplatte auf der Stelle, wo ihm das Todesurtheil verlesen wurde.

Konstanzersee, s. Bodensee.

Kopäis, ein See oder vielmehr eine weite sumpfige Niederung im Mittelpunkte von Böotien, nach der an der Nordostseite gelegenen Stadt Kopä benannt, jetzt See von Livadia und Topolia, wird besonders von den Flüssen Kephisos (s. d.) und Melas (s. d.) gebildet und erhebt sich während der Herbstzeit bei anhaltenden Regengüssen zu einer zusammenhängenden Wasserfläche, trocknet aber im Frühjahr und Sommer theils durch die Sonnenhitze, theils durch den Abzug von 20 meist natürlichen Kanälen, mittels deren er mit zwei benachbarten Seen und dem Euböischen Meere in Verbindung steht, häufig so ein, daß im Aug. und Sept. die schönsten Triften zum Vorschein kommen. Gesucht war im Alterthume besonders das hier wachsende Flötenrohr. Vgl. O. Müller, „Orchomenos und die Minyer" (Bresl. 1824; 2. Aufl., 1844).

Kopal ist der Name eines aus verschiedenen Bäumen in Westindien und Ostindien freiwillig ausfließenden Harzes. Copalli heißt nämlich in Indien jedes klare Harz. Einige helle westind. Kopalsorten nennen die Engländer Anime. Der Kopal ist citrongelb bis farblos, durchscheinend bis wasserhell, ziemlich hart und in der Kälte fast geruch- und geschmacklos. Er löst sich nur zum Theil in Alkohol und Terpenthinöl auf, wird aber darin ganz auflöslich, wenn man ihn einige Zeit schmilzt. Aus geschmolzenem Kopal und Weingeist oder Terpenthinöl, oder endlich gekochtem Leinöl bereitet man verschiedene blaßgelbe oder fast farblose Firnisse und Lacke, welche vielfache Anwendung finden.

Kopeke, eigentlich Kopeika, heißt eine in Rußland gangbare Münze, die erste, die überhaupt hier nach Abschaffung des Pelzgeldes geprägt wurde, und die ihren Namen von dem Reiter (dem heil. Georg) mit der Lanze (koпьe) empfing, der gewöhnlich auf der einen

Seite dieser Münze abgebildet erscheint. Man vermuthet, daß Kopeken erst zur Zeit der Tatarenherrschaft in Rußland eingeführt wurden und daß sie dem Silberzins, den die Russen an die tatar. Khane entrichten mußten, ihren Ursprung verdanken. Daher gab es zu Anfang auch nur Silberkopeken, für welche später festgesetzt wurde, daß 100 einen Rubel ausmachen sollten. Man prägte außerdem auch Den'gen oder Denuschken oder halbe Kopeken und Poluschken oder Viertelkopeken; ferner 5-, 10-, 15-, 20-, 25-, 30- und 50-Kopekenstücke. Wie wichtig diese Münze für Rußland ist, geht auch aus dem Umstand hervor, daß das Wort Den'gi zugleich als Ausdruck für Geld überhaupt gebraucht wird. Seit 1655 prägt man auch in Kupfer Kopeken aus, unter denen die altsibirischen sowol von Münzkundigen wegen ihrer Seltenheit, als von Goldarbeitern wegen ihres Beigehalts von edlerm Metall, besonders gesucht werden. Die Münzordnung vom J. 1811 setzte fest, daß halbe, einfache und Doppelkopeken in Kupfer ausgeprägt würden, doch sind die halben und selbst die ganzen Kopekenstücke wenig in Umlauf. Seltsam ist es, daß seit 1841 auch Kupferkopeken mit Silberwerth ausgeprägt werden, wo die neue Bestimmung, daß der Rubel Silber 350 Kopeken Kupfer betragen solle, ursprünglich eine große Verwirrung erzeugte, da man hierbei auf ganz unvermeidliche Brüche, die sich bis auf Viertel und Achtel erstreckten, stieß. Ein Kopek Kupfer ist etwas mehr als ein Pfennig Scheidemünze, ein Kopek Silber aber etwa vier Pfennige; der preuß. Thaler hat gegenwärtig nach einer festgesetzten Bestimmung durch das ganze russ. Reich den Werth von 319 Kopeken Kupfer.

Kopenhagen, dän. Kjöbenhavn, die Hauptstadt und Residenz in Dänemark, liegt auf der Insel Seeland am Sunde, der hier drei Meilen breit ist, und an einem schmalen Seearme, der sie von der Insel Amager trennt. Sie ist befestigt, hat eine Citadelle (Friedrichshafen), regelmäßige Straßen und schöne, meist von Backsteinen erbaute Häuser. Unter den Straßen sind die Gotherstraße und die schöne Amalienstraße und unter den öffentlichen Plätzen der neue Königsmarkt der größte, aber freilich unregelmäßige Platz der Stadt, mit der Statue Christian's V., und der achteckige Friedrichsplatz zu erwähnen, auf dem vier Straßen zusammentreffen und in dessen Mitte die schöne Reiterstatue Friedrich's V. steht. Die Stadt hat 22 Kirchen, 22 Hospitäler, 30 Armenhäuser, 5000 Häuser und 123000 E., darunter 2400 Juden. Sie besteht aus drei Haupttheilen, die von den Festungswerken eingeschlossen werden, nämlich der Altstadt, die nach dem Brande von 1795 schöner als zuvor wieder aufgebaut wurde; der Neustadt, deren östlicher Theil, die Friedrichsstadt, der schönste, aber mindest lebhafte Stadttheil ist, und Christianshafen, der auf der Insel Amager liegt, die im Anfange des 16. Jahrh. durch niederländ. Colonisten bevölkert wurde. Der Kanal zwischen dieser und der Insel Seeland bildet den sichern Hafen, der 400 Schiffe fassen kann, wo das Seearsenal, die Schiffswerfte und andere zur Marine gehörige Gebäude sich befinden und in welchem auch die Station der Kriegsflotte ist. Außerhalb der Festungswerke liegen die drei Vorstädte mit zum Theil sehr schönen Landhäusern. Das königliche Residenzschloß, die Christiansburg, eines der ansehnlichsten in Europa, das 1794 ein Raub der Flammen wurde, ist seitdem noch prachtvoller wieder aufgebaut worden. In demselben befinden sich, außer der königlichen Gemäldegalerie und dem in seiner Art einzigen Museum für nord. Alterthümer, mehre Meisterwerke von Thorwaldsen. Außerdem gibt es noch drei Schlösser: Charlottenburg, wo jetzt die Kunstakademie ihren Sitz hat; die alte Rosenburg mit dem Königsgarten, einem öffentlichen Spaziergang, und die Amalienburg, bestehend eigentlich aus vier Palästen, welche nach dem Schloßbrande zur Wohnung für die königliche Familie angekauft wurden. Merkwürdig sind ferner das Zeughaus mit der königlichen Bibliothek von 400000 Bänden und 4500 Handschriften, das Schauspielhaus, die 203 Ellen lange, gothisch gebaute Börse, die Bank, die neuerbaute Kirche Unser Lieben Frauen mit Thorwaldsen's Statuen, das große Friedrichshospital mit einem Gebär- und Findlingshause, das Seehospital, der neue israelit. Tempel und das neue Universitätsgebäude. An wissenschaftlichen Anstalten besitzt die Stadt die von Christian I. 1475 gestiftete Universität, welche 1200 Studenten zählt, mit einer Bibliothek von 100000 Bänden, einem botanischen Garten, einer Sternwarte und mehren Naturaliencabineten, eine königliche chirurgische Akademie und eine Veterinairschule, eine Akademie für Land- und Seecadetten, ein Gymnasium und die 1829 errichtete polytechnische Lehranstalt, die königliche

Akademie der Wissenschaften und die der schönen Künste, die königliche Gesellschaft für nord. Alterthumskunde, die Gesellschaft für vaterländische Geschichtskunde, die isländ. und die skandinav. Gesellschaft. Nächst der königlichen und der Universitätsbibliothek ist die Classen'sche Bibliothek von 34000 Bänden und unter den Kunstanstalten sind nächst denen der Universität die Kunstakademie und Thorwaldsen's Museum zu erwähnen. Auch hat die Stadt, nächst zahlreichen Schulen aller Art, ein Taubstummeninstitut, eine Blindenanstalt u. s. w. Unter den Fabriken sind besonders die königliche Porzellanfabrik, die Tuch-, Kattun-, Seiden-, Baumwollen-, Wachstuch- und Tapetenfabriken, die Eisengießereien und die Zuckerraffinerien von Bedeutung. K. ist der Mittelpunkt des gesammten dän. See- und Landhandels, zu dessen Beförderung die königliche Bank mit einem Capitale von 2,400000 Species, die Seeassecuranzgesellschaft, die ost- und westind. privilegirten königlichen Handelsgesellschaften, der Christianshafen und die Dampfschiffahrtsverbindung mit Kiel, Lübeck, Norwegen, England und Frankreich dienen. Es gibt gegen 80 große Handelshäuser, die 300—400 eigene Schiffe besitzen. Große Brände trafen die Stadt in den J. 1728, 1794 und 1795. Am 2. Apr. 1801 fiel hier die große Seeschlacht vor, welche die Engländer unter Nelson gegen die Dänen gewannen. Im J. 1807 wurde die Stadt vom 2.—5. Sept. von den Engländern bombardirt, wodurch 400 Häuser und Gebäude, darunter die schöne Frauenkirche, in Asche gelegt, an 2000 Häuser beschädigt und unbewohnbar gemacht wurden und gegen 2000 Menschen ihr Leben verloren. Die Umgebungen K.s sind zum Theil sehr schön; in der Nähe befinden sich die königlichen Lustschlösser Friedrichsberg, die gewöhnliche Sommerresidenz des Hofs, Fredensborg, Friedrichsborg und Jägerspriis.

Kopernicus (Nikolaus), wurde am 19. Febr. 1473 zu Thorn an der Weichsel geboren, wo sein Vater, der wahrscheinlich aus Westfalen stammte, Bürger war. Seine Mutter war die Schwester des Bischofs von Ermeland, Waisselrod, genannt von Alten. Er besuchte die Schule zu Thorn, studirte daselbst Medicin, Mathematik und Astronomie, ging 1497 nach Italien, wo er in Bologna die astronomischen Vorlesungen Dominicus Maria's hörte, und lehrte seit 1500 mit großem Beifall in Rom Mathematik. Nach der Rückkehr ins Vaterland verschaffte ihm sein Oheim ein Kanonikat am Dom zu Frauenburg. Als Abgeordneter seines Capitels auf dem Landtage zu Graudenz im J. 1521 war er sehr ernstlich beflissen, der Verwirrung des Münzwesens zu steuern; allein nach langem Streiten über sein Münzsystem legte man es endlich zu den Acten. Hierauf wendete er seinen ganzen Scharfsinn einem der erhabensten Gegenstände der Natur zu. Er zweifelte, daß die Bewegungen der Himmelskörper so verworren und verwickelt seien, wie das Ptolemäische Weltsystem angäbe. Aus den Schriften der Alten wußte er, daß schon die Pythagoräer eine Bewegung der Erde geahnet hatten; doch die Hypothese des Aristarch von Samos, daß sich die Erde in einem schiefen Kreise um die Sonne und zugleich täglich um ihre eigene Achse drehe, kannte er nicht, da sie in des Archimedes „Arenarius" steht, der erst später aufgefunden wurde. Allmälig kam er zu der Annahme, daß die Sonne der Mittelpunkt der Welt und die Erde ein Planet sei, sowie Mars und Venus, und daß die Planeten in folgender Ordnung sich um die Sonne bewegen: Merkur in 87, Venus in 224, die Erde in 365 Tagen, Mars in einem Jahre 321 Tagen, Jupiter in elf und Saturn in 29 Jahren. Seine Annahme bestätigten die hiernach gezeichneten Bahnen; denn so einfach diese Kreise waren, so fanden doch durch dieselben alle Bewegungen am Himmel ihre vollkommene Erklärung. So wurde er der Entdecker des wahren Weltsystems und in dieser Beziehung der Schöpfer der neuern Astronomie. Er starb am 11. Juni 1543 und wurde in der Domkirche zu Frauenburg beigesetzt. Erst 1581 ließ der Bischof Mart. Cramer von Ermeland dessen Grabmal durch eine kleine mit einer Inschrift versehene Marmortafel bezeichnen. Daß K. ein Mann von ungewöhnlichem Scharfsinn und einer besondern Festigkeit des Charakters gewesen, verbürgt schon allein sein System, da keine geringe Kraft des Geistes dazu gehört, gegen die Meinung Aller, selbst der gelehrtesten Männer, und gegen allen Anschein die Sonne als ruhend und die Erde, die doch so fest und unverrückbar zu stehen scheint, als in doppelter Hinsicht beweglich anzunehmen. Sein System entwickelte er in seinem dem Papste Paul III. zugeeigneten unsterblichen Werke „De orbium coelestium revolutionibus libri VI" (Nürnb. 1543, Fol.; Bas. 1566 und Amst. 1617, 4.). Außer

diesem Hauptwerke besitzen wir von ihm eine „Astronomia instaurata" und ein Buch „De lateribus et angulis triangulorum" (Wittenb. 1542, 4.). Das zuerst erwähnte Werk war schon um 1530 vollendet; doch erst in Folge wiederholter Auffoderung des Cardinals von Schönberg u. A., unter denen sich Rhäticus der Sache am thätigsten annahm, entschloß er sich zur Herausgabe; doch erlebte er dessen Erscheinen nicht. Übrigens hatte er darin seine Ansicht nur als eine Hypothese dargestellt, welche die Phänomene auf eine leichtere und ungezwungene Art erkläre, eine Vorsicht, zu der ihn die damals vorherrschenden Begriffe zwangen; aber wohl erkennt man, welche innige Überzeugung er von der Richtigkeit seines Weltsystems hatte. Sein Leben haben Gassendi (Haag 1652, 4.) und Westphal (Konstanz 1822) beschrieben. Graf Sierakowski ließ ihm in der St.-Annenkirche zu Krakau ein würdiges Denkmal errichten mit der aus Josua 10, 12 entlehnten Inschrift: „Sta sol, ne moveare!", und auf Kosten der warschauer Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften wurde sein Standbild, von Thorwaldsen modellirt und von Gregoire in Warschau gegossen, 1829 in Warschau aufgerichtet.

Kopf (caput), welcher das Gehirn und die Sinnesorgane des Gesichts, Gehörs, Geruchs und Geschmacks enthält, ist offenbar derjenige Theil des menschlichen Körpers, welcher für das Leben und die Lebensthätigkeit die größte Wichtigkeit hat. Die Anatomie theilt den Kopf in zwei Theile, den Schädel (s. d.) und das Gesicht (s. d.), und betrachtet ihn nur im Verhältniß zu den andern Haupttheilen des Körpers, dem Rumpfe und den Extremitäten (s. d.), als Ganzes. Der Bau des Kopfes ist wegen der vielen Knochen, welche er enthält und welche sämmtlich mit Ausnahme des Unterkiefers untereinander durch unbewegliches Gelenk verbunden sind, sehr fest; da er nur mit seinem hintern Theile auf der Wirbelsäule einen Stützpunkt findet, so würde ihn sein bedeutendes Gewicht nach vorn und unten ziehen, wenn dieses nicht durch die starken Muskeln und Bänder am Hinterhaupte verhindert würde. Die Bildung des Kopfes bei den Wirbelthieren weicht von der des Menschen sehr ab, besonders ist die Rundung desselben bei letzterm am vollkommensten, indem bei erstern der vordere untere Theil mehr oder weniger aus dieser Rundung heraustritt, doch ist bei ihnen der Reichthum des Kopfes an Organen fast noch derselbe. Der Kopf der wirbellosen Thiere wird, je tiefer sie stehen, desto unvollkommener und in den untersten Classen fehlt er gänzlich. – Kopf bedeutet ferner in der Anatomie einen hervorstehenden Theil eines Knochens, besonders die Gelenktheile der Röhrenknochen.

Kopfschmerz (cephalalgia) ist eines der am häufigsten vorkommenden Übel, und der Schmerz selbst sehr verschiedener Art. Bald wird er im ganzen Kopfe gefühlt, bald nur auf einer Seite, auf dem Scheitel, im Hinter- oder Vorderkopfe. Ebenso verschieden sind die Organe, in denen er erzeugt wird; das Gehirn selbst, die verschiedenen Gehirnhäute, die Schädelknochen, die Haut über denselben können der Sitz des Übels sein. Dieselbe Mannichfaltigkeit herrscht in Hinsicht auf die Ursachen. Kopfschmerz begleitet fast alle fieberhaften Krankheiten und Gehirnaffectionen, die Verdauungsbeschwerden, Nervenkrankheiten, besonders Hypochondrie und Hysterie, wo er sich namentlich oft auf eine kleine Stelle beschränkt (clavus hystericus) zeigt. Er kann sonach als reine Nervenaffection oder selbständige Krankheit oder als Symptom anderer Krankheiten vorkommen, sodaß man aus der Stelle, auf der er gefühlt wird, aus der Art, wie er sich äußert und aus der Zeit, in der er eintritt, manchen Aufschluß für die Diagnostik ziehen kann. Eine besondere Art des Kopfschmerzes ist die Migräne (s. d.). Die häufigste und nächste Ursache der Kopfschmerzen ist Andrang des Blutes nach dem Gehirn und dadurch bedingter Druck der angeschwellten Blutgefäße auf dasselbe; dann entsteht er auch in Folge von Überreizung und Schwäche des Gehirns und Nervensystems überhaupt oder bei beginnender Desorganisation des Gehirns und der Umgebungen desselben. Nach Beseitigung der Ursachen des Kopfschmerzes verschwindet derselbe, daher die verschiedensten Mittel, Ableitung des Blutandrangs nach der Haut, nach den Füßen, Brechmittel, Abführmittel, nervenstärkende und krampfstillende Mittel u. s. w., mit gutem Erfolge gegen ihn angewendet werden, im Allgemeinen aber sich kein Mittel gegen jede Art Kopfschmerz angeben läßt.

Kopfsteuer ist in ihrer eigentlichen Bedeutung eine vom Volke nach der Zahl der Köpfe desselben, wobei jedoch in der Regel Kinder unter einem bestimmten Lebensalter

nicht mit gerechnet werden, erhobene Abgabe. In dieser Form ist sie eine der ältesten und in rohen, ursprünglichen Zuständen eine der verbreitetsten Abgaben, während sie in civilisirtern Ländern allmälig in eine Personalsteuer (s. d.) überging und vielleicht nur den Namen beibehielt. Unter den europ. Staaten kommt sie noch hauptsächlich in Rußland und auch da nur für Bürger und Bauern in alter Form vor. Da sie keinen Unterschied zwischen dem verschiedenen Einkommen macht, sondern Alle gleich trifft, so ist sie, sobald sich Verschiedenheit des Einkommens ausgebildet hat, eine der ungerechtesten und besonders für die kinderreichen ärmern Classen bei einigermaßen erheblichem Betrage drückendsten Abgaben, während sie freilich, sobald ihr Betrag so unbedeutend ist, daß die Ungleichheit aufhört drückend zu sein, bei starker Volkszahl auf sehr leichte und einfache Weise ansehnliche Summen einbringt. Sie ist ein schlagender Beweis der großen Ungleichheit, welche in absoluter Gleichheit liegt, während alle wahre und gerechte Gleichheit nur in Verhältnißmäßigkeit bestehen kann.

Kopfstück ist eine Benennung, welche man, im weitesten Sinne des Wortes, jeder Münze beilegt, die das Brustbild ihres Münzherrn trägt. Im engern Sinne versteht man darunter die Zwanzigkreuzerstücke nach dem Conventionsfuß ausgeprägt, besonders in Östreich. Die Zehnkreuzerstücke nennt man halbe Kopfstücke. In Bremen führen die Stücke zu zwölf Groote und in Dänemark die Zwanzigschillingstücke diesen Namen. Ein Kopfstück hat den Werth von 5 gGr. 4 Pf. und drei machen einen Gulden Conventionsgeld.

Kopisch (Aug.), Maler und Dichter, geb. zu Breslau am 26. Mai 1790, genoß als der Sohn wohlhabender und gebildeter Ältern eine sorgfältige Erziehung. Seine Gymnasialstudien machte er unter Manso, der ihn ganz für die Wissenschaften zu gewinnen hoffte; inzwischen hatte K. für die Kunst solche Vorliebe gewonnen, daß er 1815 die Akademie zu Prag bezog. Sein geistiges Leben jedoch, so regsam es war, blieb fortan ein getheiltes zwischen der Akademie und der Bibliothek, der Malerei und der Dichtkunst, den griech. und den altdeutschen Dichtern. In Wien lernte er durch Wuk Stephanowitsch die serb. Volkslieder kennen und sing nun an, nachdem er schon in frühester Jugend poetische Versuche gemacht hatte, sich auf das im Kopf-Dichten zu legen, weil er, der ohnehin das Aufschreiben von Gedichten für prosaisch hielt, sich an dem Gedanken entzückte, daß die serb. Dichter weder lesen noch schreiben können. So vollendete er mehre Balladen und größere epische Sachen, die er aus dem Kopfe herzusagen wußte, von denen aber in späterer Zeit nur ein Bruchstück „Bonse, der Samnite" aufgeschrieben ist. Ein Übel an der rechten Hand, welches in Folge eines Sturzes auf dem Eise entstanden war, hinderte seine technische Ausbildung als Maler. Zur Heilung desselben reiste er, nachdem er 1819 Breslau wieder besucht und sich sodann drei Jahre in Dresden aufgehalten hatte, nach Italien, doch entsagte er in Rom der Malerei und begab sich von hier nach Neapel, wo er sich mehre Jahre lang ganz dem Studium des Volkslebens, des Volkstheaters und der Volkspoesie hingab. Hier hatte er auch als vorzüglicher Schwimmer das Glück, die weltberühmt gewordene blaue Grotte (Grotta azzurra) zu entdecken. Erst 1828 kehrte er nach Deutschland zurück und begab sich nach Berlin, wo er durch seine sprudelnde Unterhaltungsgabe bald allgemein beliebt wurde und 1844 das Prädicat als Professor erhielt. Mehr als durch seine meist skizzenhaften Malereien, mehr als durch seine Erfindung der berliner patentirten Schnellöfen, seine Ode an König Friedrich Wilhelm IV. (Berl. 1840) oder seine Übersetzung des Dante, machte er sich durch die Herausgabe ital. Volkslieder unter dem Titel „Agrumi" (Berl. 1837), namentlich aber durch seine „Gedichte" (Berl. 1836) bekannt, unter denen die schalkhaften, muntern oder neckisch märchenhaften die besten sind, und das Lied vom Noah im hohen Grade populair geworden ist.

Kopitar (Bartholomäus), ein ausgezeichneter Slawist, geb. am 23. Aug. 1780 zu Repnje im Herzogthume Krain, besuchte seit 1790 die Schule zu Laibach und wurde 1799 Hauslehrer bei dem Baron Zois und nachher dessen Secretair. Im J. 1807 kam er nach Wien, wurde 1809 Beamteter an der Hofbibliothek und ließ sich 1808, um die Rechte zu studiren, bei der Universität inscribiren. Neben dem Studium der Rechte betrieb er fortwährend mit vieler Vorliebe die verschiedenen slaw. Sprachen und deren Literatur; seine erste größere Leistung hierin war die „Grammatik der slaw. Sprache in Krain"

(Laibach 1808). Nachdem K. bereits 1814 Paris besucht, um die von den Franzosen entführten Handschriften wiederzuholen, besuchte er später, nachdem er Deutschland bereist, Oxford und London, und im J. 1837 auch Italien. Im J. 1829 führte er kurze Zeit die Redaction der wiener „Jahrbücher der Literatur"; nachher besorgte er den Druck des von ihm redigirten Textes zur Editio princeps des in St.-Florian entdeckten Psalters in poln., lat. und deutscher Sprache (Wien 1834). Wie sehr auch seine Leistungen in philologischer und bibliographischer Beziehung anzuerkennen sind, so kann er sich doch im Gebiete der slaw. Geschichtsforschung Dobrowsky (s. d.), Palacky (s. d.) und Schaffarik (s. d.) nicht gegenüberstellen. Am bemerkenswerthesten für seine literarischen und sonstigen Bestrebungen möchte sein „Glagolita Clozianus" (Wien 1836) sein, durch den er, wie durch andere später mit und ohne Nennung seines Namens veröffentlichte Aufsätze unter dem Scheine unbefangener, rein historischer gelehrter Forschung sich auch auf kirchlich-politischen Boden gestellt hat, als Vorkämpfer für die Union, vorzüglich bei den slaw. Völkern. In seiner Stellung als Büchercensor vermochte sich K. sehr natürlich keinen Dank zu gewinnen. Im J. 1843 wurde er Hofrath und erster Custos an der kaiserlichen Bibliothek, starb aber schon am 11. Aug. 1844.

Kopp (Ulrich Friedr.), Paläograph, geb. am 18. März 1762 zu Kassel, studirte die Rechte und wurde 1788 Justizrath, dann Regierungsrath, später Geh. Referendar und Geh. Landsecretair in Kassel, erhielt 1802 die Direction des Hofarchivs und 1803 den Titel als Cabinetsrath, nahm aber 1804 seine Entlassung aus dem Staatsdienste, wurde 1808 Ehrenprofessor in Heidelberg, lebte dann in der unabhängigsten Muße zu Manheim und starb auf der Reise zu Marburg am 27. März 1834. Durch archivarische Beschäftigungen auf das Studium der Paläographie und Diplomatik geleitet, umfaßte er diese Fächer mit ungemeiner Liebe. Seine classische „Palaeographia critica" (4 Bde., Manh. 1817—29) führt für die beiden ersten Bände den Titel „Tachygraphia veterum exposita et illustrata" und für die beiden letzten „De difficultate interpretandi". In seinen „Bildern und Schriften der Vorzeit" (2 Bde., Manh. 1819—22) erläuterte er mit gleichem Talente phöniz. und gothische Denkmäler. Einer frühern Periode gehören an sein „Handbuch zur Kenntniß der kurhess. Landesverfassung und Rechte", fortgesetzt von Wittich (6 Bde., Kass. 1796—1804, 4.) und die „Bruchstücke zur Erläuterung der deutschen Geschichte und Rechte" (2 Bde., Kass. 1799—1801, 4.).

Koppe (J. G.), Amtsrath und Generalpächter des preuß. Domainenamts Wollup, ist der Sohn eines armen Tagelöhners in Sachsen und um 1774 geboren. Nachdem er einen dürftigen Schulunterricht genossen, widmete er sich der Landwirthschaft und ging später nach Mögelin zu Thaer, der ihn als Lehrer in seinem Institute anstellte und 1813 sein ausgezeichnetes Werk „Unterricht im Ackerbau und in der Viehzucht" (3 Bde., 5. Aufl., Berl. 1841) bevorwortete. Im J. 1817 verließ er Mögelin und übernahm die Direction der sehr heruntergebrachten Wirthschaft zu Reichenau. Nachdem er dieselbe sehr bald wieder in einen blühenden Zustand gebracht, wurden ihm die ebenfalls in schlechtem Zustande befindlichen preuß. Domainen Wollup und Kienitz in Pacht gegeben. Noch in Reichenau schrieb er seine „Revision der Ackerbausysteme" (Berl. 1818), eine höchst interessante Kritik über die herrschenden landwirthschaftlichen Ansichten. In diese Zeit fällt auch seine literarische Verbindung mit Schweitzer, Teichmann und Schmalz, der die „Mittheilungen aus dem Gebiete der Landwirthschaft" (6 Bde., Lpz. 1814—24) ihre Entstehung verdanken. Vorzüglich eifrig trieb er die Schafzucht, die er, unter der Leitung Thaer's, gründlich in Mögelin studirt hatte. Seine Beobachtungen und Erfahrungen darüber, namentlich über das Merinoschaf und die Merinowolle, legte er in seiner „Anleitung zur Kenntniß, Zucht und Pflege der Merinos" (Berl. 1827) nieder. Nachdem er die Domainen im Ertrag sehr gehoben hatte, begründete er eine großartige Runkelrübenzuckerfabrik. Im J. 1839 war er Vorstand der Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe in Potsdam, bei welcher Gelegenheit er als Programm seine „Darstellung der landwirthschaftlichen Verhältnisse in der Mark Brandenburg" (Berl. 1839) schrieb. In neuester Zeit wurde er zum Mitglied des neu errichteten Landesökonomie-Collegiums für die preuß. Staaten ernannt. Noch ge-

denken wir schließlich seiner Schrift „Über die Erzeugung des Rübenzuckers in ihren staatswirthschaftlichen und gewerblichen Beziehungen" (Berl. 1841).

Koppeljagd nennt man sowol das Jagdrecht, welches Mehren gemeinschaftlich auf einem und demselben Gebiete zusteht, als auch ein solches Jagdgebiet selbst. Die Koppeljagd wird entweder so betrieben, daß jeder Berechtigte in der Jagdzeit nach Willkür jagt oder so, daß die Gerechtsame nach der Anzahl der Gewehre ausgesprochen ist, daß z. B. der Eine mit zwei, der Andere mit drei, ein Dritter mit noch mehren Gewehren, d. h. Schützen, jagen kann. Zuweilen kommt es auch bei der Koppeljagd vor, daß der Eine blos mit Netzen fahen, der Andere mit Windhunden hetzen, ein Dritter mit Gewehren jagen darf. Aus allen diesen Bestimmungen ergibt sich von selbst, daß die Koppeljagden jederzeit in schlechten Zustand gerathen müssen, wenn nicht die Berechtigten unter sich besondere Verträge eingehen, und daß daher im entgegengesetzten Falle für jeden der Berechtigten die Ablösung meist Vortheil bringen wird. Wenn der eine Theil einige Tage vor dem andern die Jagd auszuüben befugt ist, so heißt dies Vorjagd. Dasselbe gilt von der Koppelhut und Vorhut. Ist der Landesherr zur Koppeljagd mit berechtigt, so heißt dieselbe Mitjagd; darf der Landesherr einige Tage eher als die Mitberechtigten jagen, so heißt die Koppeljagd Vorhatze.

Koppelwirthschaft, s. Ackerbau.

Köppen (Friedr.), Hofrath und Professor der Philosophie in Erlangen, geb. am 21. Apr. 1775 zu Lübeck, wo sein Vater protestantischer Prediger war, besuchte die dasige Katharinenschule und studirte seit 1793 in Jena Theologie. Gleichzeitig hörte er die philosophischen Vorlesungen Reinhold's und Fichte's und ließ sich durch die damals mit besonderm Glanz hervortretende Philosophie anziehen. Nachdem er noch ein Jahr in Göttingen studirt, wo er seine „Abhandlung über Offenbarung, in Beziehung auf Kant'sche und Fichte'sche Philosophie" (Lüb. 1797; neue Aufl., 1802) erscheinen ließ, bereiste er 1797 die Schweiz und kehrte dann nach seiner Vaterstadt zurück. Seine Freundschaftsverhältnisse mit F. H. Jacobi veranlaßten sein polemisches Werk „Schelling's Lehre oder das Ganze der Philosophie des absoluten Nichts" (Hamb. 1803). Im J. 1804 wurde er von der reformirten Gemeinde der St.-Ansgariikirche zu Bremen als lutherischer Prediger angestellt, damit die im Kirchspiele wohnenden Lutheraner Gelegenheit zum gemeinschaftlichen Gottesdienste fänden; 1807 folgte er dem Rufe als Professor an die Universität Landshut, bei deren Aufhebung er 1827 nach Erlangen versetzt wurde. Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen „Darstellung des Wesens der Philosophie" (Nürnb. 1810); „Philosophie des Christenthums" (2 Bde., Lpz. 1813—15; 2. Aufl., 1828); „Politik nach Platonischen Grundsätzen, mit Anwendung auf unsere Zeit" (Lpz. 1818); „Rechtslehre nach Platonischen Grundsätzen" (Lpz. 1819) und „Vertraute Briefe über Bücher und Welt" (2 Bde., Lpz. 1820—23). Wie seine früheste, auch jetzt noch beachtenswerthe Schrift, sind auch seine spätern philosophischen Arbeiten in dem Sinne einer der Denkart Jacobi's sich anschließenden Richtung geschrieben, und K. gehört zu den wärmsten Vertretern der Jacobi'schen Philosophie; namentlich suchte er seine christliche jeder Form des Pantheismus abgeneigte Ansicht mit einem gewissen Platonismus in der Philosophie zu vereinigen.

Kopreus, der Sohn des Pelops, floh, als er den Iphitos getödtet, aus Elis nach Mykene zum Eurystheus (s. d.), der ihn entsühnte und später an den Hercules (s. d.) sendete, um diesem jene bekannten Arbeiten aufzutragen. Seinen Sohn Periphetes tödtete Hektor vor Troja.

Köprili oder Kiuperli (Mehemed), 1656—61, Großvezier, der Enkel eines nach Kleinasien ausgewanderten Albanesers, war 1585 zu Köpri in Kleinasien geboren und darum Köprili genannt. Küchenjunge, dann Koch im Serail, schwang sich der kräftige, kluge und geistvolle Mehemed allmälig auf zum Oberstallmeister des Großveziers Kara Mustapha. Nachdem er den Krieg auf Cypern mitgemacht, wurde er Statthalter von Damask, zeichnete sich als solcher aus im Kriege gegen Persien und regierte gerecht und mild, verlor aber später seinen Posten und lebte ohne Amt zu Köpri, bis ihn der Großvezier Mehemed mit sich nach Konstantinopel nahm, wo er der Sultanin-Valide, die Alles über ihren minderjährigen Sohn, den Großherrn Mohammed IV., vermochte, als der Mann empfohlen wurde, welcher das Reich zu retten vermöge. K., damals schon ein hoher Sieb-

ziger, nahm, obschon er weder lesen noch schreiben konnte, am 15. Sept. 1656 als Großvezier das Reichssiegel unter der Bedingung an, daß ihm ausschließendes Vertrauen zu Theil werde. Nachdem er die Verfolgungswuth der fanatischen Orthodoxen gedämpft, alle unwürdige Reichsbeamte entfernt und bestraft und die Urheber der frühern Aufstände hatte hinrichten lassen, wobei er mit der furchtbarsten Strenge verfuhr, führte er in Person Heer und Flotte zum Schutze gegen Venedigs Seemacht, eroberte Tenedos und Lemnos, zog nach Siebenbürgen und dämpfte den Aufruhr in Asien und in Ägypten. Er stellte die Kriegszucht wieder her, demüthigte die Janitscharen, deckte die Grenzen des Reichs durch neue Bollwerke und die Dardanellen durch die neuen Schlösser und füllte den Schatz des Reichs durch Ordnung und Confiscationen. Er wußte die Pforte im Auslande wieder in Ansehen zu bringen und behauptete es selbst in den Verhandlungen mit Ludwig's XIV. Gesandten. Seine Politik war schlau und hinterlistig, sein Charakter hart und rachsüchtig, sein Verfahren klug und fest, aber schonungslos. Er starb am 31. Oct. 1661 zu Adrianopel. — Sein Sohn Achmed K., geb. 1626, der Nachfolger des Vaters als Großvezier, war sorgfältig zum Ulema gebildet worden, hatte aber nachher von dem Vater die Statthalterschaft von Erzerum und dann die von Damask erhalten, und durch eine Unternehmung wider die Drusen sich das Vertrauen des Sultans erworben. Wissenschaftlich gebildet, milde und gerecht, staatsklug und siegreich in den ungar., kretischen und poln. Kriegen, durch die Eroberung von Neuhäusel, Kandia und Kaminiec, sowie durch die Friedensschlüsse von Vasvar, Kandia und Zurawna, verwaltete Achmed das Reich, das er beruhigte, ordnete und vergrößerte, länger als irgend ein Großvezier vor ihm. Indeß befleckte das erste Jahr seiner Verwaltung eine Reihe blutiger Hinrichtungen. Auch verlor er die Schlacht bei St.-Gotthard gegen Montecuculi (s. d.), am 22. Jul. 1664, und die bei Choczim am 11. Nov. 1673 gegen Johann III. Sobieski (s. d.). Während seiner Verwaltung hob sich die türk. Literatur; er unterstützte Dichter und Gelehrte, und die Wissenschaften begleiteten ihn selbst ins Feldlager. Noch jetzt ist der von ihm errichtete öffentliche Büchersaal ein Denkmal seiner Bildung. Er starb am 30. Oct. 1676 auf der Reise ins Lager bei Adrianopel an der Wassersucht, die er durch häufigen Genuß von Wein und Branntwein sich zugezogen hatte. — Der Bruder des Vorigen, Mustapha K., wurde 1689 bei der Thronrevolution, die Mohammed IV. stürzte, Kaimakan und bald darauf am 7. Nov. 1689 von Soliman III. zum Großvezier ernannt. Gebildet, streng in Sitten und Grundsätzen und staatsklug, stellte er die im Innern des Reichs erschütterte Ordnung und den Muth wieder her, doch war er kein Feldherr. Er fiel in der Schlacht bei Slankamen am 19. Aug. 1691. — Amudschasade Hussein K., ein Vetter des Vorigen, wurde nach der Niederlage bei Zentha von Mustapha II. 1697 zum Großvezier ernannt und schloß 1699 den Frieden zu Karlowiz. Freigebig und großmüthig gegen die Armen, ein Freund der Wissenschaften und der Dichter, stellte er gleichgesinnte und gebildete Männer in den höhern Ämtern an. Seine Politik war gemäßigt und friedliebend. Kränklich und durch den Widerstand des Mufti in seiner Thätigkeit gehemmt, nahm er am 5. Sept. 1702 seine Entlassung, und starb bald nachher auf seinem Landgute am 22. Sept. 1702. — Niuhman K., der Sohn Mustapha K.'s, wurde nach dem Sturze des Großveziers Tschurluli Ali, am 15. Juni 1710, vom Sultan Achmed III. zu dessen Nachfolger ernannt, am 7. Aug. 1710 aber schon wieder entlassen und als Statthalter nach Negroponte verbannt, wo er vorher gewesen war.

Koprolithen nennt man die versteinerten Excremente urweltlicher Thiere, in welchen man bisweilen mit ziemlicher Deutlichkeit Knochensplitter, kleine Knochen und Zähne erkennt. Sie erscheinen gewöhnlich als rundliche, gelblichweiße Massen, wie die sogenannten Bezoarsteine (s. d.) der ältern Geognosten. Man findet sie theils vereinzelt in den Knochenhöhlen des Jurakalkes, z. B. in der Höhle von Kirkdale in Yorkshire, und dann gleichen sie den Excrementen der jetzt lebenden Hyänen, theils enthalten sie mehr Reste von Fischen, rühren in diesem Falle entweder von großen Raubfischen oder von den gewaltigen Eidechsen (Sauriern) der Urwelt her, und kommen dann als weit ausgebreitete Schichten vor in den tiefsten Bergkalklagen und stets in der Nähe des alten rothen Sandsteins wie bei Bristol, oder unter dem bituminösen Liasschiefer am Ufer des Severn. Man hat die Koprolithen in neuern Zeiten genauer untersucht, indem sie durch Form, Dimensionen

und Einschlüsse zu Folgerungen über Art, Organisation und Ernährungsweise urweltlicher Thiere führen, und daher sowol Geognosten als Zoologen interessiren müssen. — Als eine koprolithische, jedoch nur der Jetztwelt angehörende Bildung kann man auch den **Guano** oder Vogeldünger betrachten, der seit einigen Jahren viele Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat und ein sehr bedeutender Handelsgegenstand geworden ist. Man kannte ehedem nur den peruanischen Guano, der seit den Zeiten der ersten Inkas, also seit dem 12. Jahrh., zur Düngung des dürren Küstenlandes von Peru in solchen Mengen verwendet wird, daß z. B. das nur 3 Meilen lange Thal von Chancay, nördlich von Lima, noch jetzt jährlich an 400000 Pf. verbraucht. Der Guano wird dort auf den felsigen und ganz pflanzenlosen Inseln und Vorgebirgen zwischen dem 12—16° südl. Br. gegraben, und bildet an noch nicht ausgebeuteten Orten eine 6—18 F. tiefe Schicht, die durch die Ausleerung von Mill. gefräßiger Seevögel entstanden ist, welche diese Stellen seit Jahrhunderten als gesellige Schlafplätze benutzen. Das Wunderbare dieser großen Anhäufungen von Excrementen verschwindet, wenn man weiß, daß auf einer kleinen Felseninsel vielleicht 500000 Seevögel die Nacht verbringen, und daß im Laufe eines Jahres dort 5703 Centner Guano sich ansammeln können, wenn man einem jeden Vogel nur eine allnächtliche Ausleerung von einem Loth Gewicht zuschreibt. Nachdem man die Nützlichkeit des Guano als Düngungsmittel auch in Europa erkannt, und um 1840 große Mengen Guano auf der Insel Ichaboe, an der afrikan. Westküste, einige Grad nördlich vom Cap der guten Hoffnung entdeckt hatte, gingen Schiffe zu Hunderten auf Einmal dorthin ab, die schnell den Vorrath erschöpften, jedoch wurden zu Ende des J. 1844 andere Guanoinseln an der Südostküste von Afrika entdeckt. Unter einem regnigen Himmel kann Guano sich nicht anhäufen. Das dürre Klima der Länder, wo er vorkommt, veranlaßt, daß die untersten und ältesten Schichten zu einer fast gleichartigen, zersetzten Masse geworden sind und das Ansehen einer mehr oder weniger graurothen, pulverigen Erde haben, die sich jedoch immer durch einen scharfen ammoniakalischen Geruch auszeichnet. Die obern Schichten sind weniger verwittert und häufig mit fremdartigen Substanzen, mit Seealgen, Federn und Steinen vermengt. Im Handel kommt der Guano jetzt meist verfälscht vor, mit allerlei gewöhnlichen Erdarten, Ziegelmehl u. s. w. Anfangs glaubte man in England sicher zu gehen, wenn man den Guano am Bord der von Ichaboe wiederkehrenden Schiffe kaufte; allein es sind neuerdings Fälle vorgekommen, daß Schiffe auf der Hinreise in Frankreich anliefen und Gyps einnahmen, um an Ort und Stelle den Vogeldünger zu verfälschen. Dieser Umstand mag, auch abgesehen von der Verschiedenheit des Guano verschiedener Örtlichkeiten, die ungleichen Resultate chemischer Prüfung mindestens hinsichtlich der quantitativen Verhältnisse erklären. Der Werth des Guano als Düngemittel liegt in seinem ansehnlichen Gehalte an trockener Harnsäure und Ammoniak oder in seinem Stickstoffgehalte. Die Anwendung des Guano erfodert indeß Vorsicht und geschieht am besten in Gestalt eines Compost, welches je nach Bedürfniß größere oder kleinere Mengen von Guano enthält.

Kopten heißen die Nachkommen der alten Ägypter. Die Zahl der Familien mag sich ungefähr auf 30000 belaufen, und obschon durch ganz Ägypten zerstreut, unterscheiden sie sich doch von allen andern Ägyptern durch Bildung, Charakter, Gebräuche und Religion. Sie haben ihre eigene Organisation, hängen auf das genaueste untereinander zusammen, sind Christen von der Sekte der **Monophysiten** (s. d.) und besitzen ungefähr 100 Kirchen, davon 23 in Kairo. Auch unter der mohammedan. Herrschaft ist ihnen die Erhebung der Abgaben verblieben, da sie die genaueste Kunde des Landes und Volkes besitzen. Die **koptische Sprache** ist im Wesentlichen die altägyptische. Die noch vorhandenen, ziemlich zahlreichen koptischen Bücher sind insgesammt aus der Zeit nach der Bekehrung der Kopten zum Christenthume, welche im 2. und 3. Jahrh. n. Chr. durch griech. Colonisten erfolgte. Sie enthalten Übersetzungen der biblischen Schriften, Leben der Heiligen, Homilien, Synodalbeschlüsse und Werke der Gnostiker. Übrigens unterscheidet man im Koptischen die niederägypt. und oberägypt. Mundart. Den „Pentateuch" in niederägypt. Mundart gab Wilkins (Lond. 1731) heraus; die Psalmen erschienen in Rom 1744; Grammatiken der kopt. Sprache haben wir von Scholz (Orf. 1778) und

Tattam (Lond. 1831) und ein Wörterbuch von Lacroze (Orf. 1775). Blos die Priester verstehen noch das Koptische, als Kirchensprache; Landessprache ist das Arabische.

Korah, eigentlich Korach, ältester Sohn des Leviten Jezear, ist bekannt durch seine aus Ehrgeiz entsprungene Verschwörung gegen Moses und durch seinen und seiner Genossen Dathan und Abiram merkwürdigen Tod, der dadurch erfolgte, daß sie von der Erde verschlungen wurden. Wie der letztere zu erklären sei, ob als ein von Moses beabsichtigtes Lebendigbegrabenwerden oder als die zufällige Wirkung eines von ihm vorausgesehenen Erdfalls, oder auf andere Weise, wird immer unentschieden bleiben. Als Kern der Erzählung ist wol die dem Alterthume geläufige Ansicht zu betrachten, daß Gott den Willen und die Worte heiliger Männer oft plötzlich zur That mache. Den Nachkommen K.'s, den Korahitern, die zum Tempeldienste verordnet waren und als Sänger unter Josaphat besonders erwähnt sind, werden elf der schönsten Psalmen zugeschrieben.

Koraïs (Adamantios), auch Koraes oder, nach der franz. Bildung des Namens, Coray genannt, einer der kenntnißreichsten Hellenisten der neuern Zeit, beseelt von der reinsten Liebe für das Wohl seiner Nation, geb. am 27. Apr. 1748 in Smyrna, widmete sich von frühester Jugend an mit dem größten Eifer dem Studium der alten und neuern Sprachen, dann seit 1772 einige Jahre hindurch, um dem Wunsche seines Vaters, welcher Kaufmann war, zu genügen, zu Amsterdam dem Handelsstande, ohne jedoch seine ursprüngliche Neigung aufzugeben, und kam hierauf 1782 nach Montpellier, wo er Medicin und Naturgeschichte studirte und promovirte. Seit 1788 in Paris eingebürgert, trug er durch seine gelehrten Beschäftigungen wesentlich dazu bei, eine günstigere Meinung von der fortschreitenden Bildung der Neugriechen zu befestigen, indem er die Ursachen, welche den Verlust der griech. Freiheit herbeigeführt hatten, freimüthig entwickelte und die erfreulichsten Berichte über das sittlich wiedererweckte Leben seiner Stammgenossen mittheilte. Seine Jugend fiel in die Periode der ersten geistigen Aufregung der Neugriechen durch einige Geistliche, welche brauchbare Unterrichtsschriften, meist deutsche, übersetzten und ihren Vorträgen auf dem Berge Athos zum Grunde legten. Auf diese und andere Begünstigungen seiner Bildungsperiode wies er namentlich in dem „Mémoire sur l'état actuel de la civilisation dans la Grèce" (Par. 1803) hin; ferner erließ er in der Vorrede zur Textrecension und franz. Übersetzung von Hippokrates „Über das Klima, das Wasser und die Ortsbeschaffenheit" (2 Bde., Par. 1800; 2. Aufl., 1816) eine Schutzschrift für sein Volk, sowie seine von Iken unter dem Titel „Vom alten und neuen Hellas" und von Kasp. von Orelli 1823 als „Politische Ermahnungen an die Hellenen" übersetzten Prolegomena zur Ausgabe der „Politik" des Aristoteles, sowie andere Vorreden zu seinen Ausgaben als Actenstücke in dem Streite der Verunglimpfung und Überschätzung der Neugriechen gelten können. Ein unbestreitbares Verdienst erwarb er sich dadurch, daß er die neugriech. Sprache aus ihrer Verderbtheit zu retten suchte, indem er sie von fremden Ausdrücken möglichst reinigte, das Passende und Brauchbare aus allen Jahrhunderten entlehnte und so eine gewähltere Schriftsprache schuf, bei der er sich der dermaligen Ausdrucksweise des Volks ebenso sehr näherte, als er die einseitige, nicht im Verständnisse der heutigen Neugriechen begründete Einführung rein altgriech. Formen und Wörter zurückwies. Obgleich aber sein System, die neue Sprache zu schreiben, allmälig immer mehr Eingang gefunden hat, so theilten doch die Gebildeten seiner Stammgenossen nicht unbedingt seine Ansicht, und namentlich trat der Athener Kodrika in Paris in Streitschriften gegen ihn auf, um K.'s Stil für unwirksam auf sein Volk zu erweisen, ohne daß K. selbst auf eine Widerlegung eingegangen ist. An der Umgestaltung seines Vaterlands seit 1821 konnte er seines hohen Alters wegen nur durch Schriften voll patriotischer Lehren und Rathschläge Theil nehmen. Er starb am 6. Apr. 1833. Die werthvolle Bibliothek, die er besaß, erhielt zufolge seines letzten Willens das Lyceum zu Chios, dessen Gründung damals beschlossen worden war, wo auch sein von Canova in Marmor gearbeitetes Standbild aufgestellt ist. Für das Wiedererwachen des geistigen Lebens seiner Nation, das nach seiner Überzeugung in den altgriech. Vorbildern und Musterschriften die sicherste Nahrung fand, wirkte er durch eine Reihe von Ausgaben griech. Schriftsteller mit einem kritisch berichtigten Texte, der freilich manche kühne Veränderung darbietet, mit einem griech. Commentar und meist auch mit

einer franz. Übersetzung. Außer mehren besondern Bearbeitungen, wie der „Charaktere“ des Theophrast (Par. 1799), erschienen von ihm seit 1805—26 zu Paris unter dem Titel „Βιβλιοθήκη ἑλληνική“, sowie in dem „Πρόδρομος“ und den „Πάρεργα“ des Aristoteles „Politik und Ethik“, Älian's „Vermischte Geschichten“, Strabo, Heliodor, Isokrates, Lykurg, des Antoninus „Selbstbetrachtungen“, Plutarch's „Lebensbeschreibungen“, Polyän, Xenophon's „Memorabilien“, der „Gorgias“ des Plato, Epiktet's „Enchiridion“, des Cebes „Gemälde“ u. s. w. Um die neugriech. Sprache in lexikalischer Hinsicht und die neugriech. Literatur überhaupt machte er sich verdient durch seine „Ἄτακτα ou mélanges sur la littérature grecque moderne etc.“ (4 Bde., Par. 1832). Auch lieferte er eine Selbstbiographie (Par. 1833).

Korallen. Unter den Polypen (s. d.) gibt es viele Arten, welche im Umfange oder an der Basis ihres kleinen, gallertartigen Körpers eine bald erhärtende, kalkige, erdige oder hornige Substanz ablagern. Da die Mehrzahl an fremden Gegenständen angeheftet ist, so entsteht durch jenen Bildungsproceß zuerst eine kleine Zelle, die je nach der Art des Polypen eine verschiedene, aber festbestimmte Gestalt hat. Die Fortpflanzung geschieht hauptsächlich dadurch, daß das Junge wie eine Knospe aus dem Mutterleibe hervortreibt. Da diese Sprossung nach bestimmten Gesetzen am obern Rande, der Basis, oder im Umfange des ältern Polypen eintritt, das Junge sich nicht trennt, sondern alsbald Kalk oder ähnliche Stoffe ablagert und auf der ältern Zelle eine oder mehre ihr ganz gleiche jüngere Zellen entstehen und jüngere Generationen auf den abgestorbenen ältern sich erheben, von welchen nur noch die leeren Zellen übrig sind, so erklärt sich hieraus leicht genug die im gemeinen Leben oft für unbegreiflich geachtete Bildung des Korallenstocks, sowie die große Regelmäßigkeit, die man an seinen Zellen oder an ihrer Zusammensetzung zu Ästen bemerkt. Es ist sonach ein Irrthum, die einzelnen, ein oft mikroskopisches Gallertthier enthaltenden harten Zellen mit den Nestern anderer Thiere zu vergleichen; noch viel weniger sind die Korallenstämme fremde, von den Polypen parasitisch bewohnte Körper, oder, wie die Alten meinten, welche die Korallenthiere für Blüten hielten, Pflanzen oder gar Mineralien. Je nach ihrer chemischen Zusammensetzung sind die Korallenstöcke hornig, kalkig oder wol auch gewissen Seegräsern im Äußern ähnlich, und je nachdem die Sprossenbildung in einer oder der andern Richtung erfolgt, breiten sie sich wie Rinden aus oder lagern sich schichtenweis übereinander, oder nehmen eine Becher- oder Pilzform an, oder streben auch wie Fächer oder vieläſtige Bäume empor. In den Sammlungen gewahrt man nur die todten Stöcke, denn die Millionen kleinen Bewohner, die ein einziger solcher Stock hat, zerfließen meist in wenigen Minuten nach dem Herausnehmen aus dem Meere zu Schleim. Für den Naturforscher haben die Korallen großes Interesse, einmal wegen ihrer eigenthümlichen Organisation, dann auch wegen ihrer Einwirkung auf die Neubildung oder Vergrößerung von Inseln und Küsten. Sie kommen nur im Meere, zumal in mildern Breiten, häufig vor und bilden da in nicht bedeutender Tiefe ganze Bänke, die bei der lebhaften Färbung der Stöcke und der großen Mannichfaltigkeit der Gestalten unterseeischen Blumengärten gleichen. Nach Forster's Ansicht sollten alle niedrige nicht deutlich vulkanische Inseln der Südsee nur dadurch entstanden sein, daß Korallen seit Jahrtausenden auf Untiefen gelagert übereinander emporwuchsen, bis bei Erreichung der Oberfläche die letzte Generation abstarb und Sand und Muscheltrümmer sich auf ihnen anhäuften, worauf dann Seevögel zur Bildung der ersten Erdrinde beitrugen und gradweis Pflanzen einwanderten. Man glaubte lange an diesen Bildungsproceß, den unter Andern Chamisso in sehr poetischer und das Urtheil bestechender Weise beschrieb. Die Forschungen neuerer Reisender, Quoy und Gaimard, Beechey, Ehrenberg, King, zuletzt Darwin u. A., haben aber überzeugend nachgewiesen, daß die Inselbildung durch Korallen ziemlich enge Grenzen habe und daß keine der von ihnen gebildeten Bänke in großer Tiefe beginne, sondern oft nur einige Fuß, selten bis acht Klaftern hoch sei. Wo Untiefen und enge Einfahrten vorhanden sind, kann eine Erhöhung des Bodens um einige Klaftern der Schiffahrt wol schaden, wie denn auch einige Häfen der asiat. Inseln jetzt durch neue Korallenbänke fast gesperrt sind; allein es gibt keine größere Insel, welche ganz und gar und bis in große Tiefen aus Korallen bestände. Die von Bee-

chey und andern Seefahrern genau untersuchten ringförmigen Koralleninseln der Südsee bestehen entschieden aus Korallenbänken, die auf dem hochheraufragenden Rande submariner Krater lagern. Es scheint, daß an der Bildung sehr vieler Koralleninseln die stoßweis erfolgende und an der amerikan. Westküste viel beobachtete vulkanische Erhebung des Meeresbodens den meisten Antheil habe, und daß also die Korallenbänke nicht durch eigenes Wachsthum, sondern durch Veränderungen ihrer Unterlage der Oberfläche des Meeres genähert werden. Die zu vielen Schmucksachen besonders in Genua verarbeitete rothe Koralle wird zumal in der Gegend von Bona in Algier von besonders ausgerüsteten Fahrzeugen aufgefischt. Ehedem bestand in Marseille zu diesem Zwecke eine Compagnie.

Koran oder Alkoran, d. i. der Koran, heißt das in arab. Sprache geschriebene Religionsbuch der Mohammedaner, das Das enthält, was Mohammed als göttliche Offenbarung in verschiedenen Perioden seines Lebens verkündigte. Gesammelt wurde es erst nach seinem Tode von Abubekr, Mohammed's Schwiegervater, worauf es der dritte Khalif Othman berichtigte und bekannt machte. Seitdem gilt es als die heilige Quelle aller mohammedan. Theologie und Jurisprudenz. Dasselbe enthält Reden Mohammed's an seine Anhänger, Lobpreisungen Gottes, Ermahnungen, Reden gegen Götzendiener, Juden und Christen, und Legenden in einer einfachen, kräftigen Sprache, welche bisweilen zu dichterischem Schwunge sich erhebt. Nicht wenige Ideen des Koran sind unverkennbar aus der Bibel nach der spätern jüd. Tradition entlehnt. Vgl. Geiger, „Über die jüd. Quellen des Koran" (Bonn 1832). Trefflich sind die darin gegebenen Belehrungen über Gott, Vorsehung, Auferstehung, Belohnungen und Bestrafungen, und die Gesetze und Entscheidungen den einfachen Bedürfnissen des Volks angemessen. Auf das nachdrücklichste wird darin die Einheit Gottes behauptet; Rechtschaffenheit, Milde gegen die Armen und Gastfreiheit werden dringend empfohlen. Die darin aufgestellte Lehre von einer absoluten Vorherbestimmung, sodaß der Mensch keine Linie breit vom Wege abweichen könne, der ihm von der Stunde seiner Geburt an vorgezeichnet sei, dann die in lebhaften Bildern abgefaßte Schilderung des künftigen Lebens und endlich die Versicherung, daß der Tod für die Sache Gottes der sicherste Weg zum Himmel sei; dies Alles diente dazu, den Kriegssinn der Mohammedaner zu entflammen. Mit Rücksicht auf das Klima des Landes gebietet der Koran häufige Reinigungen und mäßigen Genuß berauschender Getränke, während er die Vielweiberei gestattet. Das ganze Werk besteht aus 114 Capiteln, Suren genannt, von sehr ungleichem Umfange, ohne systematische oder chronologische Folge aneinander gereiht. Unter den zahlreichen mohammedan. Erklärungen des Koran ist die von Beidhâwi aus dem 15. Jahrh. (herausgeg. von Fleischer, Lpz. 1844 fg.) die ausgezeichnetste. Von den vielen Ausgaben sind zu erwähnen die von A. Hinkelmann (Hamb. 1694), Maracci (Padua 1698) und von Flügel (3. Aufl., Lpz. 1838); außerdem wurde der Text öfters gedruckt, in Petersburg seit 1787, in Kasan seit 1803, in Kalkutta mit hindostan. Interlinearversion 1834, mit persischer 1835, mit zwei pers. Commentaren 1838 und in Teheran mit pers. Übersetzung 1842. Unter den Übersetzungen sind zu erwähnen die lateinische von Maracci, die englische von Sale (Lond. 1734 und öft.), die französische von Kazimirski (Par. 1840 und öft.), die deutsche von Wahl (Halle 1828) und Ullmann (3. Aufl., Bielefeld 1844). Zum Verständniß des Originals sind von großem Werthe das Wörterbuch von Willmet (Leyd. 1784) und die Concordanz von Flügel (Lpz. 1842). Vgl. Weil, „Historisch-kritische Einleitung in den Koran" (Bielefeld 1844).

Korcyra, griech. Kerkyra, die nördlichste der Ionischen Inseln, auf der Westseite von Epirus, jetzt Korfu (s. d.), erscheint bei Homer bereits unter dem Namen Scheria, war im heroischen Zeitalter der Sitz der Phäaken und ihres Königs Alcinous (s. d.). Später wurde sie von Liburnern und um 700 v. Chr. von Korinthern bevölkert und erlangte bei der günstigen Lage durch Schiffahrt und Handel ein solches Übergewicht auf dem Adriatischen und Ionischen Meere, daß sie selbst auswärts Colonien gründete und mit dem eifersüchtigen Korinth (s. d.) in einen Kampf gerieth, der sich mit der Besiegung des letztern endigte. In der folgenden Zeit wurde K. in den peloponnes. Krieg verwickelt, sank aber unter und nach der macedon. Herrschaft und kam 220 v. Chr. unter den Schutz der Römer. Die Bewohner von K. waren wegen ihres betrügerischen Sinnes und anmaßenden Betra-

gens im Alterthume übel berüchtigt. Vgl. Quirni, „Primordia Corcyrae" (Brescia 1738, 4.), Mustoxydes, „Illustrazioni Corciresi" (2 Bde., Milano 1811—14) und C. A. Müller, „De Corcyraeorum republica" (Gött. 1835, 4.).

Kordaka ist ein Beiname der Artemis in Elis, von dem phrygischen Tanz Kordax, welchen die Gefährten des Pelops nach Besiegung ihrer Feinde der Göttin zu Ehren getanzt haben sollen.

Kordofan, ein Land im innern Afrika, bildet eine weite Grasebene, die sich von 46°—50° östl. L. und von 12° 10′—16° nördl. Br. erstreckt. Das Land im Innern hat nicht einen einzigen Bach oder Fluß. Die weite, fast Wüste zu nennende Savanne ist auf großen Flächen von Mimosenwäldern unterbrochen, in der Nähe von Brunnen mit Dörfern besetzt und in der Regenzeit von Nomadenstämmen mit zahlreichen Heerden, besonders von Kameelen, bewohnt, in der trockenen Jahreszeit aber von diesen verlassen. Ungeheure Antilopenheerden, Giraffen, Strauße und Vögel der verschiedensten Art bilden das Thierreich dieses Theils der Ebene mit stellenweise prächtigem Pflanzenwuchse, unter dem zwar die Palmen mangeln, der dafür aber die ungeheuern Adansonien bietet. Der südliche Theil K.s ist zwar auch eine Savannenebene; doch findet in Folge der thonigen Beschaffenheit des Bodens eine gleichförmigere und dauerndere Bewässerung desselben statt, die hinwiederum eine bewundernswürdige Fülle der Vegetation zur Folge hat. Das Gras der Savanne bildet einen förmlichen Wald und die Einförmigkeit der Mimosenwälder verschwindet vor der zunehmenden Menge Adansonien, Cassien und Tamarinden; auch die Palme tritt wieder auf. Außer Löwen, Leoparden, Affen und einer Menge Hyänen findet man mehre seltene Vögelarten, große Ameisenbären und viele Arten großer Antilopen. K. wird von einem Stamme der Nubaneger bewohnt, der von seinen Heerden lebt und unter einem dem Vicekönig von Ägypten unterworfenen Negerhäuptling steht. Außer diesen Negern finden sich in K. auch viele eingewanderte Dongolesen, die besonders Handel, und mehre aus Hedschas gekommene Beduinenstämme, die Viehzucht treiben. Die erstern betreiben den Karavanenhandel zwischen Dongola und Darfur, dessen Hauptartikel Sklaven, Gold, Gummi arabicum, Weihrauch, Natrum und Häute sind. Hauptort war sonst Obeidha, das aber jetzt fast ganz in Trümmern liegt. K. gehorchte früher den Herrschern des Sennaar und wurde um die Mitte des 18. Jahrh denen des Darfur unterworfen; im J. 1820 unterjochte es Mehemed Ali, indem er eine Menge Einwohner in die Sklaverei abführte und die Araberstämme zu einem Tribut zwang.

Korea, von den Chinesen Tschao-sian, von den Japanern Tsio-sen genannt, ist ein Königreich nordöstlich von China, das bei einem Flächenraum von ungefähr 4000 □M. die Halbinsel einnimmt, die sich, im Norden von der Mandschurei begrenzt, von dieser aus nach Süden hin zwischen dem Gelben und dem Japanischen Meere bis zur Straße von Korea erstreckt. Diese Halbinsel wird, im Norden durch das die Schneelinie erreichende Küstengebirge der Mandschurei von dieser getrennt, durch eine von diesem Gebirge auslaufende Bergkette gestaltet, die das Land von Norden nach Süden der Länge nach durchzieht und sich besonders im Osten hoch und steil erhebt. Vermöge der schmalen, langgestreckten Form dieser Halbinsel und ihrer gebirgigen Beschaffenheit hat sie keine großen Flüsse; dagegen ist sie, vorzüglich auf der Süd- und Westseite, von einer Menge kleiner Inseln umgeben, deren größte das 13 □M. große Quelpaert ist. Obschon nur zwischen 34°—42° nördl. Br. gelegen, ist das Klima des Landes durchaus nicht mild, sondern leidet, wie im Verhältniß der ganze Osten Asiens, von sehr heißen Sommern und sehr kalten Wintern, sodaß sogar das Whang-Hai oder Gelbe Meer, zwischen China und K., im Winter zufriert, wo dann auf seinem Eisrücken hauptsächlich die Verbindung mit China stattfindet, da sowol die Verbindung zu Lande wegen der K. im Norden umgebenden hohen Gebirge, als auch die zu Schiffe wegen des durch Untiefen und flache Ufer höchst gefährlichen Gelben Meeres schwieriger und minder beliebt ist. K. ist in den minder hohen Gegenden und den Thälern der südlichen Provinzen ein fruchtbares Land, das vorzüglich Reis, Baumwolle und Hanf erzeugt; im rauhern, mit großen Wäldern, aber auch vielen wüsten Strecken bedeckten Norden ist die Ginsengernte und Zobeljagd Haupterwerb. Merkwürdigerweise schweift hier der Königstiger bis zu 42° nördl. Br., und Tiger- und Pantherhäute gehören

mit zu den Ausfuhrartikeln. Die Viehzucht, besonders auf Pferde und Rinder, blühe in K., ebenso der Bergbau auf edle und unedle Metalle, auf Steinsalz und Steinkohlen. Die Einwohner, deren Zahl man sehr abweichend von 1½—15 Mill. angibt, deren Betrag aber mit der meisten Wahrscheinlichkeit auf 8 Mill. anzuschlagen ist, gehören zum mongol. Menschenstamme und bilden ein selbständiges Volk desselben, dessen Typus jedoch durch häufige Mischungen mit den Chinesen, Mandschus und Japanern im Laufe der Zeiten sehr verändert worden ist. Vor den Chinesen zeichnen sie sich durch größere Energie und Selbständigkeit, vorzüglich aber durch die Abwesenheit jenes dünkelhaften Stolzes aus, den der Chinese gegen den Ausländer, besonders den Europäer zeigt; dagegen sind aber auch ihre Sitten minder verfeinert, als die der Chinesen und Japaner. Sie sprechen eine eigenthümliche, ebenso von der chines. wie von der mandschuischen verschiedene Sprache, die uns nur wenig bekannt ist, jedoch zu den sogenannten einsilbigen oder flexionslosen zu gehören scheint und mit einer besondern, dem Systeme der Sanskritschrift nachgebildeten Schrift geschrieben wird. Neben der einheimischen ist die chines. Sprache und Literatur außerordentlich verbreitet. In den technischen Gewerben scheinen die Koreaner, wenn auch nicht die Vollkommenheit der Chinesen, so doch große Fertigkeit erlangt zu haben. Berühmt ist ihr Papier, von dem ungeheure Mengen nach China ausgeführt werden; auch Baumwollenzeuge und Seidenwaaren gehören zu den Ausfuhrartikeln. Außerdem sind sie tüchtige Seeleute und Fischer, die einen lebhaften Handel mit den Häfen Chinas, sowie zwischen denen des eigenen Landes treiben und auf Heringsfischerei, ja selbst auf den Walfischfang ausgehen. Der Verkehr mit Japan ist dagegen beschränkt, indem japan. Fahrzeuge nur nach dem koreischen Hafen Ku-schan und koreische nur nach Nangasaki in Japan kommen dürfen. Von der Regierungsverfassung wissen wir nur so viel, daß die höchste Gewalt auf unumschränkte Weise von einem Könige sehr despotisch geübt wird, der ein ebenso ausgebildetes Beamtenpersonal, wie es in China besteht, zur Verfügung hat. Die Landmacht soll bis auf 640000 M. gebracht werden können; die Seemacht zählt 200 Segel. Der König von K. ist sowol China als Japan tributpflichtig; der Tribut wird regelmäßig durch Gesandtschaften nach den beiden Ländern übersendet und durch Gegengeschenke erwidert. K.s Stellung zwischen den beiden mächtigen Reichen zwingt es, sie beide sich zu Freunden zu erhalten, während die Eifersucht Chinas gegen Japan, und umgekehrt, in K. einen Damm gegen jenseitige Angriffe sieht und darum dessen Selbständigkeit fördert, aber auch dessen Isolirung, die fast ebenso streng als die von Japan ist, veranlaßt. Die allgemein verbreitete Religion ist der Buddhaismus; neuerdings hat das Christenthum wieder durch katholische Missionare Fuß unter ihnen gefaßt. Das Land wird in acht Tao oder Provinzen getheilt, von denen King-ki-tao oder Hofprovinz die wichtigste ist, in welcher die Haupt- und Residenzstadt des Königs, Han-tschhing, gelegen ist.

Korennaja Pustina, ein berühmter russ. Wallfahrtsort im kurskischen Gouvernement, vier Meilen von der Hauptstadt, ist besonders wichtig wegen seiner Messe, die an Bedeutung die zweite des ganzen Reiches ist, und wo alljährlich 70—80000 Kaufleute sich einfinden, worunter viele Deutsche. Mit dieser Messe ist zugleich ein starker Pferdemarkt verbunden, wobei gewöhnlich für 500000 Rubel verkauft werden. Nur die Messe in Nischni Nowgorod läuft der zu K. den Rang ab.

Korfu, die nördlichste der Jonischen Inseln (s. d.), im Alterthum Korcyra (s. d.) genannt, enthält auf 10¾ □M. 60000 E., meist Griechen. Der nördliche Theil der Insel ist sehr fruchtbar an Wein, Öl, Honig, Gartenfrüchten, besonders Feigen u. s. w.; doch gibt es große Strecken unbenutzter Haide und verpestende Moräste. Die Insel ist durchgehends gebirgig, und wie auf den übrigen Jonischen Inseln sind die Berge auch hier meist kahl und dürr, und nur die bewässerten Thäler und niedern Gegenden anbaufähig. Fast alles Getreide und Fleisch bezieht die Insel aus Morea. K. theilte seit dem Mittelalter das Schicksal der übrigen Jonischen Inseln. Im J. 1401 kam es definitiv an die Venetianer, die 1537 sowie 1716 zwei Landungen und heftige Angriffe der Türken tapfer zurückwiesen und vereitelten; besonders ist die letztere Kriegsthat berühmt, in der der tapfere Joh. Matthias Graf von Schulenburg (s. d.) die Festung K. glorreich vertheidigte. Die Hauptstadt gleiches Namens, der Sitz des brit. Lord-Obercommissairs, eines griech. Erzbischofs

und eines katholischen Bischofs, ist gut befestigt, hat einen sichern und geräumigen Hafen, der durch eine starke Citadelle geschützt wird, ein großes engl. Seezeughaus, ansehnliche Schiffswerfte und 16000 E., die bedeutenden Handel treiben. Neben der von Lord Guilford (s. d.) gestifteten und 1824 eröffneten Universität, mit einem botanischen Garten und einer öffentlichen Bibliothek von 20000 Bänden hat die Stadt auch ein stark besuchtes Gymnasium.

Kori (Aug. Siegm.), Oberappellationsrath zu Dresden, geb. am 27. Juni 1778 zu Frauenstein im sächs. Erzgebirge, studirte in Leipzig, wo er 1805 promovirte, seitdem als Privatdocent akademische Vorlesungen hielt und als Advocat prakticirte, bis er 1812 als Appellationsrath nach Dresden berufen wurde. Drei Jahre später kam er als Mitglied der preuß. Oberjustizcommission nach Merseburg, 1816 als Oberlandesregierungsrath nach Naumburg und 1818 als Professor an die Universität zu Jena. Erst 1827 kehrte er als Appellationsrath nach Dresden zurück, wo er 1835 in das neu errichtete Oberappellationsgericht übertrat. Unter seinen processualischen und civilistischen Schriften, die sämmtlich ihrer Gründlichkeit und praktischen Richtung wegen sehr geschätzt werden, sind besonders hervorzuheben „System des Concursprocesses" (Lpz. 1807; 2. Aufl., 1828); „Über den Executivproceß und die Widerklage" (Dresd. 1823; 2. Aufl., Jena 1826); „Theorie des sächs. bürgerlichen Processes" (3 Bde., Jena 1821—23); „Theorie des sächs. bürgerlichen summarischen Processes" (Jena 1823); „Theorie der Verjährung" (Lpz. 1811); „Abhandlung von der stillschweigenden Willenserklärung" (Naumb. 1817) und die gemeinschaftlich mit Alb. von Langenn herausgegebenen „Erörterungen praktischer Rechtsfragen" (3 Bde., Dresd. und Lpz. 1829—33).

Koriander (Coriandrum sativum) ist eine im südlichen Europa, besonders in Italien wild unter dem Getreide wachsende, widerlich betäubend riechende Pflanze, die ihrer Samen halber unter andern auch in Thüringen und Franken auf den Äckern angebaut wird. Sehr häufig wird die Blüte durch den Mehlthau zerstört. Wenn aber der Koriander geräth, ist der Anbau desselben sehr lohnend. Die gelblichen, kugelrunden, hohlen Samen werden sehr oft als Gewürz und von den Apothekern als Medicin angewendet. Die frischen Samen riechen unangenehm, getrocknet haben sie aber einen angenehmen Geruch und Geschmack. Der beste Koriander ist der englische und italienische.

Korinna, eine zugleich durch außerordentliche Schönheit berühmte lyrische Dichterin um 500 v. Chr., stammte aus Tanagra in Böotien, hielt sich aber häufig zu Theben auf, weshalb sie bisweilen auch eine Thebanerin genannt wird, und soll selbst über Pindar, dessen ältere Zeitgenossin sie war, fünf Mal in den musikalischen Wettstreiten den Sieg davon getragen haben, daher ihre Bildsäule in dem Gymnasium zu Tanagra aufgestellt wurde. Wegen der Zartheit und Weichheit ihrer Gesänge erhielt sie wahrscheinlich den Beinamen der Fliege in demselben Sinne, wie man Sappho und Erinna Bienen nannte. Von ihren zahlreichen, im äolischen Dialekt verfaßten Gedichten sind nur noch wenige Bruchstücke vorhanden, welche von Schneider in den „Poetriarum graec. carminum fragmenta" (Gieß. 1802), von Schneidewin in dem „Delectus poetarum iamb. et mel. graec." (Gött. 1839) und zuletzt von Bergk in „Lyrici poetae graeci" (Lpz. 1843) gesammelt und von Borberg in „Hellas und Rom" (Zür. 1842) übersetzt worden sind.

Korinth, eine im Alterthume berühmte Stadt auf der Landenge gleiches Namens, welche vorzugsweise der Isthmus (s. d.) genannt wird, nach der jetzigen Eintheilung zu dem Nomos Argolis und Korinth des Königreichs Griechenland gehörig, ist nach dem letzten Freiheitskampfe der Griechen nur noch in einigen aus der Burg, dem Tempel des Neptun und einem Theater bestehenden Ruinen vorhanden. Ihre einst so schönen Häfen, Lechäon am korinthischen und Kenchreä am Saronischen Meerbusen, sind zu Sümpfen geworden, welche weithin die Luft verpesten, und von dem nördlichen Hafen Schönos findet sich fast keine Spur mehr. Aus den Überresten des alten K. wurden später die Kirchen, Moscheen und Häuser der neuen Stadt erbaut, welche in der jüngsten Zeit wieder ihren Untergang fanden. Die Stadt selbst wurde der Sage nach schon um 1350 v. Chr. durch den Äolier Sisyphus (s. d.) gegründet, dessen Stamme die Herakliden und diesen die Bacchiaden, eine heraklidische Familie, folgten, welche eine Oligarchie bildeten, worauf nach einigen Generationen 657 v. Chr. Kypselos (s. d.) und 627 dessen Sohn Periander (s. d.) sich zu Tyrannen

aufwarfen. Nach dem Sturze des letzten Tyrannen, des Psammetich, im J. 584 v. Chr., gab sich K. eine auf Timokratie und Aristokratie gegründete Verfassung und handelte Anfangs mit den Athenern, während des peloponnes. Krieges aber mit den Spartanern gemeinschaftlich. Durch pers. Bestechung wurde es dann in den sogenannten korinthischen Krieg 394—387 verwickelt, in welchem es der Sammelplatz der Böotier, Argiver und Athener war. Später von den macedon. Machthabern als ein für sie wichtiger Punkt besetzt, hielt es sich nach Vertreibung der Macedonier 243 v. Chr. zum Achäischen Bunde (s. Achäer), bis es durch den röm. Consul Mummius 146 v. Chr. auf eine entsetzliche Weise von Grund aus zerstört und eingeäschert wurde. Zwar ließ Julius Cäsar als Dictator K. im J. 46 wieder aufbauen, vermochte es aber, obgleich es sich als Hauptstadt der Provinz Achaja zu heben begann, zur frühern Blüte nicht wieder zurückzuführen. Später hielt sich in K. der Apostel Paulus auf, der hier seine Briefe an die Thessalonicher und Römer schrieb und von hier aus sich im J. 54 nach Jerusalem begab. Schon in den ältesten Zeiten blühte hier außer der plastischen Kunst namentlich die Baukunst, welche eine Menge herrlicher Tempel hervorrief und der zierlichen Säulenordnung (s. d.) den Namen gab; auch standen die korinthischen Gefäße stets in hohem Ansehen und korinthisch nannte man daher zuletzt alle Einrichtungen des Luxus und Reichthums im Innern der Paläste, da K. im Hange zum Luxus, den es von dem benachbarten Sicyon (s. d.) erbte, alle Städte übertraf, sodaß man in Byzanz ein eigenes Hofamt des sogenannten Corinthiarius hatte, welcher die Aufsicht über die innern Schmuckmobilien führte. Außerdem waren namentlich die Hetären (s. d.) K.'s wegen des außerordentlichen Glanzes, mit dem sie sich umgaben, übel berüchtigt und stürzten gewöhnlich ihre Verehrer in Armuth und Elend, daher in Folge des hohen Preises, den sie hier verlangten, das Sprüchwort entstand: „Non cuivis homini contingit adire Corinthum", d. h. „Eine Lustreise nach K. ist nicht jedes Mannes Sache". Eine genaue Beschreibuug findet sich in den „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient" von Prokesch von Osten (Bd. 2, Stuttg. 1836), eine Abbildung der noch vorhandenen Alterthümer in der „Expédition scientifique de Morée" (Bd. 3, Par. 1838). Vgl. Wagner, „Rerum corinthiac. specimen" (Darmst. 1824).

Korinthen, s. Rosinen.

Korinthisches Erz (aes Corinthium) nannten die Alten ein eigenthümliches, von ihnen selbst sehr geschätztes Metall, welches namentlich zu Gefäßen, bisweilen auch zu Bildsäulen gebraucht wurde, und, wie man gewöhnlich annahm, eine Mischung aus Gold, Silber und Kupfer enthielt, nach dem Urtheile anderer Kenner aber nur ein sehr gereinigtes und raffinirtes Kupfer war, dessen Farbe bald ins Helle und Weißliche, bald ins Dunkelbraune spielte, bald die Mitte hielt. Da die Erfindung dieses Erzes in die früheste Zeit hinaufreicht, so fällt von selbst das Märchen zusammen, welches Florus und Plinius über die Entstehung desselben mittheilen, daß es nämlich bei der Zerstörung und dem Brande von Korinth im J. 146 v. Chr. aus den geschmolzenen Massen des damals in großer Menge dort vorhandenen Goldes, Silbers und andern Metalls gebildet worden sei, und nicht mehr Glauben verdient die Erzählung einiger alter Schriftsteller, daß dasselbe erst durch die Abkühlung in der Quelle Pirene seine Vortrefflichkeit erhalten habe.

Korjäken, ein weitverbreiteter Volksstamm im östlichen Sibirien, in der Provinz Jakutsk, und den Seeverwaltungen Ochotsk und Kamtschatka. Sie sind theils ansässig in Erdhütten und beschäftigen sich mit Jagd und Fischerei, theils nomadisiren sie, wo Rennthiere alsdann ihre aus Felljurten bestehenden wandernden Häuser umherführen. Die Wohlhabenden besitzen oft mehre tausend Stück jener Thiere, die überhaupt ihren Reichthum ausmachen. Die Zahl der Korjäken beläuft sich auf kaum 2000 Köpfe.

Kork nennt man die Rinde der Korkeiche (Quercus suber), eines 40—60 F. hohen, starken Baumes, der an der Küste der Provence, in Bearn, Südspanien, Portugal und Süditalien wächst, und daher das deutsche Klima nicht verträgt. Abgesehen von ihren eßbaren Früchten, ist diese Eiche besonders durch ihre sehr dicke, schwammige und leichte Rinde wichtig, welche als Kork die mannichfachste Anwendung findet und daher unter den Erzeugnissen Frankreichs von ziemlicher Bedeutung für den Handel ist. Die Verfertigung von Stöpseln geschieht aus freier Hand, indem der Arbeiter die zweimal ausgekochten

und im Groben vorgerichteten Korkstücken an einem feststehenden, aber haarscharfen Messer abdreht; ein geübter Mann liefert auf diese Art gegen 2000 Stück in einem Tage. Vorsichtig verkohlter Kork gibt die feine, spanisches Schwarz genannte Farbe. Außerdem wird der Kork zu Modellen gebraucht. (S. Phelloplastik.)

Korn, s. Getreide.

Korn und **Schrot** bezeichnet in der Münzwissenschaft den Gehalt und das Gewicht der Münzen selbst. Korn nennt man den Gehalt, welchen eine Münze an Gold oder Silber enthält im Verhältniß des Zusatzes an unedlen Metallen. Bei Goldmünzen bestimmt man den Gehalt nach Karat, bei Silbermünzen nach Lothen, beides in Bezug auf die Mark (s. d.). Schrot dagegen, abgeleitet von schroten, d. i. abschneiden, nennt man das gesetzlich bestimmte Gewicht einer Münze. Schrot (taille) wird dadurch bestimmt, daß die Zahl der Münzstücke festgesetzt ist, welche eine rauhe Mark (Mark löthig) ausmachen. Sind Gold- oder Silbermünzen, überhaupt Münzen edler Metalle, ganz nach den gesetzlichen Bestimmungen in Bezug auf Gehalt und Gewicht ausgeprägt, so sagt man, sie sind von gutem Korn und Schrot.

Kornbill. Zu den hauptsächlichsten Anlässen innerer Kämpfe in England und harter Anklage gegen das englische Staatsleben gehören die Korngesetze, wodurch das Einbringen fremden Getreides unter Umständen erschwert und gehindert wird. Ihre äußere Geschichte ist folgende: Anfangs hat man lange Zeit auch in England, wie sonst im Mittelalter überhaupt, die Ausfuhr des Getreides verhindert, die Einfuhr befördert, den innern Verkehr damit gehemmt. Erst 1436 wurde die Ausfuhr bei einem gewissen niedrigen Preise, erst unter Wilhelm III. wurde sie gänzlich, erst 1773 wurde der Binnenhandel mit Getreide vollständig freigegeben. Bis 1788 war die Ausfuhr stärker als die Einfuhr. Letztere wurde schon 1670 durch hohe Zölle, die sich nach dem Preise richteten, sehr erschwert, dagegen 1773 durch große Herabsetzung des Zolles fast gänzlich freigegeben. Allein schon 1791 ward festgesetzt, daß dieser niedere Zoll (1/2 Schilling auf das Quarter) erst eintreten solle, wenn der Preis auf 54 Schilling gestiegen sei; bei 50—54 Schilling solle er 2 1/2 Schilling, bei weniger als 50 Schilling 24 1/4 Schilling betragen. Ja 1804 wurden statt der 50 Schilling 63, statt der 54 erst 66 angenommen. 1815 wurde bestimmt, daß das fremde Getreide zwar ohne Zoll in das Land gebracht, dort aber unter Königs Schloß gelegt und in das Land erst verkauft werden solle, wenn der Preis auf 80 Schilling gestiegen sei. Diesen hohen Preis setzte man 1822 auf 70 Schilling herab, bestimmte aber, daß der Zoll bei einem Preise von 70—80 Schilling 12, bei 80—85 5, bei 85 1 Schilling betragen solle. 1828 endlich ward eine complicirtere Scala festgesetzt, wonach der Zoll bei einem Preise von 73 Schilling nur 1 Schilling betrug, bei 72 Schilling auf 2 Sch. 8 Pf., bei 71 auf 6 Sch. 8 Pf., bei 70 Schilling auf 10, bei 66 auf 20 Sch. 8 Pf. stieg. Endlich 1842 brachte Peel eine Kornbill durch, welche von 1 Schilling Zollsatz bei einem Preise von 73 Schilling ausgeht; bei jeder Verminderung des Preises um 1 Schilling steigt der Zollsatz um 1 Schilling; die Preise von 68—66 und von 54—53 sind Ruhepunkte, wo der Zoll auf resp. 6 und 18 stehen bleibt; 51 Schilling ist das Minimum der Preisscala und der hier eintretende Zoll von 20 Schilling ist einem Verbote gleich. Die Preise werden nach den Marktpreisen von 150 Märkten durchschnittlich bestimmt. Wir nehmen bei allen diesen Angaben nur den Weizen, als das Hauptnahrungsmittel in England, in Betracht und erwähnen auch der Erleichterungen, die durch zu Gunsten einzelner Colonien getroffene Modificationen bewirkt worden sind und von dort aus eine Einfuhr ermöglichen, nicht näher. Die Radicalen wollen gänzliche Freigebung der Getreideeinfuhr, und wirken für dieses Project besonders durch die Anti-Cornlaw-League. Die Whigs wollen einen mäßigen festen Zoll, da sie meinen, daß die gleitende Scala der Steigerung der Preise um der bloßen Speculation willen zu weiten Spielraum öffne, ein Bedenken, dem aber die Detailbestimmungen der Peel'schen Bill entgegenwirken sollen. Den Ultratories sind die Zölle der Letztern noch nicht hoch genug.

Daß man diese ganze, das erste Nahrungsmittel vertheuernde Maßregel höchst ungerecht, unweise und für die ärmern Classen bedrückend findet, ist natürlich, und gewiß ist der Zustand, der solche Einrichtung herbeiführt, nicht der rechte. Ohne jedoch im minde-

sten Denen beizustimmen, welche gerade entgegengesetzt die Einrichtung für eine an sich außerordentlich weise erklären, ergeben sich doch bei näherer Betrachtung der einschlagenden Umstände viele, hier nur kürzlich zu erwähnende Momente, welche die Einführung und Erhaltung dieser Einrichtung erklären und das Urtheil über ihre Gründe und Folgen wesentlich mildern. England ist ein fruchtbares Land, sein Landbau steht auf der höchsten Stufe und kennt weder Frohnen, noch selbst Grundsteuern. Wenn daher dieser Landbau gleichwol in neuerer Zeit unter ausländischer Concurrenz sehr zu leiden hat und ihr selten gewachsen ist, so rührt das von dreierlei Gründen her: von dem großen Misverhältniß, wonach die gewerb- und handeltreibende Bevölkerung in England stärker ist als die landbautreibende, von der Wohlfeilheit der Wasserstraßen für das Inselreich, welche aus allen Welttheilen Getreide auf den englischen Markt führt, und hauptsächlich von der außerordentlichen Wohlfeilheit des Geldes in England. Der erste und dritte Umstand sind hauptsächlich durch das Treibhaussystem der dortigen Industrie hervorgerufen und so hat ein Übel das andere erzeugt. Der englische Landbau konnte nicht ohne Schutz mit dem ausländischen concurriren. Dieser wurde gewährt und sofort machte der Landbau ungeheure Anstrengungen und vermehrte den Anbau und die Erzeugung ganz außerordentlich. Fiele der Schutz weg, so würde vieles englische Ackerland wieder Viehweide oder gänzliche Öde werden müssen und viel weniger in England selbst erbaut werden als jetzt. England hat aber, als Inselreich, doppelten Anlaß, sich in Betreff des Getreides wenigstens möglichst unabhängig vom Auslande zu erhalten. Auch rühmt man, daß die gleitende Scala eine gewisse Stetigkeit der Getreidepreise erhalte und die Niederlage unter Königs Schloß die wohlfeilsten Magazine sichere. Von den politischen Gründen, die auf der verfassungsmäßigen Bedeutung des Grundeigenthums in England beruhen, sehen wir dabei ganz ab. Was ferner den Druck der Sache betrifft, so kann er erstens so sehr arg nicht sein, da der Engländer sich noch nicht entschlossen hat, Roggenbrot zu essen und es den Landwirthen oft an Arbeitern fehlt; so gibt ferner der Grundbesitzer einen guten Theil seines Vortheils in der Form der Armensteuer und des höhern Arbeitslohnes zurück; so würde eine Herabsetzung der Getreidezölle wahrscheinlich ein entsprechendes Sinken der Arbeitslöhne zur Folge haben, und so ist endlich der Durchschnittsbetrag des Zolls, der in England auf dem ausländischen Weizen ruht, lange noch nicht so hoch, wie z. B. die Last, welche in Preußen die Mahlsteuer auf den inländischen Weizen legt, der in England unbekannten Salz-, Schlacht-, Grundsteuer und der Frohnen- und Ablösungsrenten nicht zu gedenken, und noch höher sind in Frankreich die auf dem Grundbesitze ruhenden und zur Vertheuerung seiner Erzeugnisse gleichfalls beitragenden Lasten. Die festländische Industrie hat übrigens alle Ursache, die Beibehaltung der jetzigen Einrichtung zu wünschen; denn in der Aufhebung der Getreidezölle hat England das Mittel, alle Anstrengungen des Schutzzollsystems zu neutralisiren und der rivalisirenden Industrie ihren wichtigsten Vortheil, den der geringern Löhne, zu entreißen. Vgl. Raumer, „Die Korngesetze Englands" (Lpz. 1841) und Bülau und Kosegarten in den „Neuen Jahrbüchern der Geschichte und Politik" (1840).

Kornelkirschbaum (Cornus mascula), ein strauchartiger Baum aus der natürlichen Familie der Caprifolien, der bis 18 F. hoch wird und kleine, längliche, spätreifende Früchte trägt, die zur Zeit der Reife glänzend dunkelroth, gelb oder weiß, und von weinsäuerlichem, angenehmem Geschmack sind, wächst im mittlern und südlichen Europa auf sonnigen Hügeln, Bergen und in Wäldern, wird aber auch in Gärten cultivirt. Das sehr harte Holz ist zu Tischler- und Drechslerarbeiten gut geeignet. Die geschälten und gebrannten Äste geben Stöcke, die unter dem Namen Ziegenhainer bekannt sind.

Körner (Christian Gottfr.), der Vater Theodor Körner's (s. d.), geb. 1756 zu Leipzig, wo sein Vater Superintendent war, widmete sich in Leipzig und Göttingen dem Studium der Rechte, und habilitirte sich bei der Universität in Leipzig, nachdem er eine größere Reise gemacht hatte. Im J. 1783 folgte er dem Rufe nach Dresden als Oberconsistorialrath, wurde 1790 Oberappellationsgerichtsrath, 1798 Geh. Referendar im Geh. Consilium, 1811 aber in das Appellationsgericht zurückversetzt. In ihm vereinigte sich mit dem Eifer für die Wissenschaft seines Berufs ein reger Sinn für Wissenschaft und Kunst im weitesten Sinne des Wortes. Er war Schiller's vertrauter Freund und stand mit Goethe

im Briefwechsel, und wußte, von einer trefflichen Gattin unterstützt, an seine nächsten Umgebungen den Geist der Kunst und Wissenschaft zu fesseln. Sein Haus war Jahre lang ein Vereinigungspunkt für höher gebildete Einheimische und Fremde. Auf seinem in der Nähe von Dresden höchst anmuthig gelegenen Weinberge schrieb Schiller seinen „Don Carlos". Mit Freimüthigkeit erklärte er sich 1813 für die Sache Deutschlands und gab seinem Sohne unbedenklich seine Einwilligung zum Eintritte in die Reihen der freiwilligen Krieger. Unter dem russ. Gouvernement wurde er Gouvernementsrath; bei der Auflösung dieser Behörde folgte er 1815 einem Rufe in preuß. Dienste, nachdem er noch zu Dresden auch seine einzige Tochter durch den Tod verloren hatte. Als Staatsrath, später als Geh. Oberregierungsrath im Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten thätig, wußte er sich auch in seinem neuen Vaterlande Vertrauen und Achtung, sowie als Mensch die Liebe und Verehrung aller ihm Nahestehenden zu erwerben. Er starb zu Berlin am 13. Mai 1831 und wurde, wie er gewünscht hatte, neben seinen Kindern bei Wöbbelin zur Ruhe bestattet. Seine Theilnahme an dem Entwickelungsgange der neuern deutschen Literatur und die Vielseitigkeit seiner Bildung beweisen nicht blos die dem Publicum vorliegenden brieflichen Zeugnisse Goethe's und Schiller's, als dessen Freund er von 1812 — 16 die Herausgabe der Werke desselben besorgte, sondern auch einzelne werthvolle schriftstellerische Leistungen in den Fächern der Staatswissenschaft und der Ästhetik.

Körner (Theodor), der Sohn des Vorerwähnten, geb. in Dresden am 23. Sept. 1791, erhielt durch treffliche Lehrer eine sehr sorgfältige Erziehung, während zugleich der Vater selbst und der gesellige Geist des älterlichen Hauses und die Verehrung, mit der die Familie an Schiller hing, vom belebendsten Einfluß auf die Ausbildung seiner Talente waren. Frühe Versuche schienen über seine Anlage zur Dichtkunst keinen Zweifel übrig zu lassen. Nachdem er zwei Jahre lang, um Mineralogie zu studiren, die Bergakademie zu Freiberg besucht hatte, bezog er 1810, kurz nach Erscheinung der ersten Sammlung seiner dichterischen, meist noch sehr unreifen Versuche unter dem Titel „Knospen", die Universität zu Leipzig. Da er aber einem sehr unbestimmten Dichterideal und einem ziemlich wüsten Begriff von Genialität nachjagte, entschlug er sich jedem tiefern und gründlichern Studium und ließ sich durch seine akademischen Verbindungen zu Verirrungen hinreißen, welche ihn die Universität zu verlassen nöthigten. Nach kurzem Aufenthalt in Berlin ging er nach Wien und lenkte hier durch mehre dramatische Erzeugnisse, welche er schnell hintereinander auf die Bühne brachte, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich. Einige derselben empfehlen sich als artige Kleinigkeiten, wie „Der grüne Domino", „Die Braut" und „Der Nachtwächter"; doch können sie nicht als wesentliche Bereicherungen des deutschen Lustspiels gelten. Seine Dramen ernstern Charakters, wie „Toni" und „Hedwig", bekunden den ziemlich gewandten Bühnenpraktiker und Versificator, machen jedoch auf Originalität und Tiefe der Auffassung keinen Anspruch und offenbaren besonders einen Mangel an Menschenkenntniß, für welchen man nur in der Jugend des inzwischen zum kaiserlichen Theaterdichter ernannten Verfassers eine Entschuldigung finden kann. Seine beiden größern Trauerspiele „Zriny" und „Rosamunde" wurzeln ganz in dem Jambenpathos Schiller's, ziehen aber durch eine gewisse Beweglichkeit der Handlung, durch Reinheit und Lyrik des Gefühls und durch den darin sich deutlich kund gebenden jugendlichen Enthusiasmus für alles Gute und Edle an. Namentlich war in jener Zeit des Drucks und der geheim gährenden Volkskraft das Trauerspiel „Zriny" mit seiner Darstellung echten Heldenmuths von leicht erklärlicher mächtiger Wirkung. Seine dramatische Muse stand jedoch durch die Leichtigkeit des Producirens, zu der er sich verführen ließ, in offenbarer Gefahr, allen Kern und Halt einzubüßen; da erhob sich die deutsche Nation gegen ihre Unterdrücker. Der für deutsche Freiheit und Größe begeisterte K., welcher schon früher in schönen Liedern die Schmach und Unterdrückung des gemeinsamen Vaterlands beklagt hatte, zog als einer der Muthigsten unter den Muthigen mit in den Krieg und fand jetzt erst den wahren Sinn der Poesie, welche die ernste Zeit verlangte. Die unter dem Titel „Leier und Schwert" und durch die Weber'schen Melodien populair gewordenen patriotischen Lieder, welche er nun dichtete und durch die er mächtig auf den kriegerischen Sinn der Deutschen wirkte, sind nicht nur das Beste unter K.'s lyrischen Dichtungen, sondern gehö-

ren überhaupt zu den schönsten und begeistertsten Kriegs- und Vaterlandsgesängen, welche die deutsche Literatur aufzuweisen hat. Durch diese glühenden Lieder und seinen heldenmüthigen Tod errang er den Anspruch auf Unsterblichkeit, den ihm seine übrigen zum Theil ganz löblichen lyrischen und dramatischen Leistungen nicht verschafft haben würden. Er hatte sich anfangs den Lützow'schen Büchsenjägern zugesellt; allein die für ihn peinliche Unthätigkeit, in welcher nach der Schlacht von Lützen die Infanterie jenes Corps bleiben mußte, bewog ihn, zu der Cavalerie desselben zu treten. Als Lützow's Adjutant machte er den kühnen Streifzug in den Rücken des Feindes mit. Fast wäre es den Franzosen gelungen, ihn in dem Gefechte bei Kitzen, wo er stark verwundet wurde, zu fangen. Von Freunden in Leipzig gepflegt, ging er, noch während des Waffenstillstandes, über Teplitz wieder zu seinem Corps, für welches sich eine treue Anhänglichkeit in allen seinen Liedern ausspricht. Nach geendigtem Waffenstillstande kämpfte er in mehren Gefechten gegen die Franzosen mit kühnem Muthe. Er fiel am 26. Aug. 1813 auf einem Felde neben der Straße von Schwerin nach Gadebusch, eine halbe Stunde westlich von Rosenberg. Noch eine Stunde vor dem Anfange des Gefechts hatte er nach einem Nachtmarsche das bekannte Schwertlied in dem erwähnten Holze beendigt und seinen Freunden vorgelesen. Seine Leiche wurde, wie die des jungen Grafen Hardenberg, begleitet von allen Offizieren des Corps und den Waffenbrüdern, unter einer alten Eiche bei dem Dorfe Wöbbelin begraben. Der Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin schenkte dem Vater K.'s einen Raum von 45 □Ruthen um die Grabstätte, in deren Mitte sich ein in Eisen gegossenes Denkmal erhebt. Auch gab der Vater 32 der auserwählten kriegerischen Gedichte seines Sohnes unter dem Titel „Leier und Schwert" (Berl. 1814; 7. Aufl., 1834), sowie dessen „Poetischen Nachlaß" (2 Bde., Lpz. 1814—15) heraus. Eine Gesammtausgabe seiner „Gedichte" in einem Bande besorgte Streckfuß (Berl. 1834).

Kornwucher, s. Dardanarius und Theuerung.

Kornwürmer heißen die das aufgeschüttete Getreide angreifenden Larven (Würmer) von einem sehr kleinen Rüsselkäfer und einer Motte, welche in oder auf das Samenkorn ihre Eier legen. Die Larve zerstört das Innere desselben und verpuppt sich erst dann, wenn nur eine leere Hülse des Kornes übrig ist. Beide Insekten sind schwer von Getreideböden zu vertreiben, auf welchen sie sich einmal eingenistet haben; am ersten sind sie durch starken Luftzug, Trockenheit der Räume und häufiges Wurfeln des Getreides zu verscheuchen.

Koröbus, der Sohn des Mygdon und der Anaximene, aus Phrygien, und Geliebter der Tochter des Priamus, Kassandra, wollte, als er sie nach Eroberung der Stadt rauben sah, derselben beistehen, wurde aber dabei von Neoptolemus oder Diomedes getödtet. — Ein anderer Koröbus tödtete das Ungeheuer Poine, welches Apollon aussendete, die Kinder zu tödten, als Psamathe, die Tochter des Krotopus, Königs von Argos, ein Kind aussetzte, welches sie von Apollon geboren hatte, und dieses von Hunden zerrissen wurde. Nach vollbrachter That ging K. nach Delphi, um freiwillig für den Mord zu büßen. Hier befahl ihm die Pythia, einen Dreifuß mitzunehmen und, wo ihm dieser entfalle, einen Tempel des Apollon zu errichten. Jener entfiel ihm am Gebirge Gerania, und K. erfüllte hier den Befehl. Zu Megara zeigte man sein Grab, worauf es in Stein dargestellt war, wie er die Poine tödtete.

Koromandel oder Cholomandel heißt der zu Ostindien gehörende Küstenstrich auf der Ostseite der Halbinsel diesseit des Ganges am Bengalischen Meerbusen, von der Mündung des Kistna bis Cap Kaleimer, ungefähr zwischen 10° 30′ und 16° nördl. Br. gelegen, welcher den südlichen Theil der östlichen Küstenterrasse der Halbinsel umfaßt, mit den Provinzen Tschola oder Tandschore am Kawery im Süden, Draweda oder Karnatik mit der Gouvernementshauptstadt Madras (s. d.) in der Mitte, und Andhra oder den Circars im Norden. Der Boden wird von den Abhängen der östlichen Ghats und den zwischen ihnen und dem Meere sich von Süden nach Norden in einem Gürtel niedrigen angeschwemmten Landes in ungleicher Breite sich lang hinstreckenden Ebenen gebildet, welche die Ablagerungen aller dort mündenden Gewässer enthalten. Vom Anfang Oct. bis Apr. wehen längs dieser Küste die Nordwinde, und zwar während der ersten drei Monate der Nordostmonsuhn mit solcher Heftigkeit, daß die Schiffahrt mit Gefahr verbunden ist, um

so mehr als es der Küste an guten Häfen fehlt. Um die Mitte des Apr. fangen die Südwinde an, welche bis zur Mitte des Oct. dauern, und im Verlaufe dieser Monate kann man sich mit Sicherheit der Küste nähern. Während dieser Jahreszeit weht den Tag über nicht selten ein brennendheißer Wind, der das Athmen erschwert, doch erfrischt der kühle Seewind über Nacht das Land. Das Klima ist im Ganzen gesund; für Europäer freilich nur soweit dies überhaupt in irgend einem tropischen Klima möglich ist. Die sandige Beschaffenheit fast der ganzen Küste ist dem Reisbau nicht günstig; dagegen ist die in Menge erzeugte Baumwolle eine Quelle der Wohlhabenheit für die gewerbfleißigen Bewohner.

Koronea oder Koroneia, eine Stadt in Böotien, auf einem Hügel südöstlich von Chäronea und westlich vom See Kopais, ist jetzt fast spurlos verschwunden, war aber im Alterthume berühmt durch das allgemeine böotische Bundesfest, welches in der Nähe derselben bei einem Tempel der Minerva gefeiert wurde, und durch den freilich nicht entscheidenden Sieg, den die Spartaner hier unter Anführung des aus Asien zurückberufenen Agesilaus (s. d.) gegen die Thebaner, Athener und deren Verbündete in einer mörderischen Schlacht im J. 394 v. Chr. erkämpften.

Körper heißt jede Materie in der Natur, insofern wir sie nicht als gestaltlos, sondern als einen bestimmten Raum einnehmend betrachten. Zur Körperlichkeit (materialitas) gehört also zuerst Räumlichkeit, und diesen Begriff verbanden auch die ältern Philosophen mit dem Worte Körper, wie dies ihre Definition beweist: Körper ist, was sich nach allen Seiten auf bestimmte Weise ausdehnt oder bestimmte Raumbegrenzung hat. In der Geometrie nennt man daher diese bestimmt begrenzten Räume selbst, ohne alle Rücksicht auf ihre Materie, Körper, welche dann nach der Art ihrer Begrenzung in Körper mit ebenen oder krummen Grenzflächen eingetheilt werden. Unter den ersten sind die merkwürdigsten die Prismen und Pyramiden; unter den andern die Kugel und das elliptische Sphäroid. Außerdem gibt es Körper, die von ebenen und krummen Flächen zugleich begrenzt werden, wie z. B. Cylinder und Kegel. Allein was in der Mathematik Körper genannt wird, ist noch kein eigentlicher oder physischer Körper, sondern nur körperliche Figur. Dies sahen auch die Stoiker ein, welche die freilich zu weite Definition aufstellten: Körper sei, was thut und leidet. Richtiger wird Das Körper genannt, was mit empfindbaren Qualitäten den Raum füllt. In der Naturlehre theilt man die Körper, in Beziehung auf den Aggregatzustand ihrer Materie, in feste oder flüssige, letztere in liquide oder tropfbarflüssige, und in expansible oder elastischflüssige, wie z. B. Luft und Licht. Bei den festen unterscheidet man wieder harte und weiche, spröde und elastische u. s. w. Ferner werden die Körper eingetheilt in organisirte, die mittels gewisser innerer Einrichtungen und Lebenskräfte fähig sind, sich selbst zu entwickeln, zu erhalten und fortzupflanzen, und in unorganisirte, die beim Mangel aller Lebenskraft nur durch Anhäufung von Außen durch mechanische Kräfte entstehen und verändert werden. Die organischen Körper aber sind beseelte oder unbeseelte. Die Körperlehre ist daher theils allgemeine Naturlehre, theils specielle, wie Astronomie, Mineralogie, Botanik, Geologie und die Somatologie im engern Sinne, d. h. die Lehre vom menschlichen Körper, welche einen wesentlichen Theil der Anthropologie ausmacht.

Körperschaft oder Corporation nennt man einen dauernden Verein Mehrer zu einem bestimmten Zwecke, sodaß derselbe Dritten gegenüber als juristische Einheit erscheint. Der zu erstrebende Zweck kann ein sehr verschiedener sein und beschränkt sich oft nur auf das Interesse der Mitglieder, ohne an sich gemeinnützig zu sein. Die Corporationen sind hinsichtlich ihres Zwecks kirchliche, staatsrechtliche, gewerbliche, wissenschaftliche u. s. w. Ihren Zweck erreichen sie bald durch ihre Stellung Dritten gegenüber, bald durch ihre Thätigkeit im Innern der Corporation. Die Thätigkeit selbst besteht bei der einen in einem Zusammenwirken, bei der andern werden die Mitglieder durch Einen vertreten u. s. w. Die Corporationen sind wieder insofern verschieden, als ihnen entweder ein zu gewissen Zwecken bestimmter Vermögenscomplex zur Grundlage dient, oder ihr Zweck zunächst die persönliche Thätigkeit der Mitglieder in Anspruch nimmt. Das Dasein der Corporation steht im engsten Zusammenhange mit der Verfassung derselben. In Folge der letztern, die sehr verschiedenartig ausgebildet sein kann, hat die Corporation einen Vorstand zunächst für die Leitung ihrer innern Angelegenheiten; durch einen solchen wird sie aber auch nach Außen

Dritten gegenüber so vertreten, daß die Mitglieder in Corporationsangelegenheiten, die sich aus dem Zweck der Corporation ergeben, von demselben gleichsam verdeckt werden oder in keiner unmittelbaren rechtlichen Beziehung zu Dritten erscheinen, wodurch sich die Corporation wesentlich von der Gesellschaft unterscheidet. Dies gilt namentlich in privatrechtlicher und processualischer Hinsicht; trotzdem gibt sich aber doch auch eine Corporation nach Außen als eine Vielheit kund. Die Corporation hat sodann das Recht, sich zu versammeln, in Corporationsangelegenheiten Beschlüsse zu fassen, Vorsteher u. s. w. zu wählen. Früher namentlich hatten viele Corporationen auch für ihre Angelegenheiten eine Art eigener Gerichtsbarkeit, und noch gegenwärtig steht ihnen die Autonomie zu, sowie das Recht, ein eigenes Siegel zu führen, was schon sehr alt ist; ferner das Recht, Mitglieder aufzunehmen und deren Rechte und Verbindlichkeiten zu bestimmen, sowie namentlich die Vermögensfähigkeit.

Korsákow Remskoi, russ. General der Reiterei, machte von Jugend auf die russ. Militaircarriere und empfahl sich als Major im Semenow'schen Garderegiment der Kaiserin Katharina II., die ihn 1794 zum Begleiter des damaligen Grafen von Artois, nachherigen Königs von Frankreich, Karl's X., ernannte. In demselben Jahre machte er den Feldzug gegen die Franzosen in den Niederlanden mit, und diente dann unter Subow im Kriege gegen Persien. Bei Kaiser Paul's I. Thronbesteigung wurde er General, und schon 1799 mit 40000 M. zur Unterstützung Suwarow's in die Schweiz geschickt, wo er am 25. Sept. desselben Jahres bei Zürich eine vollständige Niederlage durch den franz. General Masséna erlitt. Auf dem Rückzuge erlitt er nochmals, bei Diessenhofen, eine Niederlage, worauf er den Befehl an Suwarow abgab. Später wurde er zum Militairgouverneur ernannt, auf welchem Posten er starb.

Korsar, abgeleitet vom ital. corso, d. i. Lauf oder Streiferei, heißt im Allgemeinen jeder Seeräuber, welcher darauf ausgeht, Handelsschiffe aufzusuchen und sie wegzunehmen. Insbesondere aber versteht man darunter die ehemals von Algier, Tunis, Tripolis und den marokkan. Häfen auslaufenden Raubschiffe, während man die europ. Schiffe, welche in Kriegszeiten mit Bewilligung ihrer Regierungen feindliche Schiffe wegnehmen, Kaper (s. d.) nennt.

Körte (Franz), Professor der Naturwissenschaften an dem landwirthschaftlichen Institut zu Mögelin, geb. 1782 zu Aschersleben, wo sein Vater Prediger war, besuchte das dasige Gymnasium und widmete sich dann der Landwirthschaft, zu welchem Zwecke er 1798—99 zu Almenhausen im Schwarzburgischen sich aufhielt und 1803 die Universität zu Halle bezog. Im J. 1809 verband er sich mit Lips zur Gründung eines landwirthschaftlichen Instituts zu Marloffstein bei Erlangen, das aber unter den damaligen Zeitläufen bald wieder einging. In dieser Zeit erschien von ihm die in Verbindung mit Schweigger herausgegebene „Flora Erlangensis" (2 Bde., Erlang. 1809—11). Durch Thaer wurde er veranlaßt, 1815 nach Mögelin zu gehen, wo er die Professur der Naturwissenschaften und später auch die Direction des landwirthschaftlichen Instituts übernahm. Mehre Jahre redigirte er die „Mögelinschen Annalen der Landwirthschaft".

Körte (Wilh.), in Halberstadt, geb. am 24. März 1776 zu Aschersleben, wo sein Vater Conrector an der Schule und dann Archidiakonus war, wurde in seiner Erziehung und Ausbildung besonders von seinem Großoheim Gleim überwacht. Er besuchte die Schulen zu Aschersleben und Halberstadt, studirte 1796—99 zu Halle Baukunst und schöne Wissenschaften und kehrte dann nach Halberstadt zurück, wo er ohne öffentliche Anstellung von dem Gehalt lebte, welchen er als ehemaliger Domvicar und als Administrator der Gleim'schen Familienstiftung bezieht. Unter seinen Schriften stehen seine biographischen Arbeiten oben an, wie das „Leben Gleim's" (Halberst. 1811); „Leben Carnot's" (Leipz. 1820); „Leben und Studien Fr. Aug. Wolf's, des Philologen" (2 Bde., Essen 1833), und „Albrecht Thaer, sein Leben und Wirken, als Arzt und Landwirth" (Leipz. 1839). Aus Wolf's, seines Schwiegervaters, Collegienheften gab er dessen mündliche Vorträge über Erziehung und Unterricht unter dem Titel „Consilia scholastica" (Quedlinb. u. Lpz. 1835) heraus. Recht verdienstlich war auch seine Sammlung der „Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten der Deutschen" (Leipz. 1837). Außerdem gab er heraus aus Gleim's literarischem Nachlaß Ew. Chr. von Kleist's „Werke" (2. Aufl., Berl. 1825), die „Briefe Bodmer's, Sulzer's und Geßner's" (Zür. 1804) und „Briefe Heinse's, J. von

Müller's und Gleim's" (2 Bde., Zür. 1806); ferner „Sämmtliche Werke Gleim's" (8 Bde., Halberst. 1811) und Gleim's „Zeitgedichte" (Lpz. 1841).

Kortryk, s. Courtray.

Kortüm (Joh. Friedr. Christoph), Professor der Geschichte an der Universität zu Heidelberg, geb. zu Eichhorst in Mecklenburg-Strelitz am 24. Febr. 1788, stammt aus einem in Friesland einst reich begüterten Rittergeschlechte, dem auch der als Verfasser der „Jobsiade" bekannte Karl Arn. Kortüm (s. d.) angehörte. Er besuchte das Gymnasium zu Friedland, bezog 1806 die Universität zu Halle, ging im Frühjahre 1807 nach Göttingen, wo er nun der Theologie entsagte und darauf mit besonderm Fleiß die geschichtlichen Vorträge Heeren's und Planck's besuchte, und im Oct. 1808 nach Heidelberg, worauf er im Herbst 1810 nach Mecklenburg zurückkehrte. Das Herz voll Haß gegen Napoleon, traf er im Frühjahre 1811 nur mit Vorwissen weniger Freunde, unter welchen sich E. M. Arndt in Greifswald befand, im Geheimen Vorkehrungen zur Abfahrt nach England, um von da Spanien, das Land seiner Ideale, zu erreichen. Auf dem Wege nach Rostock als Spion von den Franzosen verhaftet, entkam er zwar bei einbrechender Nacht, von theilnehmenden Landleuten unterstützt, seinen Wächtern, ging aber nun nach Iferten in der Schweiz und wurde zu Ostern 1812 Lehrer an dem Fellenberg'schen Erziehungsinstitute zu Hofwyl. Im Winter 1814 machte er den Feldzug in Frankreich mit, wo er den mehrmonatlichen Aufenthalt in Paris trefflich für seine Studien zu nutzen wußte. Nach der Rückkehr lehrte er wieder in Hofwyl, bis er zu Ostern 1817 dem Rufe als Professor der griech. und lat. Sprache an der aargauer Cantonsschule folgte. Doch auch diese Stelle gab er 1818 wieder auf, um, nun ganz den geschichtlichen Studien zugewendet, die kaiserliche Hofbibliothek in Wien benutzen zu können, worauf er 1819 Professor der Geschichte an dem neugestifteten Gymnasium zu Neuwied wurde. Im J. 1821 folgte er dem Rufe als Professor der Geschichte an die Universität zu Basel, legte aber diese Stelle, weil er nicht gleichzeitig an dem Pädagogium wirken wollte, 1822 freiwillig nieder und lebte nun in unabhängiger Stellung seit 1823 wieder in der hofwyler Anstalt, bis er 1826 als Privatdocent der Geschichte nach Basel zurückkehrte. Auf einer Reise nach Norddeutschland begriffen, erhielt er den Ruf als Professor der Geschichte an der Akademie zu Bern, wo er nun wirkte, bis er 1840 nach Heidelberg ging. Von seinen Schriften erwähnen wir „Friedrich I. mit seinen Freunden und Feinden" (Aarau 1818); „Zur Geschichte der hellen. Staatsverfassungen" (Heidelb. 1821); „Entstehungsgeschichte der freistädtischen Bünde im Mittelalter und in der neuern Zeit" (3 Bde., Zür. 1827—29); „Geschichte des Mittelalters" (2 Bde., Bern 1836—37); „Röm. Geschichte von der Urzeit Italiens bis zum Untergange des abendländischen Reichs" (Heidelb. 1843) und die „Entstehungsgeschichte des Jesuitenordens" (Manh. 1843).

Kortüm (Karl Arnold), der Verfasser der „Jobsiade", geb. zu Mühlheim an der Ruhr im Herzogthume Berg, am 5. Juli 1745, studirte zu Duisburg Medicin und lebte dann als praktischer Arzt erst in seiner Vaterstadt, seit 1771 aber zu Bochum in der Grafschaft Mark, wo er am 15. Aug. 1824 starb. Außer mehren, medicinischen Schriften, z. B. der „Skizze einer Zeit- und Literaturgeschichte der Arzneikunde" (Unna 1809; 2. Aufl., 1819), schrieb er auch mehre gemeinnützige Werke, z. B. „Der Bienenkalender" (Wesel 1776) und „Grundsätze der Bienenzucht" (Wesel 1776), und über antiquarische Gegenstände. Am berühmtesten aber wurde er durch seine von echtem Humor durchdrungenen satirischen Gedichte in Knüttelversen, die er, ohne sich zu nennen, erscheinen ließ. Sein Hauptwerk in dieser Beziehung ist die „Jobsiade oder Leben, Meinungen und Thaten von Hieronymus Jobs dem Candidaten", ein groteskkomisches Heldengedicht mit Holzschnitten (Münst. 1784; 5. Aufl., Hamm 1839). Die „Jobsiade" ist unter dem deutschen komischen Epopöen die einzige, welche auf die Dauer populair geworden und durch ihre derbe, echt deutsche Komik, die sich mit einer gewissen hausbackenen und philiströsen Anschauung der Dinge sehr wohl verträgt, auf diese Popularität auch den gegründetsten Anspruch hat. Nächstdem schrieb er ebenfalls in Knüttelversen „Die magische Laterne" (4 Hefte, Wesel 1784—86) und „Adam's Hochzeitfeier" (Wesel 1788).

Korvei (Corbeia nova), eine gefürstete Benedictinerabtei an der Weser in der Nähe von Hörter, die älteste und berühmteste in Sachsen, war eine Colonie des in Westfranken

(in der spätern Picardie) gelegenen Klosters dieses Namens. Es wurde zuerst in der Gegend von Paderborn begründet, weil aber die Gegend umher zu unfruchtbar war, 822 an seine gegenwärtige Stelle verlegt. Kaiser Ludwig der Fromme verlieh demselben viele Ländereien und große Vorrechte; es stand unmittelbar unter dem päpstlichen Stuhle, und sehr bald gewann der Anbau um dasselbe das Ansehen einer Stadt; doch litt es zu Anfange des 10. Jahrh. durch die Einfälle der Ungarn. Einer Sage zufolge schenkte Kaiser Lothar im J. 844 dem Kloster die Insel Rügen; wenigstens hat es fortwährend auf dieselbe Ansprüche gemacht, die auch durch Papst Hadrian IV. 1154 bestätigt wurden. Der Abt zu K. war deutscher Reichsstand und hatte unter den gefürsteten Abten die letzte Stelle. Nächst Fulda war K. eine Hauptpflanzstätte der Cultur in Deutschland. Ansgar (s. d.), der Apostel des Nordens, ging 826 aus diesem Kloster hervor, und von ihm soll die Schule daselbst gegründet sein, welche im 9. und 10. Jahrh. in hoher Blüte stand. Unter den vielen Gelehrten, welche in K. gebildet wurden, gedenken wir nur Widukind's (s. d.), um die Mitte des 10. Jahrh. K. hatte einen Länderbesitz von 5 □M. mit 10000 E., als es 1794 vom Papst Pius VI. zum Bisthum erhoben wurde. In Folge des Reichsdeputationshauptschlusses kam das Ländchen 1803 an Nassau; 1807 wurde es dem Königreiche Westfalen und 1815 Preußen einverleibt. Bei der neuen Diöcesaneinrichtung des preuß. Staates hob der Papst auch das Bisthum zu K. auf. Im J. 1822 wurde der Länderbesitz der ehemaligen Abtei K. unter dem Titel eines Mediatfürstenthums vom Könige von Preußen auf den Landgrafen Victor Amadeus von Hessen-Rheinfels-Rotenburg (s. d.) übertragen, der dasselbe bei seinem Tode auf die Prinzen Victor und Ludwig von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst vererbte (s. Hohenlohe). Die Klosterkirche ist im goth. Stile gebaut, im Innern sehr prachtvoll ausgestattet und enthält eine Menge Grabdenkmäler benachbarter Dynasten. Die Bibliothek, in der die fünf ersten Bücher von des Tacitus „Annalen" aufgefunden wurden, welcher Codex nachher in die Bibliothek von Florenz kam, und das Klosterarchiv, das die schätzbarsten Urkunden aus den frühesten Zeiten enthielt, sind zerstreut. Benutzt wurde letzteres von Falcke zu seinem „Codex traditionum corbejens." (Wolfenb. 1752, Fol.). Vgl. Wigand, „Geschichte der Abtei K." (Hörter 1819) und desselben Werk „Der korveische Güterbesitz aus den Quellen dargestellt" (Lemgo 1831). — Großes Aufsehen als wichtige Quelle für die Culturgeschichte des Mittelalters erregte das zuerst von Wedekind in den „Noten zu einigen Geschichtsschreibern des deutschen Mittelalters" (Bd. 1, Hft. 4, Braunschw. 1823) herausgegebene „Chronicon corbejense", welches ungefähr die Zeit von 768—1187 umfaßt. Insbesondere mit Rücksicht auf den Herausgeber ohne weitere Prüfung in die Reihe der deutschen Geschichtsquellen gestellt, lenkte zuerst Ranke's Scharfsinn die Discussion auf die Echtheit desselben hin, die ihm verdächtig erschien. Um weitere Untersuchungen darüber zu veranlassen, machte die historisch-philosophische Classe der Societät der Wissenschaften zu Göttingen 1838 die Untersuchung der Echtheit des „Chronicon vorbejense" zum Gegenstande einer Preisfrage. Gekrönt wurde von den eingegangenen Schriften die von S. Hirsch und G. Waitz, welche, in Ranke's „Jahrbüchern des Deutschen Reichs unter den sächs. Kaisern" (Bd. 3, Abth. 1, Berl. 1839) abgedruckt, das Chronikon für unecht erklärte und den Pastor Falcke (gest. 1752) als den Abfasser nachzuweisen suchte. Zu demselben Resultate kam auch Schaumann in seiner auf gleiche Veranlassung abgefaßten Schrift „Über das Chronicon corbejense" (Gött. 1839), während Paul Wigand in seiner Schrift „Die Korveischen Geschichtsquellen" (Lpz. 1841) den Historiker Paullini (gest. 1712) als Verfasser nachwies. Da sich indeß der erste Herausgeber nicht von der Unechtheit des Chronikons überzeugen konnte, so brachte er die Sache noch einmal vor das literarische Forum, indem er einen Preis auf den Beweis der Echtheit des Werks setzte und die Historisch-theologische Gesellschaft zu Leipzig zur Richterin ernannte, die der einzigen eingegangenen Schrift von Klippel, die nachher unter dem Titel „Joh. Fr. Falcke und das Chronicon corbejense" (Bremen 1843) im Druck erschien, den Preis zuerkannte, obschon darin weniger die Echtheit des Chronikons nachgewiesen, als vielmehr von Falcke der Verdacht abgeleitet ist, dasselbe zusammengestellt zu haben.

Korybanten hießen nach Korybas, dem Sohne Jasion's und der Cybele, die

Priester der Cybele oder Rhea (s. d.) in Phrygien, welche in wüthender Begeisterung mit wüthender Musik und Waffentänzen den Dienst der Göttermutter verrichteten.

Koryphäen, eigentlich Diejenigen, die an der Spitze (*Κορυφή*) stehen, hießen bei den Alten die Führer des Chors, die Vorsänger und Vortänzer, nach neuerm Sprachgebrauch die Ersten, Vorzüglichsten in irgend einer Kunst und Wissenschaft.

Korythus, ein Iberier, der Freund des Hercules, war der Erfinder des Helms, der nach ihm benannt wurde. — Korythus, der Sohn des Paris und der Önone, wurde von dieser an die Helena geschickt, um den Paris eifersüchtig zu machen, dafür aber, als er die Liebe derselben gewonnen, von seinem Vater getödtet. — Korythus, ein italienischer König oder Heros, Vater des Dardanus, Gründer der Stadt Korythus (Cortona).

Kos oder Koos, früher Meröpis, eine zu den Sporaden gehörige Insel im Ägeischen Meere an der kleinasiatischen Küste, den Städten Halikarnaß und Knidos gegenüber, jetzt Stanko oder Stancho, mit einem Flächenraum von 4½ □M. und 10000 E., war im Alterthume berühmt durch trefflichen Wein und durch Weberei leichter und durchsichtiger Gewänder, besonders aber durch den prächtigen Tempel des Äskulap (s. d.), welcher in der Vorstadt der gleichnamigen Hauptstadt Kos errichtet war und das Gemälde der Anadyomene (s. d.) von Apelles nebst andern werthvollen Weihgeschenken enthielt. Überhaupt war die ganze Insel dem Äskulap heilig und die Asklepiaden (s. d.) behaupteten hier lange Zeit den ersten Rang; auch war sie der Geburtsort des Arztes Hippokrates, des Dichters Philetas und des Malers Apelles. Vgl. Zander, „Beiträge zur Kunde der Insel K." (Hamb. 1831); Küster, „De Co insula" (Halle 1833) und die Beschreibung nebst Karte von Leake in „Memoir on the island of C.", in den „Transactions of the society of literature" (Bd. 1). Die Inschriften von K. sind gesammelt von Roß in den „Inscriptiones graec. ineditae" (Bd. 2, Athen 1842).

Kosacken, in Rußland Kasacken, heißt ein in Gestalt, Sitte und Sprache den Russen sehr ähnlicher Volksstamm, der auch durch das Band derselben Religion mit ihnen verknüpft ist. Da das Wort Kasak türk.-tatar. Ursprungs ist (es bedeutet im Türkischen einen Räuber, im Tatarischen einen freien, leichtbewaffneten Krieger) und die K. sich selbst gern mit diesem Namen benennen, so hat man daraus auf eine Abstammung oder nahe Verwandtschaft der K. mit den Tatarenhorden schließen wollen. Unfehlbar aber sind sie Abkömmlinge der alten Nowgorodischen und Kiewschen Russen, zu denen sich allerlei umherschweifendes Gesindel gesellen mochte, die dann auf eine kriegerische Weise bald dem herrschenden Volke, bald den fremden Usurpatoren, wie den Polen und Tataren, gegenübertraten. Umgeben von feindlichen Völkern waren sie stets darauf angewiesen, kampffertig zu sein, und so hat sich bis auf den heutigen Tag mit dem Namen eines K. der Begriff eines stets zum Angriff gerüsteten, leichtbewaffneten Kriegers verbunden. Es gibt zwei Hauptstämme der K., die malorossischen oder kleinrussischen und die donischen Kosacken. Vom ersten, dem rohern und wildern, gingen die saporogischen K., an den Wasserfällen des Dnjepr, aus, die räuberischesten und zügellosesten von allen. Der andere Hauptstamm, der seinen Sitz in Nowo Tscherkask, nach dem Ausfluß des Don ins Asowsche Meer, hat, wo auch der Hauptanführer des kosackischen Heers, ihr Ataman oder Hetman, wohnt, ist derjenige Stamm, von dem auch die wolgaischen, tschernomorischen, asowschen, terekschen, uralischen und sibirischen Kosacken ausgegangen sind. Der Sitz der tschernomorischen K. ist Jekaterinodar am Kuban, am Nordfuße des Kaukasus, und schon im eigentlichen Steppenlande gelegen. Uralsk am Uralfluß und am Südgehänge des Obschtschei Sirt ist der Hauptsitz der uralischen K. Asow, Rostow und Nachitschewan sind die Sitze der asowschen K. Die terekschen K. haben ihre Quartiere in Jekaterinogrod, Mosdok und Kisljar. Die wolgaischen leben zerstreut im astrachanschen und saratowschen Gouvernement, und die sibirischen haben sich weithin bis zum Irtisch und Ob, ja bis zur Lena hin ausgebreitet. Bei der Volkszählung im J. 1838 wurden 1,880877 Kosacken mit Inbegriff ihrer Familien aufgezeichnet, woraus sich ergibt, wie groß noch immer die Stärke ist, die Rußland in diesen Truppen besitzt, obwol es sich, durch frühere vielfache Aufstände, wie den gefahrvollen unter Pugatscheff

im J. 1773, darauf aufmerksam gemacht, in neuerer Zeit bemüht hat, die militairische Verfassung der K. vielfach umzugestalten und minder drohend für sich selbst zu machen.

Kosciuszko (Tadeusz), der Republik Polen letzter Oberfeldherr, einer der edelsten Männer seines Zeitalters, wurde 1756 zu Siechnowice in der damaligen Wojewodschaft Brzesc geboren und stammte aus einer alten adeligen, aber wenig begüterten Familie in Lithauen. In der Cadettenschule zu Warschau bemerkte der Fürst Adam Czartoryiski seine Talente und seinen Fleiß, stellte ihn als Unterlieutenant im Cadettencorps an und schickte ihn auf seine Kosten nach Frankreich, wo K. die Kriegskunst in der Militairakademie zu Versailles studirte und sich in den zeichnenden Künsten übte. Nach seiner Rückkehr ward er Hauptmann; allein eine Demüthigung, die er wegen seiner Neigung zu der nachher mit dem Fürsten Jos. Lubomirski vermählten Tochter des Marschalls von Lithauen, Sosnowski, erlitt, veranlaßte ihn, Polen zu verlassen. Er kam 1777 nach Paris und zog auf der franz. Flotte den sich bildenden nordamerik. Freistaaten zu Hülfe. Vor Neuyork und bei Yorktown, wo er verwundet wurde, zog er Washington's Aufmerksamkeit auf sich, wurde dann dessen Freund und Adjutant und erhielt den Cincinnatusorden. Als Brigadegeneral kehrte er 1786 nach Polen zurück. Hier erklärte er sich für die Constitution vom 3. Mai 1791 und diente, vom Reichstag zum Generalmajor erhoben, unter dem Prinzen Jos. Poniatowski. In dem Feldzuge von 1792 hielt er sich bei Dubjenka mit 4000 M. gegen 16000 Russen auf einem Posten, den zu befestigen er nur 24 Stunden Zeit gehabt hatte, fünf Tage lang und zog sich ohne großen Verlust zurück. Diese That gründete seinen militairischen Ruf. Als der König Stanislaw sich dem Willen Katharina's unterwarf, nahm K. seinen Abschied. Er mußte nun Polen verlassen und begab sich nach Leipzig. Um diese Zeit ertheilte ihm die gesetzgebende Versammlung in Frankreich den Titel eines franz. Bürgers. Der Aufstand, welcher, um Polen von dem russ. Einflusse zu befreien, vorbereitet wurde, rief K. an die Grenze seines Vaterlands zurück; er erschien, als der Aufstand ausbrach, am 23. März 1794 in Krakau, stellte sich an die Spitze der Bewegung und rief in einem Manifest die Polen auf, die Constitution vom 3. Mai 1791 wiederherzustellen. Als die Russen 6000 M. stark anrückten, zog ihnen K. ohne Geschütz mit 4000 M., die zum Theil nur mit Sensen und Piken bewaffnet waren, entgegen und schlug sie bei Raclawice. Darauf ging er nach Warschau, suchte der Volkswuth gegen die gefangenen Russen Einhalt zu thun und richtete die Regierung ein. Monate lang widerstand er mit 20000 regulairen Truppen und 40000 schlecht bewaffneten Bauern dem vereinigten Heere der Preußen und Russen von 150000 M.; er schlug den Sturm auf Warschau glücklich zurück, widerstand den glänzenden Anerbietungen Friedrich Wilhelm's II., unterlag aber doch endlich der ihm dreimal überlegenen, von Fersen befehligten Übermacht der Russen bei Maciejowice am 10. Oct. 1794. Mit Wunden bedeckt, sank K. unter den Worten „Finis Poloniae" vom Pferde und fiel in feindliche Gewalt. Katharina ließ ihn und seine Genossen in ein Staatsgefängniß abführen; Paul I. aber gab die Gefangenen frei und zeichnete K. durch Beweise seiner Achtung aus. Er reichte K. sein Schwert, der aber dasselbe mit den Worten ablehnte: „Ich bedarf nicht mehr des Schwerts, da ich kein Vaterland mehr habe", und bis an seinen Tod kein Schwert wieder trug. Hierauf beschenkte ihn Paul mit 1500 Bauern; an der russ. Grenze lehnte K. nicht nur dieses Geschenk schriftlich ab, sondern schickte von London aus, wohin er sich über Frankreich mit Niemcewicz (s. d.) begeben hatte, auch die erhaltenen Gelder zurück. Im J. 1797 ging er nach Amerika; als er 1798 mit einer Sendung vom Congresse nach Frankreich kam, nahmen alle Parteien ihn festlich auf. Seine Landsleute in der ital. Armee überschickten ihm den Säbel Joh. Sobieski's, welchen sie 1799 zu Loretto entdeckt hatten. Als Napoleon 1806 den Plan zu Polens Wiederherstellung faßte, konnte K., weniger durch Krankheit als vielmehr durch sein dem Kaiser Paul I. gegebenes Wort, nicht wider die Russen zu dienen, gehindert, an dem Kampfe nicht Theil nehmen. Auf Napoleon's Anträge gab er die Antwort: er könne erst dann für Polen thätig sein, wenn dieses Land eine freie Nationalverfassung und seine alten Grenzen wieder erhalten haben werde. Da Fouché Alles versuchte, um K. nach Polen zu bringen, erwiderte er mit Festigkeit: „Gut, so werde ich den Polen sagen, daß ich nicht frei bin". Einen Aufruf an die Polen, der unter seinem Namen am 1. Nov. 1806 im „Moniteur" stand, erklärte er für unecht und von Napoleon erdichtet. Er kaufte sich in

der Nähe von Fontainebleau ein Landgut, wo er bis 1814 in ländlicher Ruhe lebte. Eine kurze Zeit weilte er darauf in Wien während des Congresses. Am 9. Apr. 1814 bat er den Kaiser Alexander schriftlich um eine Amnestie für die Polen in der Fremde, und foderte ihn auf, König von Polen zu werden und dem Lande eine freie, der engl. ähnliche Verfassung zu geben. Mit Lord Stewart reiste er 1815 nach Italien und ließ sich dann 1816 zu Solothurn nieder. Von hier machte er im Apr. 1817 einen Freibrief bekannt, durch welchen er auf seinem Gute Siechnowice in Polen die Leibeigenschaft aufhob. Übrigens lebte er einsam im Umgange mit wenig Freunden. Landwirthschaft war seine liebste Beschäftigung. Ein Fall mit dem Pferde in einen Abgrund unweit Vevay wurde die Veranlassung seines Todes am 15. Oct. 1817. Er war nie verheirathet. Von den Vereinigten Staaten Nordamerikas bezog er eine Pension und hatte so viel eigenes Vermögen, daß sich bei seinem Tode 100000 Fr. baar vorfanden. Auf Kosten des Kaisers Alexander wurde 1818 durch den Fürsten Jablonowski sein Leichnam aus Solothurn abgeholt und in dem Dom zu Krakau beigesetzt, wo man ihm auch ein Denkmal errichtete. Vgl. Falkenstein, „K.'s Leben" (2. Aufl., Lpz. 1834).

Kosegarten (Joh. Gottfr. Ludw.), ordentlicher Professor der orient. Sprachen zu Greifswald, der Sohn des Nachfolgenden, geb. zu Altenkirchen auf der Insel Rügen am 10. Sept. 1792, studirte seit 1808 zu Greifswald Theologie und Philologie und ging, als die Neigung zu den oriental. Studien in ihm erwachte, 1811 nach Paris, um den Unterricht der dortigen Orientalen zu genießen. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland wurde er 1815 Adjunct der theologischen und philologischen Facultät zu Greifswald, 1817 ordentlicher Professor der oriental. Sprachen in Jena, 1824 aber in gleicher Eigenschaft nach Greifswald zurückberufen. Unter seinen Schriften erwähnen wir die Ausgabe der „Moallaka" des arab. Dichters Amr ben Kelthum (Jena 1819); die deutsche Übersetzung des ind. Gedichts „Nala" (Jena 1820); das mit Iken aus dem Persischen übersetzte „Tûtî nâmeh", eine Sammlung pers. Märchen (Stuttg. 1822); die Ausgabe der „Libri Coronae legis, id est commentarii in Pentateuchum karaitici ab Aharone ben elihu conscripti aliquot particulae" (Jena 1824); „Bemerkungen über den ägypt. Text eines Papyrus aus der Minutoli'schen Sammlung zu Berlin" (Greifsw. 1824); die „Commentatio de prisca Aegyptiorum literatura" (Weim. 1828); die „Chrestomathia arab." (Lpz. 1828); die Ausgaben der arab. Annalen des Taberi (2 Bde., Greifsw. 1831 fg.), der unter dem Namen „Kitâb al Aghâni" bekannten großen Liedersammlung (Greifsw. 1840 fg.), und der ind. Fabelsammlung „Pantschatantra" (Bonn 1845); ferner die von ihm herausgegebene Chronik Kantzow's, „Pomerania oder Vrsprunck, Altheil und Geschicht der Völcker vnd Lande Pomern u. s. w." (2 Bde., Greifsw. 1816—17), und seine „Pommerschen und rügischen Geschichtsdenkmäler" (Bd. 1, Greifsw. 1834).

Kosegarten (Ludw. Theobul), deutscher Dichter, geb. am 1. Febr. 1758 zu Grevesmühlen, einem mecklenburg. Städtchen, erhielt daselbst seine erste Bildung, studirte zu Greifswald, war dann Rector der Schule zu Wolgast und erhielt 1792 die Stelle eines Predigers zu Altenkirchen auf der Insel Rügen. Auf dieser patriarchalischen Insel lebte er, im Genusse der Natur, seiner Familie, der Poesie, den Wissenschaften und in achtungswerther Ausübung seines Amtes, eine Reihe glücklicher Jahre, bis er 1807 einen Ruf als Professor der Geschichte nach Greifswald annahm, wo er Professor der Theologie und Pastor zu St.-Jakobi wurde und als Rector der Universität am 26. Oct. 1818 starb. Seine Romane, z. B. „Ida von Pleßen" (2 Bde.), seine „Gedichte" (2 Bde., Lpz. 1788), seine „Rhapsodien" (3 Bde., Lpz. 1790—1801), seine „Romantischen Dichtungen" (6 Bde., Dresd. 1800—6), seine „Legenden" (2 Bde., neue Aufl., Berl. 1816), seine episch-idyllischen Gedichte „Jukunde" (6. Aufl., Berl. 1843) und „Die Inselfahrt" (Berl. 1804), seine vaterländischen Gesänge, akademischen Reden und seine Übersetzungen, z. B. von Richardson's „Clarissa" (8 Bde., Lpz. 1790—93), erwarben ihm einen weitverbreiteten Ruf. Am beliebtesten wurde sein idyllisches Epos „Jukunde", welches jedoch seinen Vorbildern, der „Luise" von Voß und Goethe's „Hermann und Dorothea", weit nachsteht. Seine Romane sind, und zwar mit Recht, gänzlich vergessen; dagegen verdienen manche

seiner lyrischen Dichtungen, obschon sie zum Theil bis zu seichtem Wortschwall angeschraubt sind, ihrer natürlichen Kraft und feurigen Empfindung wegen Beachtung. Seine „Reden und kleinen prosaischen Schriften" gab Mohnike heraus (3 Bde., Stralf. 1831—32). Eine Gesammtausgabe seiner „Dichtungen" besorgte sein Sohn (12 Bde., Greifsw. 1823—25).

Kosel, eine kleine, an dem linken Ufer der obern Oder im Regierungsbezirke Oppeln der preuß. Provinz Schlesien gelegene Stadt und Festung mit etwa 3000 E., bildet einen Grenzplatz gegen Östreich, einen Übergangspunkt über die Oder und einen Flügelpunkt der durch diesen Strom gebildeten Basis. Die Festungswerke sind in tenaillirter Form geführt und haben im Allgemeinen die Gestalt einer sechseckigen Sternschanze, von der jedoch die gegen die Oder gekehrte Ecke abgeschnitten ist. In jeder Ecke ist ein scheerenförmiger Abschnitt, und vier Ravelins und einige Reduits bilden die Außenwerke. Nasse Gräben und ein guter bedeckter Weg umschließen den Platz. Ein Brückenkopf, der aus einer regelmäßigen und zwei unregelmäßigen Redouten und einer Contregarde besteht, deckt am rechten Oderufer die hölzerne Brücke. Mittels eines steinernen großen Batardeau unterhalb derselben kann die Überschwemmung der ganzen Umgegend bewirkt werden, die in Verbindung mit einem Teich und den nassen Wiesen, die K. umgeben, die Hauptstärke dieses Platzes sind, aber auch den Aufenthalt hier sehr ungesund machen. Außerhalb des Platzes ist auf einem Damme ein Montalembert'scher Thurm als detachirtes Werk angebracht. K. war früher Residenz eines Herzogs, wurde von Friedrich II. nach der Eroberung von Schlesien befestigt, 1745 von den Östreichern, noch bevor es ganz fertig war, gestürmt, 1758 und 1760 aber vergebens von ihnen belagert. Auch im J. 1807 wurde es von den Truppen des Rheinbundes vergebens blockirt und beschossen, indem der tilsiter Friede die von der Besatzung am 18. Juni geschlossene Capitulation, die Festung, wenn sie bis zum 16. Juli nicht entsetzt sei, zu übergeben, außer Wirkung setzte.

Koslow oder Keslew, bei den Tataren Geslewé, von den Russen auch Jewpatorja genannt, eine Stadt im russ. Gouvernement Taurien, an der Westküste der Krim, liegt in einer flachen sandigen Gegend, nahe dem großen, in neuerer Zeit durch seine Schlammbäder berühmten See Sak, weshalb die Stadt mehr und mehr in Aufnahme kommt. Sie ist nicht schön gebaut, hat enge und winklige Gassen, deren Häuser größtentheils nach vorn hinaus keine Fenster haben, eine russ.-griech. Kirche, 15 Medscheds, darunter die ausgezeichnete Sultanmedsched, zwei ungewöhnlich prächtige, reich mit Portiken und Marmorsäulen geschmückte, mit Laubengängen und Fontainen umgebene Synagogen, die den Juden der karaitischen Sekte gehören; ferner einen Freihafen, eine Quarantaine, einen Bazar mit vielen Kaufläden, Leder- und Filzfabriken und gegen 13000 E., die theils aus Russen, Griechen und Armeniern, besonders aber aus Tataren und karaitischen Juden bestehen und einen sehr bedeutenden Handel, namentlich mit den sogenannten krimschen Lämmerfellen, die hier aus erster Hand zu beziehen sind, treiben. Auch die Schiffahrt ist nicht unbedeutend. Das alte Eupatoria, welches einst als Handelsstadt so berühmt war, stand 9 M. südlicher, in der Gegend des Dorfes Inkerman, nahe bei Sewastopol, wo sich auch ungleich mehr Ruinen als bei K. finden.

Koslow (Iwan), russ. Dichter, geb. um 1780, verlebte seine Jugend in der großen Welt. Gern gesehen in den feinsten geselligen Kreisen zu Moskau und Petersburg, führte er mehr ein vielbewegtes als ein thätiges Leben. Sein Genie schlummerte unentwickelt; doch liebte er die Literatur, war der franz. und ital. Sprache mächtig und mit ihren Classikern vertraut. Indessen sah er, bei dem Mangel an Beschäftigung, darin blos den Reiz der Unterhaltung und eine Quelle der Erholung nach den Zerstreuungen. Seine ganze Thätigkeit war den Vergnügungen der Welt und der Sorge für seine Familie gewidmet. Gegen 40 J. alt, fiel er in eine schwere Krankheit, die ihm den Gebrauch seiner Füße raubte. So der Gesellschaft auf einmal entrückt, nöthigte ihn die Einsamkeit, Entschädigung für sein bisheriges Weltleben in sich selbst zu suchen. Dieser Schlag des Schicksals beugte ihn nicht; sein Geist nahm vielmehr einen höhern Schwung und er wurde Dichter. Die ideale Welt, welche er sich jetzt schuf, entschädigte ihn vollkommen für die Wirklichkeit, die er entbehrte. Auf dem Lager der Schmerzen lernte er sich selbst kennen und entdeckte in sich ein ihm bisher verborgen gebliebenes Talent. In kurzer Zeit machte er sich mit der engl.

Sprache und Literatur vertraut. Doch eine härtere Prüfung stand ihm bevor; er verlor das Gesicht. Auch dieses Unglück drückte seinen Muth nicht nieder, vielmehr wurde es für ihn eine neue Stufe der moralischen und geistigen Erhebung. Mit seiner Blindheit ging ihm der volle Tag der Poesie auf. Er fing an, die deutsche Sprache zu studiren und brachte es bald so weit, daß er die classischen Dichter der Deutschen verstund. Seitdem lebte er in der Welt der Erinnerung und der Einbildungskraft. Mit einem außerordentlichen Gedächtnisse begabt, hielt er Alles fest, was er las; er besang seine Vergangenheit in den glänzenden Traumbildern der Poesie und dichtete Episteln an seine Freunde, die sich um ihn versammelten, um sich seines Umgangs zu erfreuen. Sehr glücklich übersetzte er Einiges aus dem Englischen und aus dem Italienischen, wobei wir an Byron's „Braut von Abydos" (Petersb. 1826) erinnern; von seinen Originalgedichten erwähnen wir „Tschernetz" („Der Mönch"; deutsch von Schreiber, Petersb. 1825) und seine „Gedichte" (Petersb. 1828).

Koslowskij (Michail Iwanowitsch), ein ausgezeichneter russ. Bildhauer, erhielt seine Bildung in der Akademie zu Petersburg, bei der er in der Folge als Professor der Bildhauerkunst angestellt war. Seine bekanntesten Arbeiten sind die Statue Suwarow's auf dem Marsfelde in Petersburg, welche das kolossale bronzene Standbild des Feldmarschalls in Rittertracht mit ausgestreckter Rechte, ein Schwert haltend, darstellt, während seine Linke die päpstliche Tiara und die Kronen von Neapel und Sardinien mit einem Schilde deckt; ferner die kolossale starkvergoldete Statue des Simson in Peterhof, die Denksäule der Kaiserin Katharina II., in der Gestalt Minerva's, mehre Marmorstatuen in der Eremitage und die Basreliefs im Marmorpalais an der Newa, welche die Rückkehr des Regulus nach Karthago und den Befreier Roms, Camillus, darstellen. K. starb 1803 in Petersburg. — Oßip Antonowitsch K., einer der beliebtesten und geschmackvollsten russ. Componisten, von dem außer mehren Volksmelodien und schönen Polonaisen, besonders die Musik zu Oserow's Tragödie „Fingal" und ein Requiem sich großen Ruhm erwarben, stammte aus einer adeligen Familie in Weißrußland und starb als Staatsrath und Musikdirector der kaiserlichen Theater zu Petersburg am 27. Febr. 1831.

Kosmas, mit dem Beinamen Indikopleustes, ein Kaufmann aus Alexandrien, lebte in der Mitte des 6. Jahrh. unter Justinian und schrieb, nachdem er weite Reisen unternommen hatte und nach Ägypten glücklich zurückgekehrt war, in klösterlicher Zurückgezogenheit eine aus zwölf Büchern bestehende „Christliche Topographie" in griech. Sprache, worin er über die fernsten Länder, selbst über Indien, berichtet und gegen das damals bestehende System des Ptolemäus die Beschreibung der Erde ganz den Vorstellungen der Bibel anzupassen sucht, freilich aber auch bei diesem consequenten Streben häufig in Irrthümer verfällt. Dieses Werk, welches zugleich das adulitanische Monument (s. Adule) zuerst enthält, wurde von Montfaucon in der „Nova collectio patrum graec." (Bd. 2, Par. 1707, Fol.) herausgegeben. Auch wird K. eine Beschreibung der Pflanzen und Thiere Indiens beigelegt, welche Thevenot in den „Relations de divers. voyages curieux" (Bd. 1, Par. 1666, Fol.) im griech. Texte mit franz. Übersetzung bekannt machte.

Kosmētik (griech.) heißt die Kunst, den Körper zu verschönern, geschehe dies nun durch Putz, oder durch wohlriechende Wasser, Öle, Salben, Puder und besonders Schminke, oder endlich durch Ersetzen einzelner Körpertheile, z. B. der Zähne, Haare u. s. w. Kosmetische Mittel oder Schönheitsmittel nennt man vorzugsweise alle Zubereitungen zu dem Zwecke, die Haut geschmeidig zu machen, die Haare zu färben, die Zähne zu erhalten, die Runzeln zu ebenen und Finnen zu vertreiben. Die Kosmetik war schon im Alterthume sehr ausgebildet; auf den höchsten Grad aber hat sie in der neuern Zeit die Speculation, besonders in Frankreich, getrieben.

Kosmisch heißt Alles, was auf das Weltgebäude Bezug hat; daher z. B. kosmische Kräfte solche genannt werden, deren Wirkungen nicht blos auf die Erde beschränkt sind.

Kosmogĕnie oder Kosmogonie heißt die Lehre von der Entstehung der Welt, und Kosmologie die Wissenschaft von der Welt im Allgemeinen, die in der Wolf'schen Philosophie als zweiter Theil der Metaphysik abgehandelt wurde. Der kosmologische Beweis für das Dasein Gottes ist derjenige, welcher von dem zufälligen Dasein der Welt auf das nothwendige Dasein eines Urwesens, als ihres Urhebers, schließt, welchen Beweis

Aristoteles aus dem Begriffe der ersten Bewegung, Leibnitz aber aus dem Satze des zureichenden Grundes führen wollte. Die Mangelhaftigkeit desselben wies unter Andern Kant in seiner „Kritik der reinen Vernunft" nach.

Kosmopolitismus (griech.) heißt so viel wie Weltbürgersinn. Der Kosmopolit gehört nicht blos seiner Familie und seinem Vaterlande an, sondern verbindet mit dem Eifer für das Vaterland eine feurige und edelmüthige Liebe zu dem ganzen menschlichen Geschlechte; er nimmt an dem Wohl und Wehe der ganzen Menschheit innigen Antheil und wünscht, daß die höchsten Güter der Menschheit bald bleibende Gemeingüter des ganzen Menschengeschlechts werden möchten und sucht für jenes wie für dieses zu wirken. Dieser wahre Kosmopolitismus verträgt sich sehr gut mit dem echten Patriotismus, während der Kosmopolitismus, der sich des Patriotismus entbinden zu können meint, unnatürlich ist.

Kosmoräma, s. Panorama.

Kosten, Gerichts- und Proceßkosten, Expensen, heißen diejenigen Gebühren und Auslagen, welche in gerichtlichen Angelegenheiten sowol dem Gerichte oder dem Staate, als den Sachwaltern und ihren Gehülfen zu bezahlen sind. Es unterscheiden sich darin die baaren Auslagen, z. B. für Porto, Schreibegebühren, Stempel und dergl. (Verläge), von den an die Gerichtspersonen oder, wo diese fixe Besoldung erhalten, an die Staatskasse (Sportelkasse) und an die Sachwalter für deren Bemühungen zu zahlenden Gebühren.

Koströma, ein Gouvernement in Großrußland von 1463 □M. mit 980000 fast lediglich russ. Einwohnern, wird von der schiffbaren Wolga, die hier die Kostroma, Unscha und Wetluga aufnimmt, durchströmt, hat großen Waldreichthum und fruchtbaren Boden. Fischfang, Ackerbau, Viehzucht und Jagd neben der Industrie, die sich besonders auf Leinwandweberei, Juftenbereitung und Papierfabrikation erstreckt, bilden die Hauptbeschäftigung der Bewohner, deren viele im Sommer auf Handarbeit in andere Provinzen auswandern. Die Hauptstadt Kostroma, an der Wolga, hat 12200 E., 40 Kirchen, neun Schulen und 38 Fabriken und gewährt durch ihre schöne terrassenförmige Lage, ihre vielen Klöster und Kirchen und ihre zum Theil prächtigen Gebäude, worunter besonders der schöne Gouvernementspalast, der von einem herrlichen Blumen- und Fruchtmarkt umgebene steinerne Kaufhof und die Kathedrale auf der Höhe des Bergs sich auszeichnen, vom andern Ufer der Wolga einen überraschenden Anblick. Dem Zar Michael Fedorowitsch, der im hiesigen Ipatjewschen Kloster lange Jahre in der Zurückgezogenheit lebte, wird gegenwärtig in K. ein Denkmal errichtet.

Kothe, eigentlich Kathe, heißt im Niedersächsischen ein Bauerhaus, welches weder Hof noch Ländereien hat; im Gegensatze zu den eigentlichen Bauern werden die Besitzer einer solchen Kothe Kothsassen, Kossathen oder Kossäten genannt, was wieder mit Hintersassen (s. d.) gleichbedeutend ist. — Kothen oder Salzkothen heißen noch insbesondere die kleinen Hütten in den Salzwerken, worin das Salz gesotten wird; so namentlich in Halle.

Köthen, die Hauptstadt des Herzogthums Anhalt-Köthen (s. Anhalt) und die Residenz des Herzogs, mit freundlichen Umgebungen, hat etwa 7500 E., darunter 80 Juden, ein Residenzschloß und ein neues Schloß, zwei protestantische und eine neue katholische Kirche, eine Synagoge, ein Gymnasium, ein Schullehrerseminar und mehre andere Schulen und Anstalten. Das 1828 von dem Herzog Ferdinand gestiftete Kloster der Barmherzigen Brüder wurde 1832 aufgehoben und ist in eine Armenschule umgewandelt. Bedeutend ist besonders der Korn- und der Wollhandel. An Leben und Verkehr hat K. besonders gewonnen durch den Bahnhof der Magdeburg-Leipziger und der Berlin-Anhaltischen Eisenbahn, der zugleich das schönste Gebäude in K. bildet, aber wegen der privilegirten Spielbank in so übeln Ruf kam, daß der Herzog sich 1845 entschloß, den Pacht mit den Inhabern derselben aufzuheben.

Kothurn, griech. Kothornos, hieß bei den Alten eine Art hoher, bis an das Schienbein festgeschnürter Schuhe, wie sie ursprünglich, um sich beim Gehen auf unebenem Boden und beim Springen gegen äußere Verletzung und Verrenkung zu schützen, von den Hirsch- und Gemsenjägern auf Kreta, später auch in Lakonien getragen wurden, daher man sie auch der Diana und ihrem Jagdgefolge beilegte. Äschylus (s. d.) führte diese Fußbe-

kleidung, wahrscheinlich weil sie durch die Bänder, womit sie geschnürt wurden, mehr Putz zuließen und zugleich den Fuß der Tänzer in den Chören zierlicher umschlossen, zuerst bei den Schauspielern in der Tragödie ein, und unter den verschiedenen Arten des Kothurn erwähnen wir den vorzugsweise sogenannten tragischen Kothurn, wie er Götter- und Heroengestalten zukam, welcher aus einer vierfach übereinandergelegten Korksohle bestand, die wenigstens vier Querfinger hoch, oft aber nach der Proportion des Ganzen von noch weit beträchtlicherer Dicke war und anfangs eine viereckige Form hatte, bis sie der Geschmack mehr nach der Gestalt des Fußes abrundete. Später galt der Kothurn als Sinnbild des Trauerspiels und namentlich verstand man darunter die tragische Sprache und Ausdrucksweise, bisweilen auch, wie noch gegenwärtig, überhaupt eine hochtrabende und schwülstige Darstellung. Vgl. Böttiger, „Über die Stelzenschuhe der alten Griechinnen", in seinen von Sillig herausgegebenen „Kleinen Schriften" (Bd. 3, Dresd. und Lpz. 1838).

Kotopari, ein feuerspeiender Berg von 17700 F. Höhe über dem Meere, elf Meilen südöstlich von Quito, ist bis zum Gipfel mit Schnee bedeckt, nach oben von regelmäßiger Kegelgestalt, und wirft Schlacken, Bimsstein, Wasser und Eisblöcke aus. Er ist der furchtbarste unter den Cordilleras (s. d.) von Quito, und die Schlacken und die Felsenblöcke, welche er nach und nach ausgeworfen, bedecken mehre Quadratmeilen Landes. Die merkwürdigsten Ausbrüche desselben fanden in den J. 1698, wo mehre Dörfer und die Stadt Tacunga mit drei Viertheilen ihrer Bewohner verschüttet wurden, 1738, 1744, 1766, 1768 und im Jan. 1803 statt, wo, nachdem 20 Jahre hindurch dem Krater weder Rauch noch Dunst entstiegen waren, in einer einzigen Nacht das unterirdische Feuer so thätig war, daß schon am Morgen der geschmolzene Schnee in gewaltigen Strömen sich in die benachbarten Thäler stürzte und Verwüstung und Tod verbreitete. Im J. 1802 versuchte ihn A. von Humboldt zu ersteigen, gelangte aber unter den größten Schwierigkeiten nur bis zur Grenze des ewigen Schnees.

Kotschubeï (Viktor Pawlowitsch, Fürst), ein um Rußland hochverdienter Staatsmann, geb. in Kleinrußland 1758, war unter der Kaiserin Katharina II. Gesandter in Konstantinopel. Unter Paul I. leitete er die auswärtigen Angelegenheiten, fiel jedoch später in Ungnade. Beim Regierungsantritt Alexander's nahm er Theil an der Bildung der Ministerien und verwaltete dann selbst das Ministerium des Innern. Da er sich indeß gegen die Allianz Rußlands mit Frankreich und gegen das in Folge des tilsiter Friedens angenommene Continentalsystem erklärte, so mußte er abermals von seiner Stelle zurücktreten und wurde erst seit 1812 wieder im Staatsdienst verwendet und zwar als Mitglied der Regierungscommission, welche in Abwesenheit des Kaisers die Geschäfte leitete. Kränklichkeit veranlaßte ihn, 1825 auch dieser Function zu entsagen; doch blieb er Mitglied des Reichsraths. Nach seiner Rückkehr von einer Reise in Deutschland im Sommer 1826 ernannte ihn der Kaiser Nikolaus 1828 zum Präsidenten des Reichsraths und des Ministercomités und später zum Reichskanzler für die innern Geschäfte. Er starb zu Moskau am 2. (14.) Juni 1834 und wurde im Kloster des Alexander Newskij in Petersburg beigesetzt.

Kottăbos hieß in Griechenland ein bei Gastmählern und Trinkgelagen sehr beliebtes Gesellschaftsspiel, welches aus Sicilien dorthin verpflanzt wurde und im Verlaufe der Zeit mancherlei Abänderungen erfuhr. Die gewöhnlichste Art dieses Spiels bestand darin, daß man die Neige des Bechers, aus dem man getrunken, in eine Wagschale, deren Balken an der Spitze eines senkrechten Stabes oder Leuchterstocks angebracht war, so geschickt zu schleudern suchte, daß dieselbe, von den Tropfen gefüllt, auf eine darunter stehende metallene Figur aufschlug und einen Klang verursachte, wobei man meist noch an einen geliebten Gegenstand dachte oder dessen Namen aussprach und aus dem mehr oder weniger vollen und reinen Klange auf Zuneigung oder Abneigung schloß. Minder schwierig war eine zweite Art, indem man die Weintropfen in kleine Schalen, welche auf einem mit Wasser gefüllten, von der Decke herabhängenden Becken schwammen, so zu spritzen verstand, daß diese untergingen oder umstürzten. Vgl. Jacobs, „Über den K.", in den „Vermischten Schriften" (Bd. 6, Lpz. 1837).

Kottus, s. Centimanen.

Kotyledonarpflanzen werden diejenigen Pflanzen genannt, welche aus einem

Samen erwachsen, dessen Keim mit sogenannten Samenlappen oder Kotyledonen versehen ist, wie bei der Bohne u. s. w. Die Samenlappen erheben sich, wenn der Same keimt, bei vielen Pflanzen mit über den Erdboden, bei andern bleiben sie unter der Erde. Sie haben die Bestimmung, der Pflanze die erste Nahrung zu gewähren, weshalb dieselbe auch abstirbt, sobald man ihr die Kotyledonen nimmt. (S. Dikotyledonen und Kryptogamen.)

Kotys oder **Kotytto**, war eine thrazische Göttin, deren Dienst (**Kotyttia**) mit lärmenden Aufzügen auf Bergen, gleich dem der Cybele, begangen wurde, später, wie der des Bacchus, mit den unzüchtigsten Ausschweifungen sich verband, auch in Athen und Korinth und später bei den Römern Eingang fand.

Kotzebue (Aug. Friedr. Ferd. von), der fruchtbarste und gewandteste deutsche Lustspieldichter, geb. am 3. Mai 1761 zu Weimar, wo sein Vater, den er frühzeitig verlor, Legationsrath war, besuchte das dasige Gymnasium und kam noch nicht 16 J. alt auf die Universität zu Jena, wo seine Neigung für die Schauspielkunst, die bereits in Weimar durch eine Schauspielertruppe geweckt war, in einem Liebhabertheater neue Nahrung fand. Aus Liebe zu seiner Schwester, die sich nach Duisburg verheirathete, studirte er einige Zeit auf der dortigen Universität, kehrte aber 1779 nach Jena zurück und wurde dann Advocat. Nachdem er einige schwache Versuche, meist in Nachahmungen bestehend, wie „Ich. Eine Geschichte in Fragmenten" (Eisenach 1781), „Er und Sie. Vier romantische Gedichte" (Eis. 1781) und ein Bändchen „Erzählungen" (Lpz. 1781) hatte erscheinen lassen, ging er auf Veranlassung des preuß. Gesandten am russ. Hofe, Grafen Görz, nach Petersburg und wurde Secretair bei dem Generalgouverneur von Bawr, der nachher die Direction des deutschen Theaters erhielt. Von ihm der Kaiserin empfohlen, wurde er zunächst Titularrath, 1783 Assessor des Oberappellationstribunals in Reval und 1785, nachdem er sich mit der Tochter des Generallieutenants von Essen vermählt hatte, Präsident des Gouvernementsmagistrats der Provinz Esthland, womit er zugleich den Adel erhielt. Seine „Leiden der Ortenbergischen Familie" (2 Bde., Petersb. 1785) und seine „Kleinen gesammelten Schriften" (4 Bde., Lpz. 1787), die er in Reval schrieb, bekundeten seine Darstellungsgabe auf eine glänzende Weise; vorzüglich erwarben ihm die beiden Schauspiele „Menschenhaß und Reue" und „Die Indianer in England" (1789) den größten Beifall. Dagegen schadete er sich sehr in der öffentlichen Achtung durch die Herausgabe der berüchtigten Schrift „Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn", die er unter Knigge's Namen erscheinen ließ. Nach dem Tode seiner Gattin reiste er nach Paris, nahm dann seine Entlassung aus dem Staatsdienste und lebte seit 1795 auf dem Lande, wo er etwa acht Meilen von Narva den kleinen Landsitz Friedenthal sich erbaute. In dieser Zeit schrieb er „Die jüngsten Kinder meiner Laune" (6 Bde., Lpz. 1793—96) und mehr als 20 Schauspiele. Im J. 1798 folgte er an Alxinger's Stelle dem Rufe als Hoftheaterdichter nach Wien, nahm aber in Folge mehrfacher Unannehmlichkeiten nach zwei Jahren mit einer jährlichen Pension von 1000 Fl. seine Entlassung und lebte in Weimar, bis er sich entschloß, nach Rußland zurückzukehren, wo seine Söhne im Cadettenhausezu Petersburg erzogen wurden. Der russ. Gesandte in Berlin, Baron von Krüdener, hatte ihm den Eingangspaß gegeben; allein an der russ. Grenze wurde er im Apr. 1800 verhaftet und nach Sibirien gebracht. Ein günstiger Zufall rettete ihn. Ein junger Russe, Krasnopulski, hatte K.'s kleines Drama „Der Leibkutscher Peter's des Großen", eine indirecte Lobrede auf Paul I., ins Russische übersetzt. Diese Übersetzung wurde dem Kaiser Paul in der Handschrift vorgelegt, welchem das Stück so gefiel, daß er nicht nur sofort den Verfasser aus seiner Verbannung zurückberufen ließ, sondern ihm auch seine ganze Huld zuwendete. Er beschenkte ihn mit dem Krongute Wokroküll in Liefland, übertrug ihm die Direction des deutschen Theaters und ertheilte ihm den Charakter als Hofrath. Romanhaft beschrieb K. diese seine Verbannung unter dem Titel „Das merkwürdigste Jahr meines Lebens" (2 Bde., Berl. 1801). Nach dem Tode des Kaisers Paul bat er wieder um seine Entlassung, die er auch mit dem Titel eines Collegienraths erhielt, und lebte zunächst wieder in Weimar, dann in Jena, bis er wegen mannichfacher Irrungen, in die er mit Goethe gerieth, 1802 nach Berlin ging, wo er in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen wurde und im Verein mit Garlieb Merkel den „Freimüthigen" herausgab. Beide machten nun Partei gegen Goethe und dessen Anhän-

ger, namentlich gegen A. W. und Fr. Schlegel, und als Spazier, als Herausgeber der „Zeitung für die elegante Welt", Partei für diese nahm, gab es einen hartnäckigen Zeitungskrieg. Außer mehren dramatischen Werken, die K. in dieser Zeit lieferte, fing er auch den „Almanach dramatischer Spiele" an, den er bis an seinen Tod fortgesetzt hat (18 Jahrgänge, Lpz. 1803—20). In den J. 1803 und 1804 bereiste er Frankreich und, nachdem er zuvor Liefland besucht hatte, Italien; seine „Erinnerungen aus Paris" (Berl. 1804) und „Erinnerungen von einer Reise aus Liefland, aus Rom und Neapel" (3 Bde., Berl. 1805) enthalten einiges Gute, manches Interessante, aber auch viel Flüchtiges und manches Falsche. Hierauf beschäftigte er sich wieder ausschließend mit literarischen Arbeiten und schrieb namentlich mehre Lustspiele. Im Anfange des J. 1806 ging er nach Königsberg, wo ihm zur Abfassung seines Werks „Preußens ältere Geschichte" (4 Bde., Riga 1808—9), das zwar kein historisches Kunstwerk ist, aber wegen der darin abgedruckten Urkunden Beachtung verdient, das dasige Archiv zu benutzen verstattet war. Doch in Folge der politischen Ereignisse in Deutschland sah er sich gegen Ende des J. 1806 veranlaßt, nach Rußland zu flüchten, wo er nun, seit 1807 auf seinem Gute Schwarze in Esthland lebend, Napoleon und die Franzosen mit allen Waffen des Witzes, namentlich in den Zeitschriften „Die Biene" (Königsb. 1808—9) und „Die Grille" (1811—12) bekämpfte. Bei der Wendung der politischen Angelegenheiten Europas im J. 1813 schien er unter solchen Umständen ganz der Mann, um die den Franzosen so ungünstige Stimmung der Völker zu unterhalten. Zum Staatsrath erhoben, folgte er dem russ. Hauptquartiere und gab in Berlin sein „Russisch-deutsches Volksblatt" (1814) heraus. Bald nachher wurde er zum russ. Generalconsul für die preuß. Staaten in Königsberg ernannt, wo er, neben mehren politischen Flugschriften, größern und kleinern Lustspielen, eine sehr einseitige „Geschichte des deutschen Reichs" (Bd. 1 und 2, Lpz. 1814—15; fortgesetzt von Rüder, Bd. 3 und 4, 1832) schrieb. Nachdem er 1816 als Staatsrath bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten in Petersburg angestellt worden war, erhielt er 1817 mit einem Jahrgehalt von 15000 Rubeln den Auftrag, sich nach Deutschland zu begeben, um monatlich über den Zustand der Literatur und der öffentlichen Meinung an den Kaiser unmittelbar zu berichten. Neben dieser seiner Hauptbeschäftigung begründete er zugleich 1818 das „Literarische Wochenblatt", in welchem er über Schriften aller Art aburtheilte und über Politik und Zeitgeist höchst einseitig absprach. Ihm waren Deutschland und die neue Zeit fremd geworden; sein Spott ergoß sich schonungslos über alle liberale Ideen und über das Verlangen der Völker nach ständischen Verfassungen, Preßfreiheit u. s. w.; er kannte kein anderes Heil für die Völker als in der Benutzung der Gnade der Fürsten, und der Zustand Europas vor der franz. Revolution war ihm der Typus des höchsten Völkerglücks. Indem er namentlich die Begeisterung des jüngern Geschlechts für Freiheit und Vaterland, die sich in der deutschen Burschenschaft zu Tage legte, mit Hohn und unbarmherzig verfolgte, erregte er, nachdem er bereits die Achtung aller Edeln verwirkt, auch sich genöthigt gesehen hatte, seinen Wohnsitz von Weimar nach Manheim zu verlegen, den schwärmerischen Jüngling Karl Ludw. Sand (s. d.) bis zum Fanatismus und fiel unter den Dolchstichen desselben in Manheim am 23. März 1819. Als Lustspieldichter und im bürgerlichen Drama sind K. Witz, Leichtigkeit des Dialogs, gewandte Charakterzeichnung und unerschöpfliche Erfindungsgabe nicht abzusprechen; dagegen fehlte es ihm an der höhern Einsicht in die Kunst und an jeder nationalen Gesinnung. Den großen Beifall der Menge gewann er namentlich auch dadurch, daß er tief zu ihr herabstieg und in unsittlichen Zweideutigkeiten ihr fröhnte. Die Zahl seiner Schauspiele beläuft sich auf 98; doch sind viele derselben wegen der momentanen Beziehung, welche sie hatten, veraltet und von der Bühne verschwunden, während man andere bei den höhern Ansichten über die Bühne, welche Platz gegriffen, und wegen ihrer Frivolität dem gebildeten Publicum nicht mehr vorzuführen sich trauen darf. Gesammelt erschienen seine „Sämmtlichen dramatischen Werke" in 28 Bänden (Lpz. 1797—1823) und in 44 Bänden (Lpz. 1827—29, 12.). Sein Leben beschrieben Cramer (Lpz. 1819) und Döring (Weim. 1829).

Kotzebue (Otto von), russ. Flottencapitain, der zweite Sohn des Vorigen, geb. zu Reval am 19. Dec. 1787, machte, nachdem er im Cadettencorps zu Petersburg eine zweck-

mäßige Erziehung genossen, 17 Jahre alt, mit Krusenstern zum ersten Male die Reise um die Welt, von welcher er 1806 zurückkehrte. Neun Jahre später wurde ihm die Führung des Schiffes Rurik anvertraut, um die Möglichkeit einer nordöstlichen Durchfahrt in der Nähe der Beringsstraße zu versuchen. Ihn begleiteten unter Andern auch Chamisso (s. d.), Eschscholtz (s. d.) und Choris (s. d.). Am 30. Juli 1815 segelte er von Kronstadt ab. Er entdeckte in der Südsee mehre Inseln, die er die Rurikskette, die Rumjanzow-, Spiridow-, Krusenstern-, Kutusow-Inseln u. s. w. nannte, und 1816 im Südosten der Beringsstraße einen Sund, welcher nach ihm den Namen Kotzebue-Sund erhielt. Nach einer dreijährigen Fahrt sah er sich in Folge eines Brustleidens zur Rückkehr genöthigt und langte am 3. Aug. 1818 wieder in Petersburg an. Die Ergebnisse seiner Reise machte er in dem Werke „Entdeckungsreise in die Südsee nach der Beringsstraße zur Erforschung einer nordöstlichen Durchfahrt in den J. 1815—18" (3 Bde., Weim. 1821, mit Kupf. und Karten), bekannt. Hierauf zum Capitainlieutenant der russ. Gardemarine ernannt, trat er 1823 auf des Kaisers Alexander Befehl seine dritte Reise um die Welt an, auf der ihn auch diesmal Eschscholtz begleitete und von der er am 16. Juli 1826 in Kronstadt wieder anlangte. Die Beschreibung derselben lieferte er in der „Neuen Reise um die Welt in den J. 1823—26" (2 Bde., Weim. 1830, mit Kupf. und Karten). Seine Reise haben die Hydrographie, vorzüglich der Südsee, wesentlich gefördert. — Sein Bruder, Moritz von K., geb. am 30. Apr. 1789, machte mit ihm unter Krusenstern die Reise um die Welt und trat dann 1806 in die russ. Landarmee ein. Im J. 1812 gerieth er in franz. Gefangenschaft und wurde erst 1814 freigegeben. Seine Schicksale während derselben schilderte er in der Schrift „Der russ. Kriegsgefangene unter den Franzosen" (Lpz. 1815). Bekannt wurde er insbesondere durch seine Reise nach Persien mit der russ. Gesandtschaft im J. 1817, deren Beschreibung sein Vater (Weim. 1819, mit Kupf.) herausgab. Später diente er als Oberst im Generalstabe und nachher einige Jahre bei der kaukasischen Armee. — Ein dritter Bruder, Wilh. von K., geb. 1785, diente anfangs in der östr., dann in der russ. Armee und starb als Oberstlieutenant 1812 in Folge der Verwundung in der Schlacht bei Poloczk.

Kowno, ein Gouvernement im westlichen Rußland, welches 1843 zumeist aus den nördlichen Kreisen des Gouvernements Wilna gebildet wurde, zählt auf 755 □M. 848500 E., nämlich 683600 Katholiken, 23000 Evangelische, 97300 Juden, 16000 Zigeuner und Mohammedaner und nur etwa 28600 Rechtgläubige, also sehr wenig Russen und ungleich mehr Deutsche, Polen, Juden und Zigeuner. Die gleichnamige Hauptstadt, die frühere wilna'sche Kreisstadt Kowno, hat über 9500 E., die einen nicht unbedeutenden Handel auf dem Niemen und der Wilia, an deren Zusammenflusse die Stadt liegt, treiben. Die Lage der Stadt, zum Theil im Thale, zum Theil auf den Uferhöhen jener Flüsse, ist überhaupt gar nicht übel; auch hat die Stadt ein schönes Rathhaus und zehn Kirchen, darunter eine freundliche lutherische. Über die Hälfte der Einwohner sind Juden; auch gibt es viele Deutsche hier, die gutes Bier und vorzüglich schönen Meth brauen. Im J. 1812 setzte hier Napoleon bei Eröffnung seines Feldzugs über den Niemen.

Krabben, s. Krebse.

Krafft (Adam), ein ausgezeichneter deutscher Bildhauer in Nürnberg, geb. daselbst um 1429, starb zu Schwabach 1507. In Nürnberg, wo noch mehre seiner Arbeiten vorhanden sind, fertigte er unter Anderm den Giebel des Michaelsklosters um 1462; die Grablegung Christi an der Außenseite der Sebalduskirche um 1492; das Sacramentshäuschen in der Lorenzkirche 1496—1500, unter welchem er sein eigenes Bildniß anbrachte; zu Schwabach gleichfalls das Sacramentshäuschen in der Martinskirche im J. 1505, wie er auch für Kalchreuth, Katzwang und Fürth Altarhäuschen arbeitete. Auch ist er der Verfertiger des bewunderten Ciboriums im Münster zu Ulm und einer ganzen Reihe von Reliefs. Sein Stil ist bei aller eckigen Härte doch höchst ausgezeichnet durch eine reiche und höchst lebendige Charakteristik, und das Decorative an seinen Arbeiten zeigt die glänzendste Entfaltung des spätgothischen Stils.

Kraft wird gewöhnlich definirt als Das, was Ursache einer Wirkung ist oder werden kann. Da die Kräfte selbst niemals ein Gegenstand der sinnlichen Wahrnehmung sind, so würde für die gewöhnliche Auffassung gar keine Veranlassung sein, diesem Begriff eine

Bedeutung zu geben, wenn nicht das gegebene Schauspiel der Veränderungen der Dinge nöthigte, Kräfte als Ursachen derselben vorauszusetzen. Demgemäß werden den Dingen, von welchen die Veränderungen anderer Dinge auszugehen scheinen, Kräfte beigelegt, und nach der Art jener Veränderungen die Art und Verschiedenheit der Kräfte selbst bestimmt. In diesem Sinne unterscheidet man mechanische, physische, chemische, organische und endlich psychische Kräfte. Der Begriff der Kraft verräth aber schon dadurch eine gewisse Unbestimmtheit, daß die Kräfte, welche den Dingen beizulegen sich die gemeine Ansicht veranlaßt findet, nicht immer gleichmäßig wirken; daher man auch von latenten, d. i. versteckt liegenden, Kräften, von einer Erregung, Erweckung derselben u. s. w. spricht. Überdies weist die Beobachtung mancher Veränderungen, besonders in den Gebieten des organischen und geistigen Lebens, nicht immer auf die Thätigkeit anderer Dinge hin; sondern die Erfahrung scheint zu nöthigen, zu ihrer Erklärung innere oder immanente, im Gegensatz zu äußern oder transeunten Kräften anzunehmen. (S. Causalität.) Deshalb wiederholen sich in Beziehung auf den Begriff der Kraft alle die Schwierigkeiten, welche rücksichtlich des Begriffs der Causalität zu sehr verschiedenen Meinungen geführt haben, und die Naturwissenschaften haben sich längst dabei beruhigt, daß das Wort Kraft eigentlich nur eine Grenze der Forschung, den Punkt bezeichnet, wo das den wissenschaftlichen Theorien zugängliche Gebiet der Erscheinungen an ein unbekanntes Dunkel grenzt. Die Frage, ob überhaupt Dem, was ist, ursprünglich eine Mehrheit von Kräften beigelegt werden könne, und wie es zu denken sei, daß Etwas, das durch seine eigene Qualität bestimmt ist, sich in mannichfaltigen, höchst verschiedenartigen Thätigkeiten äußern könne, ist eine rein speculative, das Gebiet der Erfahrung überschreitende, und von ihrer Beantwortung hängen die Grundlegung der Naturphilosophie und eine Vereinigung der empirischen Naturwissenschaften mit der Speculation wesentlich ab. — In der Physik ist Kraft die allgemeine Bezeichnung für jede nicht näher zu bestimmende Ursache einer Erscheinung. Man spricht daher von so vielen verschiedenen Kräften, als es Classen von Erscheinungen gibt, die sich auf dieselbe Ursache zurückführen lassen. Da aber jede Erscheinung in der Physik zuletzt auf eine Bewegung hinauskommt, wenngleich diese nicht immer meßbar ist, und da das Resultat jeder Bewegung zweier zueinander in Beziehung gedachter Körper oder Körpertheile immer nur Entfernung oder Näherung sein kann, so zerfallen alle Kräfte im Allgemeinen in anziehende und abstoßende, und so weit die Beobachtungen reichen, kommen alle solche Kräfte darin überein, daß ihre Wirkungen mit den Quadraten der Entfernungen abnehmen. Wirkt nur Eine Kraft auf einen Körper ein, so muß das Resultat, vorausgesetzt, daß die Kraft hinreicht, die Trägheit (s. d.) des Körpers zu überwinden, eine Bewegung sein, welche in Richtung und Größe der einwirkenden Kraft entspricht. Wirken dagegen zwei oder mehre Kräfte, so werden sich ihre Wirkungen addiren, wenn sie in derselben Richtung thätig sind, und die Bewegung wird also die Summe der Kräfte darstellen; sie werden sich subtrahiren, wenn sie gerade entgegengesetzte Richtung haben, und die Bewegung wird also in der Richtung der größern Kraft stattfinden mit einer Größe, welche dem Unterschiede der Kräfte entspricht. Wenn aber die Kräfterichtungen untereinander einen Winkel machen, so ergibt sich die Richtung und Größe der Wirkung durch die Diagonale des sogenannten Parallelogramms der Kräfte; man stellt nämlich beide Kräfte in Richtung und Größe durch proportionale Linien dar, construirt mit diesen als Seiten ein Parallelogramm und zieht dessen Diagonale. Bei mehr als zwei Kräften verbindet man erst zwei, mit der Diagonale derselben die dritte u. s. f. Die Diagonale des Kräfteparallelogramms heißt auch die resultirende oder Mittelkraft. Die meisten auf der Erde vorkommenden Bewegungen sind Resultate zweier oder mehrer Kräfte und dann stets, wenn eine der beiden Kräfte continuirlich wirkt, krummlinig. So sind die Wurfbahnen der Geschützkugeln das Resultat aus der momentan wirkenden Kraft des Pulvers und der continuirlichen Anziehungskraft der Erde; die Bahnen der Gestirne sind das Resultat der Centralkräfte (s. d.). In Rücksicht der Wirkungsart unterscheidet man momentan und continuirlich wirkende Kräfte. Erstere erzeugen eine an sich gleichförmige, durch Einwirkung der Widerstände aber allmälig abnehmende Bewegung, letztere bewirken beschleunigte Bewegungen, wie z. B. die Anziehungskraft der Erde beim Fall (s. d.). Wirken

zwei Kräfte oder zwei Systeme von Kräften so auf einen Körper oder ein System von Körpern, daß sie selbst oder deren resultirende sich einander gleich und in der Richtung entgegengesetzt sind, so tritt Gleichgewicht (s. d.) ein, oder mit andern Worten, es findet Gleichgewicht statt, wenn zwei verschiedene Einwirkungen auf einen Körper dergestalt stattfinden, daß, jede für sich gedacht, dem Körper eine gleich große Bewegung, aber in entgegengesetzter Richtung, ertheilen würde. Unter Größe einer Bewegung versteht man aber das Product aus der bewegten Masse und ihrer Geschwindigkeit oder dem in der Zeiteinheit zurückgelegten Wege. Die Mechanik (s. d.) ist die Wissenschaft, welche sich mit dem Gleichgewichte der Körper und den Gesetzen ihrer Bewegung speciell zu befassen, daher auch die Kräfte in dieser Beziehung zu behandeln hat.

Kraftmesser, s. Dynamometer.

Kragstein, s. Console.

Krähe. Die Krähen sind Arten der Gattung Rabe (s. d.), die wiederum nur einen Theil der Gruppe der Rabenvögel ausmachen. In Deutschland kommen drei Arten von Krähen vor. Die gemeine Krähe oder Rabenkrähe, von gleichartig bläulich-schwarzer Färbung, ist ein zudringliches, aber auch vorsichtiges und kluges Thier, eigentlich ein Zug-, aber in der Nähe großer Städte auch Standvogel, nützlich durch Vertilgung von Insekten und daher jedenfalls nicht so schonungslos zu verfolgen, wie hin und wieder geschieht. Die Saatkrähe, welche im Herbst fortzieht, ist von purpurschillernder schwarzer Färbung und im Alter durch ihre unbefiederte Schnabelwurzel kenntlich, auch kleiner als die vorige, und sucht ihre Nahrung, Insekten und ihre Larven, nur im Freien. Die Nebelkrähe hat einen grauen Kopf, schwarze Schwingen und Schwanz, riecht sehr übel, bauet wie die übrigen auf Bäumen ein unförmliches Nest und legt ähnliche, graugrüne, braungefleckte Eier.

Krahn, auch Krannich, nennt man einen Apparat, welcher dazu dient, schwere Lasten aufzuheben und unter gewissen Bedingungen auch weiter zu transportiren. Die roheste Form des Krahns besteht aus einer starken Säule, dem Krahnständer, auf welcher ein Querbalken, die Krahnbracke, meist schräg aufwärts gerichtet, durch Kopfbänder befestigt ist. Die Krahnbracke hat an ihren beiden Enden Rollen, über welche das Zugtau von der Last bis zu einer Winde geführt ist. Durch Aufwinden des Taues wird dann die Last gehoben, das Fortschaffungsmittel untergebracht und auf dieses die Last wieder niedergelassen. Im Laufe der Zeiten ist die Maschine sehr vervollkommnet worden und gegenwärtig gibt es folgende Arten derselben: 1) Feststehende Krahne, welche oben und unten gehalten sind und in Gießereien u. s. w. gebraucht werden; 2) feststehende Krahne, die nur unten gehalten sind, in Häfen, auf Bahn-, Packhöfen u. s. w.; 3) bewegliche Krahne mit Gegengewicht, unter denen der von Maudslay construirte der beste ist, in großen Maschinenwerkstätten, und 4) bewegliche Krahne ohne Bracke, auf den Eisenbahnen und in der Geschützgießerei zu Lüttich. An allen Krahnen werden jetzt die sogenannten Vorgelege angebracht, Räderverbindungen, mittels deren man, zwar langsamer, dafür aber auch mit geringerer Kraft, große Lasten heben kann. Wo man keine Vorgelege hat, bringt man auch wol Treträder von bedeutendem Umfange an. — Krahnrecht heißt das Recht, an Häfen und Ausladestellen einen Krahn öffentlich halten zu dürfen; in engerer Bedeutung aber versteht man darunter das Recht des Landesherrn, die Schiffer zu zwingen, an einem bestimmten Orte ihre sämmtliche Ladung zu klaren und zu verzollen.

Krain, ein zur östr. Monarchie gehöriges Herzogthum von 183 □M. mit 448000 E., ist gegenwärtig in den laibacher (Oberkrain), neustädtler (Unterkrain) und adelsberger Kreis (Innerkrain) getheilt und bildet nebst dem Herzogthum Kärnten (s. d.) das zum Königreich Illyrien gehörige Gubernium von Laibach. K. wurde sehr früh von den Slawen bevölkert, bildete im 10. Jahrh. eine eigene Mark, in welche sich später die Herzoge von Östreich und Kärnten theilten, und wurde im 12. Jahrh. zum Herzogthum erhoben, welches nach dem Aussterben der Grafen von Tirol, im J. 1335, an die Grafen von Görz, und als auch diese 1364 im Mannsstamme erloschen, an Östreich fiel. In Folge des **wiener Friedens** von 1809 wurde K. an Frankreich abgetreten und zu den Illyrischen Provinzen geschlagen; im J. 1813 kam es wieder an Östreich.

Krakau, seit 1815 zufolge der Acte des wiener Congresses ein Freistaat an dem

nördlichen Ufer der Weichsel von 21 □M. mit 141200 E., zählt außer der Hauptstadt in seinem Umkreise drei Städtchen und 244 Dörfer, ist durch Preußen, Östreich und Rußland begrenzt und genießt unter dem Schutze dieser drei Mächte eine stete Neutralität. Nach der Verfassung vom 3. Mai 1815 ist die gesetzgebende Gewalt in den Händen einer Volksrepräsentation, die jährlich vier Wochen lang zusammentritt; die vollziehende Gewalt hat ein Senat, der aus acht Senatoren und einem Präsidenten besteht. Der Präsident wird von der Volksrepräsentation auf drei Jahre gewählt und von den Schutzmächten bestätigt. Die Ausgabe und Einnahme ist gegenwärtig auf etwa 350000 Thlr. festgesetzt. Zur Handhabung der Policei werden eine Stadtmiliz und Landgendarmerie unterhalten. Wiederholte Eingriffe des Adels in die Constitution veranlaßten im Nov. 1829 von Seiten der drei Mächte, welche dieselbe garantirt haben, die Absendung einer Untersuchungscommission nach K. Am Ende des J. 1830 schloß sich ein Theil der Bevölkerung K.'s der poln. Revolution an, und später flüchteten sich viele poln. Militairs vom Corps des General Rozycki dahin, welche, als Rußland deren Auslieferung verlangte, nur zum Theil sich nach Östreich begaben. In Folge davon wurde K. durch russ. Truppen unter dem General Rüdiger besetzt, um im Einverständnisse mit dem preuß. und östr. Hofe die gesetzliche Ordnung wiederherzustellen und den Freistaat von revolutionairen Elementen zu säubern. Die Reorganisation desselben erfolgte im J. 1833. Als später poln. Flüchtlinge wieder hier eine Freistatt fanden und Pläne zu einer neuen Revolution entwarfen, wurde K. im Febr. 1836 durch einige östr. Bataillone, eine Abtheilung Kosacken und preuß. Ulanen unter dem Commando des östr. Generalfeldwachtmeisters Kaufmann von Trauenstein besetzt. Hierauf erfolgte die Ausweisung von mehr als 500 Personen, die unter militairischer Bedeckung nach Triest gebracht wurden, um hier nach Amerika eingeschifft zu werden. Kaum hatten im Herbst 1837 die östr. Truppen den Freistaat verlassen, als neue Spuren einer geheimen Verbindung und die Ermordung des angeblichen russ. Spions Celak im Oct. 1838 eine abermalige Besetzung K.'s durch östr. Truppen veranlaßten, die nun bis 1841 dauerte. Als Theilnehmer an dem Morde Celak's wurden die Studirenden Stankiewicz, Lewicki und Zagarowski zu langwieriger Festungsstrafe verurtheilt und eine Anzahl compromittirter Individuen an Rußland ausgeliefert. — Die Hauptstadt des Staates **Krakau** in einer weiten Ebene am Zusammenfluß der Rudawa mit der Weichsel, wo mehre wichtige Handelsstraßen sich verbinden, zählt 41832 E., worunter 11794 Juden und einige Hundert Deutsche, 39 Kirchen, 28 Kapellen, und besteht aus dem eigentlichen K. oder der alten Stadt, die mit Mauern, Wällen und Gräben umgeben ist, welche jetzt zum Theil in Promenaden umgeschaffen sind, und den Vorstädten Stradom und Kleparz am linken und Kazimierz am rechten Ufer der alten Weichsel. Wenn man die Menge von alterthümlichen Kirch- und Festungsthürmen, das hohe Schloß und die weitverbreitete Häusermasse in reizender Gegend vor sich liegen sieht, so glaubt man einer prächtigen Stadt zu nahen; aber man findet ein Labyrinth krummer und schmuziger Gassen, von den Trümmern einer glänzenden Vorzeit umgeben. In der prachtvollen Domkirche, einem goth. Gebäude, das seine gegenwärtige Gestalt im 14. Jahrh. erhalten hat, finden sich die Gräber und Denkmale der berühmtesten poln. Könige, Königinnen und Helden, des Jagello, der Hedwig, der drei Sigismunde, des Stefan Batory, des Johann Sobieski, Kosciuszko, Jos. Poniatowski, und in der Kapelle der Familie Potocki ein Denkmal Arthur Potocki's von Thorwaldsen. Die nach ihrem Stifter so benannte Jagellonische Universität war seit dem Anfange des 15. Jahrh. der Mittelpunkt des wissenschaftlichen Lebens in Polen; sie verfiel aber nach und nach gänzlich, nachdem es den Jesuiten gelungen war, sie ihrer Bedeutung zu berauben. Neu organisirt wurde sie am 18. Oct. 1817 eröffnet; große Umgestaltungen erfuhr auch sie im J. 1833. Gegenwärtig zählt sie 26 Professoren und etwa 180 Studirende. Sie ist im Besitze einer besonders für die poln. Literatur wichtigen Bibliothek von 30000 Bänden und vielen Handschriften, eines botanischen Gartens und eines Naturaliencabinets. Die mit der Universität verbundene Societät der Wissenschaften ist die einzige im ehemaligen Polen bestehende gelehrte Gesellschaft; ihre Arbeiten gibt sie in besondern Jahrbüchern heraus. Außerdem gibt es in K. ein Lyceum, eine Handelsschule, eine Realschule, elf Elementarschulen, sieben Buchhandlungen und vier Druckereien; im Umkreise sind 40

Schulen. Der Bischof von K. war einst souverainer Fürst von Severien und der erste unter den poln. Bischöfen. Der früher bedeutende Handel K.'s ist jetzt hauptsächlich in den Händen der Juden und hat durch die russ. Grenzsperre sehr gelitten. Auf einem der drei Hügel, die K. umgeben, und zwar auf dem der 1841 heilig gesprochenen Bronislawa steht das Denkmal Kosciuszko's. K. soll nach der Sage von Krak, dem Fürsten der Polen, der um 700 lebte, gegründet worden sein, und war die Hauptstadt Polens, bis Sigismund III. 1609 die Residenz nach Warschau verlegte; doch blieb es Krönungsstadt. Das magdeburg. Recht bekam es schon im J. 1257. Früher eine reiche, wohlhabende Stadt, verarmte es nach und nach gänzlich. Bei der Theilung Polens im J. 1795 kam es an Östreich, welchem schon früher die Vorstadt Kazimierz zugefallen war, und mit ganz Westgalizien war es 1809—15 ein Theil des Herzogthums Warschau.

Krake, Seewurm oder Seepolyp ist der Name eines Seeungeheuers von dem Geschlechte der Polypen, das nach Pontoppidan, der dessen zuerst in seiner „Norweg. Naturgeschichte" erwähnt, von Zeit zu Zeit in den norweg. Gewässern sich sehen lassen und eine halbe Stunde im Umfange haben sollte. Einigen Schein von Glaubwürdigkeit erhielt seine Angabe durch die eidlich bestätigte Aussage einer engl. Heringsbuyse, welche das Ungeheuer im Aug. 1774, und eines andern Schiffes, das es am 5. Aug. 1786 gesehen zu haben behauptete. Allein sehr wahrscheinlich ist es, daß entweder dicke, niedrig stehende Nebel, welche zuweilen selbst von erfahrenen Seeleuten für Küsten gehalten werden, große Walfische oder die allerdings selten erscheinenden Scharen wandernder Delphine, wie solche im Sommer 1844 an der norweg. Küste beobachtet wurden, zu jener Fabel Veranlassung gegeben haben.

Krakowiak heißt der Nationaltanz des poln. Landvolks um Krakau. Er hat eine mehr melancholische als heitere Melodie im Zweivierteltakt, und wird von Gesang begleitet, während die Tänzer durch das Zusammenschlagen der Stahlabsätze den Takt angeben. Der Tanz beginnt oft damit, daß sich das aufführende Paar vor die Musik stellt und ein kurzes zweizeiliges Lied, das gleichfalls Krakowiak heißt, singt, in welches die übrigen Paare mit einstimmen und darauf dem ersten nachtanzen, bis von diesem ein anderes Lied in derselben Weise angestimmt wird. Seinen Reiz erhält dieser Tanz besonders durch die neckischen Bewegungen der scheinbar vor einander fliehenden Paare. Das poln. Volkslied hat sich vorherrschend an die Melodie dieses Tanzes angeschlossen, und in unzählbarer Menge sind durch ganz Polen die Krakowiaken verbreitet, zweizeilige Lieder, in denen ein momentaner Einfall ausgedrückt ist, der häufig an ein Bild aus der Natur anknüpft, z. B.

Blättchen fällt vom Baume, Winter kommt gezogen,
Mischt sich ein der Dritte, ist die Lieb' entflogen.

Krakusen, poln. leichte Reiter, nach einem Heiligen so genannt, kommen zuerst 1812 vor. Die tapfere Führung eines Regiments Krakusen im J. 1813 veranlaßte die Polen 1830, diesen Namen auch für neuerrichtete Cavalerie anzuwenden.

Kramer werden diejenigen Kaufleute genannt, welche eine Innung bilden und das Vorrecht genießen, gewisse Waaren im Einzelnen verkaufen zu dürfen, wodurch sie in beständige Streitigkeiten nicht allein mit den Großhändlern gerathen, wenn diese unter der Hand Dasselbe thun, sondern auch mit den Handwerkern, wenn diese außer den von ihnen selbst gefertigten, auch mit gleichen, aber von Andern verfertigten Erzeugnissen handeln. Der als Kramer Aufzunehmende muß nicht allein eine Lehrzeit während einer gewissen Anzahl von Jahren bestanden, sondern auch eine gewisse Reihe von Jahren als Commis gedient haben; ja bei einigen Kramerinnungen geht man sogar so weit, eine Lehrzeit bei einem Kramer, oder wol gar in demselben Fache, dem der Aufzunehmende sich widmen will, zu verlangen. Wenn auch Innungen nicht so unbedingt zu verwerfen sind, wie man vor einiger Zeit ziemlich allgemein der Meinung war, so ist es doch augenscheinlich, daß solcher vom wohlthätigen Innungswesen wol zu unterscheidende Innungszwang nur beengt, ohne zum Zwecke zu führen, indem das Verkaufen durch Unbefugte sich dennoch nicht ganz verhindern läßt, die deswegen zu machenden Beaufsichtigungs- und Gerichtskosten, wenn der Beweis nicht vollständig geführt werden kann, mehr als der Gewinn an dem verhinderten Verkaufe betragen, und aller gestellten Hindernisse ungeachtet der Aufnahme

Suchenden so viele sich finden, daß hier nicht weniger Überfüllung als in andern gewerblichen Fächern zu treffen ist. Die Statuten der Kramerinnungen heißen das Kramerrecht.

Krammetsvogel, auch Wachholderdrossel oder Zeimer genannt, oben aschgrau, unten weißlich gefärbt, mit bräunlichem Oberrücken und Schulterfedern, die Brust mit herzförmigen, der Bauch mit dreieckigen Flecken versehen, ist ein im Winter in Deutschland scharenweis eintreffender Zugvogel, der im hohen Norden brütet, sich von Wachholderbeeren, aber auch von Insekten nährt, und seines gewürzig schmeckenden Fleisches wegen mittels Schlingen von Pferdehaaren gefangen wird. Auf den Märkten großer Städte kommen gelegentlich auch andere ähnliche Drosselarten unter jenem Namen vor.

Krämpeln oder Krempeln nennt man das Verfahren, mittels dessen man die vegetabilische und animalische Wolle, die Flockseide u. s. w., nachdem sie zuvor aufgelockert und obenhin gereinigt ist, vollständig von Sand und Staub befreit und so zurichtet, daß die einzelnen Fäden und Fasern derselben eine mehr regelmäßige und gleichförmige Lage erhalten und so zum Spinnen oder anderer Verarbeitung geeignet werden. Die Operation selbst geschah ehedem und geschieht selbst gegenwärtig noch an vielen Orten, wo die Fabrikation so gering ist, daß sie die Anschaffung der Maschinen nicht verzinst, aus freier Hand mittels zweier Handkrämpeln oder Handkartätschen. Da indessen in großen Spinnereien das Krämpeln auf der Hand nicht genug fördern kann, hat der Engländer Arkwright (s. d.) die Maschinen-Krämpel erfunden, mittels deren die Operation nicht allein schneller, sondern auch viel regelmäßiger geschieht. Eine Vervollkommnung dieser Maschine oder vielmehr eine Erweiterung derselben sind die Vorspinn-Krämpeln. Durch ihre Construction zeichnet sich namentlich die Vorspinnmaschine von Hartmann in Chemnitz aus, welche die Watte gleich in regelmäßige Bänder schneidet und diesen Bändern mittels ein Paar rauher Walzen, welche sich während ihres Umlaufes der Länge nach übereinander hin und her schieben, gleich den ersten Grad der Drehung gibt, sodaß sie zum weitern Verspinnen bereits die vorläufige Form erhalten.

Krampf (spasmus) ist ein im gemeinen Leben für viele krankhafte, mit Schmerz verbundene Zustände gebrauchter Ausdruck, unter welchem die Wissenschaft eine krankhafte Verkürzung, Spannung und Verdichtung des Zellgewebes versteht, ohne daß eine derselben vorangegangene Veränderung in der Ernährung oder Organisation der Theile, die von ihm befallen werden, wahrgenommen werden kann. Dieser Zustand kann in allen Theilen des Körpers vorkommen, außer in denen, welche weder Nerven noch Blutgefäße besitzen, meist jedoch bezeichnet man mit dem Worte, wenn man es allein ohne weitere Nebenbestimmung gebraucht, den beschriebenen Zustand in den Muskeln und besonders in denen, welche der Willkür unterworfen sind. Je nach der Art, wie sich der Krampf äußert, unterscheidet man die anhaltende Zusammenziehung (spasmus tonicus) und die Zuckung, eine schnell aufeinander folgende Zusammenziehung und Erschlaffung (spasmus clonicus s. convulsio). Da der Krampf in der Regel keine selbständige Krankheit, sondern nur ein Symptom eines tiefer liegenden Leidens ist, so bemerkt man auch in seinem Verlaufe große Verschiedenheit. Ein Krampfanfall kann in wenigen Augenblicken beendigt sein, während ein anderer viel länger, aber mit deutlichem Nachlassen der krampfhaften Erscheinungen zu dauern vermag. Zuweilen ist mit einem Anfalle die ganze Krankheit beendigt, während sie in andern viele Jahre bleibt und nur mit dem Leben endigt. Die dem Krampfe zu Grunde liegenden Krankheiten sind von der verschiedensten Art, stets aber von bedeutendem Einflusse auf das Nervensystem, daher auch die gewöhnlichen Formen des Krampfes am häufigsten bei Kindern und Nervenkranken, besonders bei hysterischen Frauen vorkommen. An sich nur durch etwaige zufällige Verletzungen und durch Consumtion der Kräfte gefährlich, ist der Krampf doch stets ein Zeichen eines gefährlichen Zustandes, verschwindet zwar gewöhnlich nach Beseitigung des Grundübels, bleibt jedoch auch zuweilen, wenn dieses länger anhielt, wie es scheint, aus einer gewissen Gewohnheit des Nervensystems als reine Nervenkrankheit zurück, ohne daß ihm durch irgend ein Mittel Einhalt gethan werden könnte. Als schädliche Einwirkungen, welche den Krampf meist sehr schnell hervorrufen können, sind anzuführen starke Gemüthsbewegungen, geschlechtliche Ausschweifungen, Entzündungen mit Wasserausschwitzung im Gehirn und Rückenmarke, Verwundungen einzelner Nerven,

Gifte, besonders die scharfnarkotischen, und bei Kindern fast jede schwere Krankheit. Bei der Behandlung muß hauptsächlich auf die Beseitigung der Hauptursache des Grundleidens gesehen, nebenbei aber auch der zu starken Äußerung der Krämpfe, welche die Kräfte bedeutend aufreibt, zu begegnen versucht werden. Wenn über die erste Foderung der Therapie etwas Allgemeines nicht gesagt werden kann, so sind in Hinsicht auf die zweite die sogenannten krampfstillenden Mittel (remedia antispastica s. antispasmodica) zu erwähnen, worunter man die Narkotica (s. d.), einige die Nervenkraft bindende Metall- und Pflanzenmittel, wie Wismuth-, Zink-, Kupfer-, Zinn-, Silber- und Goldpräparate und besonders die Ipecacuanha (s. d.), einige erregende, als versüßte Säuren, ätherisches Öl haltende organische Stoffe, z. B. Bibergeil, Kamillen, Melisse, Pfefferminze u. s. w., und den thierischen Magnetismus versteht. Die große Verschiedenheit dieser Mittel macht es hinreichend klar, daß die Auswahl unter denselben stets mit Rücksicht auf das den Krämpfen zu Grunde liegende Übel getroffen werden muß, weil sie sonst leicht die Krankheit verstärken. Zu den Krankheiten, die sich hauptsächlich durch Krämpfe aussprechen, gehören Epilepsie (s. d.), Starrsucht (s. d.), Starrkrampf (s. d.), Veitstanz (s. d.), Wasserscheu (s. d.) u. s. w. Vgl. Clarus, „Über den Krampf" (Bd. 1, Lpz. 1822).

Krampfader (varix) ist die Volksbezeichnung für die oft mit Schmerzen verbundenen Anschwellungen und Ausdehnungen der Blutadern, die sich am gewöhnlichsten an den untern Extremitäten finden, jedoch auch an allen andern Blutadern vorkommen können, wo diese mit nachgiebigen, weichen Theilen umgeben sind. Nicht selten, besonders bei Aufregung des Blutes, bersten diese Anschwellungen, ergießen eine große Quantität Blut und geben zu den sogenannten Krampfadergeschwüren Veranlassung. Besonders häufig leiden an Krampfadern Diejenigen, welche bei ihrer Arbeit viel zu stehen genöthigt sind. Der Vermehrung der Anschwellung und der Berstung derselben beugt man am besten durch einen sogenannten Schnürstrumpf vor, einen aus dichtem, festem Zeuge gefertigten Strumpf, der durch Schnüre stärker angezogen werden kann, sodaß er um den ganzen Fuß und Unterschenkel genau sich anschließt.

Krampffische, s. Zitterfische.

Kranach (Lukas) hieß eigentlich Sunder oder Sünder, nach Andern Müller; doch nannte er sich gewöhnlich nach dem Orte Kranach oder Kronach im Bisthum Bamberg, wo er 1472 geboren wurde. Nachdem er bei seinem Vater, welcher Formschneider und Kartenmaler war, die ersten Anfangsgründe der Kunst erlernt hatte, ging er nach Koburg, wo ihn der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen kennen lernte und mit sich an seinen Hof nahm. Ihm folgte er 1493 nach Palästina und fing seit dieser Zeit an, als Historienmaler aufzutreten. Im J. 1504 wurde er Hofmaler des Kurfürsten und 1537 zum Bürgermeister zu Wittenberg erwählt. Als ein treuer Anhänger der Reformation und ein inniger Freund des sächs. Hauses Ernestinischer Linie begleitete er den Kurfürsten Johann Friedrich in die Gefangenschaft nach Innsbruck. Mit ihm kehrte er 1552 nach Sachsen zurück und starb am 16. Oct. 1553 zu Weimar, wo er an der Schloßkirche begraben wurde. Das Versehen des Steinmetzen, der in der Inschrift um des Künstlers Hautreliefgestalt: pictor celerrimus, d. i. der geschwindeste Maler, statt celeberrimus, d. i. der berühmteste, setzte, dürfte sich fast rechtfertigen lassen, wenn man die vielen K. zugeschriebenen Gemälde bedenkt. Doch möchte vorher wol auszumitteln sein, welche Gemälde ihn selbst und welche seinen Sohn, Lukas K., zum Urheber haben, der, 1515 geboren, als Bürgermeister zu Weimar 1586 starb und ein würdiger Schüler seines Vaters war. Jedenfalls ist K. der Ältere einer derjenigen Maler, von welchen die meisten beglaubigten Bilder vorhanden sind. Von ihm kann man wol sagen, daß er, durch Bestellungen genöthigt, über sein Vermögen gemalt habe. Obschon er in gewissen Kreisen der Darstellung zur höchsten Vollendung sich erhob, wie z. B. im genrehaften Märchenbild, im Schwank und dergl., so waren doch die höhern Gattungen, in welchen er so viel arbeiten mußte, im Ganzen seine Sache nicht. Seine Stärke lag in der naiven Darstellung des Individuellen und im Colorit, während er sich allzu oft auf dem Gebiete des Idealen bewegte und die Form hervorhob. Sein eigenthümlichstes Leben spricht sich in den Darstellungen aus der Sagenwelt aus; sein Ritter am Scheidewege, sein Simson unter den Händen der Delila, seine kleinen Wald-

bilder mit Apollon, Diana u. s. w., endlich aus spätester Zeit sein Brunnen der Jugend vereinigen auf die liebenswürdigste Weise schalkhaften Humor und Anmuth der Form. Sobald er aber die Menschengestalt in großem Maßstabe und mit idealistischer Absicht behandelte, wie z. B. in seinen Darstellungen der Venus, des ersten Menschenpaars u. s. w., reichten seine Kräfte nicht aus. Von seinen Bildern aus der heiligen Geschichte sind aus diesem Grunde diejenigen die anziehendsten, in welchen die genrehaft gehaltenen Figuren überwiegen, wie z. B. in seiner heil. Ursula mit den Jungfrauen. Unter seinen größern Gemälden nehmen das Altarblatt in der Stadtkirche zu Wittenberg, welches die symbolischen Handlungen der protestantischen Kirche mit den Bildnissen mehrer Reformatoren darstellt; ferner die Altarblätter in den Stadtkirchen zu Torgau und Weimar, mehre Gemälde in der naumburger Stadt- und Domkirche, sowie einige Bilder auf der Stadtbibliothek zu Leipzig die erste Stelle ein. Auch lieferte er sechs Kupferstiche und viele Zeichnungen zu Holzschnitten, die er zum großen Theil selbst geschnitten hat. Sein Stammbuch, eine Sammlung von Bildnissen, die auf Pergament in Wasserfarben nach Miniaturart 1520, 1543 und 1546 gemalt sind, kaufte der nachmalige preuß. Staatskanzler Fürst Hardenberg aus dem Nachlasse des Hofraths Lämmermann in Anspach, um es dem Könige Friedrich Wilhelm II. zu überreichen. Da aber dieses Geschenk anlangte, als der König todtkrank darniederlag, wurde es verlegt, vergessen und erst 1812 durch Mecheln wieder aufgefunden, der es auch herausgab (Berl. 1814, Fol.). Im Gebrauche seiner Monogramme und Künstlerzeichen blieb sich K. nicht gleich; am häufigsten pflegte er sein von Friedrich dem Weisen empfangenes Wappenzeichen, die geflügelte Schlange mit einer rothen Krone auf dem Haupte und einen goldenen Ring mit einem Rubin im Munde haltend, anzubringen, dessen sich auch sein Sohn als Künstlerzeichen bediente. Vgl. Heller, „Versuch über das Leben und die Werke Luk. K.'s" (Bamb. 1821)

Kraneum hieß ein im Alterthume berühmter Cypressenhain unterhalb Korinth, worin die Tempel des Bellerophontes und der Aphrodite standen und der Cyniker Diogenes häufig sich aufhielt.

Kraniologie, s. Schädellehre.

Krankenanstalt, auch Hospital oder Lazareth (nosocomium, nosodochium) genannt, ist ein Institut, in welchem hülfsbedürftige Kranke außer Obdach und sonstiger Verpflegung auch ärztlichen Beistand und die zu ihrer Herstellung nöthigen Mittel erhalten, soweit diese im Hause selbst Anwendung finden können. Diese Anstalten waren dem vorchristlichen Alterthume fremd und entstanden überhaupt durch die Werkthätigkeit der christlichen Liebe mit sehr geringen Anfängen in den ersten christlichen Gemeinden. Die später sich bildenden geistlichen Orden erwarben sich große Verdienste um das Krankenwesen und namentlich entstanden viele Krankenanstalten im Orient. Nach den Kreuzzügen wurden auch im Abendlande wegen der Verbreitung des Aussatzes viele eigentlich nur zur Aufnahme der Aussätzigen bestimmte Krankenhäuser errichtet, von denen sich die meisten nach und nach in allgemeine Krankenhäuser verwandelten. (S. Hospital.) An eine Krankenanstalt, welche vollkommen ihrem Zwecke genügen soll, werden so viele Ansprüche gemacht, daß diese, weil gewöhnlich der Kostenpunkt einer bedeutenden Berücksichtigung unterliegt, bis jetzt fast bei keiner einzigen erfüllt sind. Eine Hauptursache der Unvollkommenheit liegt schon in dem Anfange der meisten Krankenanstalten, zu welchen schon fertige, früher zu andern Zwecken benutzte Gebäude verwendet wurden. Für neu zu erbauende hat man hauptsächlich zu berücksichtigen, daß die einfachsten und natürlichsten Lebensbedürfnisse, Licht, Luft und Wasser, in der gehörigen Quantität und Qualität vorhanden sind, was in Hinsicht auf den Ort, den die Gebäude einnehmen sollen, dessen Umgebung, die Stellung und die Höhe der Gebäude selbst, die Vertheilung der verschiedenen Anstalten, wie Krankensäle, Ökonomieräume, Badeanstalt, Beamtenwohnungen u. s. w., die sorgfältigste Aufmerksamkeit verdient. Der strengsten Reinlichkeit, welche sich bis auf das Geringste erstrecken muß, ist schon bei dem Bau durch Auswahl eines passenden Materials und viele andere Maßregeln der größtmögliche Vorschub zu thun. In Bezug auf die Zahl der aufzunehmenden Kranken ist es nicht gut, wenn zu viel Kranke in demselben Hause

sind, weil an und für sich schon die Luft dadurch verdorben wird, leicht aber auch die Krankenanstalt eine Pflanzstätte für Epidemien werden kann. Auch ist es nicht räthlich, mit einer gewöhnlichen Krankenanstalt eine Irrenanstalt und ein Gebärhaus zu verbinden, weil Irre die Ruhe leicht stören und Schwangere und Wöchnerinnen von Kranken entfernt sein müssen. Sowie für diese besondere Anstalten nöthig sind, so hat man in der neuern Zeit auch Hospitäler für die an besondern Übeln Leidenden, z. B. für Augenkranke, zu errichten angefangen. Neben den öffentlichen findet man auch hin und wieder Privatkrankenanstalten von Ärzten errichtet, welche meist nur für besondere Kranke und, da sie nur von Bemittelten benutzt werden können, in jeder Hinsicht vollkommener eingerichtet sind als die öffentlichen. Fast jede bedeutendere Stadt besitzt gegenwärtig wenigstens ein Krankenhaus, in den größern Hauptstädten findet sich gewöhnlich eine der Einwohnerzahl angemessene Menge. Als die berühmtesten Krankenanstalten führen wir an das Friedrichshospital in Kopenhagen, das königliche Lazareth und Danwickshospital in Stockholm, das Hospital des heil. Johannes in Turin, das Hospital in Mailand, das allgemeine Krankenhaus in Wien, das Juliushospital in Würzburg, die Charité in Berlin, das Hôtel-Dieu in Paris, das Guyshospital in London, das Senkenbergische Hospital in Frankfurt am Main, die Krankenhäuser in Hamburg, München und Bamberg. In den Universitätsstädten dienen die Krankenanstalten meist zum klinischen Unterricht. (S. Klinik.) Eine besondere Einrichtung verlangen die Krankenanstalten für Soldaten im Kriege sowol als im Frieden. (S. Ambulance und Feldlazareth.) Außerdem gehören hierher auch die so nützlichen Krankenanstalten für Thiere. (S. Thierheilkunde.)

Krankheit (morbus) gehört zu denjenigen Begriffen, welche entweder keine oder je nach dem Standpunkte, von dem man ausgeht, sehr verschiedene Definitionen zulassen. Man setzt Krankheit fast stets dem Begriff Gesundheit (s. d.) gegenüber; da jedoch Gesundheit selbst verschiedene Begriffe gibt, so entsteht die Frage: Ist Krankheit das Gegentheil von absoluter oder von relativer Gesundheit? Im erstern Falle würde jeder Mensch krank sein, weil absolute Gesundheit nie gefunden wird, im zweiten ist es unmöglich, eine genaue Grenze zu ziehen, weil das Gefühl des Wohlseins, welches bei der relativen Gesundheit die Hauptsache ist, so unmerklich in das des Unwohlseins übergeht, daß das Bewußtsein, das eigene Gefühl selbst sich oft keine genaue Rechenschaft darüber geben kann, und weil oft bedeutende Krankheiten in einem Organismus vorhanden sind, ohne daß sie ein dauerndes Übelbefinden hervorbringen. Jedenfalls besteht Krankheit nur mit einer Abweichung von der relativen Gesundheit, bei welcher das harmonische Zusammenwirken der Organe und Systeme des Organismus und dadurch die Verrichtungen derselben gestört werden. Hierbei ist jedoch zu bemerken, daß diese Störung stets auf einem im Körper selbst befindlichen Grunde beruhen muß, indem irgend ein äußeres Hinderniß, wie Druck oder mechanischer Zwang von Außen, die Möglichkeit des freien naturgemäßen Gebrauchs der Organe aufheben, ja selbst Ursache zu einer Krankheit werden kann, ohne deshalb selbst Krankheit zu sein. Die Störung der Harmonie zwischen den einzelnen Organen und den Verrichtungen derselben ist Hauptbedingung einer jeden Krankheit, indem man Deformitäten und andere Abweichungen vom Normalzustande gewöhnlich nicht zu den Krankheiten rechnet, sobald sie nicht jenen störenden Einfluß ausüben. Auch für die einen geringern Grad von Krankheit bezeichnenden Ausdrücke Unwohlsein, Unpäßlichkeit u. s. w. läßt sich keine genaue Bestimmung angeben, da das Mehr und Weniger zu beurtheilen, stets Sache des individuellen Gefühls ist. Ein gleiche Unbestimmtheit herrscht in Hinsicht des Begriffs von Krankheitsanlage, d. h. der Neigung eines Organs oder Systems, durch eine geringere Ursache aus der Harmonie herauszutreten als andere, oder der schon vollständigen Gegenwart eines abnormen Zustandes desselben ohne weitere bemerkbare Störung des Organismus. Nothwendigerweise muß der Krankheitsanlage schon eine krankhafte Störung vorangegangen sein, welche noch nicht wieder vollkommen aufgehoben worden ist. In einem weitern Sinne heißt Krankheitsanlage ein im Organismus selbst begründetes Verhältniß, wodurch der eine Körper mehr geneigt wird, in Krankheiten zu verfallen, als der andere, wohin Alter, Geschlecht, Temperament u. s. w. gehören, und kommt so gewissermaßen den Krankheitsursachen gleich. Diese theilt man nämlich in die entferntern und die nä-

hern, von denen diese die nächsten Veränderungen im Organismus bezeichnen, welche erst die **Krankheitszeichen** oder **Symptome** (s. d.) hervorrufen, jene die Veranlassungen, welche diese erste Veränderung bewirken und ebensowol Erkältungen, Indigestionen u. s. w., als Verhältnisse des socialen Lebens, z. B. Beschäftigung, Stand u. s. w., sein können, in sich fassen. Vielfältig hat man versucht, die Krankheiten in besondere Classen zu theilen, jedoch auch diese Versuche scheitern an der Unbestimmtheit der den Classen zu setzenden Grenzen bei vorliegenden Krankheitsfällen und dem Mangel eines Princips, nach welchem man die Eintheilung vornehmen kann. So nennt man die Krankheiten nach dem Sitze äußere und innere, nach der Dauer acute und chronische, nach dem Umfange örtliche und allgemeine, nach ihrer Bedeutung leichte und gefährliche, heilbare und unheilbare, nach den nächsten Ursachen ursprüngliche und abgeleitete, nach den entferntern angeborene und erworbene u. s. w., ohne daß man in vielen Fällen die erste Classe von der zweiten genau trennen könnte. Die medicinischen Systeme haben meist das Wesen der einzelnen Krankheiten festzuhalten gesucht und nach diesem Princip dieselben geordnet. Daraus entstanden die Abtheilungen nach **Krankheitsformen**, womit man eine Reihe von Krankheitserscheinungen bezeichnet, durch welche sich eine Krankheit offenbart und von andern unterscheidet. Diese Krankheitsformen werden jedoch wieder durch die Individualität eines jeden Kranken modificirt und zerfallen so wieder in die einzelnen **Krankheitsfälle**, von denen kein einziger dem andern gleicht. Der Grund aller dieser Unbestimmtheiten liegt in unserer Unkenntniß des Princips alles Seins und Lebens; die Wirkungen dieser Kraft sind wir im Stande zu erkennen, sowol in ihrem normalen als anomalen Verlaufe, das Wesen des Princips selbst aber ist uns unbekannt und wird es auch wol bleiben. Über die Lehre von den Krankheiten s. **Nosologie** und **Pathologie**.

Kranich, eine Gattung von Stelzvögeln, von welchen nur eine Art, der **gemeine Kranich**, ein vier Fuß hoher, aschgrauer, besonders durch einige krause Schwungfedern und einen nackten Hinterkopf ausgezeichneter Vogel, Europa bewohnt. Sein eigentliches Vaterland ist der höhere Norden, wo er nach Art der Störche lebt und sich nährt und wohin er nach Überwinterung in Südeuropa im ersten Frühjahre zurückkehrt, um zu brüten. Seine Züge sind im Dreieck geordnet und erheben sich so hoch, daß man sie kaum zu unterscheiden vermag, dennoch aber ihr dröhnendes Geschrei vernimmt, welches nach einem eigenthümlichen Baue der Luftröhre bedingt wird. Sie lassen sich leicht zähmen und sind überhaupt verständiger und gelehriger als die übrigen Stelzvögel. Den Alten waren sie wohl bekannt, weil sie zumal in Griechenland überwintern; sie galten ihnen als Sinnbild der Wachsamkeit, man trauete ihnen ein Vorgefühl kommender großer Ereignisse zu, und eine uralte Sage berichtete über ihren langen, aber siegreichen Kampf mit dem endlich ausgerotteten Volke der Pygmäen.

Krannichfeld, eine Herrschaft in Thüringen, im ehemaligen Obersächs. Kreise, welche einem alten Grafengeschlechte den Namen gab, theilte sich in die obere und die niedere Herrschaft. Nach dem Aussterben der Grafen von K. im 14. Jahrh. kam die **obere Herrschaft**, welche sächs. Lehn war, durch Verheirathung der Erbtochter an die Burggrafen von Kirchberg und von diesen 1451 durch Kauf an die Grafen von Reuß, die sie 1615 an Sachsen-Weimar verkauften. Letzteres überließ sie 1620 auf Wiederkauf an Schwarzburg-Rudolstadt, den 1663 Sachsen-Gotha geltend machte. Bei der Theilung der gothaischen Lande im J. 1826 wurde die Grafschaft zu Sachsen-Meiningen geschlagen und bildet gegenwärtig ein Amt von 1 □M. mit 3000 E. Die **niedere Herrschaft**, ein kurmainz. Lehn, kam von den Grafen von K. zunächst an die Grafen von Schwarzburg, die sie an die Burggrafen von Kirchberg, und nachdem diese sie wieder zurückgekauft hatten, 1398 an den Burggrafen von Meißen und in Folge abermaligen Wiederkaufs 1412 abermals an die Grafen von Kirchberg, die sie 1455 an die Grafen von Gleichen verkauften. Letztere überließen sie 1460 an die Grafen Reuß, lösten sie aber nachmals wieder ein. Nach dem Aussterben der Grafen von Gleichen im J. 1630 wurden mit ihr die Grafen von Hatzfeld beliehen, und als diese 1794 in der fürstlichen Hauptlinie erloschen, wurde sie als heimgefallenes Lehn von Kurmainz in Besitz genommen. Seit 1802 theilte sie das Schicksal Erfurts, worauf sie

1815 an Sachsen-Weimar kam. — Die Stadt Krannichfeld an der Ilm, mit 1200 E., gehört halb zu Sachsen-Meiningen, halb zu Sachsen-Weimar.

Kranon, eine Stadt in Thessalien, nicht weit von Larissa, in der sogenannten thessal. Ebene, wurde berühmt durch die Schlacht, in welcher die Griechen von Antipater (s. d.) im J. 322 v. Chr. gänzlich geschlagen und dadurch in völlige Abhängigkeit von der macedon. Herrschaft gebracht wurden.

Krapp oder Färberröthe (garance, dyers madder) heißt die Wurzel der Färberröthe (Rubia tinctorum), einer im Orient, in Südfrankreich, dem Elsaß, Holland und einigen Gegenden Deutschlands angebauten Pflanze. Die levantische, Alizari genannt, und die avignoner Krappwurzeln sind die besten, und es scheint dabei viel darauf anzukommen, ob der Boden, auf dem sie wachsen, kalkhaltig ist oder nicht. Die Krappwurzel ist gelb gefärbt und gibt im frischen Zustande auch nur gelbrothe Farben. Beim Lagern auf Fässern geräth dagegen der Krapp in eine Art von Gährung, durch welche sich der schön rothe Farbstoff entwickelt. Die besten Krappsorten fermentiren auch am lebhaftesten. Gegenwärtig kommt der Krapp meist gemahlen in den Handel, wobei man sich vor Verfälschungen in Acht zu nehmen hat. Beraubter Krapp heißt der von Rindentheilen befreite. Der Krapp enthält einen schön rothen Farbstoff, welcher im reinen Zustande Alizarin genannt wird und aus der durch Verkohlung mittels Schwefelsäure zerstörten Wurzel durch Sublimation in schön rothen Krystallen gewonnen werden kann. Weniger reine, aber der Hauptsache nach auch aus Alizarin bestehende Krappextracte tragen den Namen Garancine und werden neuerdings nicht selten statt des Krapps selbst zum Färben verwendet. Außer dem Alizarin enthält der Krapp noch einen andern purpurrothen, einen orangegelben und einen gelben Farbstoff, die aber technisch nicht wichtig und beim Färben eher störend sind. Das Krapproth ist ein adjectiver Farbstoff, d. h. es befestigt sich auf Zeugen nur echt, wenn dieselben vorher mit einem Thonerdesalze oder Eisensalze gebeizt sind. Dann aber ist der Krapp unter allen Farben für Baumwolle die echteste und wichtigste, da er bei verschiedener Concentration und mit Anwendung verschiedener Beizen alle Nüancen von Rosa bis Schwarzroth, alle violetten und viele braunen Nüancen zu färben erlaubt. Die Krappfärberei ist daher die Basis jeder größern Baumwollenfärberei. Eine besondere Art des Krapproths ist das sogenannte Türkischroth, welches man in Schottland, in Rouen und im Elsaß, in Elberfeld u. s. w. besonders auf Baumwollengarne anwendet und welches die echteste aller rothen Farben ist. Die Türkischrothfärberei beruht auf einer eigenthümlichen und ziemlich zusammengesetzten Reihe von Operationen, deren theoretische Begründung noch nicht vollständig gegeben ist. Auch für die Malerei und als Druckfarbe hat man das Roth des Krapps anzuwenden gesucht und bedient sich dazu der Krapplacke, d. h. der Niederschläge, welche man in Krappabkochungen durch Alaun erhält und welche also Verbindungen des Krapproths mit Thonerde sind. Besonders schön verfertigt man die Krapplacke in Paris.

Krascheninnikow (Stepan), einer der ältern Geographen, der um die Bereicherung der Naturwissenschaft in Rußland sich hochverdient gemacht hat, begleitete den berühmten Gmelin (s. d.) auf seiner Reise bis Irkutsk, wo er sich 1737 von ihm trennte, um Kamtschatka näher zu untersuchen. Erst 1741 traf er mit Gmelin wieder zusammen und kehrte mit ihm gemeinschaftlich nach Petersburg zurück. Er lieferte eine „Beschreibung des Landes Kamtschatka" (russ., Petersb. 1754; deutsch, 2 Bde., Petersb. 1755). Eine neue kritische Ausgabe derselben enthält die von der petersburger Akademie in russ. Sprache herausgegebene „Sammlung wissenschaftlicher Reisen in Rußland" (7 Bde., Petersb. 1818—25).

Krasicki (Ignaz), poln. Dichter und Schriftsteller, geb. zu Dubiecko am 3. Febr. 1734, stammte aus einem in der Literatur wie im Kriege gleich berühmten Geschlechte. Er erhielt seine erste Ausbildung in Lemberg, widmete sich dem geistlichen Stande und wurde, nachdem er eine Zeit lang in Rom verweilt hatte, Kanonikus in Lemberg und 1767 Bischof von Ermeland. Begeistert für die Unabhängigkeit seines Vaterlands suchte er bei dem Unglücke desselben Trost und Beruhigung in den Wissenschaften. Als sein Bisthum 1772 an Preußen fiel, wurde ihm Friedrich II. sehr gewogen und unterhielt sich gern mit ihm. „Ich hoffe, Herr Bischof", sagte er einst zu ihm, „Sie werden mich künftig unter Ihrem bischöflichen Mantel mit ins Paradies nehmen". „Nein, Sire", antwortete der

Prälat, „Ew. Majestät hat mir ihn so gekürzt, daß ich unmöglich Contrebande darunter verbergen könnte". Im J. 1795 wurde er Erzbischof von Gnesen und starb zu Berlin am 14. März 1801. Erst 1829 führte man seine Leiche nach Gnesen ab. Unter seinen Werken stehen oben an das heroisch-komische Gedicht „Myszeis" (deutsch „Die Mäuseade", Warsch. und Lpz. 1790; franz. von Lavoisier, Wilna 1817), wozu er den Stoff aus der Chronik Kadłubeck's entlehnte, nach welcher Ratten und Mäuse den König Popiel gespeist haben sollen; und die „Monomachia" oder der Krieg der Mönche. Weniger Werth hat seine „Antimonomachia". Seine Fabeln sind an Gemüthlichkeit und Einfachheit den Gellert'schen nicht unähnlich, seine Satiren nur harmlos scherzend, daher zuweilen etwas matt. Sein episches Gedicht „Woyna chocimska", d. h. der Krieg von Chocim, ist mehr eine historische Erzählung von dem Siege Chodkjewicz's über den Sultan Osman, unter Sigismund's III. Regierung; doch enthält es auch sehr dichterische Stellen. In seinem „Pan Podstoli", d. h. der Herr Untertruchseß, einem lebensvollen Charaktergemälde, bekämpfte er die Fehler und Thorheiten seiner Landsleute mit den Waffen des Witzes und Verstandes. Seine Schriften sammelte Dmochowski (10 Bde., Warsch. 1803—4); unter den spätern Ausgaben erwähnen wir die zu Paris 1830 erschienene.

Krasis, s. Crasis.

Krasnoi oder Krasnoe, eine kleine Stadt im russ. Gouvernement Smolensk, am Dnjepr, mit etwa 1500 E., erlangte in der neuern Kriegsgeschichte einen Namen durch die Schlacht am 12. Aug. 1812, wo die Franzosen unter Murat und Ney die Russen unter Rajewsky schlugen, und die vom 16.—19. Nov. 1812, in welcher die Franzosen unter Napoleon, Davoust und Ney durch die russ. Generale Kutusow und Miloradowitsch eine bedeutende Niederlage erlitten, wobei sie außer vielen Todten und Verwundeten und zahlreichem Geschütz, welches sie zurücklassen mußten, auch 23000 M. an Gefangenen einbüßten.

Krasnojarsk, die Hauptstadt des russ. Gouvernements Jeniseisk an der großen sibir. Heerstraße, zwischen Tomsk und Irkutsk gelegen, ist nebst Jeniseisk, der frühern Hauptstadt, die wichtigste Stadt des Gouvernements und treibt, durch seine Lage an der Katscha, die hier in den Jenisei fällt, begünstigt, einen nicht unbedeutenden Pelzhandel und starken Fischfang. Die Stadt hat gegen 6900 E., eine Schule und 18 Fabriken.

Krater (griech.), so viel als Becher, heißen im Allgemeinen die meist trichterförmigen Öffnungen der Vulkane, durch welche die Ausbrüche derselben erfolgen. Die Physiker unterscheiden Erhebungskrater (Calderas) und Ausbruchs- oder Eruptionskrater. Beide Classen setzen zwar als Ursache ihrer Erscheinung eine unterirdische vulkanische Thätigkeit voraus, aber jede in verschiedener eigenthümlicher Weise. Unter Ausbruchskrater versteht man nämlich den obersten Theil oder die Öffnung einer aus dem Innern eines Vulkans bis zum Gipfel emporsteigenden, bleibenden, schlottähnlichen Röhre, welche den in der Tiefe, auf dem sogenannten Herd des Vulkans entwickelten gasigen, flüssigen und festen Auswürfen den Ausgang verstattet, während die Erhebungskrater kreisförmige, von steilen zackigen Wänden rings umgebene Kesselvertiefungen sind, die, ohne eigentlich jemals zur Entladung der vulkanischen Erzeugnisse gedient zu haben, durch Emporhebung und Zersprengung der festen Erdkruste mittels der expandirenden Kraft der im Innern der Erde wirkenden eingesperrten Dämpfe und Gasarten diese kraterähnliche Gestalt erhielten. Diese letztere Classe von Kratern findet sich vorzugsweise auf den durch vulkanische Erschütterungen und Erhebungen entstandenen Inseln (s. d.). Was die Eruptionskrater betrifft, so versteht es sich von selbst, daß ein feuerspeiender Berg den Ort derselben verändern und zugleich mehre Krater haben kann; doch ist der bedeutendste in der Regel auf dem Gipfel des Bergs, von wo aus er sich, immer enger und enger werdend, bis tief in die unterirdische Werkstatt des Vulkans erstreckt, oben aber um sich her einen kegelförmigen Hügel bildet, welcher durch die ausgeworfene Lava, Asche und Steine nach und nach zum Berge anwächst.

Krates, ein berühmter Cyniker (s. d.) um 328 v. Chr., stammte aus einer reichen und angesehenen Familie in Theben. Nach freiwilliger Entsagung seines sehr bedeutenden Erbtheils begab er sich nach Athen, um unter der Leitung des Diogenes (s. d.) dem Cynismus sich zu widmen, und gewann hier durch Geistesanmuth und gefälliges Wesen die

Herzen Aller, mit denen er umging, so sehr, daß ihm trotz seiner körperlichen Häßlichkeit die durch Schönheit ausgezeichnete Hipparchia, die Tochter eines seiner Schüler, aus wahrer Zuneigung ihre Hand als Gattin bot. Die unter seinem Namen vorhandenen 38 Briefe, welche zuletzt Boissonade in den „Notices et extraits de manuscr. de la bibl. du roi" (Bd. 9, Par. 1827) am vollständigsten herausgegeben hat, gehören einer spätern Zeit an. — Verschieden von ihm ist der berühmte griech. Grammatiker Krates, aus Mallus in Cilicien, daher auch Mallotes genannt, welcher seine Bildung zu Tarsus erhielt, hierauf an den damals glänzenden Hof des Attalus nach Pergamum ging und daselbst eine besondere grammatische Schule gründete, die in ihren Grundsätzen hinsichtlich der Kritik der Homerischen Gesänge der alexandrinischen Schule des Aristarchus (s. d.) feindlich entgegentrat. Auch hielt er später in Rom, wohin er in Begleitung der Gesandtschaft des Attalus im J. 167 v. Chr. gekommen war, mit großem Beifall öffentliche Vorträge und scheint daselbst das Studium der Grammatik zuerst hervorgerufen zu haben. Die Bruchstücke seiner Commentare über Homer und andere griech. Dichter, sowie einiger anderer Schriften sind am besten zusammengestellt worden von Wegener, „De aula Attalica, literarum artiumque fautrice" (Kopenh. 1836).

Kratinus, ein berühmter griech. Lustspieldichter um 500—430 v. Chr., war nebst seinen jüngern Zeitgenossen, den Athenern Eupolis und Aristophanes (s. d.), der würdigste Vertreter der ältern attischen Komödie, indem er die Kunstform und den Gehalt derselben namentlich dadurch zu heben suchte, daß er die Zahl der sprechenden Personen auf drei Hauptrollen reducirte und nicht blos das Privatleben, sondern auch die öffentlichen Gebrechen und Übelstände zum Gegenstand des Spottes machte, wobei selbst Männer wie Perikles nicht verschont blieben. Von seinen 21 Lustspielen, die ihm neunmal den Sieg verschafften, besitzen wir nur noch Bruchstücke, welche von Lucas in „Cratinus et Eupolis" (Bonn 1826), Runkel (Lpz. 1827) und zuletzt von Meineke in den „Fragmenta comicorum graec." (Bd. 2, Berl. 1840) zusammengestellt worden sind. — Der jüngere Kratinus, von dem die Alten ebenfalls mehre Stücke anführen, lebte im 3. Jahrh. v. Chr. bis in die Zeiten des Ptolemäus Euergetes und gehört der sogenannten mittlern Komödie an.

Kratylus, nach welchem Platon seinen Dialog vom Ursprung und Wesen der Sprache benannte, war ein Schüler des Sophisten Protagoras und Lehrer des Platon.

Krätze (scabies oder psora) ist eine ansteckende, fieberlose, chronische Hautkrankheit, welche den Menschen mehrmals befallen kann. Sie beginnt mit einem heftigen Hautjucken, welches besonders in der Hitze, im Bett und nach dem Genusse geistiger Getränke sich steigert und die Krankheit beständig begleitet. Der Ausschlag zeigt sich besonders an den Stellen des Körpers, wo die Haut feiner ist, jedoch nie im Gesicht, in Form kleiner Bläschen, die auf einmal an verschiedenen Stellen, namentlich zwischen den Fingern, hervorbrechen und entweder sehr klein bleiben und nur eine durchsichtige Lymphe enthalten oder größer werden, zusammenfließen, sich mit Eiter füllen und die sogenannten Krätzpusteln darstellen. Diese Bläschen schuppen sich entweder trocken ab, indem sie sich mit Schorfen bedecken (trockene Krätze, scabies sicca) oder ergießen eine scharfe Flüssigkeit, welche die Haut wund macht und größere Schorfe erzeugt (feuchte Krätze, scabies humida). Während dieser Vorgänge kommen jedoch immer neue Bläschen zum Vorschein. Der Ausschlag wird durch contagiöse Ansteckung und durch Berührung damit behafteter Menschen oder solcher Gegenstände, welche Krätzgift enthalten, hervorgerufen. In neuerer Zeit hat man in den Bläschen ein Insekt, die sogenannte Krätzmilbe (acarus exulcerans) entdeckt und dieses vielfach für die alleinige Ursache der Krätze gehalten, eine Annahme, welche jedoch noch keineswegs als erwiesen betrachtet werden kann. Sehr begünstigt wird die Ansteckung durch Unreinlichkeit und Vernachlässigung der Hautcultur. Die Krätze ist an und für sich gefahrlos, wird jedoch gefährlich durch längere Dauer, indem sie dann eine wirkliche Kacherie zur Folge hat, durch unvorsichtige Unterdrückung, welche durch falsche Behandlung, Erkältung u. s. w. stattfinden kann und sehr häufig bedenkliche Krankheiten innerer edler Organe, besonders der Lungen, nach sich zieht, und durch ihre Complicationen, namentlich syphilitische und skrophulöse. Als Mittel gegen die Krätze werden Schwefel,

innerlich und äußerlich, und Quecksilber, äußerlich, angewendet, jedoch müssen diese Mittel stets durch sorgfältige Beobachtung der Reinlichkeit und strenge Diät unterstützt werden.

Kraus (Christian Jak.), einer der geistreichsten und gelehrtesten Männer, geb. 1753 zu Osterode, wo sein Vater Wundarzt war, begann seine Studien 1770 auf der Universität zu Königsberg, wo die Verbindung, in die er mit Kant kam, und der Umgang mit Hamann und mit Hippel wesentlich zu seiner Bildung beitrugen. Von seinem Plane, Theologie zu studiren, ging er sehr bald ab und widmete sich humanistischen, mathematischen und philosophischen Studien. Von Berlin aus, wohin er sich 1779 begab und wo er die Aufmerksamkeit des Ministers von Zedlitz auf sich zog, ging er als Führer eines Studirenden nach Göttingen, wo Heyne und Schlözer seinem Geiste eine entschiedene Richtung auf Literatur und Geschichte gaben. Im J. 1781 wurde er Professor der praktischen Philosophie und Kameralwissenschaften zu Königsberg, wo er am 25. Aug. 1807 starb. K. überstrahlte an Gelehrsamkeit und ausgebreiteter Sprachkenntniß selbst Kant; erst nachdem er alle Tiefen der Mathematik und speculativen Philosophie durchwandert hatte, wendete er sich zur praktischen Philosophie. Seine Vorlesungen über dieselbe, über griech. Schriftsteller, Geschichte und Mathematik waren zahlreich besucht, in spätern Jahren auch von angesehenen Beamten, besonders als er sich mehr der Staatswirthschaft zuwendete. Nicht minder wirkte er durch die magische Kraft, die er besaß, jedes Talent, das ihn berührte, zu wecken, zu leiten und zu begeistern. Obgleich ganz den Wissenschaften lebend, war er doch nichts weniger als ungesellig, sondern nützte durch seinen Umgang vielleicht ebenso viel als vom Katheder. Literarische Celebrität war nicht sein Streben. Aus seinem handschriftlichen Nachlasse wurden von dem Oberpräsidenten von Auerswald die „Staatswirthschaft“ (5 Bde., Königsb. 1808—11) und eine „Sammlung vermischter Schriften“ (7 Bde., Königsb. 1808—12) herausgegeben, der in einem achten Bande (Königsb. 1819) Joh. Voigt eine Biographie K.'s nebst Auszügen aus dessen Briefen hinzufügte.

Krause (Joh. Friedr.), protestantischer Theolog und Kanzelredner, geb. am 26. Oct. 1770 zu Reichenbach im sächs. Voigtlande, erhielt seine Vorbildung auf der Landesschule zu Meißen und studirte zu Wittenberg, wo er sich auch habilitirte. Im J. 1793 wurde er Diakonus in seiner Geburtsstadt, 1801 Domprediger und Schulinspector zu Naumburg, wo er besonders wohlthätig für die Domschule wirkte, die unter seiner Leitung neu aufblühte, und 1810 Consistorialrath, Professor der Theologie und Pfarrer an der Löbenicht'schen Kirche zu Königsberg. Wegen geschwächter Gesundheit dachte er daran, eins seiner Ämter niederzulegen, als er 1819 den Ruf als Oberhofprediger und Generalsuperintendent zu Weimar erhielt. Er folgte demselben, doch starb er schon am 31. März 1820. Von seinen Schriften sind nächst den „Opuscula theologica“ (Königsb. 1818) die „Predigten über einige Landesgesetze“ (Lpz. 1797) und „Predigten über die Sonn- und Festtagsevangelien“ (3 Bde., Lpz. 1803—5; 2. Jahrgang, 2 Bde., 1808—9) zu erwähnen. Auch lieferte er den dritten Band von Joh. Wilh. Schmid's „Theologischer Moral“ (Jena 1799).

Krause (Karl Christian Friedr.), ein tüchtiger Gelehrter und ein ebenso tüchtiger Mensch, der sich als Philosoph einen Namen erworben, den vielleicht die Nachwelt höher stellen wird, als die Gegenwart, wurde am 6. Mai 1781 zu Eisenberg im Altenburgischen geboren. Er besuchte das Gymnasium zu Altenburg und studirte in Jena, wo er sich 1802 als Privatdocent habilitirte. Die Ansicht, die er gewann, daß die Menschheit auf Erden ein Theil eines höhern Geisterreichs sei, das, auf den Weltkörpern unsers Sonnensystems verbreitet und, wieder nur Theil des Geisterreichs auf höhern Sonnenbauen, nothwendig und organisch mit dem gesammten Geisterreiche oder mit der gesammten Menschheit zusammenhange und mit diesen höhern Theilen ein ewiges Ganze bilde, das eine Geisterreich und das eine Menschheitreich im Weltall, — diese Ansicht gab seinem Studium wie seinem Wirken eine eigenthümliche Richtung und bildete den Grund seines Lehrsystems, das als die Aufgabe der Menschheit auf Erden darstellte, sich als ein Ganzes in allen ihren Theilen gleichförmig zu vollenden und sich zu einem organisch und harmonisch lebenden Wesen herauszubilden. Diese Ausbildung des ganzen, ungetheilten Menschheitlebens, als eines Organismus der gesammten menschlichen Geselligkeit und darin auch jedes Einzelmenschen, als ganzen, ungetheilten und dem Ganzen der Menschheit wesentlich verbundenen Menschen,

mußte er einem zu gründenden offenen Menschheitbunde zuweisen, da alle schon vorhandenen geselligen Vereine den Menschen nur von einer einzelnen Seite ergreifen und in einer einzelnen Beziehung bilden. Dieser Menschheitbund, blos mit Angelegenheiten der reinen Menschheit beschäftigt und alle Menschen umfassend, sollte alle menschlichen Kräfte gleichförmig entwickeln und bilden, das in den Sondervereinen, wie Staat und Kirche, als wahr, schön und gut Gefundene und Gewonnene sammeln, von den besondern Ansprüchen des Einzelnen trennen und zur Gesammtbildung, wie zum Gesammtwohle verwenden. Die Keime eines solchen Bundes ahnete K. in der Freimaurerbrüderschaft und ließ sich deshalb 1805 zu Altenburg in dieselbe aufnehmen. Mit unbeugsamem Muthe und unerschütterlicher Ausdauer arbeitete er für die Wissenschaft der Freimaurerei und leistete dem Bunde mit seinem Fleiße die größten Dienste, wovon sein Werk „Die drei ältesten Kunsturkunden der Freimaurerbrüderschaft" (Dresd. 1810; 2. Aufl., 2 Bde., 1820—21) das sprechendste Zeugniß gibt. Vorher schon hatte seine Schrift „Höhere Vergeistigung der echt überlieferten Grundsymbole der Freimaurerei" (Freib. 1810; 3. Aufl., Dresd. 1820) seine tiefe Auffassung des Maurerthums an den Tag gelegt, und sein „Urbild der Menschheit" (Dresd. 1811; 2. Aufl., 1819) ist heute noch ein Buch voll erhebender Kraft. Doch nicht blos in seinen Schriften verstand K. den Menschen in seiner Schönheit darzustellen, er selbst ist wol einer der Edelsten und Reinsten gewesen, welche seine Zeit aufzuweisen hatte, und wie er das reinmenschliche Leben malte, so strebte er, es zu leben. Dessenungeachtet fand er nur wenig Anerkennung unter den Menschen, nicht selten aber Anfeindung. Bis zum J. 1813 lebte er erst in Rudolstadt, dann in Dresden unausgesetzt seinen Studien und schriftstellerischen Leistungen. Der Versuch, in Berlin, wo er dann Vorlesungen hielt und die Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache stiftete, eine Anstellung zu finden, war ohne Erfolg, und so blieb er auch in Göttingen und München ohne Amt, an welchem letztern Orte er am 27. Sept. 1832 starb. Von seinen zahlreichen philosophischen Schriften führen wir noch an den „Abriß des Systems der Logik als philosophischer Wissenschaft" (Gött. 1828); „Abriß des Systems der Philosophie des Rechts" (Gött. 1828); „Vorlesungen über das System der Philosophie" (Gött. 1828); „Vorlesungen über die Grundwahrheiten der Wissenschaft" (Gött. 1829) und seinen von Leonhardi u. A. in verschiedenen Abtheilungen herausgegebenen „Handschriftlichen Nachlaß" (Dresd. 1834; Münch. 1835, und Gött. 1836—43).

Krauseminze (Mentha crispa officinalis), eine officinelle, in Deutschland, besonders am Harz wild wachsende, hier und da auch in Gärten cultivirte Pflanze. Die getrockneten Blätter haben arzneiliche Kräfte, werden zur Branntweindestillation benutzt und kommen auch als Hausmittel zu Umschlägen, Thee und Bädern in Anwendung. Durch Destillation der in voller Blüte abgeschnittenen Pflanze gewinnt man das Krauseminzöl.

Kraut (Wilh. Theod.), ordentlicher Professor der Rechte zu Göttingen, geb. zu Lüneburg am 15. März 1800, studirte in Göttingen und Berlin unter Hugo, K. F. Eichhorn und von Savigny. Nachdem er sich in Göttingen 1822 habilitirt, wurde er 1825 Beisitzer des Spruchcollegiums, 1828 außerordentlicher und 1836 ordentlicher Professor der Rechte Außer mehren kleinern Aufsätzen schrieb er einen „Grundriß zu Vorlesungen über das deutsche Privatrecht mit Einschluß des Lehnrechts" (Gött. 1830) und das Werk „Die Vormundschaft, nach den Grundsätzen des deutschen Rechts" (Gött. 1845). Seine akademische Thätigkeit erstreckt sich auf deutsches Privatrecht und deutsche Rechtsgeschichte, Handels-, Lehn-, Kirchen- und Staatsrecht. Der Protestation der sieben göttinger Professoren im J. 1837 schloß er sich nachträglich gleichfalls an.

Kray (Baron von), östr. Feldzeugmeister, aus einer angesehenen ungar. Familie, machte als Oberst den Feldzug gegen die Türken mit und wurde nach dem Frieden von 1790 Generalmajor. In den J. 1793—95 focht er in den Niederlanden und am Rhein, und in dem Feldzuge von 1796 erwarb er sich den Grad als Feldmarschalllieutenant. Wegen der Unglücksfälle, welche die östr. Armee im J. 1797 gegen die Franzosen erlitt, mußte auch er sich vor dem eigens deshalb niedergesetzten Kriegsgerichte stellen und erhielt, obschon er sich glänzend rechtfertigte, zweiwöchentliche Arreststrafe. Im Juli 1797 wurde er zur Armee in Italien entsendet, wo er nachher den Oberbefehl übernahm. Die glänzenden Waffenthaten, mit denen er hier den Feldzug von 1799 eröffnete, bereiteten die Siege Su-

warow's und Melas' vor. Später zwang er Mantua zur Capitulation. An der Stelle des Erzherzogs Karl erhielt er im J. 1800 das Commando der Rheinarmee, wo er aber der Übermacht der Franzosen unter Moreau weichen mußte und bis Konstanz zurückgedrängt wurde. An seiner Stelle erhielt nun der Erzherzog Johann den Oberbefehl. Er selbst starb zu Wien im Jan. 1801.

Krayenhoff (Cornelius Rud. Theod.), niederländ. General, geb. zu Nimwegen 1759, der Sohn eines Apothekers, studirte zu Harderwyk und prakticirte nachher in Amsterdam. Bei dem Ausbruche der bürgerlichen Unruhen in Holland im J. 1795 griff auch er zu den Waffen, und schnell schwang er sich durch Muth, Talent und Kenntnisse zu den höhern militairischen Graden auf. Bereits 1798 war er Oberstlieutenant und Generalinspector des Fortificationswesens. Im Aug. 1799 trug er zur Niederlage der gelandeten Engländer und Russen bei. Der König Ludwig Napoleon nahm ihn in seinen Generalstab und ernannte ihn nacheinander zu seinem Generaladjutanten, zum Generaldirector der Kriegsdepots, Generalmajor und Kriegsminister. Als Holland dem Kaiserreiche einverleibt wurde, bemühte er sich vergebens, den König Ludwig zu bewegen, sich dieser Ungerechtigkeit zu widersetzen und zog sich darauf in den Privatstand zurück. Doch bald nachher ernannte ihn der Kaiser zum Generalinspector des Geniewesens, welchen Posten er bis 1813 bekleidete, wo er sich für die Partei der Patrioten erklärte. Als Gouverneur von Amsterdam erhielt er 1814 den Auftrag, an der Spitze des Geniecorps den sogenannten Waterstaat, d. h. die Verwaltung der Brücken und Dämme, zu organisiren. Wegen seines Benehmens hierbei wurde, nachdem der König ihm eine Sendung nach Curaçao gegeben, eine Untersuchung über ihn verhangen. Nach der Rückkehr von dort im J. 1826 legte er seine Ämter nieder und lebte seitdem in der Zurückgezogenheit zu Nimwegen in Geldern. Als Schriftsteller hat er sich durch mehre Werke und treffliche Karten bekannt gemacht, unter Anderm durch den „Entwurf zu dem Ableiten des Niederrhein in die Yssel" (Nimw. 1823) und den „Entwurf, den Strömen Waal und Maas eine andere Richtung zu geben" (Nimw. 1823, 4.).

Krebs (cancer) ist der Name einer der fürchterlichsten Krankheiten, deren Erscheinungen in Hinsicht auf Entstehung, Verlauf und Behandlung der Wissenschaft noch viele Aufgaben zu lösen geben, während das Ende jedes wahren ausgebildeten Krebses erfahrungsmäßig der Tod ist. Der Anfang des Krebses ist Scirrhus, d. h. eine an irgend einer Stelle entstehende Verhärtung von unbedeutendem Umfange, welche oft von andern Verhärtungen sich nur wenig unterscheidet, bevor nicht die nachfolgenden Symptome sie als Anfang des Krebses charakterisiren. Diese Verhärtung kann Jahre lang, ja bis zum Tode in späten Jahren unverändert, unbeachtet, fast unbemerkt bleiben, wenn ihr nicht eine Gelegenheitsursache Anstoß zur Entwickelung ihrer Verderblichkeit gibt. Nach einer solchen bemerkt der Kranke in der verhärteten Geschwulst augenblickliche, flüchtige, stechende Schmerzen, welche sich erst nach langen Zeiträumen, dann aber immer öfter und öfter wiederholen, wobei die Verhärtung und Geschwulst sich allmälig vergrößern, ausbreiten, ein misfarbiges Ansehen bekommen und ein kachektisches Allgemeinleiden sich ausbildet. Da das sich zum Aufbrechen vorbereitende Geschwür noch von der Haut bedeckt ist, so nennt man es verborgenen Krebs (cancer occultus). Dieser geht, nachdem die angegebenen Symptome einige Wochen, höchstens einige Monate gedauert haben, in den offenen Krebs oder das Krebsgeschwür (cancer apertus) über. Die Haut bricht auf, ergießt eine scharfe Flüssigkeit und bildet nun ein sich von andern sehr deutlich unterscheidendes Geschwür, welches sich immer weiter ausbreitet, sehr leicht blutet, schwammige Auswüchse erzeugt, einen sehr übeln Geruch hat und heftige Schmerzen verursacht. Das Allgemeinleiden verschlimmert sich dabei, es tritt Zehrfieber ein und nach längerer oder kürzerer Zeit endigt der Tod die großen Leiden des Kranken. Meist findet sich der Krebs in denjenigen der vollkommenen Drüsen (s. d.), welche an der Oberfläche des Körpers liegen, am häufigsten in denen der weiblichen Brust, außerdem noch in der Haut und in den Schleimhäuten. Er kommt fast nur im mittlern und höhern Lebensalter, häufiger bei Frauen als bei Männern und besonders in den mit den Geschlechtsfunctionen in Verbindung stehenden Organen vor; auch ist die Anlage dazu erblich. Von Gelegenheitsursachen sind hauptsächlich deprimirende Gemüthsbewegungen, geschlechtliche Ausschweifungen,

Unterdrückung gewohnter Absonderungen und örtlich Druck und Quetschung zu erwähnen. Der Krebs scheint nur in dem ersten Zeitraume als unempfindliche, verhärtete Geschwulst heilbar zu sein; aber auch dann ist die Exstirpation desselben mit dem Messer fast das einzige Mittel zur Genesung, später hilft auch diese fast nur das Leben auf eine kurze Zeit fristen, indem der schon vollständig kranke Organismus bald andere Krebsschäden erzeugt, oder eine auszehrende Krankheit sich ausbildet.

Krebsaugen oder Krebssteine (lapides oder oculi cancrorum) nennt man naturgemäße rundliche Concremente, welche sich im Magen des Flußkrebses zur Zeit des Schalenwechsels bilden und großentheils aus kohlensaurem Kalk bestehen. Man gebraucht sie fein gepülvert in der Medicin bei vielen Krankheiten, welche von abnormer Säurebildung in den Verdauungsorganen herrühren. Äußerlich, als Streupulver auf wundgeriebene Körperstellen bei Kindern, sind sie nicht sehr zu empfehlen und vor ihrem Gebrauche, um einen fremden zwischen die Augen und Augenlider eingedrungenen Körper wieder herauszutreiben, muß alles Ernstes gewarnt werden.

Krebse oder Krustenthiere (Crustacea), eine große Familie aus der Abtheilung der Gliederthiere, unterschieden von den verwandten durch Mangel der Flügel, durch eingelenkte Füße, von welchen mindestens fünf Paare vorhanden sind, durch Kiemen, die Verschmelzung des Kopfes und des Bruststückes zu einem Ganzen und den Besitz von nur zwei zusammengesetzten Augen. (S. Insekten.) Ihre Gestalt ist ebenso verschieden wie ihre Größe; neben der bekannten Form des Krebses oder der kurzschwänzigen, rundlichen Krabbe kommen viele gar abenteuerliche Bildungen vor, und während der Hummer fast eine Elle lang gefunden wird, gibt es nicht minder Scharen von mikroskopischen, kaum eine Linie langen Krustenthieren. Die meisten bewohnen das Meer, wenige das Süßwasser oder feuchte Bodenstellen, alle aber athmen durch Kiemen und sind daher nur als Wasserthiere zu betrachten. Ihre Bedeckung verhält sich wie bei den Insekten, ist aber gemeinlich reicher an Kalk, oft steinhart, aber dem Wechsel durch Häutung unterworfen. Sie nähren sich nur von animalischen Stoffen, besitzen einen sehr zusammengesetzten Freßapparat, und sind meist aufs Zerbeißen, selten auf saugende Nahrungsaufnahme angewiesen. Die Fortpflanzung geschieht durch Eier, aber bei sehr vielen wird das Junge erst mittels mehrfacher Metamorphosen dem Alten ähnlich. In der Lebensweise zeigen sie viele Verschiedenheit; die größern leben nach Art unserer Flußkrebse, andere trifft man nur auf hohem Meere schwimmend an; viele der niedern leben als Schmarotzer angesaugt auf andern Seethieren, die Pinnotheren sind friedliche Mitbewohner des Gehäuses lebender Weichthiere, die Eremitenkrebse verbergen ihren weichen Hinterleib in todten Seeschnecken, die sie mit sich herumschleppen, andere vergraben sich im Seesande, und die westindischen Laufkrabben treten sogar Wanderungen aus dem Innern des Landes nach den Küsten an, um ihre Eier dort abzulegen. Die Zahl bekannter Arten aus allen Weltgegenden ist sehr groß; keine ist dem Menschen gefährlich; viele dem Stamme der eigentlichen Krabben und Krebse angehörende liefern den Küstenbewohnern ein reichliches Nahrungsmittel.

Krefeld, eine Handels- und Fabrikstadt im Regierungsbezirke Düsseldorf der preuß. Provinz Rheinland, ist im holländ. Geschmack erbaut und hat 25000 E., darunter gegen 800 Mennoniten, die hier auch ein Bethaus besitzen. Sie ist der Mittelpunkt der bedeutendsten Seidenzeuch- und Sammetfabrikation in der preuß. Monarchie, deren Erzeugnisse in neuerer Zeit nicht nur nach Amerika in starken Quantitäten ausgeführt, sondern, was die Sammete leichter Art betrifft, sogar in Lyon und Genua von hier bezogen wurden. Seit dem 17. und 18. Jahrh. durch ihrer Religion wegen verfolgte Reformirte und Mennoniten hierher verpflanzt, beschäftigt dieser blühende Nahrungszweig mehr als 6000 Menschen, die für mehr als 4 Mill. Thlr. Waaren jährlich verfertigen. Der Stücksammet wird fast ausschließlich in der Stadt, das Sammetband dagegen auf den Dörfern in einem Umkreise von 4 — 5 Stunden gewebt. Außerdem erstreckt sich die Gewerbthätigkeit der fleißigen Bewohner auch auf verschiedene andere Industriezweige, namentlich auf Nähseide, Savettgarn, Flanelle, wollene Strümpfe, grobe Tücher, Boy, Sersche, baumwollenen Manchester, Leinwand und Wachsleinwand; auch gibt es viele Rothgerbereien, Zuckerraffinerien, Kornbranntweinbrennereien, Bieressig- und Seifensiedereien, und selbst

der Handel mit Colonialwaaren ist sehr bedeutend. Die Stadt verdankt ihre Entstehung einem poln. Edelmanne, der vom Grafen Friedrich von Mörs gefangen genommen, später die Erlaubniß erhielt, sich hier ein Schloß, Krakau genannt, zu bauen, um welches sich nach und nach ein Dorf bildete. Kaiser Karl IV. gab dem Orte 1373 die Rechte und Freiheiten einer Stadt und den jetzigen Namen. Das Schloß Krakau wurde 1677 geschleift. In der Nähe von K. erfochten am 23. Juni 1758 die mit den Preußen verbündeten engl.-hannöv. Truppen unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig einen vollständigen Sieg über die Franzosen unter dem General Grafen Clermont.

Krehl (Aug. Ludwig Gottlob), ordentlicher Professor der praktischen Theologie und Universitätsprediger zu Leipzig, geb. zu Eisleben am 2. Febr. 1784, machte seine Studien zu Schulpforte, Wittenberg und Leipzig. Nach dreijähriger Wirksamkeit als Hauslehrer in Meißen wurde er 1810 am königlichen Silberpageninstitute zu Dresden angestellt, und als dieses 1814 mit dem Cadettenhause vereinigt wurde, Professor der alten Sprachen an der Ritterakademie. In dieser Zeit erschienen von ihm mehre Abendmahlsreden und die Ausgabe der Werke des Priscian (2 Bde., Lpz. 1819—20). Im J. 1821 erhielt er das Pfarramt zu St.-Afra in Meißen und die Professur der hebr. Sprache an der dasigen Landesschule, in welcher Stellung er sein „Predigtbuch auf alle Sonn- und Festtage" (2 Bde., Meiß. 1825—26; 2. verm. Aufl., Lpz. 1841), eine Sammlung kirchlicher „Gebete" (Meiß. 1832; 2. Aufl., Lpz. 1835) und die vielfach angefeindete Schrift „Über Presbyterien und Ephoralsynoden" (Dresd. 1832) herausgab. Am Jubelfeste der Augsburgischen Confession von der theologischen Facultät zu Leipzig zum Doctor ernannt, erhielt er vier Jahre später den Ruf in seine noch gegenwärtige Stellung in Leipzig, wo er bei der Universität, wie insbesondere als beliebter Kanzelredner nach vielen Seiten hin anregend und belebend wirkt. Seine theologische Ansicht, die als rein biblische einen nicht unmerklichen Gegensatz zu den Philosophemen der Zeit bildet, läßt sich am besten aus seinem „Neutestamentlichen Handwörterbuch, zur Darstellung der christlichen Glaubens- und Sittenlehre" (Lpz. 1843), sowie aus der Auslegung des „Briefes an die Römer" (Lpz. 1845) erkennen. Außerdem erwähnen wir von seinen Arbeiten noch „Des Herrn Mahl", ein Andachtsbuch (Lpz. 1840) und „Das Leben im Geiste Christi", eine Sammlung von Predigten (Hft. 1 und 2, Lpz. 1844—45).

Kreide ist nichts Anderes als eine in der Natur vorkommende lockere und deshalb abfärbende Form kohlensauren Kalkes. Ihr Name kommt wahrscheinlich von der Insel Kreta her, welche sie in großer Menge und von besonderer Güte liefert. Sie ist in England, Frankreich, Spanien, Italien, Deutschland, Dänemark und andern Ländern sehr gemein und bildet oft ganze Vorgebirge, zumal an den Seeküsten, wie in England, wo Kalk daraus gebrannt wird. Man gebraucht sie zum Schreiben, mit Leim vermischt als Farbe und zum Poliren des Silbers und anderer Metalle; ferner zur Verfertigung des Spiegelglases, des Réaumur'schen Porzellans, der Schmelztiegel, als Grundlage auf Holz bei Vergoldungen, als Düngmittel auf thonigen Äckern, in der Chemie zu Entwickelung der Kohlensäure u. s. w. Die meiste Kreide liefern England und Dänemark, von wo sie in ganzen Ladungen als bloßer Ballast nach Hamburg, Bremen und andern Seestädten gebracht wird.

Kreis (circulus) heißt in der Geometrie die einfachste krummlinige Figur, welche von einer Kreislinie eingeschlossen wird. Die letztere ist eine in sich selbst zurücklaufende, d. h. in einer ebenen Fläche enthaltene, krumme Linie, deren Punkte sämmtlich von dem Mittelpunkte oder Centrum gleichweit entfernt sind. Eine gerade Linie vom Mittelpunkt nach der Kreislinie, welche letztere auch Umfang oder Peripherie des Kreises genannt wird, heißt ein Halbmesser oder Radius. Da eine solche den Abstand der Peripherie vom Mittelpunkte mißt, so sind alle Halbmesser eines Kreises einander gleich. Jede gerade Linie, welche zwei Punkte einer Kreislinie verbindet, heißt eine Sehne oder Chorde; geht sie durch den Mittelpunkt, so heißt sie insbesondere ein Durchmesser oder Diameter. Da nun jeder Durchmesser offenbar aus zwei Halbmessern besteht, so sind auch alle Durchmesser eines Kreises einander gleich. Eine den Kreis treffende gerade Linie heißt eine Tangente oder Berührende, sobald sie, auch beliebig verlängert, mit dem Kreise nur einen einzigen Punkt gemein hat; sie steht dann immer auf dem nach diesem Punkte gezogenen Halbmesser senk-

recht; dagegen heißt eine den Kreis schneidende, d. h. den Umfang desselben in zwei Punkten treffende gerade Linie eine Secante. Ein Stück der Kreislinie heißt ein Bogen. Ein Stück des Kreises heißt Kreisabschnitt oder Segment, wenn es von einer Sehne und einem Bogen eingeschlossen ist, dagegen Kreisausschnitt oder Sector, wenn es von zwei Halbmessern und einem Bogen eingeschlossen ist. Die Größe eines Kreises hängt von der Größe seines Halb- oder Durchmessers ab, und das Verhältniß des Durchmessers zur Peripherie muß für alle Kreise dasselbe sein; die Aufgabe, das gedachte Verhältniß zu finden und damit die Kreislinie zu rectificiren, d. h. in eine gerade Linie zu verwandeln, ist für die Geometrie von großer Wichtigkeit, und schon die alten Geometer, z. B. Archimedes, haben ihre Lösung versucht. Sie hängt auf das Genaueste mit der Aufgabe zusammen, die Quadratur des Kreises zu finden, d. h. den Kreis in ein Quadrat zu verwandeln oder allgemein den Inhalt des Kreises zu bestimmen. Dieser wird nämlich durch das Product aus dem halben Umfange in den Halbmesser ausgedrückt, und demnach hat der Durchmesser dasselbe Verhältniß zur Peripherie, als ein Quadrat, dessen Seite dem Halbmesser gleich ist, zum Inhalte des Kreises. Ausgemacht und aus geometrischen Gründen nachweisbar ist, daß dieses Verhältniß irrational ist, d. h. weder durch ganze noch durch gebrochene Zahlen völlig genau ausgedrückt werden könne; es kann demnach nur näherungsweise angegeben werden, ist aber gleichwol weit genauer bekannt, als zu irgend einem Zwecke jemals erfoderlich sein kann. Setzt man den Durchmesser gleich 1, so ist der Umfang auf 10 Decimalstellen genau = 3, 1415926535; mit dieser Verhältnißzahl, welche gewöhnlich mit dem griechischen Buchstaben π bezeichnet wird, muß man den Durchmesser multipliciren, um den Umfang, ferner das Quadrat des Halbmessers, um den Inhalt eines Kreises zu berechnen. Die vorhin angegebenen 10 Decimalstellen fand der Franzose Franz Vieta um 1580; später berechneten die merkwürdige Zahl genauer Adrianus Romanus aus Löwen (gest. 1616) bis auf 15, Ludolf von Ceulen oder von Köln, von dem sie häufig die Ludolf'sche Zahl genannt wurde (von 1586 an), auf 35, der Engländer Abraham Sharp (um 1706) auf 72, Machin (bald nachher) auf 100, der Franzose Thomas Lagny (um 1719) auf 127, der Deutsche Georg Vega (1793) auf 140 Bruchstellen; in einem in der Radcliffeschen Bibliothek zu Oxford aufbewahrten Manuscripte hat man sie bis auf 156 Stellen berechnet gefunden und im J. 1844 hat der Kopfrechner Zacharias Dahse aus Hamburg in Wien die Zahl bis auf 200 Decimalstellen berechnet und somit alles früher Geleistete weit übertroffen. Archimedes fand in ganzen Zahlen die Näherungsverhältnisse 7 zu 22 und 71 zu 223, von denen das eine den Umfang zu klein, das andere zu groß gibt; eine weit größere und zwar steigende Genauigkeit haben die Verhältnisse 106 zu 333, 113 zu 355, 33102 zu 103993 u. s. w.

Kreis, in geographischer Hinsicht, heißt die dem Umfange nach verschiedene innere Abtheilung eines Landes oder einer Provinz und ist sonach gleichbedeutend mit den anderwärts gebräuchlichen Benennungen Bezirk, District, Departement, Canton, Gespanschaft oder Comitat. Die älteste Eintheilung in Kreise verdankt Deutschland dem Kaiser Albrecht II., der zu besserer Handhabung des Landfriedens und zur Vollziehung der gerichtlichen Aussprüche das ganze Reich, mit Ausnahme von Böhmen und Östreich, in sechs Kreise, an deren Spitze jedesmal ein Kreishauptmann stehen sollte, zu theilen beabsichtigte. Da er jedoch vor der Ausführung starb, so kam dieselbe erst unter Maximilian I. im J. 1500 zu Stande. Die Kreise waren der bairische, schwäbische, fränkische, rheinische (nachher oberrheinische), westfälische und sächsische (nachher niedersächsische), zu denen 1512 noch vier neue: der niederrheinische, der obersächsische, der östreichische und burgundische hinzugefügt wurden. Seitdem hat diese Eintheilung in Kreise auch weiter in Deutschland Anwendung gefunden und noch gegenwärtig ist Baiern in acht, Sachsen, Würtemberg und Baden jedes in vier, Luxemburg in drei Kreise abgetheilt. In Preußen, Östreich, Kurhessen und Sachsen-Weimar bilden die Kreise Unterabtheilungen der Regierungsbezirke.

Kreischa, ein Dorf etwa drei Stunden von Dresden, mit ungefähr 500 E., liegt in einer reizenden Gegend und ist als der Hauptsitz der Strohwaarenfabrikation berühmt, die hier und in den Umgebungen gegen 5000 Menschen beschäftigt. Neuerdings wurde in K. auch eine Kaltwasser-Heilanstalt angelegt.

Kreislauf des Blutes (circulatio sanguinis) nennen wir die Bewegung des Blutes durch den Körper, welche insofern ein Kreislauf genannt werden kann, als das Blut aus dem Herzen nach allen Theilen des Körpers hin ausfließt und von diesen wieder nach jenem zurückkehrt, nachdem es jedoch einen Theil seines Gehaltes verloren und neue Stoffe in sich aufgenommen hat. Aus der linken Herzkammer strömt das Blut in die große Körperschlagader (arteria aorta) und zwar in den Theil derselben, welcher der aufsteigende (aorta ascendens) genannt wird, ungefähr 12 Linien im Durchmesser hat und unmittelbar am Herzen einige Zweige zur Ernährung der Herzsubstanz selbst abgibt. Nicht weit über ihrem Austritte aus dem Herzen bildet die Aorta einen Bogen (arcus aortae), dessen Convexität nach oben gekehrt und die Ursprungsstelle der ungenannten Arterie (arteria innominata), der linken Kopfschlagader (carotis communis sinistra) und der linken Schlüsselbeinarterie (arteria subclavia sinistra) ist. Nachdem so die Aorta das Blut, welches für den Kopf und die obern Extremitäten bestimmt ist, abgegeben hat, geht sie in ihren absteigenden Theil (aorta descendens) über, welcher längs der Wirbelsäule mit verhältnißmäßig kürzerm und sich nach Abgabe vieler Arterienäste immer mehr verkürzendem Durchmesser erst als Brustaorta (aorta descendens thoracica) und dann unterhalb des Zwerchfells als Bauchaorta (aorta descendens abdominalis) bis in das Becken hinabsteigt, wo er sich endlich in zwei Hauptäste, die beiden gemeinschaftlichen Hüftarterien (arteriae iliacae communes), spaltet, welche das Blut zu den untern Extremitäten führen. Die Arterien theilen sich nach und nach in immer kleinere Zweige, bis sie, alle unter der Haut liegenden Theile des Körpers durchdringend, in die Haargefäße übergehen, in denen die eigentliche Ernährung des Körpers, die Verwandlung eines Theiles des Blutes in die Masse des Organes, welches er berührt, stattfindet. Ist dieses Geschäft des Blutes beendet, so geht es aus den Haargefäßen in die durch Zusammentreten mehrer Zweige immer umfangreicher werdenden Venen über, deren Hauptstämme meist an der Seite der Arterien verlaufen, und sammelt sich zuletzt fast vollständig in die obere und die untere Hohlvene (vena cava superior et inferior), welche beide nebst den Herzvenen (venae cardiacae) in die rechte Vorkammer des Herzens einmünden. Vorher jedoch erleidet das Blut, ehe es in die untere Hohlvene tritt, noch eine Veränderung in der Leber, in dem Pfortadersysteme, während das, welches durch die obere Hohlvene in das Herz gelangt, den Nahrungssaft aus den Lymphgefäßen aufgenommen hat. Aus der rechten Vorkammer tritt nun das Blut in die rechte Herzkammer, von da durch die Lungenarterien in die Lungen, aus diesen, nachdem es mit der daselbst befindlichen atmosphärischen Luft in Berührung gekommen und dadurch wieder in vollkommenes arterielles Blut verwandelt worden ist, durch die Lungenvenen in die linke Vorkammer und von da endlich wieder in die linke Herzkammer, um aufs neue den Kreislauf zu beginnen. Man unterscheidet gewöhnlich den großen und kleinen Kreislauf; ersterer bezeichnet den zuerst beschriebenen Lauf des Blutes aus der linken Herzkammer durch alle Theile des Körpers in das Herz zurück, letzterer den Lauf aus der rechten Vorkammer durch die rechte Herzkammer, die Lungen und die linke Vorkammer bis in die linke Herzkammer. Dieser Kreislauf des Blutes ist ununterbrochen, sodaß das ganze Gefäßsystem immer mit Blut gefüllt und kein leerer Raum darin zu finden ist; nur die Herzhöhlen verengern sich bei ihrer Zusammenziehung so, daß sie fast ganz leer werden müssen. Die Bewegung dieses zusammenhängenden Blutstromes wird durch Zusammenziehen des Herzens und der Arterien bewerkstelligt, indem gleichzeitig durch die Klappen im Herzen und in den Venen rückgängige Bewegungen des Blutes verhindert werden. Die Schnelligkeit der Blutbewegung beim Menschen ist nach Alter, Geschlecht, Temperament u. s. w. sehr verschieden, auch weicht sie in einigen Organen von der in andern ab, während die Theile des Blutes, welche den kürzesten Weg zu durchlaufen haben, auch in kürzerer Zeit wieder zum Herzen zurückkehren als andere. Wesentlich von diesem Kreislaufe verschieden ist der im Fetus (s. d.), indem diesem das Blut durch die Nabelvene zukommt, worauf es nach vollendetem Kreislauf im Körper der Frucht durch die Nabelarterien wieder zu dem Fruchtkuchen zurückkehrt, und die dem Blute nothwendigen Veränderungen, welche beim geborenen Menschen durch den Zutritt der atmosphärischen Luft in den Lungen und des Nahrungssaftes stattfinden, in dem Fruchtkuchen und der Leber bewerkstelligt werden. Auch besitzt der Fetus

weder arterielles noch venöses Blut, da es sich in ihm durch die Communicationswege zwischen dem Arterien- und Venensystem, welche außer den Haargefäßen gefunden werden, immer vermischt und deshalb heller als das Venenblut und dunkler als das Arterienblut erscheint. Man würde den Kreislauf des Fetus nur einen Theil des Kreislaufs der Mutter nennen können, wenn die beiderseitigen Gefäße in directer Verbindung ständen; allein die Veränderung, welche das Blut des Fetus durch das der Mutter erleidet, wird nur dadurch hervorgebracht, daß im Fruchtkuchen die Gefäße, die dem letztern angehören, so dicht an denen der erstern vorbeistreifen, daß die wechselseitige Abgabe und Aufnahme unbrauchbarer und brauchbarer Stoffe sehr gut schon durch die dünnen Gefäßwandungen vermittelt werden kann. Nachdem schon seit den ältesten Zeiten das Blutgefäßsystem die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf sich gezogen hatte, gelang es dennoch erst im 17. Jahrh., den Kreislauf des Blutes aufzufinden und durch unwiderlegliche Beweise festzustellen, und Harvey (s. d.) hat das Verdienst, durch Ausdauer und Scharfsinn die Wissenschaft mit dieser höchst wichtigen Entdeckung bereichert zu haben. Vgl. Österreicher, „Versuch einer Darstellung der Lehre vom Kreislauf des Blutes" (Nürnb. 1826, 4.); Kilian, „Über den Kreislauf des Blutes im Kinde, welches noch nicht geathmet hat" (Karlsr. 1826, 4.) und Hecker, „Die Lehre vom Kreislaufe vor Harvey" (Berl. 1831). (Vgl. Blut, Ernährung, Gefäßsystem, Haargefäße, Herz- und Pfortader.)

Kreitmayer (Aloys Wiguläus, Freiherr von), ein ausgezeichneter deutscher Staatsmann und Rechtsgelehrter, geb. am 1. Dec. 1705 zu München, wo er auch seine erste Bildung erhielt, studirte in Salzburg Philosophie, in Ingolstadt die Rechte, in Utrecht und Leyden das Staatsrecht, in Wetzlar die Rechts- und Reichspraxis und wurde schon 1725 als Hofrath in München angestellt. Nach Kaiser Karl's VI. Tode wurde er 1741 pfalzbair. Hofgerichtsbeisitzer des Reichsvicariats und in den Reichsadelstand erhoben, unter Karl VII. wirklicher Reichshofrath und nach dessen Tode, im J. 1745, abermals zum bair. Reichsvicariatshofgericht berufen, bei welcher Gelegenheit er die Beförderung als Reichsfreiherr auf Offenstätten erhielt. Noch in selbigem Jahre ernannte ihn der Kurfürst Max Joseph II. zum Hofrathskanzler und Geh. Rath und 1749 zum Geheimrathskanzler und Conferenzminister. Ihm verdankt Baiern den „Codex juris bavarici judiciarii" (Münch. 1751; 2. Aufl., 1783; neueste Aufl., 1813), den „Codex Maximilianus bavaricus civilis" (Münch. 1758; neue Aufl., 1788) und den „Novus codex juris bavarici criminalis" (Münch. 1751; 2. Aufl., 1758; 3. Aufl., 1788), denen er ein „Supplementum et index generalis codicis Maxim. bavar. civilis, judiciarii et criminalis", sowie „Anmerkungen über den Cod. jur. bavar. judiciarii" (Münch. 1754—55), „Annotationes ad cod. jur. bavar. criminalis" (Münch. 1751 und öft.) und „Anmerkungen über den Cod. bavar. civil." (5 Bde., Münch. 1758) folgen ließ. Im J. 1758 wurde er Geh. Kanzler und Lehnpropst, sowie Kanzler der kurbair. Akademie der Wissenschaften, 1781 bei der Errichtung der Schulcuratel Präsident derselben und bei Eröffnung des Reichsvicariats nach Kaiser Joseph's II. Tode Vicariatshofgerichtskanzler. Er starb am 27. Oct. 1790. Von seinen übrigen Werken nennen wir noch den „Grundriß des allgemeinen deutschen und bair. Staatsrechts" (3 Bde., Münch. 1769—70; 2. Aufl., 1789).

Kreml bezeichnet im Russischen eine Festung oder einen mit einem Wall und einer Mauer umgebenen, meist im Mittelpunkte einer Stadt gelegenen Stadttheil, in welchem Sinne wir die verschiedenen Kreml zu Smolensk, Groß-Nowgorod, Wladimir, Nischni-Nowgorod, Kasan und besonders den zu Moskau betrachten können, welcher letztere vorzugsweise der Kreml genannt wird. Der Kreml in Moskau, einer der fünf Haupttheile der alten Capitale des Reichs, zwar nicht auf dem höchsten Punkte der Stadt gelegen, doch immer in einer Höhe von 100 F. über die hart an seinem Fuß hinfließende Moskwa erhaben, hat eine gute halbe Stunde im Umfang, und ist von einer dicken, mit vielen alten Wachtthürmen versehenen Mauer umgeben, die überall schroff und steil zu den Gärten, Quaipromenaden und Boulevards abfällt, in welche die unmittelbaren Umgebungen des Kremls seit etwa 1830 verwandelt sind. Der Kreml enthält blos Krongebäude, darunter das kaiserliche Residenzschloß, welches gegenwärtig im Umbau begriffen ist; das Arsenal mit einer Sammlung kostbarer Waffen, auch vielen erbeuteten Kanonen, die jetzt rings um dasselbe

aufgestellt sind; ferner die Schatzkammer; der frühere Palast des moskau'schen Patriarchen, das jetzige Synodalgebäude; endlich zwei Klöster und mehre Kathedralen und Kirchen zu erwähnen sind. Unter letztern zeichnen sich namentlich die Krönungskathedrale, die Begräbnißkathedrale mit den Grüften aller Großfürsten und Zaren bis auf Peter den Großen, und die Kirche, wo das heilige Öl bereitet wird, aus. Auch verdient der 269½ F. hohe, freistehende, mit echtem Ducatengold vergoldete Glockenthurm, der sogenannte Iwan Weliki, d. i. der große Iwan, mit der riesigen, an seinem Fuß auf hohem Gestell ruhenden 400000 Pf. schweren Glocke, und einer andern ebenfalls sehr kolossalen Glocke, die 120000 Pf. wiegt und auf der Höhe des Thurms noch in Thätigkeit ist, der Erwähnung. Schon im J. 1280 wird eines Palastes gedacht, den der jüngste Sohn des Großfürsten Alexander Newsky, Dan. Alexandrowitsch, im Kreml erbaute; doch ward derselbe erst seit der Zeit berühmt, als der Großfürst Iwan Danilowitsch Kalita seinen Herrschersitz 1328 von Wladimir nach Moskau verlegte, wobei er zugleich den Kreml mit einer hölzernen Mauer umgab. Vierzig Jahre später erweiterte und verschönerte der Großfürst Dmitri Iwanowitsch Donskoi den Kreml bedeutend und umgab ihn mit festen, steinernen Mauern und Thürmen. Napoleon versuchte bei seinem Rückzuge aus Moskau am 23. Oct. 1812 den Kreml zu sprengen, doch gelang ihm dies nur im geringen Maße, und schon unter Alexander I. war jede Spur der angerichteten Zerstörung verwischt.

Kremnitz, erste Berg- und königliche Freistadt in der ungar. Gespanschaft Bars, mit 5500 E., der Sitz eines Bergverwaltungs- und eines Münzamtes, liegt in einem mit Bergen umgebenen Thale und ist besonders der dasigen Gold- und Silberbergwerke wegen berühmt. Von ihr haben die kremnitzer Ducaten den Namen, die an den Buchstaben K. B., d. i. Kermecz Banya (kremnitzer Bergwerke), zwischen welchen das Bild des Regenten sich befindet, erkenntlich sind. Auch gibt es in K. ein königliches Gymnasium, eine Normalschule, eine königliche Silberschmelzhütte und einige Fabriken.

Krems, eine Stadt im Lande unter der Ens des Erzherzogthums Östreich, am Einflusse der Krems in die Donau und am Fuße des Mannhardtsberges, hat gegen 4000 E., ein Piaristencollegium, ein Gymnasium mit philosophischen Studien, ein Filial des englischen Fräuleinstifts zu St.-Pölten, eine Hauptschule und ein militairisches Erziehungshaus. Die Einwohner treiben Handel mit Flachs, Safran, Senf, Essig, Wein und Pulver, Gegenständen, die meist auch daselbst verfertigt werden. Vor der Infanteriecaserne befindet sich das dem General Schmidt errichtete Denkmal, welcher am 11. Nov. 1805 in dem Treffen bei Dürrenstein blieb. Unfern der Stadt ist ein reiches Alaunbergwerk nebst Siederei, welches der preuß. Major, Freiherr von Zerbst, der als Kriegsgefangener hier war, 1760 entdeckte. Das kremser Bleiweiß, welches ebenfalls in der Nähe der Stadt gefunden wird, wird jetzt nicht mehr hier, sondern in Wien und Klagenfurt bereitet. Übrigens ist in den Umgebungen von K. noch das schöne Kremsthal zu bemerken, wo seit 1826 eine Kettenbrücke über den Fluß führt. Gleichsam den Donauhafen von K. bildet das eine Viertelstunde entfernte Städtchen Stein, das die Mittelstation der Donauschiffahrt zwischen Linz und Wien ausmacht, 1700 E., ein Zoll- und Mauthamt und eine 800 Schritt lange Brücke nach dem gegenüberliegenden Städtchen Mautern hat.

Kremsmünster, ein Marktflecken von etwa 1000 E., im Traunviertel Oberöstreichs oder des Landes ob der Ens im Erzherzogthume Östreich, ist der dasigen reichen Benedictinerabtei wegen berühmt, zu der 157 Dorfschaften gehören. Dieselbe wurde schon im 8. Jahrh. von Herzog Thassilo von Baiern gegründet, und umfaßt in ihren weitläufigen Gebäuden ein Lyceum, ein Gymnasium, ein Convict, eine bedeutende Bibliothek, eine Sternwarte und eine Naturaliensammlung. Auch ist hierher das früher in Linz befindliche Nordische Stift verlegt. Sehenswerth sind besonders die Stiftskirche mit prächtigem Portal und schönen Gemälden, die in acht Stockwerke getheilte Sternwarte, die sogenannte Sommerabtei und ein 600 F. langer marmorner Fischweiher. In dem Speisesaal befinden sich die Portraits aller Kaiser aus dem habsburgischen Hause.

Kreon, der Sohn des Menökeus und Bruder der Jokaste, König von Theben, übergab dem Ödipus (s. d.), nachdem dieser die Sphinx getödtet, und der Jokaste sein Reich, übernahm es aber wieder nach des Eteokles (s. d.) Fall. Gegen sein Verbot, den Polyneikes

zu bestatten, geschah dieses dennoch durch Antigone (s. d.). Die Folge davon war die gänzliche Verweisung seines Hauses.

Kreosot heißt ein von Reichenbach im J. 1832 zuerst aus dem Holztheer dargestellter Körper, welcher zu der Classe der brenzlichen Öle gehört. Er ist die Ursache des eigenthümlichen Geruchs des Theers, Holzessigs, Holzrauchs und der geräucherten Waaren und bildet sich wahrscheinlich stets bei trockner Destillation von Pflanzenstoffen. Im Holztheer findet sich das Kreosot von vielen andern ähnlichen Producten begleitet und läßt sich nur durch wiederholte Destillation und ziemlich langwierige Reinigungsprocesse daraus isoliren. Es ist eine farblose, nach Rauch riechende, äußerst brennend schmeckende, ölige, neutrale, in 80 Theilen Wasser aber sehr leicht in Alkohol, Äther und Ölen lösliche Flüssigkeit von 1,037 spec. Gewicht. Da es eine in hohem Grade fäulnißwidrige Eigenschaft hat, so kann man sich des Kreosotwassers zu Conservirung animalischer Stoffe bedienen. Das Fleisch nimmt darin ganz die Eigenschaften des geräucherten an, weshalb verdünnte Kreosotauflösungen wie der Holzessig zur künstlichen Räucherung benutzt werden. Auch zu Conservirung des Holzes hat man Kreosotanstriche empfohlen, die aber zu kostspielig sind. In der Medicin wird das Kreosot äußerlich gegen Geschwüre, als blutstillendes Mittel, als Mittel gegen Zahnschmerzen, innerlich hier und da gegen Schwindsucht u. s. w. angewendet. Man bedient sich dessen in der Regel verdünnt, als Kreosotwasser, da mit dem reinen Kreosot seiner äußerst heftigen Wirkung wegen sehr vorsichtig umzugehen ist. Vgl. Reichenbach, „Das Kreosot" (2. Aufl., Halle 1835).

Krepp, auch Flor genannt, ist ein aus zweifädig filirter, rechts und links gezwirnter Seide locker, wie Gaze gewebtes Seidenzeuch, in dem durch eine eigene Vorrichtung die Fäden eine wellenförmige Richtung erhalten haben. Nach dem Weben erhält das Zeuch dadurch, daß man es im befeuchteten Zustande mit der behaarten Seite eines Kalb- oder Seehundsfelles streicht, das krause Ansehen. Seltener wird die Seide vor dem Verweben gekreppt. — Man verfertigt auch aus feinem Kammgarn wollenen Krepp zu Trauerstoffen auf ganz ähnliche Weise, nur daß es hier zum Kreppen hinreicht, wenn das auf eine Walze gewickelte Zeuch im Wasser kocht, wobei die Fäden ungleich einlaufen.

Kresphontes, s. Herakliden und Merope.

Kresse nennt man mehre in die Familie der Kreuzblütigen (Cruciferae) gehörende, durch scharfen, rettigartigen Geschmack der Blätter ausgezeichnete Pflanzen. Die besonders in Südeuropa angebaute, wahrscheinlich aus Syrien oder Persien stammende Gartenkresse (Lepidium sativum) ißt man als Salat; die gemeine Brunnenkresse (Sisymbrium nasturtium), welche in Deutschland an klaren Bächen und Quellen wächst, wird auf gleiche Weise angewendet, zum Theil auch mit andern Kräutern vermengt gepreßt und der Saft zu Frühlingscuren gebraucht. Viele andere Arten derselben Gattungen, welche in allen milden Klimaten wild vorkommen, können als Gemüse benutzt werden, haben Heilkräfte und sind gemeint, wenn Seefahrer von gefundenen antiskorbutischen Kräutern sprechen. Nicht zu verwechseln mit den vorhergehenden ist die Kapuzinerkresse (Tropaeolum majus), die in Peru wild wächst, eine jetzt auch in dunkelbraunen Spielarten vorkommende Gartenblume ist und deren halbreife Früchte wie Kapern eingesetzt werden können. An der Blume derselben bemerkte zuerst Linné's Tochter ein phosphorisches Leuchten.

Kreta, eine der größten Inseln des Mittelmeers, der südlichste Punkt von Europa, in ziemlich gleicher Entfernung von drei Erdtheilen, südöstlich von Lakonika, südwestlich von Rhodus, wird von Osten nach Westen von einer Gebirgskette durchzogen, die wiederum nördlich und südlich sich vielfach ausbreitet und den in der Mitte kegelförmig sich erhebenden Ida (s. d.) als höchsten Punkt bildet, während im westlichen Theile die sogenannten Weißen Berge (albi montes) sich finden. Die schönen Thäler und Niederungen, welche von den größtentheils auf dem Ida entspringenden Flüssen befruchtet werden, waren schon im Alterthume berühmt durch ihre üppigen Cedern-, Cypressen- und Myrthenwälder, durch Überfluß an Wein, Weizen und Oliven, sowie durch eine Menge von Arzneipflanzen, besonders durch das Wunderkraut Diktamnos. Hier war der Ursitz der Religion des Zeus, dessen Geburt und Erziehung man selbst hierher versetzte. Auch knüpfen sich an K. die ältesten mythischen Erinnerungen, namentlich die Entführung der Europa (s. d.) hierher

durch Zeus, die Liebe der Ariadne (s. d.) und die Tödtung des Minotaurus (s. d.). Berühmt war ferner das hier auf Befehl des Minos von Dädalus (s. d.) erbaute Labyrinth (s. d.). Die beiden namhaftesten Städte, Gortyna im Süden, und später Knossus an der nördlichen Küste, wo Pythagoras und Epimenides lebten, gelangten zu hohem Ansehen und großer Macht, sodaß die Insel zur Zeit ihrer Blüte 1 Mill. Einwohner zählte. Schon frühzeitig scheinen sich an der Küste von K. phöniz. Seefahrer niedergelassen und Handelsplätze errichtet zu haben, während einer alten Überlieferung zufolge die Insel anfänglich von besondern Königen beherrscht wurde, unter denen der durch seine vortreffliche Gesetzgebung bekannte Minos (s. d.) und dessen Enkel Idomeneus (s. d.) zu erwähnen sind. Die Hauptbevölkerung erhielt K. durch die Übersiedelung der Dorer (s. d.), welche die ursprünglichen Bewohner besiegten, sich unterwarfen und eine eigene Staatsverfassung gründeten, die in Hinsicht der Erziehung, des öffentlichen und Privatlebens mit den dorischen Einrichtungen Spartas (s. d.) die größte Ähnlichkeit hat. Innere Befehdungen hatten zuletzt zur Folge, daß die beiden Städte Gortyna und Knossus die Oberhand erhielten, bis die Betheiligung der Kreter bei dem pontischen und dem Seeräuberkriege den eroberungssüchtigen Römern eine erwünschte Gelegenheit gab, die Insel im J. 66 v. Chr. durch Q. Metellus, der daher den Beinamen Creticus erhielt, zu erobern. Unter Augustus wurde sie dann mit Cyrenaica als Provinz vereinigt und unter Konstantin später durch einen eigenen Statthalter verwaltet. Als im 9. Jahrh. unter dem byzantin. Kaiser Michael hier die Sarazenen ihr verschanztes Lager oder Khandax in eine Stadt verwandelten, die bald sehr blühend wurde, so ging dieser Name unter den Venetianern, die seit 1211 Besitz von der Insel nahmen, erst in Kandida, dann in Kandia (s. d.) über, ohne daß die Bewohner selbst ihr Vaterland damit bezeichnen. Die alten Kreter standen übrigens bei den Griechen in dem Rufe der Treulosigkeit, Hinterlist und Lügenhaftigkeit und bildeten mit den Kappadociern und Kilikiern das verhängnißvolle dreifache Kappa. (S. Kappadocien und Cilicien.) Die Alterthümer und Geschichte der Insel sind in neuester Zeit vielfach erforscht und erläutert worden, namentlich von Sieber in der „Reise nach der Insel K." (2 Bde., Lpz. 1822); Höck, „K., ein Versuch zur Aufhellung der Mythologie und Geschichte, der Religion und Verfassung dieser Insel" (3 Bde., Gött. 1823—29); Rob. Pashley in „Travels in C." (2 Bde., Cambr. und Lond. 1837) und Churmuzis, „*Κρητικά*" (Athen 1842). Über die Verfassung und Gesetzgebung vgl. Sainte-Croix, „Des anciens gouvernements fédératifs et de la législation de Crète" (Par. 1796) und Neumann's „Rerum cretic. specimen" (Gött. 1820).

Krethi und **Plethi**, d. i. eigentlich Scharfrichter und Läufer, hieß die Leibwache des Königs David, welche Benaja, der Sohn Jojada's, befehligte. Neuere Erklärer wollen darunter ohne hinreichende Gründe Eigennamen verstanden wissen und denken an südlich und nördlich wohnende Philistäer, die den Dienst als Leibwächter nach Art der Schweizer übernommen hätten. Für die erstgenannte Erklärung spricht die alte Sitte an den morgenländ. Höfen, wie sie noch gegenwärtig in der Türkei und Persien sich findet, nach welcher die Krethi zur Vollstreckung der Todesurtheile, die Plethi zu Eilbotschaften gebraucht wurden. Das Volkssprüchwort, welches damit eine sehr gemischte Gesellschaft bezeichnet, möchte nur bei der Erklärung als Eigennamen einen Anknüpfungspunkt finden.

Kretinen nennt man eine Art Menschen, welche sich durch eine besondere geistige Schwäche und körperliche Misgestaltung von andern unterscheiden und meist in den Alpenthälern der Schweiz, Savoyens und Piemonts, aber auch in andern Theilen der Alpen, in den Pyrenäen, hier und da im nördlichern Deutschland, zuweilen nur auf eine ganz geringe Zahl von Ortschaften beschränkt, sowie auch außer Europa gefunden werden und überall verschiedene Namen führen. Ihre Misgestaltung, welche zuweilen, indem sie selten mittlere Größe erreichen, nur in einer bedeutenden Kleinheit besteht, richtet sich sehr nach dem höhern oder niedrigern Grade des Übels; meist ist ihr Schädel in irgend einer Art von der regelmäßigen Schädelbildung abweichend, zu groß, zu klein, zu niedrig, platt gedrückt u. s. w. Die Entwickelung ihrer geistigen Anlagen ist gleichfalls sehr verschieden und schwankt zwischen einem Zustande, in welchem solche Unglückliche kaum als Menschen

betrachtet werden können, und der Befähigung, sich durch mechanische Dienstleistungen noch nützlich zu machen. Von den neben dem Kretinismus oft bestehenden, keineswegs aber nothwendig mit ihm verbundenen Krankheiten sind vor allen die Kröpfe, dann auch Epilepsie, Krämpfe und Wahnsinn mit Tobsucht anzuführen. Einen genügenden Aufschluß über die eigentliche erste Veränderung im Körper, welche dem Kretinismus vorangeht, zu erlangen und ein Urtheil zu fällen, ob Skrofelkrankheit, Gehirnfehler u. s. w. die Grundlagen desselben sind, ist bis jetzt unmöglich gewesen, da namentlich anatomische Untersuchungen noch nicht in gehöriger Menge und mit der erfoderlichen Umsicht angestellt worden sind. Gewöhnlich beginnt er mit der frühesten Kindheit, zuweilen jedoch auch erst nach Verlauf einiger Lebensjahre, und die Kretinen können in diesem Zustande das 50. Lebensjahr erreichen. Die entferntere Ursache des Übels ist schon lange eine vielfach behandelte Streitfrage. Wenn hierbei die ungesunde Nahrung, namentlich schlechte Beschaffenheit des Trinkwassers, warme und dabei feuchte und dumpfe Atmosphäre, Mangel an atmosphärisch-elektrischer Materie, unzweckmäßige Wohnungen, ungenügende Pflege und Abwartung der Kinder und vorzüglich Erblichkeit angeführt werden, so dürfte keins dieser Momente zu übersehen sein, obgleich nur mehre im Verein dieses Übel hervorzubringen scheinen und oft wieder, wie die Erfahrung beweist, dieses oder jenes an Orten gänzlich fehlt, wo man doch den Kretinismus als endemisch vorfindet. Nach einer mehr oder weniger einseitigen Auffassung dieser Krankheit sind auch die Behandlungsarten verschieden gewesen, welche zu ihrer Beseitigung und gänzlichen Ausrottung vorgeschlagen worden sind und sich hauptsächlich auf diätetische und medicinisch-policeiliche Maßregeln beziehen. Welche Schwierigkeiten sich aber der Ausführung derselben entgegenstellen mögen, kann man schon daraus erkennen, daß namentlich in den Hauptsitzen des Kretinismus die Kretinen dem Aberglauben des gemeinen Volks als Gegenstände der Verehrung gelten; jedoch ist auch namentlich in einigen Gegenden Deutschlands, wo der Kretinismus endemisch war, seit einer Reihe von Jahren, wahrscheinlich in Folge der fortschreitenden Cultur, eine Abnahme desselben bemerkt worden. Bedeutende Hoffnungen knüpft in dieser Hinsicht die Menschheit und die Wissenschaft an das vor einigen Jahren von Guggenbühl auf dem Abendberge bei Interlachen in der Schweiz errichtete Etablissement für Kretinen. Mit dem Kretinismus haben sich besonders beschäftigt Ackermann, Foderé, Gebrüder Wenzel, Iphofen und Sensburg. Vgl. Maffei und Rösch, „Neue Untersuchungen über den Kretinismus" (2 Bde., Erlang. 1844). Der Name Kretinen stammt aus dem Romanischen von cretina, welches so viel wie creatura, d. i. ein elendes Geschöpf, bedeutet.

Kretschmann (Karl Friedr.), deutscher Dichter, geb. am 4. Dec. 1738 zu Zittau in der Oberlausitz, besuchte das dasige Gymnasium und studirte seit 1757 zu Wittenberg die Rechte. Er wurde 1764 Oberamtsadvocat, 1774 Gerichtsactuar in seiner Vaterstadt und starb daselbst, nachdem er seit 1797 in Ruhestand versetzt gewesen, am 15. Jan. 1809. Als Dichter verdankt er den größten Ruf seinen seit 1768 unter dem Namen des Barden Rhingulph herausgegebenen „Bardenliedern", in denen er Klopstock mit Glück nacheiferte. Unter seinen lyrischen und epigrammatischen Gedichten zeichnen sich viele durch Neuheit, Wahrheit, Witz und Feinheit, sowie durch geschmackvolle Sorgfalt und strenge Politur aus. In den letzten Jahren seines Lebens machte er sich auch als leichter Erzähler bekannt. Seine sämmtlichen Werke gab er in sieben Bänden heraus (Lpz. 1784—1805).

Kreüsa, die Tochter des Okeanos und der Gäa, eine Najade, wurde von Peneios Mutter des Lapithenkönigs Hypseus und der Stilbe. — Kreüsa, die Tochter des Erechtheus und der Praxithea, war die Gemahlin des Xuthos und Mutter des Achäos und Ion (s. d.). Nach Andern gebar sie den Ion vom Apollon. — Kreusa, die Gemahlin des Äneas (s. d.) und Mutter des Askanius oder Julus, war die Tochter des Priamos und der Hekabe (Hecuba). Bei der Flucht aus Troja verschwand sie plötzlich von der Seite des Äneas. Dieser eilte deshalb zurück, fand sie aber nirgend; später erschien sie ihm als Verklärte, um ihn zu trösten und ihm mitzutheilen, daß die Mutter der Götter sie zu sich genommen habe. — Kreüsa hieß endlich auch die Tochter des korinth. Königs Kreon, welche des Jason Gemahlin werden sollte. Medea aber, darüber eifersüchtig, schickte ihr eine Krone

oder nach Andern ein Kleid, zum Geschenk, welche sogleich, als K. dieselbe aufsetzen wollte, zu brennen anfing und sie selbst nebst dem Palast verbrannte.

Kreuth, ein Dorf im bair. Hochgebirge, drei Stunden von Tegernsee (s. d.) entfernt und 2911 F. über dem Meere gelegen, ist als Curort berühmt. Die Mineralquelle zum heiligen Kreuz war schon seit dem Anfange des 16. Jahrh. bekannt und wurde bereits frühzeitig von den Mönchen in Tegernsee und den umwohnenden Landleuten benutzt; erst indeß nach Aufhebung des Klosters und Ankauf der Herrschaft Tegernsee im J. 1817 durch den König Maximilian I. von Baiern wurde K. als Curort dem Auslande bekannt. Schon 1818 wurden Einrichtungen zu Bädern getroffen und das Bad eröffnet. Außer der schon erwähnten Quelle sind besonders zu bemerken die Quellen in Schwaighof, im Stinkergraben und am Gernberge, welche sämmtlich zu den kalten Schwefelquellen gehören. Man benutzt dieselben sowol innerlich als äußerlich in solchen Krankheiten, wo kalte Schwefelquellen überhaupt sich nützlich zeigen. Auch werden in dem nahe gelegenen Rosenheim Soolbäder gebraucht. Berühmter jedoch als durch seine Mineralquellen ist K. durch die daselbst eingerichtete Molkentrinkanstalt, wo die aus der Milch der Alpenziegen gewonnenen ganz vorzüglichen Molken entweder allein oder in Verbindung mit den hier zu Tage kommenden oder fremden Mineralwässern oder frischen Kräutersäften gebraucht werden. Unterstützt wird die Cur durch die schöne, großartige Umgebung und die reine, stärkende, aber auch dabei etwas scharfe Gebirgsluft, welche den an manchen Übeln der Brustorgane Leidenden, besonders wenn diese schon weit vorgeschritten sind, allerdings den Aufenthalt in K. nicht räthlich macht. Vgl. Krämer, „Die Molken- und Badeanstalt K." (Münch. 1829).

Kreutzer (Konradin), ein bekannter Lieder- und Operncomponist, geb. 1782 zu Mößkirch in Baden, gewann zuerst durch seine gefälligen Compositionen der Uhland'schen Frühlings- und Wanderlieder, sowie durch seine Gesänge für Männerstimmen Beifall. Er reiste als Clavierspieler und schrieb mehre Clavierconcerte, Sonaten u. s. w.; auch ein Oratorium „Moses" und mehre andere kirchliche Compositionen, bis er sich später ausschließend der Oper zuwendete. Nacheinander war er Kapellmeister in Stuttgart, Donaueschingen, Wien und zuletzt in Köln. Seine Opern haben nur zum Theil eine allgemeinere Verbreitung gefunden; vorzugsweise war dies der Fall mit „Libussa" und dem „Nachtlager von Granada". Den Text zu seiner Oper „Melusine", die 1833 in Berlin gegeben wurde, hatte Grillparzer ursprünglich für Beethoven bestimmt.

Kreutzer (Rud.), ein ausgezeichneter Componist und Violinspieler, wurde 1767 zu Versailles von deutschen Ältern geboren. Ein Schüler von Stamitz und Viotti, bildete er des Letztern Spielart weiter aus und wurde ein Hauptglied jener großen Geigerschule, die, von Italien durch Tartini und Pugnani ausgehend, in Frankreich durch Baillot, K. und Rode ihre Pflege und Entfaltung, und in Deutschland durch Spohr ihren Höhepunkt und Abschluß fand, und deren gediegene Klarheit, großartiger Ton, lange Bogenführung durch die mancherlei interessanten, zum Theil doch mehr blendenden als glänzenden Einzelheiten der Nachfolger Paganini's nicht vergessen gemacht wurden. Außer Concerten, Duos u. s. w. für sein Instrument, componirte K. auch verschiedene Opern, die ihrer Zeit nicht ohne Theilnahme aufgenommen, doch ohne nachhaltigen Einfluß blieben. Bekannt ist besonders die Ouverture zu seiner Oper „Lodoiska". Er war Violonist in der kaiserlichen Kapelle und Mitglied des Conservatoriums zu Paris; nach der Restauration wurde er Professor des Violinspiels an der königlichen Schule für Musik und Declamation, und starb am 6. Jan. 1831 zu Genf, wohin er um seiner wankenden Gesundheit willen gereist war. — Sein jüngerer Bruder und Schüler, Aug. K., erster Violinspieler bei der großen Oper und Mitglied der königlichen Kapelle in Paris, starb am 30. Aug. 1832.

Kreuz. Das Kreuz war bei den Alten ein sehr häufig vorkommendes Werkzeug zur Ausführung der Todesstrafe und entweder ein einfaches Kreuz, aus einem einzigen Pfahl bestehend, an welchem der Verbrecher befestigt oder auf welchem er gespießt wurde (impalatio), oder aus zwei Pfählen zusammengefügt, welche nach der Art der Zusammenfügung drei verschiedene Formen bildeten. War der Querbalken so an den Pfahl gefügt, daß eine rechtwinkelige Form entstand (+), so hieß es crux immissa; war der Querbalken oben auf

den Pfahl befestigt (T), crux commissa, und waren beide Stücke in Form des X zusammengefügt, crux decussata. Die einzelnen Bestandtheile des Kreuzes bildeten der Pfahl, welcher in die Erde befestigt wurde (crux im engern und eigentlichen Sinne), und der Querbalken (patibulum), der zur Befestigung der Arme diente. Die Einführung der Todesstrafe am Kreuze wird dem König Tarquinius Superbus beigelegt, nicht sowol, weil er sie zuerst in Anwendung bringen ließ, sondern vielmehr, weil er sie genauer bestimmte. Sie war eine so entehrende Strafe, daß sie nur an Sklaven und Verbrechern der niedrigsten Volksclasse vollzogen wurde. Das Kreuz errichtete man außerhalb der Städte, aber an Orten, welche sehr belebt und besucht waren. Der daran geheftete Verbrecher blieb oft noch Tage lang lebend. Den Sklaven wurde in der Regel eine Schelle angehängt; übrigens war es Gebrauch, den Namen des Verbrechers und die Ursache der Strafe durch Ausruf bekannt zu machen, oder eine Tafel (album), worauf Beides bemerkt war, an das Kreuz zu befestigen. Der Umstand, daß Christus am Kreuze starb, gab die Veranlassung, daß das Kreuz zu einem heiligen Zeichen erhoben wurde, dessen sich die Christen als Unterscheidungs- und Erinnerungszeichen bedienen. Der Gebrauch, sich zum Andenken Jesu zu bekreuzigen, geht bis ins 3. Jahrh. zurück. Kaiser Konstantin der Große ließ, besonders seitdem er mit Hülfe des Kreuzes den Maxentius besiegt zu haben glaubte, auf öffentlichen Plätzen, in Palästen und Kirchen Kreuze aufstellen, und schon damals bemalte man damit den Eingang der Häuser, um sie als christliche zu bezeichnen; auch baute man später die meisten Kirchen in Kreuzform. Der Gegenstand der höchsten Verehrung aber wurde es erst, nachdem die Kaiserin Helena das angebliche Kreuz Jesu in Jerusalem gefunden und einen Theil davon nach Konstantinopel gebracht hatte. (S. Kreuzeserfindung.) Von nun an legte man den Reliquien des Kreuzes oder Nachbildungen desselben Wunderkraft bei und stellte es auf den Altären auf, ja selbst Fahnen und Waffen wurden damit geschmückt, und der Kaiser Heraklius glaubte das Palladium seines Reichs wiedererobert zu haben, als er jenes zu Jerusalem aufbewahrte Stück des Kreuzholzes wiedergewann. Zum Andenken an diese Wiedergewinnung wurde das Fest der Kreuzeserhöhung (s. d.) gestiftet. Übrigens redete sich die Reliquiensucht wirklich ein, daß sich das Kreuzesholz theilen lasse, ohne kleiner zu werden. Vergebens fochten die Bilderstürmer und einige spätere Sekten auch die Anbetung des Kreuzes an; man verehrte es mit dem daran gehefteten Bilde des sterbenden Erlösers, weshalb es nun Crucifix genannt wurde, vor allen andern Heiligenbildern. Daß auch der Occident seiner Gestalt geheime Kräfte zuschrieb, beweist die Kreuzprobe oder das Kreuzgericht. (S. Ordalien.) Nach der Lehre Luther's sollte das Zeichen des Kreuzes ein heiliges Erinnerungszeichen an den Versöhnungstod Jesu sein. Statt dessen betrachtete man es als ein Sicherungsmittel, gleichsam als Amulet wider alles Böse, namentlich gegen böse Geister und Hexen, von denen man glaubte, daß sie das Zeichen des Kreuzes, als das Zeichen des Überwinders des bösen Feindes, des Teufels, nicht zu überschreiten vermöchten; daher das Zeichen des Kreuzes über manchen Haus- und Stallthüren der Landleute, das zu Walpurgis erneuert wird. Als Erinnerungszeichen ist das Kreuz auch zu betrachten, wo es statt der Unterschrift von Personen gesetzt wird, die des Schreibens nicht kundig sind.

Die Lehre von den Kreuzen bildet in der Diplomatik und Heraldik eine nicht unwesentliche Abtheilung. In der Diplomatik sind die Kreuze ein Ausfluß des Christenthums, und es findet sich das Kreuz theils zu Anfange der Urkunden an der Stelle der üblichen Anrufung des Namens Gottes, theils vor den Unterschriften oder an deren Stelle. Die Heraldik und Numismatik dagegen kennen das Kreuz und dessen verschiedene Arten schon aus dem frühesten Alterthume, sodaß hier das Christenthum ohne Einfluß war. Die gewöhnlichsten Formen desselben sind das crux immissa und das crux decussata, letzteres auch Andreaskreuz genannt, weil der heil. Andreas an einem solchen den Tod erlitt. Außer diesen kennt das Alterthum das Rautenkreuz, ein Kreuz von einer Raute eingeschlossen; das Kolbenkreuz, mit Kolben an den vier Endpunkten; das Radspeichenkreuz; das Winkelmaßkreuz, wo jeder Balken in einen rechten Winkel ausgeht; das Schrägkreuz; das Ständerkreuz, aus vier Dreiecken (Ständer) zusammengesetzt; das Lilienkreuz, dessen Balken in Lilien auslaufen; das Ankerkreuz, dessen Balken sich theilen und vier Anker bilden, und das Kruckenkreuz, wo jedes Balkenende mit einem

Querbalken versehen ist (⚔). Andere Formen des Kreuzes sind das Hochkreuz, welches sich häufig auf den Münzen der oström. Kaiser findet und dann, wenn es auf Stufen steht, Stufenhochkreuz genannt wird, darin bestehend, daß der Querbalken an dem senkrechten Pfahle hoch angebracht ist (†), und das Gabelkreuz, aus drei in der Mitte zusammenlaufenden Balken bestehend (Y). In der Heraldik erscheinen außerdem Kreuze, welche wieder mit dem Christenthum in Verbindung stehen, nämlich das Patriarchalkreuz, ein doppeltes Kreuz (‡), und das päpstliche des Hirtenstabes, ein dreifaches (‡). Eine eigene Bewandtniß hat es mit den Kreuzen der altskandinav. Runensteine, deren Erscheinen Jahrhunderte vor der Bekehrung jener Völker zum Christenthume stattfindet. Sie haben ihren Ursprung höchst wahrscheinlich von dem in Kreuzesform gestalteten Hammer des Dor, mit dem er den Donner hervorbringt. Wol nicht mit Unrecht vermuthet man, daß man mit dem Zeichen des Kreuzes schon in der vorchristlichen Zeit eine religiöse, vielleicht mystische Bedeutung verband. — In der Münzkunde gibt es mehre Münzen, welche von dem Gepräge des Kreuzes den Namen erhalten haben, so namentlich der Kreuzer (s. d.). Außerdem sind am bekanntesten der Kreuzpfennig der Stadt Bremen, der Kreuzgroschen der sächs. Kurfürsten seit Friedrich dem Sanftmüthigen und der Kreuzducaten (croisette) der Könige von Frankreich seit Franz I. Denselben Ursprung hat der Crusado Portugals, mit dem Kreuze des Christusordens und der Legende: I. H. S. — In der Musik ist das Kreuz (♯ und X) ein Erhöhungszeichen, das einfache (♯) erhöht um einen halben Ton und fügt dem Namen der Note die Silbe is zu; das Doppelkreuz (X oder ♯♯) um einen ganzen Ton und verdoppelt die Benennung des vorigen, z. B. fis fis. Im Generalbasse zeigt das Kreuz ohne Ziffer über der Baßnote die große Terz an.

Kreuzbrüder, s. Flagellanten.

Kreuzen heißt in der Schifferspräche sich auf der Höhe der See halten und in einer bestimmten Gegend des Meeres hin- und herfahren, zu dem Zwecke, Kaper, Schleichhändler und feindliche Schiffe wegzunehmen, einer Küste die Zufuhr abzuschneiden, zusammengezogene Flotten zu beobachten, Häfen zu sperren, vor feindlichen Landungen zu sichern u.s.w. Die Schiffe, welche man dazu gebraucht, heißen Kreuzer und sind bewaffnet.

Kreuzer, eine deutsche Scheidemünze, die ihren Namen von dem Kreuze erhalten hat, welches ursprünglich darauf geprägt war. Der Name soll aus Kreuzhäller entstanden sein. Sie wurden in Silber und Kupfer ausgemünzt und waren in allen Ländern, wo der Guldenfuß eingeführt worden, üblich. Auf den Gulden rechnet man 60 Kreuzer, 90 auf den Reichsthaler. Nach dem Conventionsfuß sind 20 Kreuzer gleich 24 des rheinischen Guldenfußes. Gegenwärtig werden fast nur in Süddeutschland Kreuzer geprägt und zwar überall mit dem Landeswappen. In Östreich gehen 3 Kreuzer auf einen Kaisergroschen und 20 Kreuzer auf ein Kopfstück. Außerdem gibt es noch einen schweren oder Wechselkreuzer, 4 Pf. an Werth, der blos als Rechnungsmünze vorkommt, namentlich in Oberhessen.

Kreuzeserfindung heißt in der katholischen Kirche die Auffindung des Kreuzes, an dem Jesus gestorben sein soll. Als nämlich Helena, Konstantin's Mutter, das erste Beispiel einer Wallfahrt nach Palästina gab, entdeckte sie nach einer freilich nicht hinlänglich verbürgten Nachricht jenes Kreuz und nahm ein Stück desselben mit nach Konstantinopel. Zum Andenken an diese Entdeckung wird in der katholischen Kirche der 3. Mai als Fest der Kreuzeserfindung gefeiert.

Kreuzeserhöhung bezeichnet in der katholischen Kirche die Wiedereroberung und damit verbundene Aufrichtung des von den Persern geraubten Kreuzholzes auf der Schädelstätte zu Jerusalem, die unter dem Kaiser Heraklius im J. 628 erfolgte. Die Kirche feiert diese Begebenheit am 16. Sept.

Kreuzherren oder Kreuzträger nannte sich der ursprünglich zum Hospitaldienste gestiftete, später zum Klosterleben übergegangene Orden regulirter Chorherren, welcher sich durch ein rothes Kreuz auf der schwarzen Kleidung auszeichnet. Noch jetzt sind die Kreuzherren Besitzer ansehnlicher Pfründen in Böhmen und bekleiden meist Kirchenämter und Professuren an der Universität zu Prag.

Kreuznach, eine Stadt von ungefähr 9000 E. in der preuß. Rheinprovinz, ist berühmt wegen ihrer Mineralwässer, welche zu den jod- und bromhaltigen Kochsalzquellen

gehören und jährlich eine ziemliche Menge Badegäste daselbst versammeln. Die alte, schon 819 in Urkunden erwähnte Stadt liegt an der Nahe, 268 F. über dem Meere, in einer reizenden Umgebung, nicht weit vom Rhein und in der Nähe bedeutender Bergwerke. Die Quellen wurden schon im J. 1478 entdeckt, zum medicinischen Gebrauche aber erst in der neuern Zeit benutzt. Man bedient sich dazu besonders des Elisenbrunnens (6° R.), des Karlshallerbrunnens (13° R.) und der Quelle zu Münster am Stein (23° R.) theils als Getränk theils zu den verschiedenen Arten von Bädern. Vgl. Engelmann, „K., *seine Heilquellen und deren Anwendung*" (2. Aufl., Heidelb. 1843).

Kreuzspinne ist der Name einer in ganz Europa vorkommenden Gattung von Radspinnen, deren Netz nämlich aus lauter spiralconcentrischen, durch Radien getheilten Kreisen besteht, in dessen Mitte sie, meist in verkehrter Stellung, sitzen. Die größte der einheimischen Arten ist die gemeine Kreuzspinne, welche genau betrachtet sehr schön gezeichnet ist, vielen Muth und Kraft besitzt, sehr viele lästige Insekten wegfängt, und keineswegs giftig ist, wie im gemeinen Leben behauptet wird. Sie lebt nur im Sommer, und legt im Spätherbste einige Hundert rothgelbe mit Seide zu einer Kugel umsponnene Eier, aus welchen im nächsten Frühjahre die Jungen sich entwickeln.

Kreuzung nennt man die Paarung zweier verschiedener Thierarten, um dadurch eine Nachkommenschaft zu erzielen, welche die gewünschten Eigenschaften des Stammthieres in sich vereinigt. Der Kreuzung gerade entgegengesetzt ist die Inzucht (s. d.). Die Kreuzung ist im Allgemeinen nur dann mit Vortheil anzuwenden, wenn die vorhandene Race noch Fehler zeigt und diese nur durch Zusammenpaarung mit vollkommneren Thieren beseitigt werden können. Sonst züchtet man die Thiere vortheilhafter in sich selbst fort, weil die Inzucht sicherer, wohlfeiler ist und schneller zum Ziele führt als die Kreuzung.

Kreuzzüge werden die von den christlichen Völkern des Abendlandes seit dem Ende des 11. bis gegen Ende des 13. Jahrh. zur Eroberung Palästinas wiederholt unternommenen Kriegszüge nach dem Morgenlande genannt. Schon frühzeitig war es fromme Sitte geworden, nach dem heiligen Grabe in Jerusalem zu wallfahrten und die denkwürdigen Orte zu besuchen, wo der Erlöser einst lebte, wirkte und starb, und selbst Konstantin's des Großen Mutter, Helena, hatte noch in ihrem hohen Alter zu der von ihrem Sohne über dem heil. Grabe aufgeführten prachtvollen Kirche eine Wallfahrt unternommen. Unter den Ottonen waren mit der Steigerung des Glaubenseifers diese Wallfahrten häufiger geworden. Die Araber, seit dem 7. Jahrh. im Besitze der heiligen Stadt, achteten den frommen Sinn der Pilger, mit denen sie die Verehrung gegen Christus in gewissem Sinne theilten, und gestatteten ihnen Kirchen und ein Hospital zu Ehren Johannis des Täufers. Als aber Palästina zu Anfange des 10. Jahrh. unter die Botmäßigkeit der Fatimiden kam, begannen harte Bedrückungen gegen die Pilger, und namentlich wüthete der Khalif Hakem, der als Sohn einer Christin den Verdacht, daß er selbst geheimer Christ sei, widerlegen wollte, gegen Einheimische und Fremde, und untersagte bei schwerer Strafe allen christlichen Gottesdienst. Die Bedrückungen steigerten sich noch, als 1078 die Seldschucken, ein türk. Nomadenvolk vom Kaukasus, Jerusalem und das heilige Grab eroberten. Seit dieser Zeit brachten die Pilger des Abendlandes die traurigsten Nachrichten über Beschimpfung der heiligen Örter und die grausame Behandlung der anbetenden Gläubigen aus Palästina zurück und ihre Erzählungen, verbunden mit der trotz der Gefahren wachsenden Liebe zu den Pilgerungen, erzeugten endlich in den Gemüthern der abendländischen Christen den ernsten Entschluß, ihren Glaubensgenossen zu Hülfe zu eilen und das heilige Land den Händen der Ungläubigen zu entreißen. Nicht ungern sahen die Päpste eine begeisterte Stimmung unter den Völkern Europas sich verbreiten, die ihren Plänen und Absichten so günstig entgegenkam und ihnen bei richtiger Benutzung so vielfache Vortheile versprach. Durch die Eroberungszüge in jene Länder hofften sie das Christenthum unter die Ungläubigen zu verpflanzen, ganze Nationen in den Schoos der Kirche zurückzuführen und zugleich unter den abendländischen Völkern nicht nur den Glaubenseifer und die Ergebenheit gegen die Kirche zu erhöhen, sondern auch die weltlichen Waffen, die ihnen so oft bei der Ausbreitung ihrer Macht hindernd in den Weg getreten waren, auf eine andere Seite hinzulenken. Schon Papst Sylvester II. hatte die Idee einer Eroberung Palästinas gefaßt, ohne sie jedoch zu

verwirklichen. Gregor VII. griff diesen Plan, mit welchem er zugleich die Absicht einer Einverleibung der griech. Kirche in die katholische verband, von neuem auf, wurde aber durch seine Händel mit Heinrich IV. an der Ausführung gehindert. Urban II. war es vorbehalten, dieser großen, der Völkerwanderung vergleichbaren Bewegung den Anstoß zu geben. Die fromme Schwärmerei, durch die Geistlichkeit zu jener Zeit in den Gemüthern des Volks genährt, der kriegerische Geist des Adels, durch den aus Spanien nach Frankreich und Deutschland herübergedrungenen Aufschwung des christlich-religiösen Ritterthums gehoben, verstärkt und veredelt, der allgemein verbreitete Hang nach Abenteuern, durch den sich besonders die Normannen in Italien auszeichneten, endlich die Aussicht für die niedern Vasallen und Leibeigenen, durch ihre Theilnahme, wenn nicht Ehre und Schätze, doch Befreiung von dem schwer auf ihnen lastenden Drucke des Adels zu erlangen, kamen hierbei den Absichten der Päpste fördernd entgegen und wurden die mitwirkenden Ursachen der Kreuzzüge.

Den so vorbereiteten Feuerstoff zu entzünden, bedurfte es nur eines geringen Anlasses, und diesen gab Peter von Amiens (s. d.), der Einsiedler genannt. Aus Palästina von einer Pilgerschaft 1094 nach Europa zurückgekehrt und mit Bittschreiben des Patriarchen Simeon von Jerusalem versehen, eilte er zu Papst Urban II., schilderte diesem den traurigen Zustand der Christen im Morgenlande auf das Eindringlichste und erzählte, wie ihm Christus selbst im Traume erschienen sei und ihm befohlen habe, die ganze Christenheit zur Befreiung des heil. Grabes aufzufodern. Urban, die wichtigen Folgen einer solchen Unternehmung schnell überschauend und entschlossen, dieselbe sogleich ins Werk zu setzen, schickte Peter, von seinem Segen begleitet, durch Italien und Frankreich, wo er durch sein Aufsehen erregendes Äußere und seine flammende Beredtsamkeit alle Gemüther in Bewegung setzte. Auf einer im März 1095 wegen der zahllosen Menschenmenge auf freiem Felde gehaltenen Kirchenversammlung zu Piacenza, und mit noch größerm Erfolge auf einer zweiten zu Clermont in Frankreich im Nov. 1095, wußte er die Gläubigen dergestalt für die neue Sache der Christenheit zu begeistern, daß sie einstimmig ausriefen: „Gott will es!" und sich zum Zeichen der Theilnahme an dem Kreuzzuge scharenweise, den Bischof Ademar von Puy an der Spitze, das rothe Kreuz auf die rechte Schulter heften ließen. Ein vom Himmel gefallener Brief und Wundererscheinungen anderer Art vollendeten die Begeisterung, und schon im Mai 1096 brach eine 40000 M. starke Schar Franzosen, Normänner, Flanderer, Lothringer, Italiener und Deutsche, der die vorbereitenden Rüstungen der Fürsten zu lange dauerten, unter Anführung Peter's und seines Neffen, Walter von Habenichts, auf, die aber, da sie aller Disciplin ermangelte, ebenso wie bald hernach das Heer des Priesters Gottschalk, theils auf dem Zuge durch Ungarn und Serbien, theils bei der Ankunft in Asien fast gänzlich den Untergang fand. Nach diesem mislungenen Versuche führte Gottfried von Bouillon (s. d.), Herzog von Niederlothringen, mit seinem Bruder Balduin ein geordnetes, aus 80000 wohlgerüsteten Streitern bestehendes Heer durch Deutschland und Ungarn nach Konstantinopel, wo sich Hugo von Vermandois, Bruder des Königs von Frankreich, Bohemund von Tarent, Tancred von Apulien, Raimund von Toulouse und Robert von der Normandie mit neuen Scharen an ihn anschlossen, sodaß die gesammte Zahl der Kreuzfahrer auf 600000 wuchs. Nach Asien übergesetzt, eroberten sie nach beschwerlichen Kämpfen und harten Verlusten 1097 Nicäa, 1098 Antiochia und Edessa und zuletzt am 15. Juni 1099 auch Jerusalem, zu dessen Könige Gottfried von Bouillon ernannt wurde, der jedoch schon im folgenden Jahre starb. Außer diesem Königreiche stifteten Balduin zu Edessa, Tancred zu Tiberias, Raimund zu Laodicea kleine, nach der Form des europ.-normänn. Lehnssystems eingerichtete christliche Staaten. Unterdessen hatten auf die Nachricht von der glücklichen Eroberung Palästinas ein neues Kreuzheer unter dem Herzog Welf von Baiern in Deutschland und zwei andere in Italien und Frankreich, zusammen an 260000 M., sich nach Palästina in Bewegung gesetzt; sie gelangten aber blos bis Asien, wo sie theils durch die Treulosigkeit griech. Wegweiser, theils durch das Schwert der Türken umkamen.

Den zweiten Kreuzzug veranlaßte die im J. 1144 durch die Eifersucht der christlichen Heerführer und den erkalteten Muth der Heere verschuldete Eroberung Edessas durch die Türken. Die Nachricht von diesem Verluste verbreitete über ganz Europa Bestürzung und erregte die gerechte Besorgniß, bald auch die übrigen Besitzungen sich entrissen zu sehen.

Deshalb befahl Papst Eugen III. einen neuen allgemeinen Kreuzzug gegen die Ungläubigen und gewann durch den schwärmerischen Bernhard von Clairvaux (s. d.) sogar den Kaiser Konrad III. (s. d.) und den König von Frankreich Ludwig VII. für die Theilnahme an demselben. Beide zogen 1147 mit beträchtlichen Heeren aus, erlitten aber, wie die frühern Heere, in Asien durch das Schwert der Sarazenen und die Heimtücke der Griechen harte Verluste und mußten, nachdem sie erst Damask, dann Askalon vergeblich belagert, unverrichteter Sache heimkehren. Die Eroberung Jerusalems durch Saladin im J. 1187 nach der blutigen Schlacht bei Tiberias hatte den dritten Kreuzzug zur Folge. Aber trotz dem, daß diesmal die Begeisterung in Europa höher als selbst zu Anfange der Kreuzzüge aufflammte und die Beherrscher der drei europ. Hauptreiche, der Kaiser Friedrich I., der König Philipp August von Frankreich und der König Richard I. von England, sich 1189 entschlossen, persönlich ansehnliche Heere gegen die Ungläubigen zu führen, blieben doch alle diese Anstrengungen ohne Erfolg. Friedrich I. (s. d.) kam, nachdem er unter vielen Mühseligkeiten und mit großem Menschenverlust bis Seleucia gelangt war, im Flusse Kalycadnus um, worauf sein Heer zum Theil sich zerstreute, zum Theil unter Friedrich von Schwaben mit dem übrigen Kreuzheere sich vereinigte. Philipp August und Richard, welche 1191 zur See anlangten, waren zwar so glücklich, gemeinschaftlich Acre oder Ptolemais zu erobern, aber verschiedenes Interesse verfolgend, entzweiten sie sich bald und kehrten einzeln, Richard, nachdem er vorher mit Saladin einen Waffenstillstand auf drei Jahre abgeschlossen hatte, nach Europa zurück. Ein neuer Kreuzzug, den Papst Innocenz III. von Frankreich aus in Bewegung setzte und welchen der staatskluge Doge Dandolo von Venedig mit Schiffen zu unterstützen versprach, beabsichtigte seinen Angriff zunächst auf Ägypten und von dort aus erst auf Palästina zu richten, fand aber in der Umstürzung des byzantin. Throns und in der Errichtung des lat. Kaiserreichs auf den Trümmern desselben zu früh sein Ziel. Ohne Erfolg mußte auch der Kriegszug bleiben, welchen, von Innocenz aufs neue angeregt, 30000 franz. und 20000 deutsche Knaben unter Anführung von Priestern unternommen haben sollen; in Palästina angelangt, kamen sie entweder im Elende um oder wurden als Sklaven nach Ägypten verkauft. Mit mehr Glück dagegen endigte der Kreuzzug, zu dem Honorius III. 1217 den König Andreas II. von Ungarn in Folge eines gegebenen Versprechens zu bewegen vermochte und den man gewöhnlich als den vierten rechnet. Von den Königen von Jerusalem und Cypern unterstützt, eroberte er das feste Schloß auf dem Berge Tabor und einige andere kleine Bergfestungen, kehrte aber, der Treulosigkeit und Uneinigkeit seiner Bundesgenossen in Palästina müde, schon 1218 nach Hause zurück, dem Grafen Wilhelm von Holland das Feld überlassend, der in demselben Jahre, vereint mit den Königen von Jerusalem und Cypern, in Ägypten landete, Damiette angriff und am 5. Nov. 1219 wirklich eroberte. Doch bald wendete sich das Glück und Damiette ging 1221 wieder verloren. Dieser Unfall veranlaßte den Papst Honorius, vom Kaiser Friedrich II. (s. d.) die Erfüllung seines in der Jugend gegebenen Versprechens, einen Kreuzzug zu unternehmen, erst mild, dann gebieterisch zu fodern. Auch unternahm Friedrich, als er nicht länger ausweichen konnte, im J. 1228 wirklich den sogenannten fünften Kreuzzug, landete zu Acre, befestigte Jaffa und schloß, trotz der Gegenwirkungen des ihm feindlich gesinnten Papstes, mit dem Sultan von Ägypten einen zehnjährigen Waffenstillstand, nach welchem den Christen Jerusalem, Bethlehem und Nazareth nebst einem großen Landstrich ausgeliefert wurden, und setzte endlich 1229 in Jerusalem selbst sich die Königskrone auf. Die Reihe der Helden, welche um die Eroberung des heiligen Landes kämpften, schloß der König Ludwig der Heilige von Frankreich, welcher 1248 den sechsten Kreuzzug unternahm. Unaufgefodert vom Papste, seinem eigenen religiösen Bedürfnisse folgend, schiffte er sich im Juni 1248, von 40000 Streitern umgeben, nach Cypern ein, von wo aus er durch die Eroberung Ägyptens sich den Weg nach Palästina zu eröffnen beschloß. Auch gelang es ihm, eine Aussöhnung der Hospitaliter und Templer zu bewirken, in den Besitz der Küste Ägyptens sich zu setzen und Damiette zu erobern. Als er aber die Eroberung Alexandrias vernachlässigte und weiter in Ägypten vordrang, um Kahiras sich zu bemächtigen, erlitt er eine bedeutende Niederlage bei Mansura, während gleichzeitig durch eine Revolution die Dynastie Saladin's gestürzt wurde und die Herrschaft der Mamluken sich

bildete. Ludwig gerieth sammt seinem Heere in Gefangenschaft und mußte sich mit schwerem Gelde loskaufen; Tripolis, Tyrus und Berytus wurden nach und nach erobert und mit Acre oder Ptolemais fiel 1291 das letzte Bollwerk und der letzte Rest der christlichen Reiche in Asien. So war also das eigentliche Ziel dieser zwei Jahrhunderte dauernden mächtigen Unternehmungen, die Eroberung des heiligen Landes, unerreicht geblieben, aber erreicht waren so manche andere größere Vortheile, die nicht im Plane der Urheber dieser Bewegungen gelegen hatten. Zwar hatte Europa eine Zahl von nahe an sechs Mill. seiner Bewohner durch diese Züge verloren, die Fürsten hatten zur Erschwingung der Kriegskosten ihren Unterthanen schwere Abgaben auferlegt, fromme Laien ihr Gut der Kirche geschenkt, verkauft oder verpfändet, die Klöster sich gemehrt, der Aberglaube und die allgemeine Verarmung sich gesteigert, und vor Allem hatte die Macht der Kirche sich fester als je begründet, aber zugleich wurden auch durch diese Züge eine engere Verbindung unter den europ. Völkern vermittelt, durch die Verarmung des Adels die Erhebung des Bürgerstandes vorbereitet, dem Handelsverkehr durch die Bekanntschaft mit dem Orient neue Wege gebahnt und eine große Masse neuer Kenntnisse und Künste nach Europa gebracht, sodaß der gegenwärtige Zustand Europas größtentheils eine mittelbare Folge derselben ist. Vgl. Wilken, „Geschichte der Kreuzzüge" (7 Bde., Lpz. 1807—32), welche bis zur Mitte des 13. Jahrh. reicht; Funck, „Gemälde aus dem Zeitalter der Kreuzzüge" (4 Bde., Lpz. 1820—24); Michaud, „Histoire des croisades" (6 Bde., Par. 1825—30; deutsch, 6 Bde., Quedlinb. 1827—32), und Desselben „Bibliothèque des croisades" (4 Bde., Par. 1830); und Heeren, „Versuch einer Entwickelung der Folgen der Kreuzzüge für Europa" (Gött. 1808).

Kreysig (Friedr. Ludw.), berühmter praktischer Arzt und medicinischer Schriftsteller, geb. am 7. Juli 1770 zu Eilenburg bei Leipzig, besuchte die Fürstenschule zu Grimma und bezog 1788 die Universität zu Leipzig, wo er sich der Heilkunde widmete. Von Leipzig aus ging er 1792 nach Pavia, um unter Frank, Scarpa, Paletta und Spallanzani sich weiter auszubilden, kehrte 1795 nach Leipzig zurück, erhielt die medicinische Doctorwürde und habilitirte sich als Privatdocent. Im J. 1796 wurde er Substitut der pathologischen und chirurgischen Professur in Wittenberg, wo er eine ambulatorische Klinik errichtete und 1801 in die Professur der Anatomie und Botanik einrückte. Indeß schon 1803 folgte er dem Rufe als kurfürstlicher Leibarzt nach Dresden. In dieser Eigenschaft begleitete er den Kurfürsten und nachmaligen König Friedrich August verschiedene Male nach Polen, sowie auch 1813 in die Gefangenschaft nach Friedrichsfelde. Nach seiner Rückkehr im J. 1815 übernahm er die Professur der speciellen Pathologie und Therapie und das Directorium der Klinik an dem Collegium medico-chirurgicum; legte indeß schon 1822 nach einer schweren Krankheit diese Stelle nieder, um seiner Praxis, die ihm besonders viele vornehme Russen und Polen zuführte, und seinem Lieblingsstudium, der Botanik, besser leben zu können, und erhielt auch nach des Königs Friedrich August Tode theilweise Dispensation von seiner Function als Leibarzt. Nachdem er 1838 noch eine Reise nach England und Irland unternommen hatte, starb er nach kurzer Krankheit am 4. Juni 1839. Außer zahlreichen kleinern Schriften sind besonders von ihm zu erwähnen „Neue Darstellung der physiologischen und pathologischen Grundlehren" (2 Bde., Lpz. 1798—1800); „Abhandlung über das Scharlachfieber" (Lpz. 1802); „Die Krankheiten des Herzens" (3 Bde., Lpz. 1814—17); „System der praktischen Heilkunde" (2 Bde., Lpz. 1818—19) und „Über den Gebrauch der natürlichen und künstlichen Mineralwässer" (2. Aufl., Lpz. 1828).

Kreysig (Georg Christoph), ein um die Specialgeschichte Sachsens sehr verdienter Schriftsteller, geb. 1697 zu Kranzahl bei Annaberg in Sachsen, studirte in Leipzig und Wittenberg und ging nachher nach Dresden, wo er Bücherauctionator wurde und am 13. Jan. 1758 starb. Wie in Leipzig an Mencken, so schloß er sich in Dresden besonders an Schöttgen an. Mit Letzterm gab er gemeinschaftlich heraus die „Diplomatische und curieuse Nachlese der Historie von Obersachsen" (12 Theile, Dresd. u. Lpz. 1730—33) und die „Diplomataria et scriptores historiae german. medii aevi" (3 Bde., Altenb. 1760, Fol.), denen H. G. Francke (s. d.) den dritten Band hinzufügte. Allein gab er heraus die „Historische Bibliothek von Obersachsen" (Görl. 1749) und die „Beiträge zur

Historie der sächs. Lande", die nach seinem Tode vom fünften Bande an ebenfalls Francke fortsetzte (6 Bde., Altenb. 1754—64).

Kriebelkrankheit oder **Kornstaupe** (raphania oder convulsio cerealis) ist eine schon öfter beobachtete Epidemie, welche sich durch Unterleibsbeschwerden, Eingenommenheit des Kopfes und weiterhin durch Krämpfe und das Gefühl von Ameisenlaufen, wie es beim sogenannten Einschlafen der Glieder stattfindet, ausspricht. Die Krankheit hat viel Ähnlichkeit mit einem nervösen Schleimfieber, verläuft schneller oder langsamer und führt meist zum Tode, nachdem sich Brand der Extremitäten dazu gesellt hat. Auch hat sie Blödsinn, Epilepsie, Blindheit und Taubheit zur Folge. Die Ursache derselben scheint der Genuß von Brot zu sein, welches aus unreinem, mit verschiedenen Kräutern und namentlich mit viel Mutterkorn (s. d.) vermischtem oder schlecht aufbewahrtem Getreide gebacken ist, da die Epidemien gewöhnlich nach Zeiten und in Landstrichen auftreten, in denen durch widrige Natur- oder politische Ereignisse diese Übelstände hervorgebracht worden waren. Zuletzt herrschte die Krankheit in den J. 1770 und 1771 in Niedersachsen. Vgl. Taube, „Geschichte der Kriebelkrankheit u. s. w." (Gött. 1782).

Krieg heißt der gewaltthätige Zustand zweier Völker, um Das durch die Waffen zu erzwingen, was durch Unterhandlungen nicht zu bewirken steht. Nothwendig muß der Eine dabei Angreifer sein, während der Andere den Angriff abzuweisen bemüht ist. Daraus ist die Eintheilung des Kriegs entstanden in Offensiv- und Defensivkrieg, Bürgerkrieg u. s. w. Inzwischen wird jeder Kriegszustand, wenn er auch anfangs defensiv ist, in der Hand eines klugen und lebhaften Befehlshabers sich in einen offensiven verwandeln, der allein zum Siege führen kann. Der Bürgerkrieg war in früherer Zeit häufig zugleich Religionskrieg. Ein Volkskrieg ohne Empörung, gegen einen äußern Feind gerichtet, wurde seit 1792 von der franz. Republik geführt und seit 1813 von den Russen und Preußen durch allgemeine Bewaffnung des Volks gegen Napoleon. Der sittliche Zweck des Kriegs ist Erhaltung nicht persönlicher Interessen, sondern des Staats und seiner Unabhängigkeit, und Kant in der Schrift „Zum ewigen Frieden" bemerkte sehr richtig, daß auf der Stufe der Cultur, worauf das menschliche Geschlecht noch stehe, der Krieg ein unentbehrliches Mittel sei, diese weiter zu bringen. Vgl. Fichte, „Über den Begriff des wahren Kriegs" (Tüb. 1815) und Tzschirner, „Über den Krieg" (Lpz. 1815).

Kriegsbaukunst, s. Festungsbau.

Kriegsgebrauch nennt man die allgemeine Übereinkunft der Völker und Heere über das Verhalten des Siegers gegen den Überwundenen, die sich nach der Zeit, der Nationalität, dem Herkommen und manchen individuellen Veranlassungen sehr verschieden gestaltet hat. So ist es Kriegsgebrauch, daß der Soldat, welcher seine Waffen wegwirft und um Pardon bittet, gefangen genommen und nicht getödtet wird; in manchen Schlachten wurde aber auch kein Pardon gegeben und selbst der Wehrlose getödtet. So war es Kriegsgebrauch, daß die Türken jedem Gefangenen den Kopf abschnitten, weil sie nach der Anzahl der besiegten Feinde belohnt wurden, und wilde Völker peinigen ihre Gefangenen noch gegenwärtig auf das Grausamste. Ebenso war früher das Plündern eroberter Städte nebst allen damit in Verbindung stehenden Gewaltthaten, und das Erpressen eines Lösegeldes von den Gefangenen nach Kriegsgebrauch ganz in der Ordnung und noch gegenwärtig fällt alles Besitzthum des Besiegten dem Überwinder zu. Als besondern Kriegsgebrauch erwähnen wir noch das Lösegeld, welches eine eroberte Stadt oder Festung in frühern Zeiten dem Befehlshaber der Artillerie bezahlen mußte, um die Glocken auszulösen, die jenem sonst verfallen waren. Zum Kriegsgebrauch gehören noch gegenwärtig das Aufhören des Feuers, wenn eine Festung die weiße Fahne aufsteckt, oder Chamade schlägt, das Annehmen der feindlichen Parlamentairs, wenn sie sich bei der Vorpostenlinie durch einen Trompeter oder Tambour melden, das Einführen derselben mit verbundenen Augen, ein kurzer Waffenstillstand zur Begrabung der Gebliebenen u. s. w. Ein sehr häufiger Kriegsgebrauch ist es auch, daß größere Massen von Truppen, die sich durch Capitulation ergeben, bei ihrer Auswechselung die Verpflichtung übernehmen müssen, in Jahr und Tag nicht wieder gegen die Macht und deren Verbündete, der ihr Überwinder angehört, zu dienen.

Kriegsgefangene heißen die durch Waffengewalt des Feindes überwundenen Sol-

daten jedes Grades. Im offenen Gefecht ruft Der, welcher sich aus irgend einer Ursache nicht mehr vertheidigen kann, Pardon! er wirft seine Waffen von sich und ergibt sich dadurch als Gefangener. Ist eine Truppenabtheilung umringt, machen die Verhältnisse das Durchschlagen derselben unmöglich, ergibt sich der Commandant einer Festung, so wird die Truppe kriegsgefangen, muß die Waffen strecken und sich der weitern Bestimmung des Feindes überlassen. Zuweilen geschieht dies durch eine Capitulation (s. d.), namentlich bei Übergabe der Festungen; im freien Felde aber meist ohne eine solche. Das Auswechseln der Kriegsgefangenen Mann gegen Mann und Charge gegen Charge findet noch gegenwärtig statt, hängt jedoch von den jedesmaligen besondern Verhältnissen ab. Die zum Theil barbarische Behandlung der Kriegsgefangenen, die früher nicht selten zum Tode verurtheilt und selbst in neuern Zeiten in harter Gefangenschaft gehalten wurden, wie in England auf Schiffen, in Rußland, das sie nach Sibirien schickt, ist, wenn sie auch zum Theil von zeitweiliger Erbitterung herrühren mag, ein Schandfleck im Völkerleben. Wird ein Kriegsgefangener, der bei seiner Auswechselung versprochen hat, binnen einer gewissen Zeit nicht wieder als Feind seinem Besieger gegenüberzustehen, abermals gefangen, so hat er das Leben verwirkt.

Kriegsgericht. Die Feststellung des Urtheils über das von einem Militair begangene Verbrechen geschieht zunächst durch Abgabe der Stimmen der dazu berufenen Richter, von denen die jüngsten in gleichem Range mit dem Inculpaten stehen und die höhern Chargen verhältnißmäßig besetzt sind. Je nach der Wichtigkeit des Falles ist jede Charge durch zwei bis drei Personen vertreten, die zusammengenommen nur eine Stimme haben, wenn gleich jedem Einzelnen freisteht, eine dissentirende Meinung zu Protokoll zu geben. Bei Veranlassungen, wo das Gesetz harte Strafen feststellt, müssen die zu Richtern Bestellten in Gegenwart des Inculpaten eidlich versichern, daß sie nach bestem Wissen den Acten gemäß zu Recht erkennen wollen. Es ist jenem sogar gestattet, vorher einzelne Personen zu bezeichnen, die er aus irgend einem rechtlichen Grunde nicht als Richter anerkennen will. Nachdem dann in Gegenwart des Beschuldigten die Acten vorgelesen und er befragt worden ist, ob er noch Etwas zu erinnern habe, bezeichnet der Auditeur das Minimum und Maximum derjenigen Strafe, welche den Gesetzen gemäß zu erkennen ist. Die Beisitzer des Gerichts berathen sich, geben ihre Stimmen ab, der Präses zuletzt, und nach der Mehrheit der Stimmen wird das Urtheil abgefaßt. Vom Kriegsgericht unterscheidet sich das Standrecht (s. d.) nur dadurch, daß letzteres über leichtere Vergehen der niedern Chargen entscheidet.

Kriegsgeschichte ist in frühern Zeiten fast die ganze Geschichte mancher Völker und es hat sonach dieselbe eine so gewaltige Masse Stoffes zu bewältigen, daß man von einer allgemeinen Kriegsgeschichte ganz absehen und auf Monographien sich beschränken muß, zumal da die Kriegsgeschichte um so höhern Werth erhält, je vollständiger die Facta angegeben, der Kriegsschauplatz beschrieben und sowol die Ursachen als die Wirkungen der getroffenen Maßregeln der Heerführer entwickelt werden. Das Studium der Kriegsgeschichte ist aber dem Militair unumgänglich nothwendig, denn wenn sich auch aus derselben keine Regeln ableiten lassen, deren Anwendung für alle Fälle den Erfolg sichert, und es in der Natur des Kriegs liegt, daß die unendliche Mannichfaltigkeit der Verhältnisse keinem allgemeinen Schema sich unterwerfen läßt, so bleibt doch die Kenntniß Dessen, was schon vorgekommen ist, ein wesentliches Hülfsmittel für Den, der, mit den übrigen Eigenschaften ausgerüstet, sich zum höhern Befehlshaber ausbilden will.

Kriegsgesetze umfassen alle Vorschriften, die zur Aufrechthaltung der Ordnung, Disciplin und Subordination beim Militair ertheilt werden, sowie die Strafen, welche der Übertretung der Gesetze folgen. Die ältern Kriegsgesetze waren in sogenannte Artikelsbriefe zusammengefaßt; jetzt heißen sie Kriegsartikel und wenn sie den Offizierstand besonders betreffen, Reglements. Sie beziehen sich nicht allein auf das Verhalten des Soldaten im Kriege, sondern auch auf das sittliche Benehmen u. s. w. im Frieden. Nach Zeit, Nation und unter der Einwirkung besonderer Umstände müssen sich nothwendig diese Gesetze und Strafen bei den verschiedenen Heeren sehr mannichfaltig gestalten und Abänderungen unterliegen; stets aber waren Feigheit, Verrath, Untreue, Widersetzlichkeit und lasterhaftes Leben mit besondern Strafen belegt. Diese Strafen bestanden und beste-

hen noch gegenwärtig hauptsächlich in Schlägen, Gefängniß, Degradation (s. d.) und Todesstrafe, unter Hinzufügung von harter Arbeit, vermehrtem Dienst, auch theilweiser Entziehung der Portionen. Die Schläge wurden mit Stöcken, bei der Cavalerie mit den Steigriemen, an Unteroffizieren mit der Degenklinge (Fuchtel), auf Schiffen mit einem Tauende und noch gegenwärtig in England mit der sogenannten Katze, einer mehrfach gespaltenen Geißel, ertheilt, sind aber in der neuern Zeit fast überall abgeschafft oder doch auf die Fälle beschränkt, wo das Verbrechen ein entehrendes ist. Ebenso ist das ehemalige Spießruthenlaufen (s. d.) gänzlich verbannt. Man hat den Geist der neuern Zeit richtiger erkannt und durch Weckung des Ehrgefühls mehr erreicht, als körperliche Züchtigungen gewähren können. Die Gefängnißstrafe erhält unter Umständen eine Schärfung dadurch, daß der Verurtheilte einsam bleibt und nur jeden dritten Tag warme Kost erhält; dagegen ist das Einsperren in finstere Löcher u. s. w. ebenfalls aufgehoben. Die Todesstrafe besteht gewöhnlich im Erschießen oder Arkebusiren; die sonst im Civil vorkommenden Todesstrafen werden beim Soldaten nur dann angewendet, wenn er sich eines gemeinen Verbrechens schuldig gemacht hat.

Kriegskunst, s. Kriegswissenschaft.

Kriegsmaschinen der Alten, von den Griechen, Macedoniern und Römern erfunden oder vervollkommnet, zum Theil auch im Mittelalter gebräuchlich, waren entweder zum Angriffe der Festungen bestimmt und zerfielen in Deckwerke und eigentliche Kriegsgeräthe, oder dienten als Schießwerkzeuge. Die Deckwerke waren oben offene Schirme (plutei) aus leichtem Holz, gegen das Anzünden mit Blech oder mit rauhen Häuten überzogen, gewöhnlich auf drei oder vier Blockrädern beweglich und dazu bestimmt, die Schützen, welche Pfeile gegen die Mauerzinnen abschossen, zu decken. Die Sturmdächer (vineae) bestanden in niedern Lauben, oben mit starken Bohlen und rauhen Fellen bedeckt, um den mit Untergrabung der Mauern oder Ausfüllung der Gräben beschäftigten Mannschaften Schutz gegen die herabgeworfenen Steine und Feuertöpfe zu gewähren. Stand das Sturmdach auf Rädern, so bekam es den Namen Schildkröte (testudo oder auch musculus). Der Mauerbohrer (terebra) war ein etwa fünf Zoll starker Baum, vorn mit einem scharfen Spitzbohrer, der durch ein umgewickeltes Seil in einer Rinne umgedreht und zugleich vorwärts geschoben wurde, um die Fugen fester Mauern zu öffnen und die Steine locker zu machen. Der Mauerbrecher (aries) bestand in einem 60 F. langen Baumstamm mit einem metallenen Knopfe in Form eines Widders, 6—10 F. hoch gewöhnlich unter einem Sturmdache aufgehangen, der von 20—50 Soldaten mit großer Gewalt gegen die Mauer gestoßen ward, um sie niederzustürzen. Er hing nicht selten auch im untern Stockwerke eines Wandelthurms (turris), der an die feindliche Mauer gebracht wurde, um den Soldaten, die auf ihm standen, mittels einer Fallbrücke (exostra) den Übergang auf jene zu verschaffen. Die größern, öfters über 100 F. hoch, 20—40 F. ins Gevierte, bestanden auch wol aus mehren Stockwerken, durch Soldaten besetzt, die zum Theil oben standen, um durch Pfeilschüsse die Belagerten von der Mauer zu treiben, während aus einem der mittlern Stockwerke die Fallbrücke niedergelassen wurde, nachdem ein Theil der Mauer durch den Sturmbock eingestürzt worden war. Mit dem Sturmhaken (harpago) suchte man dabei die Zinnen und die auf den Mauern stehenden Blendwerke der Belagerten herabzureißen. Des Hakens, sowie einer beweglichen an Ketten hängenden Zange (corvus) bedienten sich namentlich auch die Vertheidiger, um das Geräth des Thurmes zu ergreifen und unwirksam zu machen. Bei den Stürmen dienten endlich noch der Hebekasten (tolleno), an einem langen und starken Balken hängend, um ihn mit 12—20 Kriegern mittels einer Wippe auf die Mauer zu bringen, und die Sturmbrücke (sambuca), eine Art fliegender Brücke auf einem Fahrzeuge, auf dem sich eine 50—60 F. hohe Leiter zwischen einem galgenförmigen Gerüste befand, um auf einem Wassergraben damit an und auf die Mauer zu kommen. Die Schieß- und Werfzeuge waren die Katapulten (s. d.) und Ballisten (s. d.). Besonders erfindungsreich in Angabe von Kriegsmaschinen war bei der Vertheidigung von Syrakus der berühmte Archimedes. Von Augustus erhielt Vitruvius die Aufgabe, über Kriegsmaschinen zu schreiben. Unter den Neuern stellte namentlich Just. Lipsius sorgfältige Untersuchunger über diesen Gegenstand an.

Kriegsmünzen nennt man diejenigen Münzen, welche in Kriegszeiten, um die Hülfsmittel zum Kriegführen ergiebiger zu machen, geringhaltiger, oder wol ganz von schlechtem Metall ausgemünzt werden. Der Gebrauch, solche Münzen zu schlagen, erhielt seine größte Ausdehnung während des Dreißigjährigen Kriegs. Aus der Zeit des Siebenjährigen Kriegs sind die Ephraimiten (s. d.) am bekanntesten; außerdem prägten die preuß. Münzpächter solche geringhaltige Sorten in Pommern, Mecklenburg, Anhalt, Sachsen u. s. w. Wegen der Bezeichnung mit B. S. M., welche man durch „Bruder Sauf Mal!" erklärte, sind die bernburger ganzen und halben Groschen eine Curiosität. Von Goldmünzen sind die Augustd'or in Sachsen und die Friedrichsd'or in Preußen als Kriegsmünzen bekannt. Erstere von 1753—56 ausgeprägt, hielten kaum sieben Karat fein, erreichten noch nicht den Werth der Goldgulden und sind an den Buchstaben E. C. zu erkennen, welche sich auf dem Revers als Zeichen des Münzpächters Ephraim finden. Die preuß. Friedrichsd'or aus den J. 1755 und 1757 haben den Werth von 3⅓ Thlr., sind aber größer als die alten und unterscheiden sich durch das U, welches statt V in der Umschrift gebraucht wurde.

Kriegsrath. Im Feldkriege und namentlich bei der Vertheidigung der Festungen kommen Fälle vor, wo der Commandirende nicht allein über die weiter zu treffenden Maßregeln entscheiden kann oder will. In solchem Falle beruft er die höhern Offiziere der verschiedenen Truppengattungen, hauptsächlich die Artillerie- und die Ingenieuroffiziere, um über das weitere Verfahren zu entscheiden, zu einem Kriegsrathe. Wenn auch in einzelnen Fällen ein rascher, selbst gewagter Entschluß den Vorzug vor einer solchen Berathung verdienen dürfte, so ist doch gewiß in andern Fällen es sehr räthlich, die Meinungen derjenigen Personen zu hören, welche den meisten Einfluß auf die nächste Folge haben müssen.

Kriegsschauplatz (théâtre de la guerre) heißt im Allgemeinen dasjenige Land, zuweilen auch nur die Provinz, wo die Schlachten, Gefechte und Belagerungen stattfinden, welche den Krieg bilden. Eine genaue, sowol statistische als topographische Kenntniß desselben ist dem Heerführer unentbehrlich.

Kriegsschiffe scheiden sich in Linienschiffe (s. d.), Fregatten (s. d.) und kleinere Schiffe, von denen die beiden letztern Arten auch bereits durch Dampf getrieben werden. Alle werden nach der Zahl der Kanonen benannt, welche sie führen, und die in einer bis drei Lagen auf ihren zugehörigen Decken übereinander stehen. Im Allgemeinen wird angenommen, daß Schiffe über 90 Kanonen drei Decke haben. Bei den Engländern haben Linienschiffe des ersten Ranges 104—120 Kanonen in drei, die des zweiten 80—92 in zwei, die des dritten 70—78 ebenfalls in zwei Lagen, die des vierten 50—60, sowie die folgenden in einer Lage, die des fünften Ranges oder die Fregatten 36—44, die des sechsten 20—30, Corvetten und große Briggs 18, kleine Briggs 10 Kanonen. Die Schiffe vom ersten bis dritten Range haben in der untern Lage 32pfünder, in der zweiten 24pfünder, in der dritten und auf Back und Schanze 12pfünder. Die Bemannung steigt von den Schiffen mit 60 Kanonen bis zu den größten Linienschiffen von 450—850 M. Im Allgemeinen führen die engl. Schiffe leichteres Geschütz als die französischen. Zu den kleinern Kriegsschiffen werden nächst Briggs und Kuttern auch Bombardiergalliotten, Kanonenschaluppen und die kleinen Galeeren der Scheerenflotten Rußlands und Schwedens gerechnet.

Kriegsschulen, s. Militairschulen.

Kriegswissenschaften nennt man diejenigen Wissenschaften, welche dem Militair, namentlich dem höhern Befehlshaber als positive Kenntnisse unentbehrlich sind. Wenn hiernach beinahe keine einzige Wissenschaft ausgeschlossen scheint, und daraus der große Umfang hervorgeht, den das Wissen des unterrichteten Offiziers umfassen soll, so wird doch nicht Alles überall gleichzeitig gebraucht und sehr Vieles dient auch nur zur allgemeinen Bildung des Verstandes. Eine eigentliche Kriegswissenschaft im strengsten Sinne gibt es nicht, denn obgleich gar viele Theorien des Kriegs aufgestellt worden sind, so läßt sich die Führung desselben nie auf so bestimmte Regeln zurückbringen, wie andere exacte Wissenschaften. Daher ist es auch angemessener von Kriegskunst zu sprechen, wenn die Fähigkeit, den Krieg in seinen einzelnen Theilen oder im Großen zu führen, bezeichnet werden soll, wogegen die Kriegswissenschaften besser Hülfswissenschaften genannt werden. Hierhe

gehören dann vorzugsweise die Waffenlehre, mit Einschluß der Taktik, die Befestigungskunst, Terrainlehre und die Kriegsgeschichte. Letztere umfaßt zugleich die so vielfachen Veränderungen, welchen die Kriegskunst nach Verschiedenheit der Zeiten, Nationen und jedesmaligen Verhältnissen unterworfen gewesen ist; sie zeigt, wie jeder große General sich ein den Umständen angemessenes System gebildet hat, und ohne sich an Theorien zu kehren, die in einem Falle vortrefflich sein können, in einem andern aber keinen Erfolg geben würden, den Krieg mit wahrhafter Kunst geführt hat.

Kriegszucht, s. Mannszucht.

Kries (Friedr.), ein ebenso fruchtbarer als verdienstvoller Schriftsteller im Gebiete der Mathematik und Physik, geb. am 18. Oct. 1768 zu Thorn in Westpreußen, wo sein Vater Rector des Gymnasiums war, erhielt auf diesem den ersten wissenschaftlichen Unterricht und bezog zu Ostern 1786, um sich dem Studium der Pädagogik und Theologie zu widmen, die Universität zu Leipzig, die er im folgenden Jahre mit Göttingen vertauschte, wo er sich hauptsächlich mit philologischen Studien beschäftigte. Durch die Empfehlung des Philologen Heyne erhielt er 1789 eine Anstellung als Lehrer der Mathematik und Physik an dem Gymnasium zu Gotha, welche Stadt er mehrer Anträge zu auswärtigen Stellen ungeachtet seitdem nie verließ. Übrigens ertheilte er auch in der lat., sowie einige Zeit in der ital. Sprache und in der Geschichte der griech. und röm. Philosophie Unterricht, rückte nach und nach bis zur ersten Professur auf und feierte am 2. Nov. 1839 sein 50jähriges Amtsjubiläum, bei welcher Gelegenheit er den Hofrathstitel erhielt, worauf er zu Michaelis 1842 auf seinen Wunsch in den Ruhestand versetzt wurde. Von 1830 an hatte er auch mehre Jahre lang den beiden Söhnen des verstorbenen Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha, Ernst und Albert, mathematischen Unterricht ertheilt. Von seinen zahlreichen Schriften sind die bedeutendsten das „Lehrbuch der Physik" (Jena 1806; 5. Aufl., 1835); „Lehrbuch der reinen Mathematik" (Jena 1810; 7. Aufl., 1844); „Lehrbuch der mathematischen Geographie" (Lpz. 1814; 2. Aufl., 1827); „Von den Ursachen der Erdbeben und von den magnetischen Erscheinungen" (Lpz. 1827); „Vorlesungen über die Naturlehre für Frauenzimmer" (3 Bde., Lpz. 1832—36); „Gründliche Anweisung zur Rechenkunst für Geübtere" (Gotha 1808; 4. Aufl., 1835). Außerdem hat K. eine sehr große Menge einzelner Abhandlungen und Aufsätze, die in Zeitschriften zerstreut sind, sowie Übersetzungen aus dem Griechischen, Englischen, Italienischen und Französischen geliefert.

Krim, s. Taurien.

Krischna, s. Indische Religion.

Krisis (griech.), eigentlich Urtheil, Entscheidung, wird in der Medicin in verschiedenen Bedeutungen gebraucht. Im weitesten Sinne verstand schon Hippokrates unter diesem Worte jede Veränderung im Verlaufe einer Krankheit, welche den künftigen Ausgang derselben ankündigt, obgleich er auch in engerer Bedeutung den Begriff damit verband, für welchen man es gegenwärtig als Kunstausdruck benutzt, da sich für die erste Bedeutung viele andere Worte gefunden haben, welche diese vielfach untereinander abweichenden Veränderungen näher bezeichnen. Sieht man nämlich eine Krankheit als einen Kampf an, welchen die Heilkraft der Natur, die Kraft und das Bestreben des Organismus, sich selbst zu erhalten und sich gegen die Angriffe auf sein Bestehen zu vertheidigen, mit einem schädlichen Einflusse und dessen Producten eingeht, so ist der Zeitpunkt, in welchem eines dieser streitenden Momente den Sieg davon trägt, derjenige der Krisis. Dieser Begriff wird jedoch gewöhnlich wieder so weit eingeschränkt, daß man nur dann von einer Krisis spricht, wenn diesem Zeitpunkte gewissermaßen die größtmöglichen Anstrengungen der streitenden Parteien, also auch je nach der Beschaffenheit des Organismus und der Krankheit mehr oder weniger stürmische Aufregungen und Erscheinungen im Körper vorhergehen, während, wenn jener Sieg ohne solche Erscheinungen errungen wird, man sagt, daß die Krankheit nicht durch eine Krisis, sondern durch Lösung (lysis, solutio morbi) den Gang eingeschlagen habe, der sie ihrem Ziele zuführt. Obgleich nun ein Sieg einer dieser Kräfte über die andere in jeder Krankheit stattfinden muß, so ist er doch in chronischen Krankheiten viel seltner als in acuten von solchen stürmischen Erscheinungen begleitet, weshalb man auch fast nur den acuten und namentlich den fieberhaften Krankheiten Krisen zuschreibt. In letztern sind

nun meist gewisse Ausleerungen durch Schweiß, Urin u. s. w. die Erscheinungen, durch welche sich der Zeitpunkt der Krisis charakterisirt, und man bezeichnet aus diesem Grunde diese sogenannten kritischen Ausleerungen sehr häufig schlechtweg mit dem Namen Krisen, ein Sprachgebrauch, der sich eigentlich nicht rechtfertigen läßt, da diese Ausleerungen nicht allemal wesentlich sind oder auch, ohne kritische Bedeutung zu haben, erfolgen können. Die Erfahrung hat gezeigt, daß die Krisis in vielen Fällen auf bestimmte Tage fällt, und man hat als solche kritische Tage besonders den 7., 14. und 21. Tag nach Anfang der Krankheit beobachtet. Ob die Krisis eine günstige oder ungünstige gewesen sei, läßt gewöhnlich durch das darauf eintretende Befinden des Kranken sich am besten beurtheilen, welches nach einer günstigen Krisis, die bedeutende, oft nun erst eintretende Mattigkeit abgerechnet, meist auffallend und schnell sich bessert, während nach einer ungünstigen entweder die Zufälle der Krankheit selbst sich verschlimmern, oder einen andern bösartigeren Charakter annehmen, oder auf einmal eine ganz neue Krankheit auftritt und das Leben des Kranken bedroht. — Im gewöhnlichen Leben nennt man Krisis den Zeitpunkt in einer einzelnen oder einer Reihe von Begebenheiten, welcher den Ausgang derselben bestimmt, dem Ganzen die Wendung gibt, die es annimmt.

Krissa, eine sehr alte und reiche, südwestlich von Delphi gelegene Stadt in Phocis, von welcher der krissäische Meerbusen, der jetzige Busen von Salona, seinen Namen erhielt, in der Nähe des heutigen Krisso oder Chryso, oberhalb der oft fälschlich mit ihr für identisch gehaltenen Stadt Kirrha (s. d.), wurde zweimal in Folge der Bedrückungen durch Abgaben, die sie sich gegen die nach Delphi Wallfahrenden hatte zu Schulden kommen lassen, zerstört und blieb zuletzt in Trümmern liegen, von denen noch jetzt mehre sich vorfinden.

Kriterium heißt das Merkmal oder Unterscheidungszeichen, wonach wir etwas beurtheilen. Kriterium der Wahrheit ist Das, woran wir das Wahre erkennen und wodurch wir es von dem Falschen unterscheiden. Über das Vorhandensein solcher Kriterien haben die Philosophen viel gestritten. Gewiß ist, daß es sich widerspricht, ein Kriterium des Wahren, welches von dem Wahren selbst verschieden wäre, anzunehmen, weil letzteres dann ein Unwahres sein würde. Die Wahrheit verbürgt sich selbst und alles Andere; aber sie will gedacht sein. Die Nöthigung des Subjects im Denken ist daher das einzige subjective Kriterium, durch welche es zugleich sich seiner Einstimmung mit den allgemeinen Gesetzen des Seins und Denkens bewußt wird, nur muß diese Nöthigung als von der Beschaffenheit des Gedachten selbst abhängig gedacht werden. Der Streit über die Kriterien der Wahrheit begann von der Zeit an, wo das Verhältniß des Subjectiven und Objectiven streitig wurde und man daher für alle Forschung ein Princip der Übereinstimmung mit der Wahrheit suchte. Die Stoiker und die Epikuräer wählten, ihrem Standpunkte gemäß, entgegengesetzte Kriterien, und die Skeptiker wiesen in dieser Entgegensetzung selbst deren Unzulänglichkeit nach. Unter den neuern Philosophen hat namentlich Kant die Unmöglichkeit eines allgemeinen materialen Kriteriums der Wahrheit nachgewiesen und die ganze Frage auf die Form der Gedanken beschränkt.

Kritias, der gewaltsamste unter den sogenannten Dreißig Tyrannen in Athen, stammte aus einer angesehenen Familie, zu der auch Platon gehörte, erhielt unter der Leitung des Sophisten Gorgias und nachher des Sokrates eine sorgfältige Bildung und eröffnete im J. 411 v. Chr. bei Verhandlung eines Criminalprocesses seine politische Laufbahn. Sechs Jahre später wurde er nach Thessalien verwiesen, kehrte aber nach der für die Athener unglücklichen Schlacht bei Ägospotamos im J. 405 v. Chr. in Folge der Amnestie nach Athen zurück und schloß sich hier mit dem wärmsten Eifer der von den Spartanern durch Lysander (s. d.) eingeführten oligarchischen Verfassung der Dreißig Tyrannen an. Bei seiner geistigen Überlegenheit wußte sich K. in dieser Stellung sehr bald den meisten Einfluß zu verschaffen, verfuhr jedoch mit solcher Ungerechtigkeit, Härte und Grausamkeit, daß er selbst seinen charakterlosen Collegen Theramenes (s. d.) hinrichten ließ und zuletzt den allgemeinen Haß der Athener sich zuzog. Zum Glücke dauerte sein Schreckenssystem nur ein Jahr, da die Vertriebenen und Ausgewanderten unter Anführung des Thrasybulus (s. d.) mit bewaffneter Hand gegen die Stadt zogen, in welchem Kampfe K. im J. 403 v. Chr. fiel. Wie als Philosoph und Redner, so zeichnete sich K. auch als Dichter namentlich

in der elegischen Poesie aus. Vgl. Weber, „De Critia tyranno" (Frankf. 1824) und Hinrichs, „De Theramenis, Critiae et Thrasybuli rebus et ingenio" (Hamb. 1820). Die Bruchstücke seiner Elegieen sind gesammelt von Bach (Lpz. 1827) und Schneidewin im „Delectus poesis graec. elegiacae etc." (Bd. 1, Gött. 1838), deutsch übersetzt von Weber in den „Elegischen Dichtern der Hellenen" (Frankf. 1826) und in Borberg's „Hellas und Rom" (Bd. 1, Stuttg. 1842).

Kriticismus nennt man seit Kant (s. d.) diejenige philosophische Denkart, vermöge deren vor jedem Versuche, die Philosophie als systematisches Wissen aufzustellen, eine Untersuchung des Erkenntnißvermögens für nothwendig erklärt wird. Der Kriticismus sollte sich daher einerseits vom Dogmatismus (s. d.) als der Denkart, welche diese propädeutische Arbeit vernachlässigt, andererseits von dem Skepticismus (s. d.), als der Verzweiflung an der Möglichkeit alles Wissens, unterscheiden.

Kritik heißt zunächst die Beurtheilung und Prüfung eines Gegenstandes, besonders wenn sie gründlich und ausgeführt ist; dann die Fähigkeit oder Kunst der Beurtheilung gewisser Gegenstände, und endlich die Wissenschaft für die Beurtheilung derselben oder die wissenschaftliche Darstellung der aus der Natur eines Gegenstandes hervorgehenden Regeln, nach welchen seine Wahrheit beurtheilt werden kann. Jede Kritik setzt einen Gegenstand als gegeben voraus, als gründliche Beurtheilung und Beurtheilungskunst aber auch eine Theorie, durch welche die Idee eines Gegenstandes entwickelt wird; denn die vollkommene Beurtheilung kann nur aus wissenschaftlich klarer Einsicht in das Wesen eines Gegenstandes entspringen. Dem Gegenstande nach ist daher die Kritik ebenso verschieden, wie die freie Thätigkeit selbst; besonders aber bezieht sie sich auf die höchsten Gegenstände und Äußerungen menschlicher Thätigkeit, Wissenschaft, Kunst und Gesinnungen sammt dem daraus hervorgehenden Handeln im weitern Sinne. In Beziehung auf die erstere ist sie philosophische oder historische Kritik. Philosophische Kritik im weitesten Sinne kann eine wissenschaftliche, durchgeführte, nur die Idee eines Gegenstandes und deren Verhältniß zur Darstellung betrachtende Kritik sein, die historische hingegen eine solche, welche nur das Äußerliche eines Gegenstandes oder Werks und seine Beziehung auf Zeit und Raum, sowie das daraus entspringende Verständniß desselben betrifft. Kant und seine Schüler gaben dem Namen Kritik eine bis dahin ungewöhnliche Bedeutung dadurch, daß sie ihn auf die Prüfung des Erkenntnißvermögens oder auf die Untersuchung Dessen, was dem Menschen überhaupt zu erkennen möglich sei, bezogen, und unterschieden in der Philosophie eine kritische Methode oder den Kriticismus (s. d.) von der dogmatischen und von der skeptischen. Die historische Kritik bezieht sich auf die Wirklichkeit äußerer Thatsachen und ihre durch Erfahrung erkennbare Beschaffenheit, und hat es mit der Untersuchung der Echtheit oder Authenticität gewisser, besonders schriftlicher, Zeugnisse zu thun. Sie ist wieder so verschieden, wie die historische Wissenschaft selbst. Hauptsächlich aber gehört hierher die historische Kritik im eigentlichen Sinne, welche die Echtheit und Beschaffenheit gewisser Angaben der Geschichtschreiber u. s. w. nach bestimmten, aus dem Zweck der Geschichte und der Natur der historischen Gewißheit hervorgehenden und auf die verschiedenen Arten der historischen Quellen angewendeten Regeln prüft und einen Bestandtheil der historischen Kunst ausmacht. (S. Historisch.) Mit ihr steht in genauer Verbindung die philologische Kritik, die Prüfung der schriftlichen Denkmäler, vorzüglich des Alterthums, welche die doppelte Aufgabe hat, entweder den Text von fremdartigen, später hinzugekommenen Zusätzen zu reinigen und die Echtheit ganzer Stellen oder selbst ganzer Werke, in Beziehung auf einen genannten Verfasser, zu untersuchen, oder die Richtigkeit einzelner Wörter und ihrer Verbindung zu einem Satze festzustellen, in welcher Hinsicht sie auch, wenn das absichtlich oder durch Irrthum Verdorbene durch bloße Conjectur (s. d.) wiederherzustellen ist, Conjecturalkritik genannt wird. Ersteres nennt man die höhere, Letzteres die niedere Kritik. Die höhere Kritik geht bei der Untersuchung der Echtheit einer Schrift entweder von äußern Umständen, von Zeugnissen Anderer u. s. w., oder von innern und wesentlichen Beziehungen, d. h. von Inhalt, Geist, Sprache und Stil der Schrift selbst aus, und bestimmt danach, ob dieselbe dem angegebenen Verfasser, oder welchem andern Verfasser und welcher andern Zeit sie zuzuschreiben sei. Im erstern Falle

heißt sie äußere oder diplomatische, im letztern innere Kritik. Diese philologische Kritik, welche in Verbindung mit der Auslegungskunst oder Interpretation einen Bestandtheil der höhern Philologie (s. d.) ausmacht, ist, was die altclassische Literatur betrifft, im 17. Jahrh. namentlich durch den Engländer R. Bentley (s. d.), in neuerer Zeit unter den Deutschen vorzüglich durch F. A. Wolf (s. d.), G. Hermann u. A. auf einen sehr hohen Grad der Vollkommenheit gebracht worden. Freilich sind die Untersuchungen, vorzüglich der innern Kritik, oft an sehr leise Andeutungen der Wahrscheinlichkeit gebunden; allein da jede Zeit, jeder Ort, jedes Individuum der Eigenthümlichkeiten so viele hat, so bewährt es die Erfahrung doch, daß sie, wenn sie mit nöthiger Unbefangenheit, hinlänglichem Scharfsinn, umfassender Sachkenntniß und ausdauernder Sorgfalt angestellt werden, meist eine bestimmte Entscheidung mit überwiegender Wahrscheinlichkeit gewähren. A. W. von Schlegel (s. d.), Lachmann (s. d.), die Gebrüder Grimm (s. d.), Graff (s. d.), Benecke (s. d.), Haupt (s. d.), Hoffmann (s. d.), Wackernagel, Ettmüller u. A. haben diese Kritik auch auf die altdeutsche Literatur angewendet. — Die Kunstkritik untersucht den innern, idealen oder ästhetischen Werth des Kunstwerks und heißt insofern ästhetische Kritik, oder beurtheilt nur die äußere körperliche und mechanische Bearbeitung, die regelmäßige Anwendung der Werkzeuge und Darstellungsmittel der Kunst oder eines Gewerbes, und heißt dann technische Kritik. Der gründliche Kritiker und Kunstrichter unterscheidet sich von dem Kritikaster oder Afterkritiker, dessen Urtheil ohne objectiven Grund und ohne Nothwendigkeit ist, oder sich auf willkürliche und conventionelle Gesetze, oder endlich nur auf Kleinigkeiten und anscheinende Fehler gründet, und somit nicht die Natur der Sache, sondern sein individuelles Besserwissenwollen geltend macht. Solche und ähnliche Fehler haben dem Namen der Kritik, sowie dem Geschäfte des Kritisirens eine verdächtige Bedeutung gegeben. Der ästhetischen Kritik ist ihrem ganzen Charakter nach verwandt die sittliche Kritik, die sich auf den Werth der Gesinnungen und Handlungen bezieht und in der Ethik ihre Haltepunkte findet, wie die ästhetische Kritik in der Ästhetik.

Kroaten, eine der Infanterie zugehörende Truppenart im östr. Dienste, die ursprünglich aus Kroatien herstammte, werden namentlich im Siebenjährigen Kriege häufig erwähnt. Sie waren wenig disciplinirt und besonders auf Beute bedacht, aber doch zum Vorpostendienst und überhaupt zum kleinen Kriege gut zu gebrauchen und mit langen Flinten bewaffnet. Schon 1646 kommen Kroaten in franz. Diensten vor.

Kroatien, ein Königreich, umfaßt im weitesten Sinne das Land zwischen Ungarn, der europ. Türkei, dem Adriatischen Meere und den östr. deutschen Staaten, nämlich das mit Ungarn verbundene Königreich Kroatien oder Provinzialkroatien, die kroatische Militairgrenze oder Militairkroatien, das ungar. Litorale und einen Theil von Bosnien oder das türk. Kroatien. Letzteres ausgenommen, gehört ganz K. zur östr. Monarchie und hat in dieser Beschränkung ein Areal von 460 □M. mit ungefähr 1,050000 E.; davon kommen auf Provinzialkroatien, welches in die drei Comitate Agram, Warasdin und Kreutz getheilt ist, mit Einschluß des ungar. Litorale (s. d.) 172 □M. mit 580000 E. in 7 Städten, 16 Marktflecken und 1680 Dörfern, und auf die kroatische Militairgrenze 288 □M. mit 470000 E. in sechs Städten, sechs Marktflecken und mehr als 1200 Dörfern. (S. Militairgrenze.) Es wird begrenzt von Ungarn, Slawonien, Bosnien, Dalmatien, Illyrien und Steiermark, und ist bewässert von Drau, Sau, Kulpa und Unna. Die Bewohner sind Kroaten und Serben, gewöhnlich Raizen (s. d.) genannt, mit Deutschen und Ungarn vermischt. Sie reden die slaweno-horwatische Mundart, bekennen sich zumeist zur röm.-katholischen Kirche und stehen im Rufe als gute Krieger (s. Kroaten), aber in Rücksicht der wissenschaftlichen Ausbildung und des Gewerbfleißes auf einer niedern Stufe. Provinzialkroatien hat einen fruchtbaren Boden, indem nur niedrige Berge aus Steiermark und Krain sich hineinziehen; das südlich gelegene Militairkroatien hingegen hat an der bosn. und dalmat. Grenze hohe Gebirge, die sich bis zu 5400 F. erheben, z. B. den Wellebit, das Plichevicagebirge und das Srinergebirge, und sich bis in das Innere des Landes erstrecken, wo die Kapella und der Klek zu bemerken sind. Das Klima ist mild und gesunder

als in dem benachbarten Slawonien. Die vorzüglichsten Producte des Landes sind Wein, Taback, Getreide, Mais, Obst, besonders Pflaumen, Holz, Rindvieh, Pferde, Schafe, Schweine, Wild, Fische, Bienen, Eisen, Kupfer und Schwefel. Die Hauptstadt in Provinzialkroatien ist Agram (s. d.), in der kroatischen Militairgrenze Karlstadt (s. d.). K. war in frühester Zeit von den Pannoniern besetzt, bis sie unter Augustus von den Römern besiegt wurden, worauf es eine Provinz von Illyrien bildete, die bei der Theilung des röm. Reichs im J. 395 zu dem abendländischen Reiche geschlagen wurde. Im J. 489 wurde es von den Gothen genommen und gehörte nun zu Italien, bis es im J. 535 der Kaiser Justinian eroberte. Hierauf unterlag es der Gewalt der Avaren bis zur Mitte des 7. Jahrh., wo die Kroaten hier einwanderten, die nach langen Kämpfen im 8. Jahrh. den Franken unterlagen. Seitdem gehörte K. bald zu Baiern, bald zu Italien und in der zweiten Hälfte des 9. Jahrh. unterwarf es sich sogar den griech. Kaisern. Hierauf schwang es sich als Lehnsstaat der letztern zu einem Reiche und zu hoher Blüte empor, verfiel aber wieder in Folge innerer Kriege und des Kampfes mit Venedig. Seine Herrscher nahmen seit dem Ende des 10. Jahrh. den Titel als Könige von K. an, den sie aber um die Mitte des 11. Jahrh. mit dem eines Königs von Dalmatien vertauschten. Nachdem sie sich zuvor dem Papste unterworfen, bemächtigte sich bei ihrem Aussterben gegen Ende des 11. Jahrh. der König Wladislaw von Ungarn des Throns. Hierauf hatte das Land wieder viel von den Venetianern zu leiden, bis der Sieg bei Zara im J. 1117 zu Gunsten desselben entschied, und seit 1168 durch den griech. Kaiser, der es angeblich für den König Bela von Ungarn fast ganz eroberte. Doch erst nach des Kaisers Tode vermochte sich Bela durch Waffengegewalt in den Besitz des Landes zu setzen, das nun wieder als Königreich K. und Dalmatien zur Selbständigkeit gelangte, bis es 1342 durch König Ludwig von Ungarn nebst Dalmatien und Slawonien mit Siebenbürgen vereinigt wurde und so unter die unmittelbare Herrschaft der Ungarn kam. Vgl. Csaplovicz, „Slawonien und K." (2 Bde., Pesth 1819) und „Kroaten und Wenden in Ungarn" (Presb. 1829).

Krodo soll der Name eines Gottes der alten Deutschen im Harze gewesen sein; doch ziehen sehr Viele diese Sage in Zweifel. Er soll als ein alter Mann mit entblößtem Haupte, umgürtet mit einer weißen Binde, in der einen Hand ein Rad, in der andern ein Gefäß mit Blumen und Früchten haltend, und mit den bloßen Füßen auf den Flossen eines Fisches stehend, dargestellt gewesen sein. An der Stelle, wo sein Altar stand, soll die Harzburg (s. d.) erbaut sein, und noch gegenwärtig zeigt man in Goslar ein merkwürdiges Geräth als seinen Altar. Vgl. Delius, „Untersuchung über die Geschichte der Harzburg und den Götzen K." (Halberst. 1826).

Krokodile bilden eine Gruppe unter den eidechsenartigen Reptilien und unterscheiden sich von allen andern durch ihre panzerartige Bekleidung. Die größten aller Eidechsen gehören in diese Familie, die wieder in drei Gattungen und 14 Arten zerfällt. Alle sind eigentliche Amphibien, wechseln daher fortwährend ihren Aufenthalt, leben nur von andern Thieren, die sie theils durch Schnelligkeit bewältigen, theils im muthigen Kampfe besiegen und kommen nur in den wärmsten Ländern der Erde vor, wo sie zu den gefährlichsten Raubthieren gehören und bisweilen, wie z. B. auf Borneo, eine wahre Landplage sein können. Zu den eigentlichen Krokodilen gehört das Nilkrokodil, welches in Ägypten seltener geworden, nur oberhalb der Nilfälle noch vorkommt, ausgewachsen an 30 F. lang ist, dann einen den Flintenkugeln undurchdringlichen Panzer trägt und in ganz Afrika häufig gefunden wird. Den Alten war es wohl bekannt und den Ägyptern sogar heilig, die die wilden fütterten und halbgezähmte in der Nähe der Tempel erzogen. Andere Arten bewohnen den indischen Archipel. Amerika hat an den Alligatoren oder Kaimanen, von welchen mehre Arten bekannt sind, Repräsentanten der Krokodile der alten Welt. Sie sind in den südlichen Staaten Nordamerikas und im äquatorialen Südamerika sehr häufig, aber bei einiger Vorsicht nicht gefährlich. Ihr nach Moschus riechendes Fleisch wird nur von den wildesten Indianerstämmen gegessen; die Haut pflegt man in Nordamerika zu gerben und zu Sätteln zu verarbeiten. Südasien besitzt von Krokodilen die Gaviale, die durch schnabelartige Schnauze sich auszeichnen und nur von Fischen leben.

Kronanwalt, s. Staatsanwalt.

Kronborg, ein festes Schloß, auf einer Erdzunge der dän. Insel Seeland am Sund, ganz nahe bei Helsingör, Helsingborg gegenüber, wurde vom Könige Friedrich II. 1574 erbaut. Es bildet ein Viereck, 232 F. lang und 214 F. breit, hat in jeder Ecke einen Thurm und für die Besatzung gewölbte Casamatten. In K. müssen alle den Sund passirende Schiffe den Zoll erlegen; nahe dabei befindet sich eine königliche Gewehrfabrik und weiter entfernt liegt das königliche Lustschloß Marienlyst, wo ein Hospital für kranke Seeleute eingerichtet ist. Daß die Feste K. den Sund nicht zu sperren vermöge, bewies die engl. Flotte, welche am 28. März 1801 ohne bedeutende Beschädigung ihn durchsegelte.

Krone stammt vom lat. corona, das eigentlich Kranz bedeutet. Kränze wurden von Griechen und Römern bei festlichen, frohen Anlässen vielfach angewendet. Als besondere Auszeichnung kommt der Kranz (Stephanos) bei den Griechen theils als ein Amtszeichen, z. B. der Archonten, theils als Schmuck der Sieger in den öffentlichen Wettspielen, theils als Ehrenzeichen für verdiente Bürger vor, welches letztere anfangs aus Zweigen, namentlich des Ölbaums gewunden, später aus Gold gebildet wurde. Bei den Römern wurde die corona besonders als kriegerisches Ehrenzeichen ertheilt; am höchsten war die corona obsidionalis geschätzt, die von einer Besatzung oder einem Heerhaufen Dem, der sie von den belagernden Feinden entsetzte, aus Gras, welches auf dem eingeschlossenen Raume gewachsen war, gewunden wurde. Eine Auszeichnung Dessen, der entweder die Mauer eines belagerten Orts oder den Bord eines feindlichen Schiffs zuerst erstiegen hatte oder in den feindlichen Lagerwall zuerst eingebrochen war, waren die corona muralis, ein Reif mit Mauerzinnen, die corona rostrata oder navalis, ein Reif mit Schiffsschnäbeln, die corona vallaris oder castrensis, ein Reif mit Schanzpfählen, entweder aus Gold oder vergoldet. Die corona civica oder die Bürgerkrone, aus Eichenlaub, wurde Dem zu Theil, der einem Bürger das Leben gerettet. Beim Triumph trug der Triumphator die corona triumphalis, aus Lorbern, bei der Ovation die corona ovalis, aus Myrthen geflochten. (S. Triumph.) In den neuern Staaten wurde die Krone an der Stelle des Diadems (s. d.) das ausschließende Zeichen fürstlicher Würde und sehr verschieden gestaltet, bis die Heraldik ihr zur Bezeichnung des Grades der Herrscherwürde wieder eine genau bestimmte Gestalt vorschrieb. So entstand die Kaiser-, Königs-, Herzogs-, Fürsten-, Grafen-, Freiherrn- und die adelige Krone, während der Papst sich die dreifache Krone (s. Tiara) beilegte. Figürlich gebrauchte man nach und nach Krone statt Kroninhaber oder Herrscher, ja sogar gleichbedeutend mit Staat, wie man denn z. B. noch gegenwärtig von einer Krone England spricht. Indeß hat doch die neuere Zeit die Begriffe Krone und Staat wieder zu scheiden angefangen, indem man im Gegensatze zum Staate unter Krone den Inbegriff aller der Rechte und Vorzüge versteht, die dem Regenten, als einer besondern vom Staate verschiedenen Person, zukommen. In diesem Sinne spricht man im Gegensatze der Staatsgüter von Krondomainen und Krongütern, mit denen man meist einen ähnlichen Begriff, wie vormals in Deutschland mit den Chatoullgütern (s. Chatoulle) verbindet. Die neuere Zeit unterscheidet indeß auch hier wieder zwischen Kron- und Privatdomainen, von denen die erstern in der Regel unveräußerlich sind und dem jedesmaligen Herrscher blos zum Nießbrauch anheimfallen, und nur die letztern gleich andern Privatbesitzungen veräußert werden können. Auch der ursprüngliche Begriff von Kronämtern hat sich in neuerer Zeit sehr geändert. Die Kronämter waren schon in den alten Staaten größtentheils Hofwürden, zum Theil aber auch wahre Staatsämter, wie z. B. in dem ehemaligen Deutschen Reiche und noch gegenwärtig in Ungarn, wobei noch zu bemerken ist, daß sie gewöhnlich in bestimmten Familien erblich waren. (S. Erbämter und Erzämter.) Dagegen bestehen die in neuern Staaten errichteten Kronämter beinahe ausschließend in Hofdiensten; nur hier und da sind mit einigen militairischen Würden Kronämter verbunden, wie z. B. in Frankreich. (S. Dignitare.) Auch findet in den neuern Staaten eigentlich keine Erblichkeit der Kronämter mehr statt.

Kronenthaler, Krone oder Silberkrone (couronne oder écu de Flandre), eine ursprünglich für die östr. Niederlande bestimmte Silbermünze, war nach dem Reichsfuß ausgeprägt, gleich den frühern Albertusthalern (s. d.). Der Revers zeigte das

(burgundische) Andreaskreuz mit Kronen in den obern drei Winkeln, daher der Name. Mit demselben Gepräge gab es auch halbe, Viertel- und Achtelkronen. Das Silber ist dabei zu 13 L. 16 Grän fein und acht Stück gehen auf die Mark rauh. In Östreich sind sie bis auf die neuesten Zeiten üblich geblieben. Kronenthaler, den östr. an Gehalt und Werth ganz gleich, schlugen ferner Baiern seit Maximilian Joseph, auf denen der Revers Schwert und Scepter im Kreuz und eine Krone darüber darstellt, und Baden, wo der Revers die Aufschrift 1 Kronenthaler innerhalb eines Lorberkranzes hat. Gehalt und Werth ist gleich den östreichischen.

Kronglas (crownglass), eine sehr reine und schöne Art von Tafelglas, die man zu Elektrisirmaschinen und in Verbindung mit dem Flintglas (s. d.) zu Verfertigung dioptrischer Instrumente anwendet. Beide Glasarten wurden zuerst in England, später aber auch in Deutschland, namentlich zu Benedictbeurn (s. d.) von Fraunhofer, in größter Vollkommenheit, die engl. Fabrikate weit übertreffend, verfertigt. (S. Achromatisch.)

Kronion, s. Jupiter.

Kronos, s. Saturnus.

Kronstadt, die interessanteste Stadt im Lande der Sachsen im Großfürstenthume Siebenbürgen und zugleich die Pflanzstätte der Industrie und des Handels in Siebenbürgen, liegt hinter und zwischen Bergen, an eine Waldwand angelehnt, in einer herrlichen Gegend, ungefähr 1900 F. über dem Wasserspiegel des Adriatischen Meeres, am Fuße der Hochgebirge, weshalb es freilich sehr heftigen Nord- und Nordostwinden ausgesetzt ist. Die erste Stelle unter den Gebäuden der innern Stadt nimmt die in neugothischem Stile erbaute evangelische Domkirche ein, die, zuerst 1385—1425 erbaut, in den J. 1516 und 1534 durch Erdbeben dermaßen litt, daß das Gewölbe erneuert werden mußte, und im Apr. 1689 fast ganz abbrannte. Eine besondere Merkwürdigkeit darin ist das Orgelwerk von Buchholz in Berlin. Andere ansehnliche Gebäude sind das Rathhaus, das in der Mitte des 16. Jahrh. erbaute Kaufhaus und die katholische Kirche. Unter den drei Vorstädten ist die obere oder Walachenvorstadt die bedeutendste, die sich eine Stunde weit in die Schluchten der Gebirge erstreckt und von den reichsten Leuten bewohnt wird. Die walachische Kirche daselbst wurde zuerst im J. 1359 aus Holz erbaut, hundert Jahre nachher aus Stein aufgeführt und allmälig erweitert, bis sie im 18. Jahrh. mit Unterstützung der Kaiserin Elisabeth von Rußland ihre jetzige Gestaltung erhielt. K. ist eine königliche Freistadt, von ihrer ursprünglichen bürgerlichen Autonomie hat sie kaum noch einen Schatten bewahrt. Sie ist der Sitz mehrer landesfürstlicher Beamten, eines infulirten Abts als katholischen Stadtpfarrers, eines evangelischen Dechanten, eines walachischen, nicht unirten Erzpriesters, und hat für alle drei Confessionen gute Lehranstalten, unter denen sich namentlich das evangelische Gymnasium auszeichnet. Der Handel wird ausschließend von der privilegirten griech. Handelscompagnie betrieben und von den Walachen beherrscht, die die Sachsen ganz unterdrückt oder sich wenigstens tributpflichtig gemacht haben. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 36000, worunter ebenso viel Sachsen und Deutsche wie Walachen, wenige Ungarn, einige Juden und Zigeuner. Die hauptsächlichsten Erzeugnisse sind hölzerne Feldflaschen, Truhen, Riemenzeug, Schuhe, Hüte und Tücher, die in den benachbarten Fürstenthümern verhandelt werden, sowie Unschlittkerzen, die in Pesth einen guten Markt finden. Fabriken gibt es nur wenige. Die einzige Kunstanstalt ist ein Musikverein. Dagegen hat die Stadt sehr gut eingerichtete Spitäler und andere fromme Stiftungen, einen Sparkassenverein, eine Pensionsanstalt, eine Leihbank, einen Mäßigkeitsverein und einen Gewerbeverein. Das hier erscheinende „Siebenbürgische Wochenblatt" hat eine große Verbreitung und mit walach. Volksschriften werden gute Geschäfte gemacht. Die Stadt soll schon zu Anfange des 13. Jahrh. angelegt sein. Sie hieß ursprünglich Broschovia; unter dem Namen Corona, woraus der jetzige Name entstanden zu sein scheint, kommt sie zuerst 1355 vor. Im 16. Jahrh. war sie der Ausgangspunkt der lutherischen Reformation und ihr Reformator Honterus stand mit Luther in unmittelbarem Briefwechsel. Ihren früher viel bedeutendern Handel als gegenwärtig schützten die Könige von Ungarn durch ausgedehnte Privilegien. Sie war sonst stark befestigt, doch die Werke sind jetzt zum Theil verfallen.

Kronstadt, Stadt und Festung im russ. Gouvernement Petersburg, liegt der Mün-

dung der Newa vor, die hier 4000 F. Breite hat und von ihr durch das Fort Kronslot völlig beherrscht wird, und ist durch ihre Lage, wie durch die Stärke ihrer Werke die wichtigste Festung des Reichs. Ihr Gründer ist Peter der Große; bereits 1710 hoben sich die ersten Forts auf der Kotlin-Ostrow oder Kesselinsel im Finnischen Golf empor, die von dem russ. Architekten Kokorinow (s. d.) in der folgenden Zeit noch verstärkt wurden. K. besitzt Alles, was auf das Seewesen sich bezieht: Schiffswerfte, Schiffsdocken, ein Seearsenal, eine Steuermannsschule, eine Matrosenschule, ein Seelazareth, Zollgebäude, einen sichern Kriegshafen und zwei sehr tiefe Kauffahrteihäfen. Die Stadt ist nur klein; doch herrscht daselbst in Folge des großen Verkehrs und der vielen ankommenden Schiffe ein ungewöhnliches Drängen und Treiben. Alljährlich kann man eine Schiffsbewegung von 2700—3000 an- und absegelnden Schiffen für den hiesigen Hafen annehmen. Dazu kommt noch die stete Dampfbootverbindung zwischen K., Petersburg, Peterhof und Oranienbaum, und daß auch die Dampfschiffe von Stettin, Lübeck, Havre, Reval, Helsingfors und Stockholm jederzeit hier anlegen müssen. Das Gewühl vermehren die steten Evolutionen der kaiserlichen Ostseeflotte, deren Station K. ist und die einen großen Theil ihrer überzähligen Truppen hier einquartiert. So ist es erklärlich, daß diese kleine Stadt im J. 1838 dennoch die unverhältnißmäßig große Bevölkerung von mehr als 53000 Seelen zählte.

Krönung nennt man die Einsetzung und Anerkennung eines Monarchen unter kirchlichen Feierlichkeiten. In ältern Zeiten, wo das Recht der Thronfolge oft unsicher und streitig war oder wo das Recht zu regieren nicht ohne förmliche Übernahme gewisser Regierungspflichten erlangt werden konnte, war dieselbe nothwendiger als gegenwärtig, wo man auch in vielen Ländern blos die Huldigung (s. d.) an ihre Stelle hat treten lassen. Das Wesentliche bei der Krönung ist der Eid des Monarchen, daß er gerecht und fromm regieren, das wahre Wohl seines Volks stets vor Augen haben und die Grundgesetze des Staats gewissenhaft befolgen wolle, und dann das Aufsetzen der Krone (s. d.) unter Gebet und Salbung. Wie in Frankreich bis zur Julirevolution, so haben sich in England bis auf die neueste Zeit die Regenten stets mit großem Prunk und mit Beobachtung alterthümlicher Lehnsgebräuche krönen lassen. In Frankreich geschah solches von uralter Zeit an in der erzbischöflichen Kirche zu Rheims, in England geschieht es in der Westminsterabtei. Auch in Östreich und Rußland ist Krönung noch üblich. Hauptsächlich zeichnete sich durch Feierlichkeit und Pracht die Krönung des deutschen Kaisers aus, als des ersten christlichen Fürsten. Sowol über die Krönung König Georg's IV. von Großbritannien (1821), wie über die Karl's X. von Frankreich (1825) sind Prachtwerke erschienen.

Kropf (ingluvies) nennt man in der Zoologie die sackartige Erweiterung der Speiseröhre, welche besonders den Hühnern, Tauben, Papageien und Tagraubvögeln eigen ist, unter den übrigen Vögeln aber nur bei einzelnen Gattungen gefunden wird. Obschon man im gewöhnlichen Leben jede Anschwellung an der vordern Seite des Halses beim Menschen ebenso zu nennen pflegt, so bezeichnet die Pathologie doch eine solche Anschwellung nur dann mit dem Namen Kropf (struma), wenn sie von einer Vergrößerung der die beiden Seiten des Kehlkopfs bedeckenden Kehlkopf- oder Schilddrüse herrührt, und unterscheidet davon gewöhnlich drei Arten. Der Gefäßkropf entsteht durch Erweiterung der in der Drüse sich verzweigenden Gefäße; der lymphatische Kropf, die am häufigsten beobachtete Art, wird durch Erguß oder Ausschwitzung von Lymphe im Zellgewebe der Drüse gebildet und stellt sich in vielen verschiedenen Formen dar, und der krebsartige Kropf bietet eine weniger große als harte Geschwulst der Drüse, deren Gewebe nach Art des anfangenden Krebses (s. d.) verhärtet ist. Die Ursachen des Kropfes sind sehr ungewiß. Er ist in manchen Gegenden endemisch, ohne daß man den Grund davon aus der Beschaffenheit der Luft und des Wassers, wie bisher immer geschehen, mit unbezweifeltem Rechte herleiten könnte. Bei Männern findet man ihn seltener als bei Frauen, bei denen sein Anfang sehr häufig in die Zeit der Pubertätsentwickelung fällt; auch findet man ihn oft bei Kretinen (s. d.) und bei skrophulösen Subjecten. Heftige Anstrengungen, das Tragen schwerer Lasten auf dem Kopfe, Schreien u. s. w. bringen ihn häufig, manchmal sehr schnell hervor. Meist ist der Kropf ohne Schmerzen und vergrößert sich langsam ohne eigentliche Beschwerde und ohne die Functionen des darunter liegenden Kehlkopfs zu stören; zuweilen

jedoch gibt er ein Hinderniß beim Athmen und Schlingen ab oder geht in eine wegen der benachbarten Theile sehr gefährliche Entzündung über. Wird der Kropf sogleich bei seiner Entstehung bekämpft, so gelingt es oft, ihn zu heilen, und als Hauptmittel dagegen haben sich besonders der gebrannte Meerschwamm und das Jod (s. d.) berühmt gemacht; letzteres muß jedoch mit Vorsicht angewendet werden, theils weil es nicht für jede Art des Kropfes paßt und dann nur schadet, theils weil es, im Übermaß gebraucht, oft die traurigsten Folgekrankheiten nach sich zieht. Vgl. Beck, „Über den Kropf" (Freiburg 1833).

Krösus, der letzte König von Lydien, Sohn des Alyattes, dem er 571, nach Andern 567 v. Chr. in der Regierung folgte, machte sich die kleinasiat. Griechen zinspflichtig, dehnte sein Reich im Osten bis an den Halys aus und gewann theils durch diese Eroberungen, theils aus den Bergwerken und dem Goldsande des Paktolus so bedeutende Reichthümer, daß man mit dem Ausdrucke „Reichthümer des K." später unermeßliche Schätze überhaupt bezeichnete. Stolz auf den Besitz dieser Güter, ergab er sich einer ausschweifenden Prachtliebe, hielt sich für den Beglücktesten aller Sterblichen und empfand es, der Sage nach, einst sehr übel, daß der weise Solon (s. d.), der an seinen Hof kam, trotz dieser ungeheuern Schätze gegen ihn behauptete, Niemand sei vor dem Tode glücklich zu preisen. Bald aber sollte K. die Wahrheit dieses Ausspruchs in ihrer ganzen Stärke an sich selbst erfahren, da ihm sein geliebter Sohn Atys oder Attis (s. d.) auf der Jagd durch Adrastus, den Sohn des Gordius, aus Versehen getödtet wurde und ihm nur noch ein stummer Sohn übrig blieb, der freilich die Sprache später wieder erhielt, er selbst aber von Cyrus (s. d.), den er nach einer falschen Deutung des delphischen Orakelspruchs angegriffen hatte, geschlagen und nach der Eroberung von Sardes im J. 557 v. Chr. gefangen genommen und zum Scheiterhaufen verurtheilt wurde. Eingedenk der Solonischen Mahnung rief er dreimal „O Solon!" Cyrus, als er den Sinn dieses Ausrufs erfuhr, wurde dadurch so gerührt, daß er ihm Leben und Freiheit schenkte und ihn zum steten Begleiter und Rathgeber auf seinen Feldzügen wählte und außerordentlich mild behandelte. Sein Todesjahr ist zwar nicht bekannt, doch lebte er noch unter Kambyses (s. d.), dem unwürdigen Sohne und Nachfolger des Cyrus. Der von diesem über ihn verhängten Todesstrafe, weil er ihn wegen seiner verkehrten Handlungen Vorwürfe gemacht hatte, entging er nur durch die List einiger Hofbedienten. Obschon Einige den Vorfall mit Solon leugnen, Andere die Verurtheilung zum Feuertode nicht erwähnen, so bleibt doch K. ein lehrreiches Beispiel des Glückswechsels und der Grundlosigkeit des menschlichen Vertrauens auf irdische Güter. Vgl. Bömel, „Exercitatio chronol. de aetate Solonis et Croesi" (Frankf. 1832).

Kröten sind Amphibien aus der Familie oder Ordnung der Batrachier (s. d.). Von den eigentlichen Fröschen unterscheiden sie sich durch dicken, warzigen Körper, kurze Hinterfüße und eine große längliche Drüse an jeder Seite des Kopfs, welche eine milchige Feuchtigkeit ausschwitzt. Unter den in Deutschland vorkommenden Arten leben nur zwei im Wasser, nämlich die braune Wasserkröte und die schön gefärbte Feuerkröte oder Unke; die gemeine Kröte, die Kreuzkröte und die sogenannte Accoucheurkröte sind hingegen Landthiere, leben einsam und im Dunkel, die erstere zumal gern in modrigen Kellerwinkeln oder sonst an schmuzigen Orten. Diese unheimliche Lebensweise, die widerliche Warzenbildung der Haut, die sehr eigenthümliche, an Knoblauch, Schwefel oder Schießpulver erinnernde Ausdünstung, der mit Unrecht für giftig gehaltene schleimige Saft, der bei Berührung oder Erschreckung aus vielen Körpertheilen hervortritt, endlich der starre, aber durchdringende Blick der großen goldfarbenen Augen, haben zusammengewirkt, um die Kröten zu verabscheuten und gefürchteten Thieren zu machen. Giftig ist keine Kröte; denn der von ihnen weggespritzte Saft ist ihr Urin, der allerdings sehr übel riecht, aber weder ätzt noch Blasen zieht; keine kann mit ihren völlig zahnlosen Kinnladen beißen und bei allen sind die Bewegungen langsam. Indeß kann die unerwartete Berührung einer Kröte bei sehr reizbaren und phantasiereichen Personen wol einen kleinen Hautreiz, einen frieselartigen Ausschlag hervorbringen. Die Kröten leben von Insekten; die gemeine Kröte gräbt sich mit ihren Hinterpfoten oft in lockere Gartenerde ein und überwintert da; die andern verbergen sich in Felsenritzen oder unter Baumwurzeln. Die Lebensdauer scheint bei Landkröten 30 Jahre zu betragen. Ihre Lebenszähigkeit ist außerordentlich und erklärt,

wie es möglich ist, daß sie, in hohlen Bäumen oder Felsenritzen durch Zufall eingesperrt, nur mittels Hautaufsaugung der umgebenden Feuchtigkeit sich viele Jahre erhalten können.

Krüdener (Juliane, Freifrau von), eine berühmte Frau, die durch ihren Hang zum Pietismus und zur Sektirerei eine Zeit lang viel Unheil anrichtete, geb. zu Riga um 1766, erhielt im Hause ihres Vaters, des Barons von Vietinghoff, eines der reichsten Gutsbesitzer in Kurland, eine sorgfältige Erziehung. Noch als Kind kam sie mit ihren Ältern nach Paris, wo deren Haus ein Sammelplatz der schönen Geister war. Man bewunderte den Witz und die Kenntnisse der aufblühenden Jungfrau, die weniger durch Schönheit als durch ihre Gestalt, zarte Züge und kindliche Heiterkeit gefiel; doch zeigte sie schon damals einen Hang zu schwermüthigen Träumereien. In ihrem 14. Jahre vermählte man sie mit einem durch edle Gesinnung und gründliches Wissen ausgezeichneten Liefländer, dem Freiherrn von Krüdener, geb. 1744, welchem sie nach Kopenhagen und dann nach Venedig folgte, wo er als russ. Gesandter mehre Jahre lebte, und dem sie einen Sohn und eine Tochter gebar. Da sie indeß, durch ihre natürliche Lebhaftigkeit und durch die Lockungen der großen Welt verleitet, sich zu vielen Verirrungen hinreißen ließ, die ihre häuslichen Verhältnisse zerrütteten, so wurde die Ehe getrennt, worauf sie 1791 nach Riga in das Haus ihrer Ältern zurückkehrte. Hier galt sie für eine der liebenswürdigsten Frauen; doch unbefriedigt von ihren Umgebungen, gefiel es ihr hier nicht lange und abwechselnd lebte sie nun in Paris und Petersburg. Hier wie dort verwickelte sie ihr Hang nach Zerstreuung in tausend Verlegenheiten, und in Paris soll der leichtsinnige Sänger Garat (s. d.) ihr Herz beherrscht haben. Nichtsdestoweniger erwarb sie sich durch den Roman „Valérie, ou lettres de Gustave de Linar à Erneste de G." (2 Bde., Par. 1804; deutsch, Lpz. 1804, und von Müller, Hamb. 1804), worin sie ein Verhältniß schilderte, das ihr selbst einst theuer gewesen war, den Ruf als Schriftstellerin. Im J. 1806 befand sie sich in der Umgebung der Königin Luise von Preußen. Schon damals fühlte sie sich zu dem Pietismus der Brüdergemeinde hingezogen. Später begab sie sich wieder nach Paris, 1812 nach Genf und 1813 nach Deutschland, wo sie in Karlsruhe viel mit Jung (s. d.), genannt Stilling, umging. Von jetzt an glaubte sie sich berufen, den Armen das Evangelium zu predigen. Als sie 1814 wieder nach Paris kam, fing sie an, in ihrem Hause religiöse Versammlungen zu halten, die von den bedeutendsten Persönlichkeiten besucht wurden. Von dem Feste, das die russ. Heere in den Ebenen von Chalons feierten, gab sie eine Beschreibung unter dem Titel „Le camp de vertus" (Par. 1814) heraus, in der sie alle damalige Freigeisterei als den Anfang des Reichs Christi auf Erden darstellte. In Basel, wohin sie sich 1815 begab, schloß sich ihr Empeytaz, ein junger Geistlicher aus Genf, an; da sie aber durch ihre Erbauungsstunden Unordnungen und Mishelligkeiten in den Familien anrichtete, mußte sie die Stadt sehr bald verlassen. Ebenso ging es ihr in Lörrach, Aarau und an andern Orten. Endlich unter policeiliche Aufsicht gestellt, wurde sie wegen der unruhigen Bewegungen, in die sie überall den großen Volkshaufen versetzte, und, da weder Östreich noch Frankreich ihr den Eintritt gestatteten, nebst ihrer Tochter und ihrem Anhange über Leipzig, wo man ihr einen längern Aufenthalt gewährte, unter policeilicher Bedeckung 1818 über die russ. Grenze gebracht. Da man auch hier ihr sofort andeutete, daß sie weder nach Petersburg noch nach Moskau kommen dürfe, so begab sie sich nach Riga, wo sie ihre Bekehrungsversuche fortsetzte. Als sie später dessenungeachtet nach Petersburg kam, wo sie sich lebhaft für die Sache der Griechen erklärte, wurde sie von dort förmlich verwiesen und ging nun nach Liefland und von hier im Juni 1824 mit ihrer Tochter und ihrem Schwiegersohne, dem Staatsrath Berkheim, in die Krim, wo sie am 13. Dec. 1824 zu Karasubasar starb. Vgl. Brescius und Seiler, „Beiträge zu einer Charakteristik der Frau von K." (Berl. 1818).

Krug (Joh. Friedr. Adolf), ein durch seine Bemühungen für die Begründung der Elementarmethode verdienter Schulmann, geb. am 10. Mai 1771 zu Naunhof bei Großenhain, wo sein Vater Prediger war, den er aber im zweiten Lebensjahre verlor, besuchte von 1787—91 das Gymnasium zu Bautzen und studirte von 1791 an Theologie zu Leipzig. Nachdem er schon während seiner Schul- und Universitätsjahre Unterricht ertheilt hatte, beschäftigte er sich nach Beendigung seines theologischen Cursus, wo er Hauslehrer wurde, mit dem Studium der Naturkunde, Anatomie und Physiologie. Hierdurch, wie

durch die tägliche Beschäftigung mit einem elfjährigen, durch Vernachlässigung kaum der Sprache fähigen und fast noch begriffslosen Knaben, wurde er veranlaßt zur Erforschung der einfachsten Mittel und Wege, im Kinde durch sach- und naturgemäße Übungen die schlummernde Kraft zu wecken. So entwickelte sich in ihm die Idee eines elementarischen Lehrgangs für das Sprechen und Lesen, sowie für das Zeichnen, Schreiben, Rechnen und die Sprachlehre. Nach dem Abgange von der Universität wurde er 1795 Hauslehrer in der Oberlausitz und ging dann 1803 als erster Lehrer an die neugegründete Bürgerschule in Leipzig. Seine Elementarmethode, die er in seinem „Ersten Lehr- und Lesebuch" (Dresd. 1802; 2. Aufl., Lpz. 1807) zuerst dargelegt hatte, wurde zwar in den untern Classen dieser Anstalt und in einigen andern Schulen eingeführt, aber bald wieder aufgegeben, weil sie zu gekünstelt und naturwidrig war. Nach einer pädagogischen Reise in das südliche Deutschland und die Schweiz, unter Anderm zu Pestalozzi und Fellenberg, folgte er einem Rufe als Director der allgemeinen Stadtschule in Zittau und ging 1818 nach Dresden, um eine zum Andenken der Regierungsjubelfeier des Königs vom Stadtrathe unter dem Namen Friedrich-August-Schule gestiftete höhere Bürgerschule für Knaben einzurichten und zu leiten. Dieser Anstalt fehlte es aber an einem sichern Grunde und den nöthigen Mitteln, weshalb sie 1826 als öffentliche Anstalt im eigentlichen Sinne aufgehoben und von K., der auf seinen Amtsgehalt verzichtete, als eine Privatanstalt mit einem Zuschuß aus der städtischen Kasse fortgeführt wurde, aber 1831 aus Mangel an hinreichender Unterstützung von ihm ganz aufgegeben werden mußte. K. hatte sein Vermögen aufgeopfert und sich in Schulden gestürzt; es blieb ihm nur eine Pension, die der Stadtrath ihm verwilligte. Er starb in Dresden am 24. Apr. 1844. Von seinen Schriften, die sich meist auf seine Elementarunterrichtsmethode bezogen, sind noch zu nennen „Hochdeutsches Sillabir- und Sprachbuch" (Lpz. 1806; neue Aufl., 1822); „Ausführliche Anweisung, die hochdeutsche Sprache recht auszusprechen, lesen und schreiben zu lehren" (Lpz. 1808); „Der Denkschüler oder Anregungen für Kopf und Herz" (Lpz. 1825) und „Evangelisches Lehrbuch der christlichen Religion und deren Offenbarungsgeschichte" (Zitt. 1817).

Krug (Wilh. Traugott), ein überaus fruchtbarer philosophischer Schriftsteller, geb. am 22. Juni 1770 zu Radis bei Gräfenhainchen, in der preuß. Provinz Sachsen, erhielt seine erste Bildung auf der Stadtschule in Gräfenhainchen und kam 1782 nach Pforte und 1788 auf die Universität zu Wittenberg. Auf Reinhard's Rath widmete er sich dem akademischen Lehramte und habilitirte sich, nachdem er 1792 Jena und 1794 Göttingen besucht hatte, 1794 in Wittenberg, wo er aber als Adjunct der philosophischen Facultät sieben Jahre lang ohne Gehalt lehren mußte, da seine anonym herausgegebenen „Briefe über die Perfectibilität der geoffenbarten Religion" (Jena und Lpz. 1795) die Ursache wurden, daß er hier nicht einmal eine außerordentliche Professur erhielt. In dieser Zeit schrieb er „Versuch einer systematischen Encyklopädie der Wissenschaften" (2 Bde., Wittenb. 1796—97), wozu noch ein dritter Band (Lpz. 1804) und ein „Versuch einer systematischen Encyklopädie der schönen Künste" (Lpz. 1802) kamen; „Über das Verhältniß der kritischen Philosophie zur moralischen, politischen und religiösen Cultur des Menschen" (Jena 1798); „Aphorismen zur Philosophie des Rechts" (Jena 1800), denen er die „Naturrechtlichen Abhandlungen oder Beiträge zur natürlichen Rechtswissenschaft" (Lpz. 1811) als zweiten Band hinzufügte; „Bruchstücke aus meiner Lebensphilosophie" (Lpz. 1800—1); anonym „Philosophie der Ehe" (Lpz. 1800); „Briefe über die Wissenschaftslehre" (Jena 1800); „Briefe über den neuesten Idealismus" (Lpz. 1801) und „Entwurf eines neuen Organon der Philosophie" (Meiß. und Lübben 1801). Im J. 1801 folgte er dem Rufe als außerordentlicher Professor der Philosophie nach Frankfurt an der Oder. Unter den Schriften, die er hier herausgab, ist sein Hauptwerk die „Fundamentalphilosophie" (Züllich. und Freist. 1803; 3. Aufl., Lpz. 1827), mit welcher er den Anfang machte, das in dem „Entwurf des neuen Organon" unter dem Namen des transcendentalen Synthetismus aufgestellte System der Philosophie darzustellen. Dieses System, ein Absenker des Kant'schen Kriticismus, war ein Vereinigungsversuch zwischen Idealismus und Realismus und hat eine Zeit lang durch seine Popularität dem philosophischen Bedürfniß des größern Publicums Genüge verschafft. Nach Kant's Tode ging K. 1804 als

ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik nach Königsberg und erhielt dort nach Kraus' Tode auch die ordentliche Professur der praktischen Philosophie. Hier begann er sein „System der theoretischen Philosophie" (3 Bde., Königsb. 1806—10; Bd. 1, 4. Aufl., 1833; Bd. 2, 3. Aufl., 1830; Bd. 3, 2. Aufl., 1823) herauszugeben. Seine literarische Thätigkeit wurde dadurch unterbrochen, daß ihm der hohe Rath des sogenannten Tugendbundes (s. d.) die Function eines Obercensors übertrug. Im J. 1809 folgte er einem Rufe als ordentlicher Professor der Philosophie nach Leipzig. In Folge der allgemeinen Begeisterung des deutschen Volks im J. 1813, welche auch ihn ergriff, schloß er sich den reitenden Jägern des sächs. Banners an; nach Beendigung des Feldzugs ließ er den „Encyklopädischen Abriß der Kriegswissenschaften" (Lpz. 1815) erscheinen An Allem, was die Zeit bewegte, Antheil nehmend, erklärte er sich in Flugschriften über die wichtigsten Zeitgegenstände, zum Theil mit polemischer Tendenz gegen Schmalz, Ancillon, Ad. Müller, Haller, Harms, Stourdza, Kotzebue u. A. und galt bis zum J. 1831 für einen Vorkämpfer des deutschen Liberalismus. Im J. 1830 wurde er zum Doctor der Theologie, später auch zum Doctor der Rechte ernannt, und 1833 nahm er als Deputirter an dem ersten constitutionellen Landtage Antheil. Im J. 1834 wurde er von seiner Lehrstelle entbunden und pensionirt, behielt aber Sitz und Stimme im Senate und in der Facultät, und fuhr bis zu seinem am 13. Jan. 1842 erfolgten Tode fort, philosophische Vorlesungen zu halten. Außer den schon erwähnten führen wir noch folgende seiner Schriften an: „Geschichte der Philosophie alter Zeit, vornehmlich unter Griechen und Römern" (Lpz. 1815; 2. Aufl., 1826); „System der praktischen Philosophie" (3 Bde., Königsb. 1817—19; Bd. 1 und 2, 2. Aufl., 1830—38); „Handbuch der Philosophie und philosophischen Literatur" (2 Bde., Lpz. 1820—21; 3. Aufl., 1829); „Geschichtliche Darstellung des Liberalismus alter und neuer Zeit" (Lpz. 1823); „Versuch einer neuen Theorie der Gefühle und des sogenannten Gefühlsvermögens" (Königsb. 1823); „Dikäopolitik, oder neueste Restauration des Staats mittels des Rechtsgesetzes" (Lpz. 1824); „Pisteologie oder Glaube, Aberglaube und Unglaube" (Lpz. 1825); „Das Kirchenrecht, nach Grundsätzen der Vernunft und im Lichte des Christenthums dargestellt" (Lpz. 1826); „Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften" (4 Bde., Lpz. 1827—28; 5. Bd., 1829—34; 2. Aufl., 1832—34) und „Universalphilosophische Vorlesungen für Gebildete beiderlei Geschlechts" (Neust. an der Orla 1831). Die große Anzahl seiner meist sehr zeitgemäßen, kleinern theologischen, politischen, philosophischen, encyklopädischen und vermischten Schriften hat er selbst unter dem Titel „Gesammelte Schriften" (2 Bde., Braunschw., dann Lpz. 1830—41) herausgegeben. Vgl. seine Selbstbiographie, „Meine Lebensreise in sechs Stationen, von Urceus" (Lpz. 1826; 2. Aufl., 1842), und den Nachtrag dazu „Leipziger Freuden und Leiden im J. 1830 oder das merkwürdigste Jahr meines Lebens" (Lpz. 1831).

Krüger (Ephraim Gottlieb), Kupferstecher, geb. zu Dresden am 20. Juli 1756, besuchte die Akademie seiner Vaterstadt und genoß den Unterricht im Zeichnen bei Hutin, in der Kupferstechkunst aber bei Camerata. Er wurde 1804 Mitglied und 1815 außerordentlicher Professor bei der Akademie zu Dresden und starb daselbst am 9. Jan. 1834 Zu den vorzüglichsten unter seinen vielen Arbeiten gehören seine Blätter zu Becker's „Augusteum"; die keusche Susanne, der Bohnenkönig und Clorindens Tod für Robillard's „Musée français"; ferner Ariadne auf Naxos; der Maler Netscher mit seiner Frau; Joseph, der seinen Vater dem Pharao vorstellt, und die Madonna des Gimignano. Auch vollendete er das von Schulze begonnene große Blatt nach Matthäi, der Tod des russ. Generals Fürsten Millesinow in der Schlacht bei Dresden im J. 1813.

Krüger (Franz), königlicher Hofmaler und Professor in Berlin, wurde 1796 im Anhalt-Dessauischen geboren. Autodidakt von Anfang an, verdankte er seine künstlerische Bildung blos dem Studium der Natur und der großen Meister. Seine Vorliebe ging besonders auf Darstellung von Thieren und Jagden, doch bewährte er sich schon früh auch als trefflicher Portraitzeichner. Durch Ähnlichkeit seiner Portraits und schnelle Vollendung derselben erwarb er sich in Berlin allgemeine Gunst. Erst später begann er auch in Öl zu malen, meist Kriegs- und Jagdscenen, bis ihm 1830 eine Bestellung des Kaisers

von Rußland Gelegenheit gab, seine Virtuosität im Pferdemalen und im Portraitiren in vollem Maße an den Tag zu legen. Es ist dies die Parade eines preuß. Kürassierregiments mit mehr als 100 wohlgetroffenen Portraits. Die bei solchen Bildern oft zu bemerkende Steifheit und Einförmigkeit ist dabei völlig vermieden, und die größte Leichtigkeit und Mannichfaltigkeit der Motive verbindet sich hier mit einer bewundernswerthen Technik. Später malte er den Kaiser sammt Gefolge zu Pferde in Lebensgröße und darauf fast sämmtliche Mitglieder und Verwandte des preuß. Königshauses. Im J. 1842 vollendete er das Bild des Königs Friedrich Wilhelm's IV. zu Pferde sammt Gefolge, dann arbeitete er eine kolossale Darstellung der Huldigung des J. 1840, welche im Oct. 1844 vollendet wurde und allgemeines Aufsehen erregte. Auch dieses letztere Bild enthält zahlreiche Portraits der Notabilitäten, welche der Feierlichkeit beiwohnten. K. ist Mitglied der Akademie der Künste in Berlin und wurde schon 1825 als Hofmaler und Professor angestellt.

Krukowiecki (Jan, Graf), poln. General, geb. um 1770, sah sich in der Jugend, nachdem er ins poln. Heer getreten, durch seine Heftigkeit in zahlreiche Duelle verwickelt. Er hatte sich zum General aufgeschwungen, als 1830 die Revolution ausbrach. Durch seinen Ehrgeiz verlockt, drängte er sich bereits bei der ersten Wahl eines Oberbefehlshabers des Revolutionsheers hervor; aber es fehlte ihm die Liebe seiner Untergebenen, und er erhielt nur wenige Stimmen, jedoch wurde er zum General der Infanterie erhoben und ihm eine Division anvertraut. Da er indeß Skrzynecki's persönlicher Feind war, so konnte er im activen Heere nicht gelassen werden; er wurde deshalb zum Generalgouverneur von Warschau ernannt und erwarb sich als solcher durch strenge Handhabung der Ordnung und schnelle Befestigung der Hauptstadt Verdienste, doch kein Vertrauen. Als er nach der Schlacht bei Ostrolenka den rückkehrenden Skrzynecki beleidigte, mußte er seine Stelle niederlegen; ja Skrzynecki wollte ihn sogar vor ein Kriegsgericht stellen. Darauf scheint er zu den warschauer Greuelscenen im August 1831 nicht wenig beigetragen zu haben. Gleich nach denselben abermals zum Generalgouverneur ernannt, trug er wesentlich zur Wiederherstellung der Ordnung bei. Sein Ansehen wuchs, jemehr das seiner Gegner, Skrzynecki und Dembinski, abnahm; er wurde der Mann des Tages und am 17. Aug. von den Landboten, obgleich viele ihm mistrauten, zum Präses der Regierung erwählt. So stand, als Paskewitsch Warschau angriff, ein Mann an der Spitze der Polen, dem die Fähigkeit, den Krieg zu leiten, und der Muth zu sterben fehlten, der vielmehr, um sich die Rückkehr zu des Kaisers Gnade zu sichern, die wirksamsten Mittel zur Vertheidigung der Hauptstadt einzuschlagen unterließ. Nach einer Unterredung mit Paskewitsch unterschrieb K. die Unterwerfungsacte der Hauptstadt und überlieferte sich selbst den Händen des Siegers, der ihn nicht so großmüthig behandelte, wie K. gehofft hatte, sondern ihn in das Innere Rußlands abführen ließ.

Krummacher (Friedr. Adolf), Prediger der St.-Ansgariigemeinde zu Bremen, bekannt durch seine Parabeln und andere Dichtungen, wurde am 13. Juli 1768 zu Tecklenburg in Westfalen geboren, wo sein Vater Hoffiscal, Justizcommissar und Bürgermeister war. Nachdem er eine Zeit lang Rector zu Meurs und dann Professor der Theologie an der Universität zu Duisburg gewesen, übernahm er 1807 die Stelle eines reformirten Predigers zu Krefeld, die er jedoch noch in demselben Jahre mit einer Landpredigerstelle zu Kettwich in Westfalen vertauschte. Im J. 1819 folgte er dem Rufe als Consistorialrath und Superintendent nach Bernburg und 1824 nach Bremen. Seinem Hymnus „Die Liebe" (Wesel 1801; 2. Aufl., Duisb. 1809), worin er seine Lebensansicht niederlegte, ließ er seine „Parabeln" (Duisb. 1805; 7. Aufl., 2 Bdch., Essen 1840) folgen, die nicht sowol als bloße Gleichnisse oder in der Weise der Fabel und poetischen Erzählung praktische allgemeine Wahrheiten veranschaulichen, als vielmehr, in der höhern Bedeutung der hebr. Parabel, aus der niedern Sphäre des Sinnlichen zur Anschauung des Übersinnlichen erheben sollen. Er fand in dieser Dichtform zahlreiche Nachahmer, von denen aber Wenige ihn in der liebevollen Auffassung der Natur und des Menschenlebens und in der Sinnigkeit und Wärme der Darstellung erreicht haben. Gleichwol ist nicht zu leugnen, daß mehre seiner Parabeln als Poesien des selbständigen poetischen Lebens ermangeln und von dem ästhetischen Standpunkte aus unbefriedigt lassen, und daß die Sprache hier und da in das Spie-

lende ausartet. Immer aber bleibt die Parabel, wie überhaupt die allegorisch-didaktische Form, das eigentliche Gebiet K.'s, wie dies auch seine „Apologen und Paramythien" (Duisb. 1810) und sein „Festbüchlein, eine Schrift fürs Volk" (2 Bdch., Duisb. 1810; 3. Aufl., 3 Bde., Duisb. 1819—21) beweisen. Daß übrigens die kindliche Sprache dieser Schriften aus der Eigenthümlichkeit K.'s selbst hervorgegangen sei, dafür möchte die Art bürgen, wie derselbe in einer andern Dichtung „Die Kinderwelt" (Duisb. 1806; neue Aufl., 1813) das kindliche Alter aufgefaßt hat. Sein Drama „Johannes" (Lpz. 1815) nimmt als Kunstwerk eine sehr niedrige Stufe ein. Unter seinen übrigen Arbeiten erwähnen wir „Über den Geist und die Form der evangelischen Geschichte in historischer und ästhetischer Hinsicht" (Lpz. 1805); „Bibelkatechismus" (12. Aufl., Essen 1844); „Leiden, Sterben und Auferstehung unsers Herrn Jesu Christi. Zwölf Bilder von H. Goltzius gestochen, Anno 1598" (Berl. 1817, 4.); „Katechismus der christlichen Lehre" (Essen 1821; 6. Aufl., 1841); „Die christliche Volksschule im Bunde mit der Kirche" (Essen 1823; 2. Aufl., 1825); „St.-Ansgar. Die alte und die neue Zeit" (Brem. 1828); „Der Hauptmann Cornelius" (Brem. 1829); „Das Leben des heil. Johannes" (Essen 1833) und „Das Täubchen" (3. Aufl., Essen 1840). — Sein Bruder, Gottfr. Dan. K., geb. zu Tecklenburg am 1. Apr. 1774, studirte in Duisburg, wurde 1798 Pfarrer zu Baerl, 1801 zu Wulfrath und 1816 reformirter Prediger zu Elberfeld, wo er als das Haupt der pietistischen Partei im Wupperthale sehr bald viele Anfeindungen zu erdulden hatte, auch in Untersuchung kam, aus der er jedoch gänzlich gerechtfertigt hervorging, und am 30. Jan. 1837 starb. Von seinen zahlreichen Predigten erwähnen wir „Die Wanderungen Israels durch die Wüsten nach Kanaan" (20 Hefte, Elberf. 1832—34); die „Hauspostille" (Meurs 1835) und „Tägliches Manna" (Elberf. 1838). — Sein Neffe, der Sohn seines obenerwähnten Bruders, Friedr. Wilh. K., der früher als Prediger im Wupperthale angestellt war und 1843 als Prediger der reformirten Gemeinden in Neuyork nach Amerika ging, machte sich früher als eifriger Anhänger des Altlutherthums und durch zahlreiche in dieser Richtung gehaltene Predigten bemerklich und kam, wie schon vorher durch seine Polemik gegen Wegscheider und andere Vertreter des Rationalismus, so zuletzt seit 1840 durch seine Verketzerung aller freier Denkenden auf der Kanzel seines Vaters in Bremen in allgemeine Misachtung. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben „Elias der Thisbiter, nach seinem äußern und innern Leben dargestellt" (3 Bdchn., 2. Aufl., Elberf. 1828—39) und „Elisa" (2 Bdchn., Elberf. 1837—41; Bdchn. 1, 2. Aufl., 1844).

Krummhorn hieß ein veraltetes Blasinstrument von Holz, dessen unterer Theil nach Außen in einen halben Zirkel gekrümmt war und das nur eine Duodecime erreichte. Auch führen Bassethorn und Zinke zuweilen diesen Namen, so wie ein offenes, sanfttönendes Schnarrwerk in ältern Orgeln.

Krummstab, s. Bischofsstab.

Krümmungsbogen der Erde. Wäre die Oberfläche der Erde eine Ebene, so müßte man von jedem Standpunkte aus selbst die entferntesten Gegenstände auf der Erde sehen können, sofern sie uns nur unter einem Gesichtswinkel erschienen, der groß genug wäre, um ihre Wahrnehmung zu gestatten, und von andern Gegenständen nicht verdeckt würden. Da aber die Oberfläche der Erde gekrümmt ist, so wird unsere Aussicht in die Ferne durch den Krümmungsbogen der Erde sehr beschränkt, sodaß wir immer nur einen kleinen Theil der Erdoberfläche übersehen können, der aber desto größer ist, je höher unser Standpunkt über der Oberfläche der Erde liegt. Aus den bekannten Dimensionen der Erde läßt sich die Aussichtsweite sehr leicht berechnen, und sie beträgt z. B., wenn unser Standort 100 F. hoch ist, $2\frac{3}{4}$ M., bei 500 F. $6\frac{1}{6}$, bei 1000 F. $8\frac{2}{3}$, bei 5000 F. $19\frac{1}{2}$, bei 10000 F. $27\frac{1}{2}$ M. Wenn man wissen will, ob ein Berg oder sonst ein hoher Gegenstand von einem andern Orte aus gesehen werden könne, so muß man die beiden Höhen zukommende Aussichtsweite zusammennehmen; beträgt dieselbe dann mehr oder ebenso viel, als die Entfernung beider Orte voneinander, so kann man den einen Punkt vom andern aus sehen.

Krümmungskreis (circulus curvaturae oder osculator) heißt ein Kreis, welcher gleiche Krümmung mit einer krummen Linie an einem gegebenen Punkte derselben hat und Krümmungshalbmesser der Halbmesser desselben.

Krünitz (Joh. Georg), Herausgeber der „Ökonomisch-technologischen Encyklopädie", geb. zu Berlin 1728, studirte zu Göttingen und Frankfurt an der Oder Medicin, promovirte auch als Doctor, und kehrte 1759 nach seiner Vaterstadt zurück, wo er sein ganzes Leben literarischen Geschäften widmete und am 20. Dec. 1796 starb. Sein Hauptwerk ist die „Encyklopädie", welche er 1773 begann und bis zum 73. Bd. fortführte, wo über dem Artikel „Leiche" ihn der Tod ereilte. K. hat in diesem schätzbaren Werke mit guter Auswahl und der fleißigsten Benutzung der vorhandenen Quellen Alles geleistet, was man von einer solchen Arbeit erwarten kann; indessen sind in demselben die verschiedenartigsten Gegenstände mit unverhältnißmäßiger Weitläufigkeit ausgeführt, weil der Plan nicht gleich vom Anfange an mit Bestimmtheit festgestellt wurde. Nach K.'s Tode setzten die Brüder Friedr. Jak. und Heinr. Gust. Flörke und seit 1815 Joh. Wilh. Dav. Korth das Werk fort, welches bis zum 185. Bd. (Berl. 1834), der mit dem Artikel „Tonprüfung" schließt, gediehen ist. Ein unveränderter Abdruck der Bände 1—97 erschien 1782—1814.

Kruse (Karsten, d. i. Christian), der Verfasser des „Atlas", geb. am 9. Aug. 1753 zu Hiddigwarden im Herzogthume Oldenburg, erhielt in dem Waisenhause zu Halle seine erste Bildung, studirte dann daselbst seit 1772 Theologie, und wurde nach Vollendung seiner Studien am Gymnasium zu Oldenburg angestellt. Später mit der wissenschaftlichen Leitung der Prinzen August und Georg von Oldenburg beauftragt, begab er sich mit denselben 1803 auf die Universität nach Leipzig. Nach seiner Rückkehr erhielt er 1805 als Scholarch die Aufsicht über die Unterrichtsanstalten und zwei Jahre darauf auch über das von ihm selbst eingerichtete Schullehrerseminar. In Folge der Besetzung des Herzogthums durch die Franzosen sah er sich 1811 genöthigt, seinen Aufenthalt in Leipzig zu wählen, wo er 1812 die neugegründete Professur der historischen Hülfswissenschaften antrat und am 4. Jan. 1827 starb. Von seinen verdienstlichen Schriften sind zu erwähnen „Zweck des Sokrates und seiner Jünger" (Lpz. 1785), worin er das durch die von Lessing herausgegebenen „Fragmente eines Ungenannten" gefährdete positive Christenthum in Schutz nahm; „Allgemeine Anweisung zur Orthographie" (Brem. 1787; 4. Aufl., 1815); „Praktische Anweisung zur deutschen Sprachlehre" (Oldenb. 1807; 3. Aufl., 1825), und die gründliche Abhandlung „De fide Livii recte aestimanda" (Lpz. 1812); sein Hauptwerk aber, auf dessen Ausarbeitung er fast sein ganzes Leben verwendete, ist der „Atlas und Tabellen zur Übersicht der Geschichte aller europ. Länder und Staaten" (4 Hefte, Lpz. 1804—12; 6. Aufl., von Fr. Karl Herm. K., 1841). — Sein Sohn, Friedr. Karl Herm. K., geb. am 21. Juli 1790 zu Oldenburg, besuchte das dasige Gymnasium und die Thomasschule zu Leipzig und studirte seit 1810 in Leipzig, wo er sich vorzüglich mit Geschichte beschäftigte. Im J. 1816 kam er an die Ritterakademie nach Liegnitz, bald darauf an die Magdalenenschule nach Breslau. Von hier folgte er 1821 einem Rufe als Professor der Geschichte und alten Geographie nach Halle, wo er sich besonders als Secretair des Thüring.-sächs. Vereins für Erforschung des vaterländischen Alterthums verdient machte. Später übernahm er daselbst die Leitung eines Privatinstituts, vertauschte aber zuletzt dieselbe mit der ihm 1828 angetragenen Professur der historischen Wissenschaften zu Dorpat. Unter seinen schriftstellerischen Leistungen erwähnen wir „Budorgis oder das alte Schlesien vor der Einführung der christlichen Religion" (Dresd. 1819), „Deutsche Alterthümer oder Archiv für alte und mittlere Geschichte, Geographie und Alterthümer, insonderheit der german. Völkerstämme" (3 Bde., Halle 1824—30), die Schriften „Über Herodot's Ausmessung des Pontus Euxinus u. s. w." (Bresl. 1818), „De Istri ostiis" (Bresl. 1820), die „Fragen über mehre für das höhere Alterthum wichtige Verhältnisse im heutigen Griechenland" (Berl. 1827), besonders aber sein durch die neuesten Forschungen freilich zum Theil schon unbrauchbar gewordenes Werk „Hellas" (2 Bde., Lpz. 1825—27), sowie seine Karten vom alten Germanien und alten Griechenland (Lpz. 1833); ferner seine „Necrolivonica oder Alterthümer von Liv-, Esth- und Kurland" (Dorp. 1842, Fol.) und „Russ. Alterthümer" (Dorp. 1844, 4.).

Kruseman (Cornelis), einer der vorzüglichsten unter den neuern holländ. Historienmalern, geb. zu Amsterdam 1797, machte seine Studien in der dasigen Akademie und später unter Dainville. Ein längerer Aufenthalt in Italien gab ihm eine bleibende Rich-

tung auf die Historienmalerei, während er früher mehr dem Genre gehuldigt hatte. Adel der Composition und der Zeichnung, Lieblichkeit des Ausdrucks und Zauber der Beleuchtung geben seinen Bildern einen hohen Werth. Dieselben umfassen sowol antike und biblische als neuere Scenen und Gegenstände. Besonders berühmt ist sein Johannes der Täufer, sein Belisar, seine Magdalena und vor Allem eine Grablegung, die im Besitze des Königs von Holland ist. Unter seinen modernen Bildern zeichnen sich aus seine Abreise Philipp's II. von Scheveningen, und eine Scene aus dem Kriege von 1831. Auch hat er noch in neuerer Zeit vortreffliche Genrebilder und Portraits geliefert.

Krusenstern (Adam Joh., Ritter von), russ. Vice-Admiral, der tüchtigste und kenntnißreichste Seemann des russ. Reichs, der sich in den J. 1803—6, wo er noch Capitain der Marine war, den Ruhm erwarb, die erste Weltumsegelung unter den Russen zu leiten, wurde 1770 geboren, diente schon im Kriege von 1793 auf der brit. Flotte und war 1798—99 auf einem brit. Chinafahrer in Indien und Canton. Bereits zu Ende des J. 1799 reichte er seine Memoiren zur Verwandlung des Passivhandels der russ.-amerikanischen Compagnie mit Pelzwerk in einen Activhandel dem petersburger Hofe ein, ohne indeß bei Paul I. Gehör und Unterstützung zu finden. Kaum aber hatte Alexander den Thron bestiegen, als er sogleich K.'s Plan lebhaft aufnahm, und auf den Vorschlag des Admiral Mordwinow, sowie des Reichskanzlers Grafen Rumjänzow, K. selbst mit einer wissenschaftlich-merkantilischen Expedition beauftragte, die den doppelten Zweck haben sollte, die den Russen zugehörende Nordwestküste Amerikas näher zu untersuchen und die mit den Japanesen abgebrochenen Handelsverbindungen aufs neue anzuknüpfen. Zwei Schiffe wurden zu seiner Verfügung gestellt, und am 7. Aug. 1803 segelte er aus dem Hafen von Kronstadt ab, wo er, am 19. Aug. 1806, ohne auch nur einen einzigen Mann verloren zu haben, wieder landete. Die Erfolge übertrafen alle Erwartungen, und wenn auch die Anknüpfung neuer Handelsverbindungen mit Japan nicht erreicht wurde, so war doch diese erste russ. Weltumsegelung durch verschiedene neue Entdeckungen, z. B. der Orlowsinseln; durch die genaue Aufnahme und Erforschung früher wenig bekannter Länder, wie der neuen Marquesas- oder Washingtoninseln, besonders Nukahiwa's, ferner der Meerenge von Sangaar, der Westküste der Insel Jedso, der Straße Laperouse, der Küste der Insel Sachalin und der nördlichen Kurilen; durch die Bestimmung der geographischen Lage von Nangasaki aus mehr als 1000 Mondslängen; durch so manche wichtige Berichtigung der nautischen Geographie und endlich auch in physikalischer, naturhistorischer, ethnographischer und linguistischer Hinsicht durch die fleißigen Untersuchungen, Beobachtungen und Sammlungen der Naturforscher, sowie K.'s selbst, unstreitig eine der wichtigsten der neuern Reisen. Zu erwähnen sind namentlich die linguistischen Sammlungen K.'s, Räsanow's und Langsdorff's; die Schilderung japan. Zustände von K. und Langsdorff; K.'s Gemälde von Kamtschatka; Langsdorff's naturhistorische Schilderung der Colonien; Tilesius' Abhandlungen über die Thierwelt; Horner's Untersuchungen über Gegenstände der physikalischen Geographie; K.'s Beobachtungen über die Strömungen im großen Ocean u. s. w. Zur Erhöhung des Ruhmes dieser Expedition diente auch K.'s gediegene Beschreibung derselben unter dem Titel „Reise um die Welt in den J. 1803—6" (3 Bde., Petersb. 1810—12, 4. mit einem Atlas von 104 Tafeln), die bald darauf in alle gebildete Sprachen Europas übersetzt wurde. Hieran schließen sich ferner an Lißjanskoi's „Beschreibung seiner Reise um die Welt" (russ., 2 Bde., Petersb. 1810—1813; deutsch von Pansner) und Georg von Langsdorff's „Bemerkungen auf einer Reise um die Welt in den J. 1803—7" (2 Bde., Frankf. 1812, 4. mit Kupfern), sowie W. G. Tilesius' „Naturhistorische Früchte der ersten kaiserlich russ. unter K. vollbrachten Erdumsegelung" (Petersb. u. Lpz. 1813). Als spätere Früchte dieser Expedition sind vor allen K.'s höchstwichtige „Beiträge zur Hydrographie der größern Oceane" (Lpz. 1819, 4.) und „Atlas de l'Océan Pacifique" (2 Bde., Petersb. 1824—27, Fol.) nebst dem „Recueil de mémoires hydrographiques, pour servir d'analyse et d'explication à l'Atlas de l'Océan Pacifique" (2 Bde., Petersb. 1824—27, 4.) und den „Suppléments au Recueil de mémoires hydrographiques" (Petersb. 1835, 4.) zu erwähnen. Auch enthalten die „Allgemeinen geographischen Ephemeriden", die „Annales des voyages", die „Hertha" und die „Annalen für Erd-, Völker- und Staatenkunde" von Berg-

die früher von einem andern krystallisirten Mineral eingenommenen Räume hinein ablagern. Die Wissenschaft, welche sich mit der Lehre von den Krystallen abgibt, heißt Krystallographie und hat unter den Deutschen vorzüglich Weiß (s. d.), Rose und K. Fr. Naumann (s. d.) viel zu danken. Insofern sie die Winkel der Krystalle mißt und diese danach berechnet, wird sie auch Krystallometrie genannt. Als Einleitung in die Krystalllehre sind vorzugsweise zu empfehlen G. Rose's „Elemente der Krystallographie" (2. Aufl., Berl. 1838). — Im gewöhnlichen Leben heißt häufig der wasserhelle krystallisirte Quarz Krystall, und dieser Name wird dann auch auf das wasserhelle farblose Glas (Krystallglas) übertragen.

Krystallisation ist der physikalische Vorgang bei Übergang gewisser Körper aus dem flüssigen in den festen Zustand unter Annahme bestimmter Formen. Sie ist als eine besondere Art der Äußerung der Anziehungskraft der kleinsten Theile anzusehen und man hat nach Hauy's Vorgang vielfach versucht, den Grund der verschiedenen Krystallformen in einer Verschiedenheit der primairen Form der sich an- und aufeinander lagernden kleinsten Theilchen zu finden, während andererseits Ampère u. A. gezeigt haben, daß man auch aus einer gleichen primitiven Kugelgestalt aller Atome die Krystallformen ableiten könne. Der dynamischen Ansicht von den Körpern kann natürlich weder die eine noch die andere Ansicht genügen. Die Körper krystallisiren theils beim Erstarren aus dem geschmolzenen Zustande, wie Metalle, Harze, Fette und viele Salze, theils beim Erkalten heiß gesättigter Auflösungen, wenn sie in dem kalten Lösungsmittel weniger auflöslich sind, theils endlich, wenn man ihnen das Lösungsmittel durch Verdunstung entzieht. Befördert wird die Krystallisation durch Darbietung vieler Ansatzpunkte für die Krystalle und durch gelinde Bewegung, verzögert wird sie durch möglichst niedrige Temperatur und völlige Ruhe. Im letztern Falle entstehen die Krystalle langsamer und einzelner, aber sie werden größer und ausgebildeter. Je rascher man krystallisirt, desto zahlreicher werden die Krystalle, aber sie bleiben kleiner, stören sich gegenseitig in der Ausbildung und man erhält krystallinische Massen statt deutlicher Krystalle. Diese Umstände müssen technisch benutzt werden. So läßt man Salz unter stetem Umrühren krystallisiren, damit es kleinkörnig werde; Zucker wird in den Formen gestört, um ihn feinkörnig-krystallinisch zu machen; Candiszucker läßt man dagegen langsam und ruhig krystallisiren, indem man durch die Flüssigkeit Fäden oder Stäbchen als Ansatzpunkte zieht. Metalle, Glas u. s. w. darf man nicht zu rasch erkalten lassen, damit sie nicht im Innern krystallinisch und spröde werden. Dem Stearin gibt man einen Zusatz von Wachs, damit es in den Kerzenformen nicht krystallinisch erstarrt u. s. f. Bei völliger Ruhe können geschmolzene Körper, z. B. Schwefel, oft weit über den Erstarrungspunkt abgekühlt, Salzlösungen, z. B. Glaubersalzlösung, weit über den Krystallisationspunkt concentrirt werden, ohne daß Krystallbildung eintritt; so wie aber eine leichte Erschütterung stattfindet, erscheinen die Krystalle mit einem Male. Die Lehre von der Krystallisation gehört, was die Erklärung der Erscheinungen anlangt, noch zu den dunkelsten und schwierigsten der ganzen Physik.

Ktesias, ein berühmter griech. Geschichtschreiber aus Knidos in Karien, ein Zeitgenosse des Xenophon, machte die Schlacht bei Kunaxa, im J. 401 v. Chr., als Leibarzt des Perserkönigs Artaxerxes Mnemon mit, bei dem er in hohem Ansehen stand, ging aber einige Jahre darauf wieder in sein Vaterland zurück. Er schrieb im ionischen Dialekte 23 Bücher „Persica", eine Geschichte der assyr. und pers. Monarchie, und eine kleinere Schrift „Indica", Nachrichten über Indien, die er während seines Aufenthaltes in Persien sammelte, wovon man wegen der vielen fabelhaften Erzählungen und Beschreibungen und der mannichfachen Widersprüche in den Angaben und Zeitbestimmungen Treue und Glaubwürdigkeit vermißt. Die ziemlich zahlreichen Bruchstücke, welche durch die häufigen Anführungen anderer Geschichtschreiber und besonders durch die Auszüge bei Athenäus und in der Bibliothek des Photius auf uns gekommen sind, wurden erläutert und besonders herausgegeben von Lion (Gött. 1823), am besten aber von Bähr (Frankf. 1824). Vgl. Rettig, „Ctesiae Cnidii vita cum appendice de libris Ctesiae" (Hannov. 1827) und Blum, „Herodot und K., die frühesten Geschichtforscher des Orients" (Heidelb. 1836).

Ktesibius, ein griech. Mechaniker, der ums J. 150 v. Chr. lebte, erfand mit Heron,

seinem Schüler, die Pumpen, den krummen Heber und die Compressionsfontaine, die noch gegenwärtig unter dem Namen des Heronsballes (s. d.) bekannt ist. Auch ist er als der Erfinder der Feuerspritzen und im Grunde aller der Maschinen anzusehen, in welchen die wirkende Kraft in dem Drucke der Luft besteht.

Ktesiphon, jetzt El Madaien, eine stark befestigte Stadt am östlichen Ufer des Tigris, war die gewöhnliche Winterresidenz der parthischen Könige und zuletzt die Hauptstadt des gesammten parthischen Reichs, wurde aber zur Zeit der Römerherrschaft mehre Male, namentlich durch Trajan und Verus, erobert und läßt noch jetzt mit ihren großartigen Trümmern auf die ehemalige Größe und Pracht schließen.

Ktesiphon, ein Staatsmann in Athen, wurde namentlich durch seine Freundschaft für Demosthenes (s. d.) berühmt. Nach der für die Griechen so unglücklichen Schlacht bei Chäronea im J. 338 v. Chr. stellte er den Antrag, demselben für seine hohen Verdienste von staatswegen eine goldene Krone zuzuerkennen, und wurde hierauf von dem durch Philipp's Partei bestochenen Redner Äschines (s. d.) deshalb in Anklagestand versetzt, von Demosthenes selbst aber in der Rede „Für die Krone" siegreich vertheidigt.

Kuba, eine der sieben muselmännischen Provinzen in den Südostgehängen des Kaukasus, bis ans Kaspische Meer reichend, hat einen Khan unter russ. Oberhoheit, und zählt über 95000 E., worunter Lesghier und andere Bergvölker, Turkomanen, Armenier, Juden und Russen. Mit dem Khanat Derbent zusammen bildet K. das Land Daghestan (s. d.). In K. liegt der 12000 F. hohe Peschparmak oder Fünffingerberg mit dem berühmten Kloster und Wallfahrtsort Ghyttr-Ilya, welcher bei Christen, Juden und Mohammedanern fast in gleichem Ansehen steht. Die Hauptstadt ist die gleichnamige Stadt Kuba.

Kuban, ein am Nordsaum des Kaukasus, an den Berggehängen des Elbrus entspringender Fluß, der erst dem freien Berglande angehört, und dann auf etwa 60 M. Länge die Grenze zwischen der russ. Provinz Kaukasien, dem Steppenland der tschernomorischen Kosacken und dem freien Berglande bildet, eine Menge Grenzfestungen, wie St.-Nikolai, Grigorigol, Kawkask und besonders Jekaterinodar, und viele Colonistendörfer an seinen Ufern hat, und in einer ansehnlichen Breite, mehre Limane bildend, sich in das Schwarze und Asowsche Meer zugleich ergießt. Zwischen diesen Mündungsarmen des K. liegt, als ein eigentliches Deltaland, die Insel Taman, die einst den asiat. Theil des Bosporanischen Reichs bildete, während auf der gegenüberliegenden, nur durch die Straße von Kaffa davon getrennten Halbinsel Kertsch der europ. und zugleich vornehmste Sitz dieses Reichs war. Noch bis auf den heutigen Tag findet man auf jener Insel Taman in reicher Zahl Baureste aus jener vergangenen Großzeit.

Kubanische Nogai heißt das jetzt Rußland größtentheils unterworfene, von nomadisirenden Nogaiern bewohnte Ländchen zwischen der Kuma und Podkuma, welche beide Flüsse sich bei der Stadt Georgiewsk in der russ. Provinz Kaukasien vereinigen. In physikalischer Hinsicht bildet es einen Theil des kumanischen Steppenlandes; die Bevölkerung ist 18000 Bogen stark.

Kubanische Steppe nennt man das vom Nordwestgehänge des Kaukasus sich nördlich und östlich bis zur Kuma und dem Manisch hinziehende, von nogaiischen oder kubanischen Tataren bewohnte Steppenland, welches vom Kubanfluß quer durchbrochen wird, meist unfruchtbar ist und östlich mit der kumanischen Steppe in Verbindung steht. Die Hauptstadt der russ. Provinz Kaukasien, Stawropol, liegt inmitten der Kubanischen Steppe.

Kubanische Tataren gehören zu demjenigen Stamm der Tataren, den man Nogaier nennt, und der besonders in der kaukasischen Provinz am Kubanflusse und in kleinerer Zahl auch in der Krim vorkommt. Doch sind die krimschen Tataren beiweitem edler und unvermischter, als die kubanischen, die sich schon frühzeitig den Mongolen genähert und mongol. und andere Wörter vielfältig in ihre Sprache aufgenommen haben. Sowol die krimschen als die kubanischen oder nogaiischen Tataren sind Mohammedaner; die Priester, Mollahs genannt, leiten den ganzen Unterricht des Volks, der sich meist nur auf ein oberflächliches Verständniß des Koran erstreckt. Das Volk ist noch in tiefem Aberglauben versunken und der Glaube an den Schaitan (Satan), der nur durch Opfer, Besprechung und

Talismane zu bannen ist, macht sich überall geltend. Den Mursas oder Adeligen ist das gemeine Volk in vielen Fällen dienstbar. Auch haben die Adeligen allein das Recht, einen Kenschal oder Säbel zu tragen. Ihre Kadis oder Richter erkennen die Russen nicht mehr an, obwol das Volk sich im Geheimen noch fort und fort bei ihnen Raths erholt. Übrigens haben die Nogaier nur geringe Abgaben zu zahlen und sind auch frei vom Militairdienst, obwol Viele im J. 1812 freiwillig Kriegsdienste leisteten. Ihre Gestalt ist zwar markicht, ihr Gliederbau muskulös, doch sind sie eher hager als beleibt und auch nur von mittlerer Größe. Ihre Haltung ist edel, ihr Gang rasch, ihre Gesichtsbildung angenehm, ihr Auge feurig und lebhaft, ihre Zähne sind weiß wie Elfenbein, dagegen ist ihr Teint stark gebräunt, was zum Theil daher kommt, daß die Kinder und zwar beide Geschlechter lange Zeit nackt gehen. Die Nogaiin, frühzeitig für die Ehe und die Arbeit bestimmt, ist minder schön von Gestalt und minder lebhaft in ihren Bewegungen als der Nogaie. Die Nogaier besitzen viel natürlichen Verstand, geschärfte Sinne, auch viel Gutmüthigkeit neben großer Verschlagenheit, Geldgier, Eigennutz und Tücke. Ihre Gastfreiheit war vor Zeiten, als sie noch sämmtlich Nomaden waren, größer als jetzt, wo sie zum Theil feste Wohnsitze innehaben. Auf gute, besonders warme Kleidung sind die Nogaier sehr bedacht, bei den Frauen ist sie ganz orientalisch und überladen mit Ringen, Ketten und Flitterwerk. Vielweiberei ist erlaubt, doch sind die echt nogaiischen Frauen theuer im Preise und werden gewöhnlich mit 30—50 Kühen, d. i. 600—1000 Rubeln, bezahlt. Alle Lasten des Hausstandes fallen ihnen zu; auch gehört das Wehklagen auf den Mesarliks oder Begräbnißplätzen zu ihrem Amt. Vgl. „Bruchstücke aus einer Reise nach dem südlichen Rußland, mit besonderer Rücksicht auf die Nogaiertataren" (St.-Gallen 1830).

Küchenlatein (Latinitas culinaria) nennt man das gemeine und fehlerhafte Latein, wie es ursprünglich etwa in den Küchen zu Rom gesprochen wurde und wie man es noch gegenwärtig in einigen Gegenden Ungarns vom Volke sprechen hört. Besonders bezeichnete man damit auch das verderbte Mönchslatein des Mittelalters, das durch den Spott eines Reuchlin, Erasmus und Hutten, namentlich durch die Veröffentlichung der Epistolae obscurorum virorum (s. d.), aus den gelehrten Schriften und Unterhaltungen zwar meist verdrängt wurde, das aber doch bald im Scherz, bald aus Mangel an classischer Bildung noch hin und wieder, z. B. in den Schriften der Jesuiten und in den päpstlichen Bekanntmachungen, in Anwendung kommt.

Kudowa, ein Dorf in der Grafschaft Glatz im preuß. Schlesien, eine Meile von der böhm. Stadt Nachod, 1105 F. über dem Meere, in einem schönen, von waldigen Höhen umgebenen Thale der Sudeten, ist berühmt wegen seiner alkalisch-erdigen Eisenquelle von 7° R., welche aus sieben Öffnungen zu Tage kommt. Dieselbe wirkt besonders belebend, erregend, stärkend, zusammenziehend und urintreibend, und wird hauptsächlich bei örtlicher und allgemeiner Schwäche, nervöser Hypochondrie, Hysterie, chronischen Nervenkrankheiten u. s. w. als Getränk und als Bad benutzt. Auch finden sich zweckmäßige Einrichtungen zu Douche-, Regen- und Gasbädern, sowie andere zur Bequemlichkeit der Badegäste. Die Quelle war schon um das J. 1622 in Ruf, wurde jedoch erst 1772 gefaßt, worauf auch der Ort selbst erst seine gegenwärtige freundliche Gestalt erhielt. Vgl. Hemprich, „Die Eisenquellen zu K. in physikalischer und medicinischer Hinsicht" (2. Aufl., Bresl. 1839).

Kuff heißt ein bei den Holländern und in der Wesergegend häufig vorkommendes Kauffahrteischiff mit zwei Masten, das vermöge seines mehr platten als runden Bodens und des vollen Zuschnitts seines Vorder- und Hintertheils nur wenig Wassertiefe bei schwerer Ladung erfodert.

Kufische Münzen nennt man alle Münzen mohammedan. Herrscher mit Inschriften in Kufischer Schrift (s. d.). Dieselben kommen in Gold, Silber und Kupfer vor; die goldenen heißen dinar, die silbernen dirhem und die kupfernen fuls. Sie tragen in der Regel blos Inschriften, die theils in einem Ringe, theils auf dem um denselben laufenden Rande angebracht sind und zwar bisweilen in zwei Zeilen. Andere Vorstellungen, namentlich bildliche, sind seltener und die letztern meist Nachahmungen vorliegender, namentlich byzantin. Muster, bei welchen ein besonderes Interesse, wie das des Handels u. s. w., obwaltete. Unter den kufischen Münzen sind am bekanntesten die der Abbassiden- und Sama-

nidenfürsten, welche an den Ufern der Ostsee, in Rußland u. s. w. sehr häufig gefunden werden und die Handelswege bezeichnen, welche vordem eingeschlagen wurden, um vom Kaspischen und Schwarzen Meere nach der Ostsee, dem Bernsteinlande, zu gelangen. Unter den kufischen Münzen kommen häufig zerschnittene vor, die einen Beweis dafür geben, daß man aus Mangel an Scheidemünze die Silberstücke in zwei und vier Theile theilte, ein Gebrauch, der sich auch in Deutschland bei den Brakteaten findet. Das Studium der kufischen Münzen ist erst in der neuesten Zeit zu einer Vollkommenheit gelangt, welche diesen Theil der Münzwissenschaft den übrigen näher bringen wird. Der Grund der argen Vernachlässigung lag in der Schwierigkeit, mit welcher das Sprachstudium verknüpft war. Große Verdienste erwarben sich Adler („Museum Cuficum Borgianum“), die beiden Tychsen, Reiske, Hallenberg, de Sacy, Castiglioni u. A.; allein Viel blieb noch zu erforschen und zu verbessern übrig. Dieses war Frähn (s. d.) vorbehalten, hauptsächlich in seiner „Recensio numorum Muhammedanor. acad. imp. scient. Petropolitanae“ (Petersb. 1826, 4.), einem Werke, dessen Erscheinen dem Studium der kufischen und überhaupt oriental. Münzen mehr und mehr Eingang verschaffte, namentlich auch in Frankreich, wo bisher manche schätzbare Münze aus Unkenntniß verloren ging und wo die Nähe Spaniens vielfache Gelegenheit gibt, die fast durchgehends seltenen Stücke der span. Khalifen durch Auffindungen zu erhalten. Übrigens hat sich Frähn an seinem Sohne, dem kaiserlichen Dragoman in Alexandrien, einen würdigen Nachfolger und an dem Professor Dorn eine kräftige Stütze seiner eifrig betriebenen Forschungen herangebildet. In Frankreich beschäftigten sich besonders Reinaud und de Saulcy mit der kufischen Münzkunde. Hierbei können die kleinen Glaspasten nicht unerwähnt bleiben, welche in Sicilien und Afrika häufig gefunden werden und durch die „Description de l'Egypte“ Eingang in Europa erhielten. Sie haben die Stärke eines ¼ Zolles und einen erhabenen Rand, der auf der einen Seite mehr hervortritt als auf der andern. Die Inschrift ist bald nur auf der einen, bald auf beiden Seiten angebracht, theils kufisch, theils arabisch im gewöhnlichen Ductus. Sie stammen wol aus der Zeit der Fatimiden-Khalifen und reichen bis zu den Mamluken-Sultanen hinab. Waren diese Glasstücke wirklich Geld, so war es wol die Scheidemünze. Die meisten bewahrt die städtische Bibliothek in Frankfurt am Main als ein Geschenk Rüppell's.

Kufische Schrift heißt von der Stadt Kufa im jetzigen Paschalik Bagdad der Provinz Irak Arabi eine der ältesten Formen der arab. Schrift. Die ältern kufischen Schriftzeichen haben so viel Übereinstimmendes mit der altsyr. Schrift, dem Estranghelo, daß es kaum einem Zweifel unterliegt, daß die Araber sie von den Bewohnern Syriens entlehnt, und geschichtliche Überlieferungen bestätigen diese Vermuthung. Wahrscheinlich wurden sie erst kurz vor Mohammed bei den Arabern eingeführt. Der Einfluß, den die Schule zu Kufa auf den Islam übte, verschaffte der von ihr ausgehenden Schrift den Vorzug, und die kufische Schrift blieb die herrschende, bis das Bedürfniß nach einer bequemern und zugleich deutlicher die verschiedenen Consonanten unterscheidenden Schrift sich bei den Arabern geltend machte. Später wurde sie nur noch als Münzschrift und bei Inschriften angewendet, während die Neschischrift allgemeine Geltung erlangte. Nur die Schrift der mauritanischen Araber hat noch Vieles von dem Steifen und Eckigen des Kufischen bewahrt. Vgl. Lindberg, „Sur quelques médailles cufiques etc.“ (Kopenh. 1830).

Kugel heißt in der Mathematik ein runder Körper, dessen Oberfläche überall von einem im Innern gelegenen Punkte, dem Mittelpunkte oder Centrum, gleichweit entfernt ist. Eine von irgend einem Punkte der Oberfläche durch den Mittelpunkt bis zum entgegengesetzten Punkte der Oberfläche gehende gerade Linie wird ein Durchmesser oder Diameter, dagegen eine gerade Linie vom Mittelpunkte bis zu einem beliebigen Punkte der Oberfläche ein Halbmesser oder Radius der Kugel genannt. Aus der vorhin gegebenen Erklärung erhellt, daß alle Halbmesser, folglich auch alle Durchmesser der Kugel einander gleich sein müssen. Durchschneidet man eine Kugel mit einer Ebene, so ist der Durchschnitt ein Kreis, der desto größer ist, je näher seine Ebene dem Kugelmittelpunkte liegt; geht die Ebene durch diesen Mittelpunkt selbst, so hat der Kreis den Kugelhalbmesser zum Halbmesser und heißt ein größter Kreis. Legt man durch den Endpunkt eines Halb- oder Durchmessers

eine gegen diesen senkrechte Ebene, so berührt dieselbe die Kugel nur in jenen Punkten, ohne sie zu schneiden. Steht auf der Ebene eines größten Kreises ein Kugeldurchmesser senkrecht, welcher dann durch die Mittelpunkte aller mit jenem Kreise parallelen Kugelkreise geht, so heißen seine Endpunkte die Pole des größten Kreises, sowie der ihn parallelen Kreise. Sind zwei Kugelkreise parallel, so heißen die zwischen ihnen enthaltenen Theile der Kugel und der Kugeloberfläche beziehlich ein Segment und eine Zone der Kugel, welche Ausdrücke auch dann gebraucht werden, wenn der eine Kugelkreis sich auf einen Punkt reducirt und seine Ebene die Kugel nur berührt, d. h. von einem Theile der Kugel und Kugeloberfläche, der durch einen einzigen Kugelkreis abgeschnitten wird. Der Inhalt einer Kugelzone wird gefunden, wenn man den Umfang eines größten Kreises mit der Höhe der Zone (dem Abstande der sie begrenzenden Kugelkreise, oder, was Dasselbe ist, ihrer Mittelpunkte) multiplicirt; der Inhalt der ganzen Kugeloberfläche, wenn man den Inhalt eines größten Kreises viermal nimmt; endlich der Inhalt der Kugel selbst, wenn man den Würfel oder die dritte Potenz des Kugeldurchmessers mit der Ludolphischen Zahl (s. Kreis) multiplicirt und das Product durch sechs dividirt. Hiernach verhält sich der Inhalt einer Kugel zu dem eines Cylinders, dessen Grundfläche einem größten Kreise, dessen Höhe aber einem Durchmesser der Kugel gleich ist, genau wie 2 zu 3, dagegen zu einem Kegel von derselben Grundfläche und Höhe wie 2 zu 1. — In der Numismatik und Heraldik erscheint die Kugel als Symbol der Erdkugel, und als solche muß sie auch betrachtet werden, wenn sie mit einer Siegesgöttin geschmückt erscheint. Den Beweis dafür gibt eine Münze des Augustus mit drei Kugeln, deren eine mit ASI, die zweite mit EVR, die dritte mit AFR bezeichnet ist, zum Zeichen des über drei Erdtheile sich erstreckenden röm. Reichs. Dieselbe Bedeutung hat die Kugel unter den Füßen des röm. Adlers. In der Hand der spätern röm. Kaiser erscheint die Kugel mit der Siegesgöttin geschmückt, welche letztere bei den christlichen Kaisern durch das Kreuz verdrängt wurde. Diese Erdkugel mit und ohne Kreuz ging später auf andere Länder über und bildete sich allmälig als Reichsapfel aus. So finden wir ihn in der Hand der deutschen Kaiser u. s. w. und in vielen neuern Wappen; zunächst in dem Wappen der Kurfürsten von Pfalzbaiern, der Reichstruchsesse, von denen er wieder in die Wappen ihrer Stellvertreter, z. B. des Truchseß von Waldburg, überging.

Kugeldreieck oder Sphärisches Dreieck ist ein von drei Bogen größter Kreise eingeschlossenes Stück einer Kugelfläche. Die Lehre von diesen Dreiecken heißt sphärische Trigonometrie. Der Inhalt eines solchen Dreiecks wird aus der ganzen Kugelfläche gefunden, wenn man den achten Theil derselben mit dem in rechten Winkeln ausgedrückten Überschuß der Winkelsumme des Kugeldreiecks über zwei rechte Winkel multiplicirt. Jene Winkelsumme ist nämlich immer größer als zwei, aber kleiner als sechs rechte Winkel.

Kügelgen (Gerhard von), Geschichts- und Portraitmaler, geb. am 25. Jan. 1772 zu Bacharach am Rhein, wurde nebst seinem nachgeborenen Zwillingsbruder, Karl von K., mit dem er im Äußern eine seltene Ähnlichkeit hatte, in seinem 15. Jahre in das Jesuitengymnasium zu Bonn gebracht, um hier zum Studiren vorbereitet zu werden, da die Malerei, zu der sie von Jugend auf viel Neigung zeigten, in jener Gegend nicht in hoher Geltung stand. Erst nach dem zwei Jahre darauf erfolgten Tode ihres Vaters, der kurköln. Hofkammerrath war, erlangte zunächst Gerhard und ein halbes Jahr darauf auch Karl von der Mutter die Erlaubniß, sich der Kunst zu widmen. Mit Unterstützung des Kurfürsten von Köln gingen sie 1791 nach Rom, und als in Folge des Revolutionskriegs die Unterstützung ausblieb, ging Gerhard 1795 mit einem jungen Liefländer nach München, um sich durch Portraitmalen seinen Unterhalt zu verschaffen, während Karl in Rom blieb, wo er die Bekanntschaft des Lords Bristol machte, dessen Zuneigung später, in München, auch Gerhard gewann. Im Sept. 1795 ging Letzterer nach Riga, wohin ihm später auch sein Bruder folgte. Gemeinschaftlich besuchten Beide 1799 Petersburg, wo Karl vom Kaiser Paul mit einem Gehalte von 3000 Rub. angestellt wurde. Wenige Jahre nachher heiratheten Beide zwei Schwestern und ließen, da diese aus adeligem Geschlechte waren, den Adel ihrer Familie wiederherstellen. Als hierauf Karl 1803 eine Reise nach der Krim machte, ging Gerhard nach seiner Heimat und nach Paris, und wählte nach dem Tode seiner Mutter, 1805, Dresden zu seinem Aufenthalte. Hier starb er unter den Händen eines

Raubmörders nahe bei Dresden am 27. März 1820. Idealisirte Formen, dichterische Composition und ein blühendes Colorit zeichnen im Allgemeinen seine Werke aus. — Sein Bruder, **Karl von K.**, lebte meist auf dem Gute seines Schwagers, des Freiherrn von Manteuffel, zu Kurküll in Liefland, und im Winter in Petersburg, bis er 1827 nach Reval zog, wo er am 9. Jan. 1832 starb. Für den Kaiser Alexander malte er unter Anderm eine krimsche Galerie in 30 Blättern und eine ähnliche landschaftliche Galerie von Finnland; auch gab er eine „Malerische Reise in die Krim" (Petersb. 1823) heraus. Vgl. Hasse, „Leben Gerhard von K.'s, nebst einigen Nachrichten aus dem Leben Karl von K.'s" (Lpz. 1824).

Kugellager nennt man diejenige Vertiefung in der Seele der Geschützröhre, welche sich an der Stelle, wo das Geschoß aufliegt, durch den Druck desjenigen Theils des Pulvergases bildet, der über die Kugel durch den Spielraum weggeht. Bei gepflasterten Kugeln und in Büchsenläufen kommt das Kugellager nicht vor, weil kein Spielraum vorhanden ist. In Gewehr-, Karabiner- und Pistolenläufen ist es fast nie bemerkbar, weil die bleierne Kugel auf den eisernen Lauf nicht leicht Eindrücke machen kann. Auch in eisernen Geschützröhren bildet sich das Kugellager viel später und in weit geringerm Maße aus als in bronzenen; in den letztern nimmt es aber, wenn es einmal angesetzt, mit steigender Schnelligkeit zu, und kann leicht so groß werden, daß das Geschoß durch die Heftigkeit des Anschlags an den vordern Rand des Kugellagers und das dadurch vermehrte **Battement** (s. d.) im Rohre zertrümmert wird. Alle dergleichen unbrauchbar gewordene Geschütze noch für den Nothfall benutzen zu können, setzt man zwischen die Ladung und das Geschoß einen Holzcylinder ein, durch welchen das letztere über die gefährliche Stelle hinweg und weiter vorgeschoben wird. Der Schuß verliert aber dabei an Kraft und auch an Wahrscheinlichkeit des Treffens.

Kugelung, s. **Ballotage**.

Kugler (**Franz Theodor**), Professor der Kunstgeschichte an der Akademie der Künste und Docent an der Universität zu Berlin, geb. am 19. Jan. 1808 zu Stettin, widmete sich, bei vielseitigen Anlagen, leidenschaftlich der Musik, Poesie und Malerei, bis er, um Philologie zu studiren, 1826 die Universität zu Berlin bezog. Auf einer Reise nach Süddeutschland, noch in demselben Jahre, dichtete er das Lied von der Rudelsburg „An der Saale hellem Strande", welches seitdem ein Lieblingslied, besonders der Studenten, geworden ist. Den Sommer 1827 brachte er in Heidelberg zu, wo er durch Mone mehr und mehr dem Studium der mittelalterlichen Kunst, besonders der Architektur, zugeführt wurde, und mit Rosenkranz in ein enges Freundschaftsverhältniß trat. Nach Berlin zurückgekehrt, fesselte ihn das Studium der Kunstgeschichte bald für immer, wobei er zugleich auch poetisch thätig blieb. Im J. 1830 erschienen sein „Skizzenbuch" (Berl.), eine Auswahl seiner Gedichte, musikalischen Compositionen und Zeichnungen, und ein Heft von „Denkmälern der bildenden Kunst im Mittelalter in den preuß. Staaten" (Berl.); 1831 seine Dissertation „De Werinhero, saec. XII. monacho tegernseensi" (Berl.) und ein Heftchen „Legenden" (Berl.); im J. 1833 lieferte er den Text zu den „Architektonischen Denkmälern der Altmark Brandenburg" (Berl.) von Strack und Meyerheim, und begann die Herausgabe des „Museums" (Berl.), einer an höchst gediegenen Aufsätzen reichen Zeitschrift für bildende Kunst, von welcher indeß nur fünf Jahrgänge erschienen. Gleichzeitig gab er mit Reinick das „Liederbuch für deutsche Künstler" (Berl. 1833) heraus. Im J. 1833 wurde er Professor an der Akademie und Docent an der Universität; zwei Jahre später schrieb er seine Abhandlung „Über die Polychromie der griech. Architektur und Sculptur und ihre Grenzen" (Berl.), welche in der schwierigen Frage wesentlich das Richtige festgestellt zu haben scheint. Eine Reise nach Italien, welche er zum Theil in Gaudy's Gesellschaft im J. 1835 ausführte, vervollständigte seine kunsthistorischen Studien; eine Frucht derselben war sein „Handbuch der Geschichte der Malerei von Konstantin dem Großen bis auf die neuere Zeit" (2 Bde., Berl. 1837), das reich an neuen Resultaten ist. Hierauf lieferte er die mit Fr. Ranke gemeinschaftlich herausgegebene „Beschreibung und Geschichte der Schloßkirche zu Quedlinburg" (Berl. 1838); seine „Beschreibung der Kunstschätze von Berlin und Potsdam" (2 Bde., Berl. 1838); die „Geschichte Friedrich's des Großen", welche, von Adolf Menzel illustrirt, zum Jubiläum der Erfindung der Buchdruckerkunst

herauskam (Lpz. 1840 fg.), und eine Sammlung seiner „Gedichte" (Stuttg. und Tüb. 1840). Seine reifste und bedeutendste Leistung aber ist das „Handbuch der Kunstgeschichte" (Stuttg. 1841—42), worin er es zuerst versuchte, die ganze Kunstgeschichte in Einer großen Übersicht und in Verbindung mit den welthistorischen Epochen zu behandeln und ihren Entwickelungsgang im Großen und Ganzen nachzuweisen. Außerdem erwähnen wir noch seine „Pommersche Kunstgeschichte" in den „Baltischen Studien" (Stett. 1840), und „K. F. Schinkel. Eine Charakteristik seiner künstlerischen Wirksamkeit" (Berl. 1842).

Kuh (Ephraim Moses), Dichter, geb. 1731 zu Breslau von reichen jüd. Ältern, wurde anfangs von seinem Vater für die jüd. Gelehrsamkeit, und als er hierzu keine besondere Neigung zeigte, für den Kaufmannsstand bestimmt. Nach dem Tode des Vaters trat er als Gehülfe in die Handlung eines Oheims in Berlin, wo er bald die Freundschaft Mendelssohn's, Ramler's, Lessings u. A. sich erwarb, durch deren Umgang er poetisch angeregt wurde. Übertriebene Gutherzigkeit, verbunden mit einer an Verschwendung grenzenden Bücherliebhaberei, erschöpfte indeß in wenigen Jahren sein ansehnliches Vermögen und seinen Credit. Er verließ Berlin, durchreiste Holland, Frankreich, Italien, die Schweiz und Deutschland, und gerieth am Ende in eine so hülflose Lage, daß seine Familie ihn unterstützen mußte. Sein Misgeschick brachte ihn in Schwermuth und endlich in förmlichen Wahnsinn. Zwar wurde er nach sechs Jahren wieder curirt, doch hatte er das Unglück, 1785 durch einen Schlagfluß gelähmt zu werden, der ihn sogar der Sprache beraubte. Erst fünf Jahre nachher am 3. Apr. 1790 erfolgte sein Tod. Seine besten Gedichte, bestehend in Epigrammen, Liedern, Oden und Fabeln, lieferte er im Zustande der Schwermuth; gesammelt wurden sie als „Hinterlassene Werke" von Hirschel und Kausch (2 Bde., Zür. 1792).

Kuhistan, d. i. Bergland, eine Provinz Persiens, die, zwischen Irak Adschemi, Khorassan und der großen Salzwüste des Innern von Iran gelegen, die eigentliche Scheitelfläche der westlichen Hälfte dieses Plateaulandes einnimmt, hat einen Flächenraum von ungefähr 1200 □M., ist im Ganzen nichts weniger als fruchtbar und daher auch nur sparsam bevölkert. Der größte Theil der Bevölkerung concentrirt sich in Birdschun, der Hauptstadt und Residenz des pers. Statthalters.

Kühlapparat, s. Branntweinbrennerei.

Kühn (Karl Gottlob), Mediciner, geb. am 13. Juli 1754 zu Spergau bei Merseburg, wo sein Vater, Joh. Christian K., vor seiner Versetzung als Pastor und Consistorialrath nach Merseburg Pfarrer war, besuchte die Schule zu Merseburg und die Fürstenschule zu Grimma und studirte dann auf der Universität zu Leipzig Medicin. Nachdem er 1779 in der philosophischen und 1783 in der medicinischen Facultät promovirt hatte, wurde er 1793 außerordentlicher Professor der Medicin, 1801 ordentliches Mitglied der medicinischen Facultät, 1802 ordentlicher Professor der Anatomie und Chirurgie und 1819 der Physiologie und Pathologie. Als solcher starb er am 19. Juni 1840. Von jeher hatte K. eine bedeutende Vorliebe für die classischen Studien genährt und trug sie, als er seinen Beruf gewählt hatte, auch auf diesen über, was schon seine beiden ersten schriftstellerischen Arbeiten „De via ac ratione, qua Aelianus Sophista in historia animalium conscribenda usus est" (Lpz. 1777) und „Schediasma de causa mortis aqua submersorum eosque in vitam revocandi ratione, veteribus Graecis usurpata" (Lpz. 1778) bezeugen. Später behandelte er in dieses Fach schlagende Gegenstände in einer großen Menge von Programmen, aus welchen er selbst die bedeutendsten auswählte und als „Opuscula academica et philologica" (2 Bde., Lpz. 1827—28) herausgab. Außerdem veranstaltete er noch andere Sammlungen und die vollständige Ausgabe der „Opera medicorum Graecorum, quae supersunt" (29 Bde., Lpz. 1821—30) in der Ursprache mit der lat. Übersetzung, sowie er auch eine große Menge ausländischer Schriften übersetzte. Von seinen eigenen größern Werken ist noch anzuführen die „Geschichte der medicinischen und physikalischen Elektricität und der neuesten Versuche in dieser Wissenschaft" (2 Bde., Lpz. 1783 und 85), die er später unter dem Titel „Die neuesten Entdeckungen in der medicinischen und physikalischen Elektricität" (2 Bde., Lpz. 1796—97) fortsetzte. — Sein Sohn, Otto Bernhard K., ordentlicher Professor der allgemeinen Chemie an der Universität zu Leipzig, geb. am 6.

Mai 1800, erhielt seine Schulbildung auf der Thomasschule in Leipzig, in Dondorf und Grimma und bezog 1820 die Universität zu Leipzig, wo er sich dem Studium der Chemie widmete. Nachdem er sich von 1823—25 in Göttingen unter Stromeyer's (s. d.) Leitung weiter ausgebildet hatte, trat er 1825 in Leipzig als Privatdocent auf, erhielt 1828 die medicinische Doctorwürde und 1830 die ordentliche Professur der allgemeinen Chemie. Als Schriftsteller machte er sich zuerst bekannt durch seinen „Versuch einer Anthropochemie" (Lpz. 1824), dem die „Praktische Chemie für Staatsärzte" (Bd. 1, Lpz. 1829), die „Anleitung zu qualitativen chemischen Untersuchungen" (Lpz. 1830) und das „Lehrbuch der Stöchiometrie" (Lpz. 1837) folgten.

Kühne (Ferd. Gust.), bekannter Belletrist und Schriftsteller, geb. am 27. Dec. 1806 zu Magdeburg, kam in seinem 15. Jahre auf das joachimsthalische Gymnasium nach Berlin, studirte auf der dasigen Universität seit 1826 Philosophie und hörte namentlich Hegel und Schleiermacher. Nach seiner Promotion zum Doctor der Philosophie privatisirte er in Berlin, und war eine Zeit lang Mitarbeiter an der „Preuß. Staatszeitung", bis er 1835 als Redacteur der „Zeitung für die elegante Welt" nach Leipzig ging, die er jedoch 1842 an Laube (s. d.) abgab. Er redigirte diese Zeitschrift in einem nobeln, die bloße Mittelmäßigkeit wie die Gesinnungslosigkeit von sich weisenden Sinne und im Geiste des Fortschritts, ohne deshalb irgendwie eine radicale Richtung zu nehmen, und wenn man ihn zuweilen dem Jungen Deutschland beizählte, so geschah dies mehr darum, weil er eitel genug war, sich selbst als Mitglied desselben zu proclamiren. Von Einseitigkeiten und vorgefaßten Antipathien nicht frei, hat er sich doch meist mit großer Liebe und inniger Hingebung in die literarischen Persönlichkeiten, deren Producte er seiner Kritik unterwarf, einzuleben, den allgemeinen Weltgang mit Vorsicht, zum Theil auch mit Ironie, immer aber mit Vertrauen auf künftige höhere Entwickelungsstufen zu begleiten gewußt. Die Aussichten, die er uns eröffnet, sind, wenn auch zuweilen schief gestellt, doch stets von farbigen und pikanten Lichtern umspielt. In der Auffassung sucht er bilder- und gleichnißreichen Humor, der freilich oft in witzelnde Spielerei ausartet, mit Tiefsinn, der indeß nicht selten in pretentiöse Deutelei verfällt, zu verbinden. Die stilistische Form ist bei ihm elegant, zart, sauber, nur oft zu kurzgliedrig. Sein Bestes sind seine Kritiken und reflectirenden Aufsätze, denen ein gewisser melancholischer Hauch eigen zu sein pflegt; viele derselben findet man in seinen „Weiblichen und männlichen Charakteren" (2 Bde., Lpz. 1838), namentlich aber in seinen „Portraits und Silhouetten" (2 Bde., Hannov. 1843) gesammelt. Unter seinen novellistischen Arbeiten „Novellen" (Berl. 1831); „Die beiden Magdalenen oder die Rückkehr aus Rußland" (Lpz. 1833); „Quarantaine im Irrenhause, aus den Papieren eines Mondsteiners" (Lpz. 1835); „Klosternovellen" (2 Bde., Lpz. 1838) und „Rebellen von Irland" (3 Bde., Lpz. 1840), ragen die „Klosternovellen" durch Einigkeit der Auffassung, Gesundheit der Anschauung und Zartheit der Charakteristik am erfreulichsten hervor, obschon es auch in dem zuletzt erwähnten Romane, der nur zu breit angelegt ist, nicht an gelungenen Partien fehlt. Außerdem haben wir noch zu erwähnen sein „Sospiri. Blätter aus Venedig" (Braunschw. 1841) und „Mein Carneval in Berlin 1843" (Braunschw. 1843). In der neuesten Zeit hat er sich als dramatischer Dichter in dem Trauerspiel „Isaura von Castilien" und dem historischen Drama „Kaiser Friedrich III. in Prag" versucht, welches letztere jedoch ohne besondere Nachwirkung an mehren Orten aufgeführt worden ist. Seinen gewöhnlichen Aufenthaltsort hat er gegenwärtig im Dorfe Dölitz unfern Leipzig.

Kühnöl (Christian Gottlieb), protestantischer Theolog, geb. am 2. Jan. 1768 zu Leipzig, machte seine Studien auf der Thomasschule und auf der Universität daselbst. Nachdem er sich 1788 habilitirt hatte, hielt er über griech. und röm. Classiker, sowie über Bücher des Alten und Neuen Testaments besuchte Vorlesungen, und wurde 1790 außerordentlicher Professor der Philosophie, auch 1796 Frühprediger an der Universitätskirche. In dieser Zeit ließ er neben andern philologischen und theologischen Arbeiten seine „Observationes ad N. T. ex libris apocryphis V. T." (Lpz. 1794) und „Pericopae evangelicae" (2 Bde., Lpz. 1796 fg.) erscheinen. Im J. 1801 als Professor der Poesie und Beredtsamkeit nach Gießen berufen, gab er zwar noch des Aristophanes „Plutus" (2 Bde., Lpz. 1801 fg.)

und den Propertius (2 Bde., Lpz. 1805) heraus, wendete sich aber immer entschiedener der Theologie, insbesondere der Exegese zu, die er durch sein in mancher Beziehung sehr brauchbares und in der neuesten Ausgabe mit mehr grammatischer Schärfe bearbeitetes Hauptwerk „Commentarii in libros N. T. historicos" (4 Bde., Lpz. 1807—18; 4. Aufl., Lpz. 1837 fg.) bereicherte. Außerdem ist noch sein „Commentarius in epistolam ad Hebraeos" (Lpz. 1831) zu erwähnen. Er starb als geistlicher Geh. Rath, ordentlicher Professor der Theologie und Senior der Universität zu Gießen am 15. Oct. 1841.

Kuhpocke (variola vaccina) nennt man eine Ausschlagskrankheit, welche nicht selten epizootisch herrscht und sich an den Entern der Kühe zeigt. Sie kommt in verschiedenen Formen vor. Die echte Kuhpocke erscheint anfangs als ein kleiner rother Fleck, bildet bis zum 7. oder 8. Tage eine hellbläuliche, erbsengroße, von einem rothen entzündeten Hofe oder Ringe umgebene und mit wasserheller Lymphe gefüllte Pustel mit eingesenktem Mittelpunkte, welche allmälig eintrocknet und endlich als Schorf abfällt. Dabei ist das Allgemeinbefinden des Thieres gestört, es treten Fieberbewegungen, Mangel an Freßlust u. s. w. ein, ohne jedoch Gefahr zu bringen. Andere Formen dieses Ausschlages, welche man im Allgemeinen unechte Kuhpocken nennt, sind die Windpocke, die gelbliche, schwarze, bläuliche, weiße, rothe und warzige Kuhpocke, von denen einige einen bösartigern Verlauf zeigen und namentlich eine Neigung, in Geschwüre überzugehen. Die echten Kuhpocken und einige der andern Formen sind ansteckend und können theils durch Berührung, theils durch Impfung auf die Menschen übergetragen werden und haben dann einen ähnlichen Verlauf wie bei den Kühen. (S. Kuhpockenimpfung.)

Kuhpockenimpfung (vaccinatio) nennt man die Übertragung des Ansteckungsstoffes der Kuhpocke (s. d.) von einem Individuum auf das andere. Die Eigenschaft gewisser Krankheiten, namentlich mancher ansteckenden Hautausschläge, zu denen auch die Blattern (s. d.) gehören, den Menschen nur einmal zu befallen, führte schon frühzeitig zu der Idee, daß durch das Überstehen einer solchen Krankheit der Stoff, welcher sie verursachte, ausgeschieden und der Körper von der Empfänglichkeit dafür befreit werden könne, und daß es zuweilen besser sei, die Krankheit künstlich hervorzurufen. Namentlich bewies gerade bei den Blattern die Erfahrung, daß diese, künstlich hervorgebracht, gewöhnlich milder verliefen, als die auf natürlichem Wege erzeugten. Aus diesem Grunde wurde die Einimpfung der Menschenblattern schon seit den ältesten Zeiten in China, Ostindien, Arabien, Georgien und andern Ländern überall auf verschiedene Art ausgeübt. Auch hier und da in Europa wurden Menschen bei angehenden Pockenepidemieen geimpft, vorzüglich aber geschah es in Griechenland, welches von Einigen als Stammland der Impfung betrachtet wird und wo sie zu Anfange des 18. Jahrh. allgemein eingeführt war. Hier wurde die berühmte Lady Montague (s. d.), deren Gemahl Gesandter in Konstantinopel war, darauf aufmerksam, ließ im J. 1717 ihren Sohn impfen und wendete, nachdem der Versuch einen günstigen Erfolg gehabt hatte, bei ihrer Rückkehr nach England ihren ganzen Einfluß an, um dieser Schutzmaßregel allgemeinern Eingang zu verschaffen, was ihr auch namentlich durch Nachahmung ihres Beispiels von Seiten des Hofes gelang. Jedoch traten namentlich unter der Geistlichkeit viele Gegner dieser prophylaktischen Methode auf und ihre Einführung im übrigen Europa stieß auf bedeutende Hindernisse, sodaß sie am Ende des 18. Jahrh. noch lange nicht als allgemein angenommen betrachtet werden konnte. Ehe sich dieses jedoch schloß, war schon durch Jenner (s. d.) eine neue Entdeckung gemacht worden, welche die frühere überflüssig machte, nämlich die Kuhpockenimpfung, welche sich bald über die ganze civilisirte Erde ausbreitete. Aufmerksame Beobachtung leitete Jenner zur Auffindung der Schutzkraft der Kuhpocke gegen die Menschenpocke, und bis jetzt hat die Erfahrung die Genauigkeit seiner Beobachtungen bestätigt. Man impft gewöhnlich auf folgende Art. Da die Vaccination hinlänglich verbreitet ist und der Impfstoff, die sogenannte Lymphe, beim Durchgehen durch eine Menge Individuen von seiner Ansteckungskraft nichts zu verlieren scheint, so ist fast immer und überall Kuhpockenlymphe, auf Menschen erzeugt, zu haben, welche man zur Weiterimpfung benutzt. Der Impfling muß möglichst gesund, wenigstens von acuten und Hautkrankheiten frei sein, weil sonst die Ansteckung gar nicht oder nur unvollkommen erfolgt; chronische Krankheiten verbieten zwar nicht immer die Im-

pfung, wol aber das Weiterimpfen; auch während des Zahnens und anderer Entwickelungsperioden oder vor dem dritten Monate impft man nur im Nothfalle, wenn vielleicht eine Pockenepidemie oder Pockenkranke in der Nähe sind. Die Operation wird auf verschiedene Arten bewerkstelligt; am besten ist es, unmittelbar aus einer geöffneten Pustel eines Individuums, von dessen übriger Gesundheit man sich überzeugt hat, die frische Lymphe zu nehmen und sie in die zu diesem Zwecke bestimmten Schnitte oder Stiche, die man ganz oberflächlich, womöglich ohne Blut hervorquellen zu lassen, gewöhnlich am Oberarm des Impflings gemacht hat, überzutragen, worauf die Stelle leicht bedeckt und gegen Reibung geschützt wird. Ist die Operation richtig ausgeführt worden und tritt sonst keine Störung dem Processe entgegen, so scheint während der nächsten drei Tage die Wunde zu heilen, am vierten jedoch erhebt sich ein kleines Knötchen, welches bis zum sechsten in ein bläulich-weißes, halbdurchsichtiges, von einem blaßrothen Hofe umgebenes Bläschen übergeht. Hierauf treten gewöhnlich leichte Fieberbewegungen ein, der umgebende Hof vergrößert sich und das Bläschen vervollkommnet sich zu einer runden oder länglichen Pustel, welche erst mit heller, später trüber, eiterähnlicher Flüssigkeit gefüllt, sich rechtwinkelig von der Haut erhebt und einen etwas eingesenkten Mittelpunkt hat. Will man von dieser Pustel weiter impfen, so muß man dies zwischen dem 7. und 9. Tage thun, wo die Flüssigkeit noch ganz hell ist und keinen Eiter enthält. Vom zwölften Tage an wird die Pustel ganz trübe, der rothe Hof verschwindet, die Fieberbewegungen hören auf und auf der eintrocknenden Pustel entsteht nach und nach ein Schorf, welcher zwischen dem 20. und 25. Tage von selbst mit Zurücklassung einer der Größe der Pustel angemessenen Narbe abfällt. Verschiedene Verhältnisse, Witterung, Körperconstitution, Temperament u. s. w. können eine Abweichung des Verlaufes der Zeit nach bewirken, während sie meist ohne eigentlich schädlichen Einfluß bleiben. Übrigens muß man stets gehörig darauf achten, daß der erzeugte Ausschlag die wirkliche Kuhpocke sei, weil, wenn aus einer schon zu weit entwickelten Pustel oder mit durch zu langes Aufbewahren verdorbener Lymphe geimpft, oder wenn die Entwickelung des Ausschlages durch Aufkratzen, durch den Gebrauch unpassender Arzneien, durch Krankheit oder durch Diätfehler gestört wurde, nicht die wahre, sondern die unechte oder gestörte Kuhpocke (vaccinella) erscheint, welche keine Schutzkraft gegen die Menschenpocke besitzt. Diese unterscheidet sich von der echten durch unregelmäßigen Verlauf und verschiedene Gestalt. Es ist authentisch erwiesen, daß seit Einführung der Kuhpockenimpfung die Sterblichkeit bedeutend abgenommen hat, sodaß sie jetzt fast in allen civilisirten Staaten als Gegenstand der Gesundheitspolicei betrachtet wird. Da man in der neuern Zeit wahrgenommen hat, daß die Kuhpocken die Anlage zu den Blattern nicht für das ganze Leben oder in einigen Fällen nicht gänzlich zu tilgen scheinen, obgleich die einen geimpften Menschen befallenden Blattern meist sehr gutartig und oft nur in der Form der Varioloiden (s. d.) verlaufen, so ist die Wiederholung der Kuhpockenimpfung (revaccinatio), welche wenigstens ohne allen schädlichen Einfluß zu sein scheint, nicht selten vorgenommen worden. Über die Verhältnisse, welche bei der Ansteckung Geimpfter durch die Menschenblattern obwalten, sind die Beobachtungen noch nicht vollständig genug, um ein sicheres Resultat zu liefern. Vgl. Paulus, „Handbuch für Impfärzte" (Stuttg. 1840).

Kuhreihen oder Kuhreigen heißt die alte Nationalmelodie, welche die Alpenhirten in der Schweiz beim Austreiben ihrer Heerden zu blasen oder zu singen pflegen. Sie besteht aus wenigen einfachen Intervallen, eignet sich ganz zu der einfachen Weise dieser Hirten und dem Alpenhorne, auf welchem sie dieselbe vortragen, und macht in den widerhallenden Gebirgen eine ungemeine Wirkung. Von der ursprünglichen Melodie, welche die appenzeller sein soll, ist man jedoch in andern Cantons vielfach abgewichen, wie die zu Bern erschienene Sammlung von Kuhreigen (2. Aufl., 1815) beweist. Vgl. Huber, „Recueil de ranz des vaches et de chansons nationales de la Suisse pour la flûte et la guitarre" (St.-Gallen 1830).

Kujawien, ein sehr fruchtbarer Landstrich an dem linken Ufer der Weichsel, gegenwärtig größtentheils zum Großherzogthum Posen gehörig, mit den Städten Inowrazlaw und Brzesc, bildete, ehe es zu Polen kam, ein besonderes Fürstenthum. Der Bischof von K., der in Wlodawek an der Weichsel residirte, hatte während der Vacanz des gnesener

Erzbisthums das Recht, den poln. König zu krönen und den Reichstag zu berufen, und hieß dann auch Interrex.

Kukuk, eine ziemlich zahlreiche Gattung aus der Familie der Klettervögel. Europa besitzt nur eine, aber überall verbreitete Art, den gemeinen Kukuk, der nicht eigentlich klettert, sondern in Baumkronen und Gebüschen sich aufhält, scheu und vorsichtig ist, von Insekten, besonders von Raupen sich nährt, als Zugvogel im April in Deutschland ankommt, und hierdurch zum willkommenen Verkünder des Frühjahres wird. Seine bekannte und vom Volke zu vielen Sprüchwörtern benutzte Sitte, seine Eier in die Nester von anderen kleinern Vögeln, wie Grasmücken, Bachstelzen und Rothkehlchen, zu legen und dort ausbrüten zu lassen, hat durchaus nichts Unbegreifliches. Sie erklärt sich, wenn man weiß, daß der Kukuk durch den unwiderstehlichen Wandertrieb (s. Vögel) früher als irgend ein anderer Vogel ergriffen und zur Abreise genöthigt, keine Zeit haben würde, seine Jungen selbst zu erziehen, die übrigens trotz ihrer Unart und Gefräßigkeit von ihren Pflegeältern mit großer Zärtlichkeit behandelt werden. Unter die vielen Fabeln über diesen, zum Theil sogar mit abergläubischer Scheu betrachteten Vogel gehört auch die, daß sein Magen innerlich behaart sein solle. Weibchen und Junge sind von rothbrauner Färbung. Am Cap der guten Hoffnung lebt der Honigkukuk, der mit großem Geschrei die Bienennester anzeigt, in welche einzudringen ihm nicht gelungen ist.

Kulikhan (Tahmasp), s. Nadir.

Kulikower Feld heißt jene Gegend in Rußland an den Quellen des Don, in der Nähe der Stadt Jepifan im Tulaschen Gouvernement, wo der Großfürst Dmitri, der davon den Namen Donskoi erhielt, 1380 einen glänzenden Sieg über die Tataren erfocht, den ein neuerdings auf dem Schlachtfelde errichtetes Monument verherrlicht.

Kulm, ein Dorf im leitmeritzer Kreise des Königreichs Böhmen, drei Stunden nordöstlich von Teplitz, ist merkwürdig durch die Schlacht am 30. Aug. 1813. Vandamme's Niederlage in dieser Schlacht rettete nicht blos Teplitz und Prag, sondern sicherte auch die Fortdauer des großen Bündnisses mit Östreich gegen Napoleon und brach, nebst den gleichzeitigen Siegen der Verbündeten bei Groß-Beeren am 23. Aug. und an der Katzbach am 26. Aug., zuerst die Angriffsmacht Napoleon's. Das verbündete Hauptheer unter dem Fürsten Schwarzenberg war nämlich aus Böhmen über Peterswalde, Seyda, Marienberg und Annaberg nach Sachsen in der unbestimmten Absicht vorgerückt, entweder die Linien des Feindes bei Dresden zu durchschneiden oder den Umständen gemäß auf Leipzig loszugehen, um hier die Verbindung mit dem Nordheere, dessen Anrücken man von Dessau her erwartete, zu suchen. Man hatte aber zuletzt sich für die Richtung auf Dresden zu entschieden und sich dieser Stadt genähert, wo Saint-Cyr den Mittelpunkt von Napoleon's Stellung an der Elbe mit 30000 M. zu behaupten außer Stande schien. Allein Napoleon war auf die erste Kunde von jenem Vorrücken des böhm. Heers in Eilmärschen aus Schlesien herangezogen und hatte, den Schlachtplan bei Dresden und die gänzliche Niederlage des Feindes schon in Stolpen berechnend, von hier am 25. Abends den General Vandamme mit der ersten Heerabtheilung, 30000 M. stark, entsendet, der am 27. über die schon früher geschlagene Schiffbrücke bei Königstein über die Elbe ging, den rechten Flügel der Verbündeten von der Hauptrückzugsstraße derselben über Pirna nach Peterswalde abschnitt und auf die Nachricht von dem Erfolge der Schlacht am 27. in Böhmen gegen Teplitz vordrang, wo er dem über das Erzgebirge hinab zurückweichenden Feinde im Rücken und in die Seite fallen sollte. Unterdessen war der Angriff der Verbündeten auf Dresden am 26. mislungen, und in der Schlacht bei Dresden hatte sich Napoleon durch das Umgehen und die Niederlage des linken feindlichen Flügels der Straße nach Freiberg bemächtigt. Dadurch wurde Schwarzenberg genöthigt, schon am 27. Nachmittags sich auf dem einzigen ihm noch übrigen Rückwege, über Dippoldiswalde nach Altenberg und dann auf Seiten- und Feldwegen über den Kamm des Erzgebirges, in seine feste Stellung bei Teplitz im Egerthale zurückzuziehen. Den Russen unter dem Grafen Barclay wurde die Heerstraße vom Schlachtfelde über Dohna und Gießhübel nach Teplitz angewiesen, aber Barclay, der die ihm zugetheilte Marschroute zwischen Vandamme und den Verfolgungstruppen Napoleon's für zu gefahrvoll hielt, drängte sich gleichfalls auf die Straße nach Dippoldiswalde, wodurch

er mit den östr. Truppenmassen auf eine verwirrende Weise zusammengerieth. Auch dem General Ostermann-Tolstoy ließ er sagen, er möge sich, im Falle ihm Vandamme den Rückzug nach Peterswalde schon abgeschnitten hätte, über Maxen an die Hauptarmee anschließen. Doch Ostermann, die Gefahr erwägend, in welche das böhm. Heer versetzt würde, wenn die über Peterswalde nach Teplitz führende große Straße dem verfolgenden Feinde offen bliebe, wählte auf eigne Verantwortung die gefährlichere Richtung des Rückzuges, erstürmte den in seinem Rücken vom Feinde schon besetzten Kohlberg sowie den Engweg von Gießhübel und erreichte am 28. Peterswalde. Aber mit Ungestüm stürzte Vandamme ihm nach und über die Höhe von Nollendorf in den Kessel hinab, wo er die kleine Schar von 8000 Russen bis K. zurückdrückte. Hier erfuhr Ostermann durch den König von Preußen, der schon in Teplitz angekommen war, die gefahrvolle Lage des mit Gepäck und Geschütz im Erzgebirge verwickelten Heers, bei welchem sich der Kaiser Alexander befand. Sofort beschlossen am 29. die Feldherren Ostermann, Yermolow, Knorring, Prinz Gallizin und Großfürst Konstantin, um jeden Preis eine Stellung zu behaupten, von der die Sicherheit des über das Erzgebirge mit dem russ. Kaiser heranziehenden Heers abhing. Heldenmüthig und mit der hingebensten Aufopferung vertheidigten an diesem Tage die Russen jeden Schritt des Bodens bis 11 Uhr Mittags, wo endlich das kleine Gewehrfeuer längs der ganzen Linie sich entzündete und ihre Lage immer schwieriger wurde. Um diese Zeit erschien, vom König von Preußen herbeigerufen, das östr. Regiment Erzherzog Johann Dragoner, unter dem Obersten Stück, dem bald darauf nebst der Abtheilung der leichten russ. Garde-Reiterei die erste und zweite russ. Kürassier-Abtheilung unter dem Großfürsten Konstantin folgten. Der Kampf war mörderisch; 6000 Verwundete und Todte lagen auf dem Schlachtfelde; dem tapfern Ostermann riß eine Kanonenkugel den linken Arm weg; dennoch behauptete er und sein Nachfolger im Oberbefehl, Miloradowitsch, die Stellung bei Arbisau. Vandamme brach endlich, als es dunkel wurde, das Gefecht ab und bezog ein Lager bei K., wo er die Ankunft des Kaisers oder Mortier's am nächsten Morgen gewiß erwartete. Nun war Napoleon zwar am 28. mit den Garden bis Pirna vorgegangen, bald aber wegen eines Fiebers, das ihn befallen, und in Folge der Nachricht über den Verlust der Schlacht bei Groß-Beeren mit den alten Garden nach Dresden, dem Mittelpunkte seines Kriegsschauplatzes, zurückgekehrt, wohin er später auf die Kunde von der an der Katzbach verlornen Schlacht, weil er ein Vordringen des schles. Heers und des Nordheers fürchtete, auch Mortier mit der jungen Garde von Pirna abrief. Unterdessen aber hatte sich die Heerabtheilung unter Kleist, auf den Vorschlag des Generals Grollmann, Chefs des Generalstabs, von Glashütte, Breitenau und Fürstenwalde aus, von der kleinen Straße über den Geiersberg, weil diese Wege über Graupen nach Teplitz hinab vom Heerzuge schon angefüllt waren, seitwärts auf Nebenwegen nach der großen Straße von Peterswalde gewendet, um über Nollendorf Vandamme in den Rücken zu kommen. Wäre nun Napoleon oder Mortier mit der jungen Garde von Pirna nachgerückt, so war Kleist verloren und Vandamme siegte. Dagegen hatte Schwarzenberg, der gegen 6 Uhr Abends von Altenberg her in der Ebene von K. angekommen war, die Russen bei Arbisau verstärken lassen und sich über die Stellung und Stärke des Feindes persönlich unterrichtet. Demzufolge wurde für den nächstfolgenden Tag ein neuer Angriff auf Vandamme beschlossen. Die östr. Divisionen Colloredo und Bianchi wurden von Dux her näher an das Schlachtfeld gezogen, und Kleist, von dessen Seitenmarsch nach Nollendorf man Nachricht hatte, eingeladen, zur Schlacht am nächsten Tage mitzuwirken. Vandamme sollte auf seinem linken Flügel umgangen, dadurch aber zwischen K. und das Gebirge eingeengt und aufgerieben werden. Mit Tagesanbruch griff Barclay, dem die Leitung des Heers am 30. Aug. von Schwarzenberg übertragen war, den Feind an, worauf Knorring, Colloredo und Bianchi die Höhen des linken Flügels erstürmten. Noch stand die Schlacht und Vandamme behauptete die Rückzugsstraße nach Peterswalde, als um 11 Uhr Kleist von Nollendorf, wo Vandamme nur franz. Truppen erwartete, herab in des Feindes Rücken stürmte. Eingeschlossen in den Kessel von K., suchte sich Vandamme nach Nollendorf durchzuschlagen; die franz. Reiterei warf sich auf die Preußen und das Fußvolk folgte in geschlossenen Quarrés. Doch nur den Generalen Dumonceau, Philippon und Corbineau mit einem Theile der feindlichen Reiterei gelang es

sich durch die preuß. Bataillone des linken Flügels einen Weg zu bahnen und der Gefangenschaft zu entrinnen. Die übrigen Truppen wurden, nachdem die Quarrés von der schnell nachrückenden Reiterei gesprengt waren, umzingelt, und mußten sich ergeben. Vandamme nebst drei Generalen, unter ihnen Haro, und 10000 M. wurden, nach einem Verluste von 81 Stück Geschütz und 5000 Todten, gefangen genommen. Zugleich war an diesem Tage das verbündete Heer ungehindert von dem Gebirge nach Teplitz hinabgezogen, wo es sich wieder zum Vorrücken nach Sachsen ordnete. Napoleon wagte jetzt keinen ernstlichen Angriff auf Böhmen und die Stellung bei Teplitz; er begnügte sich, die Gebirgspässe zu behaupten. Ein späterer Versuch, doch noch vorzudringen, scheiterte theils an dem Widerstande der verbündeten Truppen bei Nollendorf, am 16. und 17. Sept. 1813, theils und noch mehr an der Überzeugung, die er gewonnen, daß sein erschöpftes Heer diesem schwierigen Boden nicht gewachsen sei. Der König von Preußen erhob nach der Schlacht den General Kleist zum Lohne seiner Tapferkeit in den Grafenstand unter Beilegung des Namens „Nollendorf" und feierte am 1. Sept. mit seinem ganzen Heere den Sieg durch einen Gottesdienst auf freiem Felde bei K. Ein besonderes Todtenfeld in Teplitz umschließt die Gebeine der an ihren Wunden gestorbenen Krieger, und bei Arbisau erinnern ein preuß., ein dem Fürsten Colloredo-Mansfeld (gest. 23. Juli 1822) errichtetes, östr. und ein russ. Denkmal zu Ehren des Generals Ostermann, welches 1835 errichtet wurde, an diesen Sieg.

Kulmbach, eine Stadt im bair. Kreise Oberfranken, hat etwa 4000 E., die ansehnliche Bierbrauerei, Gerberei und Obstbau treiben. In der Nähe liegt die ehemalige Bergfestung Plassenburg, die 1806 den Franzosen durch Capitulation von den Preußen übergeben und 1808 geschleift wurde und gegenwärtig als Zuchthaus dient. Das Markgrafthum Brandenburg-Kulmbach oder Baireuth, welches zufolge der Erbtheilung des Kurfürsten Albert Achilles von Brandenburg bei seinem Tode im J. 1486 seinem jüngsten Sohne Sigismund zu Theil wurde, fiel nach dessen kinderlosem Ableben im J. 1495 an dessen Bruder, den Markgrafen Friedrich den Ältern von Ansbach, der es auf seinen Sohn und Enkel vererbte, und nach des Letztern Tode 1557 wieder an Ansbach (s. d.).

Kulnglis oder Kuruglis werden in der Berberei, insbesondere in Algier, die von eingewanderten Türken und eingeborenen Frauen erzeugten Kinder genannt. Sie hatten zwar nicht gleiche Rechte wie der herrschende Stamm der eigentlichen, eingewanderten Türken, jedoch bedeutende Vorrechte vor den unterdrückten Völkerschaften der Mauren, Araber und Berbern, und waren zu vielerlei, wenn auch nicht den wichtigern Ämtern fähig. Seit der Eroberung Algiers durch die Franzosen hat sich die rechtliche Stellung der Kuluglis sehr zu deren Gunsten geändert, indem sie, unter allen Mohammedanern der Berberei immer am wenigsten fanatisch, ganz der franz. Herrschaft sich anschlossen, und ihr im Felde wie in der Verwaltung mit vieler Treue und Tapferkeit große Dienste leisteten. Übrigens gehen sie nach und nach ganz dem Aussterben entgegen, da ein neuer Zuwachs in Algier gar nicht möglich ist, in Tunis und Tripolis aber wegen der schwachen türk. Einwanderung nur sehr sparsam sein kann.

Kuma heißt ein an den Nordgehängen des Kaukasus, in der Nähe des Elbrus entspringender, von vielen Quellflüssen verstärkter Fluß, der, unmittelbar nachdem er die Hochgegenden des Kaukasus verlassen, in die russ. Provinz Kaukasien tritt, wo die wichtige Bergfestung Georgiewsk an seinen Ufern liegt. Die Kuma mündet nach einem nicht unbeträchtlichen Laufe und mit einem breiten Liman in das Kaspische Meer. Im Norden dieses Limans wohnen zahlreiche Kalmückenhorden.

Kumänen oder Komanen, ein Volk türk. Stammes, wahrscheinlich nicht verschieden von den Uzen bei byzantin. und den Gussen bei arab. Schriftstellern, werden von den Ungarn Kuni, von den Slawen Polowci, d. i. Bewohner der Flächen, genannt, woraus die deutschen Chronisten Falawen bildeten. Von dem Lande hinter der Wolga und dem Jaik her brachen sie um die Mitte des 11. Jahrh., die stammverwandten Chasaren und Petschenegen überwältigend, in Europa ein, breiteten sich an dem nördlichen Ufer des Schwarzen Meeres bis zu der Donaumündung hin aus und wurden durch verwüstende Raubzüge den Byzantinern sowol als den Ungarn und den Russen gefährlich. Ihre Hauptmacht erlag in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. den Mongolen, vor denen ein Haufe von

10000 ins byzantin. Gebiet floh und gegen die sie auch in der Schlacht an der Kalka im J. 1224 mit den Russen verbündet vergebens stritten. In Ungarn hat sich in Folge einer Ansiedelung ihr Name noch in dem Namen Groß- und Klein-Kumanien erhalten, den Landschaften an der mittlern Theiß tragen. Zum Waffendienst wurden diese Kumanen, die im Laufe der Zeit ihre Eigenheit ganz gegen die magyarische aufgegeben haben, in zwei Abtheilungen getheilt, aus deren Namen, dem lat. Balistarii, d. i. Steinschleuderer, und dem ungar. Jaszok, d. i. Bogenschützen, durch sonderbare Entstellung Philistäi und Jazyges, was auch der Name eines alten scythischen Volks ist, geworden sind. Daß auch die Szekler Siebenbürgens von den Kumanen herstammen, ist nicht recht wahrscheinlich.

Kumanische Seen, Astrachanische oder Wolga-Seen, nennt man jene Reihe zum Theil recht beträchtlicher Seen in den beiden russ. Gouvernements Astrachan und Saratow, die im Norden der Wolga, in der Nähe der Achtuba, in einem Steppenlande liegen, welches bald wolgaische, bald kalmückische, bald Kirgisensteppe genannt wird, und welches wie die Kumanische Steppe (s. d.), als deren Fortsetzung sie erscheint, ganz deutlich die Spuren eines früher hier gestandenen Meeres (des Kaspischen) trägt, aus röthlichem Sande mit vielen Muscheln besteht, ganz dürr und waldlos erscheint, und nur an wenigen Stellen mit üppigerm Graswuchs und saftigern Kräutern überwuchert ist. Alle Flüsse und Seen dieser Steppe sind salzig, und Salz ist fast das einzige Product, welches hier gewonnen wird. Unter jenen Seen zeichnen sich besonders durch ihre Größe und ihren Salzgehalt aus der Gorka, der Elton oder Jelton (mongolisch Altan-Nor, d. i. goldner See) und der heilige oder Bogdosee, die alle nur eine Tiefe von 2—3 Ellen haben, und wo oft über tausend Arbeiter beschäftigt sind, die jährlich aus dem Elton allein 5 Mill. Pud Salz ausbeuten.

Kumanische Steppe heißt im engern Sinne jene Steppe, die sich zwischen der Kuma, dem Manisch, Terek und dem Kaspischen Meer ausdehnt und sich südwärts an die Terekſche und nordwärts an die von Kalmücken bewohnte Astrachanische Steppe anreiht. Im weitesten Sinne des Worts versteht man aber unter diesem Namen den Verein aller dieser drei genannten Steppen, die sich auch in der Bodenbeschaffenheit gleichen, mit röthlichem Sande, vielen Muscheln, salzigen Flüssen und Seen bedeckt sind, und noch deutlich die Spuren des früher hier gestandenen Meeres verrathen, indem man hier auf dem eigentlichen frühern Grunde des Kaspischen Meeres wandelt. Die russ. Festung Georgiewsk liegt im südlichen höhern Theile dieser Steppe; die Städte Jekaterinogrod, Mosdok und Kisljar liegen in demjenigen Theil der Steppe, der auch die Tereksche genannt wird; Astrachan endlich und Tschernoi Jar liegen in dem nördlichen oder astrachanischen Theile jener großen Steppe, deren Areal fast so groß ist, als ganz Esth-, Liv- und Kurland zusammengenommen.

Kumiß heißt ein bei den Kalmücken sehr beliebtes Getränk, welches aus saurer Stutenmilch besteht, die zuvor einem Gährungsproceß ausgesetzt wird. Der Kumiß hat einen säuerlichen, nicht üblen Geschmack, ist sehr kühlend, aber zugleich berauschender Art. Auch gibt es Kumißbranntwein, Wina oder Racky von den Kalmücken genannt, welcher durch Destillation aus dem Kumiß gewonnen wird.

Kümmel, ist eine, besonders in der Gegend um Halle, in Thüringen und Anhalt cultivirte Gewürzpflanze. Das grüne Kraut des Kümmels ist ein sehr gutes Viehfutter, die Samen dienen als Gewürz zu Speisen und unter Brot und anderes Backwerk. Auch bereitet man Branntwein und Öl aus ihnen. Außerdem dienen sie noch in der Medicin als blähungstreibendes und magenstärkendes Mittel. Einen großen Feind hat der Kümmel an der Kümmelmotte.

Kummet heißt derjenige Theil des Pferdegeschirres, woran die Pferde ziehen. Im Allgemeinen sind alle Kummete den Pferden lästig. Sie verursachen nicht nur langwierige äußere Krankheiten, sondern verhindern auch das Pferd am Ziehen, weshalb man vielfach vorgeschlagen hat, sie durch Sielenzeuge zu ersetzen.

Kumüken heißt ein an den Nordostgehängen des Kaukasus, im Osten vom Terek bis zum Kaspischen Meer wohnender, etwa aus 6—7000 Familien bestehender tatarischer Stamm, der gegenwärtig sich fast vollständig den Russen unterworfen hat. Sie ähneln den Nogaiern, sind ebenfalls Muhammedaner und beschäftigen sich mit Viehzucht und besonders mit Fischfang. Axai und Endery sind die Hauptorte ihrer vorzüglichsten Fürsten-

thümer, die zugleich als Hauptraubnester und Sammelplätze des gefährlichsten Gesindels berüchtigt sind. Menschenraub und Sklavenhandel sind bei diesem Volk an der Tagesordnung. Von ihnen zu unterscheiden sind die Kasi-Kumüken, die zwar auch Muhammedaner und ein kriegerisches Raubvolk sind, aber zum Stamme der Lesghier gehören und mehr westlich wohnen. Kumük und Kasanisch sind hier die Hauptorte, beide wohlbevölkert und die Sitze verschiedener Stammesfürsten.

Kunaxa, ein Ort in Babylonien, am östlichen Ufer des Euphrat, ungefähr 10 M. von Babylon, wurde denkwürdig durch die Schlacht zwischen dem jüngern Cyrus (s. d.) und seinem Bruder Artaxerxes Mnemon (s. Artaxerxes) im J. 401 v. Chr., worin Ersterer von Letzterm getödtet wurde.

Kunda, in Esthland, ein an einer Bucht des Finnischen Golfs zwischen Narwa und Reval neuangelegter Hafen und Flecken, von wo aus besonders eine starke Ausfuhr von Bauholz, welches die vielen dort befindlichen Sägemühlen liefern, desgleichen von Getreide und Branntwein stattfindet.

Kunersdorf, ein Dorf im lebuser Kreise des Regierungsbezirks Frankfurt der preuß. Provinz Brandenburg, ist durch die Schlacht am 12. Aug. 1759 bekannt, welche eine der merkwürdigsten des Siebenjährigen Kriegs war. Die Gegner Friedrich des Großen schienen 1759 zu einer mehr übereinstimmenden Wirksamkeit entschlossen und seine Lage war in der That bedrohter als je zuvor. Beobachtend stand er an der Grenze Oberschlesiens Daun gegenüber, während dessen die Russen unter Soltikow gegen die Oder vordrangen, um sich mit Loudon zu vereinigen, der ihnen mit 30000 M. entgegenzog. Um diese Vereinigung unter jeder Bedingung zu hindern, hatte Friedrich den General Wedel den Russen entgegengesendet, der aber, als er ohne Kenntniß des Terrains mit ungleicher Truppenzahl den Feind in seiner vortheilhaften Stellung beim palziger Hammer oder bei dem Dorfe Kai zwischen Züllichau und Krossen am 23. Juli angriff, geschlagen wurde und mit einem Verluste von 5000 M. sich über die Oder zurückziehen mußte. Die Russen besetzten nun Frankfurt und ihrer Vereinigung mit den Östreichern, die unter Loudon und Haddik heranzogen, stand nichts weiter entgegen. Jetzt durfte der König keine Zeit mehr verlieren, wollte er seine Erbstaaten retten. Er ließ daher die große östr. Armee unter Daun durch ein Corps unter dem Prinzen Heinrich festhalten, entsendete einen Theil der Truppen dieses Corps an die Oder und eilte nun selbst dahin. Doch Loudon's Verbindung mit Soltikow konnte er nicht mehr abwenden; Beide, 60000 M. stark, standen bereits zum Kampfe gerüstet auf dem rechten Ufer der Oder bei Frankfurt. Der König, der sich von Müllrose her näherte, marschirte am linken Ufer hin, setzte seine etwa 40000 M. starke Armee nördlich der Stadt über den Strom und begann am darauf folgenden Morgen die Schlacht. Der rechte Flügel der Feinde war durch die Oder, der linke durch Sümpfe und Büsche und noch außerdem durch starke Verschanzungen, die Fronte durch tiefe Gründe gedeckt. Dennoch gelang es den Preußen beim Angriffe auf den linken russ. Flügel nach einem langen heißen Kampfe und trotz des heftigsten Kartätschenfeuers aus 100 russ. Kanonen, die Schanze zu ersteigen, die Batterien zu nehmen und die Russen in die Flucht zu jagen, und bereits Abends 6 Uhr eilten Siegesboten nach Schlesien und Berlin. Noch aber hatten die Russen mehre feste Punkte inne; trotz der Gegenvorstellungen seiner Generale, beschloß der König mit den schon sehr ermüdeten Truppen auch den rechten Flügel der Russen anzugreifen. Der Kampf begann und obschon die Preußen einzelne Vortheile errangen, so konnten sie doch, durch Terrainschwierigkeiten verhindert, nichts Entscheidendes ausrichten. Sie zu unterstützen, rief der König den General Seidlitz mit der Reiterei von seinem Beobachtungsposten, Loudon gegenüber, durch wiederholte Befehle ab. Sogleich benützte Loudon, der im Rückhalte den Stand der Dinge aufmerksam verfolgte, diese Gelegenheit, um hervorzubrechen und mit seiner Reiterei sich auf die ermatteten Haufen der Stürmenden zu werfen. Dieses entschied die Schlacht. Vergebens versuchten die Preußen noch, den Spitzberg zu erobern. Ein neuer Angriff Loudon's warf Alles in wilde Flucht. Die Preußen verloren gegen 26000 M. und beinahe ihr ganzes Geschütz; doch hatten auch die Feinde 24000 M. eingebüßt. Dem König wurden zwei Pferde unter dem Leibe erschossen, eine Flintenkugel zerschmetterte ihm ein goldenes Etui in der Westentasche und nur der

Heldenmuth des Rittmeisters von Prittwitz rettete ihn vor Gefangenschaft. Seidlitz, Fink, Hülsen und andere Generale wurden verwundet; der General Puttkammer und der Dichter Ewald von Kleist (s. d.) starben den Heldentod.

Kunigunde, die Heilige, die Gemahlin Kaiser Heinrich's II. (s. d.), war eine Tochter des Grafen Siegfried von Luxemburg. Mit ihrem Gemahl, dem Herzoge Heinrich von Baiern, wurde sie zu Mainz 1002 als Königin der Deutschen und 1014 durch Benedict VIII. in Rom als Kaiserin gekrönt. Einer Sage zufolge sollen beide Gatten das Gelübde ewiger Enthaltsamkeit gethan haben. Von Seiten des Kaisers darf man dies bezweifeln, da er auf einem Reichstage zu Frankfurt sich über die Unfruchtbarkeit seiner Gemahlin beschwert haben soll. So viel aber ist gewiß, daß ihre Ehe kinderlos blieb. Als später der Leumund sich an den Ruf der Kaiserin wagte, unterwarf sie sich einem Gottesurtheile, schritt barfuß über glühende Pflugscharen weg und überzeugte durch das glückliche Bestehen dieser Feuerprobe den Kaiser von ihrer Unschuld. Nach dem Tode desselben zog sie sich in das von ihr gestiftete Kloster Kaufungen bei Kassel zurück und nahm am Jahrestage ihres Witwenstandes, am 15. Juli 1025, aus den Händen des Bischofs von Paderborn den Nonnenschleier. Der Welt vergessend, lebte sie nun frommen Werken bis zu ihrem Tode am 3. März 1040. An der Seite ihres Gemahls wurde sie im Dom zu Bamberg beigesetzt, und mit ihm theilte sie die Ehre der Seligsprechung. Innocenz III. setzte sie 1200 unter die Heiligen.

Kunizburg, eine alte Burg in Ruinen, bei Jena, wurde von König Heinrich I. erbaut und war dann der Sitz eines alten Grafengeschlechts. Das dabeiliegende Dorf Kunitz, mit 350 E., soll bis ins 15. Jahrh. eine Stadt gewesen sein, weshalb die männlichen Bewohner noch gegenwärtig nicht Bauern, sondern Männer von K. genannt werden.

Kunkellehn, von Kunkel, d. i. die Spindel oder Spinnrad, dann das weibliche Geschlecht im Gegensatze des Schwerts oder männlichen Geschlechts, heißt ein Lehn, welches auch auf Frauen forterbt. Reines Kunkellehn, welches nur auf Frauen forterbt, gibt es nicht, denn sobald männliche Erben da sind, fällt das Lehn auf diese. Kunkeladel heißt der Adel von mütterlicher Seite.

Kunst (von können) heißt im Allgemeinen jede Thätigkeit, die nach Zwecken gewisse Wirkungen hervorbringt, besonders wenn die Thätigkeit Schwierigkeiten zu überwinden hat und das hervorgebrachte Werk einen Grad von Vollkommenheit und Angemessenheit besitzt. Dieser Begriff erstreckt sich daher auf alle Gebiete, in denen eine absichtliche Thätigkeit nach Zwecken möglich ist; es gibt ebensowol technische und mechanische, als freie und schöne Künste. Alle Kunst ist mithin etwas Praktisches, d. h. auf freier Thätigkeit des Menschen Beruhendes, und die Kunstthätigkeit um so vollkommener, je mehr durch sie etwas für sich Bestehendes, d. i. ein selbständiges, in allen seinen Theilen übereinstimmendes Werk hervorgebracht wird, welches wir insofern Werk der Kunst im eigentlichen Sinne des Worts oder Kunstwerk nennen und vom Kunststück unterscheiden, welches seinem innern Werthe nach von weniger Bedeutung ist und meist nur den Zweck hat, eine überraschende Fertigkeit im Hervorbringen flüchtiger und vorübergehender Wirkungen an den Tag zu legen. Durch jene Bestimmung ist die Kunst von der Natur und ihren Erzeugnissen unterschieden; denn obgleich die Natur Dinge erzeugt, welche das Ansehen von Kunstwerken haben (s. Kunsttriebe), so bringt sie doch ihre Erscheinungen nicht mit freier Absichtlichkeit, sondern nach dem Gesetze bewußtloser Nothwendigkeit hervor. Jedoch ist die Kunst durch die Natur begründet, von welcher sie nicht blos die Stoffe zur weitern Gestaltung, sondern auch die Formen zur idealen Nachbildung erhält. Sie erzeugt ihre Werke durch Gestaltung, Verknüpfung und Bearbeitung vorhandener Elemente, und ist dabei überdies an die Naturgesetze gebunden, die sie mit Bewußtsein und Absicht befolgt; sie beherrscht die Natur, indem sie ihr gehorcht. Von der Wissenschaft unterschidet sich die Kunst hauptsächlich dadurch, daß diese eine Nachbildung und Veredelung, jene aber Erkenntniß der Natur und des Zusammenhangs der Dinge ist und als Philosophie über die einzelnen Erscheinungen hinausgeht. Die Wissenschaft besteht demnach in der Ausbildung des Wissens und ist auf die theoretische Thätigkeit des Geistes gegründet; die Kunst dagegen hat es zu thun mit Etwas, das weder selbst ein Wissen ist, noch blos durch das Wissen ohne äußere Fertigkeit hervorgebracht werden kann. Darum war es falsch, wenn man sonst einige

schöne Künste, z. B. die Poesie, weil sie die geistigste ist und sich, wie die Wissenschaft, zu ihrem Darstellungsmittel der Sprache bedient, schöne Wissenschaften nannte. Wissenschaft und Kunst sind aber gleichwol dadurch verbunden, daß eine Art der Erkenntniß überhaupt bei aller Kunstübung vorausgesetzt wird und dagegen auch die Wissenschaft in ihren äußern Darstellungen Kunst ist. Wiederum wird auch die Kunst durch die Wissenschaft erkannt und in ihren Werken beurtheilt, worauf die Kunstphilosophie und alle Theorie der Künste beruhen. Will man nun das Wesen der Kunst genauer betrachten, so muß man auf das Bedürfniß zurückgehen, welches den Menschen überhaupt antreibt, durch Bearbeitung des von der Natur empfangenen Stoffs und Umbildung vorhandener Formen Veränderungen in der Erscheinungswelt hervorzubringen und die Natur zu seinen Zwecken zu behandeln. Dieses Bedürfniß gründet sich auf die Wahrnehmung oder das Gefühl, daß die einzelnen Erscheinungen der Natur und des Menschenlebens, wie sie sich vorfinden, mit seinen Zwecken nicht immer übereinstimmen. Inwiefern er nun theils den Drang zu wirken lebhaft in sich fühlt, theils die Natur nach ihren Gesetzen erkannt und sie zu behandeln gelernt hat, insofern sucht er auch den selbstthätig vorgesetzten oder ihm gegebenen Zweck zu erreichen und, zur Erreichung desselben die vorhandenen Mittel vergleichend, das noch Mangelnde durch Combination zu ergänzen. Hierdurch erzeugt sich in ihm die Vorstellung von etwas Äußerm, das als Mittel, die Foderung des Gedankens mit den äußern Erscheinungen zu verbinden, dienen soll, d. h. er erfindet und dichtet. Herrschaft des Geistes über die Natur ist somit aller Kunst Wesen und Kennzeichen, und aller Kunstbestrebungen letzter Zweck und Erfolg beruht darauf, daß mit dem wachsenden geistigen Bedürfnisse des Menschen die Natur und seine Umgebungen zu seinen idealen Foderungen immer mehr erhoben werden.

Durch ihre unmittelbaren Zwecke und durch das nächste Bedürfniß, worauf sich die Werke der Kunst gründen, sowie durch die herrschenden Kräfte, welche bei ihrer Hervorbringung wirksam sind, und die Art, wie sie dabei in Wirksamkeit gesetzt werden, unterscheiden sich voneinander die verschiedenen Classen der Kunst, welche Künste genannt werden. Jene Zwecke sind entweder niedere und relative, d. h. sie haben nur eine bedingte und abhängige Bedeutung, z. B. Alles, was zum Vergnügen oder Nutzen dient; oder höhere und absolute. Einige setzen mehr die Kräfte des Körpers, andere mehr die geistigen Kräfte in Bewegung. Die Wirksamkeit dieser Kräfte ist entweder mehr mechanisch und mit Anstrengung verbunden (Arbeit), oder eine freie, leicht von statten gehende Thätigkeit, die in ihrer Äußerung ihren eigenen Genuß findet und sich selbst zur Vollendung ihrer Werke anreizt (Spiel), und hiernach sind die Künste gebundene (mechanische) oder freie Künste. Die Alten verstanden unter Freien Künsten (s. d.) diejenigen Kenntnisse und Fertigkeiten, welche zu dem Unterrichte der Freigeborenen gehörten und die man eines freien Mannes würdig achtete, entgegengesetzt den Beschäftigungen der Sklaven, worunter man meist mechanische Arbeiten verstand. In spätern Zeiten wurden freie Künste auch die unzünftigen Gewerbe genannt und den zunftmäßigen entgegengesetzt. Die freien Künste in dem Sinne, welchen man gegenwärtig damit verbindet, selbst die, welche auf edlern Bedürfnissen beruhen, haben entweder einen außer ihren Werken liegenden Zweck, zu welchem sie Verstand oder Willen hinleiten wollen und zu dessen Erreichung also ihre Werke nur Mittel sind, weshalb sie auch nicht durch bloße Anschauung gefallen, oder sie sind solche, deren Werke als Darstellungen eines geistigen Gehalts durch sich selbst gefallen. Letztern liegt das höhere Bedürfniß und der Wunsch zum Grunde, das in irgend einer Art Vollkommene, Musterhafte und Ideale in selbständigen, in sich abgeschlossenen, der Anschauung durch sich selbst würdigen Formen auszuprägen. Während jene, zu denen z. B. selbst die Redekunst gehört, nur relative Künste genannt werden können, nennen wir diese absolute Künste und ihre Werke vorzugsweise Kunstwerke. Denn die Darstellung, welche der Kunst Kennzeichen ist, wird hier zu etwas Absolutem erhoben, indem das Ideale auf eigenthümliche Weise durch sie zur Anschauung gebracht wird. Die absoluten Künste sind keine andern als die sogenannten schönen Künste. In ihnen herrscht die Schönheit, die ohne fremde Beziehung durch sich selbst gefällt und ihren Zweck in sich selbst trägt; dahingegen die Werke der relativen und niedern Kunst dem Nutzen und der Brauchbarkeit huldigen und höchstens

mittelbar auf Schönheit hinzielen, indem das Nützliche und Zweckmäßige mit der fortschreitenden Bildung der Menschen immer mehr sich mit dem Gefälligen vereint, welches sich zum Theil selbst dem eigentlich Schönen nähern kann.

Die schöne Kunst oder die vorzugsweise sogenannte Kunst ist die freie Darstellung des Schönen in selbständigen, anschaulichen Werken. Fälschlich hat man die Kunst häufig eine Nachahmung der Natur genannt, da die Kunst, insofern wir unter Natur nur die uns umgebenden Erscheinungen und Veränderungen verstehen, über derselben steht, und die Schönheit dem Kunstwerke wesentlich und nothwendig, den einzelnen Naturerscheinungen hingegen nur zufällig ist. In einem höhern Sinne ist freilich die Natur selbst die höchste lebendige Schönheit, und dann kann man auch das Kunstwerk eine Nachschöpfung oder ein Sinnbild der lebendigen Welt nennen. Die freie Darstellung des Schönen ist zugleich Darstellung des Lebens in seinen verschiedenen Gestalten und Äußerungen. Das höchste Gesetz aber für alle Kunst bleibt immer das der Schönheit, wie mannichfaltig sich auch dasselbe mit Rücksicht auf verschiedene Stoffe und untergeordnete Zwecke modificirt. (S. Ästhetik und Schön.) Die höchsten geistigen Lebensthätigkeiten, vornehmlich die, durch welche wir der Ideen und ihrer sinnlichen Darstellung fähig sind, müssen bei dem Künstler in hoher Energie und in unzertrennlicher Verbindung wirksam sein, damit die Idee ihre passende Form ohne Mühe finde. Diese Beschaffenheit des Gemüths, diese glückliche Harmonie der höchsten Kräfte ist aber nicht blos durch Fleiß und Anstrengung, nicht durch Ausbildung des Wissens erreichbar; sie setzt vielmehr Schöpfungskraft oder Genialität voraus, welche, als Anlage gegeben, durch Fleiß nur entwickelt und ausgebildet wird. (S. Genie.) In der Wirklichkeit gibt es unendliche Verschiedenheiten der Genialität und Grade die Künstlerkraft, deren niedere wir mit dem Namen der einzelnen Kunsttalente belegen, der sich bald auf das Innere des Kunstwerks und leichte Wirksamkeit einzelner dazu erfoderlicher Kräfte, bald mehr auf das Äußere beziehen und dann technische Fertigkeiten genannt werden. (S. Talent.) Eine ästhetische, mithin wissenschaftliche Eintheilung der schönen Künste muß von der nothwendigen Verschiedenheit der Darstellungsmittel ausgehen; auch muß sie das ganze Kunstgebiet leicht übersehen lassen und die Verwandtschaft des Einzelnen andeuten. Die ihrem Wesen nach verschiedenen Darstellungsmittel beziehen sich auf die verschiedenen Gebiete der Erscheinungswelt und die Organe für die Auffassung und Darstellung derselben. Wie wir daher eine innere und äußere Erscheinungswelt unterscheiden, so unterscheiden wir auch Künste des äußern Sinnes und Künste des innern Sinnes. Die Darstellungsmittel der schönen Künste ersterer Art können nur auf den Empfindungen der edlern Sinne, mittels deren wir selbständige äußere Formen in ihren Verhältnissen zueinander mit reinem Wohlgefallen wahrnehmen, gegründet sein. Dieses sind aber Gesicht und Gehör. Auf diese beziehen sich also die bildende und die tönende Kunst; die Kunst des innern Sinnes dagegen ist die Poesie. Diese drei sind die Elementar- oder Stammkünste; die andern Künste sind abgeleitete und zwar entweder einfache abgeleitete, wie die Malerei, Bildhauerkunst, Baukunst und auch die Gartenkunst, oder zusammengesetzte abgeleitete, wie die Declamation und Mimik, welche man auch Übergangskünste nennen könnte, da die erstere von der Poesie zur tönenden Kunst, diese von der Poesie zur bildenden Kunst den Übergang macht. Aus Declamation und Mimik entspringt die Schauspielkunst; die Tanzkunst aber bildet den Übergang von der Mimik zur tönenden Kunst. Die Wissenschaft von der schönen Kunst und den besondern Gebieten derselben, den schönen Künsten, kann man Kunstwissenschaft nennen. Handelt sie von der schönen Kunst und den Künsten überhaupt ihrem Geiste nach oder in unmittelbarer Beziehung auf die Idee der Schönheit, so wird sie zur Kunstphilosophie und macht als solche einen Haupttheil der Ästhetik (s. d.) aus.

Das Kunstwerk erfodert endlich, um würdig aufgenommen zu werden, ein verwandtes Gemüth, einen reifen und mündigen Geist, der den Sinn des Lebens versteht und das lebendige Werk nicht von einzelnen Seiten und mit einzelnen Kräften, sondern mit denselben Kräften auffaßt und genießt, die es erzeugt haben. Fälschlich setzt man oft den Genuß des Kunstwerks bald in das durch die Anschauung zunächst erregte, oft sehr unbestimmte Ge-

fühl, wie es z. B. der Dilettant hat, bald in die Beurtheilung nach bestimmten Regeln, wie sie der kalte Kunstrichter übt. Bei der wahren Auffassung aber verbindet sich Beides, das Gefühl des Anschauenden löst sich in Urtheil auf und ist dem ideenmäßigen Urtheil ganz entsprechend. Zur wahren Auffassung eines Kunstwerks gehören daher nicht blos der allgemeine **Kunstsinn**, d. h. die Empfänglichkeit für Eindrücke der Kunst, Interesse für Kunstwerke, und Leichtigkeit, sich in der Kunst zu orientiren, sondern vor allen Dingen die individuelle, unbefangene Anschauung des Kunstwerks, und zu seiner wahren Würdigung **Kunstgeschmack**, d. i. die Fähigkeit, das Kunstschöne von dem Kunstwidrigen zu unterscheiden, und daher auch **Kunstkenntniß**, d. i. die Kenntniß des Wesens der Kunst und der Künste, insbesondere auch des Technischen, sowie der Geschichte der Kunst. Nur mit diesen Eigenschaften ausgerüstet, wird man einem Kunstwerke seinen wahren Platz in dem großen Gebiete der Kunst anweisen können, welches der letzte Zweck der **Kunstkritik** ist. (S. **Kritik** und **Geschmack**.) Erst die Vereinigung dieser Eigenschaften macht den wahren **Kunstrichter**.

Kunstakademien nennt man nach dem gegenwärtigen Begriffe Kunstschulen höherer Ordnung, wo nichts, was zur Entwickelung des darstellenden Talents nothwendig ist, vermißt werden darf, wo der Künstler Hülfsmittel beisammen findet, die der Einzelne sich nicht leicht erwerben kann, und wo für den ganzen Umfang der Hülfskenntnisse ausreichende Belehrung zu finden ist. Anders aber verhält es sich mit vielen Kunstakademien in Wirklichkeit. Sie entstanden in der Mitte des 16. Jahrh., als in Folge der Anerkennung, welche das Talent fand, ihm eine frühe Selbständigkeit gesichert wurde, und deshalb die Künstlerschulen aufhörten, wo die Lehrlinge neben den Meistern heranreiften, als außerdem durch den Gang der europ. Bildung und Entwickelung der Eifer für große kunstfördernde Unternehmen und Kirchenbauten u. s. w. sich minderte. Zwar gab es in Italien schon im 14. Jahrh. eine Malervereinigung zu einem Zwecke, wie die Akademien gegenwärtig sich ihn setzen, nämlich die in Venedig 1345 gebildete Zunft des heil. Lukas; doch führte sie ebenso wenig als die um 1350 zu Florenz gestiftete Malergesellschaft des heil. Lukas den Namen einer Akademie. Auch die erste Begründung der Akademie zu Mailand, als deren Stifter gewöhnlich Leonardo da Vinci genannt wird, dürfte schon zu Anfange des 15. Jahrh. fallen. Die erste eigentliche Kunstakademie war die von Fed. Zuchero 1593 zu Rom gestiftete Akademie des heil. Lukas, welche indeß erst 1715 nach langer Unterbrechung eine festere Gestalt erlangte. Die später gestifteten Kunstakademien zu Bologna, Parma, Padua, Mantua, Turin u. s. w. haben nie eine Bedeutung erlangen können. Das Muster für alle nachfolgenden wurde die Kunstakademie zu Paris. Sie wurde als Akademie der Malerei von Ludwig XIV. 1648 gestiftet; Colbert fügte 1671 die Akademie der Baukunst hinzu, die jetzt den Namen Ecole spéciale des beaux arts führt. Indeß hatten auch in Paris die Maler schon 1391 eine gildenartige Verbindung unter dem Namen der Brüderschaft des heil. Lukas geschlossen. Eine Verzweigung der pariser Akademie ist die franz. Akademie zu Rom, in der Villa Medici. In Deutschland wurde die erste Kunstakademie von Sandrart 1662 zu Nürnberg gestiftet, die durch die berühmte Künstlerfamilie **Preisler** (s. d.) zu neuem Rufe gelangte, aus Mangel an Mitteln aber nur mühsam sich erhielt und 1818 in eine Provinzialkunstschule umgewandelt wurde. Die Akademie zu Berlin wurde 1694 gestiftet und 1786 neu organisirt, die zu Dresden 1697 gestiftet und 1764 mit der zu Leipzig und zu Meißen vereinigt. Die Akademie zu Wien wurde von Kaiser Joseph I. begründet, aber erst von Kaiser Karl VI. 1726 vollständig organisirt. Den bedeutendsten Einfluß erlangten die Kunstakademien zu München und zu Düsseldorf, von denen die erste 1770 gestiftet und 1807 vom Könige Maximilian I. neu begründet, die andere von Friedrich Wilhelm III. 1820 errichtet wurde. Außerdem gibt es in Deutschland noch Akademien zu Manheim, Kassel, Frankfurt am Main, Weimar u. s. w. Die Akademie der Malerei zu Madrid wurde 1752 gestiftet. London erhielt eine solche 1768, Edinburg bereits 1754. Holland hat Akademien zu Amsterdam u. s. w., Belgien zu Brüssel, Antwerpen und Brügge. Die Akademie zu Stockholm ist 1733, die zu Kopenhagen 1738 und die zu Petersburg 1757 gestiftet.

Kunstausstellungen, s. **Ausstellung**.

Kunstfeuer werden aus verschiedenen brennbaren Materialien, hauptsächlich mit Beisatz von Schießpulver, bereitet und zerfallen in Ernst- und Lustfeuer. Zu den erstern gehört in weiterm Sinne die ganze Munition, d. h. Geschoß, Ladung und Zündung der Geschütze und des kleinen Gewehrs; in engerm Sinne die zum Erleuchten und Anzünden erfundenen und die zur Vertheidigung der Bresche von den Belagerten angewendeten Feuerwerksstücke, wie Raketen (s. d.), Fanale (s. d.), Brandkugeln (s. d.), Leuchtkugeln (s. d.) und Bomben (s. d.), Feuertöpfe, Pechkränze (s. d.), Pechfaschinen, Brandtücher, Sturmsäcke und Mordschläge (s. d.). Die Lustfeuer werden oft blos Feuerwerke (s. d.) genannt und haben den Zweck, dem Auge ein interessantes Bild durch verschiedenartiges Funkensprühen und Erleuchten in bunten Farben zu Lande und auf dem Wasser zu geben.

Kunstgeschichte, die Darstellung des Ursprungs, der Entwickelung, des Aufschwungs und des Verfalls der schönen Kunstform, bildet einen Haupttheil der Culturgeschichte. Schon die Alten waren sich der historischen Entwickelung ihres überreichen Kunstlebens mehr oder weniger bewußt, und die Keime einer Kunstgeschichte finden sich, wenn auch nur wenig entwickelt, schon bei Plinius, Quintilian, Pausanias u. A. Im Mittelalter dagegen schwindet jede Spur einer historischen Betrachtungsweise der Kunst, so zahlreich auch die einzelnen Kunstnachrichten sind, wie z. B. in dem wesentlich daraus bestehenden „Liber pontificalis" des Anastasius Presbyter. Eine eigentliche Kunstgeschichte entstand erst, als das Humanistenzeitalter im 15. und 16. Jahrh. den Gegensatz zwischen antiker und christlicher Welt in allen übrigen Gebieten zum Bewußtsein gebracht hatte, als das Alterthum als etwas Objectives, neu zu Erlernendes dem künstlerischen Geiste gegenüberstand, während zugleich die eigenen unsterblichen Leistungen der Rafaelischen Zeit zur Vergleichung mit den mittelalterlichen wie mit den antiken Kunstwerken auffoderten. Während Vasari (s. d.) diese große ital. Kunstepoche, zunächst nur vom biographischen Standpunkte aus, in seinem berühmten Werke auffaßte, stellten die Humanisten die Kunstnachrichten der Alten zusammen, während Palladio, Ligorio, Vignola u. A. antike Gebäude vermaßen, bis sich eine Masse des Wissens in dieser Richtung ansammelte. Freilich diente dieselbe lange Zeit nur dem praktischen Gebrauche einerseits der Künstler, andererseits der Philologen. Für die neuere Kunstgeschichte dauerte die biographische Behandlung fort; ihr verdanken wir die fast zahllosen Künstleranekdoten, welche indeß oft die tiefsten, kernhaftesten Aufschlüsse über das wahrhaft Charakteristische des Künstlers und seiner Zeit enthalten. Die bedeutenden Stilveränderungen vom 16.—18. Jahrh. gaben von neuem Anlaß dazu, die Kunstentwickelung historisch zu betrachten, um in den einzelnen Perioden das Gemeinsame der Künstler zu erkennen. Die Geschichte des Stils beginnt jedoch erst mit Winckelmann (s. d.), welcher zuerst in der alten Kunst die Perioden unterschied und mit der Weltgeschichte in Zusammenhang brachte. Erst seit ihm wurde die Kunstgeschichte ein Zweig der Culturgeschichte. Allein noch blieb man in Betreff der neuern Kunst auf dem alten Standpunkte, obwol man seit Vasari durch Mander und Sandrart die Schulen genau hatte scheiden lernen. Erst die streng antikisirende Richtung zu Ende des vorigen Jahrhunderts und die darauf folgende romantische Reaction mit ihrem Cultus des Mittelalters ließen eine anfangs parteiische, bald aber sich mehr und mehr objectivirende Achtung vor dem wahrhaft Großen in den verschiedensten Kunstepochen entstehen. Die Einwirkung der seitdem immer bedeutsamer hervortretenden Kunstgeschichte auf die Kunst selbst war vielleicht keine durchaus günstige; ja es zeigte sich sogar hier und da im Stillen wieder eine Sehnsucht nach der alten Einseitigkeit, welche mit so naiver Überzeugungstreue an ihrem einmal ergriffenen Ideal festzuhalten pflegte. Allein diese augenblicklichen Nachtheile schwinden mehr und mehr, während die Kunstgeschichte selbst im Kreise historischer Disciplinen eine immer wichtigere Stelle einnimmt. Vgl. Wendt, „Über die Hauptperioden der schönen Künste" (Lpz. 1831); H. Meyer, „Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen" (Dresd. 1824); H. Hase, „Übersichtstafeln zur Geschichte der neuern Kunst" (Dresd. 1827, Fol.); und endlich, als Kupferwerk, Seroux d'Agincourt, „Sammlung der vorzüglichsten Denkmäler u. s. w." (neueste Ausg. von Quast, Berl. 1838 fg.). Erst in der aller-

neuesten Zeit haben wir eine allgemeine Kunstgeschichte erhalten in Kugler's „Handbuch der Kunstgeschichte" (Stuttg. 1842 fg.), welches das ungeheure Material in einer großen Übersichtlichkeit zusammenfaßt und den weltgeschichtlichen Epochen unterordnet. Eine Ergänzung desselben bildet Schnaase's „Geschichte der bildenden Künste bei den Alten" (Bd. 1—3, Düsseld. 1843—44), welche weniger auf vollständige Aufzählung, als auf tiefsinnige geschichts-philosophische Begründung der Stile und Übergänge gerichtet ist.

Kunstsammlungen, s. Museen.

Kunstschulen nennt man die Lehranstalten, in welchen zunächst die technischen Fertigkeiten, deren der Künstler nicht entbehren kann, und alle die Übungen, die Auge und Hand zunächst angehen, entwickelt werden sollen. Kunstschulen für Musik heißen Conservatorien (s. d.); Kunstschulen höherer Ordnung sind die Kunstakademien (s. d.).

Kunststraßen, s. Chausseen.

Kunsttriebe nennt man die Triebe der Thiere, deren äußere Erzeugnisse in einem auffallenden Grade zweckmäßig und wunderbar erscheinen. Sie sind Handlungsweisen des Instincts der Thiere, d. h. ihres durch Natur bestimmten Begehrens. Abgesehen von der Zweckmäßigkeit, welche in den Äußerungen dieser Art stattzufinden scheint, offenbart sich die mechanische Nothwendigkeit des Instincts, durch welche sie sich von den Kunstwerken des Menschen unterscheiden, in der Einförmigkeit dieser Werke, an welchen die Wahl und mithin die Willkür keinen Theil hat, und in dem genauen Anschließen an die Verhältnisse der äußern Umgebung. Vgl. Reimarus, „Über die Triebe der Thiere" (2 Bde., Hamb. 1798).

Kunstvereine, Verbindungen von Kunstfreunden zur Beförderung eines lebendigern Kunstinteresses, zugleich aber auch, um den Künstlern Gelegenheit zur Ausstellung ihrer Werke zu verschaffen und durch planmäßigen Ankauf solcher Werke das Talent zu unterstützen, entstanden erst in der neuesten Zeit. Der erste Kunstverein war der 1823 durch die Maler Dom. Quaglio, Stieler, Pet. Heß u. A. in München gegründete, welcher zugleich das Muster der meisten nachfolgenden wurde. Die Mitglieder erhalten für einen Jahresbeitrag von zehn Gulden eine Actie, welche als Nummer bei der alljährlichen Verlosung der Kunstwerke gilt, die aus der Summe der Beiträge angeschafft werden; nur ein Fünftheil der letztern wird zurückbehalten für die Anfertigung eines Kupferstichs für Diejenigen, welche Nieten erhalten haben. Zugleich besorgt der Verein eine Ausstellung von Kunstwerken, sei es eine permanente, wie in München, oder eine nur in gewissen Zeiträumen wiederkehrende, wobei ihm eine Auswahl für die zur Verlosung bestimmten Ankäufe offen steht. Der Verein ist gegen 2000 Mitglieder stark und hat in den ersten 13 Jahren seines Bestehens über 100000 Fl. für Kunstwerke verausgabt. Eine ganze Reihe von Städten Deutschlands und selbst des Auslandes, wie z. B. Stockholm, Kopenhagen, London u. s. w., ist dem gegebenen Beispiele gefolgt. Der wichtigste aller Kunstvereine ist aber unstreitig der 1829 zu Düsseldorf gestiftete, für die Rheinlande und Westfalen, der mit segensreichem Erfolge den Kreis seiner Thätigkeit auch auf die Beförderung großartiger monumentaler Arbeiten ausdehnt und gegenwärtig über 3500 Actien zu 5 Thlrn. zählt. Er verwendet ein Viertheil der Beiträge zu öffentlichen Kunstzwecken und zwar in der Art, daß die zunächst Betheiligten zwei Drittheile der Kosten zu decken sich verpflichten, während der Verein einen Drittheil zuschießt. Schon haben sehr viele Gemeinden für Ausschmückung ihrer Kirchen diese Beihülfe des Vereins benutzt und besitzen nun z. B. Fresken u. dgl. von düsseldorfer Künstlern. Leider sind jedoch bis jetzt nur wenige Kunstvereine diesem großartigen Vorbilde gefolgt. Oft hört man die Klage, daß nicht blos die monumentale, sondern die historische Kunst überhaupt durch die Kunstvereine in Nachtheil gerathen sei, indem sie, dem Geschmacke des Publicums allzuleicht nachgebend und theilweise durch Geringfügigkeit ihrer Mittel gezwungen, das Genrebild fast ausschließend bevorzugen. Die Klage ist in dieser Ausdehnung ungerecht, indem gutgeleitete Vereine in neuester Zeit überall die bessern Historienbilder hervorziehen, wenn nur solche da sind; allein auf kleinen Ausstellungen ist die Bevorzugung des Genrebildes kaum zu vermeiden. Die Kunstvereine sind gegenwärtig unleugbar die wesentlichsten materiellen Träger der Malerei; sie zuerst haben ihr wieder ein größeres Publicum gewonnen und somit bei aller Einseitigkeit, die sich zu-

weilen hineinmischt, mit dem schwierigen Werke, die Kunst von neuem mit dem Leben zu vermitteln, einen kühnen und erfolgreichen Anfang gemacht.

Kunstwort (terminus technicus) heißt im Allgemeinen jedes Wort, womit ein Gegenstand oder ein eigener Begriff in einer Kunst, Wissenschaft, in einem Gewerbe oder bei einer Beschäftigung auf eine kurze und den Kunstgenossen verständliche Art bezeichnet wird. Kunstwörter sind unentbehrlich, weil man sonst, um eine genaue Beschreibung eines Gegenstandes oder Begriffes zu geben, eine Menge Worte verschwenden müßte, und es ist die Pflicht eines Jeden, der eine Wissenschaft studirt, sich mit der Terminologie, worunter man den Inbegriff solcher Kunstwörter versteht, bekannt zu machen.

Kunth (Karl Sigism.), Professor der Botanik an der Universität zu Berlin, geb. in Leipzig am 18. Juni 1788, besuchte 1800—4 die Rathsfreischule seiner Vaterstadt und äußerte frühzeitig Neigung zu den Naturwissenschaften, zumal zur Anatomie, wodurch er sich die Gunst des Anatomen Rosenmüller erwarb und Gelegenheit erhielt, sich im anatomischen Zeichnen auszubilden. Durch den Tod seines Vaters der Unterstützung beraubt, mußte er die 1805 bezogene Thomasschule in Leipzig verlassen, erhielt aber 1806 durch Verwendung eines Oheims die Stelle eines Registraturassistenten bei der Seehandlung in Berlin. Solcher mechanischen Beschäftigung abgeneigt, suchte und fand er an Alex. von Humboldt einen Gönner, der ihm die Mittel gab, die naturwissenschaftlichen Vorlesungen der berliner Universität zu besuchen. Sein erstes Werk war die „Flora berolinensis" (Berl. 1813; 2. Aufl., 2 Bde., 1838). Nach Willdenow's Tode übernahm er die Bearbeitung der von Humboldt und Bonpland gesammelten Herbarien, begab sich deshalb 1813 zu Humboldt nach Paris und lebte daselbst bis 1819. Diesen langen Aufenthalt benutzte er zur Herausgabe von mehren sehr umfangreichen Werken, die zu den bedeutendsten der neuern Botanik gehören und auf den Stand derselben einen ungemein großen Einfluß geübt haben; die „Nova genera et species plantarum" (7 Bde., Par. 1815—25, Fol.), die Monographien über die Mimosen (Par. 1819, Fol.) und über die Gräser (2 Bde., Par. 1829—33, Fol.) des tropischen Amerika, die Fortsetzungen der von Bonpland begonnenen Monographie der Melastomeen und der „Plantes equinoxiales" enthalten zusammen an 6000 Pflanzenbeschreibungen und an 1000 Kupfertafeln, zu welchen K. die botanischen Zergliederungen selbst gezeichnet hat. Im J. 1819 kehrte er nach Berlin zurück, wurde zum Professor der Botanik und Vicedirector des botanischen Gartens ernannt, 1829 in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen und 1830 vom Ministerium nach London gesendet, um bei der Pflanzenvertheilung der ostindischen Compagnie das königliche Herbarium in Berlin zu vertreten. K. ist ein geschätzter akademischer Lehrer und fruchtbarer Schriftsteller, zumal auf dem Gebiete der beschreibenden Botanik und seit mehren Jahren mit der Herausgabe eines sehr wichtigen Werks „Enumeratio plantarum omnium hucusque cognitarum" (Bd. 1—4, Berl. 1833—43) beschäftigt, welches zu einem großen Theile auf die botanische, über 30000 Arten enthaltende Privatsammlung begründet ist, welche er, zumal in Paris, zusammenbrachte und seitdem fleißig vermehrt hat.

Kuntz (Karl), einer der ausgezeichnetsten Thier- und Landschaftmaler der neuern Zeit, geb. zu Manheim am 28. Juli 1770, erhielt den ersten Unterricht im Zeichnen bei Jak. Rieger und studirte nachher die niederländ. Thier- und Landschaftmaler und die Natur. In seinem 20. Jahre ging er nach der Schweiz, dann nach Italien; auch besuchte er später die Galerien in Dresden, Kassel, München und Berlin. Im J. 1805 wurde er badischer Hofmaler, 1829 Galeriedirector zu Karlsruhe, wo er am 8. Sept. 1830 starb. Am berühmtesten sind von ihm eine radirte Landschaft, nach Adrian van der Velde, und die pissende Kuh, nach P. Potter, in Aquatinta. Mit der richtigsten Zeichnung verband er die glücklichste Auffassungsgabe und allen Zauber des Pinsels. Seine Thiere leben, seine ländlichen Scenerien sind der Natur getreu und in seinem Colorit ist eine Klarheit und Harmonie, die Auge und Gemüth zugleich festhalten. — Sein Sohn, Rud. K., geb. zu Karlsruhe 1797, hat sich als einen trefflichen Pferdezeichner und als Lithograph durch seine „Abbildungen sämmtlicher Pferderacen" (Karlsr. 1827—32) und „Abbildungen der würtemberg. Gestütspferde" (Stuttg. 1823—26) rühmlichst bekannt gemacht. — Von seinem zweiten Sohne, Ludw. K., geb. 1811, haben wir „Thierstudien" (2 Hefte, Karlsr. 1837).

Kunz von Kaufungen, der Räuber der sächs. Prinzen Ernst und Albrecht, wurde auf der Burg Kaufungen bei Penig geboren. Obgleich er schon im Hussitenkriege mit Auszeichnung gefochten haben soll, so wird seiner doch erst bei Gelegenheit der Fehde, welche 1449 die Stadt Nürnberg mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg hatte, namentlich gedacht. K., der für die Nürnberger kämpfte, hatte das Glück, den Markgrafen gefangen zu nehmen, ließ ihn aber, statt ihn pflichtmäßig der Stadt zu übergeben, gegen ein hohes Lösegeld wieder los. Kurz darauf trat er in des Kurfürsten von Sachsen, Friedrich's des Sanftmüthigen, Dienste, und wurde, als er in dem Kriege, den dieser gegen seinen Bruder führte, zum Entsatz von Gera abgeschickt worden war, nebst dem andern Anführer, Niklas Pflug, von den böhm. Hülfsvölkern des Herzogs Wilhelm gefangen genommen und nach Böhmen geführt, wo Beide sich um 4000 Goldgülden loskaufen mußten. K. foderte Ersatz dieses Lösegelds, aber der Kurfürst verweigerte ihn, weil K. nicht sein Lehnsmann sei, sondern ihm nur als Söldner gedient habe. Auch hatte der Kurfürst ihm zur einstweiligen Entschädigung für seine verwüsteten Besitzungen in Thüringen bis zum Frieden mehre Vitzthum'sche Güter in Meißen eingeräumt. Als nun der Kurfürst nach geschlossenem Frieden diese zurückfoderte, erhob er auch deshalb große Ansprüche an den Kurfürsten, der den Streit zu Altenburg durch Schiedsrichter entscheiden lassen wollte. Ohne jedoch diese Entscheidung abzuwarten, beschloß K., die beiden Söhne des Kurfürsten zu rauben und dann dem Vater Bedingungen vorzuschreiben. Nachdem er sich mit Wilh. von Mosen, Wilh. von Schönfels und einigen andern Edelleuten verbunden und mit dem Küchenbedienten des Kurfürsten, Namens Schwalbe, ein Einverständniß angeknüpft hatte, führte er in der Nacht vom 7. zum 8. Juli 1455 auf dem Schlosse zu Altenburg sein Vorhaben aus. (S. Prinzenraub.) Durch einen Köhler, Schmidt, der nachmals Triller genannt wurde, an der böhm. Grenze gefangen genommen und dem Kurfürsten überliefert, wurde K. nach kurzem Proceß am 14. Juli zu Freiberg mit dem Schwerte hingerichtet.

Kunzen (Friedr. Ludw. Emil), Componist, geb. 1761 zu Lübeck, wo sein Vater Organist und Musikdirector war, bezog 1784 die Universität zu Kiel und ging 1787 nach Kopenhagen, wo er sich nun ganz dem Studium der Musik widmete. Sein erster theatralischer Versuch war die von Baggesen gedichtete Oper „Holger Danske oder Oberon", welche 1789 zu Kopenhagen mit Beifall aufgenommen wurde. Im J. 1790 wendete er sich nach Berlin, wo er mit Reichardt in naher Verbindung lebte, und bald nachher wurde er bei dem Nationaltheater in Frankfurt am Main angestellt, wo er mit dem Geiste der Mozart'schen Werke sich bekannt machte. Diesem Vorbild arbeitete er mit glücklichem Erfolge nach, sodaß sein „Fest der Winzer", das er einige Jahre später als Musikdirector bei der Schauspielergesellschaft in Prag auf das Theater brachte, den lautesten Beifall erhielt. Auf Empfehlung des königlichen Kapellmeisters Schulze in Kopenhagen wurde er 1795 vom Könige von Dänemark zu dessen Nachfolger ernannt. Er starb zu Kopenhagen am 28. Jan. 1817. Neben mehren dän. Opern, Singspielen, Cantaten und Oratorien lieferte er auch einige gute Clavierstücke und Lieder.

Kupetzky (Joh.), einer der ausgezeichnetsten deutschen Portraitmaler, geb. 1667 zu Pesing an der ungar. Grenze, der Sohn eines Leinwebers, lernte die Malerei bei Claus in Wien und ging dann nach Italien, wo er anfangs mit vieler Noth zu kämpfen hatte, dann aber durch Unterstützung des Fürsten Joh. Sobieski in glücklichere Verhältnisse kam. Nach einem 22jährigen Aufenthalte daselbst kehrte er nach Wien zurück, wo er die Bildnisse der kaiserlichen Familie und vieler Großen malte. Später nahm er seinen Aufenthalt in Nürnberg, wo er 1740 starb. Er war ein Nachahmer Rembrandt's und seine Gemälde haben eine große charakteristische Wahrheit und Stärke des Effects, sind aber durch die Zeit sehr dunkel geworden. Vieles ist nach ihm gestochen worden, besonders von B. und J. C. Vogel.

Kupfer, ein schon seit den ältesten Zeiten bekanntes, durch seine eigenthümliche rothe Farbe charakterisirtes, nicht sehr hartes, sehr biegsames, zähes und geschmeidiges, in Weißglühhitze schmelzbares Metall, kommt in der Natur seltener gediegen, als Oxydul und Oxyd (Rothkupfererz und Kupferschwärze), als kohlensaures Oxyd (Kupferlasur und Malachit oder Kupfergrün), besonders häufig aber als Schwefelkupfer, mit Schwefeleisen und andern Metallen verbunden im Kupferkies, Buntkupfererz und Fahl-

erz, vor, und zwar hauptsächlich in England, im Mansfeldischen in Deutschland und im Ural, während die Ausbeute bei Chezy in Frankreich immer mehr abnimmt. Da die Hauptmassen des Kupferkieses sehr fein eingesprengt im sogenannten Kupferschiefer vorzukommen pflegen, sodaß man sie mechanisch nicht von der Gangart trennen kann, wird der Kupferhüttenproceß ziemlich umständlich. Im Allgemeinen pflegt man die Kiese zu rösten, dann durch wiederholtes Schmelzen mit Kohle und Zuschlägen und dazwischen fallendes neues Rösten der Producte (Kupfersteine) von Schwefel zu befreien, wobei man sogenanntes Schwarzkupfer erhält, welches von leichter oxydirten Metallen, besonders Eisen auf den Garherden, von andern in den sogenannten Seigerhütten durch Seigerung gereinigt und zu Garkupfer oder Rosettenkupfer umgewandelt wird, das man sogleich unter dem Kupferhammer zu starken Blechen oder Schalen auszutreiben pflegt. Enthalten die Kupfersteine Silber, so wird ihnen dieses durch Amalgamation (s. d.) entzogen. Vorzüglich rein ist das aus kupferhaltigen Grubenwässern durch hineingelegtes altes Eisen niedergeschlagene Cementkupfer, sowie das bei galvanoplastischen Processen durch galvanische Zersetzung des Kupfervitriols gewonnene Kupfer. Als bestes Kupfer ist das russische sogenannte Demidoffsche bekannt. Das Kupfer kommt theils als Blech, theils als Draht in den Handel, seltener wird es gegossen (Rothguß). Es ist fähig, sich bis zu einem hohen Grade strecken und ausziehen zu lassen. Häufig überzieht man Kupferbleche und Drähte vor weiterer Verfeinerung mit Gold und Silber, sodaß bei weiterm Auswalzen des Blechs und Ausziehen des Drahts der Überzug sich ebenfalls mit verdünnt (plattirte Bleche und Drähte). Das Kupferblech wird zu den Artikeln der Kupferschmiede und zu plattirten Waaren, der Draht zum großen Theil zur unechten Tressenfabrikation benutzt. Ein großer Theil des Kupfers wird verbraucht, um mit Zink zu Messing, mit Zinn und Zink zu Bronze vereinigt, oder auch, um mit den edeln Metallen, Gold und Silber, behufs der Verarbeitung und Vermärzung legirt zu werden. Das Kupfer ist in Mineralsäure ziemlich leicht auflöslich und gibt damit grüne oder blaue Lösungen. In Pflanzensäure löst sich blankes Kupfer fast gar nicht auf, und man kann sich der kupfernen Geräthe ohne Gefahr zu allen häuslichen Zwecken bedienen, wenn man die Geräthe nur stets ganz blank erhält und nichts Saures lange darin stehen läßt. Dagegen wird bei Destillationsapparaten das Kupfer durch die Fuselöle stark angegriffen und diese müssen daher gut verzinnt sein. Beim Glühen an der Luft bedeckt sich das Kupfer mit einer schwarzen Oxydschicht (Glühspan oder Kupferhammerschlag). Dasselbe bildet zwei Oxyde, das rothe Kupferoxydul, welches die Ursache der rothen Färbung des gewöhnlichen Rubinglases ist, und das schwarze Oxyd. Letzteres bildet mit allen Säuren Salze, unter denen der Kupfervitriol oder das schwefelsaure Kupferoxyd das wichtigste ist, da es als Basis für Darstellung aller andern Kupferverbindungen dient und sehr häufig zu galvanoplastischen Processen Anwendung findet. Man stellt dieses Salz dar, indem man entweder Kupferkiese röstet, durch Wasser auslaugt und dann Eisenvitriol und Kupfervitriol durch Krystallisation trennt, wobei auch Gemenge beider Vitriole, die sogenannten Adlervitriole, erhalten werden, die um so blauer sind, je mehr sie Kupfer enthalten, oder indem man Kupfer geradezu in Schwefelsäure auflöst und krystallisirt. Der Kupfervitriol bildet schönblaue Krystalle von sehr herbem, metallischem Geschmack.

Kupferdruck nennt man das Verfahren, eine nach den verschiedenen Manieren der Kupferstechkunst (s. d.) bearbeitete Platte, um derselben eine größere Verbreitung zu geben, auf Papier oder irgend einen andern biegsamen Stoff abzudrucken. Dieses geschieht auf einer Kupferdruckpresse, welche aus zwei hölzernen oder einer eisernen und einer hölzernen oder zwei eisernen Walzen besteht, die in einem Gestelle in der Art übereinander befestigt sind, daß die obere, die Laufwalze, von der untern, der Grundwalze, mittels eines Schraubenapparats sehr genau parallel entfernt und festgestellt werden kann. Zwischen beiden Walzen liegt ein starkes Bret, der Drucktisch, auf welches die Unterlage, dann die Kupferplatte, auf diese das Papier, welches den Abdruck aufnehmen soll, ferner eine Überlage und ein wollenes Tuch, das Drucktuch, zu liegen kommen, worauf beide Walzen so voneinander gestellt werden, daß sie auf diese Gegenstände einen sehr bedeutenden Druck ausüben. Wird nun mittels des Sterns der einen Walze eine drehende Bewegung mit-

getheilt, so nimmt auch die andere Walze dieselbe an und durch die Reibung wird der Drucktisch mit den darauf befindlichen Gegenständen zwischen den Walzen durchgezogen und der Abdruck vollendet. Die Laufwalze hat gewöhnlich einen bedeutend geringern Durchmesser als die Grundwalze, da kleine Walzen schärfere Abdrücke geben. Das zum Kupferdruck bestimmte Papier ist meist ein halbgeleimtes Velinpapier und wurde sonst in Holland und vorzüglich in der Schweiz am besten fabricirt; jetzt fertigt man auch in Deutschland und Frankreich sehr gute Sorten. Das Papier wird vor dem Abdruck von Fasern und Knötchen, welche nicht allein den Abdruck, sondern auch die Platte verderben würden, gereinigt und dann in reinem Wasser, dem man etwas Alaun zusetzt, gefeuchtet. Die Platte wird, wenn sie ganz vollendet und rein polirt ist, eingefärbt, meist mit schwarzer, bisweilen auch mit anderer Farbe. Von der Feinheit und Gleichmäßigkeit der Farbe hängt zum großen Theil die Schönheit des Abdrucks ab. Die fertigen Abdrücke werden zwischen sogenannten Preßspänen, feinen und festen Pappen, in der Presse getrocknet. Die verschiedenen Manieren des Kupferstichs erfodern auch eine verschiedene Behandlung der Platte beim Einfärben. Bei dem Druck mit mehren Farben bleibt das Verfahren dasselbe, nur erhält jede Farbeplatte ihre zugehörige Farbe und der Druck geschieht meist trocken, da das Papier sich, wenn es gefeuchtet ist, beim Trocknen zusammenzieht und die verschiedenen Platten nachher nicht ineinander passen würden. Sollen mehre Farben in Einer Platte gedruckt werden, so wird auf die passenden Stellen die gehörige Farbe mit kleinen Ballen eingetragen. Die ersten Abdrücke von jeder Kupferplatte fallen rauh aus; die besten Abdrücke aber finden sich unter den ersten Hunderten. Eine kräftig gestochene Platte gibt 1500 gute Abdrücke, die nächsten 1500 haben weniger Haltung; das vierte Tausend wird schon grau und die Platte muß aufgestochen werden. Eine geäzte Platte liefert etwa 500 und eine leicht radirte 150 gute Abdrücke. Die Abdrücke vor der Unterschrift (avant la lettre) sind die besten, weshalb sie von Liebhabern oft bedeutend theurer bezahlt werden, als Abdrücke mit der Schrift.

Kupfermünzen nennt man alle aus Kupfer geprägten Münzen. Zur Zeit der Entstehung des gemünzten Geldes bediente man sich nur edler Metalle, des Goldes und Silbers, zu den Münzen; das Kupfer wurde erst später dazu verwendet. Daher rührt die auffallende Erscheinung, daß Kupfermünzen Griechenlands seltener vorkommen als silberne, während bei den römischen gerade der umgekehrte Fall stattfindet. Rom schlug seine ersten Münzen aus Erz, d. i. Kupfer mit verschiedenem Zusatz (aes grave). Die Einheit dieser Münze war das As (s. d.), ein röm. Pfund (libra), und wurde auf den Münzen mit I bezeichnet. Es zerfiel in zwölf Theile, welche mit dem As mehrfache Reduction erlitten, je nachdem der Werth des Geldes stieg. In Griechenland war χαλκος der allgemeine Ausdruck für Kupfer- oder Scheidemünze. In dem neuern Münzwesen wird das Kupfer nur zu Scheidemünze geprägt und zwar die Mark zu 6 gGr., was ein Verhältniß zum Silber wie 1 : 64 gibt, also ähnlich dem, wie man in Rom zur Zeit der Kaiser rechnete, wo 1 : 60 angenommen war. Auch die Kupfermünzen sind der Verringerung durch unedlere Metalle fähig, namentlich durch Blei und Eisen. Erstere kennt man leicht daran, daß sie, auf Kohlen gelegt und geglüht, ganze Tropfen von Blei ausschwitzen, was bei den chines. Kupfermünzen am häufigsten vorkommt. In Schweden wurde im 17. Jahrh. unter der Königin Christine die Kupfermünze als Courantmünze in großen Platten ausgeprägt, im Werthe von ½ bis zu 24 Thlrn. (Kopperdaler). Es sind dies große viereckige Platten, ein Pfund und mehr an Gewicht, auf einer Seite mit fünf Stempeln, deren einer in der Mitte den Werth angibt, z. B. 2 Daler Sylfmunz u. s. w. Die übrigen vier in den Ecken enthalten die Krone und den Namenszug des jedesmaligen Regenten. Der Zweck der Einführung war wol die Ersparung der Prägkosten für die Scheidemünze, nicht aber, wie man gewöhnlich angibt, um das Zählen der kleinen Münze zu ersparen. Ein solcher Kupferthaler galt den dritten Theil eines Silberthalers. Seit 1770 wurden diese Stücke nicht mehr geprägt und meist eingeschmolzen. Jetzt betrachtet man sie als Curiosität und benutzt sie sogar zu Präsentirtellern. Vgl. Reinhardt, „Kupfercabinet oder Beschreibung einer großen Anzahl Kupfermünzen der neuern Zeit" (3 Bde., Eisenberg 1826—28).

Kupferstechkunst nennt man die Kunst, auf einer Kupferplatte ein vertieftes Bild hervorzubringen und dieses mittels des Drucks zu vervielfältigen. Als eine Tochter der Zei-

chenkunst ist sie wie die Malerei eine freie Kunst; ihre Mittel sind hauptsächlich der Grabstichel (s. d.) und die Radirnadel (s. d.). Doch gibt es elf verschiedene Stichgattungen und fast eine jede braucht andere mechanische Mittel. Unter ihnen ist die Kupferstechkunst mit dem Grabstichel die vornehmste und älteste, und um die Ehre ihrer Erfindung streiten sich Deutsche und Italiener. Goldschmiede in Oberitalien pflegten allerdings sehr früh von ihren Nielloarbeiten (s. d.) vor dem Einlassen des Niello in die gestochene Arbeit Abgüsse in Schwefel und seit 1460 auch Abdrücke auf Papier zu machen. So entdeckte der Abbate Zani 1797 im königlichen Kupferstichcabinet zu Paris einen Abdruck auf Papier von der Platte, die Krönung der heil. Jungfrau, welche Maso Finiguerra 1452 für die Kirche des heil. Johannes in Florenz gefertigt hatte, und auch von andern Platten ital. Goldschmiede kamen seitdem Abdrücke auf Papier zum Vorschein. Allein sowol die graue Farbe wie der wenig gelungene Druck, nicht minder die geringe Anzahl dieser Abdrücke auf Papier beweisen, daß in ihnen keineswegs das Ergebniß einer durch vorhergegangene Nachforschungen und Combinationen erreichten Erfindung vorliege, sondern daß sie vielmehr blos deshalb von jenen Goldschmieden gefertigt wurden, um Proben ihrer niellirten Arbeiten zu haben. Dagegen gibt es von einem Deutschen, der sich mit den Buchstaben E. S. zeichnete, Kupferstiche von 1465 oder 1466, vielleicht auch schon von früher, deren Vortrefflichkeit in der Schwärze und der Reinheit des Drucks sattsam beweist, daß sie, zur allgemeinen Verbreitung bestimmt, mit der Presse gedruckt sind. Diesem unbekannten deutschen Meister reihte sich eine Menge vortrefflicher Kupferstecher an, welche meist zugleich Maler waren und unter denen Mart. Schongauer, gewöhnlich Schön genannt, obenan steht. Ihm folgten Albr. Dürer (s. d.) und die sogenannten kleinen Meister (s. d.), unter denen G. Penz, B. und H. S. Beham, Aldegrever (s. d.), J. Bink, Albr. Altdorfer (s. d.) die bedeutendsten sind. Auch in Italien waren es Maler, unter ihnen namentlich Andr. Mantegna (s. d.), welche, von den Goldschmieden oder Niellirern darauf geleitet, die Kupferstechkunst weiter ausbildeten, die hier durch Marc Antonio Raimondi (s. d.) zu einer bis dahin unbekannten Vollkommenheit erhoben wurde. Auch Rafael schätzte die Kupferstechkunst und verbesserte selbst zuweilen die graziösen, reinen Umrisse, die Raimondi nach dessen Zeichnungen gab. Unter des letztern Schülern sind besonders Agostino Veneziano, Marco di Ravenna, der sogenannte Meister mit dem Würfel, Caraglio, E. Vico und die Ghisi zu nennen. Durch Primaticcio (s. d.) und den Meister Rosso, die in der Mitte des 16. Jahrh. nach Frankreich gingen, um das Schloß zu Fontainebleau mit Malereien zu schmücken, wurde auch dort, wo früher die Kupferstechkunst nur durch wenige Goldschmiede geübt worden war, eine Schule derselben gebildet, die man die Schule von Fontainebleau nennt. Mit Dürer und Raimondi wetteiferte in den Niederlanden Lucas von Leyden, und außer ihm sind Dirk von Staren, die Gebrüder Wierx und später H. Goltzius mit seinen Schülern als die fruchtbarsten Künstler damaliger Zeit zu erwähnen. Namentlich förderten die letztern die Kupferstechkunst, freilich oft auf Kosten der einfachen Wahrheit und Grazie. Durch den Holländer Corn. Cort wurde die Kupferstechschule in Italien gebildet, aus welcher einer der größten Meister, Agostino Caracci (s. d.), hervorging. Die bedeutendsten Kupferstecher am Schlusse des 16. Jahrh. waren in Italien die Gebrüder Sadeler und Passe aus den Niederlanden, in Augsburg die Kiliane und M. Rota in Venedig. Der Grundzug dieser frühern Kupferstecher ist im Ganzen eine treue Hervorhebung der Umrisse bei großer, obschon kräftiger Einförmigkeit der Schraffirungen, welche bei allen Gegenständen so ziemlich dieselben waren.

Mit Rubens begann eine neue Glanzepoche der Kupferstechkunst; seine Malereien und Zeichnungen haben die Vorsterman, die Bolswert, P. Pontius u. A. durch den Grabstichel vervielfältigt und zwar mit einer Meisterschaft, daß man das Colorit in ihren Stichen ebenso bewundern muß wie die Farbe in den Gemälden des Rubens. Man erfand die Kunst, nicht blos die verschiedenen Formen der abgebildeten Gegenstände, sondern auch diese selbst durch eigenthümliche Behandlung ihrer verschiedenen Oberflächen auf das eigenthümlichste und reichste zu charakterisiren. Wie Rafael, so verbesserte auch Rubens sehr oft die Umrisse auf den Platten seiner Stecher. Ausgezeichnete Blätter lieferten in Holland Cornelius Visscher, dem man die Palme der Kupferstechkunst zuerkannt hat, weil er mit

dem Grabstichel förmlich zu malen verstand; Suyderhoef, Soutman und Corn. Bloemart (s. d.), mit welchem Letztern die Kupferstechschule in Frankreich, wohin diese Kunst sich damals wendete, eine neue Epoche begann. Natalis, Rousselet, die Poilly, namentlich Franç. Poilly, Pitou und Roullet waren die bedeutendsten Stecher unter Ludwig XIV., dessen Günstling Colbert, sowie die diesem befreundeten Maler Lebrun und Mignard die Kupferstechkunst sehr unterstützten. Die genannten Künstler waren auch die vorzüglichsten Stecher des berühmten „Cabinet du Roy", eines der schönsten Kupferstichwerke. Ihnen reihen sich die Portraitstecher, z. B. Nanteuil, der unvergleichliche Masson (s. d.), dann die Drevet an, später die Audrans, von denen Gerard Audran (s. d.) und neben ihm vielleicht Nic. Dorigny (s. d.) die ersten Stellen als Stecher historischer Darstellungen einnehmen. Beide verbanden die Radirnadel mit dem Grabstichel, die sie mit der bewundernswürdigsten Leichtigkeit führten. Ger. Edelink (s. d.) von Antwerpen, aus des Rubens Stecherschule hervorgegangen, der Rafael unter den Kupferstechern, lieferte eine Menge unübertroffener Stiche; Houbracken (s. d.), aus Dordrecht, stach kleinere Blätter, besonders Portraits, mit malerischer Leichtigkeit, und J. J. Balechou von Arles historische und landschaftliche Darstellungen. In Deutschland erwarben sich Matth. Merian (s. d.) Vater und Sohn durch ihre unzähligen Prospecte und kleinern historischen Blätter von etwas handwerksmäßiger Art einen fast allzugroßen Ruf. Geistreicher sind die Stiche von B. Kilian, besonders dessen Portraits, und die von Wenzel Hollar (s. d.). Der ital. Schule gehörte der berühmte J. Frey an. G. Wagner in Venedig bildete eine Kupferstechschule, aus welcher Bartolozzi (s. d.) hervorging, der dann in England die Kunst ausübte und tüchtige Schüler zog. G. F. Schmidt aus Berlin und J. G. Wille (s. d.) aus Hessen erneuerten in Frankreich die frühere Glanzperiode der Kupferstechkunst; Letzterer war unübertrefflich in den Blättern nach den holländ. Genremalern, Ersterer, der den Grabstichel mit der Radirnadel verband, in Portraits und geistvollen Blättern nach Rembrandt. E. Ficquet, P. Savart und der Kunstliebhaber J. B. Grateloup stachen in der Mitte des 18. Jahrh. Portraits im Kleinen in einer solchen zarten Vortrefflichkeit, wie die Kunstgeschichte weder vor noch nach ihnen weiter aufzuweisen hat. Schüler Wille's waren J. M. Schmutzer (s. d.) in Wien, J. G. v. Müller (s. d.), Charl. Clem. Bervic (s. d.), und Schüler dieser sind P. Audouin, N. A. Massard, Desnoyers (s. d.), J. T. Richomme, F. Lignon, C. Johannot, Leroux, F. Forster und andere ausgezeichnete Künstler Frankreichs. Insbesondere trugen zur Belebung der Kupferstechkunst in Frankreich bei das Galeriewerk „Le Musée Napoléon", eine der großartigsten Kupferstichunternehmungen neuerer Zeit, sowie die Gesellschaft der Amis des beaux arts, welche Platten stechen läßt und den Debit selbst besorgt. In England stachen die Kupferstecher fast nur Portraits. Als die bedeutendsten historischen Kupferstecher sind zu nennen W. Ryland, R. Strange, W. Sharp, Sherwin und die Heath, und als die größten Landschaftsstecher, vielleicht für alle Zeiten, J. Brown, F. Vivares aus Frankreich, W. Woollett, J. Fittler und Mason. Durch Wilkie, den Maler, Burnet und Raimbach gewann die Stechkunst für die Genrebilder, und Th. Holloway begann die Rafael'schen Cartons in Hamptoncourt herauszugeben. In Italien, wo im 17. Jahrh. außer Pietro Santi-Bartoli und den Gebrüdern Aquila kaum ein Kupferstecher besonders auszuzeichnen wäre, zog im 18. Jahrh. der treffliche Cunego eine Menge Schüler, unter denen Bartolozzi (s. d.) und Volpato (s. d.) als vorzüglich zu nennen sind. Ihnen reihen sich an C. A. Porporati und R. Morghen (s. d.), einer der größten und fruchtbarsten unter den neuern Kupferstechern; ferner G. Folo, F. Rosaspina, F. Rainaldi, F. und P. Anderloni (s. d.), P. M. Gandolfi, G. Garavaglio, A. Schiavone, A. Perfetti, G. Longhi (s. d.) und P. Toschi (s. d.). Was seit der Schule Cunego's die ital. Kupferstechkunst besonders hob, war ihre Emancipation von der gleichzeitigen Malerei und ihre Rückkehr zu den großen Mustern des 16. Jahrh. Überhaupt hat die treue und emsige Nachbildung hauptsächlich der Werke Rafael's die ganze moderne Kupferstechkunst oft vor manieristischen Abwegen beschützt. Auch Deutschland hat viele vortreffliche Kupferstecher aller Gattungen aufzuweisen. Nach J. G. von Müller ist besonders dessen Sohn J. F. W. Müller (s. d.) zu erwähnen, der zwar wenige, aber unübertreffliche Blätter geliefert hat; nächst ihnen sind Bause (s. d.) und Roßmäßler in

Leipzig, Schwerdtgeburth in Dessau, K. E. C. Heß (s. d.) und Lutz in München, Rahl, L. Agricola, Jos. Steinmüller, J. Benedetti, Jos. Stöber und Passini in Wien, Reindel und Ulmer in Nürnberg, Steinla, E. G. Krüger (s. d.), Stölzel und J. Ph. Veith in Dresden, Felsing in Darmstadt, J. Kaspar, L. Buchhorn und Eichens in Berlin, Haldenwang (s. d.) in Stuttgart, W. F. Gmelin in Rom, Schnell und K. Frommel in Karlsruhe, J. C. Clemens in Kopenhagen die ausgezeichnetsten deutschen Kupferstecher der neuern und neuesten Zeit. Ruscheweyh in Neustrelitz, S. Amsler (s. d.) in München und K. Barth in Hildburghausen geben meist Darstellungen nach Bildern und Zeichnungen der neuern christlichen Schule der Malerei in Deutschland, vorzüglich nach Overbeck, auf die frühere einfache und glanzlose Weise, die sich für diese am meisten eignet. In Holland, wo früher Claessens und J. de Frey gestochene und radirte Blätter besonders nach Rembrandt lieferten, trat in neuerer Zeit J. de Mare als vorzüglicher Kupferstecher auf und gab nach Wille's Art die Genrebilder der großen holländ. Maler getreu wieder.

Die Radirkunst ist in der Behandlung der Kupferstechkunst mit dem Grabstichel fast gleich, und die Ätzkunst bringt die zum Abdruck bestimmte Zeichnung mittels einer das Kupfer auflösenden Flüssigkeit, namentlich des Scheidewassers, auf die Kupferplatte. Zuerst wird hierbei die glattpolirte Platte mit dem Ätzgrunde überzogen, welcher aus einem Firniß von Wachs, Mastixkörnern und Asphalt besteht, und zu diesem Behufe die Platte erhitzt, die man, nachdem der Ätzgrund darauf gebracht ist, vom Rauch einiger Wachslichter leicht anlaufen läßt. Sodann wird die entweder auf Ölpapier entworfene oder durchgezeichnete Zeichnung auf der Seite, welche die Gegenstände in natürlicher Lage zeigt, mit Röthel überrieben und mit dieser Seite auf die Platte gelegt, die Umrisse der Zeichnung aber werden mit der Radirnadel behutsam übergangen. (S. Calque.) Hat sich auf diese Weise die Zeichnung verkehrt auf dem Ätzgrunde abgedruckt, so fängt man an, mit der Radirnadel die Zeichnung in Firniß einzureißen oder zu radiren, sodaß durch die Striche das Kupfer hindurchglänzt. Ist dieses geschehen, so umgibt man die Platte mit einem Rande von Wachs und übergießt nun dieselbe mit dem Ätzmittel, welches dann in die vom Ätzgrunde entblößten Stellen eindringt und die Radirung in das Kupfer eingräbt. Bei der mehrmals nothwendigen Wiederholung der Ätzung werden die Stellen, welche nicht weiter vom Ätzmittel angegriffen werden sollen, mit einem sogenannten Deckfirniß überzogen. Die gehörige Vollendung der geätzten Platten in Rücksicht auf Reinheit und Kraft gibt man denselben zuweilen mittels des Grabstichels. Da das Radiren auf Kupfer von jedem Künstler, der im Zeichnen erfahren ist, leicht ausgeübt werden kann, so haben die meisten Maler, denen es mehr um die Zeichnung ihrer Erfindungen als um die künstliche Ausführung zu thun war, zur Verbreitung ihrer Werke und zum Vergnügen sich der Ätzkunst bedient, welche deshalb die geistvollsten Arbeiten aufzuweisen hat. Als Erfinder der Ätzkunst ist unstreitig Albr. Dürer anzusehen, obschon die Italiener dem Mazzola genannt Parmeggiano die Ehre dieser Erfindung beilegen. Unter den Deutschen hat W. Hollar, unter den Holländern haben gleichzeitig H. Goodt und Jan van der Velde (s. d.) radirte Blätter von malerischer Wirkung geliefert. Als die vorzüglichsten Meister dieser Kunst unter den Deutschen sind ferner zu nennen J. Umbach, Adrian von Ostade (s. d.), J. H. Roos (s. d.), J. F. Ermels, J. F. Beich, G. P. Rugendas (s. d.), J. E. Ridinger (s. d.), W. E. Dietrich (s. d.), F. E. Weirotter, G. F. Schmidt, S. Geßner (s. d.), Ferd. und Wilh. von Kobell (s. d.), C. B. Rode (s. d.), Chodowiecki (s. d.), einer der merkwürdigsten Künstler seines Jahrh., J. C. Reinhart (s. d.), Dies und Mechau, J. C. Klengel (s. d.), J. A. Klein (s. d.), J. C. Erhard, Dom. Quaglio (s. d.), M. v. Molitor, F. Rechberger, J. Grimm und L. Richter. In neuester Zeit haben auch mehre der ausgezeichnetsten düsseldorfer Künstler sich mit Eifer der Radirung zugewendet; außerordentlichen Ruf erlangten die schönen Randzeichnungen zu Reinick's Liedern und die Sonderland'schen Blätter. Sehr groß ist auch die Zahl der holländ. und flandr. Maler, welche vortreffliche Radirungen lieferten, und namentlich sind es Rembrandt's (s. d.) Blätter, die wegen des Ausdrucks der Wahrheit und des Helldunkels, sowie A. van Dyk's (s. d.) Portraits, welche die Bewunderung aller Zeiten verdienen. Nächstdem sind besonders hervorzuheben A. Waterloo (s. d.), H. van Swanevelt (s. d.), A. van

Everdingen (s. d.), P. P. Rubens (s. d.), die Brüder Both (s. d.), N. Berghem (s. d.), J. Leducq, Jan van Hugtenburgh (s. d.), K. Dujardin (s. d.), P. de Laar (s. d.), J. van der Meer (s. d.), H. Naiwincr, P. Potter (s. d.), M. de Bye, R. Roghman, H. Saftleeven (s. d.), van Aken und Almeloveen, T. Stooß, J. Ruysdael (s. d.), L. v. Uden, A. van der Velde (s. d.), S. de Vlieger, Th. Wyck, J. Hakkaert, R. Nooms genannt Zeeman, L. Backhuysen (s. d.), R. de Hooghe (s. d.), F. Bol (s. d.), J. Lievens (s. d.), v. Vliet, J. de Visscher, J. Bishop genannt Episcopus, P. Nolpe, C. Schut, A. van der Kabel, J. Luycken, P. G. van Os, J. Kobell (s. d.), J. Troostwyck u. A. In Italien wurde die Ätzkunst zuerst durch F. Mazzola (s. d.) genannt Parmeggiano geübt; ihm folgen in ihren verschiedenen Darstellungen A. Schiavone (s. d.), A. Meldolla, Salvator Rosa (s. d.), B. Franco, Guido Reni (s. d.), S. Cantarini genannt Pesarese, P. Testa, J. Ribera (s. d.) genannt Spagnoletto, F. Baroccio (s. d.), die Caracci (s. d.), Dughet genannt Poussin (s. d.), G. B. Castiglione, della Bella, Guercino (s. d.), C. Procaccini, P. S. Bartoli, die Vanni, C. Maratti (s. d.), B. Biscaino, C. Sacchi, M. Ricci u. A., und in neuerer Zeit F. Londonio, L. Sabatelli und P. Pinelli. Auch haben einige span. und portug. Maler gute Radirungen geliefert, z. B. Sebast. de Valentini, F. Vieira di Mathos, F. Goya y Lucientes (s. d.) und J. de Madrazo y Ayudo (s. d.). In Frankreich war J. Callot (s. d.) einer der Ersten, welcher die Ätzkunst übte und besonders in kleinen Figuren unübertrefflich ist; ihm folgten in ihren verschiedenen Darstellungen die bedeutendsten Maler, wie S. Vouet, Claude Lorrain (s. Gelée), J. Morin, Coypel (s. d.), die Corneille, L. de Lahire, die Mignard, P. Supleyras, die Perelles, die Bourguignon, S. Leclerc, B. Picart, Boucher (s. d.) u. A., und die Neuern A. de Marcenay, D. V. Denon (s. d.) und J. J. de Boissieu, auch J. P. Norblin de la Gourdaine, sowie einige der Künstler neuester Zeit, wie P. Huet, J. Baron, denen Boissieu zum Muster diente, und Mercury. In England war es W. Hogarth (s. d.), der durch seine radirten und mit dem Grabstichel vollendeten Blätter die Kupferstechkunst in Aufnahme brachte. Andere vorzügliche engl. Meister sind T. Worlidge, W. Baillie, T. Rowlandson, J. H. Mortimer genannt der engl. Salvator Rosa, die Brüder Smith, Howitt, J. Landseer, und in neuester Zeit T. Landseer, der Maler, und D. Wilkie (s. d.).

Die Punktirkunst mit der Goldschmiedspunze, einem Stahlstängelchen, mittels dessen man die je nach Licht und Schatten nöthigen Punkte, aus denen die Figuren zusammengesetzt sind, in die Platte schlägt, wurde wie in den frühesten so auch in der spätern Zeit von Goldschmieden geübt. Der Italiener J. Campagnola war der Erste, welcher malerische Haltung in seine Blätter dieser Gattung brachte, und später war es J. Lutma in Amsterdam, welcher 1681 einige vortreffliche punktirte Portraits herausgab.

Die Schwarzkunst oder die Schabkunst, auch die englische Kunst genannt, weil sie in England sehr beliebt und dort auf ihren Gipfelpunkt gebracht wurde, besteht darin, daß man die Platten mittels des Gravirstahls, den man auch die Wiege nennt, überarbeitet und dann die Lichter aus den schwarz gewordenen Platten herausschabt. Sie ist eine Erfindung des hess. Oberstlieutenants L. von Siegen, der seit 1629 mehre Blätter in dieser Manier herausgab. Die Engländer dagegen nennen den Architekten Christ. Wren (s. d.) als Erfinder dieser Kunst, von dem man den Kopf eines Negers in geschabter Manier besitzt, welcher ganz aus der Kindheit dieser Kunst zu sein scheint. Vorzüglicheres als L. v. Siegen leistete in der Schabkunst der Prinz Ruprecht von der Pfalz, der die Kunst nach England verpflanzte. In Deutschland und den Niederlanden wurde sie von dem Domherrn T. L. von Fürstenberg zu Mainz, J. Bickaert, J. F. von Elz, J. Thomas, den Vaillants, A. Blooteling, M. Dichtl, J. F. Leonart und vielen andern Künstlern, namentlich Malern, geübt; die besten Arbeiten lieferten die Verkolje, Jan van Hugtenburgh (s. d.), G. P. Rugendas (s. d.), C. Dusart (s. d.), die Engländer J. Smith, Mac-Ardell, T. Frye, W. Pether, R. Dunkarton, V. Green, die Deutschen J. Jacobé und J. Pichler, ferner der Engländer Rich. Earlom, der auch zuerst mit geistvoller Nadel geätzte Stiche und Punkte in das Geschabte einmengte und dadurch Kraft und Bestimmtheit mit dem glücklichsten Erfolg bezweckte, und in neuerer Zeit, wo sie wie die Aquatintamanier in Frankreich und England viel geübt wurde, J. P. M. Jazet, S. W. Reynolds, W. R. Smith,

G. Maile, H. und S. Cousins und Ch. Turner, deren schöne Blätter noch dadurch einen höhern Werth erhalten, daß sie meist nach berühmten Malern, wie Lawrence, Vernet und Laroche, gearbeitet sind.

Die Leblon'sche Stichgattung mit bunten Farben, die Erfindung des Malers Leblon zu Frankfurt gegen das Ende des 17. Jahrh., wurde, da sie weder in Deutschland noch in Holland Glück machen wollte, durch den Erfinder selbst, und zwar mit Erfolg, nach England verpflanzt. Die Technik in der Behandlung der Platte kommt hier mit der der Schabkunst überein, nur mit dem Unterschiede, daß diese zur Hervorbringung der Abdrücke blos einer Platte bedarf, zu jener aber mehre Platten erfoderlich sind, von denen jede mit einer besondern Farbe gedruckt wird. Früher hatten Lastman, P. Schenk, Taylor und einige Andere wol auch Versuche im Buntdrucken gemacht; da sie aber mit Strichen geätzt hatten und die verschiedenen Farben blos auf die Platten aufgetragen waren, so konnten sie nie zu der beabsichtigten Wirkung eines Gemäldes gelangen. Leblon's zum Theil vortreffliche Arbeiten ahmen die Malerei nach und sind jetzt äußerst selten geworden. Schüler und Nachahmer Leblon's waren Robert, J. F. Gautier, J. l'Admiral u. A.

Die englische Punktirstichgattung wurde von J. Bylaert, einem Holländer, erfunden und durch F. Bartolozzi (s. d.) in England eingeführt, wo sie viel Beifall fand. Bartolozzi hatte eine Menge freilich zum Theil sehr mittelmäßiger Künstler zu Nachfolgern; und in Deutschland wurde die Punktirstichgattung von Sinzenich, Pfeiffer, John, Fleischmann u. A. betrieben. Sie war fast stets ein Kind der Mode und hat des Guten wenig, des Schlechten aber sehr viel aufzuweisen.

Der franz. Kreidezeichnungsstich ist wahrscheinlich eine Erfindung des Franzosen J. C. François um 1756, dem aber N. Magny und G. E. Demarteau diese Ehre streitig machten. Diese Manier hat den Zweck, Zeichnungen nachzuahmen. Durch L. Bonnet wurde diese Kunst, ähnlich der Leblon'schen Manier, verbessert. Ihm schloß sich Cornelius Ploos van Amstel an, der zu Amsterdam um 1758 Arbeiten auf Zeichnungsart in Kupfer lieferte, die zu den schönsten Kunsterzeugnissen gehören. Kaum kann es etwas Vollkommneres geben als die Nachahmungen der Handzeichnungen der großen holländ. Meister, die er und, nach seinem Tode, der ihm in Kenntnissen nicht nachstehende H. Josi in London in kostbaren Werken herausgaben. In Holland, wo diese Kunst bei der Vorliebe der Holländer für die Handzeichnungen ihrer großen Maler besonders heimisch wurde, betrieben sie nach Ploos van Amstel mit zum Theil nicht wenig Glück J. Cootwyck, J. Spilman, J. Buys, J. van der Velde, G. Saint u. A. Hierher gehören auch die schönen Arbeiten des F. Janinet, da sie mit den Arbeiten des Ploos v. Amstel in der Hauptsache übereinstimmen, sowie die in Farben gedruckten Blätter von G. Maile aus der neuern Zeit.

Die Aquatinta- oder Bistermanier (s. Aquatinta) wurde wahrscheinlich von dem als Kunstkenner bekannten Abbé Saint-Non erfunden, doch wird gewöhnlich J. P. le Prince, um 1768, als deren Erfinder angegeben. Ausgezeichnete Arbeiten in dieser Manier lieferten J. G. Prestel (s. d.) und dessen Gattin, Herzinger, Pringer, Darnstedt und Schlotterbek; Meister aber in dieser Kunst waren W. von Kobell (s. d.) und K. Kunz (s. d.).

In neuerer Zeit hat der um 1825 erfundene Stahlstich (s. d.) einen Theil der Aufgabe übernommen, welche vierthalb Jahrhunderte lang dem Kupferstich und dem Holzschnitt oblag, während zugleich der Steindruck (s. d.) eine ungeheure Verbreitung gewann und auch der Holzschnitt (s. d.) aus langer Lethargie erwachte und für ganze Gattungen bildlicher Vervielfältigung, z. B. die Illustrationen, fast das ausschließliche Mittel wurde. Der Steindruck hat vor dem Kupferstich den Vorzug der Wohlfeilheit; der Holzschnitt allein läßt sich mit dem Letterndruck verbinden; der Stahlstich jedoch hat vor dem Kupferstich nichts voraus als die übergroße Anzahl von Abdrücken, welche er gestattet. Der weichgemachte Gußstahl gibt nämlich an sich schon gegen 50000 Abdrücke, und, wieder gehärtet noch mehr, während die Kupferplatte schon bei 4000 Abdrücken abgenutzt ist. (S. Kupferdruck.) Radirung und Aquatinta sind noch viel empfindlicher als der reine Kupferstich und gestatten nicht viel über 500 Abdrücke. Der Kupferstich bleibt jedoch immer die vielseitigste, der mannichfachsten Behandlung fähige und deshalb für Werke höherer Gattung geeignetste Art bildlicher Vervielfältigung; er allein vermag fast

die völlige Schattentiefe des Holzschnittes mit der Weichheit der Lithographie und mit dem zarten Detail des Stahlstiches zu vereinigen und wird deshalb bei möglichst allseitiger Nachbildung der größten Meisterwerke immer den ersten Rang behaupten. Vgl. Huber, Rost und Martini's „Handbuch für Kunstliebhaber" (9 Bde., Zür. 1796—1804); Bartsch, „Peintre graveur" (21 Bde., Wien 1802—21) und dessen „Anleitung zur Kupferstichkunde" (2 Bde., Wien 1821); Joubert, „Manuel d'amateurs d'estampes" (3 Bde., Par. 1821); Heller, „Praktisches Handbuch für Kupferstichsammler" (2 Bde., Bamb. 1824) und Quandt, „Entwurf zu einer Geschichte der Kupferstechkunst" (Lpz. 1826).

Kupferstichmaschinen sind mechanische Hülfsmittel der Kupferstecher, mittels deren sie sich in den Stand gesetzt sehen, ihren Arbeiten eine größere Vollendung zu geben und dabei noch Zeit und Arbeit zu sparen. Wenn auch an einem Kupferstiche die Lagen der Taillen durch die Stoffe oder Körper, welche dargestellt werden sollen, bedingt werden und deren Schwung und Charakter Sache des Genies bei dem Künstler sind, so gibt es doch auf den meisten Platten eine Masse von Gegenständen, welche durch parallel laufende, überall gleich breite Linien schraffirt werden können, die sogenannten platten Tinten (teintes plates). Dahin gehört z. B. das ruhige Meer, die Luft, die geraden und gekrümmten Flächen, geometrische und architektonische Körper und Maschinen u. s. w. Früher mußten alle diese Linien nach Parallellinealen sorgfältig gezogen werden, was um so mehr Schwierigkeit hatte, wenn die Linien stufenweis breiter werden, oder nach und nach enger aneinander rücken sollten. Die Umständlichkeit der hierbei vorkommenden Berechnung, und die große Kunstfertigkeit, welche die Ausführung erfoderte, machten es wünschenswerth, denselben Erfolg auf mechanischem Wege zu erreichen. Die Engländer waren die Ersten, welche zum Ziele gelangten und Edmund Turell erfand eine Kupferstichmaschine, die auf das System des Dreiecks basirt war, welches, sich an einem Lineale verschiebend, genaue Parallelen gibt. Vervollkommnet wurde dieselbe durch Conté in Paris im J. 1815 und es sind die vollkommensten jetzt vorhandenen nur Modificationen der Conté'schen Maschine, bei welchen das Princip der Guillochirmaschinen (s. d.) mit in Anwendung gebracht ist. Die besten liefert gegenwärtig Donndorf in Frankfurt am Main. Eine andere Art Kupferstichmaschinen sind die sogenannten Relief-Copirmaschinen. (S. Hautreliefstich.)

Kuppel, Kugel- oder Kesselgewölbe nennt man ein polygones, gedrücktrundes oder halbkugelrundes Gewölbe, welches runden Gebäuden zur Decke dient und oben gewöhnlich eine runde Öffnung behält, durch welche das zur Beleuchtung nöthige Licht hereinfällt. Diese Öffnung bleibt entweder ganz frei, oder wird mit einem kleinen, an den Seiten offenen Thürmchen überbaut, welches man die Laterne nennt. Die Griechen wendeten nur in den frühsten Epochen ihres Baustils eine Art von gespitzter Kuppel an und zwar beim Bau ihrer Thesauren oder Vorrathshäuser; die Etrusker dagegen scheinen fortwährend mit dieser Bauform vertraut gewesen zu sein und dieselbe auf die Römer vererbt zu haben. Rom besitzt in seinem berühmten Pantheon Agrippa's das älteste Kuppelgebäude von monumentalem Charakter. In der Folge bemächtigte sich vorzüglich das oström. Reich des Kuppelbaues und lehnte an die Kuppeln Halbkuppeln in den bizarrsten Formen. In den Kirchen wurde bald gar keine andere Art von Bedachung mehr angewendet. Das berühmteste Denkmal dieser Gattung ist die unter Justinian erbaute Flachkuppel der Sophienkirche in Konstantinopel. Unter oström. Einflusse erhielt sich der Kuppelbau auch in einzelnen Gegenden Italiens, z. B. in Ravenna und später in Venedig, und bahnte sich von da einen Weg nach dem Norden, wo er in Verbindung mit der Basilika (s. d.) die ganze romanische Bauepoche über den Mittelpunkt des Kreuzes zieren half, bis das Erwachen des gothischen Stils in Deutschland den Kuppelthurm verdrängte, in den übrigen Ländern aber, obwol als widersprechendes Element, in sich aufnahm. Die höchste Ausbildung erhielt die Kuppel in der modernen ital. Baukunst, welche darüber den Thurm völlig vernachlässigte. Brunelleschi's Kuppel auf dem Dom zu Florenz gab die hauptsächlichste Anregung zum Kuppelbau der Peterskirche in Rom, welche seitdem für die Kirchenbaukunst der ganzen katholischen Welt maßgebend wurde und sogar in dem protestantischen England einen Rival an der Paulskirche in London gefunden hat. Als eine der schönsten modernen Kuppeln gilt der schlanke Dom der Invaliden in Paris. Die modernital. Kirchenkuppe

seit Michel Angelo ruht meist auf einem sogenannten Cylinder oder Tambour, welcher eine Reihe Fenster enthält und von Außen mit einer Colonnade versehen ist. Das Innere der Kuppel selbst ist in Felder oder Cassetten getheilt oder mit Fresken geschmückt, und gewöhnlich die innere Schale der Kuppel bedeutend niedriger als die äußere. Über den architektonischen Werth der Kuppel, zumal in ihrer Verbindung mit einem Langhause, streitet man schon lange; jedenfalls sind ihr ein großer malerischer Werth und ein höchst bedeutender äußerer Umriß nicht abzusprechen. Eine der schönsten neuern Kuppeln in einem Profanbau ist die Kuppel im Museum zu Berlin, eines der edelsten Werke Schinkel's. An Kolossalität der Verhältnisse wird sie jedoch von der Kuppel der im Bau begriffenen Befreiungshalle auf dem Michelsberge weit überboten werden.

Kuppelei (lenocinium) nennt man das Anlaßgeben und Gelegenheitschaffen zu unerlaubter Befriedigung des Geschlechtstriebes. Die Kuppelei wird an Denen, die sich dieses Verbrechens schuldig machen, härter bestraft, je nachdem Verführung unschuldiger Mädchen und andere Schlechtigkeiten hinzukommen, oder gar Männer ihre Frauen und Ältern ihre Töchter fremder Wollust Preis geben. Das röm. Recht geht hier bis zur Todesstrafe; im neuern deutschen Strafrechte ist Freiheitsstrafe in verschiedenen Abstufungen angedroht.

Kur, im Alterthum Cyrus, ein Fluß in dem jenseit des Kaukasus liegenden, zu Rußland gehörigen Grusinischen Gouvernement, entspringt in den Armenischen Bergen, die von dem Ararat sich verzweigen, hat über 100 M. Länge und ergießt sich, durch den aus Armenien kommenden Arasfluß (den alten Araxes) verstärkt, zwischen Baku und Lenkoran in das Kaspische Meer. Er bildet bei seiner Mündung ein breites, aus mehren Flußarmen bestehendes Delta, dem viele kleine Inseln vorlagern, und einen mehre Meilen breiten Meeresbusen, die Bai von Lenkoran. An den K. und seine Umgebungen knüpfen sich viele interessante Sagen, besonders aus der biblischen und pers. Geschichte. Vgl. Parrot, „Reise zum Ararat" (2 Bde., Stuttg. 1834) und Klaproth, „Geographisch-historische Beschreibung des östlichen Kaukasus zwischen Terek, Aragwi, Kur und Kaspisee" (Weim. 1814).

Küraß, ein gewöhnlich aus Eisen geschmiedeter Brustharnisch, zuweilen auch mit einem dergleichen Rückenstück verbunden, und durch Achselbänder und Riemen befestigt, ist eine Nachbildung des mittelalterlichen Harnisches (s. d.) und soll die Brust gegen das Feuer des kleinen Gewehrs, so wie gegen Hieb und namentlich gegen den Lanzenstich sichern. Das große Gewicht aber, welches er bekommen muß, um schußfest zu sein, hat vielfache Vorschläge zur Anwendung anderer Stoffe veranlaßt. Die mit Kürassen bewaffneten Reiter kommen schon im 16. Jahrh. unter dem Namen Kürassiere vor und finden sich noch gegenwärtig bei den meisten Armeen.

Kürbis (Cucurbita) ist eine sehr häufig in Gärten und Feldern cultivirte Pflanze. Als verschiedene Arten unterscheidet man den Flaschenkürbis (C. lagenaria), den Melonenkürbis (C. melopepo) und den Warzenkürbis (C. verrucosa). Die Kürbisse gewähren nicht nur eine nahrhafte Speise, sondern auch ein gutes Viehfutter. Auch kann man daraus Zucker und Branntwein fertigen. Aus den Kernen läßt sich ein brauchbares Öl bereiten. Am häufigsten benutzt man die Kürbisse im südlichen Europa, um allerhand Speisen daraus zu bereiten. In Venedig z. B. werden große Massen von Kürbissen auf den Märkten gebraten und verspeist, und die niedere Volksclasse ist daran so gewöhnt, daß sie zur Kürbiszeit fast nur diese gebratene Frucht genießt.

Kurdistan, d. h. das Land der Kurden, ist kein genau begrenztes Gebiet und erstreckt sich auf dem südöstlichen Abhang des armenischen Hochlandes und dem nordwestlichen des Zagrosgebirges, in dem Raume zwischen diesen beiden Gebirgen und dem Tigris in Vorderasien ungefähr vom 36° 30'—39° 30' nördl. Br. und 59°—66° östl. L. Der größte Theil des Landes ist sehr gebirgig und um so rauher, je höher sich das Gebirge erhebt; doch sind die Thäler meist sehr fruchtbar und schön; nur die Gegend längs des Tigris im südlichen Theile des Landes ist ebener, aber im Sommer auch dürr und glühend heiß und nur in der nassen Jahreszeit begrünt. Die Kurden sind ein räuberisches, zum Islam sich bekennendes Nomadenvolk indogerman. Stammes, das seit undenklichen Zeiten schon, immer dieselbe Lebensart führend, hier haust und den Alten unter den Namen der Karduchen und Gordyäer bekannt war. Sie zerfallen in viele Stämme unter eigenen Häuptern und sind ein ebenso

freiheitsmuthiges und unabhängiges als wildes und unbändiges Volk, das nur, wenn die umliegenden Länder in der Hand kräftiger Regierungen waren, sich ruhiger und auf seine Gebirge eingeschränkt verhielt, dagegen, wenn schwache Regierungen daselbst herrschten, durch Raubzüge die umliegenden Lande beunruhigte und sich in denselben ausbreitete. So kommt es denn, daß man sie weit über ihre eigentliche Heimat hinaus verbreitet findet. Insbesondere häufig sind sie in Armenien und Mesopotamien; aber sie wandern auch nicht selten als Hirten, Karavanenführer oder Räuber bis unter die Mauern von Tokat und Siwas in Kleinasien, und im Osten findet man sie sogar im Grenzgebirge zwischen Persien und Turkestan. Nur wenige Stämme sind seßhaft, die meisten ziehen im Sommer mit ihren Heerden in die kühlen Gebirge, und im Winter in die niedrigern Gegenden am Tigris und Euphrat. Außer der Viehzucht und einigem Ackerbau bildet Räuberei ein Hauptgewerbe der Kurden und nebst einer zweideutigen Gastfreundschaft einen Grundzug ihres Charakters, und sowol in Bezug auf diesen wie auf ihre Lebensweise ähneln sie sehr den Beduinen (s. d.). Gleich ihnen sind sie ein Reitervolk und stehen wie diese noch auf einer niedern Stufe der Civilisation, insbesondere kennen sie fast gar keinen eigentlichen staatlichen Verband; denn obschon sie unter eigenen Fürsten stehen, so haben doch diese vermöge ihres Amts nur geringe Macht, und nur die Persönlichkeit des Einen oder des Andern vermag ihnen dieselbe jeweilig zu verleihen. Zwar ist ihr Gebiet nominell der Pforte und dem pers. Reiche unterworfen, und zwar so, daß jene den bei weitem größern nördlichen Theil, der besonders die Ejalets Wan und Schehresur einnimmt, mit den kurdischen Fürstenthümern Amadia, Dschesireh, Dschulamerk, Karadscholan, Koi, Kuran, Sindian, Soran und Suleimanieh, in Anspruch nehmen, dieses dagegen nur den kleinern südlichen Theil besitzt; indeß weder die Pforte noch die pers. Regierung besitzt die Macht, die Kurden in wahrer Abhängigkeit zu halten. Im türk. K. ist Bitlis, eine feste Stadt und Sitz des Paschas mit ungefähr 20000 E., der bedeutendste Ort; im pers. K. Kirmanschah mit ungefähr 40000 E. Neben den Kurden leben aber auch andere Völkerschaften in K., so namentlich Türken im türk. und Perser im pers. Theil, außerdem einige Beduinenhorden, vorzüglich aber Nestorianer (s. Syrische Christen), welche in neuerer Zeit viel von den Mohammedanern zu leiden gehabt haben.

Kureten, s. Korybanten.

Kurfürsten hießen im Deutschen Reiche diejenigen vornehmsten Fürsten, welchen ausschließend das Recht zustand, den Kaiser oder König zu wählen oder zu küren. Beides, die Wahl wie das ausschließende Recht der Kurfürsten an derselben, bildete sich nach und nach aus. In den ältesten Zeiten, unter den Karolingern, war die deutsche Königskrone in der regierenden Familie erblich. Nach Abgang der Karolinger wurde Deutschland ein förmliches Wahlreich, in welchem man jedoch von der einmal erwählten Familie nicht leicht abging. Unter Kaiser Karl IV. schränkte sich das Recht der Königswahl auf die Inhaber der geistlichen und weltlichen Erzämter (s. d.) ein, die, als mit dem Falle der Hohenstaufen auch die alten Volksherzogthümer der Baiern, Sachsen, Schwaben, Franken und Lothringer gesprengt wurden, bereits erblich auf bestimmten Territorialfürstenthümern ruhten. So entstanden die sieben Kurfürsten, die schon 1256 bei der Wahl des Kaisers Richard von Cornwallis deutlich hervortreten, nämlich die von Mainz, Trier und Köln, als die ersten Erzbischöfe und als Reichskanzler, der von der Pfalz, eine Zeit lang mit Baiern abwechselnd, und die von Brandenburg, Sachsen und Böhmen. Zwar verlangten die übrigen Fürsten noch immer einen Antheil an der Kaiserwahl, allein die Kurfürsten behaupteten sich in ihrem Vorrechte, das endlich von Karl IV. durch die Goldene Bulle (s. d.) 1356 bestätigt wurde. Ihre Zahl blieb bis zum westfälischen Frieden unverändert, nur daß Böhmen nach König Wenzel's Absetzung im J. 1400 seine Rechte nicht mehr ausübte und erst 1708 wieder in das kurfürstliche Collegium zugelassen wurde. Als aber Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz (s. d.) in die Reichsacht erklärt und seine Kurwürde an Baiern übertragen worden war, so wurde im westfälischen Frieden, um die Wiedereinsetzung des pfälz. Hauses möglichst zu vervollständigen, eine achte Kurwürde für die Pfalz eingeführt, mit der Bedingung, daß, auf den Fall des Abgangs der bair. Wilhelmischen Linie, die bair. Kur wieder an Pfalz fallen, jene achte Kurwürde aber aufhören sollte. Im J. 1692 kam eine neunte Kurwürde hinzu, indem Kaiser Leopold I. Braunschweig-

Lüneburg zum Kurfürstenthum erhob, welches aber erst nach langwierigen Widersprüchen der Reichsstände, besonders der Kurfürsten, 1710 in das Kurcollegium eingeführt wurde. Als 1777 das Haus Baiern ausstarb und die bair. Lande an Kurpfalz fielen, ging die bair. Kurwürde der obigen Bestimmung gemäß ein, und es gab nun wieder nur acht Kurfürsten. Nach der Verschiedenheit der in ihren Kurländern herrschenden Religion gab es neben fünf katholischen drei evangelische Kurfürstenthümer, nämlich Sachsen, obgleich der Kurfürst nachmals katholisch wurde, Brandenburg und Braunschweig-Lüneburg. Die Kurfürsten hatten vor den übrigen deutschen Reichsständen gewisse Vorrechte, und zwar entweder alle gemeinschaftlich oder auch nur einer oder der andere eigenthümlich. Die Stellung derselben in der deutschen Reichsverfassung war eine ganz eigenthümliche. Sie waren nach der Goldenen Bulle des Kaisers innerste und vertrauteste Räthe, die „sieben Säulen und Lichter des heiligen Reiches", ja „Glieder des kaiserlichen Leibes". Sie konnten daher dem Kaiser auch unberufen Rath geben und ihm zusammen durch kurfürstliche Collegialschreiben gewisse Angelegenheiten besonders empfehlen. Ihr ausschließliches Recht, den Kaiser zu wählen, wurde noch wichtiger durch die ihnen zustehende Entwerfung der Wahlcapitulation (s. d.). Auf den Reichsversammlungen bildeten sie ein eigenes Collegium und hatten meist noch einige Stimmen im Reichsfürstenrathe. Sie standen in einem besondern, zuerst 1338 zu Aufrechthaltung ihrer Wahlfreiheit gegen den Papst geschlossenen Vereine, welchen noch bis in die letzte Zeit jeder Kurfürst persönlich beschwor. Sie hatten königliche Ehre, nur nicht den Titel Majestät. Als Landesherren hatten sie das Recht der Gerichte dritter Instanz und Befreiung von der Gerichtsbarkeit des Reichskammergerichts und des Reichshofraths; ihre Kurlande waren untheilbar; alle Regalien besaßen sie ohne kaiserliche Verleihung, und majorenn wurden sie mit zurückgelegtem 18. Jahre. Der Kurfürst von Mainz war Erzkanzler in Deutschland und hatte als solcher die Leitung der Geschäfte, das Directorium des ganzen Reichstages und des Kurfürstenrathes insbesondere, das Ausschreiben der Wahltage und die Leitung der Wahl, die Ernennung eines Reichsvicekanzlers, welcher am kaiserlichen Hofe seine Stelle versah, die Aufsicht über alle Reichskanzleien und Archive; er war erster Stand des Reichs und Director des Corpus Catholicorum (s. d.). Als Erzbischof verrichtete er nach einem Vergleiche mit Köln vom J. 1656 die Krönung des Kaisers, wenn sie in seinem Sprengel geschah. Der Kurfürst von Trier war Erzkanzler durch Gallien und Arelat und der von Köln durch Italien, welche beide Ämter ohne Function waren. Letzterer krönte den Kaiser, wenn die Krönung zu Aachen oder sonst in seinem erzbischöflichen Sprengel vor sich ging. Der Kurfürst von Böhmen war Erzschenk und erkannte für seine Lande keine Reichsanstalt an, weder die Kreisverbindung, noch die Gerichtsbarkeit der Reichsgerichte, noch die Wirksamkeit der Reichsvicariate von Pfalz und Sachsen. Der Kurfürst von der Pfalz war Erztruchseß und bei Erledigung des kaiserlichen Thrones Vicarius in Franken, Baiern, Schwaben und am Rhein. Der Kurfürst von Sachsen war Erzmarschall, was nicht blos in Verrichtung einiger Ceremonien bestand. Er hatte die Policei bei dem Reichstage und den Wahlversammlungen, welche durch den sächs. Erbmarschall ausgeübt wurde, und theilte mit Kurmainz mehre Directorialgeschäfte. Auch war er Reichsvicarius in den Landen sächs. Rechtes, erster evangelischer Reichsstand und Director des Corpus Evangelicorum. Der Kurfürst von Brandenburg war Erzkämmerer und der von Braunschweig Erzschatzmeister.

Diese Verfassung der Kurfürsten mußte nothwendig durch die im Frieden zu Luneville von 1801 geschehene Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich Abänderungen erleiden; besonders schien der §. 7 den geistlichen Kurfürsten nachtheilig, zufolge dessen nur die erblichen Fürsten von dem Deutschen Reiche Entschädigung erhalten sollten. Zwar wählten die Domcapitel zu Köln und Münster nach Absterben des Kurfürsten Maximilian zu Köln am 7. Oct. 1801 den Erzherzog Anton Victor von Östreich zum neuen Kurfürsten, dessen Wahl auch von Seiten Östreichs für pflicht- und verfassungsmäßig erklärt wurde, obgleich von Preußen und Frankreich schon vorher wider dieselbe protestirt worden war; allein es hatte diese Wahl keine Wirkung. Durch ein kaiserliches Rescript vom 14. Juli 1802 wurde nun zunächst eine zur Erörterung der Entschädigungen ernannte Reichsdepu-

tation nach Regensburg zusammenberufen, und dieser am 21. Aug. ein von Frankreich und Rußland entworfener Entschädigungsplan vorgelegt, nach welchem nunmehr nur noch ein geistlicher Kurfürst, nämlich der zu Mainz, mit dem Titel Kurfürst Reichserzkanzler, sein, dagegen drei neue weltliche Kurfürsten, nämlich von Baden, Würtemberg und Hessen-Kassel, geschaffen werden sollten. Da aber Östreich bereits am 31. Aug. die dem Großherzoge von Toscana durch Salzburg und Berchtesgaden zugestandene Entschädigung für unzulänglich erklärt und darauf am 28. Dec. zu Paris wegen dessen völliger Entschädigung mit Frankreich eine Übereinkunft abgeschlossen hatte, so wurde außer mehren Besitzungen auch dem Großherzoge von Toscana die Kurwürde versprochen. Nach der von Seiten Rußlands, Frankreichs, des Kaisers und der deutschen Reichsstände geschehenen Bestätigung des Entschädigungsplans, worin man zugleich dem noch lebenden Kurfürsten von Trier, Clemens Wenceslaus, Herzoge von Sachsen, gewisse jährliche Einkünfte festsetzte, wurden die vier neuen Kurfürsten von Baden, Würtemberg, Hessen-Kassel und Salzburg, sowie der neue Kurfürst Erzkanzler, am 22. Aug. 1803, in das kurfürstliche Collegium eingeführt. So gab es nun zehn Kurfürsten und unter diesen sechs evangelische, sodaß letztere Kirche hierdurch, sowie durch 27 neue im Reichsfürstenrathe erhaltene Stimmen, ganz gegen die vorherige Verfassung, die Stimmenmehrheit für sich hatte. Schon durch den presburger Frieden von 1805 wurde die salzburg. Kurwürde wieder aufgehoben, indem Östreich Salzburg und Berchtesgaden erhielt, dagegen gab man dem Kurfürsten von Salzburg Würzburg unter dem Titel eines Kurfürstenthums; Baiern und Würtemberg erhielten die Königswürde, ohne jedoch deshalb aus dem deutschen Reichsverbande zu treten, bis am 12. Juli 1806 zu Paris der Abschluß der rhein. Conföderationsacte erfolgte, worauf Baiern, Würtemberg, der Erzkanzler und Baden der deutschen Reichsverbindung entsagten, und der franz. Minister Bacher auf dem Reichstage zu Regensburg erklärte, daß der Kaiser von Frankreich kein Deutsches Reich mehr anerkenne und den Titel eines Protectors der Rheinconföderation angenommen habe. In Folge dessen legte am 6. Aug. der deutsche Kaiser Franz II. die Kaiserwürde nieder. Noch führten die Kurfürsten von Würzburg, Sachsen und Hessen den kurfürstlichen Titel; allein schon am 30. Sept. trat der erstere dem rhein. Bunde bei und nahm den Titel eines Großherzogs an; ihm folgte am 11. Dec. Sachsen, das zugleich durch den mit Frankreich abgeschlossenen Frieden zu Posen die Königswürde annahm. Der hess. Lande hatte sich nach der Schlacht bei Jena Napoleon bemächtigt und den Kurfürsten derselben für verlustig erklärt. So gab es nur noch zwei Titularkurfürsten, den von Trier und den von Hessen. Ersterer starb 1812; Letzterer, der nach dem Sturze Napoleon's in sein Land zurückkehrte, hat, wie sein Nachfolger Wilhelm II., den Kurfürstentitel beibehalten; da aber ein deutscher Bund souverainer deutscher Fürsten an die Stelle des Deutschen Reichs trat, so hat dadurch die Kurfürstenwürde ihrem Begriff und Wesen nach ihr Ende erreicht.

Kurilen oder Kurilische Inseln ist der Name einer aus mehr als 30 nur mäßig bewohnten Eilanden bestehenden Inselgruppe, die von der Südspitze Kamtschatkas nach Japan hinüberreicht und deren größere Hälfte, die nur die kleinern Eilande umfaßt, zu Rußland gerechnet wird, während die kleinere Hälfte, die aber die bedeutendern Inseln enthält, unter japan. Hoheit steht. Paramuschir, mit einem rauchenden Vulkan, dem Cap Lopatka unmittelbar vorliegend, ist die größte unter den russ. Kurilen, Iturup oder die Staateninsel, 68 □M. groß, ebenfalls mit einem Vulkan, die größte der japan. Kurilen. Auf Urup oder der Alexandersinsel, der südlichsten Kurile russ. Antheils, steht das Fort Kurilo-Rossi, wo ein Bureau der russ.-amerikan. Handelsgesellschaft sich befindet; Iturup und Kunaschir haben japan. Postirungen. Alle diese Inseln sind, wie Japan und Kamtschatka selbst, als deren Fortsetzung sie erscheinen, vulkanischer Natur; man zählt auf ihnen über zehn größtentheils noch thätige Vulkane und viele heiße und Schwefelquellen. Im Übrigen sind diese fast in steten Nebel gehüllten, von gefährlichen Strömungen umgebenen und steten Erdbeben ausgesetzten Inseln meist nur dürftig bewässert, felsig und unfruchtbar, nur einige wenige mit Lärchen, Cedern, Ellern und Weiden bewaldet, während die südlichern auch Bambusrohr und Weinstöcke tragen. Unter den Producten des Thierreichs sind weiße, rothe und schwarze Füchse, Zobel, Bären, Biber, See- und Fischottern besonders wegen ihres Pelz-

werks gesucht, auch kommen Rehe, Wölfe und Bären, Seelöwen und Seehunde vor. An Mineralien bergen sie Silber, Kupfer, Schwefel und Salmiak. Unter den Bewohnern zeichnen sich die **Kurilen** aus, kaum 1000 Seelen, die in Sprache und Sitte den Kamtschadalen verwandt sind und wahrscheinlich bei der Eroberung Kamtschatkas durch die Russen auf diese Inseln flüchteten. Sie gehören unstreitig mit den übrigen Bewohnern des nordöstlichen Asiens, den Korjäken, Jukagiren und Tschuktschen, zu einer und derselben Volks- und Sprachenfamilie. Entdeckt wurden diese Inseln zwar schon im 17. Jahrh. durch die Holländer, doch sind sie in physikalischer Hinsicht erst seit Krusenstern's Reise, und in ethnographischer Beziehung durch Wrangell's Nachrichten über die russ. Besitzungen an der Nordwestküste von Amerika, die den ersten Band der von Baer und Helmersen seit 1839 herausgegebenen „Beiträge zur Kenntniß des russ. Reichs und der angrenzenden Länder Asiens" bilden, bekannt geworden. Den Bekehrungsversuchen der griech. Geistlichkeit hat die gutmüthige Bevölkerung im Ganzen wenig Hindernisse in den Weg gelegt. Besonders werden die Ainos, die auch in Japan selbst, auf Jesso und Sagalin angetroffen werden und von den Japanern sehr unterdrückt sind, von Krusenstern wegen ihrer Herzensgüte sehr gerühmt. Sie stehen dabei freilich auf der niedrigsten Stufe der Cultur, kennen weder Ackerbau noch Hausthiere, Hunde ausgenommen, mit deren Fellen sie auch bekleidet sind, sind unreinlich, abschreckend häßlich und vermehren ihre Häßlichkeit noch durch die blaue Farbe, mit der sie, namentlich die Weiber, ihre Lippen zu färben pflegen, während sie zugleich das Haar tief ins Gesicht hineinkämmen.

Kurisches Haff, s. Haff.

Kurkreis, sonst einer der sieben Kreise des Kurfürstenthums Sachsen, gehörte keineswegs zum alten Herzogthum Sachsen, sondern war damals ein von Slawen besetztes Land, das Albrecht der Bär eroberte und auf seinen Sohn Bernhard von Askanien vererbte. Erst nachdem Letzterer die Würde eines Herzogs von Sachsen erhalten, ging der Name des Herzogthums Sachsens auf diese Gegend über, und weil auf ihr nun die Kurwürde ruhte, wurde sie später der Kurkreis genannt. Derselbe umfaßte auf 74 □M. etwa 150000 E. und hatte Wittenberg zur Hauptstadt. Nach der Erhebung Sachsens zum Königreich wurde der Name Kurkreis in wittenberger Kreis verwandelt. Ein Theil davon, das Amt Gommern und die Grafschaft Barby, mußte 1808 zur Entschädigung für den im tilsiter Frieden Sachsen zugesprochenen kottbusser Kreis an das Königreich Westfalen abgetreten werden. Durch die Theilung Sachsens im J. 1815 kam der ganze Kreis an Preußen und gehört gegenwärtig zu den Regierungsbezirken Merseburg, Magdeburg und Potsdam.

Kurland, gegenwärtig ein russ. Gouvernement und eine der sogenannten **Ostseeprovinzen** (s. d.), bildete vormals ein selbständiges Herzogthum, welches eigentlich aus zwei Herzogthümern, K. und Semgallen, welches letztere der östliche Theil war, bestand und nebst Livland den Schwertrittern zugehörte. Als aber die Macht Rußlands immer drohender um sich griff und die Ordensritter sich in Livland gegen die Russen nicht mehr behaupten konnten, nahm der letzte Groß- oder Heermeister Gotthard Kettler im J. 1561 K. und Semgallen unter Abtretung Livlands von den Polen zu Lehen, wodurch zugleich die weltliche Macht des Ordens, die früher nur eine geistliche Aristokratie übte, gegründet wurde, indem Kettler sein Lehen bis ins 18. Jahrh. auf seine Nachkommen vererbte. In Folge der Vermählung des Herzogs Friedrich Wilhelm von K. mit einer russ. Prinzessin Anna, der Tochter des Zar Iwan, im J. 1710, und besonders nach dem schon ein Jahr darauf erfolgten Ableben des Herzogs, wo nun Anna unter Peter's des Großen Schutz Regentin blieb, gerieth K. in große Abhängigkeit von den Russen und dadurch zugleich in gewaltige Conflicte mit den Polen, als deren Vasallen die kurländ. Herzoge noch galten. Als nun 1730 die Herzogin Anna, nach Peter's II. Tode, den russ. Thron bestieg, nahm sie mit großer Energie und gutem Erfolge die Rechte ihres Oheims und Nachfolgers in K., des Herzogs Ferdinand, wahr, den sie gegen die Intriguen der poln. Partei stets zu beschützen wußte. Nach Ferdinand's Tode im J. 1737 setzte Anna es durch, daß ihr Günstling und Oberkammerherr, der Graf Ernst Johann von **Biron** (s. d.), zum Herzog erwählt wurde, der aber weder bei der russ. noch bei der kurländ. Partei sich in Gunst zu setzen wußte, und auch

gleich bei Anna's Tode, im J. 1740, von ihrem Nachfolger Iwan V. nach Sibirien verwiesen wurde. Nach mehren nun folgenden Herzogswahlen, die bald von russ., bald von poln. Einfluß geleitet wurden und die doch ohne rechten Erfolg blieben, wurde Biron, von Peter III. aus Sibirien zurückberufen und von Katharina II. 1763 in seine Rechte wieder eingesetzt, zuletzt auch nach der Restauration von den Polen anerkannt, sodaß er 1769 die Regierung ruhig seinem Sohne Peter überlassen konnte. Unter diesem brachen indeß die lang verhaltenen Gährungen aus. Der kurländ. Landtag, den aber blos der Adel verfassungsmäßig bildete, beschloß am 18. März 1795, K. dem russ. Scepter zu unterwerfen und foderte den Herzog, der sich in Petersburg aufhielt, durch eine ständische Deputation zu seiner freiwilligen Entsagung auf. Wirklich ließ sich derselbe bewegen, am 28. März 1795 die Abtretungsurkunde zu unterzeichnen, und er, wie die von seinem jüngern Bruder abstammende Linie Biron, welche letztere noch gegenwärtig im Besitze der Standesherrschaft Wartenberg in Schlesien ist, wurde durch eine jährliche Rente für die Ansprüche auf das Herzogthum entschädigt. K. aber wurde nun eine russ. Provinz, jedoch behielt es einige Reste seiner frühern Verfassung, besonders blieb der Adel begünstigt und der Bauernstand unterdrückt, trotz der von dem Kaiser Alexander 1817 bestätigten Urkunde, die die Leibeigenschaft in K. wie in den übrigen Ostseeprovinzen aufhob und die Rechte der Bauern gegen die Anmaßung der Gutsherrschaften in Schutz zu nehmen verhieß. K. ist 480 □M. groß und zählt über 512000 E.; der griech.-russ. Kirche gehören, trotz der vielfältigen Bekehrungsversuche der Russen, nur etwa 14700 E. an; von den übrigen bekannten sich 436800 Individuen zur evangelischen, 45500 zur katholischen und 15300 zur mosaischen Lehre. Die gesammte Geistlichkeit zählt über 1100 Personen, der Adel 4060, der Bürgerstand über 51000 Personen. K. ist ein ebenes, nur an wenigen Stellen von Hügeln durchzogenes Land, welches wie die übrigen Ostseeprovinzen viel Waldungen, Sumpf, Seen und Sanddünen hat, die mit dem fruchtbarsten Boden abwechseln. Die nördlichste Spitze des Landes endigt sich mit dem weit in die See hineinragenden Vorgebirge Domes-Näs, auf welchem, wie auf der gegenüberliegenden Insel Ösel, zur Sicherung der Schiffer zwei Leuchtthürme unterhalten werden. Der höchste Punkt inmitten des Landes ist der kaum 700 F. hohe Hüningsberg. Die Windau, die kurische Aa und die Düna, letztere nur als Grenzfluß gegen die Gouvernements Witebsk und Livland, bewässern das Land. Unter den 300 Seen ist der Usmaitensche, mit einer darin gelegenen Insel, der Libausche, Angersche und der in der Nähe von Jakobstadt befindliche Sauckensche See, der wahrscheinlich durch einen Erdfall entstanden ist, zu bemerken. Das Klima ist gemäßigter als in Livland, doch sind die Winter gewöhnlich sehr streng. Ackerbau, Fischfang, Jagd und Viehzucht sind die Hauptbeschäftigungen der Einwohner, auch die Bienenzucht wird fleißig betrieben. An den Küsten findet man auch häufig Bernstein, der im Lande verarbeitet wird. In der Industrie ist man noch weit zurück, auch ist der Handel nicht sehr bedeutend, selbst die Hauptstadt Mitau (s. d.) kann kaum als eine Handelsstadt gelten. Ansehnlicher ist Libau, welches durch das neuerlich wieder aufgenommene Kanalproject bald ansehnlich gewinnen dürfte. Die Bevölkerung in den elf Städten des Gouvernements (etwa 45500 Seelen) besteht fast nur aus Deutschen, die auch die Gutsherrschaften auf dem Lande bilden; die Bauern sind theils kurische Letten oder Kuren, theils esthnische Völkerschaften, als Liven, wie am Angerschen Strande, und Krewinnen in der Gegend von Bauske; doch machen letztere nur ein paar tausend Seelen aus. Vgl. Schlippenbach, „Malerische Wanderungen durch K." (Bd. 1, Riga und Lpz. 1809) und Bienenstamm, „Geographischer Abriß von Esthland, Livland und K." (Riga 1826).

Kurland (Anna Charlotte Dorothea, Herzogin von), eine in jeder Beziehung ausgezeichnete Frau, geb. am 3. Febr. 1761 zu Mesothen, einer herzoglichen Domaine in Kurland, war die jüngere Tochter des Reichsgrafen Joh. Friedr. von Medem, aus dessen zweiter Ehe mit Charlotte von Nolde, geb. Manteufel, genannt Späge. Kaum drei Jahre alt, verlor sie ihre Mutter, und ihr Vater vermählte sich nun mit Elise von der Recke, geb. von Brucken, genannt Fock, einer Frau von ausgezeichnetem Verstande, welche 1784 starb. In ihrem 19. Jahre wurde sie am 6. Nov. 1779 die dritte Gemahlin des Herzogs Peter von Kurland, Reichsgrafen von Biron. Da dieser Fürst, mit starrer Unbiegsamkeit sein

Herrscherrecht gegen die Ansprüche des bevorrechteten Adels behauptend, die Klagen der Stände in Warschau durch Gegenklagen bekämpfte, so hatte die Alles sanft und klug vermittelnde Herzogin öfter Gelegenheit, zur Aussöhnung der Parteien beizutragen. Zugleich erheiterte sie durch Frohsinn und durch ihr musikalisches Talent die durch Mishelligkeiten aller Art getrübten Tage ihres Gemahls. Im J. 1784 unternahm sie mit demselben eine Reise nach Italien, welche zu ihrer geistigen Ausbildung nicht wenig beitrug. Als auf der Rückreise der Herzog ihre Entbindung in Deutschland abzuwarten entschlossen war, gab sie den Bitten der damit unzufriedenen Stände nach, reiste im Dec. 1786 nach Mitau, wo sie am 23. Febr. 1787 einen Erbprinzen gebar. Jetzt war es der Wunsch der Landschaft und der obersten Verwaltungsbehörde, daß sie gemeinschaftlich mit den Oberräthen als Vormünderin die Regierung übernehme; doch sie weigerte sich dessen und bewog im Frühjahre 1788 den Herzog zur schleunigen Rückkehr. Dessenungeachtet konnten die Zwistigkeiten nicht beigelegt werden, und der Tod des Erbprinzen, im März 1790, zerstörte alle Hoffnungen der Herzogin. Mit ihrer Schwester, Elise von der Recke (s. d.), welche von Kindheit an bis zu ihrem Tode als treue Freundin ihr zur Seite stand, ging sie im Herbste 1790 nach Warschau, wo die Streitigkeiten des Herzogs mit den Ständen verhandelt wurden. Indeß gelang es ihr erst bei ihrer zweiten und dritten Anwesenheit, 1791 und 1792, eine Entscheidung der kurländ. Angelegenheiten zur scheinbaren Zufriedenstellung des Herzogs und des Landes zu erlangen. Nach seiner Abdankung im J. 1795 hielt sich der Herzog bald auf seiner Allodialherrschaft Nachod in Böhmen, bald in dem von ihm 1786 erkauften Herzogthum Sagan in Schlesien auf, und starb zu Gollenau, unweit Nachod, am 12. Jan. 1800. Hierauf lebte die Herzogin mit ihren vier Töchtern theils auf der von ihr 1796 erkauften Herrschaft Löbichau im Altenburgischen, theils in Berlin. Im J. 1806 machte sie eine Reise nach Petersburg; im J. 1809 nach Paris, 1817 auf Alexander's Einladung wieder nach Petersburg, und dann nach Mitau, wo sie eine Armenschule stiftete und das Fräuleinstift mit einem ansehnlichen Capitale ausstattete. In den letzten Jahren ihres Lebens brachte sie den Winter in Paris und den Sommer in Löbichau zu, wo sie am 20. Aug. 1821 starb. — Ihre älteste Tochter Katharina, geb. am 8. Febr. 1781, die als Herzogin von Sagan 1800 ihrem Vater in der Regierung folgte, 1819 zum dritten Male sich mit dem Grafen Karl Rudolf von der Schulenburg vermählte und 1827 zur katholischen Kirche übertrat, starb am 29. Nov. 1839. — Die zweite Tochter Pauline, geb. am 19. Febr. 1782, Witwe des 1838 verstorbenen Fürsten Friedrich Hermann Otto von Hohenzollern-Hechingen, wurde zufolge Testaments ihrer ältern Schwester deren Universalerbin und starb zu Wien im J. 1844. — Die dritte Schwester Johanne, geb. am 24. Jun. 1783, vermählt 1801 mit Franz, Fürsten Pignatelli de Belmonti, Herzog von Acerenza, ererbte von ihrer Mutter Löbichau. — Die vierte Tochter Dorothea, geb. am 21. Aug. 1793, vermählte Gräfin von Talleyrand-Perigord und Herzogin von Dino, besitzt die Herrschaft Deutsch-Wartenberg. Vgl. Tiedge, „Anna Charlotte Dorothea, letzte Herzogin von Kurland" (Lpz. 1823).

Kurmark hieß der Haupttheil der Mark Brandenburg, deren zweite kleinere Hälfte die Neumark war. Sie umfaßte die Altmark mit der Hauptstadt Stendal, die Vormark oder Priegnitz mit der Hauptstadt Perleburg, die Mittelmark mit der Hauptstadt Brandenburg, die Uckermark mit der Hauptstadt Prenzlau und die Herrschaften Beeskow und Storkow oder den beeskow- und storkower Kreis, und enthielt auf 447 □M. 830000 E. Der Name Kurmark, der in Folge der Übertragung der Kurwürde auf Brandenburg unter Ludwig II. aus dem Hause Wittelsbach um 1360 entstanden war, verschwand mit dem Untergange der deutschen Reichsverfassung. Nach dem tilsiter Frieden wurde die Altmark mit dem neuerrichteten Königreiche Westfalen, dafür aber das rechts der Elbe gelegene Herzogthum Magdeburg mit der Mark verbunden, die demzufolge damals 418 □M. mit 785000 E. umfaßte. Im J. 1813 fiel die Altmark an Preußen zurück, doch erneuerte man bei Errichtung der Regierungsbezirke die Eintheilung in Kurmark und Neumark nicht wieder, sondern theilte die Altmark dem magdeburger, die Priegnitz, Uckermark und den größern Theil der Mittelmark dem potsdamer, die übrige Mittelmark und den beeskow-storkower Kreis aber dem frankfurter Regierungsbezirke zu.

Kürrecht hieß die im ältern deutschen Rechte begründete Sitte, daß bei der Theilung einer Erbschaft der Ältere unter mehren Miterben die Theile bestimmte und der Jüngere unter diesen wählen oder küren konnte, was in einigen Ländern noch jetzt Rechtens ist.

Kurrer (Wilh. Heinr. von), ein ausgezeichneter Techniker, geb. am 8. Jun. 1782 in einem Dorfe des Schwarzwaldes, der Sohn eines Landgeistlichen, kam in seinem 16. Jahre auf das Comptoir der Bodemer'schen Kattunfabrik zu Großenhain in Sachsen. Durch eifriges Selbststudium gelang es ihm, sich eine solche Einsicht in die chemischen Principien seiner Beschäftigung zu verschaffen, daß er bereits in seinem 21. Lebensjahre den technischen Theil des Bodemer'schen Fabrikgeschäfts allein zu leiten vermochte. Auf eine von ihm in Zwickau für eigene Rechnung errichtete Kattunfabrik äußerten die Kriegszeiten eine so unglückliche Rückwirkung, daß sie aufgelöst werden mußte, worauf K. 1815 als Dirigent der Schöppler'schen Kattunfabrik nach Augsburg ging, wo die zwischen ihm und J. G. Dingler entstandenen Beziehungen ihn zu einer vermehrten literarischen Thätigkeit veranlaßten. Namentlich lieferte er viele Beiträge in das 1816 begründete „Magazin für Druck- und Färbekunst", das später in mehr allgemeiner Richtung als „Polytechnisches Journal" fortgesetzt wurde. Gemeinschaftlich mit Dingler übersetzte er Bancroft's „Färbebuch" (2 Bde., Nürnb. 1818) und Vitalis' „Grundriß der Färbekunst" (Stuttg. 1824). Seit 1832 leitete er die Kattunfabrik der Brüder Porges in Prag, doch entschloß er sich 1844, seine Stellung aufzugeben und seine Zeit einem in Prag von ihm zu errichtenden technisch-chemischen Lehrinstitut zu widmen. Von seinen Schriften haben wir noch zu erwähnen „die Kunst, vegetabilische, vegetabilisch-animalische und rein animalische Stoffe zu bleichen" (Nürnb. 1831); „die neuesten Erfahrungen in der Bleichkunst" (Nürnb. 1838) und „Geschichte der Zeugdruckerei" (Nürnb. 1840; 2. Aufl., 1844).

Kursk heißt eines der fruchtbarsten und gesegnetsten Gouvernements des europ. Rußlands, nördlich von Orel, östlich von Woronesch, südlich von Charkow und westlich von Tschernigow umgeben, zählt auf 678 □M. eine Bevölkerung von 1,814600 E., und ist sonach eines der allerbevölkertsten Gouvernements von ganz Rußland. Es hat eine wellenförmig ebene, nur von geringen, meist unbewaldeten Hügeln unterbrochene Oberfläche, die trefflich mit Getreide, Gemüse und Obst bebaut ist und die bei dem fetten Boden, der unter ihr liegt, keiner Düngung bedarf. Auch ist das Klima so mild, daß Arbusen und Melonen auf freiem Felde gedeihen und selbst der Weinbau mit dem glücklichsten Erfolg gekrönt wird. Die Fischerei ist unbedeutend, da das Land nur wenige und im Sommer meist wasserlose Flüsse hat, die zum Don und Dnjepr gehören. Dagegen ist die Viehzucht, besonders die Rinder- und Schafzucht, sehr bedeutend, und treffliche Pferde für den Cavaleriedienst werden in den wohleingerichteten Stutereien gezogen. Auch die Bienenzucht ist bedeutend, und Wachs und Honig bilden ebenfalls Ausfuhrartikel. Unter dem Wild erwähnen wir besonders der Trappen und Wachteln, die nach allen Provinzen hin verschickt werden; auch Hasen gibt es viel, aber wenig größeres Wild. Sumpfeisen, Kalk und Kreide sind die vorzüglichsten Mineralien. Die Einwohner, meist aus Groß- und Kleinrussen, welche letztere sich gern Kosacken oder Tscherkessen nennen, bestehend, zu denen nur wenige Zigeuner und einige Ausländer hinzukommen, sind sehr gewerbthätig und fabriciren viel Seife, Lichter, Juften und Tuch, auch Branntwein. Die Gouvernementsstadt Kursk mit 24300 E., am Einfluß der Kura in die Tuskara gelegen, und auf und an einem Hügel erbaut, nimmt sich mit seinem Gouvernementspalast, seinen 20 Kirchen, zwei Klöstern und seinem in Gärten und Promenaden verwandelten Stadtwall recht freundlich aus. Die Einwohner unterhalten einen lebhaften Handel mit Moskau und nach den angrenzenden Provinzen. K. und Bjelgorod sind die Hauptthandelsplätze; Korennaja Pustina aber hat die Hauptmesse, die zweite des ganzen Reichs. Während man 1822 nur 150 Fabriken im ganzen Gouvernement zählte, besaß K. 1838 bereits 98 derselben. Auch hat die Stadt ein Gymnasium, Priesterseminar und Invalidenhaus.

Kurvereine nennt man die im Deutschen Reiche von den Kurfürsten in außerordentlichen Versammlungen zur Wahrung gemeinsamer Rechte oder in Rücksicht auf bestimmte Zeitereignisse geschlossenen Vereinigungen. Solche Kurvereine waren der zu Rense im J. 1338, wo man sich verband, die deutsche Kaiserwahl ganz unabhängig vom Papste zu er-

halten; zu Marburg 1399 wegen Absetzung des Kaisers Wenzel; zu Lingen 1424 wegen der hussitischen Unruhen; zu Frankfurt am Main 1438 wegen der Streitigkeiten zwischen dem Papst und dem Concil zu Basel, und mehre andere bis herab zu dem letzten zu Worms im J. 1558, wo man sich vereinigte, alles früher Festgesetzte fortwährend festzuhalten, was man nachher von Zeit zu Zeit, zuletzt im J. 1764, von neuem beschwor.

Kurzsichtigkeit (myopia) nennt man das Unvermögen, Dinge, welche in der gewöhnlichen Sehweite (s. d.) oder noch nicht so weit wie diese vom Auge entfernt sind, genau mit dem Auge zu erkennen. Die Kurzsichtigkeit entsteht zunächst dadurch, daß die Lichtstrahlen, welche von einem Punkte her in das Auge fallen, so stark in den durchsichtigen Theilen desselben gebrochen werden, daß ihre Wiedervereinigung in einen Punkt nicht auf der Netzhaut, sondern auf einer Stelle vor derselben stattfindet. Da nun die Lichtstrahlen, indem ihnen hier kein Hinderniß entgegentritt, immer weiter dringen, so bilden sie, einzeln ihre einmal angenommene Richtung verfolgend, auf der Netzhaut angekommen, statt eines Punktes einen je nach dem Grade der Kurzsichtigkeit größern oder kleinern Kreis. Diese Kreise verschwinden untereinander und machen das Bild des Gegenstandes undeutlich. Nähert man nun dem Auge einen Gegenstand, den es vorher undeutlich sah, so tritt der Punkt, in dem sich die Lichtstrahlen wiedervereinigen, weiter zurück, die Kreise werden kleiner, das Bild deutlicher; trifft der Punkt endlich auf der Netzhaut ein, so ist das Bild vollkommen deutlich und man kann die Sehweite des Auges bestimmen. Die Ursache der zu starken Lichtbrechung liegt in den Organen des Auges vor der Netzhaut, besonders in zu großer Wölbung der Hornhaut oder der Krystalllinse und zu starker Dichtigkeit derselben Organe und der Flüssigkeiten, welche das Auge enthält. Sie entstehen beide vereint besonders durch zu große Anstrengung des Auges, indem dieses theils durch die Gewalt der Muskeln sich nach vorn zu mehr wölbt, theils durch den bei jeder Anstrengung vermehrten Blutzufluß in seiner Substanz verdichtet wird. Besonders trägt hierzu der Misbrauch der verschiedenen Augengläser viel bei. Oft ist die Kurzsichtigkeit aber auch nur Folge der übeln Angewohnheit, Alles, was man sehen will, dem Auge näher zu bringen, als eigentlich nöthig ist. In letzterm Falle kann die Kurzsichtigkeit, wenn sie noch nicht lange besteht, durch Ablegung dieser Gewohnheit gehoben werden, ist aber überhaupt das Übel veraltet, so muß das Auge, um Verschlimmerung zu vermeiden, sorgfältig behandelt und geschont werden. Man vermeide dann namentlich das fortgesetzte Sehen auf kleine Gegenstände bei zu vieler oder zu geringer Beleuchtung und sehe überhaupt mehr auf entferntere Gegenstände, weshalb der Aufenthalt auf dem Lande und Reisen Kurzsichtigen oft so gute Dienste leisten. Um das kurzsichtige Auge momentan zu schärfen, bedient man sich der hohlgeschliffenen Augengläser, da durch diese die Lichtstrahlen vor dem Auge so gebrochen werden, daß sie mehr, als wenn sie nur durch die Luft gingen, sich voneinander entfernen und somit die Annäherung des Gegenstandes ersetzen. (S. Auge, Brechung der Lichtstrahlen und Gesicht.) Vgl. Beer, „Pflege gesunder und geschwächter Augen" (Wien 1800).

Kuß (osculum) ist das Zeichen der Freundschaft, Achtung und Liebe, zu welchem die Natur des Menschen gleichsam instinctmäßig antreibt und dem zwischen Personen verschiedenen Geschlechts mit dem Eintritt der Mannbarkeit ein Trieb der Sinnlichkeit zu Grunde liegt, weshalb der Anstand ihnen das Küssen nur unter gewissen Bedingungen erlaubt. Zu allen Zeiten und bei allen Völkern hat der Kuß als ein symbolisches Zeichen gegolten, um die engere Verbindung zwischen zwei Wesen zu bezeugen. Abstufungen des Kusses bilden die Körpertheile, welche man küßt, nämlich die Lippe, Wange, Stirn, Hand und endlich der Fuß oder gar der Saum des Kleides, den die Unterwürfigkeit küßt.

Küßnacht, Bezirk und Flecken im schweiz. Canton Schwyz, am nordöstlichen Arme des Vierwaldstädtersees, der davon den Namen Küßnachtersee hat. Die hohle Gasse bei K., wo nach der Sage der Landvogt Geßler (s. d.) durch Tell soll erschossen worden sein, ist durch die neue Straßenanlage über den Hügel nach Immensee verschwunden; doch wird die ursprünglich den vierzehn Nothhelfern gewidmete, dann „zum Tell" genannte einfache Kapelle noch häufig besucht. — In dem Dorfe Küßnacht am Züricherse, im Canton Zürich, befindet sich ein Schullehrerseminar.

Küstenfahrt, franz. cabotage, nennt man die Schiffahrt an den Küsten hin, bei der

man die hohe See vermeidet. Man unterscheidet große und kleine Küstenfahrt und versteht unter der erstern längere Fahrten an den Küsten hin, z. B. Holland an den franz. und span. Küsten bis ins Mittelländische Meer, und unter letzterer die Fahrten von einem Hafen zum andern. **Küstenfahrer** oder cabotier hieß das dazu gebrauchte platte Fahrzeug. Den **Küstenhandel**, ebenfalls cabotage genannt, betrachten die meisten Nationen als eine Erwerbsquelle der Eingeborenen, weshalb sie alle Fremde davon ausschließen, wozu England das erste Beispiel gab.

Küstner (Karl Theod. von), Generalintendant der königlichen Schauspiele in Berlin, geb. am 26. Nov. 1784 zu Leipzig, wo sein Vater Chef eines Banquiergeschäfts war, studirte seit 1803 auf der dasigen Universität und später in Göttingen, unternahm nach vollendeten juristischen Studien mehre Reisen und erwarb sich 1810 die juristische Doctorwürde. Gegen Ende des J. 1813 schloß er sich dem Banner der freiwilligen Sachsen an und wurde Offizier der dazu gehörigen Husaren. Nach dem Frieden ernannte ihn der Herzog von Sachsen-Koburg, unter dessen Commando jener Banner gestanden und dem K. seine „Dramatischen Kleinigkeiten" (Lpz. 1815) gewidmet hatte, zum Hofrath. Hierauf übernahm er das 1817 eröffnete Stadttheater zu Leipzig, dessen Bau er besonders befördert hatte, auf alleinige Rechnung und führte die Direction elf Jahre lang. Während dieser Zeit that er außerordentlich viel für dieses Institut; er gab treffliche Theatergesetze, wodurch er unter den Mitgliedern seiner Bühne Einigkeit und Ernst, sowie Lust und Liebe zur Sache zu erhalten wußte, führte eine der vorzüglichsten Pensionsanstalten für die dienstunfähigen Künstler seiner Gesellschaft ein und erhob überhaupt das Theater zu einer so bedeutenden artistischen Höhe, daß es mit vollem Rechte zu den ersten Bühnen Deutschlands gezählt werden mußte. Von Seiten des sächs. Hofs wurde er dieser Verdienste wegen zum Hofrath ernannt. Um so allgemeineres Bedauern erregte es, als er, in Folge eines von dem Stadtrath abgeschlagenen Erlasses am Miethzinse für das Theatergebäude, zu Ostern 1828 die Direction des Theaters aufgab, über das er in seinem „Rückblick auf das leipziger Stadttheater" (Lpz. 1831) dem Publicum Rechenschaft ablegte. Nachdem er einen Antrag, das dresdener Hoftheater zu übernehmen, und einen andern zur Leitung des Nationaltheaters in Frankfurt am Main abgelehnt, übernahm er 1830 mit dem Titel eines Geh. Hofraths die Direction des Hoftheaters zu Darmstadt, das jedoch, in Folge der nöthig gewordenen Einschränkungen des Hofs, nach einem Jahre geschlossen wurde. Unter solchen Umständen trat er 1833 die Leitung des durch Schuldenlast zerrütteten königlichen Hoftheaters zu München an, wo er die höchst schwierige Aufgabe, dasselbe wieder emporzubringen, aufs glücklichste löste und sich im vollkommensten Maße die Zufriedenheit und das Vertrauen des Königs Ludwig erwarb, welchem er sein Trauerspiel „Die beiden Brüder" gewidmet hatte und der ihn 1837 in den Adelstand erhob. Nur die Aussicht auf einen größern Wirkungskreis konnte ihn bewegen, im Jan. 1842 München zu verlassen. Nachdem er zuvor Italien besucht hatte, folgte er dem Rufe zu einer lebenslänglichen Anstellung in Berlin, wo er im Juni 1842 die Generalintendantur der königlichen Schauspiele übernahm. Auch in Berlin bewährte sich das Princip seiner Verwaltung, die Einnahme von Seiten des Publicums durch ein lebendiges interessantes Repertoir zu erhöhen, wobei das Princip der Ersparung gar nicht in Betracht kam, sondern Alles darauf hinauslief, durch eine einträgliche Ausgabe die Einnahme zu mehren. Durch diese Operation verschaffte sich K. neue Mittel, die, sowie etwaige Überschüsse, bei allen seinen Directionen der Theaterkasse verblieben und wieder in die Theateranstalt verwendet wurden. Daß K. nur den Flor der Kunstanstalt, nicht Ersparung auf Kosten der Kunst beabsichtigte, zeigte sich noch deutlicher darin, daß bei allen seinen Directionen der Besoldungsetat der Künstler, sowie der Etat für Honorare an Dichter und Componisten, für Gastgeber, Garderobe und Decorationen bedeutend erhöht wurde. In Berlin fand die Erhöhung des Honorars in der Art statt, daß zum Besten der Dichter und Componisten und deren Witwen und Nachkommen die Tantième oder der Autorenantheil, und zwar bei Stücken, die den Abend füllen, mit zehn Procent, von K. gleichzeitig mit der Direction des Burgtheaters in Wien eingeführt wurde, wodurch er sich um die dramatische Literatur Deutschlands ein unvergeßliches Denkmal stiftete.

Küstrin, Stadt und Festung dritten Ranges im Regierungsbezirk Frankfurt der

preuß. Provinz Brandenburg, in einer Ebene, an dem Einflusse der Warte in die Oder, über welche hier eine 875 F. lange hölzerne Brücke führt, ist auf der einen Seite von der Warte und auf der andern von der Warte und der Oder, sonst überall mit breiten Morästen umgeben. Die Stadt hat 6000 E., eine höhere Bürgerschule, einige Fabriken und etwas Schiffahrt. Sie war bald nach ihrer Gründung, vom J. 1535 an, eine Zeit lang die Residenz des Markgrafen Johann, eines Sohnes des Kurfürsten Joachim's I. von Brandenburg, und wurde später Sitz der neumärkischen Kriegs- und Domainenkammer, bei welcher Friedrich der Große als Kronprinz in der Eigenschaft eines Assessors einige Zeit arbeiten mußte. Die Festung, die 1537 unter dem Markgrafen Johann zuerst blos mit Erdwällen, dann aber durch einen Grafen von Lynar mit gemauerten Wällen umgeben wurde, hatte vom 15.—22. Aug. 1758 ein furchtbares Bombardement durch die Russen zu ertragen, bis sie Friedrich der Große entsetzte. Im J. 1806 wurde sie bald nach der Schlacht bei Jena von dem damaligen preuß. Commandanten Obersten von Ingersleben, wiewol derselbe mit Proviant reichlich versehen war und dem kurz vorher persönlich anwesenden Könige versprochen hatte, sich aufs Äußerste zu vertheidigen, den kaum erschienenen franz. Truppen übergeben, welche sie auch nach dem Frieden besetzt hielten und erst zu Anfang des J. 1814 auf Capitulation an die Preußen übergaben.

Kutais oder Kutaissi, die Hauptstadt der jetzt russ. Provinz Imerethi oder Melitenien, die einen Bestandtheil des Gouvernements Grusien oder Georgien ausmacht, hat gegenwärtig nur etwa 3900 E., während sie unter der frühern türk. Herrschaft über 14000 zählte. Sie ist der Sitz eines griech. Metropoliten und besitzt eine schöne russ. Kathedrale. Die Bevölkerung besteht in einem Gemisch von Juden, Griechen, Türken, Armeniern, Grusiniern und Russen. In der Umgegend der Stadt, am Rioni, gibt es viele Fasanen, als deren eigentliches Vaterland Imeretien betrachtet wird.

Kutsche. Schon in den allerfrühesten Zeiten hatten die Fürsten besondere Wagen, deren sie sich bei feierlichen Gelegenheiten bedienten; sie waren unbedeckt, wie die, deren in der Bibel zu Joseph's Zeiten in Ägypten Erwähnung geschieht; doch schon zu Moses' Zeiten gab es auch bedeckte Lastwagen. Die nomadischen Scythen sollen mit Leder bedeckte Wagen gehabt haben, ebenso die Spartaner. Auch die Römer hatten schon frühe offene und für kranke Soldaten und alte Leute bedeckte Wagen. Später kam die carruca auf, ein bedeckter Lustwagen, dessen Plinius zuerst gedenkt. Gefertigt wurde die carruca von Elfenbein, Erz, zuletzt sogar von Silber und Gold, weswegen auch nur die Magistrats- und andere vornehme Personen sich derselben bedienten; Maulesel zogen sie. Hängende Wagen sollen in Ungarn erfunden und daher auch der Name Kutsche ungar. Ursprungs sein. In Italien zog im J. 1266 Beatrix, die Gemahlin Karl's von Anjou, in einer mit himmelblauem Sammet, worauf goldene Lilien gestickt waren, beschlagenen Kutsche in Neapel ein. In Frankreich soll 1405 Isabelle, die Gemahlin König Karl's VI., in einem bedeckten, in Riemen hängenden Wagen ihren Einzug in Paris gehalten haben. Auch in Deutschland bedienten sich die Vornehmen bereits im 15. Jahrh. der Kutschen; so kam Kaiser Friedrich III. 1474 in einem hängenden Wagen nach Frankfurt. Die Gemahlin des Kurfürsten Joachim's I. von Brandenburg hatte 1509 bereits einen ganz vergoldeten Wagen und zwölf andere mit Carmoisin beschlagene Kutschen. In Spanien soll um die Mitte des 16. Jahrh. Kaiser Karl V. des Podagras wegen sich zuerst einer Kutsche bedient haben. Dem Herzoge Ulrich von Würtemberg wurde die erste Kutsche von einem poln. Fürsten um 1548 geschenkt. Unter Franz I. erhielten in Frankreich die Kutschen, die man hier carrosses nannte, eine bessere Einrichtung, indem man die Öffnungen derselben mit ledernen Vorhängen versah; doch waren sie noch etwas äußerst Seltenes. Nur die berühmte Diana von Poitiers und der überaus wohlbeleibte Hofcavalier Raimond de Laval hatten um 1540 dergleichen Fuhrwerke in Paris und zehn Jahre später zählte man deren noch immer nicht mehr als drei. Unter Heinrich III., 1574—89, wurde die vierte Kutsche, und zwar von einer Privatperson angeschafft, während man bisher das Halten einer solchen für ein Vorrecht des königlichen Hauses und der vornehmsten Beamten angesehen hatte. Heinrich IV., der in der Kutsche ermordet wurde, hatte nebst seiner Gemahlin zusammen nur eine Carrosse, wie aus einem Briefe hervorgeht, in welchem er sein Ausbleiben bei einem Freunde damit entschuldigt,

daß seine Gemahlin die Kutsche gebraucht habe. Der Marschall Bassompierre brachte 1599 aus Italien die erste Kutsche mit Glasfenstern nach Frankreich. In England flüchtete 1360 die Mutter König Richard's II. in einem Fuhrwerke, aber erst 1580 unter der Königin Elisabeth kamen aus Deutschland die eigentlichen Kutschen nach England. Nach Schweden soll die erste Kutsche in der letzten Hälfte des 16. Jahrh. gekommen sein. In der Schweiz waren die Kutschen noch 1650 eine Seltenheit. Seit ihrer allgemeinen Einführung vielfach verbessert und bequemer eingerichtet, waren die Kutschen stets ein Hauptgegenstand des Luxus. Gefertigt werden sie gewöhnlich von Sattlern; doch wird der Kutschenbau in manchen Ländern auch als freie Kunst getrieben. Die schönsten und elegantesten Wagen liefern Paris, Wien, Berlin und Warschau.

Kutter nennt man ein einmastiges, einer Jacht (s. d.) ähnlich getakeltes Fahrzeug. Die Größe seiner Segel, sein Tiefgang und sein scharfer Zuschnitt machen den Kutter zu schnellem Segeln geschickt und gestatten mit ihm auch gegen contrairen Wind gut zu manoeuvriren. Deshalb benutzt England dergleichen armirte Fahrzeuge zur Küstenwache und es dürfen die zum Handel bestimmten keine so großen Segel führen wie jene, um im Falle des Verdachtes einer Schmuggelei sie bequem einholen zu können. Gewöhnlich bedienen sich ihrer die Lootsen; im Kriege benutzt man sie als Kaper und Advisjachten.

Küttisbrennen nennt man das in Livland gebräuchliche Verfahren, Holzboden und kahle Dreeschländereien durch Ab- und Zerhauen des darauf stehenden Holz- und Strauchwerkes und durch Aufpflügen des Bodens zum Getreidebau vorzubereiten. Durch Anzünden des gefällten Holzes und der abgepflügten und ausgetrockneten Rasenstücke erhält man eine Menge Asche (Küttis), welche dann über das Land gestreut wird. Auf kahle Ländereien wird das Holz zum Verbrennen von anderwärts herbeigeschafft.

Kutüsow (Michael Laurionowitsch Golenitschew), Fürst Smolenskoi, russ. Feldmarschall, geb. 1745, erhielt seine Erziehung in Strasburg und trat 16 Jahre alt in russ. Kriegsdienste, worauf er 1764—69 den Feldzug in Polen mitmachte und dann 1770 unter Rumjanzow gegen die Türken focht. Er half die Festung Schumla erstürmen, trug später viel zur Bezwingung des Rebellen Pugatschew bei, wurde 1784 Generalmajor und 1787 Generalgouverneur in der Krim. In Folge einer Verwundung bei der Belagerung von Oczakow verlor er das rechte Auge. Mit dem Prinzen von Koburg vereint, half er den Sieg von Fockschani erfechten, und rühmlichst zeichnete er sich auch aus in dem Kampfe von Rimnik, am 31. Dec. 1789, sowie bei der Erstürmung von Ismail unter Suwarow. Hierauf zum Generallieutenant ernannt, fand er bei den bald nachher erfolgenden Unterhandlungen mit der Pforte Gelegenheit, sich den Ruf eines gewandten Diplomaten zu erwerben. Im J. 1793 ging er als Gesandter nach Konstantinopel, doch sehr bald war er wieder bei dem russ. Heere, unter Suwarow, in Polen, wo er 1794 dem Sturme von Praga (s. d.) beiwohnte. Nachdem Polen besiegt war, erhielt er zunächst das Generalcommando von Finnland; dann wurde er Chef des petersburger Cadettencorps. Bei der Thronbesteigung Kaiser Paul's I. übernahm er eine Sendung nach Berlin, und nachdem er von dieser nach Finnland zurückgekehrt, nach Holland, um den General Hermann im Commando über das dortige russ. Corps zu ersetzen, wohin er jedoch in Folge des inzwischen geschlossenen Friedens nicht abging. Nach Paul's Ermordung wurde er 1801 Generalgouverneur von Petersburg. Im J. 1805 erhielt er, schon 60 Jahre alt, vom Kaiser Alexander den Oberbefehl des ersten russ. Armeecorps gegen die Franzosen. Er führte dasselbe gegen den Inn, traf daselbst aber erst nach der Capitulation von Ulm ein, worauf er das kleine östr. Corps des Generals Kienmayer an sich zog und den ganzen Andrang des franz. Heers aufhielt. Auf dem rechten Donauufer, auf welches er überging, wurde er von den Franzosen lebhaft verfolgt, doch trug er am 18. und 19. Nov. bei Dürenstein einen Sieg über den Marschall Mortier davon. Nachdem er sich hierauf mit den andern russ. Corps vereinigt hatte, befehligte er unter dem Kaiser Alexander das verbündete Heer am 2. Dec. 1805 in der Schlacht von Austerlitz (s. d.), wo er verwundet wurde. Von 1806—11 war er Generalgouverneur von Lithauen und Kiew. Während seines damaligen Aufenthaltes in Wilna beschäftigte er sich eifrig mit Studien, um Das nachzuholen, was er in seiner Jugend versäumt hatte. An des verstorbenen Grafen Kamensky's II. Stelle übernahm er 1811 den

Oberbefehl im Kriege gegen die Türken, den 1812 der Friede zu Bucharest endigte. Bereits 70 Jahre alt, löste er 1812 Barclay de Tolly im Oberbefehle des russ. Heers ab. Zur Verewigung seines Sieges bei Smolensk über Davoust und Ney ertheilte ihm der Kaiser Alexander den Beinamen Smolenskoi. Da er wußte, welches Schicksal den Feind an den Ufern der Beresina erwartete, so folgte er nur langsam, und der Feldzug war beendigt, als er bei Wilna anlangte, wo er den Kaiser empfing. Doch dieser Feldzug hatte seine Kräfte erschöpft; er stimmte nicht für das Überschreiten der Oder. Nachdem er noch aus Kalisch am 25. März 1813 die Proclamation, in welcher er die Sache Europas, Deutschlands und der Menschheit so beredt führte, erlassen, starb er zu Bunzlau am 28. Apr. 1813.

Kur nennt man einen bestimmten ideellen Antheil an einer gewerkschaftlichen Grube. (S. Gewerkschaft.) In der Regel kommen bei einer solchen 128 Kure vor; doch gibt es außerdem gewöhnlich noch einige sogenannte Freikure, d. h. solche, die frei verbaut werden, also keine Zubuße entrichten, wol aber Ausbeute gewähren. Als Freikure bei einer gewerkschaftlichen Grube finden sich, wenn schon nicht überall, ein Stadt-, Kirchen-, Schul-, auch Knappschaftskur; auch gab es früher Holzkure, d. h. solche, die Dem als Freikure gehörten, der das für die Grube nöthige Holz aus seinen Waldungen unentgeltlich oder für einen geringen Preis lieferte. Regelmäßiger findet sich gegenwärtig noch der Grund- oder Erbkur, der Dem zukommt, auf dessen Grund und Boden, wenn er auch nur Nutzeigenthümer ist, sich der Grubenschacht befindet. Der Erbkur gilt als Pertinenzstück des Grundstückes und es muß Der, der ihn erhält, dafür sich das Bauen der Kauen, das Stürzen der Halden und das Anlegen von Wegen und Stegen für die Grube gefallen lassen. Bei Stollen ist der Erbkur nicht üblich. Der Kur überhaupt befindet sich im vollen Eigenthum und ist frei veräußerlich. Da er zu den unbeweglichen Sachen gerechnet wird, so ist auch bei seiner Erwerbung Das erfoderlich, was das deutsche Recht für die unbeweglichen Sachen verlangt, namentlich die Eintragung in die öffentlichen Bergbücher. Da er ferner als ein abgesondertes Vermögen betrachtet wird, so ergreift ihn auch eine allgemeine Hypothek des Schuldners nicht mit; doch kann er besonders verpfändet werden. Der Jemandem zustehende Niesbrauch am Kur besteht nach manchen Gesetzen nicht in der Ausbeute, sondern nur in den Zinsen derselben. So lange die Grube noch fremder Geldunterstützung bedarf, wird diese durch die Zubuße aufgebracht, d. h. es muß vierteljährlich von dem Kurinhaber eine bestimmte Summe eingezahlt werden. Erfolgt dies nicht, so wird der Kur in das Retardat gesetzt, und zahlt dann der Säumige dennoch in einer gewissen Frist die Zubuße nicht, so wird der Kur caducirt, d. h. der Kurinhaber wird des Kures verlustig. Somit kann man sich stets desselben entäußern, ohne daß eine Klage auf Nach- oder Fortzahlung der Zubuße statthaft ist. Braucht eine Grube, ohne Ausbeute zu geben, keine Zubuße mehr, so verbaut sie sich frei. Gibt sie aber Ausbeute, die vierteljährlich in Geld unter die Kurinhaber vertheilt wird, so heißt diese so lange, bis die Zubuße zurückerstattet ist, Verlagserstattung.

Kurhaven, ein Marktflecken mit 800 E. im hamburger Amte Ritzebüttel am linken Ufer der Elbmündung, nur durch einen Fahrweg von Ritzebüttel getrennt, ist berühmt wegen seines Hafens, seiner Quarantäneanstalten und seines Seebades. Der Hafen, zu welchem man die Mündung eines kleinen Flüßchens, der Wetterung, in die Elbe benutzt hat, ist außerordentlich sicher und gut gelegen, faßt gegen 100 Seeschiffe und hat für Hamburg der Winterzeit und des Eisganges auf der Elbe wegen unschätzbaren Werth. Die Hafeneinrichtungen sind vortrefflich. Das Seebad gehört mit zu den ältesten in Deutschland. Es wurde 1816 errichtet und sogleich mit allen nöthigen Anstalten versehen. Das große 1823 neu erbaute Badehaus hat Vorrichtungen zu Bädern in Seewasser, während in einem Nebengebäude, der Obelisk genannt, sich die Apparate zu Regen-, Douche- und Tropfbädern befinden. Zu den Bädern in der offenen See fährt man in Kähnen oder in den Badekarren, wie man sie auch in andern Seebädern hat. Für Die, welche das Bad in offener See scheuen, ist hinter dem Badehause auf einem Damme zwischen zwei Landseen die nöthige Einrichtung gemacht. Durch die Flut wird jedesmal dem einen See frisches Wasser zugeführt, aus dem es durch eine Schleuse in den zweiten gelangt. Mittels der angebrachten Röhren rinnt es dann in die Bäder im Hause und läuft auf der andern Seite

wieder ab. Für alle Arten Bequemlichkeiten und Vergnügungen ist in dem Bade sowie in Ritzebüttel hinlänglich gesorgt, während einige benachbarte Punkte zu nahen und Hamburg, Altona, Helgoland, selbst London und Rotterdam, mit welchen Orten fortwährender, lebhafter Verkehr durch Dampfschiffe besteht, zu weiteren Ausflügen sich eignen. Vgl. Abendroth, „Ritzebüttel und das Seebad zu K." (2 Bde., Hamb. 1818—37).

Kuyp oder Cuyp (Albert), einer der vorzüglichsten Maler der holländ. Schule, geb. zu Dordrecht 1606, erhielt durch seinen Vater, Jak. Geerits K., der ein guter Portrait- und Landschaftmaler und Mitbegründer der Malerakademie zu Dordrecht war, den ersten Unterricht. K. war ein frommer Calvinist und brachte die meiste Zeit seines Lebens in seinem Landhause zu Dordwyck bei Dordrecht zu, wo noch jetzt die Zimmer mit seinen Gemälden geschmückt sind, da er nicht immer Käufer für dieselben fand. Er starb ums J. 1672 und hinterließ einen großen Schatz an Gemälden und Zeichnungen, die erst mit der Zeit ihre volle Würdigung fanden, namentlich durch die Engländer, deren Lieblingsmeister er wurde. Kaum mag es neben ihm einen Maler geben, der mit gleicher Meisterschaft alles Darstellbare malte. Seine historischen Darstellungen, seine Schlachten, Städteansichten, Kirchen, Portraits und Stillleben tragen das Gepräge der bewundernswürdigsten Wahrheit; vor Allem aber sind seine Landschaften mit Vieh, seine Flußansichten und seine Jagdpartien ausgezeichnet. Auch radirte er eine Folge von Kühen, aus acht Blatt bestehend, deren zwei zu den größten Seltenheiten gehören. Von ihr gibt es Copien, welche den Originalen täuschend ähnlich sind und in der Regel für diese verkauft werden. Weniger gelungen sind die Copien des holländ. Capitains Bagelaar. Unter K.'s Nachahmern steht Jak. van Stry (s. d.) oben an, der K.'s Gemälde und Zeichnungen in einer solchen Vortrefflichkeit nachahmte, daß oft das geübteste Kennerauge seine Arbeiten nicht vom Originale zu unterscheiden vermag.

Kwaß ist ein in ganz Rußland sehr beliebtes Getränk, welches die Stelle des Bieres vertritt und selbst auf der Tafel der Großen selten fehlt. Bei den Bauern ist der Kwaß weiter nichts, als ein trüber, saurer, noch gährender Aufguß auf geschrotenem Getreide, welcher nur das eine Angenehme hat, daß er kühlend ist. Dagegen sind die feinern Sorten Kwaß, besonders der Apfel- und Himbeerkwaß, die in Petersburg und Moskau in eigenen Trinkstuben verabreicht werden, sehr wohlschmeckend und haben mit dem gewöhnlichen Getränk dieses Namens gar keine Ähnlichkeit.

Kyanisirung oder Kyanisation heißt die von dem Engländer Kyan gemachte Erfindung, in die Erde vergrabenes Holz mittels Sättigung mit einer Auflösung von Sublimat gegen Fäulniß und Moder zu schützen. In England und Belgien hat man die Kyanisirung auf die Schwellen der Eisenbahnen angewendet, doch ist dieselbe, um allgemein in Anwendung zu kommen, zu kostspielig.

Kyau (Friedr. Wilh., Freiherr von), bekannt durch seine witzigen Einfälle, geb. am 6. Mai 1654, trat in seinem 18. Jahre als Gemeiner in kurbrandenburg. Kriegsdienste. Noch war er nach zehn Jahren Fähnrich, als er in Folge einer verunglückten Posse nach Spandau kam. Zwar wurde er auf Vorbitten der Kurfürstin bald wieder seiner Haft entlassen; doch ein Zweikampf nöthigte ihn später, nach Sachsen zu flüchten, wo er wieder Kriegsdienste nahm. Durch seine stets frohe und satirische Laune machte er sich am Hofe August des Starken sehr beliebt, wurde nachher dessen Generaladjutant und zuletzt mit dem Titel eines Generallieutenants Commandant der Festung Königstein, wo er am 19. Jan. 1733 starb. K. war nie verheirathet und nannte deshalb scherzhafterweise den Königstein seine steinerne Frau. Von Charakter brav, haßte er alle Schmeichelei und rügte begangene Fehler mit der größten Freimüthigkeit. Ohne den Namen eines Spaßmachers zu führen, diente er dem ganzen Hofe zur Belustigung, behauptete aber dessenungeachtet seine Würde, da er weniger sich als Andere zum Gegenstande des Gelächters wählte. Wenn er auch bisweilen kindische oder unanständige Scherze trieb, so lag dies zum Theil in dem Zeitalter; Niemand fühlte seine Geißel mehr als die adelstolzen Höflinge. Vgl. Wilhelmi, „K.'s Leben und lustige Einfälle" (3 Bde., Lpz. 1772; Freystadt 1796; neuerzählt von Wilhelmi, Lpz. 1797) und „K.'s Leben und Schwänke" (Lpz. 1800).

Kyburg, ein Pfarrdorf im schweiz. Canton Zürich, über dem linken Abhange des

waldigen Tößthals, mit einem Schlosse, dem ehemaligen Sitze der schon 760 erwähnten Grafen von K., war früher ein Städtchen und Hauptort der Landvogtei K. Nach dem Aussterben der Grafen von K. im J. 1264 fielen die bedeutend erweiterten Besitzungen derselben an die Grafen von Habsburg und durch diese an Östreich, das noch gegenwärtig den Titel Grafen von K. führt. Östreich verpfändete K. 1384 an die Grafen von Toggenburg, dann an die von Bregenz und 1424 an die Stadt Zürich, die zwar 1442 die Grafschaft Kaiser Friedrich III. zum Geschenke machte, aber schon 1452 sie für schuldigen Sold zum Unterpfande wiedererhielt.

Kychreus, der Sohn des Poseidon und der Salamis, der Tochter des Asopus, wurde König von Salamis, nachdem er einen großen die Insel verheerenden Drachen erlegt hatte. Da er kinderlos war, so hinterließ er sein Reich dem Telamon.

Kyffhäuser wird der in seinen höchsten Gipfeln bis zu 1458 F. aufsteigende Bergrücken im Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt genannt, der die Goldene Aue auf der Südseite begrenzt und dessen Abdachung nach Frankenhausen zu den Namen Schlachtberg führt. Die höchste Spitze krönt die majestätische Ruine der alten Burg Kyffhausen, welche, zur Zeit der sächs. Kaiser zum Schutze der in dem Dorfe Tilleda am Fuße des Bergs gelegenen Pfalz erbaut, der oftmalige Wohnsitz der Hohenstaufen war. Die älteste Nachricht, die sich davon findet, ist die Eroberung der Burg im J. 1070. Durch Kaiser Rudolf I. wurde der Graf Friedrich IV. von Beichlingen-Rotenburg zum Burggrafen daselbst bestellt, aber schon 1378 waren die Grafen von Schwarzburg im Besitze der Burg. Eine Volkssage läßt den Kaiser Friedrich I. in die Burg verzaubert sein. Schlafend soll er hier sitzen, das Haupt auf den Tisch gestützt, durch welchen sein rother Bart hindurchgewachsen ist. Erst wenn die Raben nicht mehr um den Berg fliegen, wird er aufwachen und Deutschland wunderbar goldene Zeiten bringen. Westlich von K. liegen die herrlichen Ruinen der Rotenburg, von denen man eine nicht minder schöne Aussicht in einen großen Theil der Goldenen Aue hat.

Kyllēne, das höchste Gebirge im Peloponnes, im Nordosten Arkadiens, nahe an der Grenze von Achaja, hatte auf seinem Gipfel einen berühmten Tempel des Hermes oder Mercur, welcher der Sage nach hier geboren und deshalb der Kyllenische genannt wurde.

Kylon, ein Athenienser, Schwiegersohn des Theagenes, Tyrannen von Megara, bemächtigte sich, durch seinen Schwiegervater und durch einen Orakelspruch unterstützt, um 612 v. Chr. bei dem damals anarchischen Zustande seiner Vaterstadt der Burg, um durch Unterdrückung und Vernichtung der Adelspartei eine Tyrannenherrschaft zu begründen. Durch Hunger wieder zur Übergabe gezwungen, flüchtete er sich mit seinem Anhange, um sichern Schutz zu finden, zu den Altären der Götter; doch die Sieger befleckten die Heiligthümer mit dem Blute der Hülfeflehenden. Ganz Athen gerieth über diesen ruchlosen Frevel, der von den Alten nur mit Abscheu genannt wird (Cylonium scelus), in Bestürzung, und der weise Epimenides (s. d.) mußte aus Kreta herbeigeholt werden, um die Stadt wieder zu sühnen.

Kyme, die älteste und bedeutendste Stadt der Landschaft Äolis in Kleinasien, deren Einwohner bei den Alten im Rufe gutmüthiger Einfalt standen, jetzt Sandali, lag nahe am Ägeischen Meere und hatte einen trefflichen Hafen, wurde aber durch ein furchtbares Erdbeben unter Tiberius im J. 17 n. Chr. großentheils zerstört. Daselbst wurde der Geschichtschreiber Ephorus (s. d.) geboren, nach Einigen auch Homer (s. d.) und Hesiod (s. d.). Nicht zu verwechseln damit ist Cumä (s. d.).

Kymmēne ist der Name eines ansehnlichen Flusses in Finnland, der eigentlich aus einer fortlaufenden Kette von Seen besteht und in drei sehr tiefen und wasserreichen, mehre kleine Inseln einschließenden Armen zwischen Friedrichsham und Lowisa in den Finnischen Golf einmündet. Auf zweien jener Mündungsinseln liegen die starken Festungen Rotschensalm und Kymmenegard. In dem hier gleichfalls liegenden Svenskfund, einem Busen des Kymmenestroms, fand am 9. und 10. Juli 1790 jene berühmte Seeschlacht statt, in welcher der König Gustav III. von Schweden über die Russen den Sieg davontrug.

Kynägirus, ein durch seine bis ins Unglaubliche gesteigerte Tapferkeit berühmter Athener, ein Bruder des Dichters Äschylus, stürzte sich in der Schlacht bei Marathon (s. d.), während die Perser ihren Schiffen zueilten, in die Fluten, ergriff mit der

rechten Hand ein feindliches Schiff, um es zurückzuhalten, faßte dasselbe, als ihm diese abgehauen wurde, mit der linken, und als er auch diese verlor, zuletzt noch mit den Zähnen, fand aber bald darauf seinen Untergang.

Kynast, eine dem Grafen Schaffgotsch gehörige Standesherrschaft im hirschberger Kreise des Regierungsbezirks Liegnitz der preuß. Provinz Schlesien, durch welche ihr Besitzer einen Antheil an den drei Curiatstimmen auf dem schles. Provinziallandtage hat, führt ihren Namen von dem durch Sage und Gesang vielfach verherrlichten Bergschlosse gleiches Namens im Riesengebirge, welches von Herzog Bolko I. 1292 erbaut, von Bolko II., Herzog von Schweidnitz und Jauer, dem tapfern Ritter Gottsche Schof (Gotthard Schaf) übergeben und 1675 vom Blitze zerstört wurde. Die romantisch gelegenen, ziemlich gut erhaltenen Ruinen vom K., auf einem bewaldeten Granitfelsen, 1847 F. über dem Meere, der nordwärts sanft, südlich steil in den Höllengrund hinabfällt, umfassen oben das alte Wachthaus als Eingang zur Burg, und im Innern die Reste der Kapelle und des Trinksaals, die Küche, die Ställe, das Pulvergewölbe, den Garten, drei tiefe Brunnen und den besteigbar gemachten Thurm. Außer einem herrlichen, ebenso deutlich als vielfach sich wiederholenden Echo genießt man von hier eine entzückende Aussicht in das schöne hirschberger Thal. Nach der Volkssage lebte einst in diesem Schlosse ein Fräulein, die Erbin großer Besitzungen, die aus Männerhaß oder, nach einer andern Sage, auf Geheiß ihres Vaters, nur dem Ritter um ihre Hand zu werben gestattete, welcher auf der schmalen Burgmauer das Schloß zu umreiten den Muth hätte. Viele hatten diese Probe mit dem Leben gebüßt, bis endlich ein Herzog zu Sachsen den Ritt glücklich vollbrachte, aber als ihm das Fräulein liebeglühend entgegenkam, höhnend erklärte, daß bereits eine Andere sein Herz besitze. Auch soll auf diesem Schlosse zu dem Grafen Schaffgotsch einst ein Wahrsager gekommen sein und ihm den Tod durch Henkershand verkündigt haben, so gewiß als das Lamm, das vor ihm weidete, vom Wolfe würde gefressen werden. Der Graf lachte und ließ das Lamm sogleich schlachten, aber ein zahmer Wolf im Schlosse, der sonst nie etwas zu rauben pflegte, stahl den Braten weg und verzehrte ihn. Derselbe Schaffgotsch aber wurde, als ein Anhänger Wallenstein's, 1633 zu Regensburg enthauptet.

Kynosarges hieß das ursprünglich dem Hercules geweihte Gymnasium in Athen, zwischen dem Lyceum und Lykabettos, worin Antisthenes (s. d.) lehrte.

Kynoskephälä (griech.), d. h. eigentlich Hundsköpfe, war der Name zweier Hügel bei Skotussa in Thessalien, östlich von Pharsalus, wo der macedonische König Philipp II. durch die Römer unter T. Quinct. Flaminius 197 v. Chr. eine völlige Niederlage erlitt.

Kynosūra hieß die Nymphe vom Berge Ida, welche den Jupiter erzog und nachher in das Gestirn des kleinen Bären versetzt wurde. Nach diesem Sterne richteten sich die Phönizier bei ihren Schiffahrten, weshalb noch jetzt Kynosur gleichbedeutend mit Leitstern gebraucht wird.

Kypsĕlus, ein früherer Herrscher von Korinth, um 660 v. Chr., der von seiner Mutter als Kind in einem Kasten oder einer Lade verborgen und glücklich gerettet worden war, als die damalige Regentenfamilie der Bacchiaden ihn zu ermorden versuchte. Dieser sogenannte Kasten des Kypselus, der ursprünglich zur Aufbewahrung der Schätze diente und später von den Nachkommen des K. im dankbaren Andenken an die wunderbare Errettung ihres Ahnherrn in dem Junotempel zu Olympia als Weihgeschenk niedergelegt worden war, wo er noch am Ende des 2. Jahrh. n. Chr. sich befand, wurde im Alterthume als ein vorzügliches Kunstwerk betrachtet. Derselbe bestand aus Cedernholz, war von bedeutendem Umfange und ringsum in fünf übereinanderlaufenden Streifen mit Figuren verziert, die theils aus dem Holze herausgearbeitet, theils aus Gold und Elfenbein eingelegt waren und meist Scenen aus der heroischen Mythenzeit darstellten. Die Figuren waren durch Inschriften in Versen erläutert. Vgl. Heyne, „Über den Kasten des K.“ (Gött. 1770) und Ciampi, „Descrizione della cassa di Cipselo“ (Pisa 1814).

Kyrie eleison, d. h. Herr, erbarme dich! sind biblische Worte, die seit dem 4. Jahrh. zu einem in der christlichen Kirche gebräuchlichen Gebete wurden, das Sylvester I. in die abendländische Kirche einführte und Gregor I. erneuerte. Sie bilden den ersten Satz der

musikalischen Messe in der katholischen Kirche und werden auch hier und da noch in der protestantischen Kirche gesungen.

Kyrnos, s. Corsica.

Kythēra, s. Cerigo.

Kythnos, jetzt Thermia, eine der Cykladischen Inseln im Ägeischen Meere, ist seit den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart durch ihre heißen Quellen berühmt. Vgl. Landerer's in neugriech. Sprache verfaßte Schrift „Über die heißen Quellen auf K.“ (Athen 1835), auch in dessen „Beschreibung der Heilquellen Griechenlands“ (Nürnb. 1843).

L.

Laaland, eine zum Königreich Dänemark gehörige Insel in der Ostsee, vor dem Eingange in den Großen Belt, hat einen Flächenraum von 21 □M. und ungefähr 54000 E., und zeichnet sich durch große Fruchtbarkeit aus. Die bedeutendsten Städte sind Mariaböe mit 1300 E., der Sitz des Stiftsamtmanns, und Nakskow mit 2200 E., einem Gymnasium, einer Synagoge, einem Hafen und nicht unbedeutendem Getreidehandel. — Von der Insel führt das Stift Laaland, das südlichste des Königreichs Dänemark, den Namen, das außer derselben und mehren kleinern Inseln noch die nur durch den engen Guldborgsund von L. getrennte Insel Falster (s. d.) umfaßt und auf 30 □M. 74000 E. zählt.

Laar (Peter van), oder Laer, genannt Bamboccio, ein berühmter Maler und ausgezeichneter Musiker, war ums J. 1613 zu Laren bei Naarden in Holland geboren. Nachdem er seine erste Ausbildung daheim erhalten, ging er nach Rom, wo er 16 Jahre zubrachte, mit Poussin, Claude Lorrain, Sandrart und andern ausgezeichneten Künstlern im vertrauten Umgange stand und auf den Geschmack der Italiener bedeutend einwirkte. Nach seiner Rückkehr lebte er zunächst in Amsterdam, später in Harlem, wo er um 1674 in Folge von Hypochondrie sein Leben mit einem freiwilligen Tode schloß. Den Beinamen Bamboccio, d. h. Krüppel, erhielt er während seines Aufenthalts in Rom seiner possirlichen Figur wegen. Er malte meist Scenen aus dem Volksleben der niedrigsten Classe, Bettler, Räuber u. s. w., und zwar nicht ohne Geist und Kraft, in der Behandlungsweise der neapolit. Schule. Nach seinem speciellen Beinamen hat man das ganze Genre, dem er anhing, Bambocciaden (s. d.) genannt, obschon die Hauptrepräsentanten desselben, Teniers, Brouwer u. A., älter sind als er. Als Musiker liebte er besonders die Violine.

Labadie (Jean de), Mystiker und Separatist des 17. Jahrh., geb. zu Bourg in Guienne 1610, gehörte anfangs dem Orden der Jesuiten an, bis er 1650 zur reformirten Kirche übertrat. Als er 300 Katholiken zu Montauban zu gleichem Schritte veranlaßte, wurde er verbannt und ging nun als Prediger zunächst nach Orange, dann nach Genf und 1669 nach Middelburg in Seeland. Hier seines Amtes entsetzt, weil er Spaltungen erregte, wendete er sich nach Amsterdam, stiftete eine eigene Sekte, die der Labadisten, und starb endlich um 1674 zu Altona. Er polemisirte gegen die protestantische Lehre von der Rechtfertigung, über die er mehr katholisch dachte, und wollte Taufe und Abendmahl nur Solchen ertheilt wissen, die Proben der erfolgten Wiedergeburt ablegen könnten. Eine seiner Schülerinnen, die ihn auf seinen Zügen begleiteten, Maria Schumann, hat seine Grundsätze in der „Eucleria vel melioris partis electio“ (2 Bde., Altona 1672—84) dargestellt.

Labărum hieß in der spätröm. Zeit die kaiserliche Hauptfahne des Heers, in deren purpurfarbenes Tuch Konstantin der Große im Kriege gegen Maxentius das Zeichen des Kreuzes und die griech. Anfangsbuchstaben des Namens Christi (X und P) setzen ließ, wozu er durch eine wunderbare Erscheinung des Kreuzes bewogen wurde.

Labat (Jean Bapt.), Missionar und Reisender, geb. 1663 zu Paris, wurde in seinem 19. Jahre Mönch, lehrte darauf Mathematik und Philosophie in Nancy, wo er zugleich die Stelle eines Predigers versah, und kehrte 1693 nach Paris in das Dominicanerkloster in der Straße St.-Honoré zurück. Ein bald darauf von dem Superior der Dominicaner auf den franz. Antillen eingegangener Brief, in welchem dieser seine Brüder in Eu-

ropa auffoderte, zu seiner Unterstützung nach den Inseln zu kommen, weil eine ansteckende Krankheit viele Ordensglieder weggerafft habe, bestimmte L., seinen längst gehegten Plan auszuführen und Missionar zu werden. Nach seiner Ankunft auf Martinique im J. 1694 erhielt er die Verwaltung des Kirchspiels von Makuba, welchem er zwei Jahre vorstand, worauf er nach Guadeloupe gesendet wurde, um dort auf einer Besitzung des Ordens eine Wassermühle erbauen zu lassen. Später wurde er Generalprocurator der Mission, in welcher Stellung er nun Gelegenheit fand, seine Thätigkeit vollständig zu entwickeln und zugleich durch seine mathematischen Kenntnisse der Regierung vielfach zu dienen. Auf seinen Missionsreisen untersuchte er die Inseln und bei dem Angriffe der Engländer auf Guadeloupe im J. 1703 erwies er seinen Landsleuten als erfahrener Ingenieur große Dienste. Als er 1705 in Angelegenheiten des Ordens nach Europa gesendet wurde, ergriff er diese Gelegenheit, um die Umgegenden von Cadix, wo er landete, und die Küste Andalusiens bis Gibraltar geometrisch und wissenschaftlich zu untersuchen. Auch Italien besuchte er in Angelegenheiten des Ordens. Von 1715 an, wo er aus Italien zurückkehrte, lebte er in Paris, wo er im Kloster Rue du Bac am 6. Jan. 1738 starb. Von seinen Schriften nennen wir „Nouveau voyage aux îles de l'Amérique" (6 Bde., Amst. 1722, 4. und öft.; deutsch von Schad, 7 Bde., Nürnb. 1782—88); „Voyage en Espagne et Italie" (8 Bde., Amst. 1730; deutsch von Tröltsche, Amst. 1758—62) und „Nouvelle relation de l'Afrique occidentale" (5 Bde., Amst. 1728); die von ihm nach den „Mémoires" des Labrue herausgegebene „Voyage du chevalier Desmarchais en Guinée, aux îles voisines et à Cayenne" (4 Bde., Amst. 1730) und „Relation historique de l'Ethiopie occidentale" (5 Bde., Amst. 1732); ferner die aus dem Italienischen des Capuciners Carazzi übersetzten „Mémoires du chevalier d'Arvieux" (5 Bde., Amst. 1705). Ihm zu Ehren wurden einige Bäume aus dem Fliedergeschlechte auf der Insel Cuba und aus Cayenne nach seinem Namen benannt.

Labé (Louise Charly, Dame Perrin genannt), eine der ausgezeichnetsten ältern franz. Dichterinnen, geb. zu Lyon 1526, erregte schon frühzeitig durch ihre ungewöhnliche Schönheit, durch ihr Talent für fremde Sprachen und ihr männliches Wesen die Bewunderung der Zeitgenossen. Nicht zufrieden mit dem Ruhme, besser Pferde zu bändigen und mit Lanze und Schwert umzugehen als mancher Ritter, nahm sie, kaum 16 Jahre alt, 1542 an der Belagerung von Perpignan Theil. Man nannte sie Capitain Loys, und ihr tapferes Benehmen wurde von mehren Dichtern besungen. Als der Dauphin die Belagerung von Perpignan aufgab, kehrte sie nach Lyon zurück und vermählte sich mit Ennemond Perrin, einem reichen Kaufmann und Seiler. Von dieser Zeit an lebte sie ganz der Dichtkunst und Musik; ihr Haus war der Sammelplatz der ausgezeichnetsten Dichter, Gelehrten und Künstler, und noch jetzt heißt die Straße in Lyon, in der sie wohnte, rue de belle cordière, ein Name, den dieselbe mit Beziehung auf ihres Mannes Gewerbe schon bei ihren Lebzeiten erhielt. Sie starb zu Lyon im März 1566. Die voneinander sehr abweichenden Zeugnisse ihrer Zeitgenossen über sie kommen darin überein, daß sie als Künstlerin in hohem Ansehen stand, aber nach der allgemeinen Sitte ihres Landes und Jahrhunderts sehr leichtsinniger Natur war. Ihre Gedichte, bestehend aus drei Elegien, die wahre Meisterstücke sind, 24 Sonetten, darunter eines in ital. Sprache, und einer Allegorie „Débat de la folie et de l'amour" erschienen zuerst 1555 zu Lyon (neueste Aufl., Lyon 1823). Eine Biographie und Charakteristik von ihr lieferte Ruolz (Lyon 1750).

Labedoyère (Charl. Angelique Huchet, Graf von), ein Opfer der Reaction von 1815 in Frankreich, stammte aus einer alten Familie in der Bretagne und wurde am 17. Apr. 1786 zu Paris geboren. Im Alter von 20 Jahren trat er in die Gendarmerie der Armee und wohnte den Feldzügen von 1806 und 1807 bei. Als Adjutant des Marschalls Lannes befand er sich 1808 in Spanien und erhielt bei Tudela eine schwere Wunde. Nach seiner Heilung ging er im folgenden Jahre zum Heere nach Deutschland, zeichnete sich bei der Einnahme von Regensburg aus und wurde nach der Schlacht von Eßlingen Adjutant des Vicekönigs Murat. In dieser Eigenschaft, mit dem Grade eines Escadronchefs, wohnte er dem Feldzuge von 1812 bei. Am Vorabend der Schlacht bei Lützen erhielt er von Napoleon den Befehl über das 112. Infanterieregiment, an dessen Spitze er auch bei Bautzen und im Gefechte bei Goldberg am 23. Aug. 1813 kämpfte. Schwer verwundet kam er nach

Frankreich und heirathete hier in eine den Bourbons ergebene Familie. Auf Betrieb derselben trat er nach der ersten Abdankung Napoleon's in die Armee zurück und befand sich mit seinem Regimente in der Nähe von Vizelle, als der Kaiser von Elba zurückkehrte. L. stieß sogleich zu demselben, wohnte dem Einzuge von Grenoble bei und erhielt einige Tage darauf den Grad eines Maréchal-de-Camp. Bald darauf wurde er zum Generallieutenant und Pair von Frankreich erhoben. Nach der Schlacht von Waterloo, wo er mit großer Tapferkeit focht, eilte er nach Paris und äußerte sich in der stürmischen Sitzung der Pairskammer vom 22. Juni mit besonderer Heftigkeit gegen die Bourbons. Nach der Capitulation von Paris folgte er der Armee hinter die Loire. Er faßte den Entschluß, nach Amerika auszuwandern, erschien aber am 3. Juli nochmals zu Paris, um von seiner Familie Abschied zu nehmen. Eine halbe Stunde nach seiner Ankunft wurde er indessen verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt. Er vertheidigte sich vor demselben einfach, edel und patriotisch. Dessenungeachtet sprach man ihm am 15. Aug. einmüthig den Tod zu und am 19. wurde das Urtheil vom Revisionsrathe bestätigt. Alle Schritte, die seine Familie für seine Begnadigung that, waren vergebens. Noch an demselben Tage, wo er das Urtheil vernommen, wurde er erschossen; er starb mit großer Ruhe. L. besaß ein schönes Äußere, einen ritterlichen Charakter und eine schwärmerische Anhänglichkeit für den Kaiser.

Laberdan, s. Kabeljau.

Laberius (Decimus), ein röm. Ritter und berühmter Mimendichter, geb. 107 v. Chr., wurde, als er bereits in seinem 60. Lebensjahre stand, von Cäsar gezwungen, bei den scenischen Spielen, die dieser zur Verherrlichung des Siegs über Pompejus zu Rom anstellte, in einigen seiner Mimen (s. d.) persönlich und in einem Wettstreite mit dem beliebten Publius Syrus (s. d.) aufzutreten, wodurch er nach röm. Grundsätzen die Ehre seines Standes und selbst das Bürgerrecht verlor, in die ihn aber der Wille des gewaltigen Dictators wieder einsetzte. Unter den noch vorhandenen Bruchstücken, welche von Ziegler in der Schrift „De mimis Romanorum" (Gött. 1788) und Bothe in den „Fragmenta poetarum lat. scenicorum" (Bd. 2, Halberst. 1824) am besten gesammelt worden sind, zeichnet sich besonders ein von Macrobius mitgetheilter „Prologus" aus, der von Becher (Lpz. 1787) besonders herausgegeben und von Wieland in seiner Übersetzung von „Horazens Satiren" (Bd. 1, Lpz. 1819) trefflich ins Deutsche übersetzt worden ist.

Labiau, eine Stadt in Ostpreußen, in dem Regierungsbezirk Königsberg, unweit des Kurischen Haffs an der Deina, mit einem von den Kreuzrittern 1258 gegründeten Schlosse und 3000 E., die insbesondere Lohgerberei und Bierbrauerei treiben, ist durch den Labiauer Vertrag denkwürdig geworden, welcher hier am 30. Oct. 1656 zwischen dem Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm und dem Könige von Schweden Karl Gustav geschlossen wurde und durch welchen dieser, als damaliger Herr von fast ganz Polen, dem Kurfürsten und seinen männlichen Nachkommen die ostpreuß. Zölle und die Souverainetät über Ostpreußen und Ermeland abtrat. Durch den Vertrag von Wehlau wurde dieser Vertrag auch poln. Seits zum Theil genehmigt.

Labienus (Titus Atius) belangte als Volkstribun im J. 63 v. Chr., von Cäsar veranlaßt, den C. Rabirius, welchen Cicero vertheidigte, als Mörder des Saturninus (s. d.). Im gallischen Kriege erwarb er sich als Cäsar's Legat den höchsten kriegerischen Ruhm und große Reichthümer, verließ jedoch, als der Bürgerkrieg ausbrach, seinen alten Feldherrn und schloß sich auf das engste an Pompejus an, den er nach Griechenland begleitete, wo er ebenso an den glücklichen Gefechten bei Dyrrhachium als an der Schlacht bei Pharsalus Theil nahm. Von der Niederlage in der letztern brachte er fliehend die Nachricht zu Cato nach Dyrrhachium. Später traf er mit den flüchtigen Pompejanern in Afrika zusammen und focht im Afrikanischen Kriege (s. d.) namentlich bei Ruspina am 4. Jan. 46 v. Chr., doch ohne Erfolg, gegen Cäsar. Mit Sextus Pompejus und Andern entkam er nach Cäsar's Siege bei Thapsus, am 6. Apr. 46, nach Spanien zu Cnejus Pompejus und fand in der Schlacht bei Munda, am 17. März 45, die die Reste der pompejan. Partei vernichtete, seinen Tod. — Sein gleichnamiger Sohn wurde von Brutus und Cassius an den Partherkönig Orodes I. gesendet, dessen Hülfe zu erbitten. Mit Pacorus, dem

Sohne des Königs, der sich erst nach den Schlachten bei Philippi zum Krieg gegen die Römer entschloß, drang er in Syrien und Vorderasien ein, wurde aber im J. 39 von dem Legaten des Antonius, P. Ventidius, im Taurus, ebenso wie nachher Pacorus selbst, geschlagen und von Demetrius, der für Antonius Cypern verwaltete, in seinem Zufluchtsorte in Cilicien entdeckt und getödtet.

Labillardière (Jean Julien), Naturforscher und Reisender, geb. zu Alençon am 28. Oct. 1755, studirte zu Montpellier Medicin, wendete sich aber später der Botanik allein zu. Er machte zuerst mehre Reisen durch England, Frankreich und die Alpen, bereiste dann auf Kosten der franz. Regierung in den J. 1786 und 1787 Syrien und den Libanon und begleitete endlich als Botaniker die von der Nationalversammlung zur Aufsuchung Lapeyrouse's (s. d.) ausgeschickte und von d'Entrecasteaux commandirte Expedition. Er sammelte, zumal in dem damals wenig bekannten Neuholland, ein sehr bedeutendes Herbarium, wurde jedoch von den Engländern auf Java angehalten und seiner Sammlungen beraubt, die er später auf Verwenden von Sir Joseph Banks zurückerhielt. Nach Frankreich zurückgekehrt, wurde er im J. 1800 Mitglied des Instituts. Er starb in Paris am 8. Jan. 1834. Man verdankt ihm außer vielen naturwissenschaftlichen Abhandlungen mehre botanische Hauptwerke, wie „Icones plantarum Syriae rariorum" (Par. 1791—1812, mit 58 Kpfrn.); „Novae Hollandiae plantarum specimen" (2 Bde., Par. 1804—5, mit 265 Kpfrn.), sowie den Reisebericht „Relation du voyage à la recherche de Lapeyrouse etc." (2 Bde., Par. 1800, mit Atlas).

Laboratorium nennt man den zur Ausführung chemischer Operationen bestimmten Ort, in dessen Besitze sich jeder selbstthätige Chemiker befinden muß. Die Anfoderungen an ein solches Laboratorium sind sehr verschieden, je nachdem dasselbe größern technischen oder pharmaceutischen Operationen oder endlich dem wissenschaftlichen Studium der Chemie bestimmt ist. Die technischen Laboratorien dienen meist nur bestimmten Zwecken, wie die Farbenlaboratorien der Färbereien und Druckereien, die Laboratorien chemischer Fabriken u. s. w.; die Einrichtung der Apotheken-Laboratorien ist meist in den Apothekerordnungen vorgeschrieben. Die Anfoderungen an wissenschaftlich-chemische Laboratorien haben sich mit der ganzen Chemie geändert; an die Stelle des alchymistischen Apparats und der übrigen abenteuerlichen Ausstattung der frühern Laboratorien sind Apparate von größerer Feinheit, Genauigkeit und Eleganz getreten. An den Universitäten hat erst in neuerer Zeit der Staat die Sorge für die Laboratorien der Professoren in ausgedehnterer Weise übernommen, und es hat Deutschland den Ruhm, in der neuern Zeit drei Musterlaboratorien aufgestellt zu haben, nämlich das zu Gießen unter Liebig's, das zu Göttingen unter Wöhler's und das zu Leipzig unter Erdmann's Direction. Da Gelegenheit zu eigenem Arbeiten in einem guten Laboratorium unter tüchtiger Leitung das wesentlichste Bildungsmittel tüchtiger Chemiker ist, so sind die erwähnten Fortschritte von dem größten Einflusse auf die Verbreitung tüchtiger chemischer Kenntnisse. — Bei der Artillerie versteht man darunter den Ort, welcher vorzugsweise zur Anfertigung der Pulvermunition, von Zündungen, Ernst- und Lustfeuerwerken eingerichtet und mit den erfoderlichen Geräthschaften versehen ist. Man unterscheidet Feld-, Festungs- und solche Laboratorien, die bei Belagerungen gebraucht werden. Haupterfodernisse eines Laboratoriums sind eine trockene, freie, gegen Feuersgefahr gesicherte Lage, hinlänglich große und viele zum Theil heizbare Räume, ein oder mehre Brunnen und Bewachung durch ausgestellte Posten. Je nach der verschiedenen Art der Arbeiten müssen auch die Räume besondere Einrichtung haben; nicht alle sind gedielt, weil das vorkommende Schlagen und Rammen einen Lehmfußboden nöthig macht; die Feuerarbeiten müssen in ganz abgesonderten Localen eingerichtet sein; viele Arbeiten werden auch im Freien oder unter Zelten vorgenommen; endlich braucht man verschließbare Zimmer zur Aufbewahrung der Geräthschaften und Materialien; nie aber wird fertige Munition, selbst nicht auf kurze Zeit, daselbst aufbewahrt, und selbst von dem zur augenblicklichen Verarbeitung bestimmten Pulver darf nie mehr als ein Centner auf einmal eingebracht werden. Die größte Vorsicht, Ordnung und Reinlichkeit kann allein die Unglücksfälle vermindern, der Erfahrung gemäß aber doch nicht ganz verhindern.

Laborde (Jean Joseph de), ein durch Thätigkeit, Unternehmungsgeist und wohl-

wollende Gesinnungen ausgezeichneter Mann aus einer alten Familie in Bearn, geb. 1724, erwarb zu Bayonne durch wohlberechnete Unternehmungen im Handel mit Westindien und Spanien ein so großes Vermögen, daß der span. Hof, als der französische bei demselben 1758 eine Anleihe von 50 Mill. Livres machen wollte, das Geschäft nicht eher abschloß, bis sich L. verbürgt hatte, der hierauf Hofbanquier wurde und des Ministers Choiseul volles Vertrauen erwarb. Seine Besitzung Laborde wurde zum Marquisat erhoben, doch machte er nie Gebrauch von dem Titel. Nach dem Sturze Choiseul's zog auch L. sich aus den meisten Geschäften zurück und behielt nur sechs Schiffe, weil er auf St.-Domingo Plantagen hatte. Beim Ausbruche des amerik. Freiheitskriegs lieferte er der Regierung 12 Mill. Livres in Gold nach Brest, wodurch das Auslaufen der Expedition unter Rochambeau möglich wurde. Später führte er eine Menge großer und prachtvoller Bauten aus; er gab jährlich 24000 Fr. zur Unterstützung der Armen, und im J. 1788 zur Errichtung von vier großen Hospitälern in Paris 400000 Fr. Während der Schreckenszeit lebte L. in der Stille auf seinem Schlosse Méreville, bis er seines Reichthums wegen vor das Revolutionsgericht gebracht wurde, das ihn auf die Anschuldigung, mit Wucherern in Verbindung gestanden zu haben, am 18. Apr. 1794 zum Tode verurtheilte und noch an demselben Tage ungeachtet der dringendsten Bitten seiner Unterthanen hinrichten ließ. — Von seinen vier Söhnen hatten zwei, die in der Marine dienten und den unglücklichen Lapeyrouse begleiteten, noch ehe dessen Schiff verloren ging, ihren Tod gefunden, als sie an der Küste von Californien einige in einem leichten Fahrzeuge ausgesetzte Kameraden in der heftigsten Brandung zu retten suchten. — Der dritte und älteste seiner Söhne, Franç. Louis Jos., Graf de L., der ebenfalls in der Marine diente, wurde, nachdem er den Seedienst aufgegeben, königlicher Schatzmeister. Er war Mitglied der Generalstaaten und der constituirenden Versammlung. Nach dem Schlusse derselben wanderte er nach England aus, wo er in London 1801 starb. — Der jüngste der vier Brüder, Alex. Louis Jos., Marquis de L., geb. zu Paris am 15. Sept. 1774, machte in östr. Diensten die ersten Feldzüge gegen die franz. Republik mit. Nach dem Frieden von Campo Formio kehrte er 1797 in sein Vaterland zurück, wo er bald in den großen Cirkeln beliebt und mit der Bonaparte'schen Familie vertraut wurde. Er bereiste England, Holland, Italien und Spanien, begleitete 1808 Napoleon nach Spanien und 1809 in dem Feldzuge nach Östreich, bekam für die Dauer der Occupation Wiens die Verwaltung der kaiserlichen Domainen und wurde sodann Requetenmeister beim kaiserlichen Staatsrathe in Paris. Auch war er bei der Gesandtschaft, welche für den Kaiser um die Hand der Erzherzogin Marie Luise anhielt. Im J. 1811 erhielt er die Aufsicht über den Brücken- und Wegebau im Umkreise von Paris und 1813 die Mitgliedschaft im Institut. Beim Heranrücken der Verbündeten gegen Paris wurde er zum Adjutanten im Generalstabe der Nationalgarde ernannt. Als solcher begab er sich bei der Einnahme der Stadt mit ins feindliche Lager, um in Betreff der Nationalgarde zu unterhandeln. Nach der Restauration verlor er seinen Einfluß auf die Staatsgeschäfte. In dieser Zeit beschäftigte er sich eifrig mit der Lancaster'schen Unterrichtsmethode, wie dies sein „Plan d'éducation pour les enfants pauvres" (Par. 1815) beweist. Zwar wurde er 1818 wieder in den Staatsrath berufen, jedoch wegen Verdachts liberaler Gesinnungen sehr bald von neuem daraus entfernt. Im J. 1822 wurde er einer der Deputirten der Stadt Paris in der Kammer, wo er sich durch seine Freimüthigkeit und geistreichen Reden auszeichnete, auch 1827 wieder erwählt. Mit seinem Sohne machte er inzwischen 1825 eine Reise nach Kleinasien, Ägypten und Griechenland. Im J. 1830 gehörte er zu den 221 Deputirten, welche die Protestation gegen die Ordonnanzen Karl's X. unterzeichneten. Am 30. Juli übernahm er provisorisch die Stelle eines Präfecten des Seinedepartements. Ludwig Philipp ernannte ihn zu seinem Adjutanten bei der Nationalgarde mit dem Grade eines Maréchal-de-Camp, sowie auch zum Staatsrath. Zwar verlor er unter dem Ministerium Cas. Périer seine Adjutantur, doch wurde sie ihm sehr bald wieder zu Theil. In den J. 1831 und 1834 wurde er wieder in Paris in die Kammer gewählt, 1837 aber, wo er hier durchfiel, zu Etampes, wo auch 1839 die Wahl wieder auf ihn fiel. Im J. 1841 nahm er indeß seine Entlassung aus der Kammer. Er starb zu Paris am 19.

Oct. 1842. Die hauptsächlichsten seiner Schriften sind die „Description d'un pavé mosaique etc.“ (Par. 1802; Madr. 1806, Fol.); „Voyage pittoresque et historique en Espagne“ (4 Bde., Par. 1807—18, Fol.; neue Aufl., 1823); „Itinéraire descriptif de l'Espagne“ (5 Bde., Par. 1809—27; 3. Aufl., mit Zusätzen von Humboldt und Bory de St.-Vincent, 6 Bde., Par. 1827—28); „Description des nouveaux jardins de la France et de ses anciens châteaux“ (2 Bde., Par. 1808, Fol.); das Prachtwerk „Les monumens de la France“ (Par. 1816—30, Fol.); „Voyage pittoresque en Autriche“ (2 Bde., Par. 1821—22, Fol.), welcher ein „Précis historique de la guerre entre la France et l'Autriche“ (Par. 1823) als dritter Theil folgte, und „Versailles ancien et moderne“ (Par. 1840). — Sein Sohn, Léon Emanuel Simon Jos., Graf de L., geb. zu Paris am 15. Juni 1807, studirte in Göttingen und machte 1825 mit seinem Vater die Reise nach dem Orient, über die er in der „Voyage dans l'Arabie Pétrée“ (Par. 1830, mit Atlas) berichtete. Er kam 1828 als Secretair zur franz. Gesandtschaft nach Rom, nahm aber 1829 seine Entlassung. In der Julirevolution wurde er Adjutant des Generals Lafayette; dann Gesandtschaftssecretair in London, 1832 im Haag und 1834 in Kassel. An seines Vaters Stelle wurde er 1841 in Étampes zum Deputirten und 1842 in die Akademie gewählt. Von seinen Schriften erwähnen wir noch „Flore de l'Arabie Pétrée“ (Par. 1833, 4.); „Essai pour servir à l'histoire de la gravure sur bois“ (Par. 1833); „Histoire de la découverte de l'imprimerie“ (Par. 1836); „Voyage en Asie-Mineure“ (Par. 1839); „Voyage en Syrie“ (Par. 1839) und „Commentaire géographique sur l'Exorde et les Nombres“ (Par. 1841, Fol.).

Labourdonnaye (Bertrand Franç. Mahé de) stammte aus einer alten Familie der Bretagne und wurde am 11. Febr. 1699 zu St.-Malo geboren. Von Jugend auf für den Seedienst bestimmt, war er 1723 schon Capitain in der Marine der franz.-ind. Compagnie. Im folgenden Jahre nahm er wichtigen Antheil an dem Siege von Mahé und erhielt darum diesen Namen beigelegt. Durch den Vicekönig von Goa bewogen, trat er hierauf in portug. Dienste. Schon 1733 indeß kehrte er nach Frankreich zurück und wurde 1735 Gouverneur der Inseln Isle de France und Bourbon. Ungeachtet der großen Schwierigkeiten entwickelte er glücklich die Kräfte dieser verfallenen Colonien. Bei dem bevorstehenden Bruche Frankreichs mit England erhielt er 1740 den Befehl über eine Escadre in den ostind. Gewässern. Er entsetzte 1741 das durch die Naïren belagerte Mahé, erhielt aber Befehl, seine Schiffe nach Europa zurückzuschicken, als er im Begriff stand, die Feindseligkeiten gegen die engl.-ostind. Compagnie zu eröffnen. Nach der 1744 erfolgten Kriegserklärung war er zu schwach, um Bedeutendes zu unternehmen. Erst im Juli 1746 griff er mit sechs Schiffen an der Küste von Koromandel den brit. Commodore Peyton an und behauptete nur mit großem Verluste das Schlachtfeld. Im Auftrage des Gouvernements zu Pondichery zwang er am 21. Sept. Madras zur Capitulation und ließ die Besiegten, da er auf dem Festlande keine Eroberungen machen sollte, eine Contribution von 9 Mill. Livres zahlen. Der Generalgouverneur Duplaix verweigerte aber die Ratification dieses Vertrags und beschuldigte L. am Hofe zu Versailles, das Interesse der Compagnie verrathen zu haben. Um sich von dieser Verleumdung zu reinigen, schiffte er sich 1747 auf einem holländ. Fahrzeuge nach Frankreich ein, wurde aber unterwegs als brit. Kriegsgefangener angehalten. Auf Ehrenwort entlassen, kam er im März 1748 zu Paris an, wo man ihn sogleich in die Bastille setzte und mit empörender Härte behandelte. Erst nach drei Jahren wurde er für schuldlos erklärt und in Freiheit gesetzt. Allein die Leiden der Gefangenschaft hatten seine Gesundheit zerrüttet; er starb am 9. Sept. 1753. — Sein als Schachspieler berühmter Enkel gleiches Namens, geb. 1795, gest. im Febr. 1840 in ziemlich dürftigen Umständen zu London, gab die Lebensgeschichte des Großvaters heraus und einen „Traité du jeu des échecs“; auch gründete er die dem Schachspiel gewidmete Zeitschrift „Le Palamède“. — Anne Franç. Augustin, Graf de L., stammte aus derselben Familie und wurde am 27. Sept. 1747 zu Guérande geboren. Er trat sehr zeitig in die franz. Armee und befehligte, als die Revolution ausbrach, ein Regiment. In Folge seines Verkehrs mit den Jakobinern wurde er im belg. Feldzuge von 1792 General. Da er jedoch mehr als Demagog, denn als Krieger auftrat und im Nov. die Eroberung des

Schlosses von Antwerpen nachlässig und ohne Energie betrieb, wurde er von Dumouriez seines Commandos enthoben. L. erschien nun zu Paris und klagte den Obergeneral an, jedoch ohne Erfolg, und erhielt eine Sendung zur Armee an den Pyrenäen. Eine alte Wunde nöthigte ihn jedoch bald, sich nach Dax zurückzuziehen, wo er im Nov. 1793 starb. — Franç. Régis, Graf de L., franz. Minister während der Restauration, ein Verwandter des Vorigen, wurde am 19. März 1767 zu Angers geboren. Beim Ausbruche der Revolution war er in seiner Vaterstadt Municipalbeamter. Er wanderte 1792 aus, trat in die Armee Condé's, wo er sich tapfer benahm, und vereinigte sich nach Auflösung dieses Corps erst mit den Chouans, dann mit den Vendéern. Unter dem Consulat söhnte sich L. mit der neuen Ordnung aus und wurde Maire von Angers, mußte aber während der Hundert Tage als eifriger Anhänger der Bourbons seine Stelle verlassen. Nach der zweiten Restauration trat er als Abgeordneter von Angers in die sogenannte Chambre introuvable (s. d.) und zeigte sich hier, nicht durch Beredtsamkeit, sondern durch kalte Beharrlichkeit, als einen der ausschweifendsten Ultraroyalisten. Allgemein gab man ihm den Namen des Weißen Jakobiners; ja der Minister Decazes nannte ihn sogar einmal im Zorn einen kalten Tiger. Ungeachtet des Widerstrebens der Regierung kam er auch 1816 wieder in die Kammer, wo er sich diesmal zur wirksamen Bekämpfung der Minister als Haupt der äußersten Rechten der Opposition anschloß. Seine beharrlichen, durch alle Sessionen fortgesetzten Angriffe brachten selbst die Gemäßigten seiner Partei in Verzweiflung. Bei der Auflösung der Kammer im J. 1827 wieder gewählt, trug er sehr viel zum Sturz des Ministeriums Villèle bei. Als 1829 der Fürst Polignac an die Spitze der Verwaltung trat, erhielt L. das Portefeuille des Innern. Da er indeß weder die Majorität der Kammer noch die entschiedene Zustimmung seiner Collegen besaß, zog er sich schon nach drei Monaten zurück. Seitdem lebte er ohne Theilnahme an der Politik auf seinem Schlosse zu Mésangeau bei Beaupreau und starb daselbst am 28. Aug. 1839. — Der Marquis Arthur de L., geb. am 29. Jan. 1785, welcher einem andern Zweige der Familie angehört, erhielt während der Restauration den Grad eines Maréchal-de-Camp, kam als Abgeordneter in die Kammer und war bei dem Ausbruche der Julirevolution Kammerherr des Königs. Nach der Sitzung von 1830 mußte er ausscheiden, wurde jedoch später wieder gewählt.

Labrador, zu den brit. Besitzungen in Nordamerika gehörig, bildet den nordöstlichen Theil der großen Halbinsel zwischen 50° 50′—63″ 20′ nördl. Br. und 298°—322° 30′ östl. L. und wird südwestlich von Niedercanada und dem zu den Hudsonsbailändern gehörigen Districte Rupert-River, westlich von der Hudsonsbai, nordöstlich von der Hudsonsstraße und dem Ocean, und südöstlich vom Lorenzbusen begrenzt. An den von zahlreichen Buchten durchschnittenen Küsten des Landes finden sich zahlreiche Inseln. Das Klima ist äußerst rauh; der Sommer, der keine Beständigkeit hat, beginnt mit dem Juli, und im September ist schon wieder Winter. Dazu durchziehen das Land überall öde mit Eisfeldern bedeckte hohe Gebirge, die mit den canadischen in Verbindung stehen. Quellen und Flüsse gibt es nur wenige, desto mehr Seen und Sümpfe. Im nördlichen L. unter 60° nördl. Br. ist fast alle Vegetation auf den Bergen verschwunden. Je weiter gegen Süden, wird die Vegetation etwas reicher, und tiefer im Lande und an den Fiorden das Klima milder. Von den Producten des Landes sind zu erwähnen der Labradorstein (s. d.), Marienglas, Asbest, Eisen, Kupfer, Schwefelkies und Bergkrystall; das Thierreich ist besonders in dem umgebenden Meere zahlreich. Die wenigen Einwohner bestehen aus einigen schwachen Stämmen Berg-Indianer und aus Eskimos (s. d.). Das Land wird von den Engländern zum Gouvernement Neufundland (s. d.) gerechnet, obschon sie hier weder einen Militairposten noch eine eigentliche Ansiedelung haben. Es ist ihnen blos des Pelzhandels und der Fischereien wegen wichtig. Jener wird von der Hudsonsbaigesellschaft betrieben, die zu diesem Behuf hier ihre gewöhnlichen Stationen und Factoreien hat; diese von Fischern aus Neufundland, Neubraunschweig und Neuschottland, die sich zu gewissen Zeiten in großer Anzahl an den Küsten versammeln. L. wurde 1496 von dem Portugiesen Cortereal entdeckt, und 1576 unternahm der Engländer Mart. Forbisher die erste Reise dahin. Im J. 1771 gründeten die Herrnhuter die Station Nain, später Okkak und Gnadenthal daselbst und erwarben sich große Verdienste durch ihre Bemühungen zur Civili-

sirung der Eingeborenen und ihre Bekehrung zum Christenthum. Bereits 1830 belief sich die Anzahl der in den Niederlassungen ansässigen getauften Eskimos auf mehr als 800.

Labradorstein ist ein dem Feldspath in chemischer Zusammensetzung sehr nahe verwandtes, selten in schiefen rhomboidischen Säulen krystallisirendes, meist blättriges, graues, in bestimmten Richtungen lebhafte Farbenwandlung zeigendes Mineral, welches, besonders als Gemengtheil mancher Syenite und Dolerite statt des Feldspaths, auf Skye, in Schottland, Schlesien, Finnland, auch in Laven am Ätna, besonders aber in Geschieben an der Küste von Labrador und auf der St.-Paulsinsel vorkommt.

Labruyère (Jean de), der feinste Charakterzeichner und einer der vorzüglichsten franz. Prosaisten, geb. bei Dourdan in der Normandie 1639, nach Andern 1644, war Schatzmeister zu Caen, als er durch Bossuet's Empfehlung an den Hof kam, wo er Untergouverneur des Herzogs von Bourgogne wurde, dessen Erzieher Fénélon war. Er lebte nun sein ganzes Leben am Hofe, der ihm eine Pension von 1000 Thalern aussetzte, wurde im Juni 1693 Mitglied der Akademie und starb zu Versailles am 10. Mai 1696. L. war ein wahrer Lebensphilosoph, der keinen andern Wunsch hatte, als ruhig mit seinen Büchern und Freunden leben zu können. Er suchte die Vergnügungen nicht, floh sie aber auch nicht, und wenn seine Talente und sein Verhältniß zum Hofe ihn in Verbindung mit den feinsten Gesellschaften und den vorzüglichsten Köpfen seiner Zeit brachten, so war er doch stets zu klug und überhaupt zu sehr Beobachter, als daß er nach irgend einer Auszeichnung gestrebt hätte; ja seine Zurückhaltung ging so weit, daß er vermied, Geist und Witz in seine Gespräche zu legen, obgleich ihm von beiden ein volles Maß zu Gebote stand. Solches beweist namentlich sein vortreffliches Werk „Les caractères de Théophraste, traduits du grec, avec les caractères ou les moeurs de ce siècle" (Par. 1687), das später von Coste mit einem Schlüssel zum Verständniß der Anspielungen, welche man darin gesucht hat (3 Bde., Amst. 1720 und öft.), Schweighäuser (3 Bde., Par. 1803; neue Aufl., 1816), Suard (2 Bde., Par. 1813) und Depping (Par. 1818) herausgegeben wurde. Während Theophrast die allgemeinen Formen menschlicher Denkart und Sitte schildert, liefert L. Zeichnungen des Individuellen, welche von dem hellsten Verstande durchdacht und mit einer solchen Bestimmtheit ausgeführt sind, daß man die Wahrheit der Darstellung in jedem Worte empfindet. Dazu kommt eine vortreffliche Sprache, deren hohe Eleganz den Schilderungen das Siegel der rhetorischen Vollkommenheit aufdrückt. Ein „Eloge" auf ihn von Victorin Fabre wurde von der Akademie gekrönt.

Labyrinth nannten die Alten ein großes und kunstvolles Gebäude, welches eine solche Menge verschlungener Gänge und Zimmer enthielt, daß man sich leicht darin verirren konnte, daher sie auch im bildlichen Sinne, wie noch jetzt geschieht, theils alles Verfängliche und Dunkle in Reden und Untersuchungen, theils die verwickelten Umstände und die bedrängte Lage des Lebens damit bezeichneten. Am berühmtesten war das Labyrinth in Mittelägypten, oberhalb des Sees Möris, in der Gegend von Krokodilopolis, welches von den Dodekarchen oder den Zwölffürsten um 650 v. Chr., nach Andern von einem derselben, dem Psammetich (s. d.), erbaut worden sein soll, vielleicht aber noch älter ist. Dasselbe war seiner ganzen Anlage nach eine umfassende Grabstätte, die mit einem Palaste in Verbindung stand; das Gebäude selbst, halb über, halb unter der Erde, galt für eines der prachtvollsten der alten Welt und hatte der gewöhnlichen Angabe nach 3000 Säle oder Zimmer, deren Einrichtung eine architektonisch-symbolische Darstellung des Thierkreises und des Sonnensystems gewesen zu sein scheint. Alle diese Säle waren von einer gemeinschaftlichen Mauer eingeschlossen und rings mit Säulen umgeben, die Wege aber, welche zu den einzelnen Palästen führten, so verwickelt angelegt, daß kein Fremder ohne Führer sich herauszufinden vermochte. In den untern Zimmern sollen die Särge der Erbauer des Labyrinths und der heiligen Krokodile aufbewahrt worden sein, die obern Zimmer aber an Kunst und Schmuck alle andere menschliche Werke übertroffen haben. Nur noch ungefähr 150 Zimmer sind jetzt zugänglich, Schutt und Finsterniß verhindern den Zugang zu den übrigen, und mit Erwartung sieht man einer genauen Beschreibung und Abbildung der noch vorhandenen Trümmer entgegen, welche die Mitglieder der wissenschaftlichen Expedition versprochen haben, die in neuester Zeit von der preuß. Regierung unter Leitung

des Prof. Lepsius zur Durchforschung der Alterthümer nach Ägypten entsendet worden ist und mit der Untersuchung des Labyrinths sich bereits sorgfältig beschäftigt hat. — Ein zweites Labyrinth auf Kreta, welches der Sage nach Dädalus (s. d.) auf Befehl des Minos bei Knossus erbaute, wird von Einigen für nichts Anderes gehalten als die weitläufigen, zum Theil unterirdischen Steinbrüche in jener Gegend oder für eine von der Natur gebildete, mit langen sich durchkreuzenden Gängen versehene Felsgrotte. Von neueren Reisenden, namentlich von dem Engländer Rob. Pashley in den „Travels in Crete", wurde dasselbe als ein reines Gebilde der dichterischen Phantasie betrachtet, während in neuester Zeit der Franzose Savary in seinen „Lettres sur la Grèce" mit ziemlicher Evidenz nachzuweisen sucht, daß das Gebäude, dessen Abbildung auch auf alten knosischen Münzen sich finde, wirklich bestanden habe. (S. Kreta.) — Noch unentschiedner bleibt die Angabe des Plinius, daß das Grabmal des Porsenna zu Clusium (s. d.) in seinem Grundbau ein nicht zu entwirrendes Labyrinth enthalten habe.

Lacaille (Nic. Louis de), berühmter franz. Astronom, geb. zu Rumigny bei Rossy am 15. März 1713, unternahm gemeinschaftlich mit Cassini und Maraldi die Messung der franz. Küste von Nantes bis Bayonne, und betheiligte sich, als dieses Geschäft beendigt war, gegen Ende Apr. 1739 an der Messung des Meridians, welche große Arbeit er noch in demselben Jahre beendigte. Dieselbe unglaubliche Thätigkeit bewies er im Winter von 1740 auf 1741, indem er seine Dreiecke über die Berge von Auvergne ausdehnte, um mit dem Meridian eine neue bei Rom gemessene Basis in Verbindung zu bringen. Gleichzeitig berichtigte er die 1669 von Picard vorgenommene Messung und setzte die Länge der Toise fest. Inzwischen zum Professor der Mathematik am Collége Mazarin ernannt, beendigte er, bevor er 1746 dieses Amt antrat, die Mittagslinie im Norden Frankreichs. Nach der Rückkehr ging er an die Berechnung seiner Messungen, und gelangte durch die Vergleichung der verschiedenen von ihm gemessenen Bogen zu dem Resultat, daß vom Äquator nach den Polen zu die Meridian-Grade wachsen. Seine „Leçons élémentaires d'astronomie" (Par. 1746; 4. Ausg. von Lalande, Par. 1780) und andere Lehrbücher beweisen, mit welchem Eifer er sein Amt verwaltete, und seine „Ephémérides des mouvemens célestes depuis 1745 jusqu'en 1775" (6 Bde.), die von Lalande fortgesetzt wurden, seine zahlreichen „Mémoires" in den Schriften der Akademie und seine Berechnungen der Finsternisse für 1800 Jahre in dem Werke „Art de vérifier les dates" geben Belege seiner fortgesetzten astronomischen Beobachtung. Nachdem er 14 Jahre lang in Paris den Himmel beobachtet, um die Fixsternverzeichnisse zu berichtigen, ging er 1750, um die niemals über dem Horizont von Paris erscheinenden Sterne der südlichen Hemisphäre kennen zu lernen, und zugleich die Parallaxe und Entfernung des Mondes zu bestimmen, nach dem Cap der guten Hoffnung und bestimmte hier in 127 Nächten die Stellung von 9800 bisher unbestimmten Sternen. Dabei maß er auch noch einen Grad und auf der Rückreise nahm er Karten der Inseln Isle de France und Bourbon auf. Mit der Ausarbeitung mehrer Schriften beschäftigt, starb er plötzlich am 21. März 1762. Die Menge sowie die Genauigkeit seiner Beobachtungen ist bewundernswürdig, zumal wenn man bedenkt, daß seine ganze astronomische Laufbahn sich auf 27 Jahre beschränkt. Außer den bereits angeführten Werken nennen wir noch seine „Astronomiae fundamenta" (Par. 1757, 4.); „Coelum australe stelliferum", herausgegeben von Maraldi (Par. 1763, 4.); „Observations sur 515 étoiles du zodiaque", herausgegeben von Bailly (Par. 1763), und sein „Journal du voyage fait au Cap de bonne espérance", herausgegeben von Carlier (Par. 1763; deutsch, Altenb. 1778).

Lacalprenède (Gauthier de Costes, Chevalier, Seigneur de), der Verfasser mehrer sehr lang ausgesponnener Ritterromane, wurde zu Anfang des 17. Jahrh. auf dem Schlosse Tolgon in Gascogne geboren, studirte in Toulouse und kam 1632 nach Paris. Später trat er in die Armee, wurde 1650 königlicher Kammerherr und starb im Oct. 1663. Unter seinen Romanen erwähnen wir „Cassandre" (10 Bde., Par. 1642; neue Aufl., 1731); „Cléopâtre" (12 Bde.) und „Faramond" (7 Bde., Par. 1661), der nach seinem Tode noch fünf Bände Fortsetzung von Pierre Dortigue de Vaumorière erhielt. Sie schildern Begebenheiten aus der Geschichte der frühesten Zeit im Geiste und der Manier des

ältern Ritterromans; doch nur die Namen sind alt, die Abenteuer selbst aber, die Situationen und Charaktere ganz im Geiste der romantischen Ritterzeit gezeichnet. L. erwarb sich durch sie großen Ruf. In der That mangelt es ihm auch nicht an dichterischer Einbildungskraft; seine Helden sind nicht ohne Erhabenheit und manche Charaktere gut gezeichnet, so namentlich der des Artaban, der zum Sprüchwort geworden ist, welches freilich zugleich das Lächerliche der Übertreibung anzeigt, ohne die es allerdings hier nicht abgeht. Bei aller Flüchtigkeit, mit der L. arbeitete, sind dennoch die Begebenheiten oft mit vieler Kunst ineinander verflochten, die Sprache ist nicht gemein, und das Ganze, so gedehnt es ist, nicht ohne poetische Haltung. Seine Trauerspiele, so viel er deren auch schrieb, konnten neben denen eines Corneille keine Aufmerksamkeit erregen; nur „Le comte d'Essex" verdient erwähnt zu werden. Der an Abenteuerlichkeiten reichste seiner Romane „Les nouvelles ou les divertissemens de la princesse Alcidiane" (Par. 1661) wird von Einigen seiner Gemahlin beigelegt.

Lacedämon, s. Sparta.

Lacépède (Bernard Germain Etienne de Laville, Graf de), Naturforscher und eleganter Schriftsteller, geb. am 26. Dec. 1756 zu Agen, trat frühzeitig als Soldat in bair. Dienste, nahm aber dann seine Entlassung, um in Paris sich dem Studium der Naturgeschichte zu widmen. Auf Empfehlung Buffon's und Daubenton's wurde er Aufseher des Naturaliencabinets im königlichen Garten. Diesen Posten bekleidete er noch, als die Revolution ausbrach, die ihn auf eine glänzende Bahn führte. Er wurde Professor der Naturgeschichte, Mitglied des Verwaltungsraths von Paris, 1791 Deputirter, 1796 Mitglied des Instituts, 1799 Senator, 1803 Großkanzler der Ehrenlegion, 1809 Staatsminister und nach der Rückkehr der Bourbons 1814 Pair von Frankreich, obgleich er, als einer der begeistertsten Anhänger Napoleon's, denselben mit Fontanes um die Wette gelobt, weshalb man ihn auch anspielend auf eine seiner zoologischen Arbeiten über die Reptilien Mr. Reptile nannte. Da er während der Hundert Tage vom Kaiser ein Amt angenommen hatte, so wurde er nach der zweiten Restauration von der Pairsliste gestrichen, jedoch später wieder neu eingetragen. In seiner politischen Laufbahn hat er sich, namentlich als Präsident der gesetzgebenden Nationalversammlung, gemäßigt und ehrenwerth bewiesen; unter Napoleon aber warf sein Schmeichlertalent einigen Schatten auf seinen Charakter. Im Umgange war er liebenswürdig und gefällig; die empfangenen Würden machten ihn den Wissenschaften nicht ungetreu; er besuchte stets das Institut und hielt, so oft es ihm nur möglich war, Vorträge. Er starb auf seinem Landsitze Epinay bei St.-Denis am 6. Oct. 1825 an den Pocken. Von seinen Schriften, die von Desmarest (Par. 1826) gesammelt wurden, sind die meisten durch seitdem erschienene neuere Werke übertroffen, obschon für den Mann von Fach noch immer nicht entbehrlich. Als die wichtigsten nennen wir die „Histoire des quadrupèdes, ovipares et des serpens" (2 Bde., Par. 1788—89, 4.), eine Fortsetzung Buffon's; „Histoire naturelle des reptiles" (Par. 1789, 4.); „Histoire naturelle des poissons" (6 Bde., Par. 1798—1803, 4.), welche er am Krankenbette seiner Frau schrieb, und „Histoire des Cétacées" (Par. 1804, 4.). Auch schrieb er mehre Romane. Nach seinem Tode erschienen seine „Histoire naturelle de l'homme" (Par. 1827) mit Cuvier's „Eloge" des Verfassers, und „Les âges de la nature" (2 Bde., Par. 1830). Übrigens war er ein leidenschaftlicher Freund der Musik; er hat selbst Mehres componirt und auch eine „Poétique de la musique" (2 Bde., Par. 1785) geschrieben.

Lachaise (Franç. d'Aix de), Jesuit und Beichtvater Ludwig's XIV. von Frankreich, wurde am 25. Aug. 1624 auf dem Schlosse Aix im Departement der Loire geboren. Seine Familie gehörte zu den angesehensten des Landes, und sein Großonkel, der Pater Cotton, war Beichtvater Heinrich's IV. gewesen. L. begann seine Studien im Jesuitencollége zu Rohan, setzte dieselben zu Lyon fort und war Provinzial seines Ordens, als ihn Ludwig XIV. 1675, nach dem Tode des Paters Ferrier, zum Beichtiger wählte. Diese Wahl erregte bei den Streitigkeiten zwischen Jansenisten und Molinisten Aufsehen, zumal seit Cotton kein Jesuit diese wichtige Stelle bekleidet hatte. Das Verhältniß, in welches L. trat, war ein höchst schwieriges. Zwischen die Montespan und die Maintenon, zwischen die Letztere und den schwankenden König gestellt, von der einen Seite von den Jesuiten und Bossuet, von der andern von den Jan-

senisten und Fénélon angegangen, mußte er sich häufig von allen Parteien zugleich die heftigsten Vorwürfe zuziehen. In den wichtigen Fragen seiner Zeit, bei der Erklärung der Geistlichkeit über die Freiheiten der gallicanischen Kirche, bei der Zurücknahme des Edicts von Nantes, bei den quietistischen Streitigkeiten, 1686 bei der Vermählung des Königs mit der Maintenon, handelte er meist im Geiste des Vermittlers. Wiewol ein eifriger Jesuit und mittelmäßiger Kopf, rühmen ihn doch seine Zeitgenossen als einfachen, milden, ehrlichen Charakter, welcher Verleumdung, Kriecherei und Gewaltstreiche haßte. Die Maintenon konnte ihm nie den geringen Eifer verzeihen, mit dem er die Gründe, welche der Veröffentlichung ihrer Ehe entgegenstanden, widerlegte. L. lebte gern im Umgang mit Gelehrten und liebte die Wissenschaften, besonders die Numismatik und Alterthumskunde. Während der 34 Jahre, die er sein Amt versah, verlor er nie die Gunst des Königs, obschon man oft an seinem Sturze arbeitete. Er starb am 20. Jan. 1709. Die Schriften L.'s sind jetzt von keiner Bedeutung. Ludwig XIV. hatte ihm im Westen von Paris ein Landhaus bauen lassen, das den Namen Mont-Louis führte und dessen weite Gärten 1804 in einen Begräbnißplatz umgewandelt wurden, der den Namen Père Lachaise erhielt. Derselbe umfaßt 30 Hectaren Land, zählt mehr als 40000 Grabsteine mit den berühmtesten Namen und ist der schönste und größte, den Paris besitzt.

Lachaussée (Pierre Claude Nivelle de), franz. Schauspieldichter, geb. 1691 oder 1692 zu Paris, trat, als Lamotte das Paradoxon über das Unnütze der Versification in der Tragödie und Ode aufgestellt hatte, mit seiner „Épitre de Clio à M. de Berci" (1731) auf, welche neben einigen allgemeinen Wahrheiten viele maßlose Ausfälle enthielt. In seinem 40. Jahre wurde er durch einen zufälligen Umstand zur Pflege der dramatischen Literatur veranlaßt. Die Schauspielerin Quinault glaubte in einer gesellschaftlichen Farce den Keim eines sehr rührenden Stückes zu finden, und nachdem Voltaire ihren Antrag abgelehnt hatte, schlug sie L. die Bearbeitung desselben vor. Dieser schrieb nun 1735 „Le préjugé à la mode". So entstand aus der Posse die „Comédie larmoyante", d. i. das weinerliche Schauspiel. L. glaubte sich auch zur Tragödie erheben zu können, und schrieb „Maximien" (1738), das aber keinen Beifall fand. Unter seinen Lustspielen sind „École des mères", „La gouvernante" und „Amour pour amour" die besten. Bemerkenswerth ist außerdem noch sein Drama „Mélanide" (1741). L. wurde 1736 Mitglied der franz. Akademie und starb am 14. Mai 1754. Voltaire sagt von ihm, er sei einer der Ersten nach Denen, welche Genie haben. Seine Werke erschienen in 5 Bden, Paris 1762.

Lachaux de Fonds, ein durch die Industrie seiner Bewohner merkwürdiger Ort in der zum schweizer. Canton Neuenburg gehörenden Grafschaft Valendis (Valengin), 3075 F. über dem Meere, in einem einförmigen, öden, für den Anbau wenig geeigneten Thale des Jura an der franz. Grenze, hat gegen 9500 E., unter denen viel Wohlstand und Reichthum herrscht, und die der Mehrzahl nach mit Uhrmacher- und Goldarbeiten sich beschäftigen. Überhaupt ist L. nächst dem benachbarten Orte Locle und Genf der Hauptsitz der Uhrmacherei und des Handels mit Uhren für ganz Europa. Die Stadt brannte im J. 1794 ab und hat seitdem ein stattlicheres Ansehen gewonnen.

Lächerlich heißt Das, was Lachen erregt. Das Lachen ist zunächst ein körperlicher Vorgang, der zwar gewöhnlich den gleichnamigen psychischen Affect begleitet, aber nicht nothwendig damit verbunden ist, und in Krankheiten auch unabhängig davon vorkommt. Das Lachen als körperliche und geistige Erscheinung ist daher ein sehr zusammengesetztes Phänomen, dessen Bedingungen beiweitem noch nicht hinlänglich ergründet sind. Abgesehen von dem Physiologischen zog das Lächerliche als Theil des Komischen schon die Aufmerksamkeit des Aristoteles auf sich, der es als eine unschädliche oder schmerzlose Unschicklichkeit erklärte. Kant definirt es viel zu eng als Das, was eine gespannte Erwartung in nichts verwandle; Jean Paul endlich, tiefer gehend, nannte es den sinnlich angeschauten unendlichen Unverstand. Aber der Unverstand, über den wir lachen, braucht weder unendlich zu sein, noch ist jeder sinnlich angeschaute Unverstand schon an sich lächerlich. Vielmehr wird der Unverstand, das Ungereimte und Zweckwidrige erst dadurch lächerlich, daß der Auffassende ihm seinen eigenen Verstand unterlegt, und aus dem Conflict zwischen diesen verschiedenen sich kreuzenden Gedanken scheint der psychische Kitzel zu entstehen, den wir empfinden, wenn

uns etwas lächerlich vorkommt. Dabei dürfen keine andern Überlegungen und Gefühle, z. B. Mitleid, Besorgniß, die Wirkung des Lächerlichen stören. Daraus erklärt sich nun, daß der Begriff des Lächerlichen ein relativer ist, und daß in der Art, wie, und in den Gegenständen, worüber der Mensch lacht, sich die Individualität seiner eigenen geistigen Bildung zu erkennen gibt. Der Dumme findet Vieles lächerlich, worüber der Kluge nicht lacht, und umgekehrt, und eine Intelligenz, für welche der Zusammenhang der Erscheinungen gleichsam durchsichtig wäre und die in den Ereignissen und Handlungen nicht mehr Verstand und Zweckmäßigkeit voraussetzte, als in ihnen liegt, würde über gar nichts lachen. Auf der andern Seite steht der Blödsinn und die thierische Natur, die keinen Verstand haben, den sie dem Aufgefaßten unterlegen könnten. Die Wirkung des Lächerlichen beruht daher zum großen Theil auf der Überraschung, die uns nicht Zeit läßt, zu überlegen und das Belachte auf sein eigenes Maß zurückzuführen. Die Veranlassungen, die den Menschen dahin bringen, seinen Verstand und seine Zwecke Dingen, Ereignissen und Handlungen unterzulegen, die damit nicht zusammenstimmen, können übrigens sehr verschiedenartig sein; daher gibt es neben dem harmlosen und frohen Lachen auch ein bitteres, boshaftes, schmerzliches u. s. w. Insofern das Lächerliche einen ästhetischen Charakter bekommen kann, ist es eine Art des Komischen (s. d.); aber damit Das, worüber gelacht wird, den Namen des Komischen verdiene, ist es nothwendig, in dem Lachenden einen mittlern Bildungsgrad vorauszusetzen, der nicht seinen eigenen Unverstand für Verstand hält und in seinem Lachen sich nicht selbst als belachenswerth darstellt. Daß das Lächerliche mit dem Komischen nicht schlechthin identisch ist, zeigt die Foderung, daß einer der wichtigsten Bestandtheile des Komischen der Witz ist; nicht aller Witz aber ist lächerlich, und noch weniger alles Lächerliche witzig.

Lachĕsis, eine der drei Parzen (s. d.).

Lachmann (Karl), ordentlicher Professor an der Universität zu Berlin und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, geb. am 4. März 1793 zu Braunschweig, erhielt im Katharineum, wo namentlich Konr. Heusinger (s. d.) anregend auf ihn wirkte, seine erste wissenschaftliche Bildung. Im J. 1809 studirte er ein Semester in Leipzig, wo er Hermann hörte. In Göttingen, wo er dann seine Studien fortsetzte, stiftete er mit Dissen, Ernst Schulze und Bunsen 1811 die philologische Societät; auch hörte er Benecke über altdeutsche Literatur. Den Winter von 1813 brachte er in Braunschweig zu. Hierauf habilitirte er sich 1815 in Göttingen und vollendete hier seine Ausgabe des Properz (Lpz. 1816; 2. Aufl., 1829). Nach Napoleon's Rückkehr von Elba trat er als freiwilliger Jäger in preuß. Dienste und kam in den letzten Tagen des J. 1815 nach Berlin zurück. Zu Ostern 1816 wurde er Collaborator am Werder'schen Gymnasium daselbst und habilitirte sich bei der Universität mit einer Probevorlesung „Über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth" (Berl. 1816). Auch arbeitete er hier den ersten Band seiner Übersetzung von P. E. Müller's „Sagabibliothek" (Berlin 1816). Bereits zu Ostern 1816 wurde er Oberlehrer am Collegium Fridericianum zu Königsberg und 1818 außerordentlicher Professor an der Universität daselbst, worauf er seine Stelle am Gymnasium aufgab. Nach einer Reise nach Wolfenbüttel, Kassel, München und St.-Gallen im Sommer 1824 kam er im Nov. nach Berlin, wo er zu Ostern 1825 außerordentlicher und im Sommer 1827 ordentlicher Professor wurde. Die Universität zu Göttingen ertheilte ihm bei der Jubelfeier im J. 1837 die theologische und juristische Doctorwürde. Hochverdient als akademischer Lehrer hat sich L. nicht minder durch seine von dem Geiste der reinsten und strengsten Wissenschaftlichkeit durchdrungene rastlose literarische Thätigkeit um die Philologie, namentlich die classische und altdeutsche, verdient gemacht, unter deren Pflegern und Förderern er eine der ersten Stellen einnimmt, und in seinen Leistungen die vollendetste Meisterschaft methodischer Kritik bekundet, welche als seine hervorragendste Eigenthümlichkeit zu bezeichnen ist. Seine Untersuchungen über das Nibelungenlied („Zu den Nibelungen und zur Klage", Berl. 1836) und über Homer („Betrachtungen über die Ilias", zwei in der berliner Akademie 1838 und 1841 gelesene Abhandlungen) sind Muster der höhern Kritik und insofern verwandte Arbeiten, als beide hervorgegangen aus eindringender Kenntniß und unbefangener Anschauung des Volksepos und seiner Geschichte. In seiner Ausgabe des Neuen Testaments (Berl. 1831; neue Aufl., 1837) und der großen Ausgabe des Neuen Testaments mit der

Vulgata (Bd. 1, Berl. 1842) hat L. nichts gewollt als das mit Sicherheit Erreichbare, nämlich Herstellung des Textes, wie er namentlich in der oriental. Kirche im 3. und 4. Jahrh. überliefert war. Von seinen übrigen Schriften gehören der classischen Philologie an seine metrischen Untersuchungen „De choricis systematis tragicorum graec." (Berl. 1819) und „De mensura tragoediarum" (Berl. 1822), die Ausgaben des Catull (Berl. 1829), des Tibull (Berl. 1829), des Genesius (Bonn 1834), des Terentianus Maurus (Berl. 1836), des Babrius (Berl. 1845) und des Avianus (Berl. 1845), sowie die für die Literatur des röm. Rechts wichtigen Ausgaben des Gajus (Bonn 1841 und Berl. 1842) und die Abhandlungen über Dositheus (Berl. 1837) und über Ulpian im neunten Bande von Savigny's „Zeitschrift u. s. w."; von einer Ausgabe der Agrimensoren hat er in zwei Programmen (Berl. 1844) Proben gegeben. Der altdeutschen Philologie gehören an seine „Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des 13. Jahrh." (Berl. 1820), die Ausgaben des „Nibelungenliedes und der Klage" (Berl. 1826; 2. Aufl., 1841), Walther's von der Vogelweide (Berl. 1827; 2. Aufl., 1843); die mit G. F. Benecke besorgte Ausgabe von Hartmann's „Iwein" (Berl. 1827; 2. Aufl., 1843); die Ausgaben von Wolfram von Eschenbach (Berl. 1833), von Hartmann's „Gregor" (Berl. 1838), von Ulrich von Lichtenstein (Berl. 1841), sowie die gehaltreichen Abhandlungen „Über die Leiche der deutschen Dichter des 12. und 13. Jahrh." (1829), „Über althochdeutsche Betonung und Verskunst" (1831), „Über das Hildebrandslied" (1833), „Über Singen und Sagen" (1833) und „Über den Eingang des Parzival" (1835), deren erste im „Rheinischen Museum", die übrigen in den „Abhandlungen" der berliner Akademie erschienen sind. Außerdem sind seine Übersetzungen von Shakspeare's „Sonetten" (Berl. 1820) und „Macbeth" (Berl. 1829) und seine treffliche kritische Ausgabe von Lessing's „Sämmtlichen Schriften" (13 Bde., Berl. 1838—40), sowie seine Ausgabe von Klenze's „Philologischen Abhandlungen" (Berl. 1839) zu erwähnen.

Lachner (Franz), Hofkapellmeister zu München, wurde 1804 zu Krain in Baiern geboren, wo sein Vater Organist war. Von diesem im Clavier-, Orgel- und Violinspiel unterrichtet, setzte er seine Studien in München unter Winter und Eisenhofer, später in Wien unter Stadler's Leitung fort, auf dessen Empfehlung er auch Organist an der dortigen evangelischen Kirche wurde. Bald darauf erhielt er die Kapellmeisterstelle am Kärntnerthortheater, die er 1834 mit der gleichen Stelle in Manheim vertauschte, worauf er 1836 nach München in seine gegenwärtige Stellung ging. L. ist den bedeutendern Vocal- und Instrumental-, namentlich Symphoniecomponisten der neuesten Zeit beizuzählen, obgleich die öffentliche Meinung über ihn anfangs in sehr verschiedener, zum Theil fast entgegengesetzter Weise sich aussprach. Seine Compositionen bestehen außer verschiedenen kirchlichen Arbeiten und einer Oper aus früherer Zeit, die in München ohne Erfolg gegeben wurde, hauptsächlich in Symphonien, Quartetten und ähnlichen Instrumentalwerken, zahlreichen Liedern und einer Oper „Katharina Cornaro", die indeß gleichfalls nur geringen Erfolg hatte. Den meisten Ruf erwarben ihm seine Symphonien und Lieder, obschon auch gegen sie, namentlich in Folge der maß- und haltungslosen Lobpreisungen, in denen man sich von Wien aus auf Veranlassung der daselbst mit dem ausgesetzten Preis gekrönten Symphonien L.'s erging, nicht unbegründeter Einspruch erhoben wurde. Wahr ist, daß unter L.'s Liedern sehr vieles Unhaltbare, dem Augenblick Gewidmete sich findet, daß der Erfolg jenen Lobpreisungen, die L. ohne Weiteres neben Mozart und Beethoven stellen wollten, keineswegs entsprach, daß er auch mit Franz Schubert in keiner Weise einen Vergleich aushält; allein ebenso wahr ist, daß seine Symphonien, namentlich die sechste, zu dem Besten gehören, was die neuere Zeit in dieser Gattung hervorgebracht hat, einer Gattung, in der seit Beethoven selbst quantitativ keineswegs viel geleistet wurde.

Lachs, eine sehr artenreiche, zumal über die nördlichen Gegenden unserer Halbkugel vielverbreitete Gattung von Fischen aus der Abtheilung der Weichflosser. Die meisten Arten sind kräftig, sehr lebhaft und schwimmen sehr schnell und geschickt; sie sind mit Zähnen reichlich versehen und daher schwächern Wasserbewohnern gefährlich, ziemlich gefräßig, listig und vorsichtig und meist durch wohlschmeckendes Fleisch ausgezeichnet. Der eigentlich sogenannte L a ch s ist ein Seefisch und kommt in allen nördlichen Meeren vor. Er steigt

im Frühlinge in den Flüssen bis fast zu den Gebirgen hinauf, setzt seinen Laich dort ab und kehrt im Herbste in das Meer zurück. Sein Drang nach Fortpflanzung und seine Schwimmfertigkeit sind so groß, daß er alle Hindernisse überwindet, Wehre und Wasserfälle überspringt, wobei man ihn in den sogenannten Lachsfängen fängt. Sein Fleisch ist roth und zart; er kann bis sechs Fuß lang, bis 50 Pf. schwer werden, und kommt zumal häufig in Elbe und Rhein vor. Der Huch in der Donau, die Forelle (s. d.), Lachsforelle, der Stint, die Äsche (s. d.) u. v. a. gehören sämmtlich in die Gattung der Lachse.

Lachter, s. Maße und Gewichte.

Lack (Cheiranthus), eine beliebte Zierpflanze, welche den größten Theil des Jahres und vorzugsweise vom April bis Mai blüht. Man unterscheidet zwei Hauptarten: 1) den Sommerlack (C. Cheiri), der in Spanien, Frankreich, England und der Schweiz heimisch ist, in Süddeutschland wild wachsend getroffen vorkommt und von dem der große Stangenlack und der englische Zwerglack Varietäten sind, und 2) den Winterlack (C. incanus), der an dem Meeresufer Südeuropas heimisch ist und von dem man zwei Hauptformen, den Strauchlack und den Baum- oder Stangenlack, unterscheidet. Der Sommerlack wird durch Absenker und Stecklinge, der Winterlack nur durch Samen fortgepflanzt.

Lacke nennt man, zum Unterschiede von den Firnissen (s. d.), mit welchen sie in Hinsicht auf ihre chemischen und technischen Eigenschaften im Allgemeinen übereinkommen, diejenigen Auflösungen harziger Stoffe, bei welchen eine Verbindung des Harzes mit einem trocknenden fetten Öle stattfindet, die in Terpentinöl aufgelöst ist, und die nicht dazu bestimmt sind, die Grundfarbe des mit ihnen überzogenen Körpers durchscheinen zu lassen. Die Benennung Lack ist eine uneigentliche, da sie sich ursprünglich von dem Gummilack herschreibt, einer Substanz, welche die Grundlage vieler Firnisse bildet, in den Verbindungen, welche wir aber hier meinen, selten oder nie vorkommt, indem die Harze, welche die Basis der eigentlichen Öllackfirnisse bilden, meist nur Bernstein und Kopal sind. Der Gummilack entsteht durch den Stich der Lackschildlaus auf den Blättern verschiedener ind. Pflanzen, ist anfangs nur ein milchartiger Schleim, nimmt aber später durch Vermischung mit dem Insekt eine rothbraune Farbe und eine Festigkeit an, welche ihn, obgleich er das Wasser färbt, in letzterm unauflöslich, in Weingeist und Ölen aber vollständig auflösbar macht. Durch spätere, mehr oder weniger zusammengesetzte Behandlung kommt dieser Lack als Stocklack, Körnerlack und Schalenlack oder Schellack in den Handel. In letzterer Gestalt dient er vorzüglich zur Anwendung bei den Firnissen und Kitten und zu andern Arbeiten, während er in den ersten beiden mehr oder minder unrein ist. Zur Erzeugung der eigentlichen Lacke bedarf man zuerst eines trocknenden fetten Öles, und dies ist der Leinölfirniß, welchen man bereitet, indem man gutes fettes Leinöl einige Zeit hindurch mit einem Zusatze von irgend einem Bleioxyd, wie Bleiglätte, Mennige, Bleizucker u. dgl., siedet, das seinen Sauerstoff an dasselbe abgibt, theilweise reducirt wird und das Trocknen des Öles schneller herbeiführt.

Lackfarben werden alle trockene Farben genannt, welche sich mit Gummi- oder Leimwasser ebenso gut als mit Öl anreiben lassen und aus der Verbindung verschiedener thierischer oder vegetabilischer Pigmente mit der reinen Thonerde, oder mit einigen andern Erden, zunächst auch mit einem Beisatze von Zinnoxyd u. s. w. entstehen. Zu den rothen Lackfarben gehören der Karmin (s. d.), der florentiner Lack, das berliner Roth, der wiener Lack und der Kugellack, und zu den blauen das Ultramarin (s. d.), der Indigolack, das Berlinerblau (s. d.) und das Kobaltblau.

Lackiren nennt man das Überziehen der Oberfläche eines Körpers mit irgend einem Öllackfirniß, um ihn dadurch theils zu verschönern, theils den Elementareinwirkungen weniger zugängig zu machen, und es unterscheidet sich das Lackiren von dem nahe damit verwandten Firnissen nur darin, daß durch letzteres dem Körper, unter Beibehaltung seiner eigenthümlichen Grundfarbe, eine glänzende Oberfläche gegeben wird, während bei dem Lackiren demselben zuvor eine beliebige Farbe gegeben und diese mit dem glänzenden Überzuge versehen, oder daß die Farbe gleich mit dem Lack verbunden aufgetragen wird. Das Lackiren scheint eine Erfindung der Chinesen oder Japanesen zu sein und wurde durch einen Augustinermönch, Namens Eustachius, aus Indien nach Rom gebracht und von dort aus

über Europa verbreitet. Der chines. Lack ist nach d'Incarville keine Composition, sondern ein Harz, welches aus dem Tsi-chou oder dem Lackbaum (Augia chinensis) fließt und mit dem Öle aus den Früchten der Vernicia montana gemischt wird. Der japan. Lack, welcher weit mehr geschätzt ist, wird durch Einschnitte aus der Rhus vernix gewonnen und mit dem Öle der Bignonia tormentosa gemischt. Die gemeinste Art der Lackirung ist die, wo der Lack mit der Farbe zugleich aufgetragen wird. Bei dem Lackiren mit den Öllackfirnissen wird der Oberfläche des zu lackirenden Gegenstandes erst die nöthige Vollendung gegeben, derselbe dann mit einer mit Ölfirniß angemachten Grundfarbe gedeckt, hierauf die ebenfalls mit Ölfirniß versetzte Hauptfarbe in mehren Lagen aufgetragen, nach deren Austrocknung geschliffen, und der Öllackfirniß in 8—10 Lagen aufgetragen, welchen man dann ebenfalls schleift.

Lackmus, ein blauer Farbstoff, welcher gegenwärtig besonders in Holland und Norwegen dadurch bereitet wird, daß man gewisse Flechten der Küstenfelsen (besonders Lecanora tartarea) mit einem Zusatze von kohlensaurem Kali und Ammoniak gähren läßt, und die in Folge der Zersetzung erst roth und später blau werdende Masse mit Gyps oder Kreide dergestalt verdickt, daß sie sich zu leicht zerreiblichen Würfeln gestalten und austrocknen läßt. Der Lackmus enthält einen von Natur rothen, durch Verbindung mit Ammoniak blau werdenden, eigenthümlichen, chemisch sehr interessanten Farbestoff, der sich durch Wasser ausziehen und dann zu Färbung von Papier, Wäsche, Wein, Zuckerwaaren u. s. w. verwenden läßt. Da er durch die geringste Spur freier Säure roth gefärbt wird, so dienen Lackmustinctur und Lackmuspapier in der Chemie als Reagens auf freie Säure. Dem Lackmus ganz nahe verwandt sind die Farbstoffe, welche man aus Flechten unter dem Namen Orseille auf den Canarien, in Südfrankreich u. s. w., unter dem Namen Persio oder Cudbear in England und Schottland verfertigt. Echt ist keine dieser Farben.

Lackritzensaft nennt man den eingedickten Saft der Süßholzwurzeln, von schwarzbrauner Farbe und einem süßlich-schleimigen, etwas bittern Geschmack. Er wird hauptsächlich in Spanien, Italien und Sicilien, auch zu Bamberg und an andern Orten Deutschlands bereitet und kommt in kleinen Stangen in den Handel. In der Medicin, für die er in den Apotheken zuvor gereinigt wird, dient er als Brustmittel; auch gebraucht man ihn zur Bereitung des engl. Porterbiers, sowie zum Illuminiren der Landkarten u. s. w.

Laclos (Pierre Ambroise Franç. Choderlos de), franz. Brigadegeneral und bekannter Schriftsteller, geb. zu Amiens 1741, trat mit 18 Jahren in das Geniecorps und erwarb sich bald durch mehre militairische, publicistische und schöngeistige Schriften einen Namen. Eine beißende, unter dem Titel „Une épître à Margot" herausgegebene Satire gegen die Dubarry wäre ihm bald sehr gefährlich geworden. Im J. 1778 übertrug man ihm, als geschicktem Geniecapitain, die Erbauung des Forts auf der Insel Aix. Während dieser Beschäftigung schrieb er den zu seiner Zeit viel gelesenen Roman „Les liaisons dangereuses" (4 Bde., Par. und Amst. 1782 und öft.; deutsch, Frankf. 1798—99), welcher das sittliche Verderben seiner Zeit darstellte. Der Scandal, den dieses Buch erregte, war ungeheuer und zog dem Verfasser, der so tief im Schmuze des Jahrhunderts herumwühlen konnte, die Verachtung, besonders der Frauen, zu. Bei Ausbruch der Revolution wurde er Secretair des Herzogs von Orleans, für dessen Plane er wirkte und mit dem er nach England ging. Nach seiner Rückkehr betheiligte er sich durch die Herausgabe eines Journals an der Revolution, trat 1792 als Maréchal-de-Camp in die Armee zurück und erhielt bald darauf das Gouvernement sämmtlicher franz. Besitzungen in Indien. Zu Anfange des J. 1793 als Freund des Herzogs von Orleans verhaftet, bekam er erst durch die Revolution vom 9. Thermidor die Freiheit wieder. Im Gefängnisse beschäftigte er sich eifrig mit den Kriegswissenschaften und erfand ein neues Geschütz, das man mit Erfolg versuchte. Längere Zeit verwaltete er nun mit großer Gewandtheit das Amt eines Generalsecretairs beim Hypothekenwesen, bis ihn der erste Consul Bonaparte als Brigadegeneral in der Artillerie wieder anstellte. Er starb als solcher zu Tarent am 5. Oct. 1803. Obgleich Verfasser des frechen Romans, war er doch ein guter Gatte und Vater.

Lacondamine (Charl. Marie de), geb. zu Paris am 28. Jan. 1701, widmete sich anfangs dem Soldatenstande, nahm aber bald seinen Abschied, um den Wissenschaften zu leben. Da er jedoch in allen Zweigen derselben zugleich arbeitete und auch in den gesellschaft-

lichen Cirkeln von Paris eine Hauptrolle spielen wollte, so erreichte er in der Literatur nicht den hohen Stand, zu welchem ihn seine Talente sonst wol berechtigt hätten. Seine vorzüglichste Unternehmung ist eine Reise mit Bouguer und Godin im J. 1736 nach Peru zur Meridianvermessung, über welche er in dem „Journal du voyage fait par ordre du roi à l'équateur, servant d'introduction à la mesure des trois premiers degrés du méridien" (Par. 1751, 4.) berichtete. Sie war mit außerordentlichen Mühseligkeiten und Gefahren verbunden, denn um correspondirende Messungen anzustellen, war L. gezwungen, Wochen lang auf den höchsten Bergspitzen von Quito zu verweilen, wo zu dem Unwetter und der Kälte der Schneeregion nicht selten Nahrungsmangel sich gesellte, wenn die gemietheten Indier entflohen oder die feindlich gesinnten Behörden die Fremden ihrem Schicksal überließen. Nach zehnjähriger Abwesenheit kehrte L. nach Paris zurück, wurde 1760 Akademiker und betrieb unter Andern mit vielem Eifer die Verbreitung der Blatternimpfung. Von seiner Wißbegierde, welche nicht selten an gewöhnliche Neugierde streifte, werden viele Anekdoten erzählt. Sie kostete ihm das Leben, denn um eine neue sehr kühne Operationsmethode der Leistenbrüche kennen zu lernen, unterwarf er sich derselben persönlich und starb in Folge davon am 4. Febr. 1774. Unter seinen sehr verschiedenartigen Schriften sind nur die auf die Gradmessung bezüglichen von bleibender Wichtigkeit.

Lacretelle (Pierre Louis), L'aîné genannt, ein vielseitiger, geistreicher franz. Schriftsteller, geb. 1751 zu Metz, wo sein Vater Advocat war, begann seine praktische Laufbahn als Advocat zu Nancy. Im J. 1778 ging er nach Paris, wo er Parlamentsadvocat wurde und zunächst als Mitredacteur des „Grand répertoire de jurisprudence" sich vortheilhaft bekannt machte. In diese Periode seines Lebens fallen auch sein „Essai sur l'éloquence du barreau" (Par. 1779), die „Mélanges de jurisprudence" (Par. 1779); ferner das „Eloge de Charles de Saint-Maure, duc de Montausier" (1781); der treffliche „Discours sur le préjugé des peines infamantes" (Par. 1784), dem 1786 die franz. Akademie den Monthyon'schen Preis zuerkannte; die „Mémoires sur le comte de Saunois", sowie mehre Abhandlungen, welche sich theils in den „Oeuvres diverses, mélanges de philosophie et de littérature" (5 Bde., Par. 1802—7), theils in den „Fragmens politiques et littéraires" (2 Bde., Par. 1817) wiederfinden. Seit 1787 hatte L. als Freund und Vertrauter des Ministers Malesherbes an manchen Verbesserungen im Justizwesen Antheil, und mit Laharpe u. A. gab er den „Mercure" heraus. In der Revolution, die ihn nicht unvorbereitet traf, erklärte er sich sofort für die ihr zu Grunde liegenden Verbesserungs- und Fortschrittsideen, die für ihn nichts Fremdes und Neues waren, mit allem Feuer seines hochsinnigen Charakters; nie aber hat er an irgend einem ihrer Verbrechen Theil genommen. Als stellvertretender Deputirter in der Nationalversammlung, als Deputirter in der gesetzgebenden Versammlung, als Mitglied der Nationaljury nach der Constitution vom Jahre III, sowie als Mitglied des gesetzgebenden Körpers sah man ihn stets auf der Seite des Rechts und der vernünftigen Freiheit. In das Institut kam er 1801 an Laharpe's Stelle. Als Napoleon sich die Kaiserkrone aufsetzte, zog sich L. zurück. Nach der Restauration trat er auf die Seite der Opposition. Mit Saint-Aignan, Ségur, Benj. Constant, Etienne, Jouy und andern gleichgesinnten Freunden gab er den „Mercure de France" heraus, und als dieses Blatt wegen Censurdruck eingehen mußte, die „Minerve française", die später ebenfalls unterdrückt wurde. Er starb am 3. Sept. 1824. Noch nennen wir seine „Portraits et tableaux", in denen sich meisterhafte Schilderungen Mirabeau's, Bonaparte's und Lafayette's finden; ferner die „Etudes sur la révolution franç."; die „Soirées avec Guill. Lamoignon de Malesherbes" und den dramatischen Roman „Malherbe, ou le fils naturel", unter dem er d'Alembert versteht. Eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke (6 Bde., Par. 1823—24) hatte er kurz vor seinem Tode begonnen. — Sein Bruder, Charl. Jos. de L., Le jeune genannt, der sich durch eine Reihe Werke den Ruf eines ausgezeichneten Historikers erworben hat, wurde zu Metz am 27. Aug. 1763 geboren. Beim Ausbruche der Revolution kam er nach Paris, wo er mit Ducos die Redaction des neugestifteten „Journal des débats" übernahm. Im J. 1795 stand er an der Spitze der gegen den Convent aufgestandenen pariser Sectionen, in deren Namen er mehre bittere Adressen abfaßte. Als Bonaparte am 13. Vendémiaire (1795) diesen Bewegungen ein Ziel setzte, trat L.

sehr bald in entschiedene Opposition gegen das Directorium. Am 18. Fructidor (1797) verhaftet, kam er erst nach dem 18. Brumaire (1799) wieder in Freiheit. Bonaparte ernannte ihn 1800 zum Mitglied des Bureau der Presse und 1810 zum Censor. In das Institut wurde er 1811 aufgenommen und bei der Reorganisation desselben, nach der zweiten Restauration, zum Präsidenten der franz. Akademie ernannt. Kurze Zeit darauf erhielt er die Professur der Geschichte an der pariser Universität und später den Adel. Seines Censoramtes wurde er 1827 entsetzt, weil er in der Akademie die Bittschrift gegen das Preßgesetz mit unterzeichnet hatte. Der von Rabaud-Saint-Etienne begonnene, aber nur bis zum Ende des ersten Bandes fortgeführte, dann von L. übernommene „Précis de l'histoire de la révolution franç." (6 Bde., Par. 1801—6) erwarb Letzterm zuerst einen geachteten Namen als Historiker und steht beiweitem höher, als seine später geschriebenen Geschichten der franz. Revolution. Sein bestes Werk dürfte die „Histoire de France pendant les guerres de la religion" (4 Bde., Par. 1814—16) sein. Auch seine „Histoire de France pendant le 18ième siècle" (6 Bde., Par. 1808) ist nicht ohne Verdienst, doch mangelt es L. an der nöthigen philosophischen Bildung, um den Geist des 18. Jahrh. zu beurtheilen und zu verstehen. Dagegen brachte ihm die Fortsetzung dieses Werks, die „Histoire de la révolution franç. jusqu'au 18 et 19 Brumaire" (9 Bde., Par. 1821—26) wenig Ehre. Besser war wieder seine „Histoire de France depuis la restauration" (3 Bde., Par. 1829—34).

Lacroix (Paul), auf den Titeln seiner Romane P. L. Jacob, Bibliophile genannt und unter diesem Namen am bekanntesten, wurde am 27. Febr. 1806 in Paris geboren, wo er auch seine Studien machte. Er nimmt als Geschichtskundiger und franz. Philolog eine ehrenvolle Stelle ein, wie dies seine mit schätzbaren Erläuterungen begleiteten Ausgaben von Marot, Rabelais, Malfilatre, Dangeau, und noch mehr seine gelehrten „Dissertations sur quelques points curieux de l'histoire de France et de l'histoire littéraire" (Par. 1834—38), sowie seine „Histoire du 16ième siècle en France" (Par. 1834, fg.), und seine mit H. Martin verfaßte „Histoire de la ville de Soissons" (2 Bde., Par. 1837) beweisen. Auch seine historischen Romane „L'assassinat d'un roi" (2 Bde., Par. 1825); „Le convent de Baïans" (Par. 1829); „Les deux fous" (Par. 1830); „Le roi des Ribauds" (2 Bde., Par. 1832); „La danse macabre" (Par. 1832); „Les Francs-Taupins" (2 Bde., Par. 1833); „La folle d'Orléans" (2 Bde., Par. 1836); „Pignerol" (2 Bde., Par. 1836), und historischen Novellen „Les soirées de W. Scott à Paris" (2 Bde., Par. 1829—30); „Le bon vieux temps, suite des Soirées" (2 Bde., Par. 1834); „Médianoches" (2 Bde., Par. 1835); „Contes à ses petits enfants" (2 Bde., Par. 1832) verdienen bei unverkennbaren Mängeln in mehr als einer Hinsicht das größte Lob. Die Sprache bietet das Eigene dar, daß sie in jedem Romane diejenige der Zeit ist, worin der Roman spielt; doch sind in den Schriften der letzten Jahre die ganz unbekannten Wörter und Wendungen mehr vermieden. An seine historischen Romane reihen sich in gewissem Sinne die erdichteten „Mémoires de Gabrielle d'Estrées" (4 Bde., Par. 1829) und die „Mémoires du cardinal Dubois" (4 Bde., Par. 1829). Seine übrigen Romane kommen den historischen an Werth keineswegs gleich; so „Vertu et tempérament" (2 Bde., Par. 1832); „Un divorce" (Par. 1832); „Quand j'étais jeune" (2 Bde., Par. 1833); „Une femme malheureuse" (2 Bde., Par. 1836); „De près et de loin" (2 Bde., Par. 1837) u. s. w. Auch ist L. Verfasser einer Tragödie, eines Dramas und des „Eloge historique du général Foy" (Par. 1825). Als Journalist nahm er an mehren Zeitschriften Theil, besonders an dem alten „Figaro"; er redigirte seit 1829 mit Pichot den „Mercure du 19ième siècle" und gründete 1830 den „Gastronome" und „Garde national". — Sein jüngerer Bruder, Jul. L., geb. 1809, ebenfalls ein Mann von Kenntnissen und Talent, häuft in seinen Romanen Greuel auf Greuel.

Lacroix (Sylvestre Franç.), einer der ausgezeichnetsten Mathematiker der neuern Zeit, geb. zu Paris 1765, erhielt durch seines Lehrers Monge Empfehlung eine Stelle als Lehrer der Mathematik an der Marineschule zu Rochefort, doch schon 1786 berief ihn Condorcet als seinen Suppleanten am Lyceum nach Paris zurück. Im nächsten Jahre erhielt er eine Lehrerstelle an der pariser Kriegsschule, und als diese 1788 einging, eine Professur

an der Artillerieschule zu Besançon. Hierauf wurde er 1793 Examinator der Offiziere des Artilleriecorps, 1794 Bureauchef des Comité für Wiederherstellung des öffentlichen Unterrichts und Professor an der Normalschule, 1799 Professor an der Polytechnischen Schule, später Professor an der Universität und 1815 auch am Collége de France, legte jedoch 1821 mehre seiner Ämter nieder und behielt nur eine Professur. Schon 1787 hatte er einen Preis von der Akademie der Wissenschaften erhalten; 1789 wurde er Correspondent derselben und 1799 Mitglied des Instituts. Er starb am 24. Mai 1843. L. war einer der wenigen franz. Gelehrten der neuern Zeit, die sich stets von der Politik fern gehalten und auf ihre Wissenschaft beschränkt haben, der er durch seine zahlreichen Arbeiten große Dienste leistete. Namentlich haben seine Lehrbücher viel zur Verbreitung und Erleichterung der mathematischen Studien in Frankreich beigetragen und fast alle andere aus den Collegien verdrängt, wie denn überhaupt sein größtes Verdienst in seiner ausgebreiteten Wirksamkeit als Lehrer zu suchen ist. Seine zahlreichen Memoiren übergehend, nennen wir von seinen größern Werken den „Traité du calcul différentiel et du calcul intégral" (2 Bde., Par. 1797; 2. Aufl., 3 Bde., 1818, 4.; deutsch von Bethke, Berl. 1817), die Fortsetzung desselben „Traité des différences et des séries" (3 Bde., Par. 1800; 2. Aufl., 1810—19, 4.), und den „Cours de mathématiques" (9 Bde., Par. 1797—1816), dessen einzelne Bände 20 und mehr Auflagen erlebten und in mehren Sprachen übersetzt wurden.

Lacrymae Christi, d. h. Thränen Christi, ist der Name des feinen ital. Weins, von dunkelrother Farbe, süßem aber pikantem Geschmack und vortrefflichem Geruche, welcher am Fuße des Vesuv wächst. In den Handel kommen unter diesem Namen meist Wein von Pozzuoli, Ischia und Nola. Auch auf mehren griech. Inseln wird eine ähnliche Art Wein gezogen; ein solcher ist der Maderamalvasier von der Insel Kandia und der Commanderiewein von der Insel Cypern.

Lactantius (Lucius Cölius) Firmianus, ein berühmter Kirchenschriftsteller des 4. Jahrh., stammte aus Italien und lebte als Lehrer der Beredtsamkeit in Nikomedien, bis ihm Konstantin der Große die Unterweisung seines ältesten Sohnes übertrug. Er starb um 330. Seine zum Theil an Manichäismus streifenden Ansichten, die ihm sein Lehrer Arnobius von Sicca eingepflanzt hatte, sowie sein Chiliasmus schadeten dem Rufe seiner Orthodoxie. Aber wegen seiner reinen Sprachweise nannte man ihn den christlichen Cicero und seine Schriften wurden im Mittelalter viel gelesen und häufig nachgeahmt. Sein berühmtestes Werk sind die zu apologetischem Zwecke geschriebenen „Institutiones divinae", herausgegeben von Davisius (Camb. 1718). Auch werden ihm mehre Elegien zugeschrieben, unter andern das „Carmen de Phoenice", herausgegeben von Martini (Lüneb. 1825). Die besten Ausgaben seiner sämmtlichen Werke lieferten Bünemann (Lpz. 1739), Dufresnoy (2 Bde., Par. 1748, 4.) und Fritzsche in Gersdorf's „Bibliotheca patrum lat." (2 Bde., Lpz. 1842—44).

Lactantius (Placidus), ein ziemlich unbekannter lat. Grammatiker, wahrscheinlich aus der Mitte des 6. Jahrh. n. Chr., schrieb „Argumenta metamorphoseon Ovidii", welche eine Angabe und prosaische Umschreibung der von Ovid in den Metamorphosen behandelten Mythen enthalten und in der Ausgabe der „Mythographi lat." von van Staveren (Leyd. und Amst. 1742, 4.) abgedruckt sind.

Lactoline heißt der von Grimaud entdeckte Stoff, der durch Austrocknung der Milch in kalter Luft hervorgebracht wird, indem man sie langsam in ganz dünnen Schichten über eine geneigte Fläche fließen läßt, vor der vier an einer Welle befindliche, gleichbreite Windflügel angebracht sind, die bei ihrer Drehung die Austrocknung der Milch bewirken. Die Lactoline stellt eine rahmartige, sehr milde, perlenweiße Masse dar, gutem Honig gleichend, und gibt, mit neun Theilen Wasser verdünnt, eine Flüssigkeit, welche in jeder Hinsicht Geschmack und Eigenschaften der frischen Milch besitzt und sich lange Zeit aufbewahren läßt.

Lactoskop, s. Galaktometer.

Lacy, s. Evans de Lacy.

Ladenberg (Adelbert von), preuß. Wirklicher Geh. Oberregierungsrath, Mitglied des Staatsraths und Director im Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten, der Sohn des Nachfolgenden, geb. am 18. Febr. 1798 zu Ansbach, mußte

durch eigenen Fleiß seine durch die öftern Versetzungen seines Vaters unterbrochene Schulbildung ergänzen, bis er dieselbe von 1810—13 auf dem Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Berlin fortsetzen konnte. Eine Abkürzung dieser Schulzeit veranlaßte der Aufruf des Königs von Preußen im J. 1813. Nach rasch bestandenem Abiturientenexamen trat L. als Freiwilliger in das Gardedragonerregiment, machte in demselben den Feldzug mit und schied erst 1815 als Secondelieutenant aus. Hierauf studirte er in Berlin, Heidelberg und Göttingen die Rechte und Kameralwissenschaften und trat 1818 als Auscultator in den preuß. Staatsdienst. Nach verschiedenen Anstellungen wurde er 1824 Regierungsrath und Justitiarius in Köln, und bekleidete dann von 1830 an die Stelle eines Oberregierungsraths erst in Königsberg, nachher in Merseburg, bis er 1834 als Präsident der Regierung nach Trier kam. Im J. 1839 wurde er auf den besondern Wunsch des Ministers von Altenstein zum Director in dessen Ministerium berufen, zum Wirklichen Geh. Oberregierungsrath befördert und auch gleich darauf zum Mitgliede des Staatsraths ernannt. Nach Altenstein's Tode verwaltete er das Ministerium desselben vom 14. Mai — 22. Oct. 1840, wo dasselbe an den Minister Eichhorn überging. Seitdem dirigirt er die Ministerialabtheilungen für die evangelisch-geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten im Eichhorn'schen Ministerium und verbindet damit seit 1841 die Stelle eines außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten bei der Universität zu Berlin, wo er mit besonderm Geschick alle Parteiinteressen dem allgemeinen Besten unterzuordnen versteht. In seinen Amtsverhältnissen hat sich L. stets als einen Mann von großer Diensttreue und Hingebung für die Ehre des preuß. Staats bewährt; er ist ein achtbarer Vertreter wahrhaft wissenschaftlicher Interessen und ein kenntnißreicher Freund des Schönen in der Natur wie in der Kunst, im Umgange sehr liebenswürdig und human. Als Schriftsteller hat er, jedoch ohne seinen Namen, während seiner dienstlichen Stellung in den preuß. Rheinprovinzen zwei brauchbare Bücher, die „Übersicht der preuß. und franz. Hypothekenverfassung" (Köln 1829) und „Preußens gerichtliches Verfahren in Civil- und Criminalsachen" (3. Aufl., Köln 1842), verfaßt.

Ladenberg (Joh. Pet. von), preuß. Geh. Staatsminister, geb. am 15. Aug. 1768 zu Magdeburg, wo sein Vater Kaufmann war und ihn zuerst für dasselbe Geschäft bestimmt hatte, studirte seit 1787 in Halle die Rechte und Kameralwissenschaften und durchlief dann schnell die ersten Dienststufen. Als Kriegs- und Domainenrath in Ansbach, seit 1795, zeichnete er sich durch besondere Gewandtheit aus und wurde 1806 zum Director der Kammer in Bialystock ernannt, 1807 in gleicher Eigenschaft nach Marienwerder versetzt und 1809 Regierungsdirector in Potsdam. Im J. 1810 berief ihn das Vertrauen des Königs zum Director der Section für directe und indirecte Abgaben im Finanzministerium, 1817 der neu organisirten Generalcontrole und 1820 des Schatzministeriums. In allen diesen Verwaltungen verbreitete sich unter ihm der Geist der strengsten Ordnung und festen Handhabung der anerkannten Regierungsgrundsätze, wodurch Einheit in die Verwaltung kam. In Anerkennung dieser Verdienste wurde er, nachdem er bereits 1817 in den Adelstand erhoben worden war, 1823 einziger Chef der Oberrechnungskammer, 1825 Wirklicher Geh. Rath und selbständiger Chef der Generalcontrole bis zur Aufhebung dieser Behörde im J. 1826, nachdem durch L.'s eiserne Arbeitsamkeit und Thätigkeit ihr Zweck erreicht war. Hierauf wurde er 1835 Chef der gesammten Domainen-, Forst- und Jagdverwaltung, als einer selbständigen Abtheilung des Hausministeriums, und 1837 Geh. Staatsminister. Am 26. Nov. 1839 feierte er unter allgemeiner Theilnahme und großen Ehrenbezeigungen sein Dienstjubiläum. Auf wiederholtes Ansuchen erhielt er am 14. Nov. 1842 seine Entlassung und lebt seitdem zu Berlin im Kreise seiner Familie ein behagliches Greisenalter. Gegenwärtig erfreut er sich an Dem, was ihm neben den Acten zu thun nicht vergönnt war, an der Lecture historischer Schriften und an den Meisterwerken deutscher Dichter. Schriftstellerische Arbeiten waren ihm, der während seiner langen Dienstjahre nie Muße gehabt, nicht möglich, doch hat er Materialien zu sehr interessanten staatswirthschaftlichen Arbeiten gesammelt. Seinen Namen wird auch die zur Feier seines Jubiläums von den Forstbeamten der Monarchie errichtete Ladenberg'sche Stiftung in dankbarem An-

denken erhalten, die zur Erziehung der Söhne unbemittelter Forstbeamten bestimmt ist und deren Fonds L. durch eine namhafte Summe aus seinem Privatvermögen erhöht hat.

Ladestock, das Instrument zum Niederstoßen der Ladung im Laufe der Handfeuerwaffen, war ursprünglich überall von Holz und zwar meist von eichenem. Auch wird der hölzerne Ladestock noch gegenwärtig bei Jagdgewehren, Scheibenbüchsen und Pistolen zum Privatgebrauch beibehalten, weil er leichter ist als der eiserne. Vom Militair aber wurde der letztere bereits im 17. Jahrh. angenommen, weil die Zerbrechlichkeit des Holzes im Felde zu große Nachtheile herbeiführte. Der Ladestock ist entweder konisch oder cylindrisch; der erstere ist leichter, muß aber beim Laden umgekehrt werden, um die Kugel mittels des dickern Endes ansetzen zu können. So gering auch der Zeitverlust beim Umdrehen ist, so wollte man ihn doch mittels des cylindrischen Ladestocks vermeiden, welcher zugleich den Vortheil gab, daß das Herabstoßen der Ladung durch das Gewicht des Stocks erleichtert wurde. Die Einführung desselben in Preußen erfolgte im J. 1773; die erste Idee dazu rührt vom Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau her. Am Kopf hat der cylindrische Ladestock ein senkrechtes Loch zum Einschrauben des Krätzers (für das Ausziehen der Ladung); bei dem konischen Ladestock ist am dünnen Ende zu gleichem Zwecke eine Schraube angeschnitten. Noch ist eine besondere, vom Oberst Freitag vor längerer Zeit gemachte Vorrichtung zu merken, bei welcher sich der Ladestock in einem Bügel bewegt, der am Schaft, nahe der Mündung, so angebracht ist, daß der herausgezogene Ladestock genau über der Mündung steht, wodurch man des Nachts sicherer laden und den Ladestock nie verlieren kann, was namentlich bei der Cavalerie, nach anhaltend schnellem Reiten, leicht vorkommt. Zur Vereinfachung ist indeß in neuerer Zeit der Bügel bei der Cavalerie weggelassen worden und der Ladestock am dünnen Ende mit einer Öse versehen, in welche ein am Bandelier befestigter Riemen geschleift wird.

Ladislaw (poln. Könige), s. W l a d i s l a w.

Ladögasee, der größte Landsee Europas, im nordwestlichen Rußland zwischen den Gouvernements Petersburg, Olonez und dem Großfürstenthum Finnland, ist 25 M. lang, 15 M. breit, und nimmt einen Flächenraum von fast 300 □M. ein. Er ist voller Untiefen, Klippen und Sandbänke, welche die Schiffahrt auf ihm, zumal bei den fast unausgesetzt herrschenden heftigen Wirbelwinden, die von seinen steilen und felsigen Ufern herrühren, sehr gefahrvoll machen. Zur Erleichterung derselben hat Peter der Große den L a d o g a k a n a l, der von Schlüsselburg über Neuladoga bis zur Mündung des Swirflusses fortgeführt ist, graben lassen. Übrigens ist der Ladogasee, der in seinem Südtheile viele Graswerder und Dünen hat, die unzähligen Robben zum Aufenthalt dienen, reich an schmackhaften Fischen und ausgezeichnet durch Wasserfülle, indem er die Abflüsse des Saimasees (den Wuoxa), des Onega (den Swir) und des Ilmensees (den 1000 F. breiten Wolchow) und noch gegen 70 andere unbedeutendere Quellflüsse in sich aufnimmt, während er nur einen Abfluß hat, nämlich die über Schlüsselburg gehende, bei Petersburg in den Finnischen Golf mündende Newa. Durch künstliche Wasserstraßen, wie den erwähnten Kanal, und die damit zusammenhängenden Gewässer steht der Ladogasee mit dem Kaspischen See und mit dem Weißen Meere in Verbindung, und ist also für die Schiffahrt des russ. Reichs von außerordentlicher Wichtigkeit.

Ladon, ein Sohn des Okeanos und der Tethys, war Flußgott Arkadiens, Gemahl der Stymphalis und Vater der Metope und Daphne.

Ladrönen oder D i e b s i n s e l n heißen die 16—20 Eilande unter dem 13° — 20° nördl. Br., welche die nördlichste Inselgruppe bildend, nordöstlich von den Philippinen in schnurgerader Richtung von Süden nach Norden sich reihen und zusammen einen Flächeninhalt von etwa 58 □M. umfassen. Ihren Namen erhielten sie 1521 von ihrem Entdecker Magelhaens wegen des Hanges zur Dieberei, den er an den Eingeborenen wahrnahm; später wurden sie auch L a z a r u s i n s e l n und von den jesuitischen Missionaren, die 1667 unter der vormundschaftlichen Regierung der Königin Maria Anna von Östreich, der Mutter Karl's II., sich hier ansiedelten, zu Ehren derselben M a r i a n e n genannt. Sie besitzen alle klimatischen Vorzüge der am meisten begünstigten Südseeinseln, sind gebirgig, hinlänglich bewässert und bewaldet, fruchtbar an Reis, Mais, Baumwolle und Indigo, und von europ. Hausthieren, z. B. Pferden, Schafen, Eseln, Schweinen und Hirschen, Hühnern,

die zum Theil wild hier leben, zahlreich bevölkert. Die Urbewohner, zur Zeit der Entdeckung über 100000 Seelen, welche einen nicht geringen Grad früher Cultur zeigten, wurden bei der gewaltsamen Einführung der katholischen Religion durch die Spanier theils getödtet, theils kamen sie durch pestartige Seuchen um oder entflohen nach den Karolinen, sodaß die Inseln gegenwärtig kaum noch 6000 zwar zum Christenthum bekehrte, aber in ihren Sitten ausgeartete, meist aus Europa und Amerika eingewanderte Bewohner zählen. Übrigens gewähren die Inseln den Spaniern besonders als Überfahrtsorte nach Amerika großen Vortheil. Die südlichste und größte, Guam oder Guajan, 20 M. im Umfange, mit der Hauptstadt San Ignacio de Agaña, welche in einer reizenden, mit Palmenhainen umgebenen Ebene liegt, hat 3200 E. und ist der Sitz des span. Gouverneurs. Außerdem sind noch erwähnenswerth Urak, die nördlichste dieser Inseln, Tinian, mit alten Tempelruinen, und Saypan, das der Jagd und Perlenfischerei wegen stark besucht wird.

Ladung heißt im Allgemeinen die zu einem Schuß erfoderliche Pulvermenge nebst dem Geschoß, in strengerm Sinne nur die erstere; auch bezeichnet man damit die bei einzelnen Feuerwerkskörpern, z. B. Granaten, Bomben, Shrapnels, Raketen u. s. w., zum Zersprengen nöthige Pulvermenge. Erst ziemlich spät nach der Einführung der Geschütze hat man die Ladung durch zweckmäßige Versuche auf eine angemessene Größe gebracht. So lange noch das Pulver ungekörnt oder sonst von schlechter Beschaffenheit war, und große Schußweiten als ein Haupterfoderniß betrachtet wurden, mußte man sehr starke Ladungen nehmen, welche nicht blos den frühen Ruin des Rohrs herbeiführten, sondern dem Zwecke auch nicht entsprachen, da es keinem Zweifel unterliegt, daß die Vermehrung der Ladung über einen gewissen Punkt hinaus die Schußweite verkürzt. Denn so außerordentlich schnell auch die Verbrennung des Pulvers vor sich geht, so wirkt doch das zuerst entwickelte Gas augenblicklich, und das Geschoß verläßt das Rohr, ehe alles Pulver verbrannt ist. Zu jeder Länge des Rohrs gehört mithin eine gewisse Pulvermenge, welche gerade verbrennt, während das Geschoß noch im Laufe ist. Bei Kanonen rechnet man $\frac{1}{3}$ kugelschwere Ladung bei einer Seelenlänge von 17 Kalibern, bei 21 und mehr Kaliberlänge kann auch halbkugelschwere Ladung angewendet werden; bei Haubitzen etwa $\frac{1}{10}$ und bei Mörsern $\frac{1}{30}$ bis $\frac{1}{60}$ vom Gewicht des Geschosses. Eiserne Röhre erhalten in der Regel schwächere Ladungen, namentlich die größern Kanonen, um sie nicht zu früh zu zerstören; ebenso im Allgemeinen die Festungsgeschütze, da sie meist nur auf kurze Entfernungen zu schießen brauchen. Bei den Handfeuerwaffen tritt noch die besondere Rücksicht ein, daß eine zu große Ladung einen heftigen Rückstoß hervorbringt. Je nach der Einrichtung des Gewehrs kann die Ladung der Flinte zu $\frac{1}{2}$ – $\frac{2}{3}$ Loth, des Karabiners und der Pistole zu $\frac{1}{2}$ Loth angenommen werden. — Ladung nennt man auch die gesammten Güter, die ein Schiff eingenommen hat. Volle Ladung hat ein Fahrzeug, wenn es bis zu seinem größtmöglichen Tiefgange belastet ist; die Ladung brechen heißt anfangen, das Schiff zu entlasten. (S. Löschen.) — Über die Ladung im juristischen Sinne s. Citation.

Lady ist gegenwärtig in England der Ehrentitel für alle Frauen und Töchter des Adels und der gebildeten Stände, der eigentlich nur den Herzoginnen zukam. Es entspricht vollkommen dem Titel Lord (s. d.) bei den Männern und wird von hlaf day, d. h. Brottag, abgeleitet, weil ehedem die Frauen des Edelhofs an einem bestimmten Tage der Woche unter das Hausgesinde das Brot austheilten.

Laeken, königliches Schloß in der Nähe von Brüssel, mit sehenswerthen Gärten und Park, weniger ausgezeichnet hinsichtlich seiner innern Einrichtung, wurde 1782 für den östr. Statthalter in den Niederlanden erbaut und zur Zeit der franz. Herrschaft zuweilen, namentlich 1811 vor dem russ. Feldzuge, vom Kaiser bewohnt. Der Kirchhof zu L. enthält die schöne Marmorstatue der Sängerin Malibran, von Geefs gearbeitet.

Laërtes, der Sohn des Arkeisios und der Chalkomedusa, Gemahl der Antikleia, Vater des Odysseus (s. Ulysses) und der Ktimene, wohnte der kalydonischen Jagd bei und nahm Theil am Argonautenzuge. Er erreichte ein hohes Alter und erlebte noch die Rückkehr seines Sohnes aus Troja.

Lafare (Charl. Aug., Marquis de), ein geistreicher Dichter aus der Schule der

Ninon de l'Enclos, die gegen das Ende der Regierung Ludwig's XIV. in ihrem Hause einen ausgewählten Kreis eleganter Libertins versammelte, geb. 1644 im Schlosse Valgorge im Vivarais, diente als Capitain in der Garde des Herzogs von Orleans, nachmaligen Regenten, und starb 1712. Er soll nach Voltaire erst in seinem 60. Jahre angefangen haben, Verse zu machen. Seine Gedichte bestehen aus kleinen Liedern und Epigrammen, die in ihrer kunstlosen Natürlichkeit einen gefälligen Eindruck auf heitere Leser machen. Auch übersetzte er, und zwar mit Geschmack und Kenntniß, mehre Gedichte röm. Classiker ins Französische. Seine Gedichte sind gewöhnlich den Werken seines Freundes Chaulieu (s. d.) beigedruckt; einzeln wurden sie von St.-Maré (Par. 1755) herausgegeben. Als prosaischer Schriftsteller machte er sich durch seine sehr freimüthigen „Mémoires et reflexions sur les principaux événements du règne de Louis XIV" (Rotterd. 1715 und Amst. 1734) vortheilhaft bekannt.

Lafarge (Marie), Giftmörderin, geb. zu Paris 1816, aus einer ansehnlichen, reichen Familie, wurde nach dem Tode ihres Vaters, des Obersten Capelle, und ihrer Mutter in dem Hause ihres Oheims, des Barons Garat, erzogen. Begabt mit einem feurigen Temperament, welches in schlecht gewählter Lecture gefährliche Nahrung fand, und nicht sorgsam genug bewacht, verstrickte sie sich noch sehr jung schon in allerlei Liebeshändel. Empört über die Untreue eines Liebhabers verheirathete sie sich 1839 ohne Neigung mit dem Eisenwerksbesitzer Charl. Pouch Lafarge zu Leglandier im Departement Lozère, der, wenn auch von ihren Reizen entzündet, im Grunde eigentlich nur durch ihr Vermögen sein herabgekommenes, verschuldetes Geschäft wieder heben wollte. Bald indeß fand die junge Frau das Leben in einer todten Gegend der Provinz unerträglich, zumal da sich auch die Verhältnisse ihres Mannes nicht besser gestalteten und bereits Misverständnisse zwischen den Eheleuten eingetreten waren. Als ihr Mann 1840 in Geschäftsangelegenheiten in Paris sich aufhielt, sendete sie ihm mit dem zärtlichsten Briefe einen Kuchen, den sie selbst gebacken und den er zu einer bestimmten Stunde essen sollte, wo sie gleichzeitig auch Kuchen essen und seiner gedenken werde. Bald nach dem Genuß des Kuchens erkrankt, ließ sich ihr Mann nach Leglandier bringen, wo er starb. Im Juni 1840 erhoben hierauf die Verwandten des Verstorbenen gegen dessen Witwe die Anklage wegen Vergiftung. Die Verhandlungen wurden vor den Assisen zu Tulle geführt, und unter den Aussagen der Zeugen waren namentlich von Wichtigkeit die der Mutter und einer Nichte des Verstorbenen, die denselben auf seinem Todtenbette gepflegt hatte. Während der Untersuchung wurde die Marie L. noch wegen eines bedeutenden Diamantendiebstahls angeklagt, den sie auch eingestand, während sie die Vergiftung beharrlich leugnete. Sowol wegen des Diebstahls, wie wegen des Mordes erklärten die Geschwornen sie für schuldig, letzteres jedoch unter mildernden Umständen, und das Gericht verurtheilte sie im Sept. 1840 wegen des erstern Verbrechens zu zwei Jahr Gefängnißstrafe, wegen des letztern aber zu lebenslänglicher Zwangsarbeit, welches Urtheil auch der Cassationshof bestätigte.

Lafayette (Marie Jean Paul Roch Yves Gilbert Mortier, Marquis de) stammte aus einem alten Geschlecht der Auvergne und wurde am 6. Sept. 1757 im Schlosse Chavagnac im Departement der obern Loire geboren. Er verlor seinen Vater, der in der Schlacht bei Minden fiel, vor seiner Geburt und seine Mutter starb, als er sich zu Paris im Collége Duplessis befand. Schon durch letztere Erbe eines großen Vermögens, verheirathete er sich im Alter von 16 Jahren mit der Tochter des Herzogs von Noailles d'Ayen und erhielt damit alle Eigenschaften, um bei Hofe eine glänzende Rolle zu übernehmen. So sehr man indeß auch in ihn drang, so wenig mochte er seine Unabhängigkeit aufgeben. Aus Neigung verfolgte er die militairische Laufbahn. Er lag zu Metz in Garnison, als der Freiheitskampf der nordamerik. Colonien den jungen, schwärmerischen und ritterlichen Mann zum höchsten Enthusiasmus hinriß. Nach einer Reise nach England rüstete er auf seine Kosten ein Schiff und ging mit demselben ungeachtet des ausdrücklichen Verbots des Hofs, der Klagen seiner jungen Frau und des Zorns ihrer Familie nach Amerika, wo er im Frühjahr 1777 zu Georgestown in Carolina landete. Er erbot sich, im Heere der vereinigten Colonien als Freiwilliger zu dienen, und obschon ihn der Congreß sogleich zum Generalmajor ernannte, blieb er doch seinem Vorsatze getreu. Bald hatte er durch seine Person-

lichkeit und Ritterlichkeit die Freundschaft Washington's (s. d.) gewonnen, der fortan auf die Gesinnung und Denkweise des Jünglings den mächtigsten Einfluß übte. Gleich in dem ersten Gefecht, dem er am 11. Sept. zu Brandywine beiwohnte, verwundete eine Kugel ihm den Schenkel. Kaum hergestellt, half er den Sieg bei Glocester erringen; dann führte er den Befehl über die Division von Virginien. Zu Anfange des J. 1778 wurde er mit dem Titel eines Generals der Nordarmee nach Canada geschickt; allein diese Expedition mislang aus Mangel an Mitteln. Diesen Unternehmungen folgten der berühmte Rückzug von Barren-Hill, das Gefecht von Monmouth, wo L. die Avantgarde befehligte, und die Einschiffung des Corps von Sullivan, als der combinirte Angriff gegen Rhode-Island durch den Rückzug der franz. Escadre gescheitert war. Auf die Nachricht der Kriegserklärung zwischen Frankreich und England eilte L. in sein Vaterland zurück, um dem jungen Freistaate Hülfe an Geld, Kriegsbedürfnissen und Streitern zu verschaffen. Er kam im Febr. 1779 zu Paris an und wurde vom Hofe mit Achtung, vom Volke mit Jubel empfangen. Schon zu Anfange des J. 1780 erschien er wieder zu Boston und kündigte die Ankunft eines franz. Hülfscorps von 4000 M. unter Rochambeau an. Der Congreß vertraute ihm nun die Vertheidigung des von Arnold und Cornwallis (s. d.) bedrohten Virginiens. Mit einem geringen Corps, das er erst bilden mußte, gelang es ihm, Cornwallis den Weg über Gloster und Williamsbourg abzuschneiden, sodaß Washington mit dem vereinigten amerik.-franz. Corps herbeieilen und den zu Yorktown eingeschlossenen engl. General am 17. Oct. 1781 zur Capitulation zwingen konnte. L. ging nun nach Europa zurück und hatte schon den span. Hof zur Kriegserklärung gegen England vermocht, als die zu Paris eingeleiteten Friedensunterhandlungen seine Bemühungen unnütz machten. Ein Jahr später, 1784, machte er eine dritte Reise nach Nordamerika, die einem völligen Triumphzug glich. Nach seiner Rückkehr im folgenden Jahre besuchte er die Höfe zu Berlin und Wien und wurde von Friedrich dem Großen und Joseph II. auf ausgezeichnete Weise aufgenommen. Um so weniger gefielen seine republikanischen Grundsätze und sein Eifer, mit dem er auf durchgreifende Reformen drang, am franz. Hofe, wo man bereits den Sturm fürchtete, der sich zu erheben drohte.

Im J. 1787 zur Versammlung der Notablen mit berufen, sprach er mit Begeisterung für Herstellung bürgerlicher und kirchlicher Freiheit und war einer der Ersten, die auf die Nothwendigkeit einer Versammlung der Reichsstände hinwiesen. Ebenso eifrig betheiligte er sich an den Ereignissen, die 1789 die Verwandlung der Stände in eine Nationalversammlung zur Folge hatten. Auf seinen Antrag wurde am 11. Juli die Erklärung der Menschenrechte, sowie die Verantwortlichkeit der Minister beschlossen. In den stürmischen Tagen vom 13. und 14. Juli präsidirte er der Versammlung und am 15. wurde er Präsident der Deputation, welche die Nationalversammlung nach Paris abschickte. Zum Generalcommandanten der bewaffneten Bürger ernannt, gründete er als solcher die Nationalgarde, die sich in Kurzem über ganz Frankreich verbreitete, und gab derselben die dreifarbige Cocarde, von welcher er sagte, daß sie die Reise um die Welt machen werde. In diesen ersten Ereignissen der Revolution schien es, als müßte L. das Schicksal Frankreichs auf seine Schultern nehmen. Allein Redlichkeit, Begeisterung und Tapferkeit reichten nicht hin, um eine unermeßliche Gährung der Geister zu bewältigen. L., indem er den Ausschweifungen des Volks ebenso heftig entgegentrat als der Politik des Hofs, gerieth bald in eine schiefe Stellung; er verscherzte sich das Vertrauen beider Parteien. Obschon er am 6. Oct. die königliche Familie zu Versailles gerettet, so haßte ihn doch die Hofpartei wegen seines Eifers für die neue Ordnung der Dinge. Zugleich brach auch der Unwille Derer hervor, die sein republikanisches Königthum mit Jury, Aufhebung des Erbadels und Volksvertretung nicht genügend fanden. Der Hof bot ihm zu jener Zeit die Würde eines Connetable oder Generallieutenants des Königreichs an; allein er wies eine solche Gewalt von sich und hintertrieb sogar seine Ernennung zum Oberbefehlshaber sämmtlicher Nationalgarden. Nebst Bailly (s. d.) stiftete er den Club der Feuillans (s. d.) und mit eigener Lebensgefahr zerstreute er die Aufrührer, die das Königthum zu stürzen beabsichtigten. Nach der Annahme der Constitution von 1790 zog er sich auf sein Landgut Lagrange zurück, bis er den Befehl über die Ardennenarmee erhielt, mit welcher er die er-

sten Siege bei Philippeville, Maubeuge und Florennes erkämpfte. Von Dumouriez und Collot d'Herbois verleumdet, überdies für die Sicherheit des Königs besorgt, erschien er im Juni 1792 vor der Nationalversammlung und faßte, als er die Oberhand der Jakobiner bemerkte, den Plan, die königliche Familie nach Compiègne in Sicherheit zu bringen. Leider wies der König diesen Schritt zurück, weil er die Ankunft des Herzogs von Braunschweig erwartete. Die Volkswuth richtete sich nun gegen den Hof und gegen L. zugleich; sein Bildniß wurde in den Straßen als das eines Verräthers zerrissen, er selbst in Anklage versetzt, aber am 8. Aug. freigesprochen. Dessenungeachtet erklärte er sich gegen die Ausschweifungen vom 10. Aug. 1792 und ließ am 15. die Abgesandten der Nationalversammlung zu Sedan verhaften. Da er jedoch einsah, daß ein Marsch gegen Paris die Verwirrung nur steigern und die Grenzen dem Feinde öffnen würde, so entzog er sich der über ihn von den Republikanern ausgesprochenen Acht und entwich nach Flandern. Allein zu Rochefort wurde er von den Östreichern verhaftet und mit seinen Begleitern, Latour-Maubourg, Alex. Lameth und Bureau de Pusy, nach Olmütz abgeführt, wo ihn unter Anderm Bollmann (s. d.) zu befreien suchte. In Folge der Verhandlungen zu Leoben wirkte endlich Bonaparte seine Befreiung aus. L. ließ sich nun in Hamburg nieder, wo er an Archenholz einen Freund fand, und kehrte erst, da er den Gewaltstreich vom 18. Fructidor (s. d.) verabscheute, nach dem 18. Brumaire (s. d.) nach Frankreich zurück. So zuvorkommend er auch vom ersten Consul behandelt wurde, verleugnete er doch weder sein Mistrauen noch seine Grundsätze von 1789; die Senatorstelle, die man ihm anbot, lehnte er ab, weil er sich erst überzeugen wollte, ob Bonaparte die Freiheit Frankreichs herstellen würde. Diese Schroffheit beleidigte den ersten Consul gewaltig, und L. zog sich nun auf sein einziges ihm vom Directorium übriggelassenes Landgut Lagrange zurück und erschien nie wieder bei Hofe. Auf diesem Landsitze, wo er sich dem Landbau widmete, sah ihn auch nach dem Frieden von Amiens Fox und wurde sein Freund. Während der ersten Restauration trat er aus dieser Einsamkeit nicht hervor. In den Hundert Tagen ließ ihm Napoleon die Pairswürde antragen; er schlug dies abermals aus, doch nahm er die Wahl in die Deputirtenkammer an. Nach der Schlacht von Waterloo erhob er sich für die Grundsätze von 1789, setzte die Permanenz der Kammer durch, drang auf Napoleon's Abdankung und betheiligte sich an der Commission, welche den Verbündeten den Waffenstillstand antrug. Seine Bemühungen waren jedoch vergebens; seine Rückreise verzögerte man, bis die Capitulation von Paris geschlossen war. Damals gab er dem brit. Gesandten, der ihm die Auslieferung Napoleon's vorschlug, die Antwort: „Ich bin erstaunt, daß Sie sich mit diesem niederträchtigen Vorschlag an den Gefangenen von Olmütz wenden". Am 6. Juli erstattete er der Kammer über die zu Hagenau gepflogenen Verhandlungen Bericht, und als die Deputirten am 8. Juli den Sitzungssaal verschlossen fanden, begab er sich an der Spitze der Gleichgesinnten zum Präsidenten Lanjuinais und legte gegen diesen Act der Gewalt eine feierliche Protestation nieder. Seit dieser Zeit lebte er wieder auf seinem Landgute Lagrange. Obschon er während der ersten Zeit der Restauration einmal bei Hofe erschien und von den Prinzen freundlich aufgenommen wurde, blieb seine Stellung gegen die Bourbons seinen Überzeugungen nach immer eine feindliche. Als ihn 1817 das Wahlcollegium von Paris zum Deputirten wählen wollte, wußte dies die Regierung zu verhindern. Im folgenden Jahre wählte ihn jedoch das Departement der Sarthe und er nahm nun seinen Sitz in der Kammer auf der äußersten Linken, bis er 1824 durch die von der Regierung geleiteten Wahlen wieder ausgeschlossen wurde. Auf die von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten erhaltene Einladung unternahm er am 13. Juli 1824 in Begleitung seines Sohnes nochmals die Reise nach Nordamerika, wo er von der Stadt Neuyork als der Gastfreund der Nation würdig empfangen wurde. Vgl. „Voyage du général L. aux États-Unis en 1824 et 1825" (4 Bde., Par. 1825) und seines Secretairs Levasseur, „Journal d'un voyage aux États-Unis, ou L. en Amérique en 1824—25" (Par. 1829). Bei seiner Rückkehr im Sept. 1825 hatte Karl X. den Thron bestiegen. L. ließ sich nun wieder in die Kammer wählen und stand bis zur Revolution von 1830 in der ersten Reihe der Kämpfer. Als am 27. Juli die ersten Gerüchte von der Volksbewegung zu ihm drangen, eilte er nach Paris und verband sich mit den übrigen Deputirten zu ge-

meinsamen Schritten. Am 29. übernahm er das Commando der Pariser, welches bisher Dubourg geführt hatte, und zugleich den Oberbefehl über die Nationalgarden. Laffitte (s. d.) gewann ihn für die Wahl des Herzogs von Orleans zum König der Franzosen. Er verlangte jedoch einen auf Volkssouverainetät gegründeten und mit republikanischen Institutionen umgebenen Thron, und der Herzog von Orleans erklärte sich auch mit diesem am 31. Juli auf dem Stadthause entworfenen Programm einverstanden. Indeß fiel die Umarbeitung der Charte keineswegs nach dem Wunsche L.'s aus. Dessenungeachtet entschloß er sich, nachdem er am 26. Aug. zum Oberbefehlshaber der Nationalgarden des Reichs ernannt worden, im Interesse der Ordnung und Freiheit den neuen Thron gegen die Bewegungen der Republikaner zu schützen. In der Kammer stimmte er aber im Sinne der Bewegungspartei gegen das System der Doctrinaires (s. d.). Als die Kammer das Generalcommando über die Nationalgarden aufzuheben beschloß, nahm er sofort am 27. Sept. seine Entlassung. Er befand sich nun eigentlich wieder in der Lage von 1792, indem er keiner der Parteien gehörte, für die er zugleich gekämpft, und die beide über das Ziel hinausstrebten, das er ihnen gesteckt hatte. Schmerzlich berührten ihn noch die Emeute vom 7. Juni 1832 und die Reaction, welche darauf folgte. Er starb am 20. Mai 1834 bei vollem Bewußtsein in Folge einer Erkältung, die er sich beim Begräbnisse des jungen Deputirten Dulong zugezogen hatte. Alle Parteien mußten gestehen, daß Frankreich einen seiner edelsten Charaktere und wenn auch nicht den erleuchtetsten, doch den rechtschaffensten Charakter verloren habe. Vgl. Regnault Warin, „Mémoires pour servir à la vie du général L. et à l'histoire de l'assemblée constituante" (2 Bde., Par. 1824); Sarrans, „L. et la révolution de 1830" (2 Bde.; 2. Aufl., Par. 1832) und „Mémoires, correspondance et manuscrits du général L." (6 Bde., Par. 1836—37). — Sein einziger Sohn, Georges Washington de L., geb. 1777, trat früh in das Heer, war Grouchy's Adjutant und zeichnete sich in den Feldzügen in Italien, Östreich, Preußen und Polen rühmlichst aus. Im J. 1815 zum ersten Mal in die Kammer gewählt, ist er seit 1827 ununterbrochen der Vertreter für Coulommiers im Departement der Seine und Marne gewesen und hat als solcher stets, ohne jedoch besonders hervorzuragen, auf der äußersten Linken sich gehalten.

Lafayette (Marie Madeleine Pioche de Lavergne, Gräfin de), eine der gebildetsten Frauen ihrer Zeit, geb. 1632, verfaßte mehre Romane, die der Zeit nach als die ersten in Frankreich anzusehen sind, worin Begebenheiten und Charaktere naturgemäß entwickelt und treue Gemälde menschlicher Stimmungen und Leidenschaften aufgestellt wurden. Ihr Vater, Aymar de Lavergne, der Maréchal-de-Camp und Gouverneur von Havre war, gab ihr eine vortreffliche Erziehung; unter der Leitung von Ménage und Pet. Rapin lernte sie selbst die lat. Sprache. Früh wurde sie in die große Welt eingeführt und war eine Hauptzierde der Coterie im Hotel Rambouillet, wo Akademiker, Schöngeister, Hofleute und Damen sich versammelten und über Gegenstände der Literatur sich besprachen. Im J. 1655 heirathete sie den Grafen Franç. de Lafayette und sehr bald war nun ihr Haus ein Sammelplatz der ausgezeichnetsten Geister. Am häufigsten sah sie Huet, Lafontaine, Ségrais und Ménage, und im innigsten Freundschaftsverhältnisse stand sie mit dem Herzog Larochefoucault, der nebst Ségrais sie auch mit kritischem Rath bei Abfassung ihrer Romane unterstützte, von denen mehre zuerst unter Ségrais' und Larochefoucault's Namen erschienen. Nachdem sie die letzten Jahre ihres Lebens in strengen Religionsübungen zugebracht, starb sie im Mai 1693. Ihre vorzüglichsten Romane sind „Zaïde, histoire espagnole" (2 Bde., Par. 1670—71; am besten von Auger, 2 Bde., Par. 1814; neue Aufl., 1826) und „Histoire de Henriette d'Angleterre, roman historique" (Amst. 1720). Diesen zunächst stehen „La princesse de Montpensier" (Par. 1660; neue Aufl., Par. 1804), „La princesse de Clèves, ou les amours du duc de Nemours avec cette princesse" (4 Bde., Par. 1678; 2 Bde., Par. 1815) und die „Mémoires de la cour de France pour les années 1688—89" (Amst. 1731). Da man damals mit einem historischen Roman noch nicht den gegenwärtigen Begriff verband, sondern darin im historischen Stil und in der Sprache der prosaischen Wahrheit erdichtete Begebenheiten aufstellte, die man nach Gefallen mit wahren vermischte, so kann man auch bei diesen Romanen schwer bestimmen, welches die wirklichen Facta seien und wie viel Erdichtetes zur Ausschmückung eingemischt

sein mag. In allen aber treten das Talent und der fein gebildete Geist der Verfasserin hervor und machen sie zur anmuthigen Lecture. Als „Oeuvres complètes" erschienen diese Romane mehrmals, zuletzt und am besten von Etienne und Jay, zusammengedruckt mit den Werken der Damen Tentin und Fontaines (5 Bde., Par. 1825).

Laffete, in frühern Zeiten Affüte, heißt das Gerüst, mit welchem das Geschützrohr verbunden wird, um es laden und richten zu können; bei den Haubitzen und Kanonen ist die Laffete zugleich so eingerichtet, daß sie den Transport des Rohrs auf weitere Entfernungen erleichtert, und deshalb mit zwei Rädern versehen, welche die Mörserlaffete theils aus Mangel an Haltbarkeit, theils wegen der Art des Ladens nicht erhalten kann. Die Benennung der Geschützart bestimmt auch meist die der Laffete, zuweilen aber werden die Laffeten auch nach dem Erfinder genannt oder nach ihrer besondern Bauart. Die Construction der Laffeten ist noch weniger wissenschaftlich begründet, als die der Röhre; allgemeine Grundsätze sind, daß ihr Gewicht dem des Rohrs ziemlich gleich komme, leichte Beweglichkeit beim Laden und Richten und möglichste Dauer. Letzteres wird nicht durch übermäßige Holzdicken und zu starke Beschläge erzielt, sondern muß in der zweckmäßigen Größe der Theile und ihrer festen Verbindung begründet sein; ebenso ist darauf zu achten, daß die Laffete durch den Rückstoß des Pulvers nicht zu sehr leide, weshalb der hintere Theil, der Laffetenschwanz, unten abgerundet sein muß. Die Haupttheile jeder Laffete sind die Wände (an den Block-Laffeten der Block), die Riegel, die Richtmaschine, die Achse und zwei Räder; die Vorrichtung zum Auf- und Abprotzen, d. h. zur Verbindung der Laffete mit der Protze, oder zur Trennung beider, darf nicht fehlen. Eiserne Laffeten für Mörser sind schon seit langer Zeit im Gebrauch; bei der zunehmenden Schwierigkeit, gutes Holz zu erhalten, und bei dem leichten Verderben desselben, wenn die Laffeten längere Zeit aufbewahrt werden müssen, nimmt man jetzt sehr Bedacht, für alle Geschütze Laffeten von Guß- und Schmiedeeisen zu fertigen, worüber bereits sehr wichtige Versuche in Frankreich, Würtemberg, Preußen und anderwärts angestellt worden sind.

Laffitte (Jacq.), franz. Staatsmann und Banquier, geb. am 24. Oct. 1767 zu Bayonne in niederm Stande, trat im Alter von 20 Jahren als Commis in die Dienste des reichen Banquiers Perregaux, der sein Talent und seine Rechtschaffenheit schätzte und ihn 1805 zum Geschäftsnachfolger ernannte. Durch Fleiß und Geschick brachte L. sein Haus zu europ. Ruf und großem Wohlstande. Die Regierung ernannte ihn 1809 zum Regens der Bank von Frankreich, darauf zum Mitglied des Handelsgerichts und Präsidenten der Handelskammer. Im Apr. 1814, als der Credit des Landes erschüttert war, erhob ihn die provisorische Regierung zum Gouverneur der Bank, wobei er auf den bedeutenden Gehalt von 100000 Francs verzichtete. Zu dieser Zeit schlug er zur Abhülfe der Staatsnoth eine Nationalsubscription vor und zeichnete zuerst eine große Summe, aber Niemand folgte seinem Beispiele. Als Napoleon von Elba zurückkehrte, legte Ludwig XVIII. 5 Mill. in L.'s Hände nieder, und nach der Schlacht von Waterloo vertraute ihm Napoleon einige Mill. Francs an, die er auch dem Kaiser erhielt, obwol der Hof oft genug die Hand danach ausstreckte. Um beim Rückzug der Armee hinter die Loire einem Angriff auf die Bankkasse vorzubeugen, gab L. dem Finanzminister 2 Mill. aus eigenen Mitteln. Schon während der Hundert Tage war L. in die Deputirtenkammer getreten; nach der zweiten Restauration wurde er wieder gewählt. Er gehörte zur Opposition, erhob sich gegen die politischen Fanatiker und ergriff besonders bei Finanzverhandlungen oft aus dem Stegreif mit Erfolg und Nachdruck das Wort. Die Regierung wählte ihn in die zur Berathschlagung über die Hebung der Finanzen niedergesetzte Commission. Hier hielt er nicht nur von Finanzstreichen zurück, sondern entwickelte auch die Mittel, wodurch der öffentliche Credit hergestellt werden konnte. Bei den Wahlen von 1817 wurde er von allen 20 Sectionen in Paris zugleich gewählt. Der Hof, über L.'s Widerstand in der Kammer erbittert, gab 1819 das Gouvernement der Bank mit bedeutendem Gehalt an den Herzog von Gaëta, setzte aber 1822 L. zum Regens ein. Nachdem er sich gegen die Intervention in Spanien ausgesprochen, unterstützte er das Ministerium Villèle in der Herabsetzung der Renten von 5 auf 3 Procent und verlor dadurch seine Popularität. In den „Réflexions sur la réduction de la rente et sur l'état du crédit" (Par. 1824) suchte er die Maßregel für Staat und Volk als noth-

wendig darzustellen. Im J. 1827, als das Ministerium Villèle durch blutige Gewalt in den Straßen von Paris den höchsten Grad von Unpopularität erreicht, erhob sich L. und foderte die Anklage der Minister. Damals schon sah er den Sturz der alten Bourbons voraus und warf seine Augen auf den Herzog von Orleans. Als endlich im Juli 1830 der Kampf losbrach, wurde sein Haus der Mittelpunkt aller einflußreichen Männer, die sich der Bewegung anschlossen, und seine Privatkasse reichte die Mittel, um die Revolution zu vollenden. Überzeugt, daß mit Erklärung der Republik Frankreich in neue Zerrüttung verfallen müsse, ermunterte er seit dem 28. Juli den Herzog von Orleans, die Gelegenheit zu benutzen. „Sie haben nur", schrieb er, „zwischen einer Krone und dem Laufpaß zu wählen". Am 30. Juli wurde hierauf der Herzog auf L.'s Vorschlag zum Generallieutenant des Reichs erklärt. Schon entwickelte sich auf dem Stadthause unter Lafayette aus den republikanischen Elementen eine neue Staatsverfassung. L. aber bewog den Herzog von Orleans, auf dem Stadthause das sogenannte Programm der Julirevolution anzuerkennen, und das Schicksal Frankreichs war hiermit entschieden. Indessen führte der Julithron, an dessen Errichtung L. so wesentlich geholfen, den Ruin seines Gründers mit sich; L. verlor sein Vermögen, seinen Einfluß und die Popularität. Inmitten der Gefahren, die der jungen Dynastie drohten, trat er ins Ministerium und stieß hier sogleich mit den ihre Macht begründenden Doctrinaires (s. d.) zusammen. Am 3. Nov. 1830 übertrug ihm der König die Bildung eines neuen Cabinets, das jedoch zufolge seines conservativen Charakters die Unterstützung der Linken, mithin die Majorität der Kammer sehr bald verlor. Allseitig enttäuscht und unter den Emeuten und Intriguen der Parteien legte L. am 13. März 1831 die Verwaltung nieder und Périer trat ans Ruder. Auch foderten seine eigenen Angelegenheiten dringend diese Resignation. Beim Eintritt in das Ministerium genöthigt, sein Bankgeschäft aufzugeben, wurde hierdurch sein bereits erschütterter Credit vollends zerrüttet. Von Gläubigern gedrängt, vom Hofe vergessen und verlassen, sah er sich genöthigt, seine Besitzthümer zu veräußern, um 50 Mill. Schulden zu decken. Durch eine Nationalsubscription wurde ihm jedoch sein Hôtel in Paris erhalten. Noch im J. 1831 trat er wieder als Deputirter von Paris in die Kammer und eröffnete eine scharfe Opposition; die Täuschungen, die er erfahren, trieben ihn mehr und mehr in die Reihen der Republikaner, weshalb er mehrmals seinen Sitz in der Kammer nicht behaupten konnte. Aus den Trümmern seines Vermögens bildete er 1837 in Form einer Gesellschaftsbank eine Discontokasse, die auf die Vereinigung der kleinen Capitalisten zur Concurrenz mit den großen berechnet war. Durch dieses Unternehmen in Stand gesetzt, erwarb er sich große Verdienste um die Gründung der Eisenbahnlinie von Paris nach Rouen. Je mehr sich indeß Regierung und Kammern von den Grundsätzen der Julirevolution entfernten, um so freimüthiger, herber und anklagender erhob er seine Stimme. „Ich bitte Gott und die Welt wegen meines Antheils an der Julirevolution um Verzeihung" war eine Äußerung, die er mehr als einmal wiederholte. Zum großen Verdruß der Regierung wählte ihn die Kammer von 1843 zu ihrem Präsidenten. Er starb am 26. Mai 1844 und hinterließ eine Tochter, die er in den Tagen seines Glücks mit dem Sohne des Marschalls Ney, dem Herzog von der Moskwa, verheirathet hatte. Vgl. „Souvenirs de Jacq. L., racontés par lui-même et puisés aux sources les plus authentiques" (Par. 1844).

Lafont (Charl. Phil.), einer der bedeutendsten Violinspieler der neuern Zeit, geb. 1781 zu Paris, machte schon mit seinem ersten Lehrer Bertheaume noch sehr jung eine Kunstreise. Später, nachdem er durch Rud. Kreutzer's und Rode's ernste Schule gegangen, unternahm er eine größere Kunstreise durch Deutschland, England, Italien, bis nach Petersburg, wo ihn der Kaiser Alexander 1809 zu seinem ersten Violinisten und Concertmeister ernannte. Im J. 1815 nach Paris zurückgekehrt, wurde er erster Violinist der königlichen Kammerkapelle und später Accompagnist der Herzogin Berri. L.'s eigenthümliche Spielart war einnehmend durch Zartheit, Sauberkeit, Zierlichkeit, weniger imponirend durch großartiges Pathos und staunenerregende Technik. Von der seit und durch Paganini in Schwung gekommenen Spielweise hatte er sehr wenig angenommen; doch blieb er fortwährend thätig in Spiel und Composition und machte noch 1833 eine Kunstreise durch Deutschland. Auf einer frühern Reise war er in Mailand mit Paganini zusammengetrof-

sen und, ohne ihn gehört zu haben, so unvorsichtig, sich mit ihm in einen Wettkampf einzulassen. In der Probe hatte der schlaue Italiener sein Spiel maskirt; beim öffentlichen Spiel mußte L. zu spät erkennen, mit wem er es zu thun habe. Allein der gewandte Franzose wußte wenigstens zu retten, was zu retten war. Sein Spiel abbrechend, sein Instrument Paganini zu Füßen legend, war er der Erste, der dem Sieger unter dem Beifallsturm des Publicums huldigte. Auf einer Kunstreise hatte er im Aug. 1839 das Unglück, mit dem Postwagen umgeworfen und so verletzt zu werden, daß er wenige Minuten darauf starb. Seine Compositionen, bestehend in Concerten und Salonstücken, die er zum Theil mit Kalkbrenner und Herz in Gemeinschaft schrieb, sind geschmackvoll und dankbar für das Instrument; einen höhern Rang nehmen sie in der Literatur desselben nicht ein. Noch darf nicht unerwähnt bleiben, daß L. einige Zeit im Theater Feydeau als Sänger und zwar nicht ohne Beifall, wie es scheint, thätig gewesen war.

Lafontaine (Jean de), Frankreichs größter Fabeldichter, wegen seiner Herzensgüte und Einfachheit le bon homme genannt, geb. zu Château-Thierry in Champagne am 8. Juli 1621, lernte in seiner Jugend außer der lat. Sprache sehr wenig und trat in seinem 19. Jahre in die Congregation des Oratoriums, die er aber nach 18 Monaten wieder verließ. Erst in seinem 22. Jahre wurde er durch das Anhören der Ode Malherbe's auf den Tod Heinrich's IV. zum Studium der classischen Dichter und zu eigenen poetischen Versuchen angetrieben. Sein erstes Auftreten mit einer Bearbeitung des „Eunuchus" von Terenz (1654) war nicht glücklich. Sein Vater freute sich über die poetischen Beschäftigungen seines Sohnes, dachte aber doch darauf, ihm eine feste bürgerliche Stellung zu geben, übertrug ihm daher seinen Posten als maître des eaux et forêts und verheirathete ihn mit einer Demoiselle Héricart. Nach einiger Zeit aber ließ L. Amt und Frau im Stich, ging, auf Anregung der Herzogin von Bouillon, die, vom Hofe verbannt, eine Zeit lang in Château-Thierry lebte und L. schätzen gelernt hatte, nach Paris und kam nur jährlich einmal nach der Heimat, um eines seiner Grundstücke nach dem andern zu verkaufen. In Paris fand er Gönner, die ihn wie ein unmündiges Kind sein ganzes Leben hindurch leiteten und pflegten. Namentlich interessirte sich der Intendant Fouquet für ihn und gab ihm eine Pension. Als dieser bei Ludwig XIV. in Ungnade fiel, zeigte sich L.'s Charakter im schönsten Lichte, indem er seine Verehrung und Liebe für den wackern Mann laut an den Tag legte. Nach Fouquet's Entfernung von Paris waren es Henriette von England, der große Condé, Conti, Vendôme u. A., welche sich eine Ehre daraus machten, L. nützlich zu sein; doch alle ihre Freigebigkeiten schützten den sorglosen Dichter nicht vor täglichen Verlegenheiten, bis ihn Frau von Sablière kennen lernte, in ihr Haus aufnahm und für alle seine Bedürfnisse sorgte. Nach ihrem Tode trat Hervart an ihre Stelle. Erst 1684 wurde er in die Akademie aufgenommen. Im J. 1692 erkrankt, machte ihn der Abbé Poujet zuerst auf sein Seelenheil aufmerksam, an dem er nun mit vielem Eifer zu arbeiten anfing. Er starb am 13. Apr. 1695. Seine Hauptwerke sind seine „Contes" (zuerst 1665) und seine „Fables". Die eigenthümlichen Vorzüge L.'s bestehen weder im Besitze einer dichterischen Weltanschauung, noch in der Erfindung, sondern in der Darstellung. Seine Fabeln sind dem Stoffe nach den Alten, die Erzählungen den ital. Novellisten und den altfranz. Fabliaux entlehnt; dagegen ist die Darstellung meisterhaft. Er hatte sich den Ton plastischer Natürlichkeit angeeignet, dessen hinreißende Lebendigkeit und Wahrheit nur der anspruchslosen Kindlichkeit der seiner Individualität eigenthümlichen sinnlichen Naivetät gelingen konnte. Durch Feinheit ausgezeichnet, gehen seine Erzählungen doch über das erlaubte Maß von Schalkhaftigkeit und Muthwillen hinaus. Seine übrigen Gedichte sind von untergeordneterm Belange. Von seinen „Fables" erschienen die ersten sechs Bücher 1668, die folgenden fünf 1678 und das zwölfte Buch 1694. Zu den besten unter den zahllosen spätern Ausgaben gehört die mit einem Commentar von Ch. Nodier versehene (2 Bde., 4. Aufl., Par. 1839) und die beste Ausgabe seiner „Oeuvres" besorgte Walckenaer (18 Bde., Par. 1819—20; neue Aufl., 6 Bde., 1822—23). Außerdem bemerken wir noch die Sammlung seiner Werke von Des Renaudes (2 Bde., Par. 1832). Reich an vielen wichtigen Nachweisungen sind die von Robert herausgegebenen „Fables inédites des XII, XIII et XIV siècles et fables de L., rapprochées de celles de tous les auteurs" (2 Bde., Par. 1825).

Lafontaine (Aug. Heinr. Jul.), einer der fruchtbarsten und eine Zeit lang beliebtesten deutschen Romandichter, geb. am 10. Oct. 1759 zu Braunschweig, wo sein Vater, ein geschickter Maler, lebte, besuchte die Schulen in Braunschweig und Schöningen und studirte in Helmstedt Theologie. Er wurde 1786 Hauslehrer in Halle, ging als Feldprediger 1792 mit dem preuß. Heere nach der Champagne und kehrte nach dem baseler Frieden nach Halle zurück, wo er seitdem privatisirte, und am 20. Apr. 1831 starb. Bei Abfassung seiner bürgerlichen Familiengemälde war es ihm weniger um deren künstlerischen Werth zu thun, als darum, angenehm und rührend zu unterhalten, und diesen Zweck erreichte er fast immer. Eine lebhafte, obwol nicht reiche Phantasie, verständig entworfene Pläne, leicht gezeichnete und meist anziehende Charaktere, glücklich erfundene Situationen und eine wackere Gesinnung, verbunden mit einer leichten und gewandten Darstellung, gewannen ihm für seine frühern Werke ein zahlreiches Publicum. Nicht so glücklich war er mit seinen seit 1808 gelieferten Romanen, in denen eine oft geschraubte Sentimentalität und die stete Wiederkehr gewisser Lieblingscharaktere und Lagen die Kritik gegen ihn aufriefen und die Lesewelt ihm allmälig entfremdeten. Schon in den frühern und bessern zeigte sich allerdings eine überwiegende Neigung, den Menschen von Seiten seiner Schwäche zu schildern, worin er glücklicher war als im Darstellen der edeln Menschennatur. Seine Menschen sind ein Mittelschlag. Eine Scene des peinigenden Kampfes der Pflicht mit der Leidenschaft folgt auf die andere; die unglückliche, sich selbst verzehrende, unaufhörlich zwischen Entzücken und Verzweiflung schwebende Liebe wird mit übersättigender Ausführlichkeit und nicht selten mit entnervender Empfindsamkeit geschildert. Die Tugend bleibt zwar, trotz der ewigen Kämpfe und der nahen Gefahr des Unterliegens, meist am Ende Siegerin; aber ihres Sieges kann man nicht recht froh werden, da die von vielem Gram und Schmerz zerweichte Empfindung kein Gefühl von Erhebung und Freude zuläßt. In seinen spätern Romanen herrscht eine so große Familienähnlichkeit, daß, wer einige derselben, besonders die ältern, z. B. den „Sonderling" (1792), „Quinctius Heymeran von Flamming" (1795) und „Die Familie von Halden" (1797), die an Frische der Empfindung und reiner Naivetät alle spätern weit übertreffen, gelesen hat, die übrigen entbehren kann. Seine Individualität stand mit seinen Schriften in einem seltsamen Contraste, indem man an dem launigen und fröhlich unterhaltenden Gesellschafter keine Spur von der in seinen Romanen herrschenden Empfindsamkeit fand. Auch war seine Biederkeit von Allen, die ihm näher standen, anerkannt. Durch seine Bearbeitung der Tragödie des Äschylus mit Commentar (2 Bde., Halle 1822) suchte er eine nach eigenthümlichen Ansichten vorgenommene Kritik des Textes zu begründen, fiel aber mit seinen allzugewagten Conjecturen einer scharfen Kritik in die Hände. Vgl. Gruber, „L.'s Leben und Wirken" (Halle 1833).

Lage oder Position nennt man beim Spiele der Streichinstrumente die Stellung der Hand. Auch gebraucht man diesen Ausdruck von den Stellungen der Töne der Accorde.

Lager nennt man die Vereinigung mehrer Truppen auf freiem Felde, dem Lagerplatze, zum Zweck eines längern oder kürzern Aufenthalts daselbst. Dem Lager steht die Cantonnirung (s. d.) gegenüber, welche nur in bewohnten Orten bezogen wird. Der Zweck des Lagers ist, die Truppen vereint zu behalten und schneller schlagfertig auftreten zu können. Wird das Lager nur auf einen oder wenige Tage bezogen, so nennt man es Marschlager; bleibt man längere Zeit daselbst, Standlager. Bei dem erstern findet gewöhnlich nur ein Bivouac (s. d.) statt, bei dem letztern aber muß der Soldat durch Zelte, Baracken oder ähnliche Vorrichtungen gegen den Einfluß der Witterung geschützt werden. Die Lagerordnung bestimmt die Plätze, welche jeder Truppentheil einnehmen soll; die Richtung, in der die Zelte aufzuschlagen sind; die Orte, wo die Wachen hinkommen und wo Schildwachen aufzustellen sind, wo Wasser zu holen ist u. s. w. In gewöhnlichen Fällen findet folgende Anordnung statt. Die Zelte der Infanterie bilden die vorderste Linie, auch wol mehre Linien hintereinander; hinter denselben in angemessener Entfernung, in der Mitte, befinden sich die Geschütze; dann folgen die Zeltgasse der Batterie und der Stall derselben, und auf den Flügeln sind analog die Zeltgassen und Ställe der Cavalerie. Die Umgebung des Lagers mit Wachen und Vorposten ist Gegenstand des Felddienstes. Der Lagerdienst umfaßt zunächst alle Vorschriften, welche zur Aufrechthaltung der

Disciplin nöthig sind, z. B. daß beim Retraiteschuß jeder Mann in seinem Zelte sein muß, und außerdem die Bestimmungen, welche sich nach den jedesmaligen Verhältnissen der Localität, der Nähe des Feindes u. s. w. richten. Verschanzte Lager nennt man solche, die den Lagerplatz durch besondere, ihn umgebende Hindernißmittel gegen den Andrang des Feindes schützen. Sie kommen bereits in den ältesten Zeiten vor, wurden noch im Siebenjährigen Kriege, z. B. bei Kolberg u. s. w., angewendet, sind aber in den neuern Kriegen fast ganz außer Anwendung gekommen, weil die Operationen sich gegenwärtig mit ungleich größerer Schnelligkeit folgen. Die Einrichtung eines verschanzten Lagers gehört in die Feldfortification (s. Feldschanzen), und es muß ein gut verschanztes Lager nicht nur eine kräftige Vertheidigung, sondern auch das Übergehen zum eignen Angriff erlauben. — Auch bezeichnet man mit Lager die Aushöhlung der Schildzapfenpfannen der Laffeten, sowie den Punkt in der Seele, auf welchem das Geschoß aufliegt, insbesondere, wenn sich schon ein Eindruck gebildet hat.

Lago maggiore, der berühmteste See Italiens, bei den Römern Lacus Verbanus genannt, gehört theils zu Piemont und der Lombardei, theils zum schweizer. Canton Tessin. Er ist in seiner größten Ausdehnung von Tenero bis Sesto 8 M. lang, zwischen Laveno und Fariolo über 2 M. breit, der Stadt Locarno gegenüber bei der Kapelle Labardia 335 F. tief, wird vom Ticino durchströmt und nimmt mehr als 20 Bäche auf. Seine Ufer gewähren den Anblick der höchsten romantischen Wildheit, gepaart mit der sanften Schönheit des südlichen Himmels. Im Norden und Westen desselben erheben sich hohe Granitgebirge, die sich nach Süden und Osten zu sanften Rebenhügeln in das fruchtbare Thalgelände der lombardischen Ebene abstufen. Durch den Kanal Naviglio mit Mailand und durch die Tresa mit dem Luganersee verbunden, ist er zu jeder Zeit schiffbar, nur muß man die Zeit der ihn beherrschenden zwei Winde, des Tevano und des Breva, genau wahrnehmen. Ersterer weht von Norden nach Süden, fängt um 2 Uhr des Nachts an und endigt um 10 Uhr des Morgens, der andere dauert in entgegengesetzter Richtung von Mittag bis gegen Mitternacht. Hinter Canobbio und Canera breitet sich der See nach Südwesten in einen ovalen Busen aus, auf dessen Spiegel die Borromeischen Inseln (s. d.), Isola bella und Isola madre, sich erheben, und an dessen Ufern die freundlichen Städte Intra und Palanza liegen. Vgl. Bernucca, „Viaggio pittoresco ai tre laghi Maggiore, di Lugano et di Como" (Mail. 1819, mit Kupf.).

Lagomarsini (Hieronymus), einer der vorzüglichsten Latinisten des 18. Jahrh., aus Genua gebürtig, gest. 1773 zu Florenz als Jesuit, machte sich durch seine „Orationes" (Mail. 1746; Augsb. 1752, 4.), durch Herausgabe des Werkes von Gratianus „De scriptis invita Minerva" (2 Bde., Flor. 1745, 4.) und der „Epistolae et orationes" des Jul. Pogianus (4 Bde., Rom 1762, 4.), die er mit sprachlichen und geschichtlichen Anmerkungen begleitete, namentlich aber dadurch bekannt, daß er aus ziemlich 300 Handschriften eine große Sammlung von Varianten zu Cicero anlegte, die 23 sauber geschriebene Folianten umfassen soll.

Lagrange (Jos. Louis), einer der größten Mathematiker aller Zeiten, geb. am 25. Jan. 1736 zu Turin, widmete sich anfangs der Philosophie, wendete sich aber sehr bald aus besonderer Neigung der Mathematik zu und studirte sie mit solchem Eifer, daß er schon in seinem 18. J. in einem Briefe an Fagnano eine Menge neuer, von ihm gemachter Entdeckungen aufstellen konnte. Auch löste er bereits in dieser Zeit die von Euler aufgestellte isoperimetrische Aufgabe und beantwortete die Aufgabe über das Princip der geringsten Bewegung. Kaum 19 Jahre alt, erhielt er die Stelle eines Professors der Mathematik an der Artillerieschule in Turin, worauf er eine Reise nach Paris unternahm. Nach seiner Rückkehr erhielt er den von der Akademie der Wissenschaften in Paris ausgesetzten Preis in Betreff der Trabanten des Jupiter; gleichzeitig veröffentlichte er die ersten Grundzüge seiner Lehre vom Planetensystem. Bald nachher folgte er dem Rufe Friedrich's des Großen als Director der Akademie an Euler's Stelle nach Berlin. Nach Friedrich's Tode ging er, von Mirabeau dazu veranlaßt, 1787 nach Paris. Doch eine tiefe Schwermuth bemächtigte sich seiner und lähmte seinen Geist. Nur nach und nach arbeitete er sich wieder in seine Wissenschaft hinein und gewann ihr von neuem Geschmack ab. Die Nationalver-

sammlung bestätigte ihm 1791 seinen Gehalt von 6000 Fr., auch wurde er später Mitglied der Belohnungscommission für nützliche Erfindungen, und im März 1792 Mitvorsteher der Münze, welches Amt er jedoch bald niederlegte. Zwar wurde das Edict vom 16. Oct. 1793, in Folge dessen alle Ausländer aus Frankreich gewiesen werden sollten, auf ihn nicht angewendet; doch fortwährend war er in der Zeit der Schreckensregierung in Gefahr, ein Opfer wilder Pöbelwuth zu werden. Nachdem die Ruhe und Ordnung wiedergekehrt waren, wurde er Professor an der neuerrichteten Normal-, sowie an der Polytechnischen Schule in Paris; auch wurde er erstes Mitglied des Instituts und Mitglied des neu entstehenden Längenbureaus. Sein Ruhm stieg von Tage zu Tage, und die Regierung der franz. Republik beschloß, ihm ein öffentliches Zeichen der Achtung zu geben. Demgemäß beauftragte der damalige Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Talleyrand, den franz. Gesandten in Turin, L.'s Vater aufzusuchen und ihm im Namen Frankreichs Glück zu wünschen, einen solchen Sohn zu besitzen, ein Auftrag, der auf die feierlichste Weise ausgeführt wurde. Wie die republikanische Regierung, so ehrte auch Bonaparte L.'s Geist und Verdienste und ernannte ihn nach und nach zum Mitglied des Senats, mit dem Großkreuz der Ehrenlegion, und zum Grafen. L. starb am 10. Apr. 1813 und wurde im Pantheon beigesetzt. Er war ebenso liebenswürdig im Umgange als bescheiden in seinen Ansprüchen, und nie ließ er sich durch die ihm so vielfach erwiesenen Auszeichnungen hinreißen, den Werth Anderer zu verkennen. Seine wichtigsten Werke sind die „Théorie des fonctions analytiques, contenant les principes du calcul différentiel" (Par. 1797; neue Aufl., 1813, 4.), worin die Differentialrechnung nicht wie früher auf den Begriff vom unendlich Kleinen basirt, sondern auf die einfache Analyse der endlichen Größen zurückgeführt ist; ferner der „Traité de la résolution des équations numériques de tous degrés, avec des notes sur plusieurs points de la théorie des équations algèbriques" (Par. 1798; 3. Aufl., 1826, 4.) und die „Mécanique analytique" (2 Bde., Par. 1788; neue, vom Verfasser sehr vermehrte, nach dessen Tode von Prony, Garnier und Binet besorgte Ausgabe, Par. 1811—15, 4.). Außerdem lieferte er eine große Zahl einzelner Abhandlungen, welche zum Theil von hoher Wichtigkeit sind. Seine nachgelassenen Manuscripte wurden 1815 von Carnot, dem damaligen Minister des Innern, angekauft und dem Institut übergeben.

La Granja, ein Lustschloß bei San-Ildefonso, zwölf Meilen von Madrid, in einer romantischen Gegend, von Philipp V. erbaut, wurde in neuester Zeit durch die sogenannte Revolution von L. berühmt, indem in der Nacht vom 13. Aug. 1836 die durch Geld und Wein gewonnenen Garden die Königin Marie Christine, die mit ihren Töchtern und einem kleinen Hofstaate daselbst verweilte, zu dem Versprechen zwangen, die Constitution von 1812 wiederherzustellen. (S. Spanien.)

Lagthing heißt die eine der beiden Kammern, in welche die norweg. Reichsversammlung oder das Storthing (s. d.) zerfällt.

Lagūnen, vom lat. lacuna, d. i. Lache oder Vertiefung, heißen überhaupt alle sumpfige, morastige Küstenniederungen, wo das eingedrungene Meer Inseln und Kanäle bildet. Vorzugsweise aber nennt man die Sümpfe, die an der nordwestlichen Küste des Adriatischen Meers von der Isonzomündung bis zum Delta des Po und darüber hinaus, fast 20 M. lang, sich hinziehen, Lagunen, inmitten deren Venedig (s. d.) erbaut ist. Bei hohem Stande des Meeres werden die Lagunen hoch überflutet, bisweilen aber auch so seicht, daß sie durch ihre Ausdünstung der Gesundheit gefährlich sind. Nach ihrer Bewegung oder ihrem Stillstande theilt man sie in lebende oder todte Lagunen.

Lagus und **Lagiden**, s. Ptolemäer.

Laharpe (Frédéric César), Director der helvetischen Republik von 1798 und Erzieher des Kaisers Alexander von Rußland, stammte aus einer Patrizierfamilie des Waadtlandes und wurde 1754 zu Rolle geboren. In der Anstalt Nesemann's zu Haldenstein erzogen, studirte er zu Tübingen die Rechte und erwarb sich 20 Jahre alt den Doctorgrad. Er wurde hierauf Sachwalter bei der welschen Kammer zu Bern; doch gab er, die Brust von Idealen geschwellt, diese Laufbahn nachher wieder auf, begleitete einen vornehmen Russen nach Italien und ging auf des Barons Grimm Vorschlag 1782 nach Petersburg, wo er im folgenden Jahre Lehrer der Großfürsten Alexander und Konstantin wurde. Der

Ausbruch der franz. Revolution wirkte so mächtig auf ihn, daß er unter Anderm eine Bittschrift im Namen seiner Mitbürger verfaßte und an die Regierung zu Bern gelangen ließ, in welcher er mancherlei Reformen und die Zusammenberufung der Stände beantragte. Dieser Schritt beschleunigte den Ausbruch der Unruhen. Man setzte L. unter die Zahl der Geächteten, und seine Feinde brachten es in Petersburg bei der Verlobung Alexander's dahin, daß er entfernt wurde. L. ging nun nach Genf und von da, als er erfuhr, daß er bei der Rückkehr ins Waadtland verhaftet werden solle, nach Paris, wo er der Regierung eine Denkschrift überreichte. Dieser Schritt hatte zwar zur Folge, daß Bern den Waadtländern auf Verwenden Frankreichs Amnestie gewährte, doch blieben die schuldigen Schriftsteller, mithin auch L. davon ausgeschlossen. L. ließ nun mehre Flugschriften gegen das berner Patriziertyum erscheinen; auch reichte er 1797 dem franz. Directorium eine Bittschrift ein, in welcher 22 Emigranten von Waadt und Freiburg die Ausübung der 1565 durch den Vertrag von Lausanne festgestellten Gewährleistung von Frankreich begehrten. Das Directorium benutzte die Gelegenheit sehr gern, sich in die Angelegenheiten der Schweiz zu mischen. Unter Saint-Cyr rückte ein franz. Corps im Dec. 1797 zur Beschützung des Waadtlandes ein, das sich sogleich in eine lemanische Republik umwandelte. Die Umwälzung der ganzen Schweiz (s. d.) und die Gründung der helvetischen Republik knüpften sich an diesen Gewaltstreich. L., der diese Revolution gewaltig unterstützt hatte, trat nach zwei Monaten in das helvetische Directorium und hielt unter großen Schwierigkeiten und mit Hartnäckigkeit die Politik der franz. Revolution aufrecht, bis ein Beschluß der Gesetzgebenden Räthe dieses Directorium auflöste. Von Lausanne aus, wo man ihn unter Aufsicht stellte, bereitete sich nun L. zur Übersiedelung nach Frankreich vor. Allein die Regierung von Bern benutzte das Gerücht von einem Attentat gegen den General Bonaparte, das L. entdeckt haben wollte, und ließ ihn am 2. Juli 1800 gefangen nehmen. Über diese Behandlung empört, entfloh L. nach Frankreich, wo ihm indeß der erste Consul, der mit den schweizer. Angelegenheiten überhaupt sehr unzufrieden war, nicht aufs Beste empfing. Hierauf lebte er auf seinem Landhause Plessis-Piquet bei Paris, bis er 1801 eine Reise nach Rußland machte, wo ihm der Kaiser Alexander viele Achtung bewies. Bei der Anwesenheit desselben in Paris im J. 1814 erhielt er sogar die Würde eines russ. Generals. Nach dem wiener Congresse, auf dem er für die Unabhängigkeit der Cantone Waadt und Aargau sehr thätig war, lebte er als Privatmann in seinem Vaterlande in großer Achtung. Er starb am 30. März 1838. Die heftigen Angriffe in Seigneur's „Précis de la révolution du canton de Vaud" (2 Bde., Lausanne 1831) bewogen ihn zur Herausgabe der „Considérations sur le Précis etc." (Lausanne 1832).

Laharpe (Jean Franç. de), ein mittelmäßiger Dichter und einseitiger Kritiker, aber elegant correcter Stilist, geb. in Paris am 20. Nov. 1739 von unbekannten Ältern, die ihn aussetzten, besuchte das Collége Harcourt, wo er eine Freistelle erhalten hatte. Als angeblicher Verfasser eines Spottgedichts auf den Director der Anstalt, kam er in seinem 19. Jahre auf einige Monate nach Bicêtre. Die literarische Laufbahn betrat er mit einem didaktischen Gedichte über die Langeweile (1757), dem eine Sammlung Heroiden folgte. Da Fréron ihn scharf kritisirte, so begab er sich unter den mächtigen Schutz Voltaire's. Von der großen Zahl seiner Theaterstücke hat sich nur die Tragödie „Warwick" (1763) auf dem Theater erhalten; außerdem ist noch sein Drama „Mélanie" (1770) zu erwähnen. Er concurrirte mit Erfolg mehre Jahre um akademische Preise und seine „Eloges" wurden mit wenigen Ausnahmen gekrönt. Im J. 1776 wurde er in die Akademie aufgenommen und 1786 Professor der Literatur an dem neugestifteten Lycée. Als die Revolution ausbrach, schloß er sich ihr mit Exaltation an, sodaß selbst Jakobiner der Ansicht waren, daß er in seinem Enthusiasmus zu weit gehe. Er hielt seine Vorträge mit der rothen Mütze auf dem Kopfe und eröffnete in Folge des Manifestes des Herzogs von Braunschweig seine Vorlesung am 3. Sept. 1792 mit einem Gedicht, das die Marseillaise zwar nicht an poetischem Gehalt, wol aber an Blutgier weit übertraf. In Folge einer Spöttelei über Robespierre als Redner, wurde er verhaftet, fünf Monate im Luxembourg gefangen gehalten und hier zum devoten Katholiken und erbitterten Feinde der Revolution. Mit einer in der That bewundernswerthen Keckheit griff er das Directorium, sowie die Consulare-

gierung an. Er starb zu Paris am 11. Febr. 1803. Sein wichtigstes Werk ist das „Lycée ou cours de littérature ancienne et moderne" (Par. 1786 fg.; neueste Ausg. von Buchon, 18 Bde., Par. 1830); noch parteiischer und ungerechter als in diesem zeigte er sich in seiner „Correspondance littéraire" (6 Bde., Par. 1801—7).

Lahaye sainte, s. Waterloo.

Lahire, eigentlich Etienne Vignoles, ein kühner Bandenführer König Karl's VII. von Frankreich, zur Zeit, als letzterm die Engländer die Krone streitig machten, stammte von einer angesehenen Familie ab, die durch die Engländer zu Grunde gerichtet worden war, und hatte schon mit der Muttermilch den Haß gegen die Eindringlinge eingesogen. Nachdem er sich an die Spitze der sogenannten Armagnaken (s. Armagnac) gestellt hatte, eroberte er mehre Plätze, mußte dieselben indeß meist wieder aufgeben, weil ihn der träge und schwelgerische Karl nicht unterstützte. Beim Erscheinen der Jeanne d'Arc (s. d.) schloß er sich ihr an und verfolgte dann die von Orleans abziehenden Feinde. Nach dem Gefechte bei Jargeau und der Schlacht bei Patai stürmte er mitten im Winter Louviers und drang bis nach Rouen vor, in der Absicht, die gefangene Jungfrau zu retten. Zwar wurde er dabei von den Engländern ergriffen, doch gelang es ihm, sich freizumachen und bei der Einnahme von Chartres im J. 1432 mitzuwirken. Im Verein mit seinem Freund und Waffengefährten Xaintrailles überzog und verheerte er hierauf unablässig die von Engländern und Burgundern besetzten Provinzen. Er nahm das Schloß Clermont bei Beauvais, dann Soissons und drang selbst wieder gegen Rouen vor. Vergebens gebot ihm der König, der bereits Frieden geschlossen, die Herausgabe der eroberten Plätze. Im J. 1442 begleitete er den König nach Montauban, wo er in Folge seiner vielen Wunden starb. „Ich habe", rief Karl VII. vor seinem Hofe aus, „heute den größten Krieger verloren, den ich je sah und sehen werde". Seine romantische Tapferkeit und die Anhänglichkeit, die L. der Jungfrau von Orleans bezeugte, erwarben ihm nach seinem Tode die seltsame Ehre, daß sein Name dem Coeurbuben in der franz. Karte beigelegt wurde.

Lahire (Phil. de), ein ausgezeichneter franz. Mechaniker und Astronom, geb. am 18. März 1640 zu Paris, wo sein Vater, Laurent de L., ein geschätzter Maler war, wurde von diesem in den Anfängen seiner Kunst unterrichtet und zur Ausübung derselben bestimmt. Nach dem Tode des Vaters machte er eine Reise nach Italien, theils um sich dort als Künstler auszubilden, theils seiner Gesundheit wegen und blieb daselbst vier Jahre. Nach seiner Rückkehr im J. 1664 wendete er sich immer mehr der Mathematik zu und erwarb sich durch seine mathematischen Schriften einen solchen Ruf, daß er 1678 in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen wurde. Im folgenden Jahre wurde er mit Picard in die Bretagne geschickt, um daselbst zum Behuf der auf Colbert's Befehl unternommenen großen Karte von Frankreich Messungen vorzunehmen; 1680 bereiste er in gleicher Absicht die Küste von Gascogne, bestimmte 1681 die Lage von Calais und Dünkirchen und ging 1682 nach Provence, überall mit seinen Messungen Beobachtungen der Magnetnadel, der Strahlenbrechung u. s. w. verbindend und Materialien für spätere schriftstellerische Arbeiten sammelnd. Später erhielt er den Auftrag, die von Picard begonnene Gradmessung fortzusetzen, ein Unternehmen, das Colbert's Tod unterbrach. Von nun an theilte sich seine rastlose Thätigkeit zwischen seinem Beruf als Professor am Collége royal de France und seinen wissenschaftlichen Arbeiten, welche außer der Mathematik in allen ihren Theilen auch das ganze Gebiet der Experimentalphysik und die Astronomie umfaßten. Er starb am 21. Apr. 1719. Von seinen zahlreichen Schriften nennen wir nur noch „Sectiones conicae" (Par. 1685, Fol.) und „Tabulae astronomicae" (Par. 1702, 4.; deutsch von Doppelmayer, Nürnb. 1725).

Lahmen heißt bei Thieren so viel als hinken. Die Ursachen des Lahmens können äußerliche und innerliche sein, jene werden durch Schlagen, Stoßen, Fallen, Eintreten spitziger Körper u. s. w., diese durch Fehler in dem diätetischen Verhalten hervorgerufen. Je nach der Veranlassung des Lahmens richtet sich auch die Behandlung. (S. Klauenseuche.)

Lähmung (paralysis oder paresis) entsteht dann, wenn ein oder mehre Nerven oder das ganze Nervensystem verhindert werden, ihre Verrichtungen auszuüben. Je nachdem die Nerven verschieden sind und also auch verschiedene Verrichtungen haben, ist auch die

Lähmung verschieden. Es kann in einem Organe das Gefühl unterdrückt sein, ohne daß die Bewegung verloren gegangen ist, und umgekehrt; Beides wird jedoch fehlen, sobald die Ernährung darin aufhört, also die Nerven, welche dem Gangliensystem (s. d.) angehören, gelähmt sind. Eine andere Verschiedenheit der Lähmung wird durch den Grad bedingt, in welchem sie stattfindet, und man unterscheidet darnach vollkommene und unvollkommene Lähmung. Sind die Nerven, welche der Ernährung eines Organs vorstehen, zum Theil gelähmt, so entsteht Schwäche in demselben, in höherm Grade Atrophie (s. d.); ist ihr Einfluß gänzlich vernichtet, so erfolgt kalter Brand, d. h. Auflösung des Organs nach chemischen Gesetzen. Eine andere Eintheilung betrachtet die Lähmungen nach dem Orte oder dem Organe, wo sie auftreten, und diese bietet die mannichfaltigsten Verschiedenheiten dar, da Lähmung im kleinsten Muskel ebenso gut stattfinden kann, wie im ganzen Körper und der Tod nichts Anderes ist, als eine vollkommene Lähmung der Nerventhätigkeiten in allen Organen. Aus dieser Zahl der verschiedensten Lähmungen sind vorzüglich oft beobachtet worden die halbseitige Lähmung oder der Halbschlag (hemiplegia), wobei die Bewegung und das Gefühl in den Muskeln der einen Seite genau bis an die Mittellinie des Körpers mehr oder weniger aufgehoben sind, und die Querlähmung (paraplegia), wobei entweder der obere oder der untere Theil des Körpers gefühl- und bewegungslos ist. Auch kommen Fälle vor, wo der Arm der einen Seite und das Bein der andern gelähmt ist (paralysis cruciata), während in andern Fällen die eine Körperseite des Gefühls, die andere der Bewegungsfähigkeit entbehrt. Die Lähmung beruht auf den verschiedensten Gründen und ist keine selbständige Krankheit, sondern nur das Symptom eines krankhaften Zustandes; sie entsteht häufig, ehe eine eigentliche Krankheit sich zeigt, oder in Folge anderer Krankheiten. Sie ist stets ein schlimmes Zeichen und oft bleibend, wenn sie sich auch nicht selten auf einen niedrigern Grad wieder herabstimmt; auch hat sie bedeutende Neigung zu Rückfällen. Die Behandlung muß sich vor Allem nach der Grundursache richten und die Lähmung selbst, wenn jene beseitigt ist, durch Anwendung stärkender und reizender Mittel zu heben suchen. Vgl. Marx, „Zur Lehre von der Lähmung der untern Gliedmaßen" (Karlsr. und Baden 1838).

Lahn nennt man einen dünn geplätteten Metalldraht, der aus echtem Golde oder Silber gearbeitet ist, und theils blank, theils mit Seide übersponnen zur Verfertigung von vielerlei Stoffen, Zeuchen, Stickereien, Borden, Spitzen u. s. w. gebraucht wird.

Lahn, ein Nebenfluß des Rhein auf dessen rechter Seite, entspringt auf dem Sauerländischen Gebirge, im preuß. Regierungsbezirk Arnsberg unweit Siegen, 1700 F. über dem Meere. Sie durchströmt preuß., hessen-darmstädt., kurhess. und nassauische Gebietstheile, wobei sie die Städte Marburg, Gießen, Wetzlar, Weilburg und Nassau berührt, und mündet bei Niederlahnstein, von wo aus sie 14 Stunden aufwärts bis Weilburg für kleine Fahrzeuge schiffbar ist, in den Rhein. Nach ihr wurde die jetzige Provinz Oberhessen ehemals das Fürstenthum an der Lahn genannt, auch führt von ihr ein letzter Ausläufer des Fichtelgebirges in Kurhessen den Namen Lahngebirge. An der Lahn fielen 1796 mehre Gefechte zwischen dem Erzherzog Karl und dem General Jourdan vor, in Folge deren Letzterer sich auf das linke Rheinufer zurückziehen mußte.

Lahöre, ein Reich im nordwestlichen Winkel Vorderindiens, wird im Norden, wo der Himalaja und der Hindukusch die Grenzscheide bilden, von Tibet und den kleinen unabhängigen Staaten im Westen des letztern, im Osten von Afghanistan und im Südwesten von den engl.-ostind. Besitzungen begrenzt, und enthält einen Flächenraum von ungefähr 5000 □M. Es besteht aus drei Hauptbestandtheilen, dem Pendschab, Kohistan oder dem Gebirgslande mit Kaschmir (s. d.), und der afghan. Provinz Pischauer. Das Pendschab, der Kern und größte Theil des Reichs, zwischen Indus und Setledsch, welche beide Flüsse die West- und Südostgrenze desselben bilden, ist meist ein flaches, mit vielen Sandwüsten durchzogenes Land, das von den fünf Hauptzuflüssen des Indus, die es durchströmen, seinen Namen hat, der Fünfflußland bedeutet, weshalb es auch bei den Alten Pentapotamia hieß. Jene fünf historisch berühmten Zuflüsse sind der Behat oder Dschilum, der Dschinab, der Rawi, der Beas und der Setledsch (der Hydaspes, Acesines, Hydraotes, Hyphasis und Hesudrus der Alten). Das Klima ist in demselben sehr heiß, doch nicht tro-

pisch, sehr trocken und häufig, da die regelmäßigen tropischen Regen fehlen, von Wassermangel begleitet. In Folge davon ist das Land nur soweit anbaufähig, als es bewässert werden kann; wo dies aber geschieht, ist es auch sehr fruchtbar. Hinsichtlich der Producte des Thier- wie des Pflanzenreichs kommt es ganz mit dem nördlichen außertropischen Ostindien (s. d.) überein. Sonst ist es reich an Steinsalz, Steinkohlen und Eisen. Das Kohistan oder Gebirgsland mit Kaschmir, aus dem südwestlichen Abfall des östlichsten Theils des Himalaja mit seinen Vorbergen bestehend, theilt ganz die natürliche Beschaffenheit dieses Gebirges (s. Himalaja), ebenso wie die jenseit des Indus liegende, den Afghanen abgenommene Provinz Pischauer mit Afghanistan (s. d.) übereinkommt. L. wird von ungefähr 3 Mill. Menschen bewohnt. Mit Ausnahme der in Pischauer wohnenden Afghanen gehören Alle zum Stamme der Hindu; doch sind sie durch die Einwanderungen und Eroberungszüge fremder Nationen von Alexander dem Großen bis auf Baber den Türken, stark mit dem Blute mittel- und westasiat. Völker gemischt. Unter diesen verschiedenen Hinduvölkern sind in L. das herrschende die Sikhs (s. d.), die im Grunde weniger einen eigenen Volksstamm, als eine Religionspartei bilden. Das ursprünglich völlig theokratisch-demokratische System hat sich im Laufe der Zeiten in ein aristokratisches verwandelt, und der Sikhstaat ist der Tummelplatz der religiös-politischen Corporation wie der Sirdars oder Häuptlinge geworden, deren Herrschaft nur eine Zeit lang von Rundschit-Singh (s. d.) niedergehalten wurde. Trotz des theokratischen Grundzugs der Sikhsherrschaft leben Brahmadiener wie Mohammedaner ziemlich ruhig unter ihr. Der Hauptsitz der Sikhs, die kaum ein Sechstheil der Bevölkerung ausmachen, ist der Landstrich zwischen dem Setledsch und dem Rawi im Niederlande des Pendschab. Die im Gebiete ihres Staats gesprochenen Sprachen und Mundarten sind sehr zahlreich; doch ist Neupersisch die allgemeine Geschäftssprache. Die Sikhs beschäftigen sich nur mit Ackerbau, Viehzucht und dem Krieg, den die Sirdars, unter denen gegenseitige Befehdung an der Tagesordnung ist, als Gewerbe treiben. Dadurch sind die Sikhs zu einer entarteten Soldatesca geworden, die unter ihren verschiedenen Häuptlingen Dem dient, der am meisten ihnen zu gewähren fähig ist. Falschheit, Betrug und Meineid sind charakteristische Züge ihres entsittlichten Zustandes, und das System der Sirdars, die sehr unwissend sind, meist weder lesen noch schreiben können und sich zur Führung ihrer Geschäfte brahmin. oder mohammedan. Secretaire bedienen müssen, besteht in der Bedrückung ihrer Unterthanen, die nach ihrem ursprünglich religiös-politischen Princip gleiche Rechte mit ihnen haben sollten. In den Händen dieses demoralisirten Adels ruht auch die Rechtspflege, die durch ihn durchaus käuflich geworden ist. Dadurch ist das ganze Reich, besonders das früher so blühende Kaschmir, außerordentlich herabgekommen. Handel und Gewerbe liegen gänzlich darnieder, theils durch die Lasten, die auf ihnen ruhen, theils durch die Unsicherheit alles Besitzes und die Räubereien und Plackereien, welche sich die Sirdars gegen die Handelszüge und Gewerbtreibenden aller Art erlauben. Drei Punkte des Reichs sind durch ihre Manufacturthätigkeit berühmt, nämlich der Landstrich zwischen dem Setledsch und Beas durch seine Baumwollenfabrikation, welche die künstlichsten Gewebe liefert; Kaschmir durch die Verfertigung der berühmten Shawls (s. d.) und Multan wegen seiner ebenso berühmten Seidenzeuche. Auch in den Städten Lahore und Amritsir sind Shawl- und Seidenwebereien im Gange. Doch alle diese Gewerbe bewahren kaum nur noch einen Schatten ihrer frühern Blüte. Dagegen blüht in Folge des kriegerischen Geistes der Sikhs die Verfertigung von Waffen aller Art. Der Handelsverkehr wird trotz der zahlreichen Flüsse meist nur zu Lande betrieben; sein Hauptsitz ist die Stadt Amritsir. Die Staatsverfassung besteht seit Rundschit-Singh äußerlich in einer Militairdespotie, im Grunde aber fortwährend in der frühern zügellosen Häuptlingsaristokratie, denn die Erhaltung der Alleinherrschaft des Despoten, der den Titel Maharadscha, d. h. Großkönig, führt, hängt einzig von der Fähigkeit des Regierenden ab, die ihm zu Gebote stehende Militairkraft beständig an seine Person zu knüpfen. Diese Militairmacht bestand noch vor nicht langer Zeit aus mehr als 80000 M., von denen ein großer Theil durch franz. Offiziere europäisch organisirt ist. Die Einnahmen des Maharadscha beliefen sich auf 15 Mill. Thaler. Von den Städten ist zuerst zu erwähnen Lahore am Rawi

im Pendschab, in einer wohlangebauten Ebene, Hauptstadt des Reichs und Residenz des Maharadscha, mit 80000 E. Einst eine der Residenzen der Großmoguln und sehr blühend, jetzt aber von ihrem alten Glanze herabgesunken, bewahrt sie als Zeugen davon eine vor andern asiat. Städten sie auszeichnende gute Bauart und mehre prächtige Baudenkmale, unter denen sich besonders der Palast Ferokschir und die Kaisermoschee auszeichnen. In der Nähe befindet sich das prächtige Mausoleum des Großmoguls Schehanghir. Noch bevölkerter als Lahore ist Amritsir, ebenfalls am Rawiflusse, mit 100000 E., die heilige Stadt der Sikhs, früher die Hauptstadt ihres aristokratischen Bundes, und auch gegenwärtig noch Sitz ihres Oberpriesters. Nahe dabei liegt der heilige Tempel des Guru Gowind Singh mit dem von diesem geschriebenen Gesetzbuch und 600 Akalis oder Priestern, wo auch der Guru Mata oder die Bundesversammlung gehalten wird. Ferner sind zu nennen Kaschmir (s. d.); Pischauer am Kabulflusse, mit 70000 E. und einer berühmten mohammedan. Schule, einst die Residenz der Könige von Kabul, die in dem Balahissar residirten; Attok, das Taxila der Alten, über das Alexander der Große nach Indien eindrang, eine Grenzfestung am Indus, der Mündung des Kabul gegenüber, und in einer wichtigen strategischen Lage die Straße nach Kabul und somit den wichtigsten Verbindungsweg zwischen Indien und Westasien beherrschend; und Multan am Dschinab, eine große, einst blühende, feste, gut gebaute, durch die Sikhsherrschaft und die Verwüstungen der Afghanen und Mahratten aber in tiefen Verfall gerathene Stadt mit kaum noch 30000 E.

Lahr, Fabrikstadt im bad. Mittelrheinkreise, an der Schutter, hat über 6100 E., welche Lein- und Zeugweberei treiben und Fabriken in Tuch, Seidenband, Leder, Taback, Cichorien und Essig unterhalten, sowie auch ein Pädagogium und eine Armenanstalt mit Industrieschule. Nebst mehren Dörfern bildete sie sonst die Herrschaft Lahr, in der Ortenau, die früher im Besitz der Grafen von Geroldseck (s. d.) war und durch eine Erbtochter 1426 an Nassau kam, hundert Jahre später aber von der andern Linie der Grafen von Geroldseck in Anspruch genommen wurde. Der deshalb geführte Proceß dauerte über hundert Jahre und endete 1625 damit, daß die Herrschaft bei Nassau blieb, dieses aber bedeutende Summen an die Markgrafen von Baden und Hochberg und an die Grafen von Hohen-Geroldseck und Sulz zahlen sollte. Für diese Summen zur Hälfte zum Unterpfand gegeben, wurde sie, da Nassau auch die Zinsen zu zahlen unterließ, 1659 dem Markgrafen von Baden als Unterpfand eingeräumt, 1726 aber von Nassau wieder eingelöst. Sie war bei der nassauischen Ländertheilung im J. 1625 an die Linie Nassau-Idstein gekommen und fiel, als diese 1721 erlosch, an die Linie Nassau-Saarbrück und nach dem Erlöschen dieser letztern im J. 1728 an die Linie Nassau-Usingen. Im luneviller Frieden wurde sie an Baden abgetreten.

Lahyre, s. Lahire.

Laibach, ital. Lubiana, slaw. Lublan, die Hauptstadt des Königreichs Illyrien, des Guberniums Laibach und des Herzogthums Krain, liegt zu beiden Seiten der schiffbaren Laibach, über welche hier fünf Brücken führen, unweit der Einmündung dieses Flusses in die Sau, über die ebenfalls eine 540 Schritt lange Brücke von zehn Bogen führt. Sie ist zwar unregelmäßig gebaut, aber gut gepflastert und reinlich. Ansehnliche Gebäude sind die schöne Kathedrale mit Quallio's Fresken, das Rathhaus in altdeutscher Bauart und das alte ehemals feste Schloß auf einem Berge im Osten der Stadt. Die Zahl der Einwohner beläuft sich, die acht Vorstädte mit eingerechnet, auf 12000. Die Volkssprache ist die wendische, der sich aber viele deutsche und ital. Wörter beigemischt haben; doch wird auch viel Deutsch, Italienisch, Französisch und Neugriechisch gesprochen. Die Stadt ist der Sitz eines Bischofs und hat ein Lyceum mit bedeutender Bibliothek und einem agronomischen Garten, ein Gymnasium, ein Seminar, ein Landesmuseum im Auersberg'schen Palaste mit reichhaltigen Sammlungen, ein Theater und mehre gelehrte Gesellschaften. An Fabriken gibt es einige in Seide und Fayence. Der Speditions- und Commissionshandel nach Italien, Östreich, Baiern, Ungarn und die Türkei ist nicht unbedeutend, hat aber in neuerer Zeit viel gelitten. Das Bisthum wurde um die Mitte des 15. Jahrh. gestiftet. Vom Oct. 1809—13 war L. der Sitz des franz. Generalgouverneurs der illyr. Provinzen. Im Dec. 1820 wurde der Congreß von Troppau (s. d.) hierher verlegt, weil dabei die Gegenwart des Königs beider Sicilien, Ferdinand's I., nöthig schien und man Italien näher

sein wollte. Um durch gemeinschaftliche Berathungen die Ruhe Italiens gegen den Carbonarismus zu sichern, dem weitern Umsichgreifen erzwungener Staatsveränderungen Einhalt zu thun und die Ordnung in Neapel und Sicilien wiederherzustellen, versammelten sich daselbst im Jan. 1821 die Kaiser von Östreich und von Rußland, der König beider Sicilien und der Herzog von Modena. Zugegen waren von Seiten Östreichs der Staatsminister Metternich, von Seiten Rußlands die Staatsminister Kapodistrias, Nesselrode und Pozzo di Borgo, und von Seiten Preußens die Minister Hardenberg und Bernstorff, sowie Gentz als Protokollführer; ferner die franz. Gesandten Caraman, de la Ferronaye und der Herzog von Blacas, der großbritan. Gesandte Lord Stewart, die sardin. Gesandten Marquis von Saint-Marsan und Graf d'Aglié, der päpstliche Gesandte Cardinal Spina, der sicil. Gesandte Fürst Ruffo, und die Gesandten der übrigen kleinen Staaten Italiens. Der Congreß wurde am 26. Jan. 1821 eröffnet und dauerte bis in den Mai, da der Aufstand in Piemont, sowie die Nachricht von Ypsilantis' Unternehmen in der Moldau die Berathungen verzögerten. Zuerst ordnete man die neapolitan., dann die piemontes. Angelegenheiten. Durch die hierbei von Seiten Östreichs, Rußlands und Preußens befolgte Politik wurde das Recht der bewaffneten Intervention (s. d.) in die innern Angelegenheiten eines durch Parteien zerrütteten Nachbarstaats in das positive europ. Völkerrecht eingeführt. Nachdem die Ruhe in Neapel und Piemont wiederhergestellt war, erließen am 12. Mai die Kaiser von Östreich und von Rußland eine von ihren Ministern, auch von dem preuß. Gesandten Krusemark unterzeichnete Declaration, in welcher sie erklärten, niemals von den in den Conferenzen zu L. ausgesprochenen Grundsätzen abweichen zu wollen. Den gefaßten Beschlüssen trat auch Frankreich bei, ohne jedoch an der Vollziehung derselben Theil zu nehmen, Großbritannien jedoch versagte ihnen in ihrer Allgemeinheit in einem Rundschreiben Castlereagh's vom 19. Jan. 1821 seine Zustimmung.

Laichen nennt man die Befruchtung der Fische. Sie geschieht dadurch, daß das Weibchen seine Eier, den Laich, an den Ufern ausläßt, worauf das nebenan schwimmende Männchen den Laich mit seiner Milch begießt. Die Laichzeit ist gewöhnlich im Frühjahr und die Fische dürfen dann nicht beunruhigt werden.

Laien, nach dem Etymon des Worts zum Volke Gehörige, heißen in der katholischen Kirche, im Gegensatze gegen den Klerus (s. d.) oder die Kleriker, die Weltlichen; Laienbrüder und Laienschwestern die zur Bedienung der Ordenspersonen in Klöstern bestimmten Personen; Laienpriester die Priester, welche kein Klostergelübde abgelegt haben, und Laienpfründen die geistlichen Pfründen, welche Weltliche besitzen; laisiren endlich bezeichnet eine Strafe, durch welche ein Geistlicher degradirt und in den Laienstand zurückversetzt wird. Die in den ersten Jahrhunderten der Kirche nachweisbare Theilnahme der Laien an Gemeindeangelegenheiten ist nur allmälig unter dem Einflusse der Hierarchie verloren gegangen. In der protestantischen Kirche, welche auf Grund der Bibel das gemeinsame Priesterthum aller Christen behauptet, aber der Ordnung wegen blos Einzelne mit dem geistlichen Amte betraut, können Nichtgeistliche nur im uneigentlichen Sinne Laien genannt werden. Da im Mittelalter die Geistlichen die einzigen Gelehrten waren, so bedeutet Laie auch oft so viel als ein Ungelehrter.

Lainé (Jos. Henri Joachim), franz. Minister und Pair, geb. am 11. Nov. 1767 zu Bordeaux, begrüßte als junger Advocat gleich seinen Collegen die Revolution als das Ende der Misbräuche, ließ sich jedoch nicht in die Strudel derselben hinabreißen. Erst 1808 verließ er seinen Beruf, in welchem er sich talentvoll und höchst uneigennützig bewiesen, und trat in den Gesetzgebenden Körper. Schon oft hatte er in dieser Zeit parlamentarischer Knechtschaft großen Freimuth bewiesen. Als Napoleon zu Ende des J. 1813 die Bestätigung neuer Opfer an Geld und Menschen foderte, gab sich L. zum Berichterstatter eines Commissionsbeschlusses her, der den Frieden und zur Sicherheit des Eigenthums und der Person constitutionelle Garantien verlangte. Der Zorn Napoleon's war grenzenlos. Nachdem der Sitzungssaal für den 31. Dec. geschlossen worden, schalt der Policeiminister in der Weise eines Soldaten die Mitglieder der Commission aus, und in einer kaiserlichen Sitzung vom 2. Jan. 1814 bezeichnete Napoleon selbst L. als einen Bösewicht und Verräther, der

von der engl. Regierung erkauft sei. L. zog sich sogleich nach Bordeaux zurück; doch nach der ersten Restauration wurde er von Ludwig XVIII. zum Präsidenten der Deputirtenkammer berufen. Die Rückkehr Napoleon's zwang ihn von neuem zur Flucht nach Holland. Nach der zweiten Restauration kehrte er auf den Präsidentenstuhl zurück, und so aufrichtig er der bourbonischen Dynastie ergeben war, ebenso heftig bekämpfte er jetzt die gegen die Verfassung gerichteten Plane der Ultraroyalisten. Am 7. Mai 1816 zum Minister des Innern ernannt, setzte er die Auflösung der sogenannten Chambre introuvable (s. d.) durch und legte der neuen Kammer ein neues Wahlgesetz vor, das die jährliche Erneuerung der Kammer zu einem Fünftheil, einfache Wahlen und einen Wahlcensus von 300 Francs beantragte. Das Gesetz wurde am 5. Febr. 1817 angenommen, aber L. mußte sehr bald die Folgen davon empfinden, denn die ultraroyalistische wie republikanische Partei wurden dadurch in der Kammer nur zahlreicher. Nach einer segensreichen Wirksamkeit für die innern Interessen des Landes sah er sich genöthigt, sein Portefeuille am 29. Dec. 1818 Decazes (s. d.) zu überlassen. Er trat nun als Abgeordneter aus dem Departement der Gironde in die Kammer, in der er die beiden Extreme zugleich bekämpfte. Unter dem Ministerium Richelieu erhielt er die Präsidentschaft im Conseil für den öffentlichen Unterricht, und am 21. Dec. 1820 wurde er zum Staatssecretair ohne Portefeuille erhoben. Beide Ämter mußte er indeß seiner schwächlichen Gesundheit wegen bald aufgeben. In der Kammersitzung von 1821 erwarb er sich durch die Würde und Charakterfestigkeit, womit er den grausamsten Angriffen der äußersten Linken begegnete, selbst die Achtung seiner politischen Gegner. Als 1823 die Intervention in Spanien zur Discussion kam, trug er vergebens auf die Bewahrung der Neutralität an; ebenso vergebens suchte er die Gemüther bei der ungesetzlichen Austreibung Manuel's (s. d.) zu versöhnen. Gegen Ende des J. 1823 erhielt er die Pairswürde und den Titel eines Vicomte. Die Begeisterung, zu welcher er sich in der Pairskammer in Betreff der griech. Angelegenheiten erhob, theilte sich der ganzen Kammer mit. Ebenso wirksam sprach er gegen die Einführung geistlicher Frauenorden, und bei der Petition des Grafen Montlosier gegen die Jesuiten foderte er kühn die Anwendung der Gesetze. Er war zu aufgeklärt, um nicht den Sturz der Bourbons und eine neue Katastrophe vorauszusehen; allein die Hinfälligkeit seines Körpers verstattete ihm nicht mehr, seine Stimme gegen diese blinde Politik zu erheben. „Les rois s'en vont" äußerte er kurze Zeit vor seinem Tode, und nach dem bereits historisch gewordenen Worte sprach er nicht mehr. Er starb unverheirathet und arm am 17. Dec. 1835 an der Brustwassersucht. War L. auch kein großer Menschenkenner und Staatsmann, fehlte seinen blühenden Reden auch die logische Schärfe, so war er doch um so trefflicher als Mensch wie als Bürger.

Lainez (Alex.), ein franz. Dichter, geb. 1650 zu Chimay im Hennegau, bereiste in seiner Jugend Griechenland, die Levante, Ägypten, Italien und die Schweiz und lebte dann in Paris, wo er am 18. Apr. 1710 starb. Gleich seinen Freunden Chapelle, Chaulieu und Lafare ein praktischer Epikuräer, besang er, wie sie, den sinnlichen Lebensgenuß in eleganten, anmuthigen und geistreichen Versen. Trotz seiner Scheu vor aller Anstrengung besaß er tiefe Kenntnisse in den alten und neuen Sprachen und seine Reisen hatten ihn zum trefflichen Geographen gemacht; doch nie wendete er diese Kenntnisse zu seinem Vortheile an. Er liebte die Ungebundenheit so sehr, daß oft keiner seiner Bekannten seine Wohnung wußte, schlug selbst ansehnliche Ämter aus und begnügte sich damit, daß ihn die sogenannte gute Gesellschaft von Paris nicht entbehren konnte. Sein Witz war unerschöpflich, seine frohe Laune unverwüstlich und über die Beschränktheit seiner ökonomischen Verhältnisse wußte er sich hinwegzusetzen. Seine Gedichte entstanden meist bei Tische und wurden von Freunden aufgeschrieben, die sie herausgaben (Par. 1733; neue Aufl., 1753).

Lainez (Jak.), s. Laynez.

Laing (Alex. Gordon), brit. Reisender, geb. am 27. Dec. 1794 zu Edinburg, widmete sich anfangs dem Berufe seines Vaters, der daselbst einer Erziehungsanstalt vorstand, verließ aber in seinem 16. Jahre diese Laufbahn und trat in den Militairdienst. Dieser führte ihn zunächst nach Westindien. Im J. 1811 stand er auf der Insel Barbados als Fähnrich unter seinem Oheim, dem nachmaligen General Gordon, im J. 1820 in Sierra-Leone als Lieutenant und Adjutant unter dem Gouverneur Sir Charles Macarthy. Um

diese Zeit wurden von der engl. Regierung Versuche, mit afrikan. Häuptlingen geregelte Handelsverbindungen anzuknüpfen und auf diese Weise dem verderblichen Sklavenhandel die Nahrung zu entziehen, bereits mit Nachdruck betrieben. In diesem Sinne hatte Sir Charles schon 1818 den Kaufleuten von St.-Mary am Gambia Vorstellungen gemacht. Von Sierra-Leone aus, einem der günstigsten Punkte, um die Verwirklichung seiner Plane zu beginnen, suchte der Gouverneur zunächst das Land zwischen dem Flusse Rockelle, an dessen Mündung die Colonie liegt, und dem Gambia, und die Stimmung der dortigen Negerkönige in Bezug auf einen geregelten Handel mit den Briten kennen zu lernen und sendete zu diesem Zwecke den reiselustigen, gewandten und unternehmenden L. zweimal in die genannte Gegend. Auf diesen Reisen, denen wir die erste genauere Kenntniß der Örtlichkeiten um Timbuktu und das Quellgebiet des Dscholiba (Niger) verdanken, knüpfte L. mit dem Könige der Fulas von Futta Yallu in Timbuktu, der Hauptstadt dieses Landes, eine Verbindung an, die später immer mehr an Festigkeit gewann; doch konnte er selbst das begonnene Werk nicht fortsetzen, da der Ausbruch des Aschantikriegs, dessen Opfer Macarthy 1824 wurde, ihn nach Sierra-Leone zurückrief. Nachdem der Gouverneur gefallen war, wurde L. nach England geschickt, um dort über den Stand der Sachen persönlich zu berichten. Zu seiner Freude erhielt er den Auftrag, eine Reise zur Erforschung des Nigerlaufs auszuführen. Er reiste, in den Majorsrang erhoben, 1825 nach Tripolis, von wo aus er durch die Wüste in das Innere vorzudringen versuchen wollte, und brach von Tripolis am 16. Juli 1826 mit der Karavane nach Timbuktu auf, wo er auch am 18. Aug. anlangte. Auf einem Ausfluge, den er von Timbuktu mit einer andern Karavane hinunter nach Sansanding am Dscholiba unternahm, fiel er einem fanatischen Araberscheikh in die Hände, der ihn mit Gewalt zum Islam bekehren wollte, und starb, erdrosselt, den christlichen Märtyrertod. Vgl. seine „Travels through Africa" (Lond.).

Laios, der Vater des Ödipus (s. d.).

Lairesse (Gérard de), Historienmaler und Kupferstecher, geb. 1640 zu Lüttich, bildete sich sehr schnell zum geschickten Portraitmaler, verdiente mit Leichtigkeit vieles Geld, brachte es aber ebenso schnell wieder durch, da er ein sehr unordentliches Leben führte. Er erblindete 1690 und starb zu Amsterdam 1711. In seiner Blindheit dictirte er seine „Groot Schilderboek" (2 Bde., Amst. 1707; 2. Aufl., 1712, 4.), ein sehr geschätztes Werk, das ins Deutsche (3 Bde., Nürnb. 1728; 3. Aufl., 1800, 4.), Französische (2 Bde., Par. 1787, 4.) und Englische übersetzt wurde. L. erhob sich einigermaßen über das Niveau der damaligen Manieristen, und erinnert theils an die Kraft und Tüchtigkeit der bessern Naturalisten seiner Zeit, theils und ganz besonders in der Anordnung an die kalte Reinheit seines Vorbildes Nic. Poussin. Doch kommt er Poussin an Würde und Größe nicht gleich; auch ist die Ausführung zumeist viel leichtfertiger bei ihm als bei diesem. Seine Figuren sind, obgleich mit akademischer Richtigkeit gezeichnet, zu kurz und zu wenig graziös, sein Colorit oft zu sehr ins Röthliche gehend und ins Dunkle schattirt. Er arbeitete zu schnell, wie dies namentlich sein Apollon mit den neun Musen beweisen, den er in Einem Tage vollendet haben soll. Eins seiner vorzüglichsten Gemälde ist Antiochus und Stratonice. Seine radirten Blätter, von denen einige sehr geschätzt sind, wurden von Nic. Visscher herausgegeben. Viele andere Künstler haben nach ihm gestochen. — Von seinen drei Brüdern, die ebenfalls Maler waren, zeichneten sich aus Ernst de L. als Thiermaler und Jac. de L., der auch ein Werk über die praktische Malerei in flamändischer Sprache geschrieben hat, als Blumenmaler; auch seine drei Söhne waren Maler, sind aber ihren Leistungen nach wenig bekannt geworden.

Lais, von dem keltischen Laidh, d. i. Vers oder Lied, war anfangs auch im Altfranzösischen, wie noch gegenwärtig Lays im Englischen, eine ganz allgemeine Bezeichnung für Lieder oder Weisen überhaupt. Später verstand man darunter vorzugsweise solche Lieder und Weisen, die entweder eigentliche Volkslieder waren, oder doch in stofflicher oder formeller Hinsicht einen volksmäßigen Charakter behalten hatten, und setzte die Lais meist den Chansons oder eigentlichen Kunstliedern entgegen. So hießen in der altfranzös. und mittelengl. Poesie Lais und Lays erzählende Gedichte, die, wenn auch nicht mehr zum Absingen bestimmt, doch auf Volkslieder und Volksballaden gegründet waren, besonders wenn sie bretonische Volkssagen behandelten, wie z. B. die so berühmt gewordenen Lais

der im 13. Jahrh. blühenden anglo-normandischen Dichterin Marie de France, die mit deren andern „Poésies“ von Roquefort herausgegeben wurden (2 Bde., Par. 1820). So wurden in der Terminologie der Trouvères und selbst noch der spätern franz. Kunstdichter durch Lais auch rein lyrische Lieder bezeichnet, die aber von der strengern typischen Form der eigentlichen Kunstlieder darin abwichen, daß sie einen losern ungleichmäßigen Strophenbau hatten und nach wechselnder Melodie verfaßt waren, kurz deren Form nicht aus dem reinen Princip der Kunstpoesie, sondern vielmehr aus dem der Volkspoesie, wenn auch schon durch Vermittelung der volksmäßigen mittellateinischen Kirchenpoesie, hervorgegangen war. Deshalb übersetzten auch die mittelhochdeutschen Dichter Lais durch Leiche (s. d.), weil diese beiden Dichtungsgattungen nicht blos zufällig eine formelle Ähnlichkeit hatten, sondern haben mußten, weil sie aus einem gemeinsamen Princip, dem der Volkspoesie, hervorgegangen und nach gemeinsamen Vorbildern, den volksmäßigen Kirchenliedern, gebildet waren. Vgl. F. Wolf, „Über die Lais, Sequenzen und Leiche“ (Heidelb. 1841).

Laïs ist der Name zweier berühmter griech. Hetären (s. d.), von denen besonders die ältere, deren Blütezeit in die zweite Hälfte des peloponnes. Krieges fällt, durch außerordentliche Schönheit sich auszeichnete, sodaß sie selbst dem Maler Apelles als Muster diente und nach ihrem Tode durch öffentliche Denkmäler verherrlicht wurde. Sie war eine Tochter der Timandra, einer Freundin des Alcibiades, stammte aus Hykkara in Sicilien, wendete sich aber schon frühzeitig nach Griechenland und entwickelte namentlich zu Korinth (s. d.), dem damaligen Sitze des buhlerischen Lebens, ihre verführerischen Künste mit solcher Macht, daß nicht nur die Vornehmsten und Reichsten des Staats, sondern auch Redner, Dichter und Philosophen, unter letztern vor Allem Aristipp (s. d.), sich um ihre Gunst bewarben, obwol Demosthenes, den ihre Reize ebenfalls dorthin gelockt hatten, von der Größe ihrer Foderung abgeschreckt, sie mit den Worten wieder verließ: „So theuer mag ich mir die Reue nicht erkaufen“. Dagegen schenkte sie dem Cyniker Diogenes unentgeldlich, ihre Gunst. Von Korinth aus begab sie sich nach Thessalien, wo sie von einigen Weibern aus Eifersucht über ihre Schönheit der Sage nach im Tempel der Venus ermordet wurde. Doch wird diese Todesart von Einigen der jüngern Laïs zugeschrieben, deren Lebensverhältnisse noch weniger bekannt und noch unsicherer sind, da Mehre von den Alten erzählen, die ältere sei während des Liebesgenusses gestorben oder an dem Kern einer Olive erstickt. Vgl. Jacobs, „L., die ältere und die jüngere“, in dessen „Vermischten Schriften“ (Bd. 4, Lpz. 1830). Als idealische Schönheit ist L. von Wieland in seinem „Aristipp“ dargestellt.

Lakedämon, der Sohn des Zeus und der Taygete, der Gemahl der Sparta, des Eurotas Tochter, und der Vater des Amyklas, der Eurydice und Asine, gab dem spartan. Gebiet seinen Namen. (S. Sparta.) Er soll den Tempel der Chariten zwischen Sparta und Amyklä erbaut haben, und sein Heroon befand sich bei Therapne.

Lakediven, s. Malediven.

Lakonien, s. Sparta.

Lalande (Jos. Jérôme Lefrançais de), einer der berühmtesten Astronomen der neuern Zeit, geb. zu Bourg im Departement de l'Ain am 11. Jul. 1732, studirte, nachdem er seine Vorbildung bei den Jesuiten in Lyon genossen, zu Paris die Rechte, zugleich aber Mathematik und Astronomie und zwar mit solchem Erfolge, daß die Akademie, auf Lemonnier's Empfehlung, ihn 1751 zur Bestimmung der Parallaxe des Mondes nach Berlin schickte, während Lacaille zu gleichem Zwecke nach dem Cap der guten Hoffnung ging. Friedrich der Große konnte beim Anblick des jungen Astronomen seine Verwunderung nicht bergen; nachdem aber L. seine Aufgabe gelöst hatte, erhielt er nicht nur Zutritt bei Hofe, sondern wurde auch in die Akademie aufgenommen. Er brachte die Nächte auf der Sternwarte zu, studirte des Morgens unter Euler Analyse, Abends war er mit Maupertuis, d'Argens und Lamettrie in der Umgebung des Königs. Obschon in den Regeln strenger Frömmigkeit erzogen, gewöhnte er sich bald an die philosophischen Ansichten dieser Männer, und ging allmälig zu einem entschiedenen Atheismus über. Im J. 1752 kehrte er nach Frankreich zurück und prakticirte aus Liebe für seinen Vater einige Zeit als Advocat in Bourg, dann ging er nach Paris, wo er 1753 in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen und ihm zugleich die Stelle eines königlichen Astronomen übertragen wurde.

Seine Arbeiten über den Mond, dessen Diameter er mit Hülfe eines von ihm construirten Sonnenmessers von 18 F. bestimmte, brachten ihn mit Lacaille in Verbindung, dagegen zerfiel er deshalb mit Lemonnier. Bei den daraus folgenden Streitigkeiten benahm er sich etwas unzart gegen Lemonnier, wie er denn überhaupt durch unbesonnene Freimüthigkeit und Derbheit sich viele Feinde machte. Im J. 1761 wurde er Lemonnier's Nachfolger in der Professur am Collége de France und wußte seinen Vorlesungen einen seltenen Reiz zu geben. In den J. 1765 und 1766 bereiste er Italien, worüber er in der „Voyage d'Italie" (9 Bde., Par. 1786, nebst Atlas in 4.) berichtete. Als Director der pariser Sternwarte starb er am 4. Apr. 1807. Sein ganzes Leben hindurch beschäftigte er sich hauptsächlich mit der Theorie der Planeten. Es hat größere Astronomen gegeben als L., aber gewiß nur wenige, die das Studium der Astronomie im Großen gleich ihm gefördert haben. Sein Charakter war ein sonderbares Gemisch von empfehlungswerthen Eigenschaften und auffallenden Sonderbarkeiten; Eitelkeit und Ruhmsucht waren die hervorstechenden Züge seines Wesens. Er lieferte eine Ausgabe der Halley'schen Tabellen, sowie die Geschichte des Kometen von 1759, gab seit 1760 die „Connaissance des temps" und 1761 eine Karte heraus, welche die Phasen des damaligen Durchgangs der Venus durch die Sonnenscheibe für alle Gegenden der Erde bezeichnete. Sein Hauptwerk ist der „Traité d'astronomie" (2 Bde., Par. 1764; 3. Aufl., 4 Bde., 1780, 4.). Ferner sind, abgesehen von seinen zahlreichen astronomischen Abhandlungen, zu nennen seine „Bibliographie astronomique" (Par. 1802, 4.); sein „Des canaux de navigation et spécialement du canal de Languedoc" (Par. 1778, Fol.), das eine allgemeine Geschichte aller Kanäle enthält, und „Abrégé de navigation historique, théorique et pratique" (Par. 1793, 4.), das besonders wegen der Literatur werthvoll ist. Für Damen schrieb er seine „Astronomie des dames" (Par. 1785; neueste Aufl., 1824) und für Dilettanten den „Abrégé d'astronomie" (2. Aufl., Par. 1795). Auch hat er „Discours", „Eloges" und sogar mit Sylvestre Maréchal ein „Dictionnaire des athées anciens et modernes" (Par. 1800) geschrieben. Bei seinem Tode stiftete er bei der Akademie einen jährlichen Preis für die beste astronomische Abhandlung oder die merkwürdigste Beobachtung. — Auch sein Neffe, Michel Jean Jérôme Lefrançais L., geb. zu Paris 1765, machte sich als Astronom rühmlich bekannt.

Lälius (Cajus), wegen seiner Tüchtigkeit und Bildung von den Römern gefeiert und der Weise (Sapiens) genannt, war ein Sohn des C. Lälius, der, ein Freund des ältern Scipio Africanus, im zweiten pun. Kriege dessen Flotte befehligt und im J. 190 mit L. Scipio Asiaticus das Consulat bekleidet hatte. Im J. 145 kämpfte er als Prätor mit glücklichem Erfolg gegen Viriathus in Lusitanien; Consul war er im J. 140 mit Q. Servilius Cäpio. Seine Weisheit, durch bedeutende Rednergabe unterstützt, verschaffte ihm großen Einfluß, namentlich im Senat, auf die Lenkung des Staats. Mit dem jüngern P. Scipio Africanus lebte er in vertrautester Freundschaft, weshalb auch Cicero in dem nach ihm benannten Gespräch über das Wesen der Freundschaft ihn als Hauptredner einführt, und beförderte mit ihm die Aufnahme griech. Bildung im Rom. Das Gerücht schrieb ihm auch einen wesentlichen Antheil an den Komödien des ihm befreundeten Terentius zu. — Seine Tochter Lälia, an Q. Mucius Scävola den Augur verheirathet, war wegen ihrer edlen Bildung berühmt.

Lallemand (Claude-Franç.), Professor der medicinischen Facultät zu Montpellier und Oberwundarzt des Civil- und Militairhospitals daselbst, geb. am 26. Jan. 1790 zu Metz, studirte zu Paris Medicin, wo er sich die Doctorwürde erwarb und kam 1819 nach Montpellier. Von seinen Schriften sind zu erwähnen „Propositions de pathologie" (Par. 1818; 2. Aufl. unter dem Titel „Observations pathologiques", Par. 1825); „Recherches anatomico-pathologiques sur l'encéphale" (3 Bde., Par. 1820—1836); „Observations sur les maladies des organes génito-urinaires" (2 Bde., Par. 1825—27; deutsch von Pestel, 2 Bde., Lpz. 1825—28); die Ausgabe von Verdier's und Marschal's „Clinique medico-chirurgicale" (Par. 1834) und „Des pertes séminales involontaires" (2 Bde., Par. 1836—38; deutsch von Osterdinger, Stuttg. 1840).

Lally-Tolendal (Thom. Arthur, Graf von), ein Opfer der franz. Justiz im 18.

Jahrh., gehörte einer irischen mit Jakob II. in Frankreich eingewanderten Familie an und wurde 1698 in der Dauphiné geboren. Er trat in das irische Regiment, das sein Vater, Sir Gérard L., befehligte, und zeichnete sich 1741 in Flandern so aus, daß man für ihn ein zweites irisches Regiment errichtete. An der Spitze desselben wurde er nach dem Siege bei Fontenoi auf dem Schlachtfelde zum Brigadier ernannt. Im folgenden Jahre mußte er sich an der Expedition des Prinzen Karl Eduard (s. d.) nach Schottland betheiligen und diente demselben als Adjutant in der Schlacht bei Falkirk. Im J. 1747 kämpfte er wieder in den Niederlanden, zeichnete sich namentlich in der Belagerung von Bergen op Zoom aus und erhielt den Grad eines Maréchal-de-Camp. Ludwig XV. ernannte ihn 1756 zum Generallieutenant und Generalcommandanten aller franz.-ostind. Niederlassungen. L. schiffte sich im Mai 1757 auf einer Escadre von vier Schiffen mit vielen Großen und vier Bataillons ein, kam aber erst nach zwölf Monaten an den Ort seiner Bestimmung. Er eröffnete sogleich den Kampf gegen die brit. Besitzungen, eroberte eine Menge Plätze und Städte, belagerte selbst Madras, mußte sich aber nach einer schweren Niederlage unter den Mauern von Vandarachi auf das bedrohte Pondichéry zurückziehen. Im März 1760 wurde die Stadt in der That von einer zahlreichen engl. Armee und von der Seeseite durch eine Flotte von 14 Linienschiffen eingeschlossen. Nachdem L. sechs Monate diese Belagerung gegen den zwanzigmal stärkern Feind ausgehalten, gerieth er in die traurigste Lage. Gehaßt von der Bevölkerung, umgeben von 700 ausgehungerten Soldaten, wußte er sich dessenungeachtet noch vier Monate zu halten. Endlich am 14. Jan. 1761 bot er dem Feinde eine Capitulation an; allein der brit. General Coote verwarf den Antrag, und Pondichéry mußte am 16. seine Thore ohne Bedingung öffnen. L. wurde nun als Kriegsgefangener nach England geschafft, und als er daselbst erfuhr, daß man ihn in Frankreich der Verrätherei und Feigheit beschuldige, wirkte er sich von dem engl. Ministerium die Erlaubniß aus, zu seiner Rechtfertigung nach Paris zu reisen. Hier angekommen, versprach der Hof die Untersuchung seiner Sache, ließ ihn jedoch ein Jahr warten und setzte ihn dann in die Bastille, wo er 19 Monate ohne Verhör zubrachte. Das Parlament zu Paris, welches den Proceß gegen L. zu führen hatte, verurtheilte ihn am 6. Mai 1766 zur Strafe des Schwertes, weil er die Interessen des Königs wie der indischen Compagnie verrathen habe, und drei Tage darauf wurde er enthauptet. Zehn Jahre später brachte es der besonders von Voltaire unterstützte Sohn L.'s dahin, daß der König die Revision des Processes befahl. Obschon das Parlament zu Rouen das Urtheil formell richtig erklärte, war doch die Unschuld des Verurtheilten so klar erwiesen, daß der König in einem Arrêt vom 21. Mai 1778 das Urtheil cassiren und die Ehre L.'s wiederherstellen mußte. Sein Sohn, Trophime Gérard, Marquis von L., geb. am 5. März 1751 zu Paris, gehörte zu Denjenigen in den Generalstaaten, die sich 1789 mit dem dritten Stande verbanden. Von den demokratischen Tendenzen der Nationalversammlung erschreckt, suchte er sich jedoch später dem Hofe wieder zu nähern. Als Berichterstatter des Verfassungscomité schlug er die Errichtung zweier Kammern vor, auch setzte er seinen auf die Erhaltung der Aristokratie gegründeten Plan in der Schrift „Rapport sur le gouvernement, qui convient à la France" (1789) auseinander. Schon nach den Ereignissen vom 5. und 6. Oct. zog er sich in die Schweiz zurück. Von hier aus veröffentlichte er 1790 eine beißende, gegen die Unterdrückung der Adelsrechte gerichtete Satire; dessenungeachtet hatte er den Muth, 1792 zum Schutze des Königs in Paris zu erscheinen. Nach der Katastrophe vom 10. Aug. wurde er verhaftet; den Septembermetzeleien entging er, indem seine Freunde ihn kurz vorher zur Flucht nach England verhalfen. Beim Processe des Königs bot er sich dem Convent als Vertheidiger an, und als er keine Antwort erhielt, gab er seine Vertheidigung in den Druck. Einige Jahre später erschien von ihm „Défense des émigrés franç., adressée au peuple franç." (1794; neue Aufl., 2 Bde., Par. 1825), welche Schrift in zwei Monaten zehn Auflagen erlebte und großes Aufsehen machte. Nach der Revolution vom 18. Brumaire kehrte er nach Frankreich zurück und lebte zu Bordeaux ganz seiner literarischen Muße. Ludwig XVIII. erhob ihn nach der ersten Restauration zum Staatsrath und im Aug. 1815 zum Pair. Auch in der Pairskammer blieb L. seinen frühern politischen Ansichten treu; er vertheidigte zum Ärger des Hofs die constitutionellen Freiheiten, be-

trachtete aber als wesentliche Grundlage des Staats eine starke, privilegirte Aristokratie Er starb, vom Schlage getroffen, am 11. März 1830. Außer vielen andern, die Zeitereignisse betreffenden Schriften erschien von ihm ein „Essai sur la vie de Thomas Wentworth, comte de Strafford" (Lond. 1795; 2. Aufl., Par. 1814).

Lama ist der Name einer Säugthiergattung, die in Amerika die Gattung Kameel vertritt, von dieser aber theils durch freie Zehen, theils durch Mangel eines Höckers sich unterscheidet und kleinere Thiere in sich schließt. Man kennt mehre Arten, unter welchen das zahme Lama wol die bekannteste sein mag, ein Thier mit sonderbar eckigem Schädel, sehr langem Halse, grobem weißen, braunen oder schwarzen Haare, von sehr frugalen Gewohnheiten und fähig, auf den schlechtesten und gefährlichsten Alpenpfaden zu gehen und dabei eine Last von fast einem Centner zu tragen, weshalb es in den Hochgebirgen von Peru und Bolivia einst das einzige Lastthier und noch gegenwärtig den werthvollsten Besitz der Ärmsten unter den Indiern bildet. Fleisch und Milch sind gut, und das grobhaarige Fell dient mindestens zu Decken. Das wilde Stammthier lebt in den Cordilleras, unterscheidet sich durch feines seidenartiges Grundhaar und heißt Guanaca. Die Alpacas (s. d.) sind nur durch Cultur entstandene feinwollige Abart des gemeinen Lama. Die Vicuña endlich kommt nur im wilden Zustande in den Anden vor, ist von der Größe einer Ziege und hat eine sehr geschätzte metallisch glänzende goldbraune Wolle.

Lama bedeutet in der tibetanischen Sprache Priester. Mit der Annahme des Buddhaismus kam dieses Wort auch zu den Mongolen und Kalmücken, deren Religion man daher öfters die lamaische genannt hat. In derselben wird als höchster Gott Buddha (s. d.) und als dessen Stellvertreter Dalaï-lama, d. i. Meerespriester, verehrt. Dalaï-lama ist das Oberhaupt der geistlichen und weltlichen Macht in Tibet. Er ist nicht blos sichtbarer Stellvertreter der Gottheit auf Erden, sondern zugleich eine wirkliche Gottheit. Seinen gewöhnlichen Wohnsitz hat er abwechselnd in den beiden in der Nähe von Lassa, der Hauptstadt Tibets, gelegenen Klöstern. Stets ist er von einer Menge Priester umgeben; kein weibliches Wesen aber darf da, wo er sich aufhält, übernachten. Die Anbetung der Gläubigen empfängt er mit übereinandergeschlagenen Beinen sitzend auf einer Art Altar. Nächst den Tibetanern bezeigen ihm die Mongolen die größte Ehrerbietung. Er grüßt Niemand und begnügt sich, seine Hand auf das Haupt der Gläubigen zu legen, die dadurch Vergebung der Sünden zu erlangen glauben. Nur zu Zeiten theilt er geweihte Kügelchen aus, mit denen man viel Aberglauben treibt. Seine Macht war früher größer als gegenwärtig, wo er vom Kaiser von China, obschon ihm dieser in religiöser Hinsicht unterworfen ist, abhängt. In seiner Hauptstadt Lassa liegt stets eine chines. Garnison und in Peking gibt es einen Unterlama, der als Nuntius von Tibet abgesandt wird. Dem Dalaï-lama stehen an Macht zunächst der Tischu-lama oder Bogdo-lama, welcher zu Tischu-Lumbu, zehn Tagereisen seitwärts von Lassa, wohnt, und der Dharma-lama, der in Butan residirt. Untergeordnet sind ihnen zahlreiche Geistliche von verschiedenem Range, die in großem Ansehen stehen, den Unterricht besorgen, zum Theil nach gewissen Ordensregeln und nach Verschiedenheit der Sekten bald verheirathet sind, wie die Rothmützen oder die Anhänger des Tischu-lama, bald in ehelosem Stande leben, wie die Gelbmützen oder Anhänger des Dalaï-lama.

Lamarck (Jean Bapt. Ant. Pierre Monet de), einer der berühmtesten Naturforscher Frankreichs, geb. aus einer adeligen Familie zu Bazentin in der Picardie am 1. Aug. 1744, trat 1760 in Kriegsdienste, die er aber bald mit dem Studium der Medicin und Naturwissenschaften vertauschte. Nachdem er sich längere Zeit mit Meteorologie beschäftigt und deshalb 1778 von der Akademie eine Belobung erhalten hatte, wendete er seine Thätigkeit der Botanik zu und ersann eine neue Methode, Pflanzen zu classificiren, die er die analytische nannte, die aber als eine unwissenschaftliche keinen Beifall erhielt, obgleich er sie in seiner „Flore française" (3 Bde., Par. 1780; 2. Aufl., 1793) befolgte, die nachmals Decandolle (s. d.) ganz umarbeitete. Nachdem er zur botanischen Abtheilung von Panckouke's „Encyclopédie méthodique" die beiden ersten Bände geliefert und zwei andere botanische Werke an Poiret und an Mirbel zur Fortsetzung überlassen hatte, vertauschte er die Botanik mit der Zoologie, wurde 1792 Professor der Naturgeschichte der niedern Thiere

am Jardin des plantes, und leistete Außerordentliches und Verdienstliches in dieser Wissenschaft, deren specielles Studium er erst mit dem 50. Lebensjahre begann. Im Besitze eines großen Rufes als Forscher und Lehrer und ausgezeichnet durch die Regierung starb er am 20. Dec. 1829, nachdem er die letzten 17 Jahre seines Lebens in Folge der Pockenkrankheit völlig erblindet zugebracht hatte. Seine zoologischen Schriften sind als systematische Aufzählung und Zusammenstellung einer unendlichen Menge von theils wenig bekannten Arten werthvoll; insbesondere ist sein berühmtestes Werk „Histoire naturelle des animaux sans vertèbres" (7 Bde., Par. 1815—22; 2. Aufl. von Deshayes und Milne Edwards, Bd. 1—10, Par. 1835—45) jedem Zoologen unentbehrlich. Anders verhält es sich aber mit dem speculativen Theile dieser Schriften, denn theils aus einer gewissen Sucht nach Originalität, theils wol auch in Folge einer eigenthümlichen Geistesrichtung, hatte sich L. eine Philosophie erschaffen, die, meist auf unsichern Grundlagen ruhend, die wunderlichsten Hypothesen aufstellt, theilweis aus Misverständniß der deutschen Naturphilosophie entstanden sein mag, und am wenigsten in Frankreich Beifall gefunden hat, wo die Naturforschung einen sehr entgegengesetzten Weg befolgt. Daher hat auch die „Philosophie zoologique" (2 Bde., Par. 1809), in welcher L. seine Ansichten niederlegte, nur vorübergehendes Aufsehen erregt und ihren Verfasser nicht überlebt. Als vergessen können jene Schriften des übrigens sehr fruchtbaren L. gelten, in welchen er, zwischen 1794 und 1805, die Lehrsätze der neuen Chemie und Physik angriff und den Resultaten der Forschung seine Speculationen und Paradoxen entgegenzustellen versuchte.

Lamarque (Maximilian, Graf), franz. Generallieutenant und Deputirter, geb. am 22. Juli 1770 zu St.-Sever im Departement Landes, wendete sich durch seinen Vater, der Mitglied der constituirenden Versammlung war, zeitig der Revolution zu und trat 1791 als Gemeiner in das Heer. Schon nach einigen Tagen stieg er zum Hauptmann in der sogenannten höllischen Colonne Latour d'Auvergne's (s. d.). Im Vortrabe der Pyrenäenarmee unter Moncey stürzte er sich 1793 mit 200 Grenadieren auf Fuentarabia und nahm den Platz zugleich mit 80 Kanonen und 1800 Kriegsgefangenen. Zum Lohne dieser außerordentlichen That wurde er Generaladjutant und diente nun als solcher in Italien und am Rhein, wo er in der Schlacht bei Hohenlinden sich auszeichnete. Nach dem Frieden von Luneville befehligte er in Spanien unter Leclerc als Brigadegeneral; in gleicher Eigenschaft wohnte er dem Feldzuge von 1805 in Deutschland bei. Nach dem Frieden sollte er Joseph Bonaparte nach Neapel begleiten. Auf dieser Reise wurde er in Tirol von einer Lawine verschüttet, aber gerettet, und in Unteritalien mußte er sich mit acht seiner Begleiter gegen die 50 Mann starke Bande des Fra Diavolo vertheidigen. Die Erfolge, welche er in Neapel gegen die Engländer und die Volksbanden davontrug, bestimmten den König Joseph, ihn zum Chef des Generalstabs zu ernennen. Allein L. schlug dies aus, weil er sein franz. Bürgerrecht nicht verlieren wollte, und wurde von Napoleon 1807 zum Divisionsgeneral erhoben. Als 1808 der König Murat ihm die Wegnahme der von den Engländern stark befestigten, von Hudson Lowe (s. d.) vertheidigten Insel Capri auftrug, vollzog er dieses kühne Wagniß durch einen gewaltigen Angriff in der Nacht vom 4. zum 5. Oct. Hierauf führte er unter dem Vicekönig von Italien eine Division im Feldzuge von 1809; er machte bei Laibach 5000 Östreicher zu Gefangenen, eroberte 65 Kanonen und zeichnete sich durch ungestümen Muth in der Schlacht bei Wagram aus. Nach einem kurzen Aufenthalt in Italien ging er nach Spanien, wo er unter den schwierigsten Verhältnissen bis zum Sturze Napoleon's blieb und ebenso viel Menschlichkeit als Energie und Tapferkeit bewies. Mit der ersten Restauration trat er außer Dienst. Nach der Rückkehr Napoleon's von Elba erhielt er anfangs das Commando einer starken Division an der belg. Grenze; bald aber mußte er in der Vendée den Oberbefehl übernehmen. Nach dem Siege über die Insurgenten bei Laroche-Servière suchte er den Bürgerkrieg durch Schonung und Unterhandlungen beizulegen, und nach der Übereinkunft zu Chollet am 26. Juni 1815 foderte er sogar die Vendéer auf, sich mit ihm den eindringenden Heeren der fremden Mächte entgegenzuwerfen. Nach der Rückkehr der Bourbons wurde er auf die Liste der Geächteten gesetzt. Er floh nach Belgien, vertheidigte sich in mehren Flugschriften gegen seine Verfolger und erhielt 1818 die Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren. Als Patriot und Krieger veröffent-

lichte er nun bis zum J. 1826 eine Reihe von Schriften, in welchen er Vorschläge zur Reorganisation des verfallenen Heers machte, die aber ohne Erfolg blieben. Im Dec. 1828 gelang es ihm endlich, als Abgeordneter des Departement Landes in die Kammer zu treten. Er hielt sich hier entschieden zur Opposition und unterzeichnete 1830 die berühmte Adresse der 221. Indeß auch nach der Julirevolution erhob er sich fortgesetzt gegen die Politik der Regierung. Er verlangte die Vereinigung Belgiens mit Frankreich und die Nichtachtung der Verträge von 1815. Eifrig erklärte er sich für die Sache der Polen und nach der Einnahme von Warschau bot er Alles auf, um den Flüchtlingen eine Freistätte in Frankreich zu sichern. Beim Ausbruche der Unruhen in der Vendée hatte er nochmals den Oberbefehl in den westlichen Departements erhalten, doch wurde er wegen seines politischen Widerstandes desselben enthoben. Von der Cholera befallen, starb er am 1. Juni 1832. Noch mit sterbender Hand unterzeichnete er mit 40 andern Deputirten (s. Garnier Pagès) die Protestation gegen die Politik des Juste milieu (s. d.). Sein Leichenzug, den die republikanische Partei zu einer Demonstration gegen die Regierungspolitik benutzen wollte, gab Anlaß zu einer blutigen Emeute. Als nämlich am 5. Juni, Nachmittags gegen 2 Uhr, der Zug von der Straße St.-Honoré aus nach dem Bastillenplatze sich in Bewegung setzte, wo der Leichnam in eine Postkutsche gebracht werden sollte, um nach dem Wunsche des Verstorbenen in das Departement Landes abgeführt zu werden, bedeckte eine ungeheure gährende Menschenmenge den Platz und die benachbarten Straßen. Mehre Redner traten auf, darunter auch Lafayette, der das Volk zur Ruhe ermahnte. Zufällig erhob sich aus den Reihen der zahlreichen politischen Flüchtlinge, die sich um ihre Nationalfarben geschart hatten, eine rothe, eigentlich mit den deutschen Farben geschmückte Fahne. Die Republikaner glaubten in ihr das Zeichen zum Beginn des Aufstandes zu erblicken. Männer aus dem Volke stürzten sich auf die Leiche, um dieselbe nach dem Pantheon zu bringen und geriethen darüber mit einem Detachement Dragoner in Streit. Bald wurde das Handgemeng allgemein; die Truppen gaben unter das Volk mehrmals Feuer, das, von panischem Schrecken ergriffen, nach allen Seiten floh und selbst die Nationalgarde in wilder Unordnung fortriß. Die Republikaner aber griffen zu den Waffen, bemächtigten sich der Posten der Hauptstadt und errichteten die Nacht hindurch einen Kreis von Barrikaden, deren Mittelpunkt die Kirche St.-Merry bildete. Am Morgen des 6. Juni wurden indeß die Barrikaden und zuletzt auch die Kirche nach dem heftigsten Kampfe von den Truppen genommen und die Aufrührer zerstreut. Die Truppen zählten 45 Todte und 240 Verwundete; die Nationalgarden 18 Todte und 104 Verwundete; aus dem Volke sollten 93 umgekommen und 291 verwundet worden sein. Nach L.'s Tode erschienen dessen „Mémoires" (Par. 1835).

Lamartine (Alphonse de), einer der hervorragendsten Dichter des neuern Frankreichs, geb. um 1791 zu Mâcon im Departement Saone und Loire, hieß eigentlich de Prat, nahm aber den Namen L. von einem Oheim an, dessen Vermögen er 1820 erbte. Die royalistischen Gesinnungen seiner Familie, die in der Revolution mancherlei Verfolgungen erduldete, bestimmten auch seine erste Laufbahn. Er kehrte im Alter von 18 Jahren aus dem Collége zu Belley zurück und überließ sich, den Eintritt in einen Dienst des Kaiserreichs verschmähend, literarischen Studien und einem innern Leben, das seine Zurückgezogenheit begünstigte. Nach einer Reise nach Neapel im J. 1813 trat er 1814 nach der ersten Restauration in die Garde-du-Corps, verließ aber mit der Rückkehr Napoleon's den Militairdienst für immer. Schon hatten Geister, wie Casimir Delavigne (s. d.) und Béranger (s. d.), die Sehnsucht der Nation nach einer neuen, von der Nachahmung, der Frivolität und dem Materialismus des 18. Jahrh. freien Poesie erweckt, als L. mit den „Méditations poétiques" (Par. 1820) hervortrat. Der religiös-schwärmerische Ton, die Richtung auf eine überirdische Welt und der erhabene Schwung, womit er den Gegenstand einer heftigen Leidenschaft feierte, verschafften ihm einen seltenen Erfolg. Gleiche Wirkung machten die „Nouvelles méditations poétiques" (Par. 1823), in denen, neben der Überschwenglichkeit und Unbestimmtheit eines religiösen Gemüths, sich jedoch, wie in der Ode an Napoleon, eine etwas concretere Richtung des Dichters geltend machte. Noch in demselben Jahre erschien das didaktische und über das christliche Dogma hinausschweifende Gedicht „La mort de Socrate" (Par. 1823). Seit 1821 war L. in den Staatsdienst ge-

treten und lebte als Gesandtschaftssecretair zu Neapel, dann zu Florenz. Hier schrieb er nach dem Tode Byron's „Le dernier chant du pélerinage d'Harold" (Par. 1825), dessen politische Anspielungen auf Italien ihm ein Duell mit einem Oberst Pepe zuzogen, in welchem er gefährlich verwundet wurde. Nach dem „Chant du sacre" (Par. 1825), der die Krönung Karl's X. zum Gegenstande hatte, feierte die Muse L.'s längere Zeit. Erst nach seiner Aufnahme in die Akademie veröffentlichte er „Harmonies politiques et religieuses" (2 Bde., Par. 1830). Diese Dichtungen bewegten sich indeß ganz in dem frühern Kreise seiner religiösen Gefühle und ließen den Fortschritt zum Objectivern vermissen, den man von einem so ausgezeichneten Talente erwartete. Nach dem Falle der ältern Bourbons schied L. aus vielleicht übertriebenem Zartsinn aus dem Staatsdienst und trat mit seiner Frau, einer geborenen Engländerin, und seiner Tochter eine Reise in den Orient an. Der Verlust der letztern, die in Syrien starb, beugte seinen Geist hart darnieder. Bei seiner Rückkehr eröffnete sich ihm eine neue Laufbahn, indem er zu Bergues im Norddepartement in die Kammer gewählt wurde. Dessenungeachtet blieb er auch seinen literarischen Beschäftigungen treu; er ließ „Souvenirs, impressions, pensées et paysages, pendant un voyage en Orient etc." (4 Bde., Par. 1835) erscheinen, die allerdings mehr Dichtung als Reisebeschreibung sind, und darauf „Jocelyn; journal trouvé chez un curé de village" (2 Bde., Par. 1836). Dieses Idyll, der Vorläufer eines größern Epos, sollte das praktische Christenthum, die Entsagung und die Tugend reiner und keuscher Menschlichkeit feiern, entfernte sich jedoch gänzlich aus der wirklichen in eine arkadische Welt. Noch weniger Beifall und entschiedenern Tadel erntete er durch die Veröffentlichung einer nach Form und Gehalt regellosen, phantastischen Dichtung „La chute d'un ange" (2 Bde., Par. 1838), die in der vorsündflutlichen Welt unter Titanen und Riesen ihren Schauplatz nahm und kaum etwas Anderes, als eine großartige Phantasie bekundete. Hierauf erschienen endlich von ihm die „Recueillements poétiques" (Par. 1839), in denen er von der leeren Begeisterung und dem Individualismus seiner Jugend Abschied nahm, um sich der „Poésie humanitaire" oder dem Interesse der Menschlichkeit zuzuwenden. Mit diesem vagen Kosmopolitismus war L. auch 1833 in die Kammer getreten. Er zog sich deshalb besonders den Spott Cormenin's zu, als er bei der Debatte über den Adreßentwurf im Jan. 1834 erklärte, daß er der Vertreter keiner Partei sei, daß er nur durch die Macht der Idee wirksam sein und siegen wolle. Gewissermaßen ist L. auch dem Versprechen treu geblieben; er gehörte nie den Überzeugungen weder der linken noch der rechten Seite, noch den Fractionen des Centrums an. Diese Stellung würde ihn jedoch zur Ohnmacht verdammt haben, hätte er nicht in der That ein positives, über die dynastischen und republikanischen Parteistreiche erhabenes Element hervorgearbeitet. Er betrachtete nämlich sehr bald als das Ziel seiner politischen Bestrebungen die organische Entfaltung der noch aufgelösten, durch die Revolution von den alten Fesseln nur befreiten, gesellschaftlichen Ordnung und nannte sich deshalb mit Recht einen „démocrate-conservateur". Je mehr er diese Richtung durch schlagende Beredtsamkeit und Festigkeit geltend machte, um so mehr gewann er Einfluß und Anhang. Im Sinne seines Humanitäts- und Socialprincips sprach er sich gegen das politische Monopol des Grundbesitzes, gegen das Prohibitivsystem, gegen die Sklaverei aus und erhob stets seine Stimme, wo es sich um Verbesserung der Lage des Volks handelte. Nach gleichen Grundsätzen fanden die Freiheit der Presse und die Abschaffung der Todesstrafe an ihm einen warmen Vertheidiger. Über letztern Gegenstand hatte er in Folge der Ereignisse schon 1830 die Schrift „Contre la peine de mort, au peuple du 19. Oct. 1830" veröffentlicht. Im Nov. 1837 wurde er zu Bergues und zu Mâcon zugleich in die Kammer gewählt. Er entschied sich jedoch für seinen Geburtsort und unterstützte aus Überzeugung das Ministerium Molé bis zum Sturze im März 1839, weil er die Coalition der Doctrinaires mit den Liberalen für verwerflich hielt. Während des Ministeriums Soult vom 13. Mai ergriff er in der oriental. Frage das Wort; doch zeigte er hierbei zu sehr den Dichter und Kosmopoliten, als daß er der Lage der Dinge eine andere Wendung hätte geben können. Unter dem Ministerium Thiers, dessen Sturz er bei der Verschiedenheit seiner Elemente vorhersagte, widersetzte er sich im Febr. 1841 auf das heftigste der Befestigung von Paris; mit gleichem Eifer, aber auch gleich erfolglos, vertheidigte er im März das

Recht des literarischen Eigenthums. In der stürmischen Sitzung von 1842 ermahnte er zwar zur Mäßigung in den auswärtigen Verhältnissen; doch sah er, ganz seinem Princip entgegen, das linke Rheinufer als die nothwendige Grenze Frankreichs an. Als hierauf der deutsche Dichter Nikolas Becker das Rheinlied an ihn richtete, antwortete er mit seiner Friedensmarseillaise. Bei der Verhandlung der Regentschaftsfrage im Juli 1842 sprach er sich für die Regentschaft der Herzogin-Witwe aus, im Fall der Graf von Paris unmündig zum Throne gelangen würde. In der Sitzung von 1843 stieg der politische Einfluß L.'s zu einer Höhe, die seitdem den abgenutzten Parteien und Persönlichkeiten der Julirevolution gefährlich geworden ist. Er versuchte, mit der reactionairen, das Volksinteresse unterdrückenden Politik Guizot's unzufrieden, die Vereinigung aller Parteien zum Sturze des Ministeriums und zog damit für den Augenblick die ganze Opposition auf seine Seite. Vergebens versuchte der Hof, ebenso vergebens die legitimistische Partei, die neue populaire Größe zu gewinnen. Noch entschiedener sprach er seine oppositionelle Stellung bei einem Gastmahle aus, das ihm im Juni 1843 seine Freunde zu Mâcon gaben, sowie in einer Rede, die er im Sept. an seine Wähler für die Erweiterung des Wahlrechts hielt. Im Oct. 1843 veröffentlichte er für die Opposition ein förmliches Programm, in welchem er sich von der Juliregierung lossagte und die Abschaffung der industriellen Feudalität, die Gründung einer neuen demokratischen Gesellschaft mit einem constitutionellen Throne als den künftigen Zweck seiner politischen Wirksamkeit ankündigte. Seine „Oeuvres complètes" wurden von Herwegh ins Deutsche übersetzt (12 Bde., Stuttg. 1839); eine Übersetzung seiner ausgewählten Gedichte gab Gust. Schwab (Stuttg. 1826) heraus.

Lamb (Lady Caroline), engl. Romanschriftstellerin, geb. am 13. Nov. 1785, die einzige Tochter des Grafen Besborough, wurde unter den Augen ihrer Großmutter, der Gräfin Spencer, erzogen und erhielt einen ausgezeichneten Unterricht, der selbst die Sprachen des classischen Alterthums umfaßte. Schwärmerischer Hang, Reizbarkeit des Gefühls, Sträuben gegen den Zwang der Sitte waren früh hervortretende, eigenthümliche Züge ihres Charakters. Die Neigung zur Literatur befreundete sie mit Lord Melbourne (s. d.), der sich 1805 mit ihr vermählte. Als sie Lord Byron nach der Rückkehr von seiner ersten Reise kennen gelernt, bildete sich zwischen ihnen ein trauliches Verhältniß, das zwar nach drei Jahren abgebrochen wurde, von dessen schmerzlichem Eindrucke sie sich aber nie wieder erholen konnte. Später lebte sie mehre Jahre ziemlich abgeschieden meist auf dem Landgute ihres Schwiegervaters zu Brocket-Hall und trennte sich endlich ganz von ihrem Gemahl, der jedoch bis zu ihrem Tode in freundschaftlicher Verbindung mit ihr blieb und stets der Gegenstand ihrer Hochachtung war. Schwer erkrankt begab sie sich 1827 nach London, wo sie am 25. Jan. 1828 starb. Von ihren Romanen erschienen im Druck „Glenarvon", „Graham Hamilton" und „Ada Reis".

Lamb (Charl.), bekannt unter dem Namen Elia als der vorzüglichste engl. Essayist der neuern Zeit, wurde am 10. Febr. 1775 in London geboren und von 1782 an im Christhospital gleichzeitig mit Coleridge erzogen. Im J. 1792 bei der ostind. Compagnie angestellt, diente er derselben als Secretair bis 1825, wo er mit einer ansehnlichen Pension in Ruhestand versetzt wurde. Er starb am 27. Dec. 1834. Als Schriftsteller trat er zuerst im „London magazine" mit Essays auf, in denen er seine heitere Lebensphilosophie mit Humor und rührender Einfalt vortrug. Später erschienen dieselben in zwei Sammlungen (Lond. 1823 und Lond. 1831). Dieselbe reine Menschlichkeit athmen seine Gedichte, unter denen das rührende „The old familiar faces", das von F. Freiligrath übersetzt wurde, als Typus seiner Poesie gelten kann. Die ersten derselben hatte er gemeinschaftlich mit seinem Freunde Charl. Lloyd unter dem Titel „Blank verses" (Lond. 1798) erscheinen lassen. Sein Lustspiel „Mr. H." (1800) und seine Tragödie „John Woodville" (1802) verschwanden ohne Erfolg von der Bühne. Dagegen wurden seine „Tale of Rosamond Grey and old blind Margarite" (Lond. 1798) und seine „Tales from Shakspeare" (2 Bde., Lond. 1807) ein Gemeingut des Volks. In seinen „Specimens of english dramatic poets who lived about the time of Shakspeare with notes" (Lond. 1813; 2. Aufl., 2 Bde., 1835) wies er dringend auf die Einfachheit und Reinheit der Diction der alten Dramatiker hin. Seine „Album verses with a few others" (Lond. 1823) enthalten Gelegenheitsgedichte

von mehr als gewöhnlichem Interesse, da seine berühmten Donnerstagspartien der gesellige Mittelpunkt beinahe aller seiner berühmten ältern und jüngern Zeitgenossen waren. Seine „Prose works" erschienen 1835 (3 Bde.), seine „Poetical works" 1836 gesammelt. Vgl. Talfourd, „Letters of Charl. L. with a sketch of his life" (2 Bde., Lond. 1837).

Lambach, ein Marktflecken im Hausruckkreis von Oberöstreich mit 3000 E., ist der dasigen Benedictinerabtei wegen berühmt, die, im 11. Jahrh. gestiftet, eine ansehnliche Bibliothek mit vielen Incunabeln, eine Gemäldesammlung und ein wohlgeordnetes Archiv besitzt. In der Nähe von L. liegt die Dreifaltigkeitskirche, dreieckig von dreierlei Marmor erbaut, mit drei Thürmen, Eingängen, Orgeln u. s. w.

Lamballe (Marie Thérèse Louise von Savoyen-Carignan, Prinzessin von), ein Schlachtopfer der Revolutionsgreuel, geb. zu Turin am 8. Sept. 1749, war die Tochter des Prinzen Ludwig Victor Amadeus von Carignan und der Prinzessin Katharine Henriette von Hessen-Rheinfeld-Rotenburg. Von ausgezeichneter Schönheit und Liebenswürdigkeit, vermählte sie Ludwig XV. von Frankreich, der das Haus Savoyen begünstigte, 1767 mit dem Prinzen Louis Alex. Jos. Stanisl. von Bourbon, Prinzen von Lamballe. Schon nach 15 Monaten verlor sie jedoch ihren 20jährigen, durch Ausschweifung zerrütteten Gemahl. Als Marie Antoinette, die Gemahlin Ludwig's XVI., nach Frankreich kam, gewann sie die Prinzessin lieb und ernannte dieselbe, nachdem sie Königin geworden, zur Intendantin ihres Hauses. Dieses Freundschaftsbündniß der beiden Frauen wurde noch enger, als die Ausbrüche der Revolution auch die königliche Familie bedrohten. Bei dem Fluchtversuche des Königs am 20. Mai 1791 verließ auch die Prinzessin L. Frankreich, um sich in England mit der Königin zu treffen. Als sie jedoch vernahm, daß die Flucht misglückt und die Lage der königlichen Familie übler als je sei, beschloß sie, trotz der Abrede ihrer Freunde und des Widerstands ihrer Familie, nach Frankreich zurückzukehren, und traf im Febr. 1792 in Paris wieder ein. Nach den Ereignissen des 10. Aug. erhielt sie die Erlaubniß, die Gefangenschaft der Königin zu theilen. Kurze Zeit nachher wurde sie jedoch auf Befehl des Gemeinderaths von dieser getrennt und aus dem Tempel in das Gefängniß *la Force* gebracht. Auch dieses Gefängniß erreichten die Mörderbanden in den ersten Tagen des Sept. Am Morgen des dritten Sept. wurde der Prinzessin befohlen, sich zur Übersiedelung in die Abtei bereit zu halten. Man führte sie jedoch vor das von den Mördern gebildete Gericht und befahl ihr, zu schwören, daß sie die Freiheit und Gleichheit liebe und den König, die Königin und das Königthum hasse. „Den ersten Eid", entgegnete sie, „will ich schwören, den andern kann ich nicht leisten; mein Herz sträubt sich dagegen". Mehre der Umstehenden, die sie retten wollten, redeten ihr zu; allein die unglückliche Frau sah und hörte nicht mehr. „Man lasse Madame frei", gebot der Präsident, und dieses Wort war das verabredete Zeichen, daß sie sterben sollte. Als sie von zwei Männern gestützt an die Thür gelangte, empfing sie einen Säbelhieb in den Hinterkopf, sodaß das Blut hoch sprang und ihr reiches Haar herabfiel; ein zweiter Axthieb streckte sie vollends zu Boden. Die Mörder zerrissen nun ihren Körper, steckten den Kopf und das Herz auf Piken, zogen durch die Stadt und erschienen so unter den Fenstern des Tempels, wo die königliche Familie gefangen saß. Die Gemeindebeamten suchten zwar die Königin am Anblick dieser Scene zu verhindern; als dieselbe jedoch fragte, was vorginge, antwortete ein Nationalgardist: „Es ist der Kopf der L., den Sie nicht sehen sollen". Bei diesen Worten sank die Königin in Ohnmacht.

Lambeck (Peter), gewöhnlich Lambecius genannt, ein um die Geschichte der Literatur hochverdienter Gelehrter, geb. 1628 zu Hamburg, gest. 1680 zu Wien, erhielt, nachdem er sich in Holland, Frankreich und Italien gebildet hatte, 1652 die Professur der Geschichte an dem Gymnasium seiner Vaterstadt und 1660 das Rectorat desselben. Zwei Jahre darauf gab er in Folge ehelicher und kirchlicher Zwistigkeiten seine Stelle auf und wurde nach seinem vorher erfolgten Übertritt zur katholischen Kirche zum Aufseher der kaiserlichen Bibliothek in Wien ernannt, die ihm theils viele ihrer trefflichsten Einrichtungen, theils die genaue Katalogisirung ihrer Schätze verdankt, welche er in seinem Hauptwerke, in den noch jetzt geschätzten „Commentarii de bibliotheca caesar. Vindobonensi" (8 Bde., Wien 1665—79; 2. Aufl., von Kollar, 8 Bde., 1766—82, Fol.), veranstaltete. Außerdem war er der Erste, der einen vielumfassenden, chronologisch geordneten Abriß der Lite-

rargeschichte, die er auch mündlich seit 1656 auf dem Gymnasium zu Hamburg gelehrt hatte, unter dem Titel „Prodromus historiae literariae" (Hamb. 1659; 2. Aufl., von J. A. Fabricius, Lpz. 1710, Fol.) herausgab. Vgl. „Lebensbeschreibung L.'s" (Hamb. 1724).

Lambert von Aschaffenburg, gewöhnlich Lambertus Schafnaburgensis genannt, ein Quellenschriftsteller für die deutsche Geschichte, gebürtig aus Aschaffenburg im Würzburgischen, lebte als Mönch in der Benedictinerabtei Hersfeld oder Hirschfeld, machte um 1058 eine Reise nach Jerusalem und soll um 1100 im Kloster Saalfeld gestorben sein. Nach der Rückkehr aus Jerusalem schrieb er das „Chronicon historicum apud Germanos", das die Zeit von Erschaffung der Welt bis zum J. 1050 kurz beschreibt, von da aber bis 1077 die Geschichte selbständig vorträgt. L. gehört nächst Einhard zu den vorzüglichsten Geschichtschreibern des Mittelalters; mit scharfem Blick verbindet er ein richtiges Urtheil und seine Sprache ist ziemlich rein und fließend. Die neueste und beste Ausgabe seines Chronikon besorgte Krause (Halle 1797); ins Deutsche wurde dasselbe von Buchholz übersetzt (Frankf. 1819). Vgl. Piderit, „De L. Schafnab." (Hersf. 1828, 4.) und Frisch, „Comp. crit. Lamb. Schafn. annal. auct." (Münch. 1830).

Lambert (Joh. Heinr.), Philosoph und Mathematiker, geb. am 29. Aug. 1728 zu Mühlhausen im franz. Departement Oberrhein, war der Sohn eines armen Schneiders, der ihn für die Profession bestimmte. Doch hierzu viel zu aufgeweckten Geistes arbeitete L., um seine Wißbegierde zu befriedigen, des Nachts und zog so die Augen einiger edler Menschenfreunde auf sich, die für seinen fernern Unterricht sorgten. Er machte schnell bedeutende Fortschritte in der Mathematik, Philosophie und den morgenländ. Sprachen, erhielt dann seiner zierlichen Handschrift wegen eine Schreiberstelle, wurde Buchhalter in einem Eisenwerke und kam in seinem 18. J. als Secretair zu Iselin nach Basel, der damals eine Zeitung herausgab, und zwei Jahre darauf als Hauslehrer zu dem Präsidenten von Salis in Chur, wo sich unter fortgesetzten eifrigen Studien besonders sein mathematisches Genie entwickelte. Im J. 1756 begleitete er seine Zöglinge nach Göttingen, im folgenden nach Utrecht und 1758 auf einer Reise nach Paris, Marseille und Turin. Hierauf lebte er in Augsburg, München, Erlangen, in der Schweiz und in Leipzig, bis er 1764 nach Berlin ging, wo ihn Friedrich der Große zum Oberbaurath und zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannte. In Berlin starb er am 25. Sept. 1777. Er war in Mathematik, Logik und Metaphysik der größte Analytiker seiner Zeit. Die Photometrie (s. d.) begründete er zuerst als Wissenschaft in seiner „Photometria seu de mensura et gradibus luminis, colorum et umbrae" (Augsb. 1760); auch entdeckte er die Theorie des Sprachrohrs. Um die Philosophie und besonders um die analytische Logik erwarb er sich großes Verdienst durch sein „Neues Organon oder Gedanken über die Erforschung und Beziehung des Wahren" (2 Bde., Lpz. 1764), in welchem er mit Hülfe der Mathematik eine bessere Methode der Philosophie, als die Wolf'sche Schule, aufstellen wollte, und durch die „Anlage zur Architektonik oder Theorie des Einfachen und Ersten in der philosophischen und mathematischen Erkenntniß" (2 Bde., Riga 1771). Außerdem sind seine tiefgedachten „Kosmologischen Briefe über die Einrichtung des Weltbaues" (Augsb. 1761) zu erwähnen. Seinen Briefwechsel mit Kant findet man in dessen kleinen „Vermischten Schriften". Im J. 1828 wurde ihm in seiner Vaterstadt ein Denkmal errichtet. Vgl. D. Huber, „Jos. Heinr. L. nach seinem Leben und Wirken" (Bas. 1829).

Lambesc (Karl Eugen von Lothringen, Prinz von), geb. am 25. Sept. 1751, stammte aus einem Nebenzweige des Hauses Lothringen und war der Sohn des Grafen von Brionne. Als Verwandter der Königin Antoinette dem Hofe sehr ergeben, wurde er 1789 Großstallmeister von Frankreich und Inhaber des Regiments Royal-Allemand, das man während der ersten Ereignisse der Revolution ganz besonders zum Schutze des Hofes bestimmt hatte. Um seine Entschlossenheit zu zeigen, drang er an der Spitze dieses Regiments am 12. Juli 1789 über den Platz Ludwig's XV. in den Garten der Tuilerien ein und reinigte denselben von der Volksmenge, die sich hier täglich um die Straßenredner zu versammeln pflegte. Mehre Verwundungen fielen dabei vor, und er selbst gab einem gebrechlichen Greis, der sich nicht schnell genug zurückziehen konnte, einen Säbelhieb. Dieser Act der Willkür und der Gewalt entflammte das Volk zur Wuth und erbitterte

alle Gemüther. Er wurde als royalistischer und vom Auslande erkaufter Verschwörer angeklagt; der Gerichtshof Châtelet jedoch schlug die Anklage als unbegründet nieder. Hierauf ging er nach Deutschland zurück und wohnte 1793 im Heere der Verbündeten dem Feldzuge in der Champagne bei. Nach dem Rückzuge trat er in kaiserliche Dienste, wurde Generalmajor und 1796 Generalfeldmarschall. In dieser Eigenschaft nahm er mit seinem Bruder, dem Prinzen Vaudemont, an allen Feldzügen gegen die franz. Republik und das Kaiserreich Theil, ohne sich besonders auszuzeichnen. Im J. 1812 heirathete er die Witwe des verstorbenen Ministers Grafen von Colloredo, ließ sich aber nach einiger Zeit wieder scheiden. Als die Bourbons auf den franz. Thron gelangten, verliehen sie ihm die Pairswürde unter dem Titel eines Herzogs von Elbeuf und hierauf auch den Marschallsstab. Diese Verleihung von Würden an einen Fürsten und General, der dem Auslande angehörte und mehr als zwanzig Jahre gegen Frankreich die Waffen geführt hatte, erregte großen Unwillen, obschon L. nie von den ihm dadurch zu Theil gewordenen Rechten Gebrauch machte. L. starb zu Wien am 20. Nov. 1825. Mit ihm erlosch die Seitenlinie des Hauses Lothringen, der er angehörte.

Lambin (Denis, gewöhnlich Dionysius Lambinus genannt), ein um die Kritik und Erklärung der lat. Classiker sehr verdienter franz. Philolog des 16. Jahrh., geb. 1516 zu Montreuil-sur-Mer in der Picardie, studirte zu Amiens und bildete sich dann in Italien weiter aus. Nach der Rückkehr in sein Vaterland wurde er 1560 am Collége de France Professor der Beredtsamkeit und bald darauf der griech. Literatur. Er wirkte mit dem größten Nutzen in seinem Berufe, starb aber schon im J. 1572. Noch gegenwärtig sind seine Ausgaben des Horaz (Lyon. 1561, 4.; 4. Aufl., Par. 1579, Fol.; neu abgedruckt, 2 Bde., Kobl. 1829—30), des Lucrez (Par. 1564, 4. und öft.), des Plautus (Par. 1576 und öft.) und des Cicero (4 Bde., Par. 1566, Fol.) geschätzt. Einen Abdruck der Noten zu Cicero besorgte Klein (Kobl. 1830).

Lambton (John George), s. Durham (Graf von).

Lamégo, eine Stadt in der portug. Provinz Beira an der Einmündung des Balsamao in den Duero, mit 8900 E., einem alten Schloß und einem bischöflichen Seminar, ist geschichtlich berühmt durch den daselbst 1143 unter dem Könige Alfons I. gehaltenen Reichstag, der die Erbfolge in Portugal festsetzte und die Cortes einführte. (S. Cortes.)

Lamennais (Félicité Rob. de), einer der bedeutendsten lebenden Schriftsteller Frankreichs, geb. am 19. Juni 1782 zu St.-Malo in der Bretagne, wendete sich mit derselben Lebhaftigkeit, die ihn in seiner frühesten Jugend zu einem ausgelassenen Knaben machte, später den Studien und namentlich der Lectüre zu. Wie ungeregelt die letztere auch war, so blieb ihm doch aus derselben eine Vorliebe für Nicolle und Rousseau, welche später ihre Früchte tragen sollte. Als sein Vater ihn zur Wahl eines Berufes und namentlich zur Entscheidung darüber antrieb, ob er in der Leitung seiner Handelsgeschäfte sein Nachfolger werden wolle, entschloß er sich dem Beispiele seines Bruders zu folgen, welcher sich dem Priesterstande geweiht hatte, empfing jedoch erst 1811 die Tonsur und 1817 die Priesterweihe. Seit lange schon hielt L. den Mangel an Religiosität für das größte Übel seiner Zeit und hatte ihm durch die Übersetzung des ascetischen „Guide spirituel" von Louis de Blois (Par. 1807) entgegenzuwirken gesucht. Als er diesem aber anonym seine „Réflexion sur l'état de l'église en France pendant le 18me siècle et sur sa situation actuelle" (Par. 1808; 4. Aufl. 1825) folgen ließ, welche zwar zu demselben Zwecke und ganz im Sinne der damaligen Regierung, jedoch mit einer gefahrdrohenden Unabhängigkeit des Geistes geschrieben waren, so unterdrückte die kaiserliche Policei die erste Auflage. Von 1811 bis zur Restauration lehrte er im kleinen Seminar von St.-Malo Mathematik und gab in dieser Zeit als Frucht seiner theologischen Studien die „Tradition de l'eglise sur l'institution des évêques" (Par. 1814) heraus. Seine Familienverbindungen sowol, als die durch seinen Beruf herbeigeführte Richtung seiner Ideen machte ihn zwar zu einem eifrigen Anhänger der Restauration und veranlaßten ihn, während der Hundert Tage nach England zu gehen, schon damals aber machte sich ein gewisser Unabhängigkeitssinn bei ihm entschieden bemerkbar. Derselbe trat in seinem berühmten „Essai sur l'indifférence en matière de religion" (4 Bde., Par. 1817—20), später mit der „Défense de l'Essai etc." zusammengedruckt

(5 Bde., Par. 1827), so selbständig und in so schöner Form auf, daß dieses Werk die allgemeinste Aufmerksamkeit erregte und sofort eine lebhafte Discussion hervorrief. L. stellte darin die Theorie von der Gewißheit der Erkenntniß auf und, um sie zu bestimmen, die Vernunft des Einzelnen unter das Gefühl der Gesammtheit (sentiment universel). Im J. 1818 schloß er sich den royalistischen Schriftstellern an, welche damals den „Conservateur" gründeten, verließ dieselben jedoch bald wieder, um Beiträge für den „Défenseur" und später für den „Drapeau blanc" zu liefern; als er jedoch 1823 in dem letzten die Universität angriff, zog ihm seine Maßlosigkeit eine Anklage und seinem Verleger eine Strafe zu. Nach seiner Rückkehr von einer Reise nach Rom, wo er von dem Papst Leo XII. mit Auszeichnung empfangen worden war und den Cardinalshut, den ihm der Papst angeboten, wie er früher schon ein Bisthum, das ihm der Minister Decazes bestimmt, zurückgewiesen hatte, veröffentlichte er „La religion considerée dans ses rapports avec l'ordre civil et politique" (Par. 1825—26, 2 Bde.), worin er die Declaration von 1682, die Weihe für die Freiheiten der gallikanischen Kirche, angriff und dafür abermals, trotz der Vertheidigung des beredten Berryer, einer Policeistrafe unterlag. Von jetzt an begann er die Trennung der Kirche und des Staats zu predigen, da er die erstere nur retten zu können glaubte, wenn er sie von dem Joche des letztern befreie, und arbeitete deshalb auf einen Bund zwischen dem Christenthume und der Freiheit hin. Wie schnell die neue Ideenrichtung sich in ihm entwickelte, zeigt schon sein „Progrès de la révolution et de la guerre contre l'église" (Par. 1829), worin er die Revolution des folgenden Jahres fast mit Gewißheit vorhersagte. Die Julitage aber brachten auch ihn zur Entscheidung. In dem Journal „L'avenir" verlangte er die absolute Unabhängigkeit der katholischen Kirche und ihre förmliche Trennung vom Staate, sie solle aller Besoldung von Seiten der Regierung entsagen, um Herrin ihres Cultus, ihres Unterrichts und ihrer Disciplin zu werden und solle durch die Freiheit ihre Wiedergeburt bewirken. Nachdem der Papst Gregor XVI. durch ein encyklisches Schreiben vom 15. Aug. 1832 L.'s Ansichten verdammt hatte, gab dieser am 10. Sept. 1832 sein Journal auf, ja er leistete sogar, auf besonderes Verlangen des Papstes, im folgenden Jahre einen förmlichen Widerruf. Wie sehr aber derselbe eine leere Form war, beweisen die 1834 veröffentlichten „Paroles d'un croyant". Dieses Buch hat vielleicht seit Erfindung der Buchdruckerkunst das größte Aufsehen erregt. In Zeit von wenigen Jahren erlebte es über hundert Auflagen; es wurde in alle lebende Sprachen übersetzt (in die deutsche von Börne) und fast in allen Ländern nachgedruckt. Es ist ein ergreifender Volkshymnus im erhabensten Bibelstile, eine Predigt für die politische Freiheit im Heiligenscheine des Christenthums. Seit Bossuet ist die franz. Sprache nicht wieder mit so ruhiger Gewalt, in so erhabener Reinheit gehandhabt worden, als in dieser Schrift. Auf den Bannstrahl, welchen der Papst gegen dieselbe schleuderte, antwortete L. durch die „Affaires de Rome" (Par. 1836), in denen er nachwies, daß die Tendenzen des heiligen Stuhls allem natürlichen und christlichen Rechte widersprächen. Hierdurch wurde sein Bruch mit Rom unheilbar. Doch auch auf dem rein politischen Felde griff nun L. kräftig um sich. Unter den hieher gehörigen Schriften hat namentlich „Le pays et le gouvernement" (Par. 1840) eine gewisse Berühmtheit erlangt, theils weil L. den Beweis für die Verwerflichkeit der damals geltenden franz. Politik mit einjähriger Gefängnißstrafe und 2000 Francs Geldstrafe abgebüßt hat, theils auch, weil die Vernichtungsmaßregeln der Regierung die Broschure zu einer Seltenheit gemacht haben. Wie gesucht und gerühmt sie auch sein mag, so muß man doch Cormenin beistimmen, welcher behauptet, daß die Schranken des politischen Pamphlets für L.'s an weitere, erhabenere Regionen gewöhnte Schwingen zu eng seien. Auf diesem Standpunkte des Negirens blieb L. jedoch nicht stehen, sondern gab vielmehr in seiner „Esquisse d'une philosophie" (Par. 1841—43) einige, freilich ziemlich unbestimmte Umrisse, innerhalb welcher ihm die positive Wahrheit lag. Er ging darin zwar auch von Gott aus, allein schon das Zulassen verschiedener Definitionen von Gott, die Auffassung seiner Trinität, die er physikalisch erklärt, sowie das Wegleugnen der Erbsünde errichtete eine entschiedene Scheidewand zwischen seinem und dem christlichen Glauben. Noch weiter ging er darin in seinen „Discussions critiques et

pensées diverses sur la religion et la philosophie" (Par. 1841). Er zog darin nicht nur die geistliche und weltliche Autorität in Zweifel, indem er die Unhaltbarkeit ihrer Grundlagen zu zeigen suchte, sondern er näherte sich auch den Principien des modernen Socialismus, welcher Religion und Politik in ein einziges, auf die reine Vernunft begründetes System zu verschmelzen suchte. Was er in diesem Buche hierüber nur andeutet, führte er mehr ins Einzelne aus in den Schriften „De la religion" (Par. 1841) und „Du passé et de l'avenir du peuple" (Par. 1842). In dem letztern namentlich nahm er sich begeistert der Proletarier und ihrer ewigen Rechte an. So stellte L. in seinen innern Umwandelungen das Fortschreiten der Völkerausbildung dar. Im Privatleben ist L. uneigennützig, anspruchslos, voll würdiger Hoheit und höchst liebenswürdig. Seit ein Vertrauensmisbrauch ihn um den größten Theil seines Vermögens gebracht, wohnt er meist auf einer kleinen Besitzung in dem Dorfe Lachesnaye bei Dinan in der Bretagne. Außer den bereits genannten Werken verdienen noch besondere Erwähnung die „Mélanges" (Par. 1826), eine Reihe trefflicher Aufsätze; „Le livre du peuple" (Par. 1840); „Politique à l'usage du peuple"; „De l'esclavage moderne" und „Servitude volontaire". Sein letztes Werk „Amschaspands et Darvands" (Par. 1843) führt den Leser gleichsam zum Urquell alles Lebens zurück und enthält in Briefform den Kampf der guten und bösen Engel um den Menschen. Vieles darin ist mystisch und dunkel, das „Tagebuch des Proletariers" aber ist wahrhaft ergreifend und erinnert in mehr als einer Beziehung an die „Paroles d'un croyant".

Lameth (Charl. Malo Franç., Graf von) stammte aus einer alten Familie der Picardie und wurde am 5. Oct. 1757 zu Paris geboren. Unter dem General Rochambeau nahm er rühmlichen Antheil am nordamerik. Befreiungskriege. Nach der Rückkehr erhielt er als Oberst ein Cavalerieregiment; auch wurde er Kammerherr des Grafen Artois und überhaupt vom Hofe mit Gunstbezeigungen überhäuft. Doch ließ er sich hierdurch nicht abhalten, als Abgeordneter des Adels bei den Generalstaaten dem dritten Stande beizutreten und sich in der Nationalversammlung für die Reform und die constitutionellen Freiheiten mit Nachdruck zu erklären. Als man die Discussion über das sogenannte rothe Buch eröffnete, das die willkürlichen Verschleuderungen des Schatzes an den Hofadel enthielt, zahlte er 60000 Francs zurück, die er auf diese Weise erhalten hatte. Nach der Flucht Ludwig's XVI. setzte er in der Versammlung die Erneuerung des Verfassungseides und die Verhaftung des Marquis von Bouillé (s. d.) durch; doch widersetzte er sich den Versuchen, den König vom Throne zu stoßen. Im Feldzuge von 1792 befehligte er als Maréchal-de-Camp eine Cavaleriedivision. Als er nach den Ereignissen vom 10. Aug. austreten mußte, wollte er sich mit seiner Familie zu Havre einschiffen, wurde aber auf Befehl des Ministers Clavière zu Rouen verhaftet und 27 Tage in engem Gewahrsam gehalten. Hierauf ging er nach Hamburg, wo er zu Ende des Jahres 1795 mit seinem Bruder Alexander ein Handelshaus gründete, das reichlichen Gewinn brachte. Im Juni 1797 kehrte er nach Frankreich zurück; allein die Katastrophe vom 18. Fructidor (s. d.) zwang ihn nochmals zur Auswanderung. Erst nach dem 18. Brumaire (s. d.) durfte er sich ungestört in seinem Vaterlande wieder niederlassen. Im Feldzuge von 1809 schickte ihn Napoleon zur Armee nach Deutschland, wo er Gouverneur von Würzburg wurde, und 1812 in gleicher Eigenschaft nach Santona an der biscayischen Küste. Auf Befehl Ludwig's XVIII. lieferte er am 16. Mai 1814 diesen Platz an den König von Spanien aus und erhielt kurze Zeit darauf den Grad eines Generallieutenants. Gegen Ende des Jahres 1827 trat er als Deputirter des Arrondissement Pontoise in die Kammer, wo er seine Grundsätze von 1789 nicht verleugnete. Er war unter den 221 Deputirten, welche gegen die Juliordonnanzen protestirten; doch erhob er sich nach der Revolution gegen die republikanischen Bestrebungen. In der Discussion über die Pairswürde stimmte er gegen die Erblichkeit. Er starb am 28. Dec. 1832. — Sein Bruder Alex., Graf von L., geb. zu Paris am 28. Oct. 1760, wohnte ebenfalls dem nordamerik. Kriege bei, erhielt nach der Rückkehr ein Artillerieregiment und trat 1789 für den Adel von Peronne in die Generalstaaten. Auch er verband sich mit dem dritten Stande und stellte in der Nationalversammlung die Anträge auf Abschaffung aller Privilegien, Freiheit der Presse, Aufhebung der

Sklaverei u. s. w. In der Sitzung vom 15. Mai 1790 vertheidigte er mit Barnave (s. d.) und seinem Bruder das Recht der Versammlung, den Krieg mit dem Könige gemeinschaftlich zu erklären, und am 29. Aug. bekämpfte er gegen Mirabeau sehr heftig das absolute Veto der Krone. Nach der misglückten Flucht des Königs näherte er sich dem Hofe; doch fanden seine Rathschläge keinen Eingang. Im Feldzuge von 1792 trat er als Maréchal-de-Camp in das Armeecorps unter Luckner, hierauf in das unter Lafayette. Nach dem 10. Aug. der Verrätherei angeklagt, ging er mit Lafayette nach Östreich und theilte dessen Gefangenschaft zu Olmütz. Erst nach drei Jahren wurde er auf Bitten seiner Familie gegen Kriegsgefangene freigegeben. Hierauf ging er nach London; doch in Folge seiner Verbindungen mit den Whigs wurde er durch Pitt ausgewiesen. Mit seinem Bruder trieb er nun zu Hamburg Handelsgeschäfte, bis er nach dem 18. Brumaire nach Frankreich zurückkehrte, wo er zum Grafen erhoben wurde und bis zur Restauration in verschiedenen Departements als Präfect fungirte. Während der ersten Restauration ernannte ihn Ludwig XVIII. zum Generallieutenant und Präfecten im Departement der Somme. Bei der Rückkehr Napoleon's nahm er von demselben die Pairswürde an; doch erklärte er sich mit großer Entschiedenheit gegen die Verfolgung der royalistischen Partei. Nach der zweiten Restauration verlor er die Pairswürde; dafür wurde er als Abgeordneter des Departement der untern Seine 1819 in die Kammer gewählt. Als eifriger Vertheidiger der constitutionellen Rechte ließ er sich keine Gelegenheit entgehen, in diesem Sinne das Wort zu ergreifen. Er starb zu Paris am 18. März 1829. — Der dritte Bruder, Theodor, Graf von L., geb. zu Paris am 24. Juni 1756, nahm ebenfalls am Kriege der nordamerik. Colonien Theil. Nach der Rückkehr wurde er Oberst der Cavalerie und 1791 trat er in die Gesetzgebende Versammlung, wo er sich bei den Discussionen über das Kriegswesen sehr nützlich erwies. Weniger als seine Brüder der Bewegung hingegeben, erhob er sich besonders gegen die Greuel im Sept. 1792. Er ging hierauf in die Schweiz und kehrte erst unter dem Consulat zurück. Im J. 1815 trat er als Abgeordneter des Departement der Somme in die Kammer und protestirte als solcher gegen die gewaltsame Auflösung derselben. Seitdem erschien er nicht mehr im öffentlichen Leben. — Der vierte Bruder, Augustin Louis Charl., Marquis von L., geb. am 20. Juni 1755, hatte keinen Theil an der Revolution. Im J. 1805 trat er in den Gesetzgebenden Körper; doch legte er 1810 dieses Amt nieder.

Lamettrie (Julien Offray de), Atheist und medicinischer Charlatan, geb. am 25. Dec. 1709 zu St.-Malo, war ein Schüler des Jansenisten Abbé Cordier, studirte dann unter Boerhaave, gegen den er später Satiren schrieb, die Medicin und wurde vom Herzog von Grammont, den er in Paris kennen lernte, als Arzt bei dessen Regiment angestellt. Er folgte demselben in die Schlacht von Dettingen und zur Belagerung von Freiburg, wo er gefährlich erkrankte. Die Bemerkung, die er hierbei machte, daß die geistige Kraft mit dem Körper schwinde, veranlaßte ihn zur Abfassung seiner angeblich aus dem Englischen übersetzten „Histoire naturelle de l'âme" (Haag 1745; neue Aufl., 1748). Wegen des darin herrschenden Materialismus und Atheismus wurde dieses Werk verbrannt. Nach dem Tode Grammont's und nach der Verbrennung seiner gegen die Ärzte gerichteten Schrift „La politique du médecin de Macchiavel ou le chemin de la fortune ouvert aux médecins" (Amst. 1746) sah sich L. genöthigt, Frankreich zu verlassen und nach Holland zu gehen. Als er jedoch hier die Schriften „La faculté vengée" (1747), die später den Titel „Les charlatans démasqués" (Par. 1762) erhielt, und „L'homme machine" (Leyd. 1748) hatte erscheinen lassen, wurde er hier förmlich verfolgt und würde ohne Zuflucht gewesen sein, wenn nicht Maupertuis im Namen Friedrich's II. ihm ein Asyl angeboten hätte. Friedrich II. stellte ihn als seinen Vorleser an, gab ihm eine Stelle in der Akademie und machte einen seiner liebsten Gesellschafter aus ihm. Hier schrieb er unter Anderm „L'homme plante" (Potsd. 1748, 12.); „Réflexions philosophiques sur l'origine des animaux" (Berl. 1750, 4.); „Les animaux plus que machines" (Berl. 1750) und „Vénus métaphysique, ou Essai sur l'origine de l'âme humaine" (Berl. 1752, 12.). Schon hatte er, da es ihm in Berlin nicht gefiel, Voltaire's Vermittelung nachgesucht, um durch sie wieder

nach Frankreich kommen zu dürfen, als er am 11. Nov. 1751 an einer Indigestion starb, die er nach seinen eigenen widersinnigen Ansichten behandelte. Friedrich II. selbst schrieb L.'s „Eloge" (Haag 1753). Auch ließ er eine Ausgabe von dessen „Oeuvres philosophiques etc." (Berl. 1751, 4.; neue Aufl., 3 Bde., 1796) veranstalten. Zu dem Atheismus gesellt sich in seiner „Art de jouir ou l'école de la volupté" und in dem „Anti-Sénèque, ou discours sur le bonheur" die unverschämteste Sittenlosigkeit, sodaß selbst Voltaire den Verfasser derselben für einen trunkenen Narren erklärte. Seine medicinischen Werke waren schon bei ihrem ersten Erscheinen ohne Werth, und nur dem frechen Pasquill auf Boerhaave, Linné u. A., „Ouvrage de Pénélope, ou le Macchiavel en médecine" (2 Bde., Berl. 1748; 3 Bde., 1750), möchte einiger Witz nicht abzusprechen sein.

Lamia, die Tochter des Poseidon, wurde von Zeus Mutter der Sibylle Herophile. — Lamia, die Tochter des Belos und der Libya, wegen ihrer Schönheit die Geliebte des Zeus, wurde dafür von der Here aus Rache ihrer Kinder beraubt. Hierüber wahnsinnig geworden, raubte und tödtete sie als Spukgeist andern Müttern die Kinder. Sie erscheint stets als schreckhaft häßliches Gespenst, womit man den Kindern zu drohen pflegte. In der spätern Zeit verstand man unter Lamien schöne, gespenstische Frauen, welche durch allerlei Blendwerk die Jünglinge an sich lockten, um, wie die Vampyre der modernen Zeit, deren frisches und jugendlich reines Blut zu genießen. (S. Empusa.)

Lamischer Krieg wird der Krieg genannt, den die Athener mit ihren Bundesgenossen nach dem Tode Alexander's des Großen gegen dessen Feldherrn Antipater (s. d.), um sich vom macedon. Joche zu befreien, führten. Zwar schlug der tapfere griech. Feldherr Leosthenes den Antipater bei Lamia in Thessalien im J. 323 v. Chr. und schloß ihn sogar in der Stadt ein; doch er selbst blieb bei der Belagerung, worauf die Griechen im folgenden Jahre in der Schlacht bei Kranon (s. d.) der macedon. Macht abermals unterlagen.

Lämmergeier (Gypaetos), auch Bartgeier genannt, ist der größte Raubvogel der alten Welt und den Adlern viel näher verwandt als den Geiern, von welchen er schon im Äußern sehr abweicht; doch bildet er das Verbindungsglied zwischen beiden. Er lebt am liebsten von todten Resten, entführt aber auch Thiere bis zur Größe einer Ziege, die er herabfallen und sich zerschmettern läßt. Sein Vaterland sind die höchsten und unzugänglichsten Gebirgsjoche der Schweiz, die Karpaten und die Pyrenäen, und dort mag er selbst Menschen gefährlich werden, die er durch Flügelschläge in den Abgrund zu stürzen sucht. Ungeachtet er 9—10 F. Flügelweite hat und vortrefflich fliegt, so sind die alten Geschichten von seinen Angriffen auf Kinder wol meist Fabeln, obgleich 1813 und wiederum 1844 aus dem berner Oberlande Nachrichten über vorgekommene Anfälle sich verbreiteten. Das Colorit des Lämmergeiers ist braun, schwarz und unten rostgelb. Sein Horst und seine Eier sind noch nicht mit Sicherheit bekannt.

Lämmerlähme heißt eine Krankheit der Lämmer, die verschiedenartige Krankheitszustände in sich begreift. Vorzugsweise sind es aber zwei Krankheitsformen, die ihrer Entstehung, ihrem Charakter und ihrem ganzen Wesen nach sehr verschieden voneinander sind, nämlich die Lämmerlähme und der Lämmerrheumatismus. Die Lämmerlähme ist eine gastrische Krankheit und entsteht ursprünglich aus eigenthümlicher Reizung der Verdauungsorgane, die eine krankhafte Affection dieser Theile, namentlich des Magens, zur Folge haben und mit dieser Störungen im Verdauungsproceß als die ersten Zeichen des Krankseins in Erscheinung treten lassen. Bei den Sommerlämmern tritt die Lähme in milderem Grade und mit besserm Charakter auf als bei den Winterlämmern. Die veranlassende Ursache zur Lähme liegt in einer specifischen Beschaffenheit der Muttermilch. Gewöhnlich tritt die Lähme vom 6.—8. Tage nach der Geburt ein. Sie äußert sich durch plötzlich eintretende Mattigkeit, die schnell so zunimmt, daß das Lamm nicht mehr aufstehen kann. Meist zeigt sich am Vorderknie oder Sprunggelenk eine Geschwulst. Die Lämmerlähme läßt sich nicht curiren; man muß ihr vorzubeugen suchen, was durch gleichmäßige Verabreichung guten und hinreichenden Futters an die Mutterthiere während der Trag- und Saugezeit, durch Ausmerzen alter und kranker Mütter, durch Entfernung schwächlicher Lämmer, durch Vermeidung vor Erkältung der Lämmer, durch gesunden Aufenthalt der Mütter und Lämmer und durch tägliche Abwaschung des Euters der Mutter geschieht.

Lamormain (Wilh.), ein Jesuit, geb. um 1560 in der Nähe von Luxemburg, war als Beichtvater Kaiser Ferdinand's II. der Haupturheber der Bedrückungen gegen die Protestanten. Er soll 100000 Protestanten der katholischen Kirche wieder zugeführt haben, und starb zu Wien am 22. Febr. 1648.

Lamothe-le-Vayer (Franç. de), der Erzieher Ludwig's XIV., ein skeptischer Philosoph, der trotz gründlicher und umfassender Gelehrsamkeit doch keine höhere Lebensanschauung hatte, als daß das menschliche Leben eine Farce und die Tugend eine Chimaire sei, wurde zu Paris 1588 geboren und nahm nach Beendigung seiner Studien die von seinem Vater auf ihn vererbte Stelle eines Generalprocuratorsubstituten beim Parlament an, welche er jedoch aus Neigung für seine Studien später wieder aufgab. Erst mit seinem 50. Jahre trat er als Schriftsteller auf. Durch seine Schrift „De l'instruction de M. le Dauphin" (Par. 1640) lenkte er Richelieu's Aufmerksamkeit auf sich. Er wurde nun zuerst Mitglied der Akademie, dann Erzieher des Herzogs von Anjou, nachherigen Herzogs von Orleans, und später, nach Beseitigung der Abneigung, welche die Königin-Mutter, Anna von Östreich, gegen ihn hegte, Erzieher des Dauphin, nachmaligen Königs Ludwig's XIV. Als dieser sich verheirathet hatte, übergab man der Leitung L.'s des Königs jüngern Bruder. Später wurde er Staatsrath und starb 1672. Sein Hauptwerk sind die „Cinq dialogues, faits à l'imitation des anciens par Horatius Tubero" (Frankf. 1606; neue Ausg., 2 Bde., Frankf. 1716). Er erwarb sich allgemeine Anerkennung, wie ihm denn überhaupt seine Zeitgenossen einer Reihe historischer Werke wegen dem Namen des franz. Plutarch beilegten. Gleichwol hatte er mehr Gelehrsamkeit als Phantasie, mehr Urtheil als Geschmack. Die beste Ausgabe seiner „Oeuvres" besorgte sein Neffe, Roland Le-Vayer de Boutigni (7 Bde., Dresd. 1756—59).

Lamothe (Jeanne de Luz, de St.-Remy, de Valois, Gräfin de), die Hauptperson in dem berüchtigten Halsbandproceß, stammte aus dem königlichen Geschlechte der Valois und wurde am 22. Jul. 1756 zu Fontète in der Champagne geboren. Jedoch schon ihr Urgroßvater, der Baron St.-Remy, der als natürlicher Sohn König Heinrich's II. anerkannt wurde, war in Elend und Entsittlichung gestorben und hatte seiner Familie nichts als den Stammbaum und die Gewohnheit eines an Wildheit streifenden Lebens hinterlassen. Auch Jeanne wuchs mit einem Bruder und einer Schwester ohne alle Erziehung auf und sah sich, da ihre Ältern zeitig gestorben, von Jugend auf genöthigt, theils von dem Almosen der Gemeinde, theils von üblen Streichen zu leben. Doch gelang es den Kindern mittels ihres Stammbaums die Aufmerksamkeit Ludwig's XV. zu erwecken. Der Bruder erhielt eine Pension von 1000 Livres und eine Freistelle in der Marineschule; er starb später als Fregattencapitain. Die Schwestern stattete man jede mit 600 Livres aus und brachte sie in die Abtei Longchamps bei Paris, wo sie zu Nonnen erzogen werden sollten. Jeanne indessen entfloh und lernte einen jungen, ebenso mittellosen Grafen Lamothe kennen, mit dem sie sich verheirathete und nach Versailles zog, um in der Nähe des Hofs irgendwie ihr Glück zu machen. Obwol ohne Erziehung und ohne Bildung, besaß sie doch außerordentlich viel Schlauheit, Lebendigkeit des Geistes und Talent zur Intrigue. Bald hatte sich um sie ein Kreis von Abenteurern und Spielern, darunter auch Cagliostro (s. d.), gebildet, denen sie bei ihren Streichen an die Hand ging. Um daraus Vortheil zu ziehen, verbreitete sie das Gerücht, daß sie mit dem Hofe, besonders mit der Königin Antoinette in enger, geheimer Verbindung stehe. Der Prinz Cardinal von Rohan (s. d.), der die Königin liebte, aber bei Hofe in Ungnade gefallen war, suchte darum die Bekanntschaft der Gräfin L. und bat dieselbe, ihn mit der Königin wieder zu versöhnen. Die Gräfin beschloß, die Gelegenheit zu benutzen. Sie nahm dem Cardinal zuvörderst 120000 Livres ab, unter dem Vorwande, die Königin wolle das Geld von ihm leihen. Die Juweliere Böhmer und Bassange hatten damals einen prachtvollen Diamantenschmuck zusammengesetzt, den sie bei Hofe anboten, der jedoch von der Königin ausgeschlagen wurde, weil er 1,800000 Livres kosten sollte. Die Gräfin L. überredete den Cardinal, die Königin brenne vor Begierde, das Halsband zu besitzen; dieselbe sei entschlossen, die Juweliere terminweise von ihren Ersparnissen zu bezahlen, und gebe ihm als das erste Zeichen ihrer Gunst den Auftrag, den Schmuck in ihrem Namen zu kaufen. Ein Billet, das von einem gewissen Re-

teaux de Villette mit der Namenschiffre der Königin versehen worden, mußte die Lüge bestätigen. Der Cardinal behandelte den Schmuck für 1,600000 Livres und versprach, die Summe in vier Terminen zu zahlen. Nachdem er denselben am 1. Febr. 1785 gegen ein angeblich von der Königin bestätigtes Document ausgeliefert erhalten, übergab er ihn der Gräfin L., die mit ihren Vertrauten sogleich die Steine ausbrach und nach England verkaufte. Entweder, um dem Cardinal jeden Argwohn zu benehmen, oder um ihn noch weiter zu prellen, machte ihm die Gräfin L. das Versprechen, daß sie zwischen ihm und der Königin eine nächtliche Zusammenkunft veranstalten werde. Eine junge Abenteurerin, Namens d'Oliva, die der Königin nicht unähnlich sah, wurde in einer Julinacht in ein Bosquet im Garten zu Versailles geführt und mußte hier die Rolle der Königin spielen. Der Cardinal ließ sich bei der Zusammenkunft auf das Knie nieder. Er hatte jedoch kaum die hingehauchte Versicherung vernommen, daß das Vergangene vergessen sei, als auch schon die Gestalt auf ein Geräusch wieder entschlüpfte und in seinen Händen eine Rose zurückließ. Es erschien ein Mann, der den Cardinal benachrichtigte, daß sich der Graf Artois mit seiner Gemahlin nähere. Diese Scene machte den Cardinal vor Glück trunken. Als der 13. Juli herannahte, an welchem die erste Zahlung für das Halsband geschehen sollte, erhielt er die Nachricht, daß die Königin nicht im Stande sei, den Termin zu halten. Dessenungeachtet bewog er die beiden Juweliere, der Königin am 12. Juli in einem Schreiben für den Kauf zu danken. Da aber den folgenden Tag keine Zahlung erfolgte, so sandten dieselben ein zweites Schreiben, in welchem sie das Geld foderten. Die Königin ließ hierauf die Juweliere kommen und erhielt die nöthige Aufklärung. Am 15. Aug. wurde der Cardinal Rohan zu Versailles verhaftet und in die Bastille geführt; das Parlament aber erhielt vom Könige, der äußerst aufgebracht war, den Auftrag, den Proceß gegen den Prinzen einzuleiten. Am 18. Aug. nahm man auch die Gräfin L. zu Bar-sur-Aube fest, nachdem ihr Gemahl den Tag vorher nach England entflohen war; sie denuncirte Cagliostro, der mit mehren andern Personen ebenfalls eingezogen wurde. Da die Schuldigen ihre Briefe vernichtet hatten, so war es anfangs nicht möglich, die Intrigue vollständig zu entwickeln. Indessen gerieth zufällig zu Venedig Reteaux de Villette wegen einer andern Gaunerei in die Hände der Justiz, und dieser gestand freiwillig, daß er die Unterschrift der Königin nachgemacht habe, und enthüllte den Zusammenhang des ganzen Gewebes. Das Parlament sah die Sache für nichts mehr als eine Gaunerei an und den Cardinal für einen Betrogenen. Durch einen Arrêt vom 31. Mai 1786 verurtheilte es den Grafen L. zum Staubbesen, zur Brandmarkung und zu den Galeeren auf Lebenszeit; Reteaux de Villette aber zur Verbannung. Die Gräfin L. wurde ebenfalls zum Staubbesen, zur Brandmarkung durch den Henker auf beide Schultern und zu lebenslänglicher Einsperrung verurtheilt. Die d'Oliva, die man mit ihrem Geliebten in Belgien ergriffen, ging straflos aus, weil sie den Zusammenhang der Intrigue selbst nicht gewußt hatte. Auch die übrigen, die noch in den Proceß verwickelt gewesen, wurden sämmtlich freigesprochen. Der Hof war indessen mit diesem Urtheil sehr unzufrieden; er fand den Cardinal, der seine Augen zur Königin erhoben, zu gelind behandelt, die Gräfin L. zu hart bestraft, die Intrigue selbst nicht aufgeklärt genug. Indessen bestätigte der König den Arrêt und die Strafe wurde einige Tage darauf an der L. vollzogen. Als man die Unglückliche zur Procedur schleppte, wehrte sie sich mit Händen und Zähnen und stürzte dann unter Convulsionen zu Boden, worauf ihr der Henker die glühenden Eisen aufdrückte, sie aber mit dem einen am Busen verletzte. Man schaffte sie hierauf in die Salpêtrière und suchte, selbst von Seiten der Königin, ihr Schicksal so viel als möglich zu lindern. Ihr Gemahl jedoch, den man noch fortwährend verfolgte, erklärte von England aus, daß er für die Königin keineswegs günstige Memoiren veröffentlichen würde, wenn man seine Frau mit Härte behandle. Diese Memoiren erschienen in der That, und der Hof ließ eine ganze Auflage davon aufkaufen und 1792 verbrennen. Später erschien die Schrift unter dem Titel „Vie de Jeanne de Saint-Remy de Valois, comtesse de L. etc. écrite par elle-même" (2 Bde., Par. 1793). Am 5. Jun. 1787 schon hatte die L. Gelegenheit gefunden, aus dem Gefängniß nach England zu entkommen, wo sie mehre Schriften zu ihrer Rechtfertigung veröffentlichte. Am 23. Aug. 1791 fand

man sie in London mit zerschmetterten Gliedern auf der Straße liegen; sie war bei einer Orgie drei Stockwerke hoch herabgestürzt und hatte so ihr schicksalvolles Leben beschlossen.

Lamotte (Antoine Houdar de), franz. Dichter, der Sohn eines reichen Hutmachers, geb. am 17. Jan. 1672 in Paris, studirte anfangs die Rechte, betrat aber dann mit den „Originaux", seinem ersten Theaterstücke, die literarische Laufbahn. Er wurde 1710 Mitglied der Akademie und starb am 26. Dec. 1731 zu Paris. L. hat sich in allen Dichtungsarten versucht, im Grunde aber war er nur ein sehr geschickter und geistreicher Nachahmer. Mehre seiner Opern fanden großen Beifall, da er seiner Dürftigkeit durch Überraschungen und Äußerlichkeiten nachzuhelfen wußte, nicht minder seine Komödie „Le magnifique", welche für sein bestes Product gilt, und seine Tragödie „Ines de Castro". Unter seinen übrigen Leistungen haben besonders die Fabeln wirklichen Werth. In dem Streite über den Vorrang der ältern oder der neuern Dichter stand er auf Seite der letztern. Indessen war er in dieser Streitfrage seiner mangelhaften classischen Bildung wegen nicht stimmfähig, obgleich er sich an eine Übersetzung der „Ilias" wagte, die man nur eine unersprießliche Verstümmelung nennen kann. Auch in Bezug auf die Bedeutung und den Werth der poetischen Sprache, die er sehr gering anschlug, zogen ihm seine haltlosen Behauptungen vielfache Angriffe zu. Seine „Oeuvres" erschienen in zehn Bänden (Par. 1754) und seine „Oeuvres choisies" öfters (am besten, 2 Bde., Par. 1811).

Lamouroux (Jean Vincent Felix), franz. Naturforscher, geb. am 3. Mai 1779 zu Aachen, wurde 1808 Professor der Naturgeschichte an der Akademie zu Caen, wo er am 26. März 1825 starb. Besonders beschäftigte er sich mit Untersuchung und Beschreibung gewisser Classen von Seegeschöpfen, über deren eigentliche Stelle im Systeme man noch immer zweifelhaft geblieben, nachdem die Organisation der Polypen (s. d.) bekannt und die thierische Natur derselben erkannt worden war. Solche waren zumal die mit kriechendem und rankendem Stamme versehenen, auf den ersten Blick gewissen Seealgen gleichenden Polypen, von welchen viele irrthümlich zu den Pflanzen gerechnet wurden. Die Resultate der ersten gründlichen Untersuchung dieser gegenwärtig freilich ungleich genauer erforschten und sehr wunderbaren Thierclasse legte L. in seinem Hauptwerke der „Histoire naturelle des polypiers coralligènes flexibles" (2 Bde., Caen 1816) nieder, nachdem er bereits 1811 eine „Exposition méthodique des genres de l'ordre des polypiers" gegeben hatte. Im Gebiete der Botanik wirkte er verdienstlich durch Untersuchungen und Schriften über die niedern Seepflanzen, die er zum Theil in einzelnen Abhandlungen beschrieb, vollständiger aber in seinem „Essai sur les genres de la famille des Thalassiophytes non articulées" (Par. 1813, 4. mit Kpfrn) zusammenstellte.

Lampadius (Wilh. Aug.), ein in den Gebieten der Physik, Chemie und des Berg- und Hüttenwesens sehr verdienter Schriftsteller, wurde am 8. Aug. 1772 zu Hehlen im Herzogthume Braunschweig geboren. Seine Liebe zur Naturwissenschaft erhielt während seiner Lehrjahre (1785—91) in der Rathsapotheke zu Göttingen Nahrung. Arm, aber begeistert für die Naturwissenschaft und unterstützt durch Heyne, Lichtenberg, Kästner, Gmelin, Blumenbach u. A., trat er 1790 in Göttingen seine akademische Laufbahn an. Im J. 1793 begleitete er den Grafen Joachim von Sternberg auf einer Reise durch Rußland, und folgte ihm dann nach Radnitz in Böhmen, wo er sich besonders mit Chemie und Meteorologie beschäftigte. Vorzüglich auf Werner's Empfehlung wurde er 1794 außerordentlicher und im folgenden Jahre ordentlicher Professor der Chemie an der Bergakademie zu Freiberg. Die Hüttenkunde, die er seit 1796 lehrte, erhob er zu einer eigenen technischen Wissenschaft. Er starb zu Freiberg am 13. Apr. 1842. Sein Hauptwerk ist sein „Handbuch der Hüttenkunde" (4 Bde., 2. Aufl., Gött. 1817—18; nebst Supplementen, 1818—26). Sein „Grundriß der Hüttenkunde" (Gött. 1827) ist vielfach beim Unterrichte zu Grunde gelegt worden. Außerdem besitzen wir von ihm noch viele kleine Schriften über fast alle Theile der technischen Chemie. Besonders beschäftigten ihn die Lehre vom Dünger, von der Gährung und der Gasbeleuchtung, und er hat mannichfaches Verdienst um die praktische Förderung dieser Zweige. Vor andern Entdeckungen hat die des Schwefelkohlenstoffs das meiste Aufsehen gemacht. Die meisten praktischen Arbeiten von ihm finden sich in Erdmanns „Journal für praktische Chemie".

Lampen nennt man Vorrichtungen, welche aus einem mit flüssigem oder leicht schmelzbarem Brennmaterial, wie Öl, Weingeist, Walrath, Thran, Fett und Talg, zu füllenden Reservoir und einem damit in Verbindung stehenden Theile bestehen, an den dieses Material zur Verbrennung gelangt. Man benutzt die Lampen entweder zur Erleuchtung oder zur Erwärmung, wie denn z. B. die Spirituslampen nur der letzteren Art angehören. Da indessen die Intensität der Lichtentwickelung bei Verbrennung desselben Materials im Allgemeinen mit der Intensität der Wärmeentwickelung zugleich steigt und von derselben Bedingung, nämlich von der möglichst vollständigen Verbrennung einer bestimmten Menge von Brennmaterial in gegebener Zeit abhängt, so ist die Construction der Leucht- und Wärmlampen wesentlich dieselbe und nur die zu Concentration und Transmission des Lichtes und der Wärme dienenden Vorrichtungen sowie die Wahl des Brennmaterials erzeugen die Unterschiede. Allgemeine Bedingungen jeder guten Lampe sind, daß das Brennmaterial in kleinen Mengen gleichförmig dem Verbrennungsorte zugeführt und dort durch gehörig regulirten Luftzutritt vollständig verbrannt werde. Bei Lampen, welche für ein von Natur nicht flüssiges Brennmaterial bestimmt sind, muß der Verbrennungsort dem Reservoir so nahe liegen, daß die Flamme das Material schmelzen kann; solche Lampen können daher stets nur unvollkommen sein. Die napfförmigen Lampen, in denen blos ein Docht liegt, der unmittelbar über dem Gefäß angebrannt wird, bilden diese unterste Stufe. Flüssiges Brennmaterial erlaubt schon die Anbringung eines besondern, von dem Reservoir mehr oder weniger entfernten Brenners. Diesem wird durch die Haarröhrchenkraft eines Dochtes, und nur in seltenen Fällen durch gläserne Haarröhrchen oder schmale Spalten ohne Docht, das Brennmaterial allmälig zugeführt. Diese Haarröhrchenkraft reicht indessen allein nie zu, einen völlig egalen und gleichförmigen Zufluß zu unterhalten. Die einfachsten Lampen, an denen das Ölreservoir, mag es nun auf einer Seite des Brenners liegen oder ihn ringförmig umgeben, tiefer oder in gleicher Höhe mit der Flamme liegt, brennen daher ungleich; wenn das Ölniveau sinkt, nimmt auch der Zufluß ab, der Docht fängt an zu kohlen und die Flamme wird dunkler. Vollkommene Lampen müssen daher eine Vorrichtung haben, welche das Ölniveau am Dochte immer gleich hoch erhält. Dies wird so ziemlich, aber nicht vollkommen erreicht durch die Lampen mit einem Reservoir, welches höher steht als die Flamme und aus dem der Ausfluß durch Regulatoren, wie Schwimmer, Luftröhren u. s. w., regulirt wird, z. B. die Regulatorlampen von Rouen; bei ihnen schwankt das Ölniveau innerhalb enger Grenzen. Ganz constantes Niveau haben alle Lampen, bei denen das Öl aus einem im Fuße der Lampe befindlichen Reservoir entweder durch comprimirte Luft (statische Lampen), oder durch den Druck einer schwerern Flüssigkeitssäule (hydrostatische Lampen), oder durch einen sinkenden Kolben, oder endlich durch ein mittels Uhrwerk bewegtes Pumpwerk (Uhrlampen) in die Höhe gehoben wird. Solche Lampen sind verhältnißmäßig theurer und verschwenden etwas Öl, geben aber ein sehr constantes Licht. Um die zweite Bedingung der vollständigen und rauchlosen Verbrennung zu erreichen, müssen die durch die Hitze entstehenden flüchtigen Zersetzungsproducte des Öls mit hinreichender und wo möglich comprimirter Luft in Berührung kommen. Ein flacher Docht mit einfachem Zugglas erreicht dies nur unvollständig; besser der von Argand erfundene Brenner mit rundem Docht, wo die Luft der Flamme sowol von innen, als von außen zugeführt wird. Sehr verstärkt wird die Verbrennung durch eine am Verbrennungspunkte, also über dem Dochte, stattfindende Verengerung des Kamins; die Glaskamine mit einem obern engern Theile, der sich allmälig aus dem weitern zusammenziehen muß, die bei den Liverpoollampen über dem Docht stehende Metallscheibe, endlich das über den Docht gesetzte, mit enger Öffnung versehene Metallhütchen der Benkler'schen Lampen erfüllen insgesammt diesen Zweck in immer vollständigerer Weise. Da aber der höchste Effect von dem vollständigen Zusammenpassen des Luftzugs und des Ölzutritts abhängt, so müssen die Lampen theils mit Vorrichtungen zu genauer Stellung des Dochtes, wie die Astrallampen, theils mit einer Einrichtung zum Stellen des Glascylinders versehen sein. Außerdem ist es bei den Lampen mit oberm Reservoir nöthig, dem Reservoir eine solche Lage und Gestalt zu geben, daß es möglichst wenig Schatten macht (Sinumbrallampen). Sollen Lampen in bestimmten Richtungen besonders weit leuchten, so versieht man sie mit

Reflectoren oder concentrirt das Licht durch Glaslinsen oder Prismen, wie auf den Leuchtthürmen. Über Gaslampen s. **Gasbeleuchtung.** Neuerdings hat man unter dem Namen **Dampflampen** eine Classe von Lampen mehrfach empfohlen, in denen eine flüchtige Flüssigkeit, meist ein aus Terpentinöl und Weingeist zusammengesetzter Leuchtspiritus, dergestalt verbrannt wird, daß man dieselbe durch die Flamme selbst, welche das Reservoir erhitzt, in Dämpfe verwandelt und diese an engen Austrittsöffnungen brennen läßt. Sie geben ein sehr intensives Licht, sind aber im Allgemeinen theuer, da das Brennmaterial nicht billig ist. Bei einer Vergleichung verschiedener Lampen und Brennmaterialien untereinander ist aber nicht allein die Lichtstärke vergleichend zu prüfen, sondern auch die Consumtion an Material und der Preis des letztern, um so zu ermitteln, in welchem Falle für gleichen Preis das meiste Licht erhalten werden wird. Die neuere Zeit, der wir überhaupt erst die wahre Theorie der Verbrennung und somit auch der Lampen verdanken, hat viele solcher praktischen Vergleichungen gebracht. Besonders verdient machten sich Peclet, Ure, Karmarsch, Schuberth u. A. Es ergibt sich aus diesen Erfahrungen, daß unter den guten Lampen mit gleichzeitiger Rücksicht auf den Preis die sogenannten Regulatorlampen und die Kolbenlampen nach neuerer pariser Construction die empfehlenswerthesten sind; doch müssen sie mit der Benklerschen Vorrichtung oder wenigstens mit verstellbarem zusammengezogenen Glascylinder versehen werden.

Lamprete ist der Name einer Gattung sehr unvollkommener, fast knochenloser, wurmförmiger Fische, die sich oft an Steine oder andere Fische ansaugen und an den Seiten sieben Kiemen oder Athmungslöcher haben, welche, für Augen gehalten, zu dem Namen **Neunauge** Veranlassung gegeben haben. Die bekanntesten Arten sind die **Bricke** (Petromyzon fluviatilis), welche in allen Flüssen Nordeuropas häufig, zumal in Pommern und Lüneburg, gefangen wird und einmarinirt einen bedeutenden Handelsgegenstand abgibt, und die **Lamprete** (Petromyzon marinus), die, in der Nordsee heimisch, bis hoch in den Rhein und andere große Flüsse hinaufsteigt. Das Fleisch beider Arten ist schmackhaft, jedoch etwas unverdaulich.

Lampridius (Älius), ein römischer Geschichtschreiber des 4. Jahrh. n. Chr., den einige mit **Spartianus** (s. d.) für identisch halten, gehört in die Reihe der sogenannten **Scriptores historiae augustae** (s. d.) und beschrieb ganz im Geiste und Stile jener spätern Zeit das Leben der Kaiser Commodus, Antoninus Diadumenus, Heliogabalus und Alexander Severus.

Lampsăkos, von den Römern auch **Lampsacum** genannt, eine Stadt in Kleinmysien, an der Küste des Hellespont, das jetzige **Lepsek** oder **Lamsaki** an der Meerenge der Dardanellen, lag in einer fruchtbaren und weinreichen Gegend, daher sie auch von Artaxerxes dem vertriebenen **Themistokles** (s. d.) nebst Magnesia und Myus als Geschenk überlassen wurde.

Lamscheid, ein Dorf im Regierungsbezirk Koblenz der preuß. Rheinprovinz, drei M. südwestlich von Koblenz, besitzt eine ziemlich starke alkalischerdige Eisenquelle von 14° R., welche in den meisten Fällen, wo Eisenwasser überhaupt anzuwenden sind, als Getränk und als Bad gute Dienste leistet. Das Wasser wird in großer Menge versendet und ist, weil das Dorf Leiningen in der Nähe liegt und die Quelle eine bedeutende Quantität Kohlensäure enthält, auch unter dem Namen Leininger Sauerbrunnen bekannt. Das Bad war schon vor dem Dreißigjährigen Kriege bekannt und besonders bei der vornehmen Welt in hohem Ansehen; allein in jener Zeit wurde es verwüstet und nach seiner Wiederherstellung im J. 1783 gerieth es abermals durch die folgenden Kriege in Verfall, bis man in neuester Zeit durch Vervollkommnung der Anstalten und Verschönerung der Umgebungen dem Orte neuen Glanz zu verschaffen sich bestrebt hat. Vgl. Harleß und Bischof, „Die Stahlquelle zu L." (Bonn 1827).

Lana caprina, eigentlich Ziegenwolle, wurde bei den Römern wegen der unbestimmten Bedeutung des Wortes lana, nach welcher es unentschieden blieb, ob die Ziege Haare oder Wolle habe, sprüchwörtlich von unbedeutenden und geringfügigen Dingen gebraucht, namentlich in der Redensart, deren sich Horaz in einem seiner Briefe bedient: „Rixari de lana caprina", d. h. über völlig unerhebliche oder kleinliche Dinge ohne Erfolg

streiten. In gleichem Sinne sagten die Griechen: „Um des Esels Schatten zanken", wie die Deutschen: „Um des Kaisers Bart streiten".

Lancaster, auch Lancashire, eine der sechs nördlichen Grafschaften Englands, zwischen Westmoreland, York, Chester und dem Irischen Meere, zählt auf 86 □M. 1,320000 E., welche etwas Getreide- und Gartenbau, ferner Viehzucht und Fischerei, besonders aber Bergbau und Handel mit Eisenwaaren, die hier verfertigt werden, treiben. Der Hauptreichthum der Grafschaft besteht in den ungeheuern Lagern von Steinkohlen im südlichen und südöstlichen Theile, die vermöge der hier sehr ausgedehnten Kanalschiffahrt nach allen Seiten hin zu den zahllosen Dampfmaschinen und Fabrikeinrichtungen der Umgegend mit Leichtigkeit ausgeführt werden. Die Grafschaft ist mehr gebirgig als eben und meist nur von kleinern Gewässern durchschnitten, die erst durch künstliche Kanäle, von denen besonders der Lancaster-Liverpool-, der Leeds- und der Bridgewaterkanal zu erwähnen sind, schiffbar gemacht wurden. Die Hauptstadt Lancaster, am Lunefluß, über welchen hier der 16½ M. lange und 42 F. breite Lancasterkanal mittels einer sehr großartigen Wasserleitung geführt worden ist, auf dem Abhange eines Hügels gelegen, dessen Spitze ein herrliches alterthümliches Schloß ziert, das jetzt zum Grafschaftsgefängniß benutzt wird, hat etwa 13000 E., bedeutenden Schiffsbau und Seehandel und Manufacturen von Segeltuch, Bettleinen und grober Leinwand. Doch wird sie durch die gleichfalls in dieser Grafschaft liegenden volkreichsten Fabrik- und Handelsstädte Englands, Manchester und Liverpool, verdunkelt, die beide über 160000 E. haben.

Lancaster, Herzoge, s. Plantagenet.

Lancaster (Sir James), der erste brit. Seefahrer, welcher eine nach Ostindien bestimmte Flotte befehligte, ging am 10. Apr. 1591 in Plymouth mit drei Schiffen nach Ostindien unter Segel, wo er, nachdem er unterwegs ein Schiff eingebüßt, bis Malakka kam. Im Dec. 1592 trat er die Rückreise nach Europa an, wurde aber nach Westindien verschlagen, wo ihn, während er mit 21 M. bei einem Inselchen nicht weit von St.-Domingo ans Land ging, seine übrige Mannschaft verrätherisch verließ, indem sie heimlich davonsegelte. Durch ein franz. Schiff wurden die Verlassenen gerettet, die 1593 glücklich nach Europa kamen. Im J. 1601 wurde er wieder in die ostind. Gewässer gesendet. Er schloß auf dieser Reise mehre den Engländern nützliche Handelsverbindungen und lief nach manchen Gefahren mit reicher Ladung und ebenso reichen Erfahrungen glücklich in die Dünen ein. Auf seine Angaben rüstete England unter den Capitainen Weymouth und Hudson (s. d.) eine Expedition aus, die nordwestliche Durchfahrt zu versuchen und ihm zu Ehren wurde deshalb die unter dem 74° liegende Meerenge, welche zwischen Norddevon und dem Baffinslande den Eingang zu dem westlichen Polarmeere bildet, von Baffin Lancasters-Sund genannt. L. wurde zum Ritter erhoben und starb 1620.

Lancaster (Jos.), s. Bell-Lancaster'sches Unterrichtssystem.

Lancĕlot vom See war einer der Helden des bretonischen Sagenkreises von König Artus (s. d.) und der Tafelrunde (s. d.). Die Fee Viviana, die Frau vom See (daher L.'s Zuname), soll ihn nach seines Vaters frühem Tod erzogen, dann an des Artus Hof gebracht haben, wo er in die Tafelrunde aufgenommen wurde. Sie unterstützte ihn auch bei den Abenteuern, in die ihn seine Liebe zu Ginievra, des Artus Gemahlin, und die Feindseligkeit der von ihm verschmähten Schwester desselben, Morgane, verwickelte, und als ihn Modred, an dem er des Artus Ermordung rächen wollte, zum Tode verwundet hatte, nahm sie das Leben von seinen Lippen. Die Sage von L. wurde im Mittelalter zunächst von Nordfrankreich aus, wo unter Anderm der Trouvère Chretien von Troyes sie im Gedicht „Walter Map" im Prosaroman behandelte, weit verbreitet. Ein franz. Gedicht liegt auch dem deutschen L., den Ulrich von Zetzinchoven vermuthlich zu Anfang des 13. Jahrh. dichtete und den K. A. Hahn (Heidelb. 1845) herausgegeben hat, zu Grunde.

Lancisi (Giovanni Maria), berühmter ital. Arzt, geb. am 26. Oct. 1654 zu Rom, studirte daselbst zuerst Mathematik, Geometrie und Theologie, ging darauf zur Medicin über, erhielt 1672 die medicinische Doctorwürde und wurde 1676 Arzt am Hospital di San Spirito in Sassia, 1684 Lehrer der Anatomie und 1688 Leibarzt des Papstes Innocenz' XII., der ihm auch eine Domherrnstelle gab. Clemens XI. machte ihn gleichfalls zu

seinem Leibarzt, sowie zum geheimen Kämmerer und zum Professor der Medicin. Nachdem er 1716 seine über 20000 Bände starke Bibliothek und sein physikalisches Cabinet seinem Hospitale geschenkt hatte, starb er am 21. Jan. 1720 mit Hinterlassung ansehnlicher Fonds für das Hospital. Seine Schriften erschienen gesammelt in Genf (2 Bde., 1718, Fol.), vollständiger zu Venedig (4 Bde., 1739, 4.) und zu Rom von Assaldi herausgegeben (4 Bde., 1745, 4.).

Landammann bezeichnet in der Schweiz in der Regel einen Vollziehungsbeamten, dessen Competenz sich bald auf den ganzen Canton, bald nur auf eine Landgemeinde erstreckt, in welchem letztern Falle davon der Stadtammann unterschieden wird. In den meisten rein demokratischen oder dieser Verfassungsform sich annähernden Cantonen ist der Landammann zugleich der Präsidirende der gesetzgebenden Behörde; im Canton Bern beschränken sich seine Functionen auf die Geschäftsleitung im Großen Rathe.

Landau, Stadt und deutsche Bundesfestung im bair. Kreise Pfalz am Queich, hat ohne die Besatzung gegen 8000 E., ein Progymnasium, eine den Protestanten und Katholiken gemeinschaftliche Collegiatkirche, einige Fabriken und einen Kanal, mittels dessen alle Bedürfnisse der Stadt zu Wasser herbeigeschafft werden können. Die Stadt wurde unter dem Kaiser Rudolf von Habsburg zur freien Reichsstadt, dann an Speier versetzt, von Maximilian I. 1511 wieder eingelöst und zu Niederelsaß geschlagen. Im Dreißigjährigen Kriege wurde sie siebenmal von den Kaiserlichen, Schweden und Franzosen genommen. Ludwig XIV. nahm sie mit dem Elsaß 1680 in Besitz und ließ sie 1684 von Vauban nach einem neuen Systeme aus kleinen gemauerten und casamattirten Bollwerken in der Mitte großer Erdbastionen befestigen. Im J. 1702 wurde L. in 82 Tagen von den Kaiserlichen, 1703 in 58 Tagen von den Franzosen, 1704 in 70 Tagen abermals von den Deutschen und 1713 in 60 Tagen wieder von den Franzosen erobert. Im Aug. 1793 operirten die Verbündeten gegen das von den Franzosen besetzte L. und griffen am 28. Oct. unter dem Kronprinzen von Preußen die Festung förmlich an, mußten sich aber zurückziehen. Im J. 1814 versuchten russ. Truppen, L. zu nehmen, jedoch vergeblich; 1815 wurde es bei der zweiten Restauration an Deutschland abgetreten und zu Baiern geschlagen, das die Festung besitzt.

Landbau oder Landwirthschaft ist das anerkannt wichtigste Gewerbe in allen cultivirten Staaten. Von seiner Blüte hängt das Wohl der Bevölkerung vorzüglich ab. Je höher eine Nation an Bildung steigt, desto mehr nimmt auch die Production und Veredelung der landwirthschaftlichen Erzeugnisse zu, weil Geschicklichkeit und vermehrtes Wissen auf der einen und vermehrte Bedürfnisse auf der andern Seite das Gewerbe heben. Mit dem vermehrten und verbesserten Anbau des Bodens mehrt sich auch die Arbeit, und diese Arbeitsvermehrung hat Zunahme der Bevölkerung in gleichem Schritte zur Folge, wenn anders die Regierungen nicht unzweckmäßige Maßregeln treffen. Ein stark bevölkertes Land ist zugleich auch ein gut angebautes, und mit jedem Schritte zur Vollkommenheit des Landbaus wächst das Nationalvermögen. Durch die Landwirthschaft wird ein Volk unabhängig von außen und erhält die nöthige Festigkeit im Innern, denn es erzeugt die nothwendigsten Lebensbedürfnisse selbst. Diese Erzeugung aber beschäftigt die größere Hälfte der Bevölkerung unmittelbar und den größern Theil der andern Hälfte wieder mittelbar, theils durch die weitere Verarbeitung landwirthschaftlicher Erzeugnisse, theils durch den Handel mit den gewonnenen Producten. Daher ist auch jeder ackerbautreibende Staat der gedeihlichste, weil er nicht solchen Consumtionen unterworfen ist wie der, wo Fabriken die Hauptthätigkeit ausmachen. So wichtig aber auch die Landwirthschaft für die ganze menschliche Gesellschaft ist, so wurde sie doch noch bis in die neuere Zeit nicht so vollkommen und zweckmäßig betrieben, wie sie hätte betrieben werden sollen, um die größtmöglichste Production des Bodens und den höchsten Reinertrag zu erzielen. Die Ursache ist darin zu suchen, daß man die Landwirthschaft in früherer Zeit für zu gemein, für zu wenig geistig und ehrenvoll hielt und daher spät erst Männer von Geist und Bildung sich mit ihr befaßten. Als solche sind namentlich Schubart von Kleefeld (s. d.) und Thaer (s. d.) zu bezeichnen, Männer, welche durch Beispiel und Schriften zur Hebung des Landbaus mächtig beigetragen haben. War nun aber auch durch diese und andere ausgezeichnete Männer die Bahn zu einem rationellen Betriebe der Landwirthschaft gebrochen, so stellten

sich doch dem Aufschwunge derselben immer noch zwei Hindernisse mächtig entgegen: die Belastung des Grundeigenthums mit Frohnen, Triftzwang, Zehnten und andern Servituten, und das Versunkensein des Bauernstandes in Unwissenheit, Trägheit und Nachlässigkeit. In dieser Beziehung ist in neuerer Zeit aber auch Vieles zum Bessern geschehen. Preußen ging mit dem löblichen Beispiele einer durchgreifenden Ablösung aller auf dem Grundeigenthum haftenden Lasten gegen billige Entschädigung voran, und diesem Beispiele folgten bald viele andere deutsche Staaten, sodaß, wo die Ablösungen noch nicht zu Stande gekommen, dieselben wenigstens vorbereitet sind und in Aussicht stehen. Mit der Ablösung der Dienste und Lasten verband man zugleich in vielen Fällen die Zusammenlegung der Grundstücke, eine Maßregel, die zum bessern und vortheilhaftern Betriebe der Landwirthschaft unendlich viel beitragen muß. Einestheils durch die Ablösung der Dienste und Lasten und durch die Zusammenlegung der Grundstücke, anderntheils durch verbesserten Schulunterricht, Gründung von landwirthschaftlichen Vereinen und Lesezirkeln, ist nun auch der Bauer zu einem vernunftgemäßern Betrieb der Landwirthschaft gebracht worden, sodaß dieselbe jetzt einen Aufschwung genommen hat, wie man ihn sich noch vor einigen Jahrzehnten nicht träumen ließ. Ob außer den erwähnten Mitteln zu einem rationellen Betrieb der Landwirthschaft, wozu noch die Errichtung von Ackerbauschulen und Musterwirthschaften (s. d.) kommt, auch die Chemie (s. d.) und namentlich die Lehren Liebig's (s. d.) von dem Einfluß sein werden, wie ihn Viele glauben, muß für jetzt noch um so mehr bezweifelt werden, als sich jene Lehren durchaus nicht als probehaltig erwiesen haben.

Der Landbau hat einen doppelten Zweck, einen allgemeinen, der auf Erzeugung und Verarbeitung der Stoffe aus dem Thier- und Pflanzenreiche beruht, und einen besondern, der darin besteht, jedem Landbautreibenden den möglichst höchsten Reinertrag zu liefern. Am absolut vollkommensten ist jedenfalls der Betrieb der Landwirthschaft, wenn beide Zwecke zugleich im möglichst höchsten Grade erreicht werden, weshalb beide der Landwirth auch gleich fest ins Auge fassen muß. Nicht aber die größtmöglichste Erzeugung von Pflanzen auf einem gegebenen Raume oder die Erzielung der größten und schönsten Thiere ist die Absicht des Landwirths bei Verwendung des Capitals auf Ackerbau und Viehzucht, sondern die Absicht in der vortheilhaftesten Benutzung des Capitals ist zunächst dahin gerichtet, daß dasselbe die höchsten Zinsen trage. Der denkbar glücklichste Erfolg des Landbaus hängt vorzüglich von einer genauen Kenntniß der Naturkräfte, mit denen sich der Landwirth gleichsam in Kampf einläßt, ab, da es nur dadurch möglich wird, dieselben nach einem bestimmten Ziele hinzuleiten und dem vorliegenden Zwecke gemäß zu benutzen. Zum Betrieb des Landbaus sind zunächst nöthig ein Subject und ein Object, dann aber auch Arbeit und Capital. Das Subject, der Landwirth, muß Kenntniß von dem Boden und wie derselbe zu verbessern, von allen nutzbaren Pflanzen und deren Erziehung, von den nachtheiligen Pflanzen, von den Hausthieren, um Viehzucht mit Glück zu treiben, von der Naturgeschichte und Naturlehre, von der Mechanik und von der Buchhaltung haben. Hierzu kommen in vielen Fällen auch noch Kenntnisse von den technischen Gewerben. Außerdem verlangt man noch von einem guten Landwirth dauerhafte Gesundheit, scharfe Sinne, die Kunst, sich leicht zu orientiren, ruhige Besonnenheit, die Kunst, mit Menschen umzugehen, und die Kunst, seine Glückseligkeit in der treuen Ausübung seiner Berufsgeschäfte zu finden. Was das Object, das Landgut, anlangt, so versteht man darunter eine zur Einheit gewordene Verbindung aller zum Betriebe des landwirthschaftlichen Gewerbes nothwendigen oder doch nützlichen Gegenstände, wol auch die darauf haftenden Berechtigungen. Die zu einem Gute gehörigen Grundstücke, Felder und Wiesen, sind das Wesentlichste. Alles Übrige hängt von diesen ab, erlangt nur durch sie Werth. Daneben ist aber auch von Wichtigkeit die statistische und geographische Lage des Guts, die verschiedenen Theile, aus denen es besteht, deren gegenseitiges Verhältniß zueinander, die chemischen Bestandtheile und physischen Eigenschaften des Bodens und der gesammte landwirthschaftliche Werth der Grundstücke. Von einem vollkommenen Landgute verlangt man in der Regel, daß es aus Äckern, Wiesen, Weiden, Waldungen und Gärten in einem zweckmäßigen Verhältniß zueinander bestehe. Gute, dauerhafte, zweckmäßig eingerichtete Gebäude sind ein nothwendiges Übel. Außer diesen zu einem

jeden Landgute gehörigen Gegenständen gibt es auch noch andere, nicht aber wesentlich nothwendige, die mit ihm verbunden sind. Dazu gehören die wilde und zahme Fischerei, Torfmoor-, Braun- und Steinkohlenlager, Gyps-, Kalk- und Steinbrüche, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Stärkefabrikation, Ziegelei und verschiedene Gerechtsame, als Frohnen, Zehent, Weide-, Getränkeverlags-, Mühlenrecht, Gesindezwang, Zinsen, Gerichtsnutzungen, das Patronatrecht u.s.w. Ob solche Gerechtsame einem Gute Werth verleihen, hängt ganz von Umständen ab. Die Landgüter unterscheidet man in kleine, mittlere und große. Ein kleines Landgut ist ein solches, wo der Wirth mit seinem Gesinde hinreicht, alle vorkommende Arbeiten zu verrichten, ein mittleres, wo der Wirth nur die Anordnungen trifft und die Arbeiten unter seiner Aufsicht vollführen läßt, dazu wol auch eines Gehülfen bedarf; ein großes, wo mehre Aufseher unter der Direction des Wirths erfoderlich sind. Die meisten Annehmlichkeiten für den gebildeten Landwirth, auch den verhältnißmäßig größten Nutzen, gewähren unstreitig die Güter mittlerer Größe, namentlich in dankbaren Gegenden. Zum Betriebe der Landwirthschaft sind außer dem Landgute noch erfoderlich: Arbeitskräfte und Capital. Letzteres scheidet man wieder in das stehende (Inventarium, s. d.) und in das umlaufende oder eigentliche Betriebscapital. Arbeitskräfte und Capital müssen stets in einem richtigen Verhältniß zu dem Gutscomplex stehen, wenn ein glücklicher Erfolg errungen werden soll. Die Landwirthschaft wird theils handwerksmäßig, theils kunstmäßig, theils wissenschaftlich betrieben. Der handwerksmäßige Landwirth ahmt blos die angelernten Handgriffe nach, ist gleichsam mechanisch abgerichtet und bedarf nur ein sicheres Augenmaß und Beurtheilung des Zeitbedarfs bei den vorkommenden Geschäften, keineswegs eine Entwickelung der Verstandesbegriffe. In dieser Lage ist der gewöhnliche Bauer. Der kunstmäßige Landwirth handelt nach fremden Ideen; er hat gewisse Regeln gelernt und muß diese in Ausübung zu bringen wissen. Sind dieselben gut, für den vorliegenden Fall passend, so wird auch der Erfolg ein guter sein. Hieher sind die gelernten Landwirthe, die Verwalter, Aufseher zu rechnen. Der wissenschaftliche Landwirth bedarf keiner positiven Regeln, sondern ist im Stande, aus Gründen, die auf die Kenntniß der Anfoderungen des landwirthschaftlichen Gewerbes, auf Natur- und manche andere Wissenschaften gebaut sind, sich für jeden gegebenen Fall die Regel, das möglich beste Verfahren selbst zu entwickeln. Er vermag aber nichts allein, sondern bedarf zur Ausführung des Künstlers und des Handwerkers, daher man nicht selten die Meinung hört, die Theorie, die wissenschaftliche Kenntniß, leiste nichts, wol aber die Praxis. Die Praxis, das Handwerk, die Kunst, ist zwar wol eher als die bloße Theorie im Stande, ein landwirthschaftliches Erzeugniß für sich allein hervorzubringen, aber das Höchste zu leisten und zwar mit Bewußtsein, und das Gewerbe zu vervollkommnen, vermag sie nicht; dies ist nur durch eine innige Verbindung beider, der Theorie und Praxis, möglich. Denn die Praxis ohne Theorie ist blind, die Theorie ohne Praxis lahm, und beide müssen sich daher gegenseitig unterstützen. Aus der Vereinigung der Theorie mit der Praxis ist nun die rationelle Landwirthschaft hervorgegangen. Unter einem rationellen Landwirth hat man aber einen solchen zu verstehen, der sich die Theorie und Praxis gleich vollkommen zu eigen gemacht hat, jedes gegebene Verhältniß gründlich und von allen Seiten zu beurtheilen vermag — wozu freilich mannichfaltige andere Kenntnisse nöthig sind — und unter allen Verhältnissen den möglich höchsten Gewinn aus seinem Gewerbe zu ziehen versteht. Er unterscheidet die vorkommenden Fälle scharf, schafft sich nach den obwaltenden Umständen die Regel dafür und weiß zu deren Ausführung auch die zweckmäßigsten Mittel zu ergreifen. Er wird sich demnach auch in den verschiedensten Lagen zurechtfinden, sobald er sich nur Zeit nimmt, dieselben richtig kennen zu lernen. Der blos angelernte kunst- oder handwerksmäßige Landwirth dagegen darf sich nie von der erlernten Regel, dem gewohnten Leisten entfernen und etwas Anderes an deren Stelle setzen wollen, weil er nicht beurtheilen kann, ob solches gut thun werde. Wenn er nun aber von seinen Regeln, die in einem bestimmten Falle sehr gut sein können, in einem andern davon abweichenden Gebrauch machen will, so hat dies meist einen unglücklichen Ausgang. Daher kommt es, daß Wirthschaftsverwalter, die in einer gewissen Gegend und unter gewissen Verhältnissen ihrem Amte glücklich vorgestanden haben, anders wohin versetzt, oft bei jedem Schritte straucheln und das Ganze in Verwirrung bringen.

Darum kann der nicht wissenschaftlich gebildete Landwirth auch von den besten Büchern nur wenig Gebrauch machen, weil er die neuern Ideen zu ordnen und in das Ganze zu verweben nicht versteht. Die Staatsgewalten, vornehmlich Deutschlands, die mit Recht in der Blüte der Landwirthschaft den Grundpfeiler des ganzen Staatsorganismus erblickten, sind aber vorzüglich darauf bedacht, daß jene grobe Empirie in der Landwirthschaft immer mehr schwinde und an ihre Stelle die Nationalität trete. Zu diesem Zweck sind verschiedene Bildungsmittel, die man früher nicht kannte, ins Leben gerufen worden. Dazu gehören 1) die Landwirthschaftsschulen, welche theoretisch-praktische Bildungsanstalten für angehende Landwirthe sind. Man unterscheidet dieselben wieder a) in höhere landwirthschaftliche Lehranstalten, wo die Handgriffe, das rein Praktische der Landwirthschaft, nicht, sondern nur die Theorie dieses Gewerbes sammt allen dieselbe begründenden und fördernden Wissenschaften, z. B. Mathematik, Naturlehre, Baukunst, Thierarzneikunst u. s. w., gelehrt wird, jedoch immer mit Hinweisung auf die Praxis, zumeist auch mit Übungen in derselben verbunden. Mit manchen höhern Lehranstalten sind auch niedere verbunden, doch will man in solcher Vereinigung keine Vorzüge erblicken. Höhere Landwirthschaftsschulen gibt es gegenwärtig in Deutschland: Braunschweig, Tharand, Regenwalde, Mögelin, Eldena, Jena, Hohenheim, Geisberg, Schleißheim; andere werden in Kurzem für jede Provinz Preußens entstehen; in Ungarn: Altenburg und Keszthely; in Böhmen: Krummau; in der Schweiz: Hofwyl; in Frankreich: Grignan; in Rußland: Petersburg und Moskau; in Polen: Mariemont. b) in niedere landwirthschaftliche Lehranstalten oder Ackerbauschulen. Dieselben haben zum Zweck, junge Männer, namentlich aus dem Bauernstande, durch passenden landwirthschaftlichen Unterricht und durch Einübung in der mit der Schule verbundenen Wirthschaft theils zu einer bessern Bewirthschaftung ihres eigenen Grundbesitzes zu befähigen, theils zu tüchtigen Schirrmeistern, Ackerleuten, Schäfern, Winzern u. s. w. heranzuziehen. Meist bestehen die Ackerbauschulen getrennt von den höhern Landwirthschaftsschulen. Ackerbauschulen kommen jetzt vor in Würtemberg, Baden, Preußen, Braunschweig, Polen und Rußland; doch ist aus dem allgemeinen Streben nach Errichtung solcher Schulen, die meist von Privaten gegründet und fortgeführt und von dem Staate unterstützt werden, mit Recht zu schließen, daß sie bald überall heimisch sein werden. 2) Die Musterwirthschaften (s. d.), wie sie namentlich in Ost- und Westpreußen mit Unterstützung von Seiten des Staats ins Leben gerufen worden sind. 3) Die landwirthschaftlichen Vereine, Vereinigungen von Landwirthen und Freunden der Landwirthschaft, deren Zweck Förderung der Landwirthschaft ist. Meist zählen diese Vereine Mitglieder aus allen Ständen, doch hat man in neuerer Zeit auch besondere Bauernvereine ins Leben gerufen, weil man die Bemerkung gemacht hat, daß der Bauer die Zusammenkünfte der vornehmern Landwirthe meidet. In neuester Zeit sind die landwirthschaftlichen Vereine Norddeutschlands dahin organisirt worden, daß sie in Local-, Bezirks- und Centralvereine abgetheilt sind, denen wieder eine besondere, von dem Staate eingesetzte Behörde vorgesetzt ist, wie z. B. in Sachsen der landwirthschaftliche Hauptverein, in Preußen das Landesökonomie-Collegium, obschon letzteres keine vorgeordnete Behörde der Landwirthschaftsvereine ist. In Süddeutschland, namentlich in den beiden Hessen, Würtemberg und Baden, besteht eine solche Organisation schon längst. In der Regel werden die landwirthschaftlichen Vereine von den Regierungen mit baaren Geldmitteln zur Anschaffung fremder Viehstämme, Sämereien, neuer Geräthe, Schriften, zur Vertheilung von Prämien u. s. w. unterstützt. In den Versammlungen dieser Vereine werden Vorträge gehalten, Erfahrungen mitgetheilt, auf neue Erscheinungen hingewiesen u. s. w. Nicht selten sind mit diesen Vereinen Ausstellungen von landwirthschaftlichen Producten und Geräthen und Preisvertheilungen verbunden. Die hauptsächlichsten Landwirthschaftsvereine sind in Deutschland die wiener, prager, steiermärkische, märkische, pommersche, schlesische, west- und ostpreußische, magdeburger, rheinische, leipziger, dresdner, altenburgische, hannoversche, braunschweigische, koburgsche, mecklenburgsche, hessen-kasselsche, hessen-darmstädtsche, bairische, badische, würtembergische, nassauische, weimarische, schleswig-holsteiner; in der Schweiz der genfer; in Rußland der petersburger und moskauer u. s. w. Hierher gehört auch die große Wander

versammlung deutscher Land- und Forstwirthe, die 1837 von Papst, Schweizer und Teichmann gegründet wurde, jedes Jahr ihre Zusammenkunft in einer größern Stadt Deutschlands abhält und von Landwirthen aller Staaten Europas besucht wird. Bisher hielt sie ihre Zusammenkünfte zu Dresden, Karlsruhe, Potsdam, Brünn, Dobrzan, Stuttgart, Altenburg, München und Breslau. Ihre Verhandlungen erscheinen alljährlich in dem „Amtlichen Bericht der deutschen Land- und Forstwirthe". 4) Die landwirthschaftlichen Lesegesellschaften, welche meist mit den landwirthschaftlichen Vereinen verbunden sind, jedoch auch für sich bestehen. Zweck dieser Vereine ist, sich aus den landwirthschaftlichen Zeitschriften zu belehren und mit den Erscheinungen in der landwirthschaftlichen Literatur bekannt zu machen. Es werden deshalb Zeitschriften und Bücher angekauft, welche, nachdem sie unter den Mitgliedern circulirt haben, entweder versteigert oder zur Gründung einer Bibliothek aufbewahrt werden. Daraus sind vielfältig die besonders von Preusker empfohlenen Gemeinde- und Kirchspielbibliotheken entstanden, aus denen um ein geringes Lesegeld auch an Nichtmitglieder des Vereins Schriften und Zeitschriften auf eine bestimmte Zeit ausgeliehen werden. 5) Das Reisen, ein vorzügliches Bildungsmittel namentlich für junge Landwirthe. Das Reisen kann geschehen, indem dazu ein oder einige Jahre ausschließend verwendet werden, um sich in fremden Ländern umzusehen, oder indem von Zeit zu Zeit auf kleinen Reisen gewisse Gegenden besucht werden, die für die Landwirthschaft in irgend einer Hinsicht besonders wichtig sind und Gelegenheit zur Bereicherung der Kenntnisse darbieten. In manchen Staaten sind besondere Gelder zu solchen Reisen für junge Landwirthe ausgesetzt.

Die Landwirthschaft zerfällt in zwei Haupttheile: den Ackerbau (s. d.) und die Viehzucht (s. d.). In der Regel sind beide miteinander verbunden; es kann aber auch jeder für sich betrieben werden. Der Ackerbau hat wieder mehre Abtheilungen, von denen sich ebenfalls jede als ein für sich bestehendes Ganzes oder ein besonderer Wirthschaftszweig behandeln läßt, z. B. Getreide-, Handelsgewächs-, Futterkräuter-, Wiesenbau, Obstbaumzucht, Weinbau, Hopfenbau, Waldbau u. s. w. Der Gartenbau ist nur insofern als besonderer Theil anzusehen, als der Gärtner mehr oder weniger Kunst anwendet, um gewisse Pflanzen hervorzubringen. Nicht selten werden in einer Wirthschaft die hier genannten Zweige als ein Ganzes vereinigt nebeneinander cultivirt. Es kann aber auch der eine oder andere eine bedeutende Ausdehnung erhalten und dadurch einen andern beschränken oder ganz verdrängen, wie z. B. der Getreidebau den Waldbau, der Gartenbau in der Nähe großer Städte den Getreidebau u. s. w. Die örtlichen Verhältnisse bestimmen immer, welchem Zweige der Vorzug einzuräumen ist. Der Getreidebau bleibt aber in der Regel der Hauptzweig und schließt den Anbau anderer Zweige keineswegs aus. Die Viehzucht hat es mit der Paarung, Aufzucht, Wartung und Pflege der landwirthschaftlichen Hausthiere zu thun. Ihre Abtheilung sind Rindvieh-, Schaf-, Pferde-, Schweine- und Ackerviehzucht. Hierzu gehören auch Bienenzucht, Seidenraupenzucht und Blutegelzucht. Auch die zahme Fischerei macht oft einen wesentlichen Theil eines Landguts aus, und es ist daher die Fischzucht mit dem Betriebe der Landwirthschaft unmittelbar in Verbindung zu setzen. Sobald das rohe Erzeugniß, mit dessen Hervorbringung die Landwirthschaft sich befaßt, gewonnen ist, hat auch die eigentliche landwirthschaftliche Arbeit dabei ihre Endschaft erreicht; dies ist z. B. der Fall, wenn das Getreide gedroschen, der Flachs und Hanf gerauft, die Milch gemolken ist. Bei mehren Erzeugnissen ist jedoch der Landwirth genöthigt, sich einer weitern Verarbeitung derselben zu unterziehen, wenn sie verkäuflich werden sollen; so ist der Hanf und Flachs vorher zu rösten und zu brechen, die Milch in Butter und Käse, die Kartoffeln in Spiritus zu verwandeln u. s. w. Unternimmt nun der Landwirth eine weitere Zurichtung und Bearbeitung mehrer seiner Producte, um sie besser und sicherer zu verwerthen, und bedient er sich zu dem Ende sogar besonderer Anstalten, dann vereinigt er mit seinem Gewerbe noch andere. Werden dabei die zur Landwirthschaft selbst erfoderlichen Arbeitskräfte dieser nicht entzogen, sondern nur nebenbei auf jene Nebengewerbe verwendet, so erleidet das Hauptgewerbe dadurch keine Störung und es können jene um so einträglicher werden, weil keine besondern Arbeiter, auch wol keine besondern Gebäude darauf zu rechnen sind. Wer Zeit und Verhältnisse zu benutzen und die beste Verbindung der vor-

kommenden Geschäfte herzustellen und zu erhalten weiß, kann oft auf diese Weise sein Anlagecapital besonders hoch benutzen. Unter die Gewerbe, die sich mit der Landwirthschaft vortheilhaft vereinigen lassen, gehören besonders Branntweinbrennerei, Bierbrauerei, Runkelrübenzuckerfabrikation, Stärkefabrikation, Taback-, Mehlbereitung, Ölschlagen, Handel mit Vieh, Getreide, Holz, Ziegel-, Gyps- und Kalkbrennerei, Steinbrechen, Torf- und Steinkohlengräberei u. s. w. Einige dieser Nebengewerbe verschaffen der Wirthschaft nutzbare Abgänge, so die Branntweinbrennerei, Bierbrauerei, Stärke- und Zuckerfabrikation, die alle ein vorzügliches Viehfutter abwerfen und dadurch die Masse des Düngers vermehrend, einen höhern Ertrag an Producten des Feldbaus vermitteln. Wegen der engen Verbindung, in der auf diese Weise die landwirthschaftlichen Nebengewerbe zu dem Betriebe der Landwirthschaft stehen, hat man sie häufig als dazu selbst gehörig betrachtet, jedoch irrigerweise, da sie weiter nichts sind, als technische Nebengewerbe, welche die weitere Nutzung landwirthschaftlicher Erzeugnisse zum Zweck haben. — Was die Rechtsverhältnisse der Landwirthschaft betrifft, so wird sie überall als ein freies Gewerbe betrieben, ohne daß ein gesetzlicher Zwang zur Innung führte. Allein in dem Güterbesitz und in den Gerechtsamen desselben ist eine große Verschiedenheit, die auf den Betrieb des Gewerbes, auf die Staatsbürgerschaft, ja selbst auf den Charakter der Menschen einen sichtbaren Einfluß hat. Vgl. Thaer, „Grundsätze der rationellen Landwirthschaft" (4 Bde., Berl. 1809 fg.); Burger, „Lehrbuch der Landwirthschaft" (2 Bde., 4. Aufl., Wien 1838); Laudon, „Encyklopädie der Landwirthschaft" (deutsch, 2 Bde., Weim. 1827—33); Putsch, „Allgemeine Encyklopädie der gesammten Land- und Hauswirthschaft" (13 Bde., Lpz. 1826 fg.); Schwarz, „Anleitung zum praktischen Ackerbau" (3 Bde., 3. Aufl., Stuttg. 1843); Kreyssig, „Handbuch zu einem natur- und zeitgemäßen Betriebe der Landwirthschaft" (4 Bde., 2. Aufl., Königsb. 1840); Koppe, „Unterricht im Ackerbau und in der Viehzucht" (3 Bde., 5. Aufl., Berl. 1844); Schweitzer, „Anleitung zum Betriebe der Landwirthschaft" (2 Bde., Lpz. 1832); Block, „Mittheilungen landwirthschaftlicher Erfahrungen" (3 Bde., Bresl. 1830—35); von Lengerke, „Landwirthschaftliches Conversations-Lexikon" (4 Bde., Prag 1837; Supplementband, Braunschw. 1842); Zierl, „Die Lehre des Landbaus" (3. Aufl., Münch. 1843); J. v. K., „Handbuch für angehende Landwirthe" (2. Aufl., Lpz. 1842); Veit, „Lehrbuch der Landwirthschaft" (Augsb. 1841); Papst, „Lehrbuch der Landwirthschaft" (2 Bde., 2. Aufl., Darmst. 1841); Elsner, „Die Bildung des Landwirths" (Stuttg. 1838); Schweitzer, „Lehrbuch der Landwirthschaft" (2 Bde.; 2. Aufl., Dresd. 1842).

Landboten, poln., s. Sejm.

Landdrost, s. Drost.

Landeck, eine Stadt im Regierungsbezirk Breslau der preuß. Provinz Schlesien mit 1600 E., 15 M. von Breslau, an der Biela, 1408 F. über dem Meere, in einer schönen, nach Osten, Süden und Westen von hohen Bergen der Sudeten eingeschlossenen Gegend gelegen, verdankt ihre Berühmtheit den nicht weit davon bei dem Dorfe Thalheim entspringenden Mineralquellen und besitzt ein etwas rauhes, aber alle Vorzüge der reinen Gebirgsluft in sich vereinigendes Klima. Man unterscheidet sechs Quellen, das St.-Georgen- oder alte Bad (23° R.), das Liebfrauen- oder Marien- oder neue Bad (23° R.), die Douchequelle, den Marianenbrunnen oder die Trinkquelle (16° R.), die Mühlquelle (14° R.) und die Wiesenquelle (17° R.), welche erst 1837 wieder aufgegraben wurde. Sie gehören sämmtlich zu den erdig-salinischen Schwefelquellen und beweisen sich in den Fällen, wo diese Classe der Mineralwässer überhaupt angewendet wird, als vorzüglich heilsam. Man gebraucht das Wasser theils als Getränk, gewöhnlich mit Ziegenmilch oder Molken vermischt, theils und vorzugsweise als Bad in verschiedenen Formen. Das alte Bad war schon im 13. Jahrh. bekannt und gegen Ende des 17. begann man auch das neue zu gebrauchen; jedoch kamen die Anstalten in Verfall und hoben sich erst wieder, als Friedrich II. von Preußen 1766 die Bäder mit gutem Erfolge gebrauchte. Auch später hatte L. das Glück, immer bedeutende Gönner zu finden, sodaß es nach und nach in Hinsicht auf Frequenz der Gäste und Vortrefflichkeit seiner Anstalten immer höher stieg; doch ist es gegenwärtig wieder weniger besucht. Vgl. Bannerth, „Die Heilquellen zu L." (Bresl. 1838).

— Ein Dorf gleiches Namens mit 300 E. liegt im pilsener Kreise des Königreichs Böhmen und besitzt drei Sauerbrunnen.

Landenge nennt man einen schmalen, auf beiden Seiten vom Meere begrenzten Strich Landes, welcher zwei ausgebreitete Landtheile miteinander verbindet. Die wichtigsten Landengen sind die von Suez, welche Asien und Afrika, und die von Panama oder Darien, welche Südamerika mit Nordamerika verbindet. In Europa ist die Landenge zwischen Morea und Livadien, der Isthmus, zu erwähnen.

Lander (Richard), der Entdecker des untern Nigerlaufs, geb. in Cornwall 1804, sollte ebenso wie sein jüngerer Bruder John Buchdrucker werden, schloß sich aber 1825 dem Capitain Clapperton (s. d.) an, als dieser im Auftrage der Regierung nach Afrika ging, drang mit ihm von der Bai von Benin aus bis nach Sakkatu vor, wo Clapperton starb, und kehrte 1828 nach England zurück. Seine Ausarbeitungen über die Clapperton'sche Reise, sowol das Tagebuch (1829) als die Records, bewogen die brit. Regierung, ihn mit der Verfolgung der Untersuchungen über den Nigerlauf zu beauftragen. Im J. 1830 führte er in Begleitung seines Bruders John diesen Auftrag mit dem besten Erfolg aus. Es wurde ermittelt, daß der Quorra (der untere Niger) in mehren Armen (Formoso oder Benin, Quorra und wahrscheinlich auch noch Kalabar und Bonny) in die Beninbucht fällt. (S. Niger.) Von Negern gefangen und an einen Sklavenhändler verkauft, wurden die Brüder L. nach Cap Formosa gebracht und dort von einem Schiffsherrn aus Liverpool ausgelöst. Sie gingen nun nach England zurück, wo sie im Juni 1830 anlangten und ihr „Journal of an expedition to explore the course and termination of the Niger" (3 Bde., Lond. 1832; deutsch, Lpz. 1833) ausarbeiteten. Im J. 1832 unternahmen sie auf einem eisernen Dampfboote, das einer von liverpooler Kaufleuten ausgerüsteten Expedition angehörte, eine abermalige Beschiffung des Quorra. Sie fuhren in den Fluß Tschadd ein, welcher aus dem See Tschadd kommt und bei Adda Kudda in den Quorra fällt, kauften eine kleine Insel an, die sie zu einer brit. Handelsstation geeignet fanden, nannten sie Englandsinsel und legten auf derselben ein kleines Fort von Lehmmauern an. Im J. 1834 machte L. mit einigen Gefährten auf einem mit Waaren beladenen Boote eine Excursion den Brassfluß hinauf, welcher ebenfalls dem Nigerdelta angehört. Sechzig oder siebzig engl. Meilen landeinwärts an einer seichten Stelle, wo das Boot auf den Sand lief und schwer wieder loszumachen war, wurden die Reisenden von Brass- und Bonnynegern meuchlings überfallen und sahen sich genöthigt, auf einem kleinen leichten Boote, das sie mitführten, die Flucht den Fluß hinab zu ergreifen. Den auf Kanots ihnen nachsetzenden Negern entriß sie die Geschicklichkeit ihrer Ruderleute; doch L. hatte eine Schußwunde an der Hüfte davongetragen, in deren Folge er wenige Tage nach seiner Ankunft auf der Insel Fernando Po am 27. Jan. 1834 starb.

Landes heißen die längs der Küste des biscayischen Meerbusens zwischen der Gironde und den Pyrenäen, in einer Länge von mehr als 30 Stunden, bei einer Breite von 15—20 Stunden sich erstreckenden Haiden, welche einen der ödesten Flecke Europas bilden. Man unterscheidet Petites landes an den Flüssen Adour und Midouze, zwischen Bazas und Mont de Marsan, die besser angebaut und fruchtbarer sind, von den dicht am Meere liegenden Landes sauvages, Dünen, die ganz unfruchtbar sind. Der meist sandige, zum Theil auch sumpfige Boden, gewöhnlich blos mit Haidekraut und niedrigem Gestrüpp bewachsen, gibt etwa einer halben Million Schafen von der schlechtesten Race und gröbsten Wolle kärgliche Nahrung, und nur auf den fruchtbarern Strecken wird auch etwas Roggen, Mais und Hirse gebaut. Die wenigen Einwohner, Parens genannt, in zerstreuten Dörfern im östlichen Theile der Landes, sind gascognischer Abstammung, führen ein rohes Leben, wohnen in elenden Hütten und gehen in den sumpfigen und sandigen Gegenden meist auf Stelzen, sind aber dabei munter, gutmüthig und gastfrei. Sie beschäftigen sich vorzüglich mit Schafzucht, Fischerei, Jagd, und seit durch Necker's Veranstaltung 1789 hier große Anpflanzungen von Fichten und Korkbäumen gemacht worden sind, mit Kohlenbrennen, Pech- und Harzsammeln und Korkschneiden, besonders mit Verfertigung von Sabots, d. h. hölzernen Schuhen. — Das Departement des Landes, zwischen der Gironde im Norden, Lot- und Ga-

ronne- und Gers-Departement im Osten, Basses-Pyrénées im Süden und dem Atlantischen Ocean im Westen, umfaßt die ehemaligen Landschaften Pays des Landes, Chalosse und Condomois von Gascogne, Bordelais von Guyenne und einen Theil von Béarn, zählt auf 174 □M. 285000 E., und wird in die drei Arrondissements Mont de Marsan, St.-Sever und Dax eingetheilt. Die Hauptstadt ist Mont de Marsan, am Zusammenflusse der Douge mit dem Midou, mit 4000 E. und lebhaftem Wein- und Branntweinhandel.

Landesälteste, auch Landesbestellte, heißen in einigen deutschen Staaten die von der Ritterschaft einer Provinz aus ihrer Mitte erwählten Vertreter derselben, so z. B. in der sächs. Lausitz.

Landesbewaffnung, s. Volksbewaffnung.

Landesherrlichkeit und **Landeshoheit.** Die Landesherrlichkeit, aufgefaßt als das der rechtmäßigen Regierung des Landes zustehende Eigenthumsrecht daran, kann nicht als ein Privateigenthum an dem Ganzen und allem Einzelnen, sondern nur als ein Eigenthum des Rechts zum Gebieten in dem betreffenden Lande und der obersten Ausübung der auf das Ganze und Einzelne sich erstreckenden Staatsgewalt betrachtet werden. Die Regierung ist dabei die Repräsentantin des Volks in diesem Lande und übt ihr Recht als oberste Trägerin des vom Volke gebildeten Staats. Auch die Regierungen nichtmonarchischer Staaten üben eine landesherrliche Gewalt und haben, früher zumal, ihre Rechte auch nicht selten mit diesem Namen bezeichnet. Misverstandene Theorien serviler Zeiten haben aber allerdings den Begriff der Landesherrlichkeit auf ein wahres privatrechtliches Obereigenthum des ganzen Landes und seiner einzelnen Theile ausdehnen und die Aufnahme der Unterthanen in dasselbe als eine Art freiwilligen Zugeständnisses des eigentlichen Eigenthümers darstellen wollen. Nur in den kleinsten Territorien des ehemaligen Deutschen Reichs konnte dies eine theilweise, zufällige Wahrheit haben. Da übrigens der Ausdruck einen solchen Misverstand nahe legt, außerdem der „Herr" an das „Herrische" erinnert, so werden wol in gegenwärtiger Zeit die Landesherren besser Landesfürsten genannt, während man gegen den in den dreißiger Jahren beliebten Ausweg, in Folge dessen die Könige von Frankreich und Belgien jetzt Könige der Franzosen und Belgier heißen, allerdings erinnern kann, daß er das wichtige Moment des Landes unberücksichtigt ließ. Wenn aber bei der Landesherrlichkeit mehr die Seite des Eigenthums hervortrat, so drückt die Landeshoheit grade den Gegenstand dieses Eigenthums aus und umfaßt den Inbegriff der staatsrechtlichen Obergewalt im Staate. Eine besondere, von dem Begriffe der Souverainetät (s. d.) sich unterscheidende Bedeutung hatte der Begriff der Landeshoheit im Deutschen Reiche, wo sich viele Fürsten und Stände zum vollen, nur von der immer schwächer werdenden Autorität des Kaisers sehr wenig beschränkten Besitze einer Obergewalt über bestimmte Theile des Reichs erhoben und im Besitze dieser Landeshoheit, wenngleich immer als Unterthanen des Kaisers betrachtet, doch schon frühzeitig den Souverainen des europ. Staatensystems in den wichtigsten völkerrechtlichen Befugnissen gleichgeachtet wurden. Zu den Erfodernissen des hohen Adels in Deutschland gehört es, daß man zur Zeit des Deutschen Reichs eine solche Landeshoheit gehabt habe.

Landesverrath, s. Hochverrath.

Landesverweisung, s. Verbannung und Deportation.

Landfriede. Da der Gottesfriede (s. d.) nicht ausreichte, suchten die deutschen Kaiser durch bürgerliche Gesetze für den Frieden des Reichs zu sorgen und der Selbsthülfe, wie dem sogenannten Faustrecht (s. d.), in das sie ausartete, Schranken zu setzen. Schon Konrad II. und Heinrich III. hatten desfallsige Gesetze gegeben, jedoch wahrscheinlich nur gegen ungerechte Angriffe, nicht gegen die Selbsthülfe aus gerechter Ursache, und es wußte Letzterer seinen Gesetzen einen für die damalige Zeit beispiellosen Gehorsam zu verschaffen. Allein in den Bürgerkriegen der nachfolgenden Zeit wurden die Privatfehden immer häufiger und die Straßen unsicherer als je. Obschon Kaiser Heinrich V. im J. 1121 zu Würzburg eine Erneuerung des Landfriedens zu Stande gebracht hatte, so mußten sich doch die hohenstaufischen Kaiser begnügen, die Selbsthülfe der öffentlichen Sicherheit so unschädlich als möglich zu machen. Kaiser Friedrich I. setzte im J. 1187 auf dem Reichstage zu Nürnberg fest, daß Der, den man aus gerechter Ursache befehden wolle, bei Strafe der Ehrlosig-

keit wenigstens drei Tage vorher davon benachrichtigt werden solle. Dieses sogenannte Absagen, welches mittels eines Fehdebriefes geschah, fand noch am leichtesten Eingang, da man es für ritterlich und edel hielt, nur den zum Kampfe Vorbereiteten anzugreifen. Die Sicherheit aber, die hierdurch Jedem, dem nicht abgesagt war, gewährt wurde, nannte man den Landfrieden. Daß während eines allgemeinen Kriegs alle Privatfehden ruhen mußten, wie in Frankreich, vermochte man in Deutschland nicht durchzusetzen. Eine mittelbar drückende Folge des Faustrechts waren für die Reisenden die Erpressungen unter dem Namen des Geleits (s. d.). Zwar verbot König Philipp von Schwaben 1201 in dem Gesetze gegen Friedbrüche, d. i. gegen unverkündete Fehden, zugleich auch alle Erpressungen von den Reisenden auf das strengste, und ähnliche noch strengere Verbote erließen Otto IV. 1209 zu Oldenburg, Friedrich II. 1234 zu Frankfurt und 1236 zu Mainz. Doch die Unruhen im Reiche verhinderten die Kaiser, diesen Gesetzen Nachdruck zu geben, und in den stürmischen Zeiten nach Friedrich's II. Tode kamen sie fast gänzlich in Vergessenheit. Daher mußten die Unterthanen selbst und vor Allem die Städte, denen in Hinsicht des aufblühenden Handels am meisten an der Sicherheit des Verkehrs gelegen war, selbst diesem Übel zu steuern suchen. Zu diesem Zwecke entstanden der Bund der Hansa (s. d.) und der rheinische Städtebund. In Baiern, Meißen, Thüringen und Brandenburg, wo die Fürsten die Zügel der Regierung kräftiger erfaßt, gelang es in der That, den Gewaltthätigkeiten so ziemlich ein Ende zu machen; dagegen stiegen in Schwaben, Franken, Sachsen und am Rhein die Unordnung und Unsicherheit aufs Äußerste, sodaß viele hundert Ritter lediglich vom Raube lebten. Kaiser Rudolf von Habsburg, des Reichs Wiederhersteller, brachte es doch wenigstens dahin, daß auf dem Reichstage zu Würzburg im J. 1287 die Stände einen Landfrieden auf drei Jahre genehmigten, den er 1291 zu Speier auf sechs Jahre verlängern ließ, der aber mit seinem Tode auch sogleich vergessen war, sodaß sein Nachfolger Adolf von Nassau Mühe hatte, für denselben 1293 zu Köln wieder drei Jahre verwilligt zu erhalten. Albrecht I. gab zu Nürnberg ein strenges Gesetz gegen die Friedbrüche, welches unter dem Namen der erneuerten Satzung König Albrecht's bekannt ist; Ludwig der Baier beschwor bei seiner Thronbesteigung nebst den Reichsständen diese Satzung und schärfte sie 1333 auf dem Reichstage zu Speier von neuem ein; Karl IV. gelang es so ziemlich, seinem 1354 auf dem Reichstage zu Mainz publicirten Landfrieden Gehorsam zu verschaffen. Doch diese wiederholten Gesetze machten zur Verwahrung der öffentlichen Sicherheit neue Verbindungen keineswegs überflüssig, die man nach ihrem Zweck und Geiste selbst Landfrieden nannte. Einen derartigen Landfrieden der schwäb. Grafen und Städte bestätigte 1307 Albrecht I. zu Speier auf zwei Jahre, und zwar so, daß, wer diesem Bunde nicht beitreten wollte, vom allgemeinen Landfrieden ausgeschlossen sein sollte. Einen ähnlichen Bund errichteten 1319 die rhein. Städte, den sie 1332 erneuerten. Ihrem Beispiele folgten viele andere Städte und Fürsten und gründeten ähnliche Bündnisse im Elsaß, in Baiern, Franken, Schwaben, in der Wetterau, Lothringen, Sachsen und Westfalen. Überall setzte man die Todesstrafe auf den Landfriedensbruch und vollzog sie auch zuweilen.

Doch die hauptsächliche Ursache jenes Kriegs Aller gegen Alle lag in dem Mangel einer wohlgeordneten Gerichtsverfassung, verbunden mit der Abneigung der Deutschen gegen die gerichtliche Entscheidung ihrer Uneinigkeiten. Daher vereinigten sich die Städte, die in solche Bündnisse zusammentraten, gewöhnlich dahin, ihre Zwiste durch sogenannte Austräge, d. i. schiedsrichterliche Aussprüche (s. Austrägalgericht), entscheiden zu lassen. Dies geschah namentlich in dem neuen Bunde, den die schwäb. Städte 1331 zu Weinsberg auf die Lebenszeit Ludwig's des Baier eingingen, dem die Pfalzgrafen beim Rhein und andere Fürsten beitraten und den Ludwig 1340 bestätigte. Als Karl's IV. Landfriede von 1354 zu Ende ging, schlossen die schwäb. Städte 1356 unter kaiserlicher Bestätigung abermals einen Friedensbund, doch nur auf anderthalb Jahre. Indeß arteten auch diese Verbindungen, besonders gegen das Ende des 14. Jahrh., auf das Verderblichste aus. Zur Erhaltung des Friedens aufgerichtet, dienten sie bald nur, die Fehden allgemeiner und ernsthafter zu machen, indem sie vom Schutz zum Trutz übergingen, und die Verbündeten auch in allen andern Angelegenheiten einander beistanden. Diejenigen Bünde,

welche aus Fürsten und Städten bestanden, lösten sich bald in zwei feindliche Parteien auf, da die Klagen der Städte über die Fürsten wegen der Bedrückungen des Handels durch Zölle und Geleite, sowie die der Fürsten über die Städte wegen Aufnahme von Pfahlbürgern (s. d.) u. s. w. stets unerledigt blieben. Gegen den Bischof Gerhard von Worms, die Grafen Eberhard und Ulrich von Würtemberg und Kraft von Hohenlohe schlossen die schwäb. Städte 1376 den sogenannten großen Bund und führten offenen Krieg gegen sie. Karl IV. setzte kurz vor seinem Tode im J. 1378 zu Nürnberg zwischen den feindlichen Parteien Schiedsrichter, die sie 1379 verglichen, worauf die Städte mit den Pfalzgrafen beim Rhein und dem Markgrafen zu Baden einen Bund auf fünf Jahre errichteten, der indeß auch wieder nicht sowol die Erhaltung des Friedens als Schutz und Trutz gegen ihre Feinde zum Zwecke hatte. Auch die Fürsten und Herren, eifersüchtig auf die Macht der Städte und erbittert über die Bündnisse derselben, schlossen nun Bündnisse zum Schutz ihrer Gerechtsame unter dem Namen von Gesellschaften, wie die Gesellschaft vom Leuen, die von St.-Wilhelm und St.-George, die mit den Hörnern u. s. w. Bisweilen traten diese Gesellschaften auch mit den Städten in Bündniß, aber diese Verbindungen waren nie von Dauer. König Wenzel soll es sogar gern gesehen haben, wenn die Städte, durch Bündnisse gestärkt, ein Gegengewicht gegen die Fürsten bildeten. So schlossen sieben der vornehmsten Städte am Rhein 1381 einen solchen Bund, dem der schwäb. Bund und bis zum J. 1384 fast alle Städte Baierns, Frankens, Schwabens und am Rhein beitraten. Der Bund war stillschweigend gegen die Fürsten gerichtet; dennoch verbündeten sich mit demselben auf kaiserlichen Befehl 1384 viele Fürsten auf vier Jahre und 1387, wo er zu Mergentheim auf einige Jahre erneuert wurde, fast alle übrigen. Bei dem Allen sahen die Städte immer ihre Verbindung untereinander für enger an als die mit den Fürsten. Überdies erlaubten sich nicht nur die Fürsten fortwährend widerrechtliche Anmaßungen, sondern auch die Söldner der Städte Unordnungen und Gewaltthätigkeiten. Vornehmlich erbitterte die Fürsten der Beistand, den der schwäb. Bund 1386 den Schweizern gegen den Herzog Leopold von Östreich leistete. So brachen 1388 offene Feindseligkeiten zwischen den Städten und Fürsten aus, die mit abwechselndem Glücke geführt wurden. König Wenzel nahm sich dabei anfangs der Städte sehr an und erklärte sich öffentlich für sie; bald aber ließ er seine Völker zum Fürstenheere stoßen, sodaß die Städte durch die Übermacht und unvermögend, die Kriegskosten zu erschwingen, sich genöthigt sahen, nachzugeben. Hierauf wurde 1389 der Landfriede zu Eger auf sechs Jahre errichtet, der aber erst durch den Vertrag zu Heidelberg seine Wirkung erhielt. Für jeden der vier Bezirke, Schwaben, Baiern, Franken und Elsaß oder Rheinland, wurden schiedsrichterliche Ausschüsse bestellt, bestehend aus vier fürstlichen und vier städtischen Abgeordneten, unter einem Obmann, den der Kaiser ernannte. Doch nach Ablauf des egerschen Landfriedens, als die Städte und Fürsten sich wieder erholt hatten, kehrte die alte Zwietracht wieder, wenn sie auch nicht in so lichte Flammen aufschlug. Im Anfange des 15. Jahrh. verbanden sich die schwäb. Prälaten, Grafen, Herren und Edlen zu der Gesellschaft von St.-Georgenschild, die unter der Begünstigung des Kaisers Sigismund seit 1422 an Ausdehnung und Festigkeit so gewann, daß sie bald als eine öffentlich anerkannte Gemeinschaft mit einem gemeinsamen Contingent angesetzt wurde.

Überhaupt waren die Stände im 15. Jahrh. geneigter zum Frieden und wurden es desto mehr, je dringender dessen Nothwendigkeit durch die gemeinsame Gefahr von den Hussiten und dann von den Türken erschien. Kaiser Sigismund errichtete 1431 einen allgemeinen Landfrieden auf die Dauer des Hussitenkriegs; auch auf dem Concil zu Basel wurde 1433 über den Landfrieden gerathschlagt, aber wenig bewirkt. Erst Albrecht II. gelang es 1438 dem Namen nach einen ewigen Landfrieden durchzusetzen, der aber bald vergessen wurde. Friedrich III. mußte sich begnügen, den Landfrieden wie seine Vorgänger auf etliche Jahre zu befestigen. Zwar hatte er die Absicht, alle Verbindungen unter den Ständen zu verbieten, doch konnte er mit diesem wie mit so manchem andern Entwurfe zu Verbesserung der Verfassung des Reichs nicht durchdringen. Der von Kaiser Friedrich IV. zu Frankfurt geschlossene letzte interimistische Landfriede auf 10 Jahre wurde insofern von großer Wichtigkeit, als er die Wiederherstellung des schwäb. Bundes zu Eßlingen im J. 1488 zur

Folge hatte, indem die schwäb. Städte mit der Gesellschaft von St.-Georgenschild sich verbanden. Zugleich verbot der Kaiser alle Bündnisse der Reichsstände, die nicht ausdrücklich gelobten, nie gegen den schwäb. Bund fechten zu wollen. Maximilian I. verlängerte den zehnjährigen Landfrieden 1494 auf drei Jahre. Da jedoch die Erfahrung die Unzulänglichkeit der zeitweiligen Landfrieden gezeigt hatte und die im 16. Jahrh. in der Bildung mächtig fortgeschrittene Nation das Bedürfniß einer fest verbürgten bürgerlichen Ordnung immer mehr empfand, so kam endlich auf dem Reichstage zu Worms im J. 1495 der Reichslandfriede zu Stande. Die Reichsstände selbst, von der Nothwendigkeit einer solchen Anordnung durchdrungen, zwangen den Kaiser Maximilian I., dem mehr als der Landfriede der Krieg gegen die Türken und Italien am Herzen lag, sie durchzusetzen, indem sie, bevor nicht der Friede des Reichs gesichert sei, Geld- und Waffenhülfe zu diesen Feldzügen verweigerten. Demnach wurde aus den Kurfürsten, Fürsten und Städten ein Ausschuß zur Abfassung des Ewigen Landfriedens niedergesetzt, der seine Arbeiten so beeilte, daß das Gesetz bereits am 25. Jul. 1495 veröffentlicht werden konnte. In demselben wurde jede Art der Selbsthülfe auf ewige Zeiten bei Strafe von 2000 Mark löthigen Goldes verboten; den Ständen aber geboten, jährlich sich zu versammeln, um den Landfrieden zu behaupten und die vorgefallenen Übertretungen in Erwägung zu ziehen. Zugleich wurde ein stehendes Gericht, dessen Beisitzer der Kaiser und die Reichsstände wählten, eingerichtet, das Reichskammergericht (s. d.) zu Speier, und durch ein besonderes Gesetz, die Reichskammergerichtsordnung, bestimmt. Kürzere Dauer als dieses hatte das ebenfalls damals errichtete Reichsregiment, eine stehende Behörde, welcher die oberste Leitung der Reichsangelegenheiten und die Erhaltung des Landfriedens im Namen des Kaisers anvertraut war; denn theils durch die Eifersucht des Kaisers und der Fürsten, die darin eine Beschränkung ihrer Rechte sahen, theils aus Mangel an Unterstützung zerschlug es sich nach wenig Jahrzehenden. Die nachdrücklichste Handhabung des Landfriedens mußte immer noch die bewaffnete Macht gewähren, die mehr in der Stände als in des Kaisers und Reichs Händen war. Doch dauerte es bis in die Mitte des 16. Jahrh., ehe der Adel dahin gebracht wurde, sich des Faustrechts ganz zu entschlagen. Viele Bündnisse wurden daher noch für des Landfriedens Handhabung geschlossen, aber alle mit Vorbehalt des schwäb. Bundes, der wiederholt verlängert, trotz der Bemühungen des Kaisers, denselben zu erneuern, sich um 1530 auflöste. Dagegen bestanden der Ewige Landfriede und das Reichskammergericht bis zur Auflösung des Deutschen Reichs.

Landgerichte. Nach der frühern Verfassung des Deutschen Reichs konnte der Kaiser auch über mittelbare Mitglieder des Reichs in Concurrenz mit deren ordentlicher Obrigkeit eine Jurisdiction erster Instanz ausüben. Diese Gerichtsbarkeit wurde bisweilen in gewissen Districten einem besondern Richter verliehen, der alsdann in dem ihm angewiesenen Bezirke sowol über mittelbare als unmittelbare Personen und Güter Recht sprechen konnte, jedoch der Appellation an den Kaiser unterworfen blieb. Diese kaiserlichen Landgerichte kamen aber später, je mehr die Territorialgerichtsbarkeit sich geltend machte, in Wegfall. Am längsten und noch über die Zeit des westfäl. Friedens hinaus haben sich zwei derselben erhalten, das kaiserliche Hofgericht zu Rothweil und das kaiserliche Landgericht in Schwaben. — Gegenwärtig versteht man unter Landgerichten zumeist die über Districte des platten Landes gesetzten Untergerichte.

Landgrafen finden sich zuerst im Elsaß, und seit dem 12. Jahrh. in Thüringen, woher sich noch gegenwärtig ihr Titel für die Nebenlinien des hess. Hauses erhalten hat. Die Landgrafen waren übrigens früher nichts Anderes als bedeutende Grafen oder Fürsten, welche wie die Markgrafen den Herzogen weniger untergeben waren.

Landi (Gasparo), ein bekannter Historienmaler, wurde zu Piacenza 1756 geboren. Obwol in der Schule des Manieristen Battoni zu Rom gebildet, hatte er sich doch durch eifriges Studium der großen Meister des 16. Jahrh., zumal der Venetianer, eine gewisse Reinheit des Stiles und insbesondere ein ausgezeichnetes Colorit angeeignet. Schon früh bekleidete er die Stelle eines Directors der Abtheilung für Malerei an der Akademie von San-Luca in Rom. Im J. 1817 wurde er Präsident derselben, was er bis an seinen Tod,

im J. 1830, blieb. L. gilt mit Sabatelli, Podesti, Camuccini u. A. für einen der Hersteller der ital. Malerei, obwol er neben bedeutenden Verdiensten, zumal in der Färbung, wie die übrigen Neuitaliener unter franz. Einfluß an einem etwas hohlen Pathos der Darstellung leidet. Sehr berühmt waren seine Portraits. Von seinen historischen Gemälden finden sich zwei der berühmtesten, eine Beisetzung und eine Himmelfahrt Mariä, im Dom zu Piacenza; ein anderes, mehre Türken vorstellend, im Museum zu Neapel.

Landini (Cristoforo), ein ausgezeichneter ital. Humanist und einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, geb. zu Florenz 1424 oder auch vielleicht erst 1434, wurde als Jüngling von seinem Lehrer Angiolo da Todi in Volterra unterstützt, der ihm auch in seinem Testament ein Stipendium auf drei Jahre aussetzte, und dann durch die Gönnerschaft der Medici in Stand gesetzt, die Rechtslaufbahn, für die ihn sein Vater bestimmt hatte, zu verlassen und ganz seinen Lieblingsstudien obzuliegen. Zwanzig Jahre glänzte er in Florenz als Lehrer der Rhetorik und Poetik und als Zierde der Akademie; auch erhielt er in der letzten Zeit noch das Amt eines Segretario bei der Signoria. Im J. 1497 wurde er pensionirt, zog sich nach Prato Vecchio zurück und starb 1504. Einen bleibenden Namen hat er sich in der Geschichte der Literatur durch seine mit trefflichen Commentaren versehene, häufig wiederholte Ausgabe des Horaz (zuerst Flor. 1482, Fol.) und Virgil (Flor. 1487, Fol.), namentlich aber auch durch seine im philosophischen Geiste Cicero's geschriebenen „Disputationes Camaldulenses", die damals großes Aufsehen erregten, erworben.

Landkarten nennt man versinnbildlichende Darstellungen der Oberfläche der ganzen Erde oder eines größern oder kleinern Theils derselben durch Zeichnung. Am richtigsten und deutlichsten stellt man allerdings die Oberfläche der Erde, als einer Kugel, durch den Globus (s. d.) dar; da aber große Globen kostbare und unbequeme Instrumente sind und kleinere den Zweck der Versinnlichung der Erdoberfläche nach ihren speciellen Theilen nicht erreichen, so mußte man sehr bald seine Zuflucht zu Darstellungen nehmen, welche den Globus und dessen Theile auf einer ebenen Fläche darstellen. So entstanden die geographischen Karten oder Landkarten, die nach der Größe der Ländermasse, welche sie darstellen, unter sich verschieden benannt werden. Sie heißen Planiglobien, wenn sie die ganze Erdoberfläche in zwei Halbkugeln zerschnitten, Universal- oder Weltkarten (Mappes mondes), wenn sie dieselbe als eine vollständige Ebene aufgerollt darstellen, Particularkarten, auch Generalkarten, wenn sie ganze Erdtheile, Generalkarten oder eigentlich richtiger Generalländerkarten, wenn sie die ganze Ländermasse größerer Staaten, Specialkarten oder chorographische Karten, wenn sie einzelne Theile eines Landstrichs, der auf einer Generalkarte dargestellt ist, in vergrößertem Maßstabe abbilden. Die Specialkarten haben wieder eine Unterabtheilung, die sogenannten topographischen Karten. Nach dem Gebrauche und besondern Zwecke theilt man die Landkarten ferner ein in Post- und Reise-, Kunst-, Eisenbahn-, Kriegs-, Fluß- oder hydrographische, Berg- oder orographische, Producten-, geologische und mineralogische Karten, welche letztere drei man auch mit dem allgemeinen Namen physische benennt. Eine Sammlung von Landkarten, zusammengebunden, heißt ein Atlas. Man hat geographische Atlanten, deren Karten sich blos auf Geographie beziehen, und historische, wo entweder die historischen Momente durch Landkarten versinnlicht sind, oder die an den Rändern der Karten meist behufs des Unterrichts historische Andeutungen enthalten. Was die Verfertigung der Landkarten betrifft, so verhält es sich damit so. Eine Landkarte soll ein möglichst treues Bild eines Theils der Erdoberfläche geben. Wirklich übersehen kann man von dieser immer nur einen sehr geringen Theil, selbst von den Höhen aus. Da man nun aber doch im Bilde darstellen will, was man nicht wirklich zu überschauen vermag, so muß man in das Bild zusammentragen, was man nach und nach durch Anschauung, Ausmessung, Bestimmung der Lage mit den von der angewandten Mathematik dargebotenen Hülfsmitteln kennen gelernt hat, und zwar so, daß man einen bestimmten Punkt annimmt, von welchem aus die Oberfläche der Erde sich so darstellen würde, wie sie auf dem Bilde (der Karte) erscheint, wenn man von jenem aus wirklich auf sie herabsehen könnte. Diese Darstellung würde keine besondere Schwierigkeit haben, wenn die Oberfläche der Erde eine

Ebene wäre; denn dann würden die Gegenstände auf ihr zwar einander desto näher rücken, je weiter sich der Beschauer über die Erde erhübe, aber doch stets verhältnißmäßig in denselben Entfernungen und Richtungen voneinander bleiben. Aber die Oberfläche der Erde ist kugelförmig gekrümmt und der Landkartenzeichner muß also eine krumme Fläche auf einer Ebene (der des Papiers) zur Anschauung bringen. Um sich auf der Erde selbst zu orientiren, denkt man sich dieselbe mit einem Netze von Linien überzogen, von denen die einen (die Meridiane) größte Kugelkreise sind, die sämmtlich untereinander gleich und sämmtlich durch die beiden Pole gelegt sind, während die andern (die Parallelkreise), jene rechtwinklich schneidend, sämmtlich ihre Mittelpunkte in der Achse der Erde haben und desto kleiner sind, je näher sie den Polen der Erde liegen. Nur einer dieser Parallelkreise (der Äquator) ist den Meridianen gleich, ein größter Kugelkreis. Dieses Netz durch Zeichnung darzustellen, ist die Hauptaufgabe des Landkartenzeichners. Hat er dasselbe richtig entworfen, so braucht er nur die einzelnen Punkte der Erdoberfläche nach ihrer geographischen Lage (s. Länge und Breite) genau zu kennen, um zu wissen, wo er sie auf seiner Darstellung des Erdnetzes einzutragen habe, um so nach und nach ein richtiges Bild eines Theils der Erdoberfläche zu gewinnen. Nur wenn der darzustellende Theil der Erdoberfläche von so geringer Ausdehnung ist, daß man ihn, ohne große Irrthümer zu begehen, als eine Ebene betrachten kann, d. h. daß die beiden äußersten Parallelkreise, die ihn begrenzen, an Größe sehr wenig voneinander abweichen, auch die Länge ihrer darzustellenden Bogen wenig größer als die Sehnen dieser Bogen sind, kann man das Netz so machen, daß man die Meridiane und Parallelkreise als sich untereinander rechtwinklich schneidende gerade Linien zeichnet. Bei einigermaßen größern Theilen der Erdoberfläche würde eine derartige Zeichnung die näher nach den Polen zu gelegenen Theile der Erde ganz unverhältnißmäßig größer, als die mehr nach dem Äquator zu gelegenen darstellen. In diesem Falle muß der Landkartenzeichner das Netz aus gekrümmten Linien zusammensetzen, er muß zu berechnen verstehen, wie sich diese Kreislinien von verschiedener Größe mit ihren Durchschnittspunkten, von einem gewissen Standpunkte aus betrachtet, ausnehmen. Es geschieht dies nach der Projectionslehre. Stets nämlich erscheint ein Körper dem Auge des Beobachters nach seinen Umrissen und nach der gegenseitigen Lage seiner Punkte wie auf eine dem Hintergrund bildende Ebene hingeworfen, und der Zeichner hat zur Darstellung des Körpers nichts zu thun, als die Punkte jener den Hintergrund bildenden Ebene (der Projectionsebene) zu bezeichnen, welche durch die Punkte des Körpers verdeckt sind. Aber das Bild des Körpers ändert sich, sowie sich die Stellung des Beobachters und die Stellung der Projectionsebene verändert. Um ein verständliches Bild zu geben, muß man also die Stellung des Beobachters und die der Projectionsebene zuvor genau bestimmen. Beim Landkartenzeichnen kann man nun annehmen, daß sich das Auge des Beobachters auf irgend einem Punkte der Erdoberfläche befinde, und daß die Projectionsebene durch den Mittelpunkt der Erde gehe, und zwar so, daß sie senkrecht auf der geraden Linie vom Beobachter nach dem Mittelpunkte der Erde steht. Bei dieser, der stereographischen Projection, hat der Landkartenzeichner die Aufgabe, die Hälfte der Erdoberfläche, oder einen Theil derselben, so darzustellen, wie sie erscheinen würde, wenn die Erde durchsichtig wäre, wie sich dann ihr Bild wie auf einer durch ihren Mittelpunkt gelegten großen Glastafel gezeichnet ausnehmen würde. Immer muß aber der Zeichner seinen (fingirten) Standpunkt so nehmen, daß er sich dem Mittelpunkte seines Bildes diametral gegenüber befindet. Diese stereographische Projection nennt man eine Polarprojection, wenn man sich das Auge des Beobachters als in einem Pole befindlich, die Projectionsebene als in der Ebene des Äquators gelegen vorstellt; eine Äquatorialprojection, wenn der Beobachter im Äquator, die Projectionsebene also in irgend einem Meridiane angenommen ist; eine Horizontalprojection endlich, wenn sich das Auge des Beobachters auf irgend einem andern Punkte der Erdoberfläche, die Projectionsebene also im wahren Horizont dieses Orts befindet. Eine andere Art von Projection ist die orthographische Projection, welche ein Bild der Erdoberfläche gibt, wie sich diese aus einer Entfernung ausnehmen würde, gegen welche der Durchmesser der Erde eine verschwindend kleine Größe wäre. Auch diese Projection kann eine dreifache, nämlich Polarprojection, Äquatorialprojection und Horizontalpro-

jection sein. Vgl. Raupach, „Theorie der geographischen Netze oder der Projection der Kugelfläche" (Liegn. 1816) und Riese, „Das Zeichnen der Landkarten" (Koesf. 1845).

Die Geschichte der Landkarten läßt sich in vier Perioden theilen. Unter den Griechen sollen zuerst Anaximander und nach seinem Beispiele dann Dicäarchus, Skylax und Eratosthenes Landkarten gezeichnet haben. Wirklich historische Spuren davon finden sich aber erst um 500 v. Chr., wo Aristagoras von Milet, als er die Spartaner für den Aufstand der Jonier gegen die Perser zu Hülfe rief, eine Karte mitschickte, und zur Zeit des Sokrates, der dem auf seine reichen Besitzungen eingebildeten Alcibiades dieselben auf einer Landkarte suchen hieß. Die Römer hatten Länderzeichnungen in ihrem Staatsarchive; auch war es gewöhnlich, daß die Triumphirenden sich Gemälde der eroberten Provinzen vortragen ließen. Cäsar nahm an den Ausmessungen mehrer Provinzen Antheil und entwarf selbst Landkarten, und Ptolemäus (s. d.), 70 n. Chr., bediente sich bereits der Geometrie zur Landkartenzeichnung, sowie auch später Agathodämon, 400 n. Chr., ein Mechaniker zu Alexandrien, der 26 Karten zu des Ptolemäus Geographie verfertigte. Eine merkwürdige Probe einer röm. Landkarte ist uns in der aus dem 5. Jahrh. herrührenden, freilich im Lauf der Zeiten verfälschten Peutinger'schen Tafel erhalten worden, welche die Theodosianische Vermessung vom J. 423 wiedergibt. (S. Peutinger.) Eine bessere Art, Landkarten zu entwerfen, soll später Marinus Tyrius erfunden haben. In der zweiten Periode, der des Mittelalters, finden wir in Roger's I. von Sicilien Händen bereits einen metallenen Planiglobus und im Besitze Karl's des Großen eine Karte von Silber; auch mögen die Araber bei ihren genauen mathematischen Kenntnissen Landkarten besessen haben. Aus der Mitte des 13. Jahrh. hat man eine auf zwölf Pergamenthäute gezeichnete Karte der damals bekannten Welt. Doch waren um diese Zeit die Landkarten immer noch selten und in der Regel weder genau noch vollständig. Die ältesten, von Gervasius, Girald u A., sind verloren; Mar. Sanuto gab 1321 eine chorographische Karte von Asien, der Venetianer Fr. Pizigano 1367 eine mit der Feder gezeichnete Weltkarte, Nic. Tedescho 1466 neue Landkarten zu Ptolemäus, und Mart. Behaim, mit welchem diese Periode schließt, verfertigte 1492 einen Erdglobus, welcher auch die portug. Entdeckungen genau angab. Seekarten des Pietro Veßconte von 1318 sollen in Wien liegen, andere von Gratioso Benincasa werden in Genf und Venedig aufbewahrt. Die von M. Behaim (s. d.) eingeführte bessere Methode, Landkarten zu entwerfen, wurde in der dritten Periode durch Seb. Münster (1550), Abr. Ortelius (1570), Pet. Apianus (s. d.), vorzüglich aber durch Gerh. Mercator (s. d.) immer mehr vervollkommnet. Nachdem die ersten von Holz abgedruckten 1482 von L. Holl gefertigt worden waren, entwarfen P. Apianus und dessen Bruder 1615 eine Weltkarte, auf welcher das erste Mal Amerika eingetragen war; Werner theilte 1514 die Erde zuerst in vier Theile ein; Gerh. Mercator erfand die Projectionsmethode, nach welcher er 1550 die erste Karte mit wachsenden Meridianen, aber unveränderlichen Parallelgraden zeichnete; und Gemma Frisius arbeitete 1595 zuerst Landkarten in der noch gegenwärtig gewöhnlichen Weise und fügte denselben die Entdeckungen in Ost- und Westindien hinzu. Nach ihnen machten sich Joh. Matth. Haas, Professor zu Wittenberg, Janson, Visscher, de Witt, in England Herm. Woll, in Frankreich N. Sanson um die Verbesserung der Landkarten verdient. Dem Bläu'schen (1661) und Janson'schen Atlas (1649) lagen noch die Ptolemäischen Landkarten zu Grunde; durch Cassini (s. d.) erhielten sie ihre eigentlich mathematische Gestalt; Delisle (s. d.) führte in Gemeinschaft mit dem Engländer Moll die auf astronomischen Beobachtungen beruhende stereographische Projectionsmethode ein, welche Joh. Tob. Mayer (s. d.) vervollkommnete, und Homann (s. d.) gründete 1702 einen Landkartenverlag und lieferte mit Hülfe von Mathematikern und Astronomen über 200 neue Karten. Die vierte Periode, seit 1790, zeichnete sich, außer mathematischer Richtigkeit, nun auch durch Genauigkeit und Vollständigkeit des Details, Nettigkeit und Reinlichkeit des Stichs und Drucks sichtbar aus, wozu besonders Lehmann (s. d.) durch seine Theorie der Situationszeichnung mitwirkte. Die Landkarten wurden, um sie zu vervielfältigen, von jetzt an nicht nur in Kupfer gestochen, sondern auch auf Stein gezeichnet; zugleich fertigte man in neuester Zeit auch Reliefkarten (in gepreßter Papiermasse) und Hochkarten an. Wesentlich förderten die Mappirungs-

kunst, d. h. die Kunst, Landkarten zu zeichnen, seit jener Zeit unter den Engländern Jeffery Arrowsmith, Carrey, Jam. Wild und Harris; unter den Franzosen Danville, Freycinet, Brué, Lapie, Bugge; unter den Italienern Mangini, Legnani, Momo und Zannoni, und unter den Deutschen Güssefeld, Sotzmann, Reichard, Stieler, Kruse, Weiland, Wörl, Berghaus, Fr. Max von Traux, Oberreit, Perthes in Gotha, Schropp in Berlin, Schneider und Weigel in Nürnberg, Schrämbl und Molle in Wien, Herder in Freiburg und Karlsruhe, sowie Blume in Magdeburg. Treffliche Specialkarten gaben die Generalstäbe mehrer Armeen heraus; so in Frankreich, Preußen, Östreich, Baiern, Sachsen, Würtemberg u. s. w. Die reichste Sammlung von Karten, Planen und topographischen Zeichnungen bewahrt das von Louvois 1688 angelegte Depôt de la guerre zu Paris, das besonders 1730 und 1798 vielfach vermehrt wurde; nächstdem sind die Landkartensammlungen in Petersburg, die Plankammer in Berlin und von Privatsammlungen die des Erzherzogs Karl von Östreich erwähnenswerth. Die in neuester Zeit erschienenen vorzüglichsten Atlanten über die ganze Erde sind außer dem von Stieler (83 Blatt, Gotha 1844), Black (61 Blatt, Edinb. 1843) und Glaser (40 Blatt, Mainz 1843) der von Köhler, Leutemann, Muhlert, Riedig und Streit (27 Karten, Lpz. 1844), der von Sydow (Gotha 1844), der von Sohr (80 Blatt, Glogau 1844), der von Meyer (Lief. 1—46, Hildburgh. und Par. 1845), der von Platt (80 Blatt, Magdeb. 1842—45). Einen Atlas von Europa lieferte Raffelsberger (24 Blatt, Wien 1843); eine Schulkarte von Europa Platt (Magdeb. 1842); eine Reliefkarte von Europa L. Erbe (Stuttg. 1844); Karten von Deutschland lieferten F. Fried („Specialkarte von Deutschland", Wien 1843), Winckelmann („Fluß- und Gebirgswandkarte", Eßlingen 1844), L. Erbe („Reliefkarte von Deutschland", Stuttg. 1844) und Obermüller („Hochkarte", 1844). Als Atlanten der alten Welt sind zu nennen der von Reichard, herausgegeben von Campe zu Nürnberg, und Graff's „Schulatlas der alten Geographie" (2. Aufl., Halle 1845). Historisch-geographische Atlanten lieferten, wie früher Kruse (s. d.), über das Mittelalter J. B. Kutscheit (Berl. 1844) und allgemeine Wedel (Berl. 1844) und Spruner (Gotha 1844). Vgl. Haubner, „Versuch einer umständlichen Historie der Landkarten" (Ulm 1727); Breitkopf, „Über den Druck der geographischen Karten" (Lpz. 1777—79, 4.); Lobaroff, „Catalogue des cartes géographiques" (Par. 1823) und „Kritischer Wegweiser im Gebiete der Landkartenkunde" (5 Bde., Berl. 1829 fg.).

Landmünze nannte man zur Zeit des Deutschen Reichs alle diejenigen Münzsorten, welche nicht nach dem Reichsmünzfuß ausgeprägt waren, mithin keine allgemeine Geltung hatten, sondern nur in dem Lande galten, welches solche ausgeprägt. Besonders seit Einführung des Conventionsmünzfußes war es üblich, diese Landmünze im Gepräge ausdrücklich als solche zu bezeichnen.

Landon (Charl. Paul), franz. Maler, Kupferstecher und sehr fruchtbarer Schriftsteller, geb. 1760, erhielt, für den geistlichen Stand bestimmt, eine sehr gute Erziehung. Im J. 1785 kam er nach Paris, wo er sich der Kunst zuwendete und Lehrer der Herzoge von Angoulême und Berri wurde. Während der Revolution lebte er in Rom. Später wurde er Conservateur der Gemälde des Museums zu Paris, wo er am 5. März 1826 starb. Unter seinen Schriften erwähnen wir die „Annales du Musée et de l'école moderne des beaux-arts" (17 Bde., Par. 1801—10; 2. Aufl., Par. 1833), woran sich die „Paysages et tableaux de genre" (4 Bde., Par. 1805), die „Galerie Giustiniani et la galerie Massias" (6 Bde., Par. 1810 fg.) und die „Salons de 1808 à 1824" (13 Bde.) anschließen, die sich insgesammt durch Sauberkeit und Treue der Zeichnungen auszeichnen; ferner die „Vies et oeuvres des peintres les plus célèbres" (20 Bde., Par. 1803 fg., 4.); die „Description de Paris et de ses édifices" (2 Bde., Par. 1806—9; 2. Aufl., 1818); die „Galerie historique des hommes les plus célèbres de tous les siècles et de toutes nations" (12 Bde., Par. 1805—9); die „Description de Londres et de ses édifices" (Par. 1810, mit 42 Kupf.); „Les amours de Psyché et de Cupidon" (32 Blätter nach Rafael); „Le saint évangile de N. S. Jésus Christ" (51 Blätter nach Rafael, Poussin u. A.); „Recueil des ouvrages de peinture et sculpture qui ont concouru pour les prix décennaux" (45 Blätter); „Atlas du Musée, ou catalogue figuré des tableaux et sta-

tues" (Par. 1814 fg.); „Galerie de M. Massias, ancien résident de France à Carlsruhe" (Par. 1815); „Numismatique du voyage du jeune Anacharsis, ou médailles des beaux temps de la Grèce" (2 Bde., Par. 1818) und „Choix de tableaux et de statues des plus célèbres musées et cabinets étrangers" (18 Bde., Par. 1821 fg.). Unter seinen Gemälden erregten sein Dädalus und Ikarus und Paul und Virginia besondere Aufmerksamkeit.

Landon (Lätitia Elisabeth), eine unter der Namenschiffre L. E. L. bekannte engl. Romanschriftstellerin, wurde um 1804 zu London geboren. Ihr Vater starb früh und ließ die Familie in ärmlichen Umständen zurück. Ihre Bildung und die frühe Entwickelung ihrer poetischen Anlagen verdankte Miß L. der Schule der Mistreß Lance, worin auch Mary Russel Mitford und Lady Caroline Lamb (s. d.) erzogen worden waren. Ihre frühesten poetischen Versuche erschienen um 1822 in der „Literary gazette", deren Redacteur Jerdan (s. d.) ihr treuester literarischer Freund blieb. Kleinern Liedern und größern episch-lyrischen Gedichten folgten später auch Romane. Ritterthum, Minne und Gesang bilden den Inhalt ihrer größern lyrisch-epischen Gedichte, der „Improvisatrice" (1825), des „Troubadour", des „Golden bracelet", des „Golden violet with its tales of romance and chivalry, and other poems" (1827) und des „Vow of the peacock, and other poems" (1835). Die größte Meisterschaft in der improvisationsartigen Kunst bewies sie in ihren „Subjects for pictures", den Gedichten zu Fischer's „Drawing-room scrap-book" (8 Bde.), zu den „Flowers of loveliness" und zu Schloß' „English Bijou-Almanac" (London 1836 fg.). Erst später, als schon längst ihr Ruf als Dichterin gegründet war, begann sie die gereiften Erfahrungen ihres Lebens in Romanen niederzulegen. Große Kenntniß des weiblichen Herzens zeigte sie in den „Traits and trials" (Lond. 1837), Geist in ihren Essays für das „New monthly magazine", lyrische Kraft und Talent für Charakterzeichnung in den Romanen „Romance and reality", „Francesca Carrara" (1834) und „Ethel Churchill or the two brides" (1837). Einen höhern Flug nahm ihre Phantasie in ihrem Schwanengesange „The polar star", den sie am Bord des Schiffes, welches sie an die südafrikan. Küste trug, dichtete. Sie hatte sich am 7. Juni 1838 mit dem Gouverneur von Cape Coast Castle, George Maklean, ehelich verbunden. Am 15. Oct. 1838 wurde sie von ihrer Dienerin in ihrem Zimmer ermordet. Vgl. Blanchard, „The life and correspondence of L. E. L." (3 Bde., Lond. 1839).

Landpfleger nennt Luther in seiner Bibelübersetzung theils die pers. und chaldäischen Provinzialdirectoren, welche unter den Satrapen standen und ein Collegium von Beisitzern zur Seite hatten, theils die röm. Proconsuln von Syrien und die Procuratoren von Judäa. Die Proconsuln residirten zu Antiochia, die Procuratoren zu Cäsarea am Meere, und Letztere standen unter der Controle Jener.

Landrath ist in einigen Staaten der Titel einzelner Beamten, in andern der Name eines Collegiums. Auch die Stellung und Bedeutung der landräthlichen Beamten ist in den verschiedenen Staaten verschieden. In einigen ist der Landrath ein von den Ständen erwählter Beamter, welcher in und bei den landesherrlichen Behörden die Interessen und Rechte der Stände wahrnehmen soll, in andern, wie in Preußen, ein Beamter in einem gewissen Bezirke für allgemeine Policei- und innere Verwaltung. Ähnlich ist die Stellung der Landdrosten in Hannover. Ganz eine andere Bedeutung haben die Landrathscollegien, welche nach dem Vorbilde der franz. Conseils généraux de département in Rheinbaiern und Rheinhessen bestehen, in welchem letztern ihnen der Name Provinzialrath beigelegt ist. Ihr Geschäft ist Repartition der Steuerquote des Kreises auf die einzelnen Bezirke, Bestimmung der Kreisumlagen (Zuschlagsteuern) für die besondern Ausgaben des Kreises, Abnahme der Rechnungen der Kreiskasse und Berathung über Wünsche und Beschwerden der Unterthanen, deren Organ bei der obersten Behörde der Landrath ist. Die von den Reichsständen erbetene Einführung dieser Provinzialrepräsentation erfolgte im J. 1829.

Landrecht nannte man im Mittelalter im Gegensatze zum Lehnrecht den Inbegriff der rechtlichen Normen, welche sich auf das gemeine, lehnfreie oder allodiale Eigenthum und die übrigen Rechtsverhältnisse der Bürger bezogen und in einem größern oder geringern Umkreise gültig waren. Dieses Landrecht lebte bis ins 12. Jahrh. blos in dem Gedächtnisse des Volks, obwol hier und da auch schriftliche Aufzeichnungen und vertragsmä-

zige Bestimmungen, vorzüglich im Lehnsverhältnisse, schon stattgefunden haben. Nach und nach wurden diese Rechte von einzelnen Männern in einer systematischen Form zusammengestellt; der älteste derartige Versuch ist das in einer Art von Reimen geschriebene Lehnrechtsbuch „Vetus auctor de beneficiis". Landrechte in diesem Sinne sind die unter dem Namen Sachsenspiegel (s. d.) und Schwabenspiegel (s. d.) bekannten Rechtsbücher. Den Namen Landrecht legte man auch verschiedenen Particulargesetzgebungen bei; so gibt es ein östr. und ein friesisches (rustringer) Landrecht aus dem 13. Jahrh., ein bair. von 1346, ein ostfries. (das emsiger) von 1312 u. s. w. Ebenso gab man der neuen Redaction der Ordnung des kaiserlichen Landgerichts zu Würzburg von 1618 sehr oft den Namen eines fränk. Landrechts.

Einem allgemeinen Landrechte für die preuß. Staaten wurde auf Friedrich's II. Veranlassung zuerst durch Cocceji (s. d.) vorgearbeitet, in dessen „Codex Fridericianus" und in dem von ihm begonnenen „Corpus juris Fridericianum". Nach Cocceji's Tode, im J. 1755, blieb zwar der Entwurf einer neuen Gesetzgebung einige Zeit liegen, allein Friedrich II. verlor diesen Gegenstand nicht aus den Augen. Als in Folge des Vorfalls mit dem Müller Arnold (s. d.) der Großkanzler von Fürst entlassen und an seine Stelle der Minister von Carmer (s. d.) ernannt worden war, wurde die Abfassung des neuen Gesetzbuchs wieder mit rastloser Thätigkeit vorgenommen. Die Seele des Geschäfts war der Kammergerichtsrath Suarez, dessen Revision der monitorum unstreitig der wichtigste Theil der Vorarbeiten ist. Der Entwurf wurde 1784—88 in sechs Abtheilungen gedruckt, das Gutachten des sachverständigen Publicums darüber eingeholt und so das Ganze unter dem Titel „Allgemeines preuß. Gesetzbuch" im Juni 1791 beendigt. Schon war das Publicationspatent vom Könige Friedrich Wilhelm II. vollzogen, als es auf den Antrag des Justizministers von Dankelmann durch eine Cabinetsordre vom 18. Apr. 1792 auf unbestimmte Zeit wieder suspendirt wurde. Man hatte, wie es scheint, an einigen Ausdrücken, wie Machtspruch, und an einigen Neuerungen Anstoß gefunden; das Gesetzbuch wurde von jenen gereinigt, und so erfolgte unterm 1. Juni 1794 die Bekanntmachung mit Gesetzeskraft unter dem Namen „Allgemeines Landrecht". Das Unternehmen hatte gleich von Anfang an die allgemeine Meinung in hohem Grade für sich; nur Joh. Georg Schlosser erhob sich dagegen, in seinen „Fünf Briefen über die Gesetzgebung überhaupt und den Entwurf des preuß. Gesetzbuchs insbesondere" (2 Bde., Frankf. 1789—90). Ungeachtet der großen Vorsicht, mit welcher man bei Abfassung des Allgemeinen Landrechts zu Werke ging, läßt sich doch auch Manches daran aussetzen. Vorzüglich hat man getadelt, daß es zu viel ins Einzelne gehende Bestimmungen und zu wenig allgemeine durchgreifende Grundsätze aufstelle, wobei nothwendigerweise jene einzelnen Bestimmungen sehr oft in ihren weitern Folgerungen in Widersprüche gerathen, und das Geschäft des Richters weniger zur Sache eines gereiften Denkens als einer mechanischen Anwendung des gesetzlichen Buchstabens machen müssen. Die Nachtheile, welche aus dieser Richtung des Gesetzbuchs entspringen und welche so tief in demselben liegen, daß ihnen nur durch eine abermalige totale Reform abgeholfen werden kann, werden vielfach von den großen Vortheilen aufgewogen, welche das Volk durch das Gesetzbuch empfangen hat. Die seit 1808 in Preußen eingetretenen Reformen haben zur Reife gebracht, was man 1791 kaum noch ahnete. Die Commentatoren des Allgemeinen Landrechts haben sich meist nur begnügt, die Veränderungen, Berichtigungen und Zusätze nachzutragen, welche dasselbe seit 1794 durch königliche Verordnungen und Ministerialentscheidungen erhalten hat. Namentlich sind zu erwähnen Strombeck's „Ergänzungen des Allgemeinen Landrechts für die preuß. Staaten" (3 Bde.; 3. Aufl., Lpz. 1829; Bd. 4, fortgesetzt von Lindau, 1837) und die einschlagenden Theile der die gesammte preuß. Gesetzgebung umfassenden Arbeiten von Mannkopf, sowie die „Ergänzungen und Erläuterungen der preuß. Rechtsbücher" von Gräff, Koch, Rönne, Simon und Wentzel (5 Bde., Bresl. 1837—41).

Landrecy oder Landrecies, Stadt und Festung im franz. Departement du Nord, an der hier schiffbaren Sambre, mit 4000 E., wurde, nachdem es die Franzosen unter Franz I. genommen, 1543 vom Kaiser Karl V. wieder genommen und blieb nun bei Spanien, bis es 1607 die Franzosen von neuem eroberten, die es 1647 an Spanien zurückgeben mußten.

Ludwig XIV. nahm es 1655 den Spaniern abermals ab, worauf es 1659 durch den pyrenäischen Frieden Frankreich zugesprochen wurde. Im J. 1712 wurde es von dem Prinzen Eugen belagert, 1794 von den Verbündeten genommen, aber bald wieder übergeben und 1815 von dem Prinzen August von Preußen erobert.

Landrente, Grundrente oder Bodenrente ist derjenige Theil des jährlichen Einkommens aus dem Boden, welcher, nach Abzug der Kosten der Gewinnung desselben, übrig bleibt und daher dem Grund-, Land- oder Bodeneigenthümer als solchem blos deshalb, weil er Eigenthümer davon ist, zukommt.

Landsassen bildeten im Mittelalter eine Abtheilung der Freien; später verstand man unter Landsassen die Besitzer größerer Güter, namentlich insofern sie zu den Landständen gezählt wurden. Gegenwärtig versteht man aber unter den Landsassen gewöhnlich Forinsen oder Forenser (s. d.) und unterscheidet den vollen und mindervollen Landsassiat. Mit jenem bezeichnet man das Rechtsverhältniß, in Folge dessen Der, welcher ein Grundstück, namentlich ein lehnbares Rittergut, in einem andern Staate besitzt, auch zugleich in ein Unterthanenverhältniß zu diesem Staate tritt, sodaß er auch in persönlichen Rechtsangelegenheiten vor den Gerichten des Landes, in dem das fragliche Grundstück gelegen ist, belangt werden kann.

Landsberg, eine deutsche Markgrafschaft, die im 12. Jahrh. begründet und nach der Stadt Landsberg in der preuß. Provinz Sachsen benannt wurde, umfaßte die Trümmer der alten nordthüring. Mark. Sie hatte Dietrich, den Sohn Konrad's des Großen, zum ersten Landgrafen, fiel beim Tode desselben 1185 an dessen Bruder, den Grafen Dedo von Rochlitz und Groitzsch, der sie auf seinen Sohn Konrad II. vererbte, der sich wieder darnach nannte. Bei dem Tode des Letztern fiel sie 1210 an die Markgrafen von Meißen und 1291 bemächtigten sich ihrer durch Schlauheit die Markgrafen von Brandenburg. Erst Markgraf Friedrich der Ernsthafte von Meißen brachte sie 1347 durch Kauf an sein Haus zurück, dem sie nun verblieb, bis sie 1815 an Preußen abgetreten werden mußte.

Landsberg an der Warthe, im Regierungsbezirk Frankfurt der preuß. Provinz Brandenburg, in einer fruchtbaren Gegend am rechten Ufer der niedern Warthe, über welche eine 400 F. lange, hölzerne Brücke führt, zerfällt in die Altstadt, die Neustadt und fünf Vorstädte und hat gegen 10000 E., wichtige Woll- und Getreidemärkte, auf welchen besonders die im Warthebruche gewonnenen Producte des Ackerbaus und der Viehzucht abgesetzt werden, sowie Tuch- und Lederfabriken, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei und bedeutende Obstbaumschulen. Die Stadt, von den brandenburg. Markgrafen Johann I. und Otto III. um 1260 gegründet, wurde in dem Dreißigjährigen Kriege viermal von den Schweden und viermal von den Kaiserlichen erobert und im Siebenjährigen Kriege von den Russen besetzt. Im Befreiungskriege vernichtete hier am 4. Febr. 1813 Czernitschew eine Abtheilung von 1500 Franzosen vom Davoustschen Corps.

Landschaft wird im staatsrechtlichen Sinne gleichbedeutend mit Landstände (s. d.) gebraucht; oft aber versteht man darunter auch nur eine Classe derselben, z. B. Städte und Ämter, sodaß die Ritterschaft den andern Hauptheil ausmacht. Dann bezeichnet man mit diesem Worte auch zuweilen die landschaftlichen Creditinstitute (s. Creditsystem), d. h. die Vereine der größern Grundbesitzer einer Provinz zur Sicherstellung ihres Credits, dadurch, daß sie solidarisch für einen gewissen Werth ihrer Besitzungen sich verbürgen. Es wird durch dieselben den Besitzern die Möglichkeit gewährt, hypothekarische Geldschulden, welche einer Kündigung Seitens des Vereins in der Regel nicht unterliegen, aufzunehmen, und deren Verzinsung und bei einigen solcher Anstalten auch deren Tilgung zu sichern. Die Geldmittel zur Zahlung dieser Darlehne werden durch Ausgabe zinsbarer auf den Inhaber lautender und von dessen Seite keiner Kündigung unterliegender Pfandbriefe erlangt, deren Inhaber die Gläubiger des Vereins sind. Eine solche Anstalt ist also eine Mobilisirung des Grundbesitzes. Der Verein erhebt jährlich von den Theilnehmern so viel Procente, wie der Zinsfuß der Pfandbriefe beträgt, und wo Tilgung damit verbunden ist, das dazu Festgesetzte. Auch sind außerordentliche Abschlagszahlungen erlaubt. Der Credit solcher Anstalten hängt ab von der Sicherstellung des Vereins durch Hypothekenbestellung, von der guten Beschaffenheit der Pfandgrundstücke und von der richtigen Ermit-

telung des Hypothekenwerths. Es dürfen nie mehr Pfandbriefe ausgegeben werden, als der Verein an Capitalien mit Hypothek auf den rentenpflichtigen Gütern, nach Abzug der darauf erfolgten Rückzahlungen und des durch die Amortisation Abgeminderten, wirklich außenstehen hat. Jedes rentenpflichtige Grundstück haftet subsidiarisch nach Verhältniß des Hauptstammbetrags für alle Zahlungsverbindlichkeiten des Vereins gegen die Pfandbriefsinhaber. Das erste Institut dieser Art war die in Schlesien in Folge der schles. Kriege veranlaßte und durch das landschaftliche Reglement vom 9. und 15. Jul. 1769 sanctionirte Landschaft. Da der Erfolg dieser Anstalt in Schlesien die Erwartungen Friedrich's II. weit übertraf, so wünschte er dieses Institut auch in den Marken eingeführt zu sehen. Doch fand er hierbei von Seiten des Adels vielen Widerstand, und so erhielt die Mark Brandenburg erst am 19. Aug. 1777 ihr Creditreglement; dem Herzogthume Pommern wurde es am 13. März 1781, der Provinz Westpreußen am 19. Apr. 1787 und der Provinz Ostpreußen am 16. Febr. 1788 gegeben. Eine gleiche Anstalt erhielt später auch die Provinz Posen. Außer Preußen finden sich ähnliche Institute in Braunschweig-Lüneburg, seit 1791; in Schleswig und Holstein, seit 1801; in Esth- und Liefland, in Mecklenburg, in Hannover, in Würtemberg und im Königreich Sachsen für die Erblande und die Oberlausitz, seit 1844.

Landschaftmalerei, einer der jüngsten Zweige der bildenden Kunst, ist der Ausdruck eines poetischen Gedankens durch Darstellung der sogenannten stummen Natur. Der alten Welt, welche alle ihre Ideale vermenschlicht darzustellen strebte, war die Landschaftmalerei unbekannt und so fremd, daß selbst da, wo um des Gegenstandes willen die stumme Natur in einer Darstellung angebracht werden mußte, eine Menschengestalt als Symbol an deren Stelle trat; statt des Berges wurde der Berggott, statt der Quelle der Quellgott oder eine Nymphe abgebildet. So reichte die pantheistische Naturreligion der Kunst die Hand, damit auch das Vegetabilische und das Unorganische in den Kreis der menschlichen Gestalt gezogen würde. Erst in der Römerzeit, an den Wänden von Pompeji, finden sich kleine Ansichten von Gebäuden, wobei jedoch die Landschaft so sehr hinter dem Menschenwerk zurücktritt, daß letzteres als der einzige Anlaß der Darstellung erscheint. Abbildungen ägypt. Localitäten, z. B. des Nils und seiner mystischen Thierwelt, welche im 3. Jahrh. n. Chr. Mode wurden, verdienen den Namen der Landschaftmalerei nicht. Bis tief ins Mittelalter hinein dauert die Personification der Natur durch Menschengestalten; noch ganz spät wird der Jordan bei Christi Taufe als Mann mit einer Urne abgebildet. So auf der Säule des heil. Bernward in Hildesheim. Auch stellte der durchweg übliche Goldgrund, als Symbol der himmlischen Herrlichkeit, schon an sich etwas Höheres dar als irgend eine Landschaft vermocht hätte. Aber es lag in dem romantischen Geiste des Mittelalters eine Sehnsucht und Liebe zur Natur, welche früher oder später auch in der Kunst zum Durchbruch kommen mußte. Da schufen die Brüder van Eyck (s. d.) zu Anfang des 15. Jahrh. auf einmal Landschaften von hoher Vollendung mit genauer Beobachtung der Luftperspective und aller Einzelnheiten, nachdem ihre Vorgänger Jahrhunderte lang sich nicht über die blumige Wiese des Vordergrundes hinausgewagt hatten. Ihnen folgte, in größerer oder geringerer Vollkommenheit, zunächst die flandrische, bald auch die rheinische und oberdeutsche Schule, nur daß in den Werken der letztern der Goldgrund sich noch lange hartnäckig über den Bergen und Dächern zu halten suchte. Die Perspective in diesen altdeutschen Bildern ist hoch, die Anordnung steil, indem man möglichst viel geben, der heiligen Handlung des Vordergrundes einen möglichst reichen, bunten Teppich von Städten, Felsen, Strömen und Berggipfeln unterbreiten wollte. Schon zu Anfang des 16. Jahrh. war diese landschaftliche Kunst in der Schule von Brabant so ausgebildet, daß Joach. Patenier und Henri de Bles sie abgesondert, ohne wesentlichen epischen Vordergrund, zu behandeln wagten. In Italien beginnt der landschaftliche Hintergrund in den Schulen von Venedig und Florenz; in ersterer vielleicht nicht ohne Einwirkung von Flandern her; zu freierer Anmuth gereift erscheint er zuerst bei Giov. Bellini und Leonardo da Vinci; der Erste, der die Landschaft als etwas Wesentliches behandelte, soll Tizian gewesen sein. Im Allgemeinen aber blieb die Landschaft in der ital. Malerei ein untergeordnetes Element und hat mit Ausnahme Annibale Carracci's und des phantastischen Salvator Rosa nur wenige bedeutendere Künstler ernsthaft beschäftigt. Der mächtigste Anstoß zur Ausbildung der Landschaftmalerei ging von den

Niederlanden aus, wo zu Ende des 16. Jahrh. Peter Breughel und seine Söhne zuerst das bunte Allerlei der frühern Landschaft verließen und an dessen Stelle die Grundzüge einer landschaftlichen Composition schufen; auch findet sich bei ihnen zuerst eine Ahnung des Baumschlages, der von den van Eyck's zwar schon in bedeutender Ausbildung angewendet, später aber wieder völlig vernachlässigt worden war. In ähnlicher Weise arbeiteten auch die übrigen brabant. Landschaftmaler Roland Savery, D. Vinckeboms, Ägid. Hondekoeter, Jodocus de Momper, sowie auch Rubens, der in der Schilderung der Luft und der Beleuchtung sehr bedeutend ist. Gleichzeitig aber hatte sich in Rom eine Schule deutscher und franz. Künstler gebildet, durch welche die Landschaftmalerei zu höchster Vollkommenheit gedeihen sollte. Angeregt von Annibale Carracci schufen Paul Bril, gest. 1626, und Adam Elzheimer, gest. 1620, Landschaften, in welchen wie bei jenem mehr das Element der Form, die bedeutsame Composition vorwog. Bis zu einer Wissenschaft der landschaftlichen Massen und Linien bildeten Nic. Poussin, gest. 1665, und sein Schwager und Schüler, Kasp. Dughet, genannt Poussin, dieses Princip weiter. Den höchsten Reiz der Farbe und Beleuchtung fügte Claude Lorrain, gest. 1682, hinzu. Gegenüber dieser sogenannten classischen Landschaftmalerei steht etwas vereinzelt der düster naturalistische Salvator Rosa; in anderm Sinne die niederländ. Landschaftmalerei des 17. Jahrh. Zwar erscheinen H. Swanevelt, Joh. Both, Ad. Pynacker und H. Saftleeven noch mehr oder weniger von der Schule Poussin's oder der sogenannten röm. Schule abhängig; Andere dagegen, zumal Holländer, treten derselben mit einer nicht minder berechtigten, schlicht naturalistischen, aber durch das Mitleben der Natur gewaltigen und oft hochpoetischen Auffassung entgegen. A. van der Neer, A. Waterloo und im höchsten Sinne Jac. Ruysdael, gest. 1681, repräsentiren diese Richtung, welcher auch A. van Everdingen beizuzählen ist. Parallel mit den letztgenannten geht die Glanzepoche der Marinemalerei mit L. Backhuysen.

Das 18. Jahrh. brachte in seiner ersten Hälfte wenigstens nichts hervor, was an Originalität und innerer Bedeutung diesen Meistern gleich käme. Zuerst in Deutschland erhob sich eine neue, theils naturalistische (Weitsch, Hackert und Kobell), theils mehr im Sinne Poussin's idealisirende Richtung (Tischbein der Jüngere und Jos. Koch) im Fache der Landschaft, während die Franzosen noch lange in einer conventionellen Manier, die Engländer in sklavischer Nachahmung Claude Lorrain's, die Niederländer in Wiederholung der längst gebrauchten Motive verharrten. So standen die Dinge, als vor 30 Jahren die romantische Schule in der Historienmalerei auftrat und sofort auch auf die Landschaft einwirkte. Dieses geschah theils unmittelbar durch strenge Einfachheit der Darstellung, wie der Geist der mittelalterlichen Malerei sie eingab, theils mittelbar, als durch eine zweite Phase der romantischen Schule die düsseldorfer Landschaft entstand, gegenwärtig wol die Geburtsstätte der höchsten Leistungen dieses Fachs. Sie erstrebt in der Darstellung des Einzelnen einen reichen und gesunden Naturalismus, in der Gesammtcomposition aber den Ausdruck poetischer, ja phantastischer Gedanken, und reißt in den Werken ihrer vorzüglichsten Repräsentanten, wie Lessing, Achenbach, Pose und Scheuren, den Beschauer gewaltig mit sich fort. Mit ihr stehen die besten berliner und münchener Landschaftmaler theils in näherer Beziehung, theils in innerer Verwandtschaft, wie Blechen, Schirmer, Bönisch, Krause und Rottmann. Auch in den übrigen Ländern ist die jetzt vorherrschende Richtung der neuern Landschaft eine romantisch-naturalistische. Vor Allem ist die Schule von Genf, wie Diday und Calame, zu nennen, welche den Düsseldorfern an Schönheit der Ausführung und Macht der Intention am nächsten steht. Die pariser Schule, wie Bertin, Giroux, Watelet, Roqueplan und Gudin, ist zwar reich an genialen Leistungen, überläßt sich aber zu oft dem Effect auf Kosten der Detailwahrheit. Dasselbe gilt von den wenigen ausgezeichneten engl. Landschaftmalern, wie Turner, Fielding, Stanfield, Martin u. s. w., während die Niederländer den Naturalismus in gesundester Form ausgebildet haben, wie z. B. Koekkoek, Paelinck, Schelfhout und Schotel. Von ital. und span. Landschaftmalerei verlautet gegenwärtig nicht viel.

Die kunstphilosophische Frage über Wesen und Werth der landschaftlichen Schönheit und ihrer Darstellung ist noch nicht erledigt, steht aber zu dem Gefühl der Gegenwart jedenfalls anders als zu dem der Zeitgenossen Claude Lorrain's. Abgesehen von der Vedute, d. h.

der Darstellung einer bestimmten Gegend, welche gegenwärtig beiweitem die meisten Kräfte für sich in Anspruch nimmt, während sie früher mehr in den Hintergrund trat, hat auch die freie landschaftliche Composition eine weit engere, speciellere Beziehung zum Menschenleben und zur Geschichte eingehen müssen, als zur Zeit Claude Lorrain's und Ruysdael's. Ersterer begnügte sich mit allgemeinen Beziehungen auf ein einfaches, urthümliches, heroisches Menschengeschlecht und nahm von dessen Bauten und Persönlichkeiten, soweit seine Bilder nicht ausdrückliche Architekturbilder sind, nur das Nothwendige auf; Ruysdael aber begnügte sich in seinen herrlichsten Schöpfungen wesentlich mit der Schilderung der Allgewalt der Natur. Jetzt dagegen verlangt das moderne Gefühl gewissermaßen einen geschichtlich-romantischen Gedanken in der Landschaft, und Lessing ist zum Theil dadurch so groß, daß er dieser Foderung zuerst mit Bewußtsein entgegenkam. Wir können auch in Beziehung auf das innere Wesen der Landschaft diese jetzige Gestaltung einen Fortschritt im Sinne des Princips nennen. Die Landschaft will nämlich nicht, wie das historische Bild, Gedanken, sondern eine Stimmung hervorrufen, was durch die romantisch-elegische, an Menschenzustände anknüpfende Auffassungsweise offenbar weit mehr geschieht, als durch die classisch-heroische des 17. Jahrh. Die ältern Künstler haben eine umständliche landschaftliche Lehre hinterlassen, welche über die Massenvertheilung, das Verhältniß der drei Gründe (des vordern, mittlern und hintern), über die möglichen und erlaubten Formen, zumal der Berge, über die Contraste der Linien und Farben zahlreiche Vorschriften enthält, die im vorigen Jahrhundert fast wie Recepte benutzt wurden. Allein wie schon Ruysdael, in mancher Hinsicht der Stifter der modernen Landschaft, sich hierauf nicht wesentlich einließ, so hat auch die neuere Kunst sich davon mehr oder weniger losgemacht und ist oft zu ihrem Schaden in das andere Extrem wilder Regellosigkeit gerathen. Gleichwol ist die Landschaft gegenwärtig vielleicht der kräftigste, am meisten im Fortschritt begriffene Theil der Kunst und erfreut sich, theilweise durch Anregung von Seiten der so sehr vermehrten Reisen, nächst dem Genrebilde der größten Popularität.

Landshut, im Kreise Niederbaiern, an der Isar, welche hier eine Insel bildet, auf der die Vorstadt gelegen ist, macht durch seine breiten Straßen, seine solide Bauart und die mit einem der höchsten Thürme in Deutschland (454 F.) geschmückte Stadtpfarrkirche St.-Martin einen angenehmen Eindruck. Die Stadt zählt etwa 9000 E., die neben Fabrikarbeiten einen ziemlich lebhaften Handel mit Getreide, Wolle und Vieh treiben. Merkwürdig ist auch der königliche Palast, der neue Bau genannt, und das Landschaftshaus und auf dem nahe gelegenen Hofberge das Schloß Trausnitz, welches 134 Zimmer enthält und ehemals Residenz der bair. Herzoge war. An wissenschaftlichen Anstalten finden sich hier ein theologisches Seminar, eine chirurgische Schule, ein Forst- und landwirthschaftliches Institut und ein Gymnasium. Die im J. 1800 von Ingolstadt hierher versetzte Universität wurde 1826 nach München und das ehemals hier befindliche Lyceum 1834 nach Freising verlegt. Die Stadt, von Herzog Ludwig von Baiern oder vielleicht schon von dessen Vater gegründet, war von 1353—1506 Sitz einer besondern Linie, Baiern-Landshut, wurde im Dreißigjährigen Kriege mehrmals von den Schweden, im östr. Erbfolgekriege zweimal von den Östreichern erobert und ist im Kriege 1809 durch die Gefechte zwischen den Östreichern und Franzosen am 16. und 21. Apr. merkwürdig geworden. Vgl. Staudenraus, „Chronik der Stadt L. in Baiern" (3 Bde., Landsh. 1832).

Landshut oder Landeshut, in der preuß. Provinz Schlesien, am Fuße des Riesengebirgs und am Bober, der hier den Ziederbach aufnimmt, eine der ältesten Städte Schlesiens mit 3700 E., welche einen beträchtlichen Handel mit Schleier und Leinwand treiben, wurde nächst dem Gefechte im zweiten schles. Kriege am 23. Mai 1745, wo Winterfeld 7000 Östreicher unter Nadasti mit nur halb so viel Preußen schlug, besonders durch den Überfall am 17. Juni 1760 denkwürdig, in welchem Loudon den größten Theil des preuß. Heers unter Fouqué (s. d.) aufrieb und ihn selbst gefangen nahm. Im landshuter Kreise, bei den Dörfern Rohnau und Schönbach, findet sich das bedeutendste Schwefel- und Vitriolwerk im preuß. Staate. Vgl. Perschke, „Beschreibung und Geschichte der Stadt L." (Bresl. 1829).

Landskrona, Stadt und Festung in dem schwed. Län Malmö, am Sund, mit einem

Hafen, hat gegen 4000 E., mehre Fabriken in Leder, Zucker u. s. w. und nicht unansehnlichen Handel. Im J. 1677 erlitten hier die Dänen eine vollständige Niederlage durch die Schweden, denen hierauf die Stadt abgetreten werden mußte.

Landskrone, ein freistehender Basalt- und Granitberg in der preuß. Oberlausitz, eine Stunde südlich von Görlitz, 1304 F. hoch, mit einem 1797 erbauten steinernen Sommerhause auf der Spitze, gehört zu dem sogenannten lausitzer oder Gabelgebirge und ist der höchste Punkt der in das Preußische sich ziehenden Ausläufer desselben. Bei seiner schönen und freien Lage gewährt er eine herrliche Aussicht über einen großen Theil der Oberlausitz und einzelne Punkte Schlesiens. Seit dem 10. Jahrh. stand auf dem Berge ein Raubschloß, von dessen Rittern Görlitz und die Umgegend viel zu leiden hatten; Kaiser Sigismund ließ es aber 1422 zerstören. Im Sommer bildet der Berg einen häufig besuchten Vergnügungsort der umliegenden Ortschaften.

Landsmannschaften, d. h. engere Verbindungen unter den Studirenden nach den Ländern und Provinzen, waren in frühern Zeiten gesetzlich, und es hatten dieselben ihre anerkannten Vorsteher und bestimmte corporative Rechte. Andere eigenmächtige Verbindungen dagegen wurden von den Regierungen stets bekämpft, besonders deshalb, weil sie den Pennalismus (s. d.) aufrecht erhielten. Als nun aber die ältere Welt sich im vorigen Jahrhunderte dem Hange geheimer Verbindungen von sehr verschiedener Art und Tendenz ergab, als Maurer, Tempelherren, Rosenkreuzer, Jesuiten und Illuminaten überall geschäftig waren, und als man anfing, geheime Triebfedern aller Begebenheiten zu vermuthen, so theilte sich dieser Charakter der Zeit auch der studirenden Jugend mit. An die Stelle der öffentlich aufgetretenen Landsmannschaften traten Orden, z. B. Kreuz-, Faßbinder-, Schwert-, Lilien-, Concordienorden, Unitisten, Amicisten, Constantisten, schwarze Brüder u. s. w., welche das herkömmliche gesellige Wesen der Universitäten in Trinkgelagen, Duellen, aber auch manchen edeln Genüssen und Bestrebungen durch den Reiz des Geheimnisses erhöhten. Während der Charlatan Cagliostro (s. d.) ernste Staatsmänner und Gelehrte mit unbekannten Obern, großen Verbindungen und abenteuerlichen Geheimnissen, Goldmachen und Geistererscheinungen täuschte, hielten auch die Studirenden ihre Logen, wo der Freundschaft, Liebe, Ehre wohlgemeinte, wenn auch zuweilen das Maß überschreitende Opfer gebracht wurden. Doch gestand mancher würdige Mann noch am Abende seines Lebens, daß er einem solchen Orden nicht blos die heitersten Genüsse seiner Jugend, sondern zugleich die Erhaltung auf der Bahn der Pflicht und Ehre verdanke. Aber auch dieser Rausch der Zeit verflog und die Orden lösten sich in Landsmannschaften, Corps oder Kränzchen auf, deren Hauptzweck nur war, in Zweikämpfen und Trinkgelagen, wie im ganzen geselligen Leben der Studirenden überhaupt, eine gewisse Ordnung (Comment) zu erhalten, und sich als Gesammtheit und durch die Massen in Ansehen und Ungebundenheit zu behaupten; weiter hinausreichende Absichten haben sie wol nie gehabt. Ihnen trat die Burschenschaft (s. d.) entgegen, die sich durch tiefern Ernst und durch ein aufrichtiges Streben nach wissenschaftlicher Ausbildung auszeichnete, während sie nach ihrer politischen Seite hin, im Gegensatze zum Particularismus der Landsmannschaften, die Einigkeit und Einheit der gesammten deutschen Nation in einem geordneten und freien Gemeinwesen vorbildlich darzustellen suchte.

Landstände. Bei der geschichtlichen Darstellung der landständischen Verfassungen muß man den Grundsatz und die concrete Gestaltung wol unterscheiden, indem sich nur auf diese Weise die scheinbaren Widersprüche zwischen zwei an sich richtigen Sätzen auflösen. Der Grundsatz der Landstände ist uralt und in der Verfassung einer freien, nicht unter einem Herrn, sondern unter einem Führer stehenden Gemeinde oder Genossenschaft enthalten, wie solche schon Tacitus bei den Deutschen beschreibt und wie sie sich in allen german. Staaten vorfindet. Daher die März-, nachher Maiversammlung bei den Franken, die Witenagemote und die Micelgemote der Angelsachsen und ähnliche Einrichtungen bei andern german. Völkern. Was in Ansehung des Ganzen stattfand, wiederholte sich in jeder Unterabtheilung auf den Gerichtstagen der Gemeinden und auf den größern Kreistagen der Grafen und der Reichs-, Land- und Stiftsvögte. Alles, was ein allgemeines Interesse hatte oder was für die Zukunft erweislich feststehen sollte, konnte nur auf diesen Kreis-, Land- und

Reichstagen vorgenommen werden, auf welchen Alle zu erscheinen berechtigt und verpflichtet waren, welche als Mitglieder der handelnden Gemeinde, nicht als Gehorchende derselben oder ihrer Mitglieder zu betrachten waren. Aus welchen Classen aber diese Gemeinde zusammengesetzt sein sollte, mußte nach der Lage der Dinge sehr verschieden sein. Die Städte machten meist Bezirke für sich und hielten ihre Gerichtstage in ihren Mauern; auf den Landtagen der Grafen erschienen die Kriegsdienstpflichtigen der Grafen; in den geistlichen Bezirken machte die Dienstmannschaft der Kirche den vornehmsten Bestandtheil aus; auf den Landtagen der Fürsten erschienen die Grafen, die fürstlichen Vasallen und Dienstleute und unter ihnen auch die Bürger, welche ritterliche Lehen besaßen, sowie die Burgmannen durch ihre Vorsteher, die Burggrafen, Burgvögte und Bürgermeister. Es ist ein großer Irrthum, wenn man die mannichfaltigen Formen, unter welchen dieses Grundprincip der Verfassung in den verschiedenen Gegenden und Bezirken Deutschlands eine bestimmte Gestaltung gewann, auf eine einzige ausschließende zurückbringen, wenn man Westfalen und Thüringen oder Sachsen und Schwaben nach einer Regel behandeln will. Daß aber dieses Grundprincip stets lebendig blieb, ergibt sich auch aus dem Reichsschlusse von 1231, dem zufolge die Fürsten und Landesherren (principes oder domini terrae) keine neuen Rechte und Einrichtungen machen sollten, wenn nicht die Landgemeinde (meliores et majores terrae) ihre Zustimmung gebe. Von da bis zur Bildung der neuern deutschen Landstände war aber wieder ein bedeutender Schritt, der in den verschiedenen Ländern weder zu gleicher Zeit noch auf ganz gleiche Weise geschehen ist. Die verschiedenen Gemeinden, die Ritterschaft, die Dienstmannschaften, Städte, freien Bauergemeinden und dann wieder die kleinern Gemeinden der Grafen, Klöster, Herrschaften im Verhältniß zu den Landgemeinden der Fürsten und Bischöfe mußten sich erst in ein Ganzes vereinigen, ehe sie gemeinschaftliche und für alle Bewohner eines Bezirks verbindliche Beschlüsse fassen konnten. Da dies die Folge sehr verschiedenartiger Veranlassungen war, so geschah es auch zu verschiedenen Zeiten und auf verschiedene Weise, und hier und da erhielten sich die Absonderungen der Reichsstädte, der Ritterschaft und der unmittelbaren Stifter selbst bis fast zur Auflösung des Deutschen Reichs. Das 14. Jahrh., in manchen Gegenden vielleicht schon das 13., machte den Anfang zu der neuern landständischen Verfassung; das 16. Jahrh. gab ihnen ihre Vollendung. Nach den Verhältnissen des Landes bildete sich die Zusammensetzung der Landstände aus Prälaten, Grafen und Herren, Ritterschaft, Städten und Dorfgemeinden, je nachdem im Lande diese Stände vorhanden waren oder fehlten. So hatte Würtemberg keine Grafen und keinen Adel. Die Fürsten waren sehr oft gegen die Stiftung landschaftlicher Corporationen; oft aber begünstigten sie auch dieselben, um von ihnen Unterstützung an Geld und Mannschaft zu erlangen. Auch die Rechte dieser Stände waren verschieden, je nachdem die Fürsten ihrer bedurften, oder mächtig genug waren, ihrer zu entbehren; weshalb sie auch in mehren Landen bald wieder eingingen. Eigentlichen Antheil an der Gesetzgebung hatten sie fast nirgend, wol aber das Recht der Beschwerde über Verwaltungsmisbräuche und der Vorschläge zu neuen Gesetzen, welche sie bei Eröffnung eines Landtags dem Landesherrn in einer eigenen Schrift, dem „Libellus gravaminum et desideriorum", vorzulegen pflegten, und vorzüglich das Recht der Steuerbewilligung (s. d.). Ein Versuch, ihnen diese durch ein Reichsgesetz zu nehmen, wurde 1671 durch die Weisheit Kaiser Leopold's I. vereitelt. In den meisten Ländern hatten sie auch die eigene Verwaltung der von ihnen bewilligten Steuern, jedoch unter Aufsicht des Landesherrn. Durch die egoistische Handlungsweise des niedern Adels kamen die Landstände seit dem 17. Jahrh. in Verfall, indem von dieser Zeit an der niedere Adel sich zu einem abgesonderten Stande zu erheben, die Gelehrten von den Stiftern und die unadeligen Gutsbesitzer vom Stimmrecht auf den Landtagen auszuschließen und zugleich die gemeinen Lasten, welche er bis dahin mit den Andern zu tragen schuldig war, ganz auf den Bürger und Landmann zu werfen suchte. Es sanken die Landstände immer tiefer in der öffentlichen Meinung, und nur als der Druck der Zeiten immer schwerer wurde und man beinahe dahin kam, jede Schranke der öffentlichen Gewalt für etwas Heilsames zu halten, gewannen sie wieder an Ansehen, sodaß der 13. Artikel der Deutschen Bundesacte, in welchem die landständische Verfassung

als ein nothwendiger Bestandtheil der Grundverfassung aller deutschen Staaten anerkannt wurde, mit allgemeinem Jubel begrüßt wurde. (S. Verfassungen.) Aber auch die neuen Landstände haben nicht alle Erwartungen erfüllt, welche sich die Völker von ihnen machten. Zwar sind bei den neuen Einrichtungen fast allgemein die beiden großen Übel gehoben worden, welche in der Ausschließung der kleinen Grundbesitzer oder des Bauernstandes und in der Steuerfreiheit der Rittergüter lagen. Auch hat man die Landstände in den meisten Staaten in die richtige Stellung zur Regierung gebracht, sodaß sie sich nicht als mitregierend, sondern nur als zustimmend betrachten dürfen. Man hat ihnen eine tribunitische Gewalt, die Vertheidigung des Gewährleisteten, das Veto gegen Änderungen und Neuerungen, die Controle der Verwaltung und einen auf ihrer Autorität beruhenden, aber keineswegs gebietenden Einfluß auf die Regierung eingeräumt, während diese ein selbständiger Organismus, eine monarchisch geleitete Beamtenaristokratie geblieben ist. Es entspricht das der geschichtlichen Entwickelung und den gegebenen Verhältnissen Deutschlands, beseitigt auch die parlamentarischen Intriguen, das Jagen nach Portefeuilles und die Corruption, die in Frankreich bemerkbar sind. Aber natürlich ist es, daß manche Misstimmung entstand, wenn die Stände so manche Wünsche der bewegtern Volksclassen nicht durchzusetzen vermochten. Außerdem hat man häufig geklagt, daß die Wahlgesetze nicht überall die Zusammensetzung der Ständeversammlungen aus den intelligentesten Männern des Volks genug erleichterten, wobei man dann freilich das Heilmittel meist in einer Erweiterung des Wählerkreises und des passiven Wahlrechts zugleich suchte, worauf die Regierungen nicht leicht eingehen wollten. In den kleinern deutschen Staaten hat man sich näher an das ältere Verhältniß gehalten, den Landständen einen gewissen Antheil an der Verwaltung gelassen und nur die Zusammensetzung derselben zeitgemäßer gestaltet. Vgl. Lang, „Historische Prüfung des vermeintlichen Alters der deutschen Landstände" (Gött. 1796) und Unger, „Geschichte der deutschen Landstände" (2 Bde., Hannov. 1844—45).

Landstuhl, eine kleine Stadt in der bair. Pfalz, mit 800 E. und den Ruinen der Burg Franz von Sickingen's, in der er 1523 starb, wurde in neuerer Zeit wieder durch die Gefechte am 3. und 4. Juli 1794 zwischen den Franzosen und Östreichern denkwürdig, welche letztere das Feld behaupteten.

Landsturm und **Landwehr**, s. Volksbewaffnung.

Landvoigteien gab es im ehemaligen Deutschen Reiche zwei, nämlich die Landvoigtei zu Altdorf, die in die obere und untere zerfiel, und die zu Hagenau, über zehn elsassische Städte, die 1648 an Frankreich abgetreten wurde.

Landwirthschaft, s. Landbau.

Landzwang. Die Peinliche Gerichtsordnung Karl's V. bezeichnete als solchen die Drohung mit Verbrechen, welche von einem seiner Obrigkeit entwichenen, zu gefährlichen Menschen übergetretenen Unterthan ausgegangen ist, und setzte darauf die Strafe des Schwertes. Die veränderten Verhältnisse lassen gemeinrechtlich das Verbrechen des Landzwangs nach der freilich mit durch die Praxis gemilderten Strafe annehmen, wo Drohungen unter Umständen gemacht werden, unter denen die Verborgenheit des Drohenden und die Größe des gedrohten Übels Furcht vor schweren Gefahren herbeiführen, wie z. B. bei Auswerfung von Brandbriefen. In den neuern Gesetzbüchern ist die Benennung Landzwang nicht mehr üblich, und das Verbrechen wird als Drohung unter erschwerenden Umständen behandelt.

Lanfranc, ein Scholastiker, geb. zu Pavia 1005, gest. als Erzbischof von Canterbury im J. 1089, führte die Dialektik in die Theologie ein, zeigte sich in dem Streite mit Berengar über die Transsubstantiation als einen gewandten Dialektiker, hat aber sonst um die Philosophie wenig Verdienste. Seine Werke wurden von d'Achery herausgegeben (Par. 1648, Fol.).

Lanfranco (Giovanni), ein Maler der bolognes. Schule, gehörte einer edeln Familie in Parma an, wo er 1581 geboren war. Als Page des Grafen Scotti legte er sein Talent durch Figuren an den Tag, welche er mit Kohle an die Wand zeichnete; Scotti ließ ihn die Schule der Carracci besuchen, deren Stil er sich auch nach Kräften aneignete, doch so, daß auch ein eifriges Studium Correggio's sich in seinen Arbeiten wahrnehmen läßt. Schnell und leicht-

fertig in seiner Arbeit, ließ er sich dieselbe doch sehr theuer bezahlen, um seine Verschwendungssucht befriedigen zu können. Nachdem er in Rom und Neapel ganze Kirchen ausgemalt und von Urban VIII. die Ritterwürde erhalten, starb er zu Rom 1647. Seine namhaftesten Werke sind die Kuppelgemälde zu San Andrea della Valle in Rom, bei denen er die Farben mit Schwämmen aufgetragen haben soll, und in der Jesuitenkirche zu Neapel. L. erscheint meist in handfertigem Besitz der Kunstmittel seiner Schule, deren ganze Darstellungsweise er sich wenigstens äußerlich angeeignet hatte; doch fehlt seinen etwas gespreizten Formen und Lichteffecten die wahre Kraft und Poesie, ja auch die Treue und Sorgfalt der Ausführung. Vielleicht gerade der Mangel der höhern Eigenschaften trug mit zu der Popularität bei, welche L.'s Werke bei seinen Zeitgenossen sich erwarben. Kein Maler der Schule von Bologna hat so bedeutende Aufträge erhalten und ausgeführt als er.

Lang (Karl Heinr., Ritter von), geb. am 7. Jul. 1764 zu Balgheim im Fürstenthum Öttingen-Wallerstein in Schwaben, wo sein Vater Prediger war, genoß einen sehr mangelhaften Schulunterricht und kam, nachdem er im 15. Jahre von dem Gymnasium zu Öttingen fortgeschickt worden war, als Amanuensis auf die fürstliche Bibliothek, wo er nun für sich studirte, bis er 1782 die Universität zu Altdorf bezog. Nach beendeten Rechtsstudien fing er 1785 an, bei der Regierung zu Öttingen zu prakticiren. Hier gab er zwei Jahrgänge des „Öttingischen Wochenblattes" und die „Beiträge zur Kenntniß des ötting. Vaterlandes" (Ötting. 1786), ein Buch zum Unterricht für die Jugend, heraus, und wurde dann in der Regierung angestellt. Doch des kleinlichen Treibens in Öttingen müde, ging er 1788 aufs Gerathewohl nach Wien, wo er als Gesellschafter und Hofmeister in das Haus eines ungar. Magnaten und dann als Privatsecretair zu dem würtemb. Gesandten kam. Seines Dienstes entlassen ging er 1791 auf gut Glück nach Göttingen, wo er wieder zwei Jahre eifrig studirte und seine „Historische Entwickelung der deutschen Steuerverfassung" (Berl. 1793) schrieb, durch die er sich zuerst in der literarischen Welt bekannt machte. Vom nachmaligen Fürsten von Hardenberg erhielt er sodann den Auftrag, das Hardenbergische Familienarchiv zu ordnen, und wurde 1795 Geh. Archivar zu Plassenburg. Als preuß. Legationssecretair wohnte er dem Congresse zu Rastadt bei und nach der Rückkehr von hier trat er 1799 als Kriegs- und Domainenrath zu Ansbach ein. Nach Übergabe der Provinz Ansbach an Baiern wurde er 1806 Director des provisorischen Kammercollegiums, und 1811 Director des Reichsarchivs in München. Zugleich erhielt er das Referat über alle Archivsachen im Ministerium und die Stelle eines Vorstandes in der Ministerialsection des Reichsheroldamtes. Der Neckereien müde, die er als Neubaier von den Altbaiern erdulden mußte, ging er 1815 als Kreisdirector wieder nach Ansbach, nahm aber 1817, als der Graf von Montgelas aus dem Ministerium trat, seine Entlassung, und lebte seitdem, ausschließend literarisch beschäftigt, auf seinem Landgute bei Ansbach, wo er am 26. März 1835 starb. Von seinen Schriften haben wir noch zu erwähnen die „Historische Prüfung des vermeintlichen Alters der deutschen Landstände" (Gött. 1796); „Neuere Geschichte des Fürstenthums Baireuth" (3 Bde., Gött. 1798—1811); „Annalen des Fürstenthums Ansbach unter der preuß. Regierung" (Frankf. 1806); „Bair. Jahrbücher von 1179—1294" (Augsb. 1816; 2. Aufl., 1824); „Adelsbuch des Königreichs Baiern" (Münch. 1816; 2. Aufl., 1820); „Geschichte der Jesuiten in Baiern" (Nürnb. 1819), wozu die „Amores patris Morelli" einen Vorläufer bildeten; „Geschichte des bair. Herzogs Ludwig des Bärtigen" (Nürnb. 1821); „Regesta bav. seu Rerum boic. autographa" (4 Bde., Münch. 1822—28, 4.), ein chronologisch-synchronistisches Verzeichniß aller alt- und neubair. Originalurkunden bis 1300, ein Unternehmen, wozu die Regierung alle Kosten des Drucks und Verlags darreichte; „Baierns Gauen nach den drei Volksstämmen der Alemannen, Franken und Bojaren" (Nürnb. 1830); „Baierns alte Grafschaften" (Nürnb. 1831, 4.); und endlich seine humoristischen „Hammelburger Reisen" (11 Fahrten, Nürnb. 1818—33), Anregungen von Dingen, die ernstlich Noth thun. Vgl. „Memoiren des Karl Heinr. Ritters von L." (2 Bde., Braunschw. 1842).

Langbein (Aug. Friedr. Ernst), bekannt als launiger Dichter, sowie durch seine Romane und Erzählungen, geb. zu Radeberg bei Dresden, wo sein Vater Justizamtmann

war, am 6. Sept. 1757, besuchte seit 1772 die Fürstenschule zu Meißen und seit 1777 die Universität zu Leipzig, wo er die Rechte studirte. Im J. 1781 kam er als Actuar in das Justizamt Hain und 1785 wendete er sich nach Dresden, wo er anfangs als Sachwalter auftrat, nach Verlauf eines Jahrs aber bei dem Geh. Archive als Kanzlist angestellt wurde. Da er jedoch in dieser Stelle keine Aussicht zu einer Beförderung hatte, nahm er nach zwölf Jahren seine Entlassung und ging im J. 1800 nach Berlin, wo er nun privatisirte, bis ihm 1820 das Amt als Censor der schönwissenschaftlichen Schriften übertragen wurde, welches er bis zu seinem Tode mit ebenso vieler Gewissenhaftigkeit als Schonung übte. Er starb am 2. Jan. 1835. In seinen Gedichten, deren mehre in den Mund des Volks übergingen, hat er besonders die kleine poetische Erzählung, welche der Balladenform sich annähert, mit Glück angebaut. Er war äußerst gewandt in der Versification und unerschöpflich an muntern Scherzen. Auch seine Romane und Erzählungen waren wegen der guten Laune, welche sich in ihnen durchgehend ausspricht, eine Zeit lang allgemein beliebt, was einigen Schriftstellern, namentlich einem gewissen Weber in Ronneburg, Veranlassung gab, ihre werthlosen Sachen unter L.'s Namen erscheinen zu lassen. Als L.'s Schriften führen wir an „Gedichte" (Lpz. 1788; neueste Aufl., 1820) und „Neuere Gedichte" (2 Bde., Tüb. 1812 und 1823); „Schwänke" (2 Bde., Dresd. 1792; 3. Aufl., Berl. 1816); „Feierabende" (3 Bde., Lpz. 1793—94) und (insgesammt in Berlin erschienen) „Talismane gegen die Langeweile" (3 Bde., 1801—2); „Der graue König, ein novantiker Roman" (1803); „Neue Schriften" (2 Bde., 1804); „Novellen" (1804); „Der Ritter der Wahrheit" (2 Bde., 1805); „Thomas Kellerwurm" (1806); „Zeitschwingen" (1807); „Franz und Rosalie oder der Krämerzwist" (1808); „Der Sonderling und seine Söhne" (1809); „Der Bräutigam ohne Braut" (1810); „Kleine Romane und Erzählungen" (2 Bde., 1812—14); „Jocus" (1813); „Unterhaltungen für müßige Stunden" (1815); „Magister Zimpel's Brautfahrt und andere scherzhafte Erzählungen" (1820); „Deutscher Liederkranz" (1820, mit Kpfrn.; neue Ausg., ohne Kpfr., 1830); „Märchen und Erzählungen" (1821); „Ganymeda" (2 Bde., 1823; neue Aufl., 1830); „Jocus und Phantasus" (1824); „Vacuna" (1826) und „Herbstrosen" (1829). Eine vom Verfasser selbst besorgte, verbesserte und vermehrte Originalausgabe seiner „Sämmtlichen Schriften" erschien in Stuttgart (31 Bde., 1835—37).

Lange (Adolf Gottlob), ehemaliger Rector der preuß. Landesschule Pforte, ein ausgezeichneter Pädagog und Schulmann, geb. am 22. Apr. 1778 zu Weißensee in Thüringen, erhielt seine Bildung in Pforte und studirte seit 1795 zu Leipzig Theologie und Philologie. Nachdem er von 1801—4 in Berlin als Hülfslehrer am Gymnasium zum grauen Kloster gearbeitet hatte, wurde er als dritter ordentlicher Lehrer nach Pforte berufen, wo er 1825 in die Stelle des zweiten Professors aufrückte und 1831 nach dem Tode Ilgen's das Rectorat erhielt, aber schon am 9. Juli 1831 starb. L. zeichnete sich aus als Lehrer und Erzieher durch strenge Wahrheitsliebe, echte Religiosität und einen lebendigen Sinn für alles Gute und Schöne, unter welchen Formen es sich auch zeigte. Sein Unterricht war gründlich, geistreich und anregend. Die classische Literatur betrachtete er als die Grundlage aller Jugenderziehung in gelehrten Schulen, und in ihr fand er die ewigen Muster alles Wahren und Schönen. Seine Schriften sind, da er die meiste Zeit der Sorge für die Anstalt zuwendete, zwar nicht zahlreich, aber was er geschrieben hat, zeugt von seiner gründlichen Gelehrsamkeit, von der Tiefe seines Geistes und von seinem gediegenen Geschmacke. Im archäologischen Fache zeichnen sich besonders aus seine Anmerkungen zu der Übersetzung von Lanzi's Schrift „Über die Sculptur der Alten" (Lpz. 1816) und unter seinen philologischen Schriften das Programm „Vindiciae tragoediae rom." (Lpz. 1822). Eine Auswahl aus seinen Schriften, unter Hinzufügung mehrer ungedruckten Abhandlungen und Reden und einer Biographie des Verfassers, besorgte Jacob (Lpz. 1832).

Lange (Joachim), ehemaliger Professor der Theologie zu Halle, geb. am 26. Oct. 1670 zu Gardelegen in der Altmark, wurde auf den Schulen zu Quedlinburg und Magdeburg, dann auf den Universitäten zu Leipzig, Erfurt und Halle gebildet. Im J. 1696 kam er als Rector nach Cöslin, ein Jahr darauf in gleicher Eigenschaft an das Friedrichwerder'sche Gymnasium nach Berlin und 1709 als Professor der Theologie nach Halle, wo er

am 7. Mai 1744 starb. Sein Andenken wurde bei der Nachwelt nicht sowol durch seine theologischen und philosophischen Schriften fortgepflanzt, in denen er, besonders in den Streitigkeiten gegen die Wolf'sche Philosophie, fast gänzlichen Mangel an eigenem Nachdenken und Scharfsinn verrieth, als vielmehr durch die von ihm herausgegebene „Lat. Grammatik" (zuerst Halle 1707, zuletzt 1809) und „Griech. Grammatik" (zuerst Halle 1705, zuletzt 1805), die vorzugsweise unter dem Namen der Halle'schen Grammatiken bekannt sind und von denen erstere über vierzigmal neu aufgelegt und in mehre neuere Sprachen übersetzt worden ist. Als Schulmann brachte L. die ihm anvertrauten Anstalten zu Ansehen und Würde; doch bewies er sich während seiner Amtsführung in Halle bei aller Gewissenhaftigkeit steif und engherzig, daher ihm auch Raupach in dem Lustspiele „Vor hundert Jahren" zur Charakterisirung der gelehrten Pedanterei jener Zeit eine Hauptrolle ertheilt hat.

Lange (Jos.), ein deutscher Schauspieler, der, wie Garrick und Lekain bei den Engländern und Franzosen, in der Geschichte der dramatischen Kunst der Deutschen einen festen Platz einnimmt, wurde 1751 zu Würzburg geboren, wo sein Vater Legationssecretair beim fränk. Kreise war. Anfangs für den Militairdienst bestimmt, ging er nach dem Tode seines Vaters, um sein Talent für die Malerei weiter auszubilden, 1767 nach Wien, wo einer seiner ältern Brüder als Privatsecretair angestellt war, und besuchte hier die Kunstakademie. Beide Brüder hegten gleiche Liebe für das deutsche Theater, für welches in jener Zeit in Wien die Morgenröthe anbrach, und vereinigten sich deshalb mit andern jungen Leuten von Talent und Liebe für die dramatische Kunst zu einem Liebhabertheater. Durch den Hofrath Sonnenfels, der sich von dem Talente derselben überzeugt hatte, wurden sie sodann bewogen, sich ganz der Bühne zu widmen. Der ältere Bruder starb sehr bald; der jüngere aber schwang sich durch Studium zum großen Künstler empor und wurde der Liebling der Wiener. Selbst noch in spätern Jahren, als er in den Ruhestand getreten, glänzte er im „Hamlet", den er zuweilen darstellte. Dabei setzte er seine Malerstudien stets mit Liebe fort. Man hat von ihm mehre werthvolle Bildnisse dramatischer Künstler, auch einige Altarblätter, wie das in der nikolsburger Kirche. Er starb um 1820. — Seine Gattin, Marie Antonie L., geb. Weber, die Schwägerin Mozart's und dessen Schülerin, erwarb sich als Sängerin einen berühmten Namen. Mit Mozart und später mit ihrer Schwester machte sie mehre Kunstreisen, auf denen sie überall großen Beifall erntete. Sie war bei mehren deutschen Bühnen engagirt, 1784 beim kaiserlichen Nationaltheater in Wien und zuletzt in Frankfurt am Main, worauf sie aus der Öffentlichkeit zurücktrat.

Lange (Sam. Gotth.), deutscher Dichter, der Sohn des Rectors Joachim Lange (s. d.), geb. 1711 zu Halle, studirte daselbst Theologie und wurde, nachdem er sich zuvor längere Zeit in Berlin aufgehalten hatte, Pastor zu Laublingen bei Halle. Im J. 1755 ernannte ihn der König von Preußen zugleich zum geistlichen Inspector im Saalkreise. Er starb zu Laublingen am 25. Juni 1781. Mit seinem Freunde Pyra suchte er durch die Stiftung einer gegen die Gottsched'sche Schule gerichteten Privatgesellschaft die deutsche Sprache, Poesie und Beredtsamkeit zu fördern; doch fehlte es derselben zu sehr an der nöthigen Kraft, um in dieser Beziehung wirklich Etwas zu wirken. L. selbst war ein höchst mittelmäßiges poetisches Talent und mit Pyra ein Feind des deutschen Reims, den sie durch Einführung der antiken Silbenmaße verdrängen wollten. Pyra's und seine Gedichte erschienen unter dem Titel „Thyrsis' und Damon's freundschaftliche Lieder" (Zür. 1745). Am bekanntesten wurde er durch seine metrische Übertragung der „Oden" des Horaz (Halle 1752), die an Lessing, der sie dem allgemeinen Spotte preisgab, einen unbarmherzigen Kritiker fand. Seine „Sammlung gelehrter und freundschaftlicher Briefe" (2 Bde., Halle 1769—70) ist nicht uninteressant für die Geschichte des literarischen Treibens in damaliger Zeit.

Länge (geographische). Die Lage eines Orts auf der Erdoberfläche wird durch die geographische Breite, d. h. den Abstand desselben vom Äquator, und die geographische Länge, d. h. den Abstand seines Meridians von einem gewissen angenommenen ersten Meridian, bestimmt. Der letztere Abstand wird wie jener in Graden ausgedrückt; man zählt vom ersten Meridian aus entweder nach Osten und Westen bis 180 Grad und unterscheidet dann östliche und westliche Länge, oder nur nach Osten bis 360 Grad. Die Annahme des ersten

Meridians ist völlig willkürlich, da die Natur keinen solchen bezeichnet hat; die Geographen haben aber ziemlich allgemein seit einer im J. 1630 erlassenen Verordnung des Königs Ludwig's XIII. von Frankreich den ersten Meridian durch die canarische Insel Ferro gelegt, deren Lage in runder Zahl zu 20 Grad westlich von Paris angenommen wurde, was freilich sehr ungenau ist. Die Astronomen rechnen in Frankreich und überhaupt auf dem Festlande von Europa die Länge größtentheils von dem Meridian der pariser, in England von dem der greenwicher Sternwarte aus. Wenn die Länge zweier Orte gerade um einen Grad differirt, so hat der östliche vier Minuten früher Mittag als der andere und die Uhren beider Orte differiren daher, sie mögen nun beide nach wahrer oder beide nach mittlerer Zeit gehen, um vier Minuten, um welche nämlich die Uhr des östlichern Orts voraus ist; verwandelt man nach diesem Verhältnisse den Längenunterschied zweier Orte in Zeit, indem man auf 15 Grad eine Stunde, auf einen Grad vier Minuten Zeit u. s. w. rechnet, so gibt die erhaltene Zeit den Unterschied der Uhren beider Orte an; umgekehrt kann aus dem letztern der Längenunterschied leicht bestimmt werden. Diese Methode der Längenbestimmung erfodert offenbar nichts als sehr genaue Uhren, und da es nicht nur für die Geographen von Interesse ist, die Länge der Orte zu bestimmen, sondern vorzugsweise für den Schiffer, dem es von der größten Wichtigkeit ist, zu wissen, wo er sich zu irgend einer Zeit befindet, so hat man schon seit Jahrhunderten sich bemüht, möglichst vollkommene tragbare Uhren zu verfertigen. (S. Uhr.) Da jedoch die Verfertigung ganz vollkommener Uhren ein Werk der Unmöglichkeit ist, so mußte man auf andere Methoden denken, deren es verschiedene gibt: 1) die Beobachtung der Mondfinsternisse und Finsternisse der Jupitertrabanten, von denen sich die letztern ihrer größern Häufigkeit wegen weit besser als die erstern hierzu eignen; 2) künstliche Signale, z. B. das Zerplatzen von Bomben, Raketen, Pulverentzündungen oder sogenannte Blickfeuer, plötzliche Blendung eines hellen Lichts u. s. w.; 3) Beobachtung von Bedeckungen der Fixsterne vom Monde. Diese Methoden, von denen keine zur See anwendbar ist, beruhen darauf, daß ein Ereigniß an mehren Orten zu gleicher Zeit wahrgenommen wird und die Zeit, zu welcher es an dem einen bekannten Orte eintreten muß, im voraus bekannt ist; vergleicht man nun damit die Zeit, zu welcher es an einem andern erst zu bestimmenden Orte wirklich beobachtet wird, so erhält man sofort den Zeitunterschied und aus diesem den Längenunterschied beider Orte. Andere Methoden sind 4) die Messung aus Mondhöhen oder Mondculminationen, wobei man die Zeit beobachtet, zu welcher der Mond culminirt, daraus die gerade Aufsteigung des Mondes und in den astronomischen Kalendern, z. B. den pariser Ephemeriden, die der beobachteten Rectascension entsprechende wahre Zeit in Paris sucht; 5) die Methode der Monddistanzen, welche darin besteht, daß man den Abstand des Mondes von gewissen Fixsternen mißt, dann mit den vorher berechneten in den Ephemeriden für jeden Tag des Jahres (in der Regel von drei zu drei Stunden) angegebenen Abständen vergleicht und daraus die dem beobachteten Abstande entsprechende Zeit desjenigen Orts, für welchen die Ephemeriden bestimmt sind, herleitet. Die letztere Methode, schon 1514 von Werner vorgeschlagen, steht zwar der vierten an Genauigkeit nach, kann aber mit Ausnahme weniger Tage im Monate immer angewendet werden und ist zugleich die einzige, welche zur See Anwendung findet und kein anderes Instrument als einen Sextanten (s. d.) erheischt. — Die astronomische Länge (eines Gestirns) ist derjenige Bogen der Ekliptik, welcher zwischen dem Breitenkreise des Gestirns und dem Frühlingspunkte enthalten ist, wobei man von dem letztern immer nach Osten rechnet.

Langebek (Jak.), ein um die dän. Geschichte und Literatur äußerst verdienter Mann, geb. 1710 in Jütland, studirte seit 1728 in Kopenhagen, wo er dann zuerst im Hause des Philologen und Historikers Gram Beschäftigung fand, nachher bei der königlichen Bibliothek angestellt, 1748 zum Geh. Archivar und später zum Etatsrath ernannt wurde. Er stiftete 1744 die Gesellschaft für nordische Geschichte und Sprache, machte 1753 und 1754 eine antiquarische Reise nach Schweden und längs den gesammten Küsten der Ostsee, und starb 1775. Sein größtes Verdienst erwarb er sich als Herausgeber der „Scriptores rerum dan. medii aevi", deren fernere Herausgabe Suhm besorgte.

Langeland, eine Insel zwischen den Inseln Fünen (s. d.) und Laaland (s. d.), von 4 □M., mit 16000 E., bildet nebst Fünen und Taasing das dän. Stift Fünen. Sie

ist sehr fruchtbar und gut angebaut und hat Rudkiöbing, mit 1400 E., einem Hafen und ansehnlichem Handel, zum Hauptorte.

Langenau (Friedr. Karl Gust., Freiherr von), östr. Feldmarschalllieutenant, geb. 1782 zu Dresden, wo sein Vater Generalinspector der Infanterie war, nahm 1796 sächs. Kriegsdienste und wurde 1808 Hauptmann, 1809 Major, sehr bald Oberstlieutenant, 1810 Oberst und Souschef des Generalstabs und 1812 Generalmajor. Im Feldzuge gegen Rußland hatte er als Chef des mobilen Generalstabs unter Reynier großen Einfluß auf diesen wie auf die Leitung der militairischen Angelegenheiten überhaupt. Im J. 1813 wurde er vor der Schlacht bei Lützen nach Wien gesendet, um wegen des Anschlusses Sachsens an Östreich zu unterhandeln, was aber in Folge der veränderten Ansichten des Königs von Sachsen erfolglos blieb. Nach der Rückkehr nach Dresden nahm er seine Entlassung und trat als General in östr. Dienste. Sehr bald gewann er das unbeschränkte Vertrauen des Feldmarschalls Schwarzenberg, der ihn in seinem Generalstabe anstellte und unter dem er an den Schlachten bei Dresden und Leipzig Theil nahm. Für die Feldzüge von 1814 und 1815 entwarf er zum Theil die Operationsplane. Nichtsdestoweniger wurde er nach dem Frieden 1817 vom Generalstabe hinweg als Commandant nach Linz versetzt. Später kam er als Bevollmächtigter zu der Militaircommission beim Deutschen Bunde nach Frankfurt und erwarb sich hier entschiedene Verdienste um die Einrichtung der Kriegsverfassung des Deutschen Bundes. Er schloß eine vertraute Freundschaft mit Gentz und erwarb sich auch das Vertrauen des Staatskanzlers, Fürsten Metternich, der ihn wiederholt zu wichtigen militairisch-diplomatischen Aufträgen verwendete. Er starb als Feldmarschalllieutenant und commandirender General von Inneröstreich zu Grätz am 4. Juni 1840.

Langenbeck (Konr. Joh. Mart.), einer der berühmtesten Anatomen und Chirurgen, geb. am 5. Dec. 1778 zu Horneburg im Königreich Hannover, wo sein Vater Hauptpastor war, erhielt durch diesen seine Vorbereitung für die akademischen Studien und bezog 1794 die Universität zu Jena, von wo aus er, nachdem er 1798 die Doctorwürde erlangt hatte, zu seiner weitern Ausbildung nach Wien ging. Hierauf ließ er sich in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt nieder, wurde aber durch königliche Unterstützung in den Stand gesetzt, 1799 eine neue Reise zu unternehmen, begab sich erst nach Würzburg, von da 1802 wieder nach Wien und dann nach Göttingen, wo er sich noch in demselben Jahre als Privatdocent habilitirte und als Wundarzt am akademischen Hospital angestellt wurde. Im J. 1803 begann er anatomische Vorlesungen zu halten, wozu er sich ein Amphitheater bauen ließ, und 1804 wurde er außerordentlicher Professor. Im folgenden Jahre übernahm er interimistisch das Directorium der chirurgischen Klinik und 1807 errichtete er das klinische Institut für Chirurgie und Augenheilkunde. Im J. 1814 wurde er ordentlicher Professor der Anatomie und Chirurgie und Generalchirurg der hannöv. Armee, der er nach Belgien folgte, wo er sich bis 1815 aufhielt. Im J. 1829 wurde auf seinen Antrag und unter seiner Leitung in Göttingen das neue anatomische Theater erbaut und 1840 erhielt er den Titel eines Obermedicinalraths. L. gehört mit zu den ersten Zierden der Universität zu Göttingen und widmet sein Leben und seine Thätigkeit ausschließend seiner Wissenschaft, welcher er mit wahrer Begeisterung anhängt, weshalb er sich auch durch politische Dinge niemals berühren ließ. Von seinen Schriften führen wir an „Über eine einfache und sichere Methode des Steinschnitts“ (Würzb. 1802); „Anatomisches Handbuch, tabellarisch entworfen“ (Gött. 1806); „Prüfung der Keratonyxis“ (Gött. 1811); „De structura peritonaei“ (Gött. 1817); „Abhandlung von den Leisten- und Schenkelbrüchen“ (Gött. 1821); „Nosologie und Therapie der chirurgischen Krankheiten“ (5 Bde., Gött. 1822—40); die ausgezeichneten „Icones anatomicae“ (8 Bde., Gött. 1826—39), und das „Handbuch der Anatomie“ (2 Bde., Gött. 1831—36). Auch gab er die „Bibliothek für Chirurgie und Ophthalmologie“ (4 Bde., Gött. 1806—13) und die „Neue Folge“ davon (4 Bde., Hannov. 1815—28) heraus.

Längenbureau nennt man die zu Paris und zu London für geographisch-astronomische Bestimmungen zum Behuf der Schiffahrt eingerichteten öffentlichen Anstalten.

Langendijk (Pieter), der einzige wahrhaft komische Dichter Hollands, geb. zu Harlem 1683 von Ältern niedern Standes, war den größten Theil seines Lebens in einer Ma-

nufactur beschäftigt und starb zu Harlem 1756. Er machte sich zuerst bekannt durch die treffliche Komödie „Don Quichot, of de bruiloff van Gamacho", deren Stoff er aus des Cervante's Romane entlehnte. Auch die Mehrzahl seiner übrigen Stücke, wie z. B. „De wiskunstenaars", „Quincampoix", „Het wederzijdsch huwelijskbedrog" und „Krelis Louwen", sind durch Laune und richtige Charakterzeichnung ausgezeichnet. Eine Ausgabe seiner Werke erschien zu Amsterdam 1721 (4 Bde., 4.).

Langenn (Friedr. Alb. von), königlich sächs. Wirklicher Geh. Rath und Director des Justizministeriums, auch Mitglied des Staatsraths, geb. am 26. Jan. 1798 zu Merseburg, wo sein Vater damals Stiftsregierungsrath war, besuchte seit 1812 die Schule zu Zeitz und bezog 1816 die Universität zu Leipzig, wo er die Rechte studirte, zugleich aber vielfach mit Geschichte sich beschäftigte. Er habilitirte sich daselbst 1820 als akademischer Docent und wurde 1822 Oberhofgerichtsrath, schon im Apr. 1823 aber der akademischen Wirksamkeit durch seine Berufung als Appellationsrath nach Dresden entzogen. Aus diesem Collegium ging er 1829 als Hof- und Justizrath in die Landesregierung über. Nach den Unruhen im J. 1830 wurde er in verschiedenen außerordentlichen Aufträgen gebraucht; er war Mitglied der Commission für Organisation der Communalgarden und fertigte den Entwurf zu deren Disciplinarregulativ; ebenso gehörte er zu der Commission, welche das Ablösungsgesetz zu bearbeiten hatte, und von ihm rührt auch der Entwurf über Ablösung der Dienstbarkeiten her. Er war Mitglied der Untersuchungscommission in Betreff der Unruhen in Dresden im Apr. 1831, sowie der Unruhen in Leipzig im Aug. 1831. Provisorisch zum Regierungscommissar für Stadt und Universität ernannt, erwarb er sich in dieser so schwierigen Stellung durch seinen Scharfblick, seine Gewandtheit und Thätigkeit die entschiedensten Verdienste um die veränderte Organisation der Verhältnisse Leipzigs und die Regulirung der innern Stadtverfassung, sowie durch seine Humanität, lebendige Theilnahme an dem Wohle des Ganzen und Einzelnen und durch seine unermüdliche Gefälligkeit die ungetheilteste Achtung aller Stände. Im J. 1834 wurde ihm die Stelle eines Kreisdirectors zu Leipzig zugesichert; doch schon im Jan. 1835 erhielt er den Ruf als Erzieher des Prinzen Albert. So ungern auch Leipzig ihn scheiden sah, so stimmte die Stadt doch in die allgemeine Freude, mit welcher das ganze Land diese zu so schönen Hoffnungen berechtigende Wahl vernahm. Er wurde Geh. Rath, bald darauf auch Mitglied des Staatsraths; die Stadt und Universität Leipzig bezeugten ihm beim Abschiede ihre Theilnahme durch Überreichung der Diplome als Ehrenbürger und Doctor der Rechte. Im J. 1836 entwarf er das Gesetz über das Verfahren vor dem Staatsgerichtshofe und 1837 wählte ihn die erste Kammer der Stände zum Mitgliede dieses Gerichtshofs. Bei dieser so vielseitigen praktischen Thätigkeit fand er nichtsdestoweniger noch Muße, sich auf dem Felde der Wissenschaft thätig zu beweisen. Nächst den in Verbindung mit dem Oberappellationsrathe Kori (s. d.) herausgegebenen „Erörterungen praktischer Rechtsfragen" (3 Bde., Dresd. und Lpz. 1829—33) und mehren Abhandlungen für Pölitz's „Jahrbücher" und andere wissenschaftliche Journale bewährte er vorzüglich die Gründlichkeit seines Forscherfleißes und die Tiefe seines historischen Wissens durch die Herausgabe des aus archivalischen Quellen geschöpften „Leben Herzog Albrecht des Beherzten" (Lpz. 1838), dem er das gleich ausgezeichnete Werk „Moritz, Herzog und Kurfürst von Sachsen" (2 Bde., Lpz. 1841) folgen ließ. Im J. 1845 seines Auftrags als Erzieher des Prinzen Albert enthoben, wurde er zum Wirklichen Geh. Rath und Director des Justizministeriums befördert. Nach den beklagenswerthen Ereignissen in Leipzig am 12. Aug. 1845 fand man in ihm den geeignetsten Mann, als königlicher Commissar dahin abzugehen und sodann an die Spitze der daselbst eingesetzten Untersuchungscommission zu treten, was auch die Vertreter der Stadt ausdrücklich als Wunsch gegen die Staatsregierung ausgesprochen hatten.

Langensalza, im Regierungsbezirk Erfurt der preuß. Provinz Sachsen, an der Salza, früher die Hauptstadt des kursächs. Thüringens, hat 7000 E., ein altes Schloß, vier Kirchen, eine lat. Schule, ein Armen- und Waisenhaus und beträchtliche Seiden-, Halbseiden-, Leinen- und Wollenfabriken. Ursprünglich dem nicht weit von hier gelegenen Kloster Homburg, später aber den Herren von Salza gehörig, erhielt der Ort 1211 Stadtgerechtigkeit. Merkwürdig wurde L. durch einen Sieg der Preußen und Engländer über die

Reichsarmee am 15. Febr. 1761 und durch ein siegreiches Gefecht der Preußen mit den Baiern am 17. Apr. 1813.

Langenschwalbach, s. Schwalbach.

Langer (Joh. Pet. von), Historienmaler, geb. 1756 zu Kalkum, studirte in Düsseldorf und wurde 1784 Professor an der dortigen Kunstakademie und 1789 Director derselben, 1806 aber Director der Akademie zu München, wo er 1824 starb. Bedeutend im Ausdruck seiner lebenskräftigen Gestalten, war er doch nicht ganz frei von einer gewissen akademischen Manier. Vorzüglich geschätzt sind seine Bildnisse. Sein Hauptwerk ist der die Kinder segnende Christus in der Karmeliterkirche zu München; auch sein „Zinsgroschen" und mehre andere Bilder aus der heiligen Geschichte und aus der antiken Mythe genießen eines gerechten Rufes. Durch eine Reihe geistreicher Radirungen suchte er seinen Schülern, die ihm sehr zugethan waren, die damals noch gebräuchlichen franz. Röthelstudien und dgl. entbehrlich zu machen. — Sein Sohn und Schüler, Rob. von L., geb. 1783 in Düsseldorf, gegenwärtig Director des königlichen Cabinets der Handzeichnungen in München, ist einer der geachtetsten deutschen Historienmaler und war als solcher mehrfach bei den neuern münchener Arbeiten betheiligt. Die Frauenkirche und die Franciscanerkirche daselbst enthalten Altarblätter von seiner Hand; in dem Palais des Herzogs Max von Baiern malte er sechs große Frescobilder.

Langeron (Graf von), russ. General, von Geburt ein Franzose, geb. 1764, machte unter Rochambeau den Krieg in Amerika mit, wurde nach der Rückkehr Oberst, nahm aber 1787 seine Entlassung aus franz. Diensten, um nach Rußland zu gehen. Von der Kaiserin Katharina mit erhöhtem Grade in der russ. Armee angestellt, fand er bald darauf Verwendung in dem Kriege gegen die Türken und dadurch Gelegenheit, sich rühmlichst hervorzuthun. Im J. 1792 organisirte er mit Hülfe des Herzogs von Laval, Polignac's und anderer franz. Edelleute ein Emigrantencorps. Als Generallieutenant machte er die Schlacht bei Austerlitz mit, wo er zuerst gegen seine Landsleute focht. Seit 1810 führte er das erste Corps der Donauarmee im Kriege mit der Pforte, das er auch 1812 im russ.-franz. Kriege befehligte. Nachdem Preußen sich mit Rußland verbündet, bildete sein Corps einen Theil der schles. Armee unter Blücher. Er nahm 1813 rühmlichsten Antheil an den Schlachten an der Katzbach und bei Leipzig und, nachdem er am 1. Jan. 1814 über den Rhein gegangen, zeichnete er sich an der Spitze seines Corps namentlich bei Laon und bei Paris aus. Im J. 1815 kam sein Corps nicht ins Gefecht. Nach dem Frieden wurde er Gouverneur von Neurußland und erwarb sich hier als Nachfolger des Herzogs Richelieu die Zuneigung der Bewohner in hohem Grade. Im J. 1829 führte er als General der Infanterie wieder ein Armeecorps gegen die Pforte, zu dem auch das Corps des Generals Geismar gehörte. Er gerieth hier mit dem Oberbefehlshaber, Grafen Diebitsch, in Mishelligkeiten. Nach dem Frieden ging er nach Petersburg, wo er 1831 starb.

Langlès (Louis Mathieu), Orientalist, geb. zu Peronne 1763, machte sich zuerst bekannt durch die „Instituts politiques et militaires de Tamerlan" (Par. 1787), die er nach einer engl. Übersetzung des perf. Originals bearbeitete. Hierauf ließ er das vom Missionar Amiot verfaßte „Dictionnaire tatar-mantcheou-franç." (3 Bde., Par. 1789, 4.) im Druck erscheinen. Im J. 1795 bewirkte er die Errichtung der École des langues orientales vivantes zu Paris, an der er die Professur der perf. Sprache erhielt. Auch wurde er Mitglied der Akademie der Inschriften und Conservateur der oriental. Handschriften der Nationalbibliothek. Er starb zu Paris 1824. Ohne gründliche Kenntniß der oriental Sprachen entwickelte er doch eine große Thätigkeit, um unter dem größern Publicum die Bekanntschaft mit der oriental. Literatur, sowie mit der Geschichte und Geographie des Orients zu verbreiten. Er benutzte hierzu vorzüglich die in Indien und England erschienenen Werke und Reisebeschreibungen, deren er mehre übersetzte, wie die von Thunberg, Pallas, Norden, Forster u. s. w., von denen er zum Theil, wie z. B. von Chardin's Reise nach Persien, auch neue Ausgaben lieferte. Auch besitzen wir von ihm eine neue Bearbeitung von Daniell's „Monumens de l'Hindostan".

Langsdorff (Georg Heinr. Freiherr von), russ. Staatsrath und Generalconsul in Brasilien, Begleiter Krusenstern's (s. d.) während der Reise um die Erde, geb. zu Laisk

in Schwaben 1774, studirte in Göttingen Medicin, wo er auch als Doctor der Medicin promovirte. Im J. 1797 begleitete er als Leibarzt den Prinzen Christian von Waldeck nach Lissabon und führte da zuerst die Schutzpocken ein. Nach des Prinzen Tode kehrte er in seine Heimat zurück. Sein Wunsch, die Krusenstern'sche Expedition zu begleiten, fand in Petersburg keine Genehmigung. Dennoch reiste er 1803 nach Kopenhagen, wo die Expedition einige Tage verweilen sollte, um persönlich bei Krusenstern das Letzte zu versuchen, und war so glücklich, von dem nach Japan bestimmten Gesandten Resanow die Erlaubniß zur Mitreise zu erhalten. In Kamtschatka verließ er jedoch die Expedition und kehrte durch Sibirien zurück. Später trat er in russ. Dienste, wurde nach dem allgemeinen Frieden Generalconsul in Brasilien, und nahm sich der Colonisationspläne dieses Landes eifrig an, ohne jedoch eine eigene projectirte Colonie wirklich zu begründen. Die naturhistorische Erforschung Brasiliens förderte er eifrig, theils durch eigene Arbeiten, theils durch Beschützung und Unterstützung fremder Naturforscher, z. B. des Deutschen Freireiß, die seit 1815 häufiger in Brasilien einzutreffen anfingen, auf dessen herrliche Vegetation L. zuerst durch eine gelungene Schilderung der Insel San-Katharina die Aufmerksamkeit europ. Forscher gelenkt hatte. Nach Petersburg zurückgekehrt, bereiste er 1823 den Ural und ging dann wieder nach Brasilien. Auf Kosten der russ. Regierung machte er 1825—29 in Begleitung des Astronomen Ruszow, der Naturforscher Riedel und Ménétries und des Malers Rugendas große Reisen im Innern von Brasilien, deren reiche Früchte die Sammlungen Petersburgs zieren. Seit 1831 lebt er zu Freiburg im Breisgau. Seine Schriften sind „Plantes recueillies pendant le voyage des Russes autour du monde" (Tüb. 1810), die er mit F. Fischer gemeinsam bearbeitete; „Bemerkungen auf einer Reise um die Welt in den J. 1803—7" (2 Bde., Frankf. 1812, 4.) und „Mémoire sur le Brésil pour servir de guide à ceux qui désirent s'y établir" (Par. 1820, 4.).

Languedoc (langue d'oc), im Mittelalter eine Provinz des südlichen Frankreichs, begrenzt von Provence, Dauphiné, Auvergne, Gascogne, Roussillon und dem Mittelmeere, erhielt den Namen daher, daß ihre Bewohner „oc" statt „oui" sagten, weshalb auch die langue d'oc als die südliche franz. Mundart der nördlichen oder der langue d'oui entgegengesetzt wird. (S. Französische Literatur.) Das Gebiet von L. nehmen jetzt die Departements Lozère, Gard, Ardèche, Aude, Hérault und Obergaronne ein. Die Hauptstadt war das durch die Jeux floraux (s. d.) berühmte Toulouse.

Languet (Hubert), ein kühner und geistreicher politischer Schriftsteller, geb. 1518 zu Viteaux in Bourgogne, wurde, nachdem er in Frankreich seine Studien beendet, während seines Aufenthalts in Deutschland durch Camerarius mit den Ansichten der Reformatoren bekannt. Wegen der Unruhen in Deutschland ging er nach Italien und studirte in Padua die Rechte, wo er auch 1548 den Doctorgrad erhielt, kehrte aber 1549 nach Wittenberg zurück, um in Melanchthon's Nähe zu leben. Nachdem er später das nördliche Europa besucht hatte, trat er 1565 in die Dienste des Kurfürsten von Sachsen, der ihn 1568 auf den Reichstag in Speier sendete und zu mehren wichtigen Sendungen, namentlich an Karl IX. von Frankreich, verwendete. L. befand sich während der Bartholomäusnacht in Paris und rettete mehre seiner Freunde, mußte aber darauf sich selber verbergen. Später trat er in die Dienste des Prinzen von Oranien, dem er sehr nützlich war. Er starb zu Antwerpen am 30. Sept. 1581. Seine berühmteste Schrift sind die „Vindiciae contra tyrannos, sive de principis in populum, populi in principem legitima potestate" (Edinb. und Bas. 1579; franz. von Franç. Etienne unter dem Titel „De la puissance légitime du prince sur le peuple", Par. 1581), die er unter dem Namen Junius Brutus herausgab. Seine Biographie schrieb Philibert de Lamarre (Halle 1700).

Lanjuinais (Jean Denis, Graf), Pair von Frankreich, ein muthiger Vertheidiger constitutioneller Freiheit, geb. am 12. März 1753 zu Rennes, wurde schon 1771 Advocat, 1772 Doctor der Rechte und drei Jahre später Professor des Kirchenrechts an der Universität seiner Vaterstadt. Vom dritten Stande der Sénéchaussée von Rennes 1789 zu den Generalstaaten abgeordnet, erklärte er sich aufs bestimmteste für die politische Reform. Er verlangte gleich den übrigen Abgeordneten der Bretagne die Abschaffung der Feudalrechte, der Privilegien des Adels und der Provinzen und die Errichtung der constitutionellen Mon-

archie. Nach der thätigsten Mitwirkung an den Arbeiten der Nationalversammlung erhielt er zu Rennes den neuerrichteten Lehrstuhl des constitutionellen Rechts und zugleich die Professur für allgemeine Grammatik. Als Deputirter des Departements Ille und Vilaine trat er hierauf in den Convent und kämpfte im Bunde mit den Girondisten (s. d.) mit Muth und Todesverachtung gegen die Anarchie und den Jakobinismus. Am 5. Nov. 1792 unterstützte er Louvet (s. d.) in der Anklage gegen Robespierre. Im Processe Ludwig's XVI. stimmte er für des Königs Verbannung nach dem Frieden und wollte die Verurtheilung von zwei Drittheilen der Stimmen abhängig wissen. Als mit dem 31. Mai 1793 die Belagerung des Convents durch den Pöbel und die Gewaltthaten gegen die Girondisten begannen, zeichnete er sich ganz besonders als todesmuthiger Redner aus. Er war am 2. Juni in dem Decrete Couthon's begriffen, das den Girondisten Hausarrest auflegte, fand aber Gelegenheit, nach Rennes zu entfliehen. Hier blieb er in seinem eigenen Hause als Geächteter versteckt und entging der Entdeckung durch den Heldenmuth seiner Gattin und einer Magd, Namens Julie Poirier. Beide Frauen hat später Légouvé in dem Gedichte „Mérite des femmes" besungen. Nach dem Sturze der Schreckensherrschaft trat auch L. am 8. März 1795 mit den übrigen dem Schafote entgangenen Geächteten in den Convent zurück. So fest er sich auch den Reactionsplänen der Royalisten und der Ultrademokraten entgegenstellte, ebenso edle Mäßigung bewies er in der Verfolgung und Bestrafung der Anarchisten. Als die Directorialverfassung ins Leben trat, wurde er von 73 Departements zugleich in den Rath der Alten gewählt. Nach dem 18. Brumaire trat er in den Gesetzgebenden Körper und am 22. März 1800 in den Senat, wo er das Haupt der schwachen Opposition bildete, welche die monarchischen Bestrebungen Bonaparte's bekämpfte. Dessenungeachtet erhob ihn Napoleon bei Errichtung des Kaiserthrons zum Grafen. Am 1. Apr. 1814 stimmte er im Senate für die Absetzung des Kaisers und die Errichtung einer provisorischen Regierung. Während der ersten Restauration erhielt er von Ludwig XVIII. die Pairswürde, was ihn jedoch nicht abhielt, sich gegen die Tendenzen der Ultraroyalisten zu erklären. Bei der Rückkehr Napoleon's erhob er Protest gegen die Zusatzacte (s. Frankreich), ließ sich aber aus patriotischen Rücksichten zum Eintritt in die Kammer als Abgeordneter der Hauptstadt bewegen. Er wurde mit Stimmeneinheit zum Präsidenten der Versammlung erwählt und Napoleon konnte nicht umhin, diese populaire Wahl zu bestätigen. Mit der zweiten Restauration trat er in die Pairskammer zurück. Im Sept. 1815 wurde er zum Präsidenten des Wahlcollegiums im Departement Ille und Vilaine ernannt. Eine freisinnige Rede, die er als solcher hielt, erregte die ganze Wuth der Ultraroyalisten; doch mochte sich der König nicht entschließen, ihn der Pairswürde zu entsetzen. L. fuhr nun um so energischer fort, sowol in der Pairskammer, wie als Publicist die constitutionellen Rechte gegen die Reaction und den Fanatismus zu vertheidigen. Er starb über der Abfassung einer Schrift für Preßfreiheit am 13. Jan. 1827. Seit 1808 Mitglied des Instituts, trat er später auch in die Akademie. Er hatte umfassende Kenntnisse im Fache der Philologie, besonders in den oriental. Sprachen. Unter seinen publicistischen Schriften, die sich theils auf die Ereignisse der Revolution, theils auf die Restaurationsepoche beziehen, haben eine bleibende Bedeutung die „Appréciation du project relatif aux trois concordats" (Par. 1817); „Constitutions de la nation franç., précédées d'un essai historique et politique sur la Charte" (2 Bde., Par. 1819) und „De l'organisation municipale en France" (Par. 1821). Auch ist er der Herausgeber der „Histoire naturelle de la parole" von Court de Gébelin (Par. 1816). — Sein ältester Sohn, Paul Eugène, Graf von L., geb. zu Rennes am 6. Aug. 1789, folgte dem Vater 1827 in der Pairskammer. — Ein zweiter trat 1838 als Abgeordneter des Departements der untern Loire in die Deputirtenkammer.

Lanner (Jos. Franz Karl), neben Joh. Strauß (s. d.) und Labitzki in Karlsbad der berühmteste Walzercomponist der neuesten Zeit, geb. zu Wien am 11. Apr. 1802, zeigte schon in der Jugend ein ausgezeichnetes musikalisches Talent und brachte es namentlich auf der Violine zu einer bedeutenden Fertigkeit. In kluger Berechnung wendete er später seine Virtuosität der Tanzmusik zu, die er in meisterhafter Weise mit dem von ihm eingerichteten Orchester executirte. Während sein Schüler und nachheriger College Strauß, nachdem

er ein eigenes Orchester sich gebildet, mit diesem große Musikreisen durch Deutschland, Frankreich und England unternahm, beschränkte sich L. mehr auf Wien und Streifzüge in die Nachbarländer. Die Zahl der Compositionen L.'s geht weit über hundert hinaus; dieselben bestehen hauptsächlich in Walzern, außerdem in Märschen, Galopps, Contretänzen, auch einigen Ouverturen und andern Balletstücken. Alle verrathen Erfindung, Humor und oft auch eine gewisse Sentimentalität und ein schmachtendes Element, wie es der Tanz liebt. Im Besitz eines ansehnlichen Vermögens auf dem Gipfel des Ruhms und des Lebens wurde L. 1843 unerwartet vom Tode ereilt.

Lannes (Jean), Herzog von Montebello, Marschall des franz. Kaiserreichs, geb. am 11. Apr. 1769 zu Lectoure, besuchte anfangs das Collegium seiner Vaterstadt, mußte aber, als seine Ältern ihr geringes Vermögen verloren, zu einem Färber in die Lehre gehen. Aus diesem Stande trat er 1792 in die Armee an den Pyrenäen und brachte es durch Verstand, Thätigkeit und seltene Tapferkeit dahin, daß er bereits 1795 als Oberst eine Brigade befehligte. Nach dem Frieden von Basel sah er sich jedoch durch den Volksrepräsentanten Aubry als unfähig bezeichnet und mußte austreten. Er ging deshalb als Freiwilliger zur Armee von Italien und erregte sehr bald die Aufmerksamkeit Bonaparte's. Schon auf dem Schlachtfelde von Millesimo, am 14. Apr. 1796, erhielt er den Grad eines Oberst zurück und wurde Generaladjutant. Als solcher zeichnete er sich aus beim Übergange über den Po, bei Lodi, bei Bassano, endlich, nachdem er kurz vorher Brigadegeneral geworden, am 15. Nov. bei Arcole. Beim Einrücken ins päpstliche Gebiet nahm er Imola und ging dann als Friedensunterhändler nach Rom ab. Aus Anhänglichkeit für Bonaparte betheiligte er sich nach dem Frieden von Campo Formio an der Expedition nach Ägypten. Er übernahm ein Commando in der Division Kleber's, bewährte bei allen Ereignissen Geschick und Tapferkeit und entschied namentlich den Sieg und die Einnahme von Abukir. Als der Obergeneral nach Frankreich zurückeilte, war L. einer der sechs Offiziere, die denselben begleiteten. Er leistete Bonaparte die wichtigsten Dienste in den Tagen des 18. Brumaire (s. d.) und übernahm hierauf als Divisionsgeneral den Befehl über die 9. und 10. Militairdivision zu Toulouse. Obschon ein besserer Krieger als Unterhändler, wußte er doch den Parteigeist durch Festigkeit niederzuhalten. Am 16. Apr. 1800 wurde er zum Chef der Consulargarde ernannt. Im Feldzuge desselben Jahres führte er die Vorhut der Armee über den Bernhard, drang über Turin vor, nahm die Stellungen von Stradella und Casteggio und schlug den Feind am 9. Juni bei dem Flecken Montebello. In der Schlacht von Marengo commandirte er als Generallieutenant des ersten Consuls zwei Divisionen und trug sehr viel zum Erfolge des Tages bei. Am 14. Nov. 1801 ging er als bevollmächtigter Minister nach Lissabon. Bei Errichtung des Kaiserthrones wurde er zum Marschall und am 19. Mai 1804 zum Herzog von Montebello erhoben. Im folgenden Jahre rief ihn aber der Kaiser nach Frankreich zurück und gab ihm im Feldzuge gegen Östreich den Befehl über die Vorhut der großen Armee. L. ging am 25. Sept. 1805 über den Rhein, am 8. Oct. über die Donau, betheiligte sich am Gefecht bei Wertingen und nahm Ulm, Braunau und Linz. Nach seiner Ankunft in Wien ging er der russ. Armee entgegen und lieferte derselben am 16. Oct. das heftige Treffen bei Hollabrunn. Am 2. Dec. führte er den linken Flügel in der Schlacht bei Austerlitz, nahm den fliehenden Russen die Bagage weg und besetzte nach dem Waffenstillstande vom 7. Dec. Mähren. Im Feldzuge von 1806 gegen Preußen führte er abermals den linken Flügel. Er schlug am 9. Oct. den Fürsten Hohenlohe, befehligte am 14. in der Schlacht von Jena das Centrum und nahm am 21. die Festung Spandau. Als sich die Russen zur Unterstützung Preußens in Bewegung setzten, drang er in Polen ein und schlug, nachdem er am 30. Nov. in Warschau eingerückt, am 26. Dec. den Feind bei Pultusk. Eine schwere Wunde nöthigte ihn für einige Zeit unthätig zu bleiben. Im Mai 1807 jedoch übernahm er das Commando über das Reservecorps und zwang am 24. Danzig zur Capitulation. Nach seiner Vereinigung mit der Armee betheiligte er sich am 10. Juni am Treffen bei Heilsberg und am 14. bei Friedland. Nachdem er vom Kaiser zum Generaloberst der Schweizer ernannt worden, begleitete er denselben nach Spanien, wo er am 22. Nov. 1808 den General Castaños bei Tudela schlug und dann die berühmte Belagerung von Saragossa unternahm. Im Feldzuge von 1809

gegen Östreich befehligte er am 22. Apr. zwei Divisionen in dem Treffen bei Eckmühl, und am folgenden Tage bei der Einnahme von Regensburg. An der Spitze des Vortrabs ging er hierauf auf Wien und zog daselbst nach einer zweitägigen Beschießung am 13. Mai ein. In der Schlacht bei Aspern und Esling (s. d.), am 21. Mai, führte er den Befehl im Centrum. Bei der Gefahr, in welcher sich die Franzosen am 22. befanden, durchritt er die Linien, um den Soldaten Muth zuzusprechen, und wurde dabei von einer Geschützkugel beider Beine beraubt. Man trug ihn zu dem Kaiser, der über die Verstümmelung seines treuesten Freundes tief erschüttert war. L. starb am 31. Mai zu Wien. Die Leiche wurde nach Strasburg geschafft und 1810 zu Paris im Pantheon beigesetzt. — Sein ältester Sohn, Napoleon Auguste, Herzog von Montebello, geb. 1802, erhielt 1815 von Ludwig XVIII. die Pairswürde. Seit der Revolution von 1830 trat er in Staatsdienste. Er ging zuerst als bevollmächtigter Minister nach Schweden, später in gleicher Eigenschaft nach der Schweiz, wo er sich besonders durch die Note vom Juli 1836, welche die Entfernung der politischen Flüchtlinge foderte, bekannt machte. Am 1. Apr. 1839 übernahm er provisorisch das Ministerium des Innern, das er aber schon am 12. Apr. dem Marschall Soult abtrat. Hierauf ging er als Gesandter nach Neapel.

Lannoy (Juliana Cornelia Baronesse von), holländ. Dichterin, geb. zu Breda 1738, aus einer vornehmen und sehr alten Familie, trug nicht wenig bei zum Wiederaufblühen der holländ. Dichtkunst. Von der Natur mit trefflichen Anlagen ausgerüstet, machte sie einen hohen Grad der Bildung sich zu eigen, und lebte dann, entfernt von dem Treiben der großen Welt, den Musen. Sie starb 1782. Für die Bühne schrieb sie „Leo de Groote" (1767), „De belagering van Harlem" (1770) und „Cleopatra" (1776). Ihre „Dichtkundige werken" erschienen zu Leyden 1780 (2 Bde.), und ihre „Nagelaten dichtwerken" gab Bilderdijk (1783) heraus.

Lansdowne (Will. Petty, Graf Shelburne, Marquis von), brit. Staatsmann, geb. 1737, stammte väterlicherseits aus der alten Familie der Fitz-Maurice; von Seiten der Mutter war er ein Enkel des berühmten, 1685 gestorbenen Doctors Sir Will. Petty. Nach des Vaters Tode erhielt er 1761 den Titel eines Grafen von Shelburne und unter diesem Namen trat er, nachdem er mehre Jahre an der Spitze der parlamentarischen Opposition gestanden, 1766 mit Chatam ins Ministerium, aus dem er bei dessen Auflösung im J. 1768 ebenfalls seinen Rückzug nehmen mußte. Seitdem zeigte er sich als der heftigste Gegner der ministeriellen Politik rücksichtlich der Maßregeln und des Krieges gegen die nordamerik. Colonien. Im J. 1782 wurde er endlich Staatssecretair des Auswärtigen, und als solcher leitete er sogleich die Friedensunterhandlung mit den vereinigten Staaten ein. Als nach drei Monaten der Marquis von Rockingham starb, trat er an die Spitze des Cabinets, legte aber, durch die Verbindung zwischen Fox (s. d.) und North gezwungen, schon 1783 die Verwaltung nieder. Die Opposition, die er jetzt mit dem vierundzwanzigjährigen Pitt (s. d.) eröffnete, stürzte auch das Coalitionsministerium. Pitt jedoch wußte, wahrscheinlich aus Eifersucht, ihn vom Eintritt ins Cabinet abzuhalten. Um ihn indeß im freundlichen Verhältnisse zur Regierung zu erhalten, wurde derselbe 1784 zum Marquis von L. und Grafen von Wycombe erhoben. Einige Jahre später zog er sich auf seine Güter zurück und lebte als eifriger Beschützer der Gelehrten und Künstler. Er starb am 7. Mai 1805; seine bedeutende Bibliothek kaufte das Britische Museum. — Lord Henry Petty, Marquis von L., der einzige Sohn des Vorigen, aus der zweiten Ehe mit Louise Fitz-Patrick, der Tochter des Grafen von Upper-Ossory, wurde am 2. Juli 1780 geboren. Nachdem er zu Cambridge seine wissenschaftliche Bildung vollendet, bereiste er den Continent und trat nach seiner Rückkehr 1802 ins Unterhaus. Hier gesellte er sich zur Opposition, erhob seine Stimme besonders in den irischen Angelegenheiten und zeigte trotz seiner Jugend große Gewandtheit. Schon im J. 1806 trat er in das von Fox (s. d.) und Grenville (s. d.) gebildete Coalitionsministerium, indem er Pitt nicht nur als Schatzkanzler, sondern auch als Rector der Universität zu Cambridge ersetzte. Seine Stellung war insofern höchst schwierig, als er die ungeheuren Auflagen vor dem Unterhause rechtfertigen sollte, die der Krieg erfoderte. Im März 1807 verließ er darum die Verwaltung und verstärkte im Unterhause die Opposition. Nach dem Tode seines Bruders, im J. 1809, erbte

er jedoch den Titel eines Marquis von L. und trat nun ins Oberhaus, wo er sich ebenfalls als den Verfechter liberaler Grundsätze erwies. So feindlich er aber den Torys war, so hielt er sich doch auch nicht immer zu den Whigs, was ihm oft eine vereinzelte Stellung und Vorwürfe zuzog. Im J. 1827 übernahm er auf Canning's dringendes Bitten das Ministerium des Innern, dann unter der kurzen Verwaltung des Lord Goderich (Ripon) die auswärtigen Angelegenheiten. Als jedoch Wellington in die Verwaltung trat, zog er sich zurück und griff wieder zur Opposition. Besonders erhob er seine Stimme gegen die Bedrückungen der Katholiken und in den irischen Verhältnissen. Ebenso arbeitete er für Verbesserung der Criminaljustiz und setzte eine Acte (Lansdown-Act) durch, welche alte, harte Strafbestimmungen abschaffte. Im J. 1830 trat er in das Reformministerium Grey's (s. d.) und übernahm das Amt eines Präsidenten im Ministerrathe. Auch unter der Verwaltung Melbourne's (s. d.) behielt er diese Stellung bis zum Austritte der Whigs am 28. Aug. 1841. Bei allen wichtigen Fragen dieser langen Verwaltungsepoche zeigte er sich gemäßigter und den Torys näher, als die meisten seiner übrigen Collegen.

Lanuvium, eine an der Appischen Straße, südöstlich von Rom, auf einer Anhöhe gelegene Stadt in Latium, in der Nähe des jetzigen Fleckens Civita Lavinia, war im Alterthume berühmt durch eine ganz eigenthümliche Festlichkeit, die man im Frühling jährlich unter dem Zuströmen einer unabsehbaren Menge von Zuschauern aus Rom und der Umgegend zu Ehren der Schutzpatronin, der Juno Sospita, beging, welche hier in einem heiligen Drachen verehrt wurde. Diesem Drachen, welcher eine düstere Grotte bewohnte, mußten nämlich die Jungfrauen von L., festlich geschmückt und unter allerlei Ceremonien, den geweihten Kuchen darbringen, worauf dieser durch den Genuß oder durch die Verschmähung der dargebotenen Speise den noch unbefleckten Wandel der Jungfrauen oder das Gegentheil andeutete. Vgl. Böttiger, „Die Jungfernprobe in der Drachenhöhle zu L.", in dessen „Kleinen Schriften", herausgegeben von Sillig (Bd. 1, Dresd. und Lpz. 1837).

Lanze ist unstreitig die älteste Stoßwaffe. Die verschiedenen Formen der Lanze in Bezug auf deren Länge, Einrichtung und Gestalt der Spitze änderten nichts Wesentliches im Gebrauch der Waffe, und die ältere Pike kommt ganz mit der Lanze überein. Verschieden aber davon waren die Barthen oder Hellebarden (s. d.), die zugleich auf den Hieb und auf den Stich berechnet waren. Die Lanzen der alten Ritter, auch Speere genannt, waren am hintern Ende mit einem kegelförmigen Ansatz versehen, um die Hand zu decken, hinter welcher sich ein kleiner Ansatz befand, um das Entreißen zu verhindern. Welche große Erfolge mit der Lanze erkämpft worden sind, zeigen die Kriege des Mittelalters; noch gegenwärtig ist sie zur Vertheidigung der Breschen vorzüglich geeignet; auch kann sie zur Bewaffnung des Landsturms verwendet werden, wenn es an Gewehren fehlt. Obgleich die Lanze beim Fußvolk durch die Feuerwaffen verdrängt ist, so hat sie ein Theil der Reiterei bei fast allen Mächten, namentlich im Orient, noch immer behalten. Denn wenn auch der oft erhobene Streit, ob der Bajonnetfechter dem Lanzenreiter im Einzelnkampfe überlegen sei oder nicht, ganz auf sich beruhen mag, so ist es doch außer Zweifel, daß ein mit Lanzen bewaffnetes Cavalerieregiment mit größerm Vortheil die Infanterie angreifen kann, als mit dem Seitengewehr allein. Die Bosniaken (s. d.) waren in der preuß. Armee die ersten Lanzenreiter.

Lanzette (Lanceola) nennt man ein einem Einschlagemesser ähnliches chirurgisches Instrument, welches zur Trennung weicher Theile durch Stich und Schnitt bestimmt ist. Es besteht aus einer dünnen Klinge mit einer sehr scharfen Spitze und zwei ebenso scharfen feinen Rändern und aus einem Heft, dessen Schalen etwas breiter sein müssen als die Klinge, um diese gehörig bergen und schützen zu können. Die Verbindung der Klinge mit dem Hefte muß zwar fest, aber so frei sein, daß man der Klinge jede beliebige Stellung zum Hefte geben kann. Man gebraucht die Lanzette meist zum Aderlaß, jedoch auch zum Impfen, zur Öffnung von Abscessen, sowie überhaupt, wo durch Stich und Schnitt gemeinschaftlich gewirkt werden soll, indem man fast bei allen mit ihr zu machenden Operationen erst ihre Spitze schief einsticht und dann beim Herausziehen die Wunde schnittweise erweitert. Zu den verschiedenen Operationen hat man auch sehr verschiedene Arten Lanzetten; eine sichere,

geübte Hand jedoch wird fast mit jeder Art eine Operation auszuführen im Stande sein, welche überhaupt mit einer Lanzette zu machen möglich ist.

Lanzi (Luigi), der Wiedererwecker der altetrurischen Sprache, geb. zu Monte dell' Olmo bei Macerata im Jun. 1732, ein Jesuit und Zögling derselben, umfaßte mit seinen Studien den ganzen Kreis der classischen Alterthumskunde und entwickelte unter Roms Denkmälern seinen Sinn für die Überreste des bildlichen Alterthums. Von Rom kam er nach Florenz, wo er 1782 den interessanten „Guida della galeria di Firenze" herausgab. Seiner reinen Sprache wegen wurde er 1807 Präsident der Akademie della Crusca. Er starb zu Florenz am 30. März 1810 und wurde in der Kirche Sta.-Croce beigesetzt. Onofrio Boni schrieb ein Elogium und Zannoni eine Biographie desselben. Seine beiden durch streng sichtende Methodik und gründliche Gelehrsamkeit ausgezeichneten Hauptwerke sind der „Saggio di lingua etrusca e di altre antiche d'Italia, per servire alla storia de' popoli, delle lingue e delle belle arti" (3 Bde., Rom 1789), worin er gegen die Annahme der toscan. Gelehrten öffentlich den vorherrschenden Einfluß Griechenlands auf die etrurische Bildung bekannte, und die „Storia pittorica d'Italia dal risorgimento delle belle arti fin presso al fine del XVIII secolo" (Bassano 1795; 3. verm. Aufl., 6 Bde., 1809; 4. Aufl., 1815), welche in der deutschen Übersetzung von A. Wagner mit Anmerkungen von Quandt (3 Bde., Lpz. 1830—33) viele Berichtigungen erhielt. Wichtig sind auch L.'s Untersuchungen „Dei vasi antichi volgarmento chiamati etruschi" (Flor. 1806), ein Werk voll gediegener Gelehrsamkeit, und die „Notizie della scultura degli antichi" (neue Aufl., mit vorangestellten „Cenni storici della vita e delle opere del L." von Inghirami, Flor. 1824; deutsch von Lange, Lpz. 1816). Seine „Opere postume" gab Onofrio Boni heraus (2 Bde., Flor. 1817, 4.).

Lanzknechte gab es im Mittelalter sowol bei dem Fußvolk wie bei der Reiterei. Daß der Name von der Art der Bewaffnung mit der Lanze herrührt, ist wol außer Zweifel, obschon Einige annehmen wollen, daß eigentlich Landesknechte zu sagen sei, wo dann darunter Leute zu verstehen sein würden, die vom Lande genommen seien. Die Lanzknechte entstanden, wie es scheint, in Deutschland zu Anfange des 15. Jahrh., werden aber nicht hier, sondern zuerst unter den franz. Truppen Karl's VIII. genannt, und bildeten fast ein Jahrhundert hindurch einen Theil des besoldeten Heers. In Deutschland werden sie vorzüglich unter Kaiser Maximilian I. genannt, wo sie vom tapfern Frundsberg (s. d.) durch zweckmäßige Übungen und strenge Disciplin zu guten Soldaten gebildet wurden. Der gute Ruf, in welchem sie standen, führte ihnen auch wohlhabende Leute aus den gebildetern Ständen zu. Man verfuhr bei der Annahme ziemlich streng, und verlangte von den Eintretenden nicht allein vollkommene Gesundheit und die nöthige Körperkraft, sondern auch, daß sie vollständig bekleidet und mit Schutz- und Trutzwaffen, namentlich mit einer Lanze versehen seien. Bei den Musterungen wurde streng verfahren und vorzüglich die Güte der Waffen beachtet. Bei besonders guter Beschaffenheit derselben erfolgte eine Erhöhung des Soldes, der ohnedem auch ziemlich hoch angegeben wird. Unter Frundsberg's Führung machten die Lanzknechte, bis zu 12000 M. stark, mehre siegreiche Züge nach Italien; außerdem werden sie in den Kriegen mit Ungarn unter König Mathias genannt; ebenso dienten sie dem Herzoge Albrecht von Sachsen, dem Herzoge von Geldern gegen Kleve und dem Könige Johann von Dänemark gegen Schweden. Mit der Vergrößerung der stehenden Heere und ihrer festern Organisation verschwindet ihr Name um so mehr, da das Feuergewehr sich immer allgemeiner verbreitete und das Ferngefecht den Kampf von Mann gegen Mann in den Hintergrund stellte.

Laodămas war der Sohn des Königs der Phäaken, Alkinoos, und der Arete. — Laodamas, der Sohn des Königs Eteokles von Theben, stand nach seines Vaters Tode unter Kreon's (s. d.) Vormundschaft. Während seiner Regierung geschah der Zug der Epigonen (s. d.) gegen Theben. Er kämpfte hierbei gegen die Argeier und tödtete den Sohn des Adrastos, Ägialeus, wurde aber selbst von Alkmäon erlegt. Nach Andern rettete er sich nach verlorener Schlacht mit dem Rest des Heers zu den Encheleern nach Illyrien.

Laodamīa, die Tochter des Bellerophon und von Zeus Mutter des Sarpedon, wurde von der Artemis getödtet. — Laodamia, die Tochter des Amyklas und der Diomede,

zeugte mit Arkas den Triphylos. — **Laodamia**, die Tochter des Akastos und der Astydamia, war die Gemahlin des Protesilaos.

Laodicēa, eine im Alterthume bedeutende Stadt in Großphrygien, nahe an der Mündung des Lykos in den Mäander, nach Laodice, der Gemahlin Antiochus' II., benannt, wurde im J. 65 n. Chr. durch ein Erdbeben fast gänzlich verwüstet, durch den Kaiser Marc Aurel aber wieder aufgebaut. Von Konstantin und seinen Nachfolgern zur Hauptstadt erhoben, stand sie seit der Mitte des 13. Jahrh. unter der Herrschaft der Türken und wurde 1402 von Timur zerstört. Noch jetzt sieht man bei dem Flecken Eski-Hissar großartige Trümmer von Theatern und Tempeln der ehemals berühmten Stadt. — Eine andere ebenfalls wichtige Stadt **Laodicea**, die von Laodice, der Mutter des Seleucus Nikator, den Namen erhalten hatte, lag in der Provinz Seleucis in Syrien, nahe am Mittelländischen Meere, bei dem heutigen **Latikiah**, und war wegen des trefflichen Weins berühmt.

Laodĭke hieß die hyperboreische Jungfrau, welche mit der Hyperoche und fünf Begleitern mit Opfergaben nach Delos gesendet wurde. — **Laodike**, eine Nymphe, war die Mutter des Apis und der Niobe vom **Phoroneus** (s. d.). — **Laodike**, die Tochter des Kinyras, war die Gemahlin des Elatos. — **Laodike**, die Tochter des Agapenor, erbaute zu Tegea der paphischen Aphrodite einen Tempel. — **Laodike**, die Tochter des Priamos und der Hekabe, Gemahlin des Helikaon, nach Spätern des Akamas und Mutter des Munitos, wurde nach Einigen auf der Flucht nach der Zerstörung Trojas von der Erde verschlungen, nach Andern aber stürzte sie sich aus Verzweiflung über den Verlust ihres Sohnes von einer Höhe herab. — **Laodike**, die Tochter des Agamemnon und der Klytämnestra, wird von den Tragikern Elektra genannt.

Laodŏkos, der Sohn des Apollon und der Phthia, Bruder des Doros und Polypoites, wurde von Ätolos getödtet. — **Laodokos**, der Sohn des Bias und der Pero, Bruder des Areïos und Talaos, nahm Theil an der Argonautenfahrt und am Zuge der Sieben gegen Theben.

Laokŏon, der Sohn des Parthaon, Bruder des Öneus und des Meleager Oheim, begleitete Letztern bei dem Argonautenzuge als Aufseher. — **Laokoon**, der Sohn des Antenor oder des Akoites, war Priester des thymbräischen Apollon oder des Poseidon zu Troja. Als die Griechen zur List mit dem hölzernen Pferde ihre Zuflucht genommen und die Trojaner dieses umringten, eilte L. herbei, um vor dem Betruge zu warnen, und schleuderte seine Lanze auf jenes zum Beweis, daß es kein Heiligthum der Athene, sondern menschliches Trugwerk sei. Indessen wurde der gefangene Sinon eingebracht, der allen Verdacht von sich und dem Pferde abzuwenden wußte. Hierauf bereitete sich L., dem Poseidon ein Stieropfer darzubringen, wobei sich zwei ungeheure Schlangen über das Meer von Tenedos her naheten. Alles floh, nur L. und seine zwei Söhne blieben beim Altar zurück. Zuerst umwanden die Ungeheuer die beiden Knaben, und als ihnen der Vater zu Hülfe eilte, auch diesen selbst. Nachdem sie alle Drei erwürgt, eilten sie zum Tempel der Pallas und verbargen sich unter die Füße und den Schild der Göttin. Nach Quintus Smyrnäus warnte L. vor jenem Pferde und zog sich dadurch den Zorn der Athene zu, welche die Erde unter ihm erbeben ließ und ihn selbst blendete. Als aber auch der Geblendete noch die Zerstörung des Pferdes anrieth, sendete die Göttin zwei Schlangen, welche aber nur die zwei Knaben tödteten, denen der geblendete Vater nicht beistehen konnte. Die Schlangen werden Chariböa und Porke, die beiden Knaben Ethron und Melanthus oder Antiphas und Thymbräos genannt. Die Sage selbst gehört zu den nachhomerischen. Nächst poetischen Bearbeitungen aller Art hat dieselbe im Alterthume auch zu einem Werke der bildenden Kunst, der **Gruppe des Laokoon**, Veranlassung gegeben. Dasselbe wurde 1506 durch Felice de Fredis beim Nachgraben in einem Weingarten bei Sette Sala gefunden und dem Papste Julius II. für eine jährliche Pension überlassen, darauf im Belvedere aufgestellt, wohin es auch aus Paris 1814 wieder zurückgekehrt ist. Die Gruppe ist, bis auf den rechten Arm des L., welcher von Giov. Agnolo, einem geschickten Schüler des Michel Angelo, ergänzt wurde, vollständig erhalten und erfüllt, nach dem Urtheile vieler Kunstkenner, alle Bedingungen, die man von einem vollkommenen Kunstwerke fodert. Sie stellt, wie Otfr. Müller sagt, gleichsam drei Acte eines Trauerspiels dar und zwar im Vater den mittelsten, in wel-

chem Energie und Pathos am höchsten sich steigern. Während der ältere Sohn noch zu fliehen im Stande wäre und dadurch den Anfang der Handlung darstellt, der jüngere aber schon gänzlich von den Schlangen umwunden und verloren ist, concentrirt sich in der mächtigen Mittelfigur der furchtbare Moment mit der erhabensten Gewalt. Nicht weniger als diese tiefsinnige, in ihrer Art unvergleichliche Auffassung und Composition setzen die vollkommene Richtigkeit der Zeichnung, die schönen, genauen, sanften und fließenden Umrisse der Körper, die höchste anatomische Kenntniß, das Spiel der Muskeln und die Wirkung des körperlichen Schmerzes auf alle Glieder, sowie die meisterhafte Ausführung des Ganzen, die Behandlung des Marmors und das ganze Mechanische der Bearbeitung den Kenner in Erstaunen. Alle Figuren, nackt dargestellt, sind, ungeachtet des heftigen Schmerzes, Ideale der schönen Natur, ohne daß dadurch der Ausdruck dieses Schmerzes und die Folgen vom Drucke der Schlangen verwischt sind. Otfr. Müller's Urtheil in seiner „Archäologie", welches hier vorzüglich in Betracht kommt, lautet ganz bündig so: „Ein Wunder der Kunst in Betracht des feinen und edlen Geschmacks in der Lösung einer so schwierigen Aufgabe und der tiefen Wissenschaft in der Ausführung, aber deutlich auf glänzenden Effect und Darlegung der Meisterhaftigkeit berechnet, und, verglichen mit den Werken früherer Zeiten, von einem gewissen theatralischen Charakter. Zugleich erscheint in diesem Werke das Pathos so hoch gesteigert, als es nur immer der Sinn der antiken Welt und das Wesen der bildenden Kunst zuläßt, und viel höher, als es die Zeit des Phidias gestattet haben würde". Ausgeführt wurde dieses Werk aus sechs Blöcken von den aus Rhodus gebürtigen Bildhauern Agesander, Polydorus und Athenodorus, von denen die beiden Letztern wahrscheinlich die Söhne des Erstern waren. Über das Zeitalter, welchem dasselbe angehört, ist man trotz der genauesten Erörterungen noch immer in Zweifel. Die Stelle nämlich bei Plinius in der „Historia naturalis" (XXXVI, 4, 11) läßt verschiedene Erklärungen zu; daher haben Mehre, als deren Repräsentanten man Otfr. Müller betrachten kann, dieses Meisterwerk in die blühende Zeit der rhodischen Kunstschule (147 v. Chr.), Andere aber, namentlich Thiersch, in die Kaiserzeit versetzt. Man hat davon verschiedene Copien neuerer Künstler, unter andern auch eine von Bacio Bandinelli, welche in der Mediceischen Galerie zu Florenz aufgestellt ist, und eine von Bronze gegossene, nach einem Modell von Giacopo Tatti oder Sansovino, die nach Frankreich kam. Auf die anziehende Vergleichung der Poesie und bildenden Kunst in der Bearbeitung eines und desselben Stoffes, welche L. veranlaßt hat, bezieht sich Lessing's Schrift „Laokoon, oder über die Grenzen der Malerei und Poesie" (Berl. 1763; 4. Aufl., 1832).

Laomĕdon, der Sohn des Ilus und der Eurydice, war König von Troja, Gemahl der Strymo oder Plakia oder Leucippe, und Vater des Tithonos, Lampos, Klytios, Hiketaon, Podarkes, der Hesione, Killa, Astyoche und des unehelichen Bukolion. Ihm mußten Apollon und Poseidon zur Strafe, weil sie den Zeus hatten fesseln wollen, um Lohn dienen und die Mauern von Troja erbauen. Als sie aber fertig waren, wurde L. wortbrüchig und gab den bedungenen Lohn nicht. Dafür rächte sich jener durch die Pest, dieser durch ein Seeungeheuer, dem die Hesione (s. d.) preisgegeben werden sollte. Als L. auch dem Hercules sein Versprechen nicht hielt, zog dieser gegen Troja, eroberte es und tödtete den L. nebst seinen Söhnen außer Podarkes. Sein Grabmal war vor dem skäischen Thore, von dessen Erhaltung der Sage nach das Fortbestehen Trojas abhing.

Laon, Hauptstadt des franz. Aisnedepartements, auf einem von einer großen Ebene umgebenen, 300 F. hohen, steilen Berge, 16 M. von Paris gelegen, mit 8300 E., einer großen Kathedrale im gothischen Stile und einer bedeutenden Bibliothek, ist durch den Sieg Blücher's über Napoleon am 9. und 10. März 1814 berühmt. Nach der Schlacht bei Brienne oder Larothière hatte sich Napoleon über Troyes am 8. Febr. nach Nogent an der Seine, 23 Stunden von Paris, zurückgezogen. Die Verbündeten hatten ihrerseits in dem Kriegsrathe zu Brienne am 2. Febr. beschlossen, die franz. Armee nicht mit vereinter Kraft zu verfolgen, weil das Land für zwei Heere auf Einer Straße nicht hinreichende Verpflegungsmittel darbot; Schwarzenberg und Blücher trennten sich also, um auf Paris loszumarschiren, jener über Troyes, das er am 7. Febr., Napoleon's Heer zurückdrängend, an

beiden Ufern der Seine besetzte, dieser über Arcis und Chalons, um hier die Heertheile von Yorck, Kleist und Langeron aufzunehmen, längs der Aube und Marne nach Meaux hin. Blücher aber, ohne erst die Nordarmee aus Belgien abzuwarten, drang, den Marschall Macdonald verfolgend, zu rasch und noch dazu in einzelnen Abtheilungen, wodurch er seine Kräfte zersplitterte, durch die Champagne vor. Zwischen ihm und der Hauptarmee blieb daher ein leerer Raum von drei bis vier Märschen, den Napoleon, ungeachtet der verdorbenen Wege, mit rascher Kühnheit zum größten Nachtheil für die Verbündeten benutzte. Kaum nämlich gewahrte Napoleon diese Lücke, als er sogleich den Plan faßte, durch einen Seitenmarsch die Mitte der Linie, auf welcher die durch starke Zwischenräume getrennten Abtheilungen des schles. Heers sich befanden, senkrecht zu durchschneiden und so in den Rücken und in die linke Flanke der Verbündeten zu gelangen. Zu dem Zwecke ließ er 36000 M. unter Victor, Oudinot und zwei Reiterabtheilungen unter Milhaud und Pajol an den Übergangspunkten der Seine und Yonne gegen Schwarzenberg zurück, eilte von Nogent aus mit den Corps unter Ney und Marmont nebst den Garden unter Mortier, 30000 M. stark, am 9. Febr. über die Seine nach Sezanne und warf sich am 10. bei Champ-Aubert mit 6000 M. Cavalerie auf die Russen unter dem General Alsufiew, der mit 5000 M. Fußvolk und 24 Kanonen hinter Sacken herzog. Dieser, vereinzelt, ohne Hülfe, mußte sich mit 2000 M. ergeben; eine etwa gleich große Anzahl Russen rettete sich jedoch in kleinen Abtheilungen durch den nahen Wald und warf sich aufs Hauptheer. Napoleon stand jetzt im Rücken der unter Sacken und Yorck vorgeschobenen Truppenmassen. Zwar ertheilte Blücher auf die Nachricht von Napoleon's Anzuge an die beiden letztgenannten Generale sogleich den Befehl, sich über Montmirail zurückzuziehen, auch marschirte Sacken, 20000 M. stark, sofort in aller Eile von Laferté nach Montmirail, fand dasselbe aber schon von Napoleon vorweggenommen. Mittels eines blutigen Kampfes am 11. Febr. in den Dörfern L'Epine und Marchais, der ihm 2400 M. an Todten, 1000 Gefangene und 9 Kanonen kostete und wobei ihn ein während der Zeit angekommener Theil des Corps unter Yorck unterstützte, gelang es Sacken endlich doch, sich durchzuschlagen, worauf er sich in der Nacht nach Château Thierry zurückzog, das er, nachdem sein Nachtrab auf den Höhen von Nesle am 12. nochmals geschlagen worden war und über 2000 M. verloren hatte, fliehend erreichte. Hier deckte der Prinz Wilhelm von Preußen mit 2000 M. den Übergang auf das rechte Ufer der Marne, worauf Sacken und auch Yorck, der indeß von Meaux zurückgewichen war, von Macdonald verfolgt, sich nach Rheims zurückzogen. Unterdessen hatte Blücher das Corps des Generallieutenants von Kleist und die Abtheilung des Generals Kapzewitsch am 12. in der Stellung bei Bergères zusammengezogen und war, in der Meinung, Napoleon sei von den Generalen Yorck und Sacken zurückgewiesen, mit 20000 M. nach Etoges vorgerückt, wo er Marmont, den Napoleon ihm entgegengesandt hatte, am 13. angriff und ihn, um sich mit Sacken und Yorck zu vereinigen, nach Montmirail hin bis Vauchamp zurücktrieb. Kaum aber erfuhr Napoleon diese vorgängige Bewegung Blücher's, als er sogleich sich umwandte, um nun auch diesen anzugreifen. Schon am 14. ereilte er bei Vauchamp den preuß. Vortrab, gegen den Marmont auf seinen Befehl bereits Stand hielt und griff denselben, von überlegenen Cavaleriemassen unterstützt, von allen Seiten so heftig an, daß Blücher ohne Weiteres auf den Rückzug denken mußte. Aber trotz ihrer ungünstigen Lage wiesen die Preußen und Russen, in Vierecke zusammengedrängt, sich dicht aneinander haltend, an ihrer Spitze Blücher, Gneisenau, Kleist und Prinz August, die Angriffe der feindlichen Reiterei kräftig zurück, und vergebens hatte Grouchy mit 6000 M. die Straße nach Etoges besetzt, um Blücher den Rückzug abzuschneiden. Vom Feinde beinahe schon umzingelt und durch wiederholte Flankenangriffe beunruhigt, erreichten sie tapfer fechtend den Wald von Etoges, aber auch hier mußten sie sich durch die Massen des feindlichen Fußvolks, das ihnen dahin zuvorgekommen war, durchschlagen, wobei die Nachhut unter dem russ. General Urusow, von Grouchy's Reiterei in den Flanken und von Marmont's Fußvolk von vorn angegriffen, größtentheils zersprengt und gefangen wurde. Erst in der Nacht gelangte Blücher, mit einem Verluste von 5000 M. und 15 Kanonen, in die Stellung bei Bergères, worauf er am 16., ohne weiter verfolgt zu werden, nach Chalons an der Marne zurückging, um sich mit Yorck und Sacken und mit den herbeieilenden Truppen von

Winzingerode und von Langeron zu vereinigen. Das schles. Heer hatte in diesen sechs Tagen über 15000 M. verloren, war aber jetzt von neuem über 60000 M. stark.

Unterdessen waren Wittgenstein und Wrede über die Seine in Napoleon's Rücken vorgedrungen und Fürst Schwarzenberg, lange unthätig, hatte in Folge der Benachrichtigung Blücher's über Napoleon's Seitenbewegung endlich die an der Seine stehenden Corps aus Sens am 11., aus Nogent am 12., aus Montereau am 15., sowie aus Provins und aus andern Orten vertrieben, sodaß das Hauptquartier der verbündeten Monarchen am 16. bis Bray vorgerückt war. Dies bewog Napoleon, am 15. bei Etoges von der Verfolgung Blücher's abzulassen und in Eilmärschen mit seinem jetzt auf 100000 M. verstärkten Heere von Montmirail am 16. bis Meaux zu ziehen, um von hier aus sich auf die einzelnen Abtheilungen des feindlichen Hauptheers zu werfen. Allein Schwarzenberg befahl sofort den drei auf dem rechten Seineufer vorrückenden Corps, in der Angriffsbewegung einzuhalten. Da aber Wittgenstein diesem Befehle zuwider bei Verfolgung der vor ihm sich zurückziehenden Franzosen auf der großen Straße von Paris nach Nangis noch weiter vorrückte, wurde nicht nur sein Vortrab unter Pahlen, während er sich bereits, obwol zu spät, zurückzog, mit dem Verluste einiger tausend Mann und 10 Kanonen von dem General Gérard bei Mormant und Nangis am 17. geschlagen, sondern es mußte auch am 18. bei Montereau, am linken Ufer der Seine, wo die Yonne in die Seine fällt, von Seiten des Kronprinzen von Würtemberg, der an der Spitze des vierten Armeecorps etwa 10000 M. mit 38 Kanonen befehligte, ein langer, blutiger Kampf gegen den an Victor's Stelle getretenen General Gérard und gegen den Kaiser Napoleon selbst, die ihn mit 30000 M. und 60 Kanonen angriffen, bestanden werden. Doch vertheidigte der Kronprinz Montereau und den Übergang über die Seine aufs hartnäckigste bis zum 18. Abends, wo er sich dann, mit Verlust von 2800 M., ohne die Gefangenen und das unbrauchbar gemachte Geschütz, ungehindert auf das Hauptheer zurückzog. Dadurch gelang es dem Fürsten Schwarzenberg, alle Theile seines Heers am 19. wieder bei Troyes vereinigt zu sehen. Napoleon aber, der in diesen Tagen die Nachricht von einem Siege, welchen der Vicekönig von Italien gegen Bellegarde am Mincio am 8. bis 10. Febr. erfochten hatte, hoffte Schwarzenberg in dieser Stellung zu einer Schlacht zwingen zu können, wo Alles ihm den entscheidensten Erfolg versprach. Allein Schwarzenberg ging noch in der Nacht vom 19. durch Troyes über die Seine und stellte sich am 21., mit Blücher verbunden, längs dem rechten Ufer dieses Flusses bis Mory auf. Dieser vielfach getadelte Rückzug, auf welchen am 25. auch der über die Aube bis Colombé nach Chaumont hin folgte, weil Augerau von Lyon aus die Verbindung des Hauptheers mit der Schweiz bedrohte, rettete beide Heere der Verbündeten, welche jetzt beinahe Alles verloren sahen, was sie seit der Schlacht bei Brienne gewonnen hatten und machte es Schwarzenberg möglich, Bianchi mit 30000 M. längs der Saone Augerau entgegenzusenden. Unterdeß war Napoleon unter beständigen Gefechten der Hauptarmee nachgerückt, hatte am 25. Febr. Troyes besetzt und diese glücklichen Erfolge sogleich benutzt, um bei den zwischen ihm und den Verbündeten bei Chatillon (s. d.) gepflogenen Friedensunterhandlungen seine Aufoderungen höher zu spannen. Da nun Schwarzenberg auch jetzt, nach geschehener Vereinigung aller Kräfte der Verbündeten, zu einer entscheidenden Schlacht gegen Napoleon nicht geneigt schien, vielmehr trotz dem in den verschiedenen Armeetheilen darüber hervorbrechenden Unwillen zum fernern Rückzug sich anschickte, trennte Blücher, von den verbündeten Monarchen dazu autorisirt, sich wieder von Schwarzenberg, ging am 24. bei Baudemont über die Aube, um in der linken Flanke des Feindes, wo Marmont und Mortier vor ihm zurückwichen, gegen die untere Marne vorzudringen und sich der aus Flandern heraneilenden Nordarmee zu nähern. Das Hauptheer unter Schwarzenberg aber zog sich bis auf seine zu Langres befindlichen Unterstützungen zurück, worauf Napoleon, was die Absicht war, sofort mit ganzer Macht in der Richtung von Arcis sur Aube über Fère Champenoise und Sezanne nach Jouarre gegen Blücher vordrang. Auf die Meldung von dieser Bewegung Napoleon's stellte Schwarzenberg sogleich seinen Rückzug ein, schlug die ihm gegenüberstehenden feindlichen Corps unter Macdonald, Oudinot und Gérard zurück, erzwang am 27. Febr. im Sturm auf Bar den Übergang über die Aube, besetzte aber erst

am Tage nach dem Gefechte bei Laubressel, am 4. März, das nur elf Stunden von Bar sur Aube entfernte Troyes, worauf er seine frühere Stellung wieder einnahm und in seine frühere Unthätigkeit zurückfiel. Unterdessen aber suchte Blücher, nachdem er den Marschall Marmont bis auf wenige Meilen vor Paris zurückgedrängt hatte, um dem Hauptheere mehr Freiheit zu verschaffen, über den Aisne der Nordarmee entgegenzuziehen, bei welcher Gelegenheit die am 3. März erfolgte Übergabe von Soissons seine Bewegung, wie die Vereinigung der Nordarmee unter Winzingerode und Bülow erleichterte. Bülow war nämlich aus Flandern über Avesnes in Frankreich eingedrungen, hatte am 26. Febr. Lafere, wo sich beträchtliche Kriegsvorräthe und 100 Kanonen befanden, durch den General Thümen wegnehmen lassen, sich hierauf mit Winzingerode vereinigt und war von L. her am 2. März gegen Soissons vorgerückt. Blücher nahm jetzt mit dem auf 100000 M. starken Heere am 4. März eine Stellung bei Craone und hielt Soissons besetzt, wo General Rudczewitz mit 5000 Russen den von Mortier am 5. März versuchten Sturm zurückwies. Napoleon mußte daher oberhalb Soissons über den Aisne gehen, was er am 6. März that, nachdem er von Fismes aus am 5. Rheims genommen und sich der Aisnebrücke bei Bery au Bac bemächtigt hatte. Hierauf griff er am 7. die Generale Sacken und Woronzow auf den Höhen von Craone mit größter Heftigkeit an. Die Franzosen verloren gegen 8000, die Russen gegen 5000 M. und der Erfolg des Treffens entschied sich blos dadurch günstig für die Franzosen, daß Woronzow mitten im Kampfe von Blücher Befehl zum Rückzuge erhielt. Auch die Besatzung von Soissons erhielt Befehl, dem Feinde die Stadt einzuräumen und auf die Stellung von L. zurückzugehen. Diese Unsicherheit in den Bewegungen Blücher's glaubte Napoleon benutzen zu müssen, um durch ein schleuniges Vordringen sich rasch in den Besitz der Stellung von L. zu setzen. L. ist der Vereinigungspunkt von vier Heerstraßen und diente den Verbündeten seiner vortheilhaften Lage wegen als Waffenplatz. Hierher hatten sich am 8. die verschiedenen Truppenabtheilungen des schles. Heers, etwa 90000 M. stark, zusammengedrängt. Bülow hielt die Anhöhe von L. besetzt, Kleist und York standen auf dem linken, Winzingerode auf dem rechten Flügel. Dem am meisten bedrohten linken Flügel wurden als Unterstützung noch die Corps unter Sacken und Langeron zugewiesen. Am Morgen des 8. setzten sich von der Aisne her, in zwei Heerzügen, die Scharen Napoleon's, etwa 30000 M., gegen L. in Bewegung, Ney drang bis Urcel gegen die Russen vor, Mortier nahm bei Chavignon Stellung; zugleich versuchten Beide in der Frühe des nächsten Tages, des 9., unter dem Schutze eines dichten Nebels die Dörfer Semilly und Ardon den Preußen zu entreißen. Als dies mit Ardon gelang, begannen die franz. Truppen in einer Stellung zwischen Leully und dem Hügel bei Clacy zur Schlachtordnung sich so zu entwickeln, daß das Corps von Mortier den rechten, das von Ney den linken Flügel einnahm. Mit Sehnsucht erwartete indeß Napoleon, der vor der Hand nur in kleinere Gefechte sich einließ, die Ankunft des auf der Straße von Rheims heranziehenden Marschalls Marmont, welcher, durch üble Wege aufgehalten, nur langsam heranzurücken vermochte. Nachmittags endlich erschien er in der Ferne bei Fetieux, ließ durch den Herzog von Padua sogleich das Dorf Athies angreifen und hinwegnehmen und schob einen Theil seiner Reiterei gegen Aippes vor. Da führte gegen 7 Uhr Abends General York nebst Kleist, dem Prinzen Wilhelm von Preußen und der Reiterei, welche unter dem General Ziethen in die rechte Flanke des Feindes einbrach, einen raschen Überfall in dem Dorfe Athies aus, den gleichzeitig von vorn ein Angriff mit dem Bajonnete so kräftig unterstützte, daß die im Rücken und auf beiden Flügeln angegriffenen Franzosen nach kurzem Widerstande aus dem Dorfe getrieben und völlig in die Flucht geschlagen wurden. Sie hatten 46 Kanonen und mehr als 4000 M. eingebüßt; Marmont's Corps und die Reiterei unter Arrighi waren zum Theil aufgerieben und beinahe ganz zerstreut. Dessenungeachtet griff Napoleon am 10. früh, statt sich sogleich zurückzuziehen, mit seiner geringen Macht den rechten Flügel Blücher's und das Mitteltreffen mit verdoppelter Heftigkeit an, sah sich aber am Abend, nach einem hartnäckigen Kampfe und beträchtlichem Verluste, gezwungen, am 11. nach Chavignon und Soissons zurückzuweichen. Blücher rückte ihm nur langsam nach und blieb bis zum 18. März auf dem rechten Aisneufer stehen. Unterdessen hatte das 15000 M. starke russ. Armeecorps des Grafen St.-Priest mit dem Corps des preuß. Ge-

nerals Jagow, der aus den Ardennen herab über Vitry heranzog, am 12. März das schwach besetzte Rheims erstürmt. Napoleon bahnte sich daher sofort, durch die Wiedereinnahme von Rheims, den Weg nach der Aube hin zum Angriff auf Schwarzenberg, der schon am 14., als er die Kunde von Blücher's Siege bei L. erhalten, seine Truppen wieder am rechten Seineufer und die Aube aufwärts nach Arcis hin in Bewegung gesetzt hatte.

Lapeyrouse (Jean Franç. Galaup de), einer der berühmtesten Seemänner Frankreichs, geb. zu Albi 1741, diente schon 1756 im Seekriege gegen England und machte dann viele Reisen bis in die entlegensten Erdgegenden. Er focht seit 1778 unter d'Estaing und erhielt 1782 als Schiffscapitain den Auftrag, die brit. Niederlassungen in der Hudsonsbai zu zerstören. Durch sein Verfahren bei Ausführung dieses Auftrages bewies er, daß er zur Leitung einer Entdeckungsreise ganz befähigt sei, und erhielt daher auf Betrieb seines Freundes Fleurieu (s. d.) den Befehl über die zwei wohlausgerüsteten Schiffe Astrolabe und Boussole, um einen von Ludwig XVI. ausgegangenen, auf geographische Entdeckungen und Anknüpfung neuer Handelsverbindungen gerichteten Plan zur Ausführung zu bringen. L. ging im August 1785 unter Segel, berührte Madeira und Brasilien, ging um Cap Horn nach Concepcion in Chile (im Febr. 1786) und über die Oster- und Sandwichinseln nach der Nordwestküste Amerikas, wo er in dem von ihm entdeckten Franzosenhafen, später in Monterey in Californien einige Zeit verweilte. Im Sept. 1786 verließ er den letztern Hafen, ankerte im Febr. 1787 in Manila und ging im Apr. nach dem nordöstlichen Küstenlande Asiens ab, über welches außer wenigen und unzureichenden Nachrichten der Jesuitenmissionare keine Nachrichten vorhanden waren. Die zwischen dem nördlichen Japan, Korea und Kamtschatka von L. gemachten Entdeckungen waren von großer Wichtigkeit und sind später durch andere Seefahrer bestätigt worden. Von Peter-Paulshafen segelte L. im Sept. 1787 nach den Schifferinseln und den Freundschaftsinseln und ankerte im Febr. 1788 in Botanybay. Von diesem Punkte aus datiren sich die letzten directen Mittheilungen des verdienten Seemanns an den franz. Seeminister. Er verschwand auf der Reise, die er von Neuholland aus in der Absicht unternommen hatte, den westlichen Archipel des großen Oceans und Neuguinea zu untersuchen und zuletzt den Küsten Neuhollands entlang seine Rückreise über Ile de France nach Europa auszuführen. Alle Nachforschungen nach ihm blieben fruchtlos, obgleich die Regierung 10000 Francs für sichere Nachricht bot und unter d'Entrecasteaux 1791 eine Expedition zur Aufsuchung der Verunglückten ausschickte. Erst 1826 führte ein Zufall auf ihre Spur. Dillon, ein engl. Schiffscapitain, landete damals auf der Insel Tucopia und fand daselbst im Besitze eines abenteuernden preuß. Matrosen mehre Gegenstände, die auf L.'s Expedition deuteten und von den Bewohnern der Insel Malicolo erhalten worden waren. Die ostind. Compagnie schickte Dillon dorthin, der, im Oct. 1827 landend, unter den Eingeborenen Augenzeugen des Scheiterns der zwei franz. Schiffe am südwestlichen Ufer der Insel auffand und daher 1829 den von der franz. Regierung ausgesetzten Preis empfing. Dumont d'Urville (s. d.) untersuchte im Febr. 1828 diese Gegend, fand daselbst fünf franz. Kanonen und andere Reste, und errichtete dem Andenken seiner während eines Sturmes auf Korallenriffen verunglückten Landsleute ein einfaches Denkmal. Der mehrmals übersetzte Bericht über L.'s Reise wurde auf Befehl der franz. Regierung von Milet de Mureau nach den Tagebüchern ausgearbeitet, welche von Kamtschatka aus nach Frankreich geschickt worden waren, und ist noch gegenwärtig von Interesse. Für die Fortschritte der nautischen Geographie ist die Expedition L.'s von großem Nutzen gewesen, weniger für Naturgeschichte, indem die wichtigsten Nachrichten und Sammlungen mit den Naturforschern selbst untergegangen sein mögen. L. war nicht allein ein geübter und muthiger Seefahrer, sondern auch ein kenntnißreicher Mann und bei seinen Untergebenen geachtet und beliebt; sein Tod wurde daher von den Zeitgenossen mit vollem Rechte einem Verluste für die Wissenschaften gleichgeschätzt.

Lapidarschrift heißt die seit den ältesten Zeiten auf steinernen Denkmälern, Mauern u. s. w. übliche Schrift, und Lapidarstil die derselben eigenthümliche Fassung und Ausdrucksweise. Letzterer muß wegen Beschränktheit des Raums kurz und gedrängt sein, weshalb man unter Lapidarstil überhaupt eine kurze, bündige Schreibart versteht. (S. Epigraphe.)

Lapis lazuli, s. Lasurstein.

Lapithes, der Sohn des Apollon und der Stilbe, Bruder des Kentauros, war, wie Kentauros der Kentauren oder Centauren (s. d.), der Lapithen, eines wilden Volksstammes am Peneus in Thessalien, mythischer Ahnherr, die miteinander in Zwietracht lebten, bis die Centauren erlagen.

Laplace (Pierre Simon, Graf), einer der größten Mathematiker und Astronomen aller Zeiten, geb. am 28. März 1749 zu Beaumont en Auge, im Departement Calvados, ging, nachdem er einige Zeit an der Militairschule daselbst die Stelle eines Lehrers der Mathematik versehen, nach Paris und machte sich hier bald durch seine Kenntnisse in der Analysis und höhern Geometrie bekannt. Er erhielt die Stelle eines Examinators beim königlichen Artilleriecorps, auch nahm ihn die Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede auf. Später ging er, einer der Ersten, ins Institut über, auch war er eins der ersten Mitglieder des neuerrichteten Längenbureaus. Obgleich er vor dem 18. Brumaire kein eigentliches Staatsamt bekleidete, so war er doch der Politik nicht fremd geblieben und wurde deshalb von Bonaparte gleich beim Beginnen der Consularregierung zum Minister des Innern ernannt, war aber dazu so wenig befähigt, daß schon nach sechs Wochen, im Dec. 1799, Lucian Bonaparte ihn ersetzen mußte. Darauf ernannte ihn Bonaparte zum Mitglied des Erhaltungssenats, im Juli 1803 zum Vicepräsidenten, im Sept. zum Kanzler desselben und bei Errichtung des Kaiserthrons zum Grafen. L. war es, der im Sept. 1805 in einem Berichte an den Senat zuerst auf die Nothwendigkeit hinwies, die revolutionaire Zeitrechnung aufzugeben und den Gregorianischen Kalender wieder einzuführen. Im J. 1814 stimmte er für die Errichtung der provisorischen Regierung, für Napoleon's Entsetzung und die Wiederherstellung der Bourbons; während der Hundert Tage nahm er kein Amt an; Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Pair und 1817 bei der neuen Classification der Pairs zum Marquis. Auch wurde er 1816 in die franz. Akademie gewählt und in demselben Jahre Präsident der Commission für Reorganisation der Polytechnischen Schule. Wie unter der Kaiserregierung, so zeigte er auch als Mitglied der Pairskammer einen gänzlichen Mangel an politischer Bildung und an grenzenloser Servilität. Als die Mitglieder des Instituts 1825 eine an Karl X. zu erlassende Bittschrift für Abschaffung der Censur discutirten, weigerte er sich, den Präsidentenstuhl einzunehmen. Er starb zu Paris am 5. Mai 1827. Von seinen Werken bildet seine „Mécanique céleste" mit den Supplementen (5 Bde., Par. 1799—1825, 4.) ein ausgezeichnetes Denkmal der neuern Astronomie. Als eine populaire Bearbeitung desselben ist seine nicht minder berühmte „Exposition du système du monde" (2 Bde., Par. 1796; 5. Aufl., 1824) anzusehen, worin er mit Vermeidung aller Rechnungen für Laien den Geist der Methode und den Gang, den die Astronomen in ihren Entdeckungen genommen, entwickelt. Er war der Erste, der auf analytischem Wege die Existenz und die Größe der Mondatmosphäre zeigte; auch bestimmte er die gegenseitigen Störungen aller Hauptplaneten. Ein Gleiches begann, wie dies schon Lagrange gethan hatte, in Beziehung auf die Jupitertrabanten; doch erst Delambre beendete diese schwierige Arbeit. Er beschäftigte sich selbst mit Chemie und erfand z. B. einen Wärmemesser. Zu seinen wichtigsten Werken gehören ferner seine „Théorie analytique des probabilités" (Par. 1812; 3. Aufl., 1820, 4.) und der „Essai philosophique sur les probabilités" (Par. 1814, 4.; neueste Aufl., 1825). Außerdem lieferte er von 1772—1823 eine große Menge Abhandlungen in die „Mémoires" der Akademie und für andere Journale.

Lappe (Karl), einer der vorzüglichsten deutschen Volksdichter, geb. 1774, der Sohn eines Landpredigers zu Wusterhausen bei Wolgast, war auf dem Gymnasium zu Wolgast Kosegarten's Schüler und wurde später Hauslehrer bei ihm und 1801 am Gymnasium zu Stralsund angestellt. Da eine schwache Brust sein Leben bedrohte, mußte er 1817 seine Dienstentlassung nehmen und wohnte nun in Steinhagen, bis er zu Pütte, unweit Stralsund, ein kleines ländliches Besitthum sich erwarb. Im J. 1823 verlor er durch Brandstiftung Haus, fast alle seine Habe und namentlich auch die Vorräthe seiner im Selbstverlage erschienenen Schriften. Gerettet hatte er die Handschrift seiner Gedichte, welche er nun unter dem Titel „Blätter" (Heft 1, Stralf. 1824; Heft 2 und 3, auch unter dem Titel „Vermischte Schriften", Stralf. 1829) erscheinen ließ. Diesen schlossen sich an „Friedhofs-

kränze" (Stralf. 1831), eine Zusammenstellung der schönsten deutschen Dichtungen über Tod, Grab und Ewigkeit; „Klim's und Gulliver's wunderbare Reisen, in einem Auszuge für Jung und Alt" (Stralf. 1832); „Die Insel Felsenburg, eine Robinsonade für die Jugend" (Nürnb. 1834); die Ausgabe letzter Hand seiner „Sämmtlichen poetischen Werke" (5 Bde., Rost. 1836; neue Aufl., 1840) und „Blüten des Alters" (Stralf. 1841). Als Dichter zeichnet sich L. durch Kraft, Innigkeit, poetische Fülle und Sprachwohllaut aus. Man erkennt in seinen Gedichten, in den prosaischen Aufsätzen und Apologen den einfachen Gang seines Lebens, eine stillfreudige Beschränkung auf sich selbst, gepaart mit hohem freudigen Lebensmuth und echtem Kindessinn, ein gemüthliches Anschmiegen an Natur und Häuslichkeit, eine höhere Ansicht von Leben, Welt und Staat, in ruhiger Betrachtung und oft mit feiner Ironie.

Lappenberg (Joh. Mart.), Archivar im Senate der freien Stadt Hamburg, geb. am 30. Juli 1794 in Hamburg, der Sohn des daselbst 1819 verstorbenen geachteten Arztes Valent. Ant. L., studirte in Edinburg nach des Vaters Wunsche eine Zeit lang Medicin, ging aber bald ganz zu historisch-politischen Studien über. Nachdem er die schot. Hochlande und die Hebriden besucht hatte, hielt er sich längere Zeit in London auf, um die engl. Verfassung und Verwaltung kennen zu lernen. Nach Deutschland zurückgekehrt, widmete er sich in Berlin und Göttingen rechtshistorischen Studien und erhielt 1816 die juristische Doctorwürde. Vom Senate seiner Vaterstadt wurde er sodann zur Zeit des Congresses zu Troppau mit dem Charakter eines Minister-Residenten an den preuß. Hof gesendet, wo er verweilte, bis er 1823 das Amt als Archivar im hamburger Senate übernahm. Hier entdeckte er neben vielen andern verloren geglaubten werthvollen historischen Schätzen auch das Archiv des ehemaligen hamburger Domcapitels. Eine Reise ins nördliche Europa trug namentlich bei zur Vermehrung seiner diplomatischen Sammlungen. Außer mehren kleinen in deutschen und engl. Zeitschriften zerstreuten Aufsätzen ließ er in Druck erscheinen „Das billwerder Recht vom J. 1498" (Schlesw. 1828); „Programm zur dritten Säcularfeier der bürgerschaftlichen Verfassung Hamburgs" (Hamb. 1829, Fol.); die Fortsetzung von Sartorius' „Urkundlicher Geschichte des Ursprungs der deutschen Hansa" (2 Bde., Hamb. 1830); „Über den ehemaligen Umfang und die Geschichte Helgolands" (Hamb. 1831); in der Heeren-Ukert'schen „Geschichte der europ. Staaten" die „Geschichte von England" (Bd. 1 und 2, Hamb. 1834—37); die Ausgabe des Dietmar von Merseburg in Pertz's „Monumenta Germaniae historica" (Bd. 5, Hannov. 1839, Fol.); „Zur Geschichte der Buchdruckerkunst in Hamburg" (Hamb. 1840, 4.); die „Quellen der Geschichte des Erzbisthums und der Stadt Bremen"; das „Hamburger Urkundenbuch" und die „Zeitschrift des Vereins für hamburg. Geschichte" (Bd. 1 und 2, Heft 1, Hamb. 1841—45).

Lappland oder Sameland, eine Landschaft im nördlichsten Theile Europas, welche gegen Norden an das Eismeer, gegen Süden an Norrland und Finnland, gegen Osten an das Weiße Meer und gegen Westen an Norwegen grenzt, zerfällt in das norweg., russ. und schwed. Lappland. Das norweg. L. oder die Finnmarken, etwa 1800 □M. groß, nimmt den nördlichsten Theil L.s ein und wird zu dem norweg. Stifte Drontheim gerechnet, das russ. umfaßt den nordöstlichen und das schwed. den südlichen Theil. Letzteres ist gegenwärtig in folgende sieben Lappmarken eingetheilt: Jemtlands-, Äsele-, Umeå- oder Lycksele-, Piteå-, Luleå- und Torneå-Lappmark. Ein Theil von Torneå-Lappmark und ganz Kemi-Lappmark wurde von Schweden im Frieden von Fredrikshamn nebst Finnland an Rußland abgetreten und mit dem Großfürstenthume Finnland vereinigt. L. ist ein rauhes, waldiges, theils bergiges, theils ebenes und sumpfiges Land, durch welches sich die Kette der nordischen Alpen mit ihren weitverbreiteten Ästen zieht, die auf der Nordwestseite am höchsten ist und gegen Osten hin sich allmälig verflacht. Viele Bäche und Flüsse ergießen sich von den Gebirgen in das nördliche Eismeer und den Bothnischen Meerbusen. Auch gibt es zahlreiche Seen, zum Theil von beträchtlichem Umfange. Der Winter ist lang und streng, der Sommer kurz; der längste Tag dauert in den südlichern Gegenden 24 Stunden und in den nördlichsten drei Monate; ebenso lang ist dann die längste Nacht im Winter. Das Korn wird am Ende des Mai gesäet und in der Mitte des Aug. geerntet,

aber oft von Nachfrösten verdorben. Der Sommer ist heiß wie in Italien und durch allerlei Moskiten fast unerträglich, die Menschen und Vieh quälen. Der Boden ist nur in den südlichsten Gegenden des schwed. L.s des Anbaus fähig. Die Waldungen bestehen aus Tannen, Fichten, Erlen, Birken und Weiden. Nur die Colonisten, deren Zahl im schwed. L. etwa 9000 beträgt, haben Pferde, Rindvieh und Schafe; bei den Lappen vertritt das Rennthier die Stelle aller übrigen Hausthiere. Milch, Käse und Fleisch derselben bilden seine vornehmste Nahrung; aus der Haut macht man Kleider, Schuhe und Decken; aus den Hörnern Knöpfe, Löffel und Leim; aus den Knochen Nähnadeln, aus den Sehnen Zügel. Auch benutzt man das Thier als Lastvieh und zuweilen zum Reiten. Am meisten aber wird es zum Ziehen benutzt. Die Last darf aber nicht schwerer als 18 Liespfund sein; damit aber kann das Thier 17 deutsche Meilen binnen 24 Stunden, ja zwölf Meilen in einer Strecke ohne Ausruhen zurücklegen. Es wird mit einem einzigen Zügel gelenkt. Der Schlitten (schwed. Akja, lappländ. Kerez) ist klein und niedrig, einem Kahne ähnlich und läuft auf einer Kufe oder Balken, wie ein Schiff auf seinem Kiele. Im Winter frißt das Rennthier sogenanntes Rennthiermoos und andere Moose und Flechten, welche es 1½—2 Ellen tief im Schnee auswittert und die es mit den Vorderfüßen ausgräbt; im Sommer aber frißt es gewöhnlich Gras, Birken- und Weidenlaub. Von wilden Thieren gibt es Wölfe, Bären, Luchse, Füchse, Marder, Hermeline, Fischottern und Hasen. An Zugvögeln und anderm wilden Geflügel, sowie an Fischen ist Überfluß. Von Mineralien findet man Eisen, Kupfer und silberhaltiges Bleierz. Das Land ist sehr spärlich bevölkert; die Einwohner sind theils Lappen, als Ureinwohner, theils Colonisten. Die Lappen, oder wie sie sich selbst nennen, Same (denn Lappe halten sie für ein Schimpfwort), sind ein finnisches Volk und ihre Zahl kann etwa 8000 betragen, von denen 4000 unter schwed., 3000 unter norweg. und 1000 unter russ. Herrschaft stehen. Sie sind höchstens vier und fünf F. groß, haben braune Gesichtsfarbe, schwarzes Haar und einen kraftvollen, abgehärteten, sehr gelenkigen Körper. Von Natur gutartig und sanftmüthig, haben sie keine hervorstechenden Laster, aber auch keine großen Tugenden; überhaupt zeichnen sie sich durch ihre Gleichgültigkeit aus, lieben jedoch ihr Vaterland und sind in ihrer Art glücklich. Sie gerben Häute, verfertigen Zwirn aus den Sehnen der Rennthiere, weben Decken, stricken Handschuhe, machen hölzerne Geräthschaften, Kähne, Schlitten und die ihnen nöthigen Kleidungsstücke. Die Kleidung beider Geschlechter ist wenig voneinander verschieden; beide Geschlechter tragen Mützen, Oberröcke, lange Hosen und Stiefeln von Leder, Pelz oder grobem Tuch. Im Sommer wohnen sie unter Zelten; ihre Winterwohnungen bestehen in runden, aus Stangen aufgerichteten und mit Birkenreisern und Rasen überkleideten Hütten, die oben ein Luftloch für den Rauch haben. Nach ihren hauptsächlichsten Nahrungsquellen theilen sich die Bewohner in Berglappen, die selbst mit ihren Rennthieren von Weide zu Weide ziehen, im Winter im untern L. wohnen, im Sommer aber ihre Heerden nach den Alpengegenden treiben, wo sie mehr Rennthiermoos und Schutz gegen die Mücken finden; Waldlappen, die sich mit Jagd und Fischerei beschäftigen, nur wenige Rennthiere halten, deren Hutung sie den Berglappen gegen Miethe überlassen; Fischerlappen, die nur von Fischfang leben und sehr wenige Rennthiere besitzen, und Armlappen, die sich entweder zum Hüten der Rennthiere vermiethen oder herumstreichen. Nächst den Fischen werden in L. viele Robben, Vögel und Eidergänse gefangen. Ehemals waren die Lappen Fetischanbeter, jetzt aber bekennen sie sich zur christlichen Kirche; doch haben sie ihre alten religiösen Ansichten den ihnen aufgedrungenen christlichen Glaubenslehren beigemischt. Die besten Nachrichten über L. gaben der Italiener Acerbi, die Schweden Högström, Skiöldebrand, Lästadius und Zetterstedt, der Brite Cappel-Brooke, unter den Deutschen Leop. von Buch, vor Allem aber der Finnländer Andr. Joh. Sjögren.

Lapsi, d. i. Abgefallene, hießen in den ersten Jahrhunderten der Kirche vorzugsweise Diejenigen, welche unter den Verfolgungen der heidnischen Staatsgewalt dem christlichen Glauben nicht treu blieben. Ihre Zahl wurde am beträchtlichsten, als nach den Zeiten langer Ruhe die erste allgemeine Verfolgung unter Decius losbrach. Man unterschied damals drei Arten von Lapsi, nämlich Solche, die den heidnischen Göttern wirklich geopfert und Weihrauch angezündet (Sacrificati oder Thurificati), ferner Die, welche einen obrigkeitlichen

Schein (libellus) über angeblich dargebrachte Opfer erkauft (Libellatici), und endlich Die, welche sich der Verfolgung durch die Flucht entzogen hatten. Dazu kamen später in der Diocletianischen Verfolgung die sogenannten Traditores, d. h. solche, von denen die heiligen Bücher und Gefäße ausgeliefert worden waren. Die Kirche strafte anfangs derartige Verleugnung durch Excommunication und erschwerte die Wiederaufnahme der Lapsi mit montanistischer Strenge, allein im 3. Jahrh. schon bildete sich eine mildere Praxis und nur einzelne überspannte Parteien, wie namentlich die Donatisten (s. d.), gingen so weit, die Lapsi wiederzutaufen und die von ihnen verrichteten heiligen Handlungen für unkräftig und ungültig zu erklären.

Lärchenbaum oder Lärche (Larix europaea), ein auf den Gebirgen Südeuropas und Asiens heimischer Baum aus der Familie der Nadelhölzer oder Zapfenbäume (Coniferae), ist seiner Nutzbarkeit halber auch in nördliche Gegenden verpflanzt worden und wächst schnell zu sehr ansehnlicher Höhe. Er ist unter den eigentlichen Zapfenbäumen der einzige, welcher jährlich im Herbste seine Blätter verliert; auch unterscheidet er sich von andern Nadelhölzern dadurch, daß seine übereinanderhängenden Zweige sich zur Erde neigen, die Nadeln in starken Büscheln aus einer Scheide hervorkommen, um die Zweige herumstehen und zart, weich und hellgrün sind. Der Stamm ist gerade, der Fruchtzapfen braungelb, über einen Zoll lang und einen Zoll dick; das Holz röthlich, sehr fest und hart, schwer und mit Harz dicht durchdrungen, wodurch es sehr dauerhaft wird. Da es im Wasser nur härter und nicht leicht von Würmern angefressen wird, so bedient man sich seiner beim Schiffbau, namentlich zu Mastbäumen, außerdem aber auch zu Mühlrädern, Wellen, Wasserröhren und Rinnen. Durch Einhauen in die Rinde desselben gewinnt man eine feine Sorte Terpentin, den sogenannten venetianischen, der in der Medicin gebraucht wird. In warmen Ländern findet man an den Blättern eine Art Manna, die süßlich, aber etwas terpentinartig schmeckt und Manna laricina oder brigantina heißt. Sie wird vorzüglich in Frankreich gesammelt, getrocknet und als Manna verkauft. Das Holz des Lärchenbaums gibt beim Verbrennen vorzügliche Kohlen; die Rinde wird in den Gerbereien gebraucht. An den ältern Stämmen wächst ein Pilz, der als Arzneimittel gebräuchliche Lärchenschwamm.

Larcher (Pierre Henri), ein namhafter franz. Alterthumsforscher, geb. am 12. Oct. 1726 zu Dijon, erhielt in seiner Vaterstadt, dann zu Pont-à-Mousson und später auf dem Collége-Laon zu Paris seine Bildung. Um sich mit der engl. Sprache und Literatur vertraut zu machen, ging er demnächst auf einige Jahre nach London, ohne jedoch seine frühere Vorliebe für die griech. Sprache aufzugeben, wie schon die Übersetzungen der „Elektra" des Euripides und des Chariton beweisen, welche in diese Zeit fallen. Unterdessen gerieth er, obgleich selbst der damaligen philosophischen Richtung zugethan, mit Voltaire in einen Streit, gegen dessen leichtsinnige „Philosophie de l'histoire" er in seinem „Supplément à la philosophie de l'histoire" (Par. 1767) auftrat. Nach seiner Rückkehr wurde er mit d'Alembert befreundet, gewann durch seine mythologische Abhandlung „Mémoire sur Vénus" (Par. 1775) bei der Akademie der Inschriften den Preis, wurde 1778 zu deren Mitglied ernannt, und zuletzt, als auf Napoleon's Befehl die kaiserliche Universität ins Leben getreten war, noch in seinem 83. Jahre Professor der griech. Sprache. Er starb zu Paris am 22. Dec. 1812. Sein vorzüglichstes Werk ist die durch historische, geographische und chronologische Bemerkungen werthvolle Übersetzung des Herodot (7 Bde., Par. 1786, 4.; neue Aufl., 9 Bde., 1803 fg.) und die der „Anabasis" des Xenophon (2 Bde., Par. 1778).

Laren hießen bei den Römern eine Art Schutzgötter, namentlich verstand man darunter die Familien- und häuslichen Schutzgötter (lares familiares), d. h. die durch die acherontischen Sacra aus der Unterwelt befreiten und zu Schirmgöttern ihrer Angehörigen erhobenen Seelen abgeschiedener Vorfahren. Ihre Bilder standen in den Wohnungen in einem kleinen Schrein (aedes) oder in einer besondern Kapelle (lararium) des Hauses. Außerdem gab es aber auch andere Laren, die nach dem Orte, wo sie standen und ihre schützende Kraft äußerten, genannt wurden, so lares compitales, die Beschützer auf Kreuzwegen, lares vicorum, die Beschützer der Straßen, lares cubiculi, die Beschützer des Schlafgemachs, lares permarini, zur See u. s. w. Zu diesen kamen noch die öffentlichen Laren (lares publici), deren es ursprünglich nur zwei gab, denen aber in der Kaiserzeit noch der

Genius des Cäsar als Lar hinzugefügt wurde. Die beiden ursprünglichen Laren waren der Sage nach Söhne des Mercur und der Najade Lara. Dargestellt wurden sie in kleinen, steinernen, mit einem Hundefell umgürteten Bildern, zu deren Füßen sich ein Hund, als Symbol der Wachsamkeit, befand. Ihnen zu Ehren wurde in Rom am 1. Mai ein Fest (laralia) gefeiert; die Compitalien aber, welche Servius, der Sohn eines Lar, eingesetzt hatte, begingen die Dienenden am elften Tage vor den Kalenden des Januar. Die größern Opfer, welche man den Laren darbrachte, bestanden in Lämmern, Widdern, Ferkeln oder Kälbern; die kleinen in Erstlingen der Früchte, Weihrauch, Öl, Milch u. dgl.

Largo dient in der Musik zur Bezeichnung des langsamsten Grades der Bewegung. Meist werden nur kurze Einleitungs- oder Verbindungssätze in diesem Zeitmaße geschrieben. Ein geringerer Grad der Langsamkeit wird durch Larghetto bezeichnet. Die Bezeichnung eines Registers in alten Orgeln mit Largo beruht jedenfalls auf Sprachunkunde.

Larissa, die größte, reichste und bevölkertste Stadt Thessaliens, am südlichen Ufer des Peneus, noch jetzt Larissa oder Larga, türk. Jenischehr genannt, im Sandschak Tirhala des türk. Ejalets Rumili, war im Alterthume berühmt wegen der daselbst gehaltenen Stierkämpfe und als Waffenplatz Julius Cäsar's vor der Schlacht bei Pharsalus. Gegenwärtig ist es der Sitz eines griech. Erzbischofs; es zählt gegen 25000 E., darunter 15000 Türken, und hat 22 Moscheen, viele Kirchen, bedeutende Garnfärbereien, Saffianfabriken, Handel und Weinbau. Seit Ali Pascha's Zeit, der in L. zuerst den Grund zu seiner Macht legte, bildete es den Mittelpunkt der türk. Kriegsoperationen gegen die Griechen, und von hier aus eröffnete Khurschid Pascha und alle nach ihm ernannte Seraskier der Pforte bis zum J. 1824 ihre Feldzüge gegen Livadien und Epirus.

Laristan, sonst eine eigene Provinz des pers. Reichs, gegenwärtig der südlichste District der Provinz Farsistan, wird im Osten von der Provinz Karamanien und im Süden von dem schmalen, dem Iman von Maskat zugehörigen Küstenstriche auf der Nordseite des Persischen Meerbusens begrenzt. Der Hauptort ist die Stadt Lar am Gebirge Rustan mit 12—15000 E. und noch ziemlich bedeutenden Seidenwebereien, obschon die Stadt von ihrer frühern Blüte sehr herabgekommen ist.

Larive (Jean Mauduit de), nebst Lekain und Talma einer der berühmtesten tragischen Schauspieler der Franzosen, geb. 1749 zu Larochelle, kam, nachdem er vorher in Lyon debutirt, 1771 nach Paris, wo sich seiner auf der Bühne besonders die berühmte Clairon (s. d.) annahm. Er glänzte vorzüglich in den Rollen als Warwik, Oros man, Philoktet und Spartacus, die seiner körperlichen Schönheit und seinem wohlklingenden Organ am meisten zusagten, und in welchen er von den Franzosen noch jetzt als classisches Vorbild betrachtet wird. Als ein nicht unbedingter Anhänger der Revolution mußte er in der Schreckenszeit nebst den meisten andern Mitgliedern des Théâtre français ins Gefängniß wandern. Ein Schreiber in der Kanzlei des Comité der öffentlichen Sicherheit rettete ihm das Leben, indem er alle auf seinen Proceß bezüglichen Papiere heimlich bei Seite schaffte. Ehe man neue Beweismittel gegen sie gesammelt, erschien mit dem 9. Thermidor auch für ihn die Stunde der Rettung. Nach den Revolutionsstürmen zog er sich, gereizt durch Geoffroy's Kritiken und Talma's stets wachsenden Ruhm, von der Bühne zurück, und kaufte sich in Montmorency an, wo er Maire der Gemeinde wurde und sich um das öffentliche Wohl sehr verdient machte. Jos. Bonaparte lud ihn 1806 nach Neapel ein, um dort ein franz. Theater einzurichten. Im J. 1816 trat er zu einem wohlthätigen Zweck noch einmal als Tancred im Théâtre français auf und erntete reichen Beifall. Er starb auf seinem Landgute bei Montmorency am 1. Mai 1827. Sein „Cours de déclamation" (3 Bde., Par. 1804—10) ist nicht ohne Verdienste.

Larive (de), Professor der Physik in Genf, machte seine Studien in Paris und arbeitete früher vorzüglich mit Marcet gemeinschaftlich. Er ist ein geschickter Experimentator und geistreicher Mann, und ein Hauptvertheidiger der chemischen Ansicht vom Galvanismus. Seine Abhandlungen stehen theils in den „Annales de chimie et de physique", theils in der „Bibliothèque universelle de Genève".

Lärmstange ist ein Fanal (s. d.), und zwar entweder ein ganz einfacher, indem eine mit Theer und Hobelspänen gefüllte Tonne auf eine lange Stange befestigt und mit einer

Feuerleitung versehen wird, oder ein zusammengesetzter, um die Wirkung des hellen langen Brennens zu vermehren. Man umwickelt die Stange etwa 10 F. vom untern Ende entfernt mit einer Lage Stroh bis zur obern Spitze und befestigt dasselbe mit Draht; nachdem es mit Theer bestrichen und mit Pulver mäßig bestreut ist, wird eine zweite und ebenso eine dritte Lage angebracht. Die Stange wird bei beiden Arten etwa fünf F. tief in die Erde gegraben und gegen den Einfluß des Windes durch Stützen befestigt. Übrigens müssen die Lärmstangen auf erhabenen Punkten stehen, damit sie weit gesehen werden können. Bei jeder befindet sich ein Posten, welcher nicht anders als auf besondern Befehl, oder wenn er die ihm zunächst stehende Stange brennen sieht, auch die seinige in Brand setzt. Gewöhnlich werden die Lärmstangen bei weitläufigen Cantonnirungen angewendet, um ein schnelles Zusammenziehen der Truppen zu bewirken.

Laroche (Maria Sophie), eine der geistreichsten deutschen Schriftstellerinnen, geb. zu Kaufbeuern am 6. Dec. 1731, war die Tochter des gelehrten Arztes Gutermann Edlen von Gutershofen, erhielt ihre Bildung in Augsburg und wurde sodann mit dem Leibarzt des Fürstbischofs von Augsburg, Bianconi aus Bologna, verlobt. Doch die Verbindung kam nicht zu Stande, da Bianconi darauf bestand, daß alle seine Kinder katholisch werden sollten. Ein zurückgezogenes, den Wissenschaften und Künsten gewidmetes Leben wurde nun ihr Loos. Mit zwei ihrer Schwestern und ihrem Bruder kam sie nach Biberach in das Haus ihres Großvaters Gutermann, der daselbst Senator und Hospitalmeister war. Nach dem Tode desselben lernte sie 1750 in dem Hause des mit ihr verwandten Predigers Wieland den Sohn desselben, den wenig jüngern Dichter Wieland, und durch ihn die besten Erzeugnisse der deutschen Literatur kennen. Sie sollte seine Gattin werden; allein Misverständnisse trennten ihre Liebe, die jedoch als Freundschaft Beider bis ins hohe Alter fortdauerte. Im J. 1760 verheirathete sie sich mit Laroche, der damals mainz. Hofrath und Oberaufseher der Stadion'schen Güter war und nachher als Geh. Conferenzrath an den kurtrier. Hof kam. Als derselbe in Folge der von ihm verfaßten „Briefe über das Mönchswesen" seinen Abschied erhalten hatte, lebten beide Gatten ein stilles Privatleben, anfangs zu Speier, dann zu Offenbach, wo L. 1789 und seine Gattin am 18. Febr. 1807 starb. Über ihren Charakter und Lebenswandel ist bei Allen, die sie näher kennen lernten, nur Eine Stimme. Die seltensten körperlichen und geistigen Vorzüge fanden sich in ihr vereinigt. Vorzüglich gelangen ihr Romane und Familiengeschichten in Briefform, oder in der durch Hermes in Deutschland eingeführten Richardson'schen Manier. Zwar fehlt es ihnen an Phantasie und wahrhaft dichterischer Kraft; aber fast in allen sind die Charaktere gut und mit Kenntniß des menschlichen Herzens gehalten und ebenso sind Ton und Stil edel, einfach und lebhaft. Ihre erste Arbeit war die „Geschichte des Fräulein von Sternheim", herausgegeben von Wieland (Lpz. 1771). Außerdem erwähnen wir noch „Rosaliens Briefe" (Lpz. 1779); „Moralische Erzählungen" (Lpz. 1782); „Schönes Bild der Resignation" (Lpz. 1795) und „Melusinens Sommerlieder", herausgegeben von Wieland (Halle 1806).

Larochefoucauld, ein altes, berühmtes, vielverzweigtes franz. Geschlecht, das bis ins 11. Jahrh. hinaufreicht und dessen Stammsitz die kleine Stadt Larochefoucauld unweit Angoulême ist. Foucauld, Baron de Laroche, lebte um das J. 1026 und wird als der Stammvater des Geschlechts betrachtet. — Ein Nachkomme desselben, Franç. de Laroche, der Kammerherr Ludwig's XII. war, hob 1494 den spätern König Franz I. aus der Taufe, erhielt 1515 die Grafenwürde und starb 1517. — Sein Sohn Franç. de Laroche führte zuerst den Titel eines Prinzen von Marsillac. In den Religionskriegen standen seine Nachkommen auf Seiten der Protestanten und erduldeten darum mancherlei Schicksale. — Franç., Herzog de L., bekannt als Schriftsteller und Theilnehmer an den Unruhen der Fronde (s. d.), wurde am 15. Dec. 1613 geboren. Er zeigte schon früh große Neigung für Literatur und suchte sich bei vernachlässigter Jugendbildung selbst zu unterrichten. Mit der Herzogin von Chevreuse, der Vertrauten der Königin Anna (s. d.), in die Intriguen gegen den Cardinal Richelieu verwickelt, mußte er bis zum Tode Ludwig's XIII. ebenfalls den Hof meiden. Hierauf nahm er, schon als Liebhaber der Herzogin von Longueville (s. Dunois), an den Unruhen der Fronde Theil, ließ sich in die Hauptstadt einschließen und wurde bei einem Gefecht in der Vorstadt St.-Antoine verwundet, so-

daß er für einige Zeit erblindete. Nach den Unruhen zog er sich ins Privatleben zurück, zumal da ihm seine Freundin untreu geworden war. Er machte sein Haus zum Sammelplatz aller glänzenden Geister jener Epoche, und lebte mit der Frau von Lafayette in einem zärtlichen Verhältnisse. Boileau, Racine, Molière und Frau von Sévigné fanden sich täglich bei ihm ein. Seine „Mémoires de la régence d'Anne d'Autriche", in denen er einfach, aber meisterhaft die Geschichte seiner Zeit erzählt, erschienen zusammen mit den „Mémoires" de Lachastre's (Köln 1662; Amst. 1723 und öft.). Im J. 1665 veröffentlichte er „Maximes et réflexions morales" (neueste sehr verbesserte Aufl. von Martin, Par. 1822), eine Schrift, die seitdem als Muster classischer Prosa gegolten hat. Als scharfer Beobachter enthüllte er in derselben in unübertrefflicher Darstellung die vornehme Verdorbenheit und die heuchlerische Tugend seiner Zeit. Nach langer Krankheit starb er am 17. März 1680. Seine „Oeuvres complètes" gab Depping (Par. 1818) heraus. — Franç., Herzog de L., Graf de Laroche-Guyon, Marquis von Liancourt, der Sohn des Vorigen, geb. 1634, focht sehr tapfer im Feldzuge in Flandern, erhielt beim Rheinübergange 1672 eine schwere Wunde und starb als Gouverneur von Poitou 1714. — Alex., Herzog de L., der Enkel des Vorigen, vor dem Tode seines Vaters Prinz von Montignac, zeichnete sich in den Kriegen Ludwig's XIV., namentlich als Flottencapitain aus und befehligte während des Krieges in Spanien unter der Regentschaft als Brigadegeneral. Sein großer Eifer, den er 1744 bei dem Einfall in die Niederlande bewies, erregte den Neid der Hofleute. Er wurde deshalb vom Hofe verbannt und starb bald darauf in unverdienter Ungnade. — Louis Alex., Herzog de Laroche-Guyon und de Larochefoucauld d'Enville, vor der Revolution Pair von Frankreich, trat zeitig in die Armee, und wurde 1789 von dem Adel der Hauptstadt zu der Versammlung der Generalstaaten geschickt, wo er sich sogleich mit dem dritten Stande vereinigte. Er beantragte die Abschaffung der Negersklaverei, den Verkauf der Kirchengüter, die Aufhebung der Klöster und die Herstellung der Preßfreiheit. Als er jedoch 1792 seine Stimme gegen die Aufführung Pétion's und Manuel's bei den Ereignissen vom 20. Juni erhob, mußte er als Gegenstand des Volkshasses aus Paris entfliehen. Er wurde indessen zu Forges verhaftet und starb im Sept. 1793, ungefähr 60 J. alt, an den Folgen eines Steinwurfs, den er beim Transport durch die Stadt Gisors von der wüthenden Menge erhielt. — Franç. Jos. de Larochefoucauld-Bayers, geb. 1735 zu Angoulême, wurde 1772 Bischof von Beauvais und vertrat als Mitglied der Generalstaaten und der constituirenden Versammlung sehr lebhaft das Interesse des Klerus und des Hofes. Wie seinen Bruder, Pierre Louis, der seit 1782 Bischof von Saintes war, klagte ihn Chabot bei der Gesetzgebenden Versammlung als Verschwörer gegen die constitutionelle Monarchie an. Beide Brüder entflohen, wurden aber zu Carmes ergriffen und daselbst am 2. Sept. 1792 niedergemetzelt. — Dominique de L., aus dem Seitenzweige der Grafen von St.-Elvis, geb. 1713, erhielt 1747 das Erzbisthum Alby, später den Bischofssitz zu Rouen und 1778 die Cardinalwürde. Als Abgeordneter der Generalstaaten widersetzte er sich jeder Reform, schloß sich den Emigranten an und starb 1800 zu Münster. — Franç. Alex. Frédéric, Herzog de Larochefoucauld-Liancourt, bekannt als warmer Menschenfreund, war der Sohn des 1783 gestorbenen Herzogs von Estissac. Er wurde am 11. Jan. 1747 geboren, trat früh in die Armee und verheirathete sich schon 1764. Da er seines offenen Charakters wegen bei Hofe wenig Gunst fand, widmete er sich auf seinem Landgute Liancourt, unweit Clermont, der Landwirthschaft. Er gründete daselbst eine Musterschule, die 1788 den Namen „École des enfans de la patrie" erhielt, weil die Zöglinge aus armen Soldatenkindern bestanden. Bei der Versammlung der Generalstaaten vertrat er den Adel von Clermont. Wiewol alle philanthropischen Reformpläne an ihm einen eifrigen Vertheidiger fanden, suchte er doch Thron und Monarchie vor dem Andringen revolutionairer Leidenschaft zu schützen. Während der Bewegungen vom 12. Juli 1789 wagte er Ludwig XVI., bei dem er in hoher Achtung stand, die Lage der Hauptstadt zu enthüllen. Als der König ausrief: „Also eine Revolte!" erwiderte er ernst: „Nein, Sire, das ist eine Revolution". In der Nationalversammlung zeichnete sich L. besonders in seinen Berichten über das Elend des Volks, das Armenwesen und die Hospitalpflege aus. Inmitten der politischen Wirren

stiftete er 1790 auf seinem Landsitze eine große Baumwollenspinnerei. Nach dem Schlusse der Nationalversammlung erhielt er in der Eigenschaft als Generallieutenant das Commando in den Departements der Normandie. Er bot, als die Gefahr für den Hof wuchs, dem Könige Rouen als Zufluchtsort an und lieh demselben, obschon man seinen Vorschlag zurückwies, die Summe von 150000 Livres. Nach der Katastrophe vom 10. Aug. floh er nach England und lebte hier in großer Dürftigkeit, bis er 1794 die Trümmer seines Vermögens zurückerhielt. Er machte hierauf eine Reise nach Nordamerika, deren Resultate er in der berühmten Schrift „Voyage dans les États-Unis d'Amérique fait en 1795—97 (8 Bde., Par. 1798 und öft.) niederlegte. Nach einer Reise durch Norddeutschland, Holland und Dänemark kehrte er nach dem 18. Brumaire nach Frankreich zurück. Längere Zeit lebte er nun zu Paris äußerst zurückgezogen, nur mit Verbreitung der Schutzpockenimpfung und ähnlichen wohlthätigen Werken beschäftigt. Im J. 1800 erschien von ihm „Les prisons de Philadelphie", in welcher Schrift er wichtige Reformen des Gefängnißwesens erörterte und auf Abschaffung der Todesstrafe antrug. Napoleon, der ihn als Fabrikunternehmer behandelte, gab ihm den Herzogstitel erst 1809 zurück. Mit der ersten Restauration erhielt L. die Pairswürde. Während der Hundert Tage wurde er zum Abgeordneten der Deputirtenkammer erwählt; nach der zweiten Restauration trat er in die Pairskammer zurück. Als Präsident der Gesellschaft für christliche Moral, als Mitglied des Generalconseils für die Gefängnisse, für den Ackerbau, für die Manufacturen, für die Hospitäler ꝛc. entfaltete er nun, ohne für die vielen Ämter nur irgend eine Besoldung zu erhalten, eine unglaubliche Thätigkeit. Als die von ihm gegründete landwirthschaftliche Musterschule nach Chalons versetzt wurde, erhielt er die Stelle des Generalinspectors. Seine Opposition in der Pairskammer gegen die anticonstitutionelle Politik des Hofes bewog jedoch 1823 das Ministerium, ihn seiner sämmtlichen Ämter zu entsetzen. Da man ihm nicht wohl die Präsidentschaft bei der Commission für die Blatternimpfung nehmen konnte, so wurde sogar diese Commission aufgelöst; dagegen wählte ihn die Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede. Ungeachtet dieser Misgunst setzte L. seine Bestrebungen fort und beschäftigte sich jetzt vorzüglich mit Einführung des wechselseitigen Unterrichts. Auch gründete er in Frankreich die erste Sparkasse. Am 23. März 1827 wurde er während der Sitzung der Pairskammer von einer Krankheit befallen, die am 27. seinem thätigen Leben ein Ende machte. Die alten Zöglinge der École des arts et métiers wollten ihn zu Grabe tragen, wurden aber deshalb von der Gendarmerie in der Straße St.-Honoré angegriffen, sodaß im Tumult der Sarg des Menschenfreundes umgeworfen wurde. Die von der Pairskammer darüber angeordnete Untersuchung hatte keinen Fortgang. — Franç., Herzog de L., Pair von Frankreich, der älteste Sohn des Vorigen, geb. am 8. Sept. 1765, war während der Kaiserzeit Maréchal-de-Camp. — Sein ältester Sohn, Franç., Herzog von Liancourt, ist gegenwärtig Generalinspector der Hospitäler, der zweite aber, Hippolyte, Graf de L., geb. 1814, franz. Ministerresident am Hofe zu Darmstadt. — Alex., Graf de L., der zweite Sohn des Herzogs von Larochefoucauld-Liancourt, wurde 1767 geboren. Er trat 1792 in die Armee Lafayette's, mußte aber geächtet entfliehen, weil er mit seinem Vater an der Entweichung des Königs gearbeitet hatte. Erst nach der Revolution vom 18. Brumaire verließ er seinen Zufluchtsort. Napoleon, der ihn schätzte, suchte ihn an seine Regierung zu fesseln, erhob später dessen Gemahlin zur Ehrendame der Kaiserin und verheirathete die junge Gräfin de L. mit dem Prinzen Aldobrandini Borghese, dessen Bruder Pauline, die Schwester des Kaisers, zur Gemahlin besaß. Im J. 1802 wurde der Graf Geschäftsträger am sächs. Hofe, 1805 Gesandter zu Wien und 1808 in Holland. Während der Restauration war er mehrmals Mitglied der Deputirtenkammer. Auch 1831 trat er als Deputirter ein; 1833 jedoch erhielt er die Pairswürde zurück, die ihm Napoleon schon während der Hundert Tage verliehen hatte. Er starb am 2. März 1841. Der älteste Sohn des Vorigen, Jules, Graf de L., geb. 1796, trat 1812 in die Armee. Der Kriegsminister Gouvion Saint-Cyr trug ihm 1819 die Abfassung der Geschichte des Krieges in Deutschland für das Kriegsdepot auf. Im J. 1828 wurde er Adjutant des Herzogs von Orleans, und diese Stellung behielt er auch nach der Julirevolution. Im J. 1830 schickte ihn das Wahlcollegium von Orleans in die Kammer, 1831 und 1837 war er jedoch Abge-

ordneter des Arrondissement von Pithiviers. Die Pairswürde erhielt er im Nov. 1839. — Sein Bruder, Polydore, Graf de L., ist gegenwärtig franz. Ministerresident am Hofe zu Weimar. — Frédéric Gaëtan, Graf de L., der jüngste Sohn des Herzogs von Larochefoucauld-Liancourt, wurde um 1780 zu Paris geboren. Er bekleidete unter der Kaiserregierung mehre Präfectenstellen, wendete sich mit der Restauration den Bourbons zu und trat 1827 als Abgeordneter des Departement Cher in die Kammer. Während der Restauration zeichnete er sich als eifriger Vertheidiger der constitutionellen Freiheit aus. Unter Anderem erschien von ihm „L'esprit des écrivains du XVIII siècle" (Par. 1809). Auch gab er 1825 die „Oeuvres complètes" seines Vaters, sowie 1827 „La vie du duc de la Rochefoucauld-Liancourt" heraus. — Michel de L., Herzog von Doudeauville, einem Seitenzweige der Familie angehörig, war 1824 Minister des königlichen Hauses, 1827 Abgeordneter des Departements Marne in der Kammer und starb am 3. Juni 1841. — Sein Sohn, Sosthènes, Vicomte de L., nach des Vaters Tode Herzog von Doudeauville, geb. um 1782, war 1814 Adjutant des Generals Dessolles und dann des Grafen von Artois. Nach der zweiten Restauration wurde er ein eifriges Mitglied der Chambre introuvable und bewahrte seitdem diese politischen Grundsätze. Er veröffentlichte seine „Mémoires", in welchen er seine Wallfahrt nach Görtz beschreibt (5 Bde., Par. 1835), dann „Pensées" (Par. 1835) und eine politische Flugschrift „La vérité à tous" (Par. 1839).

Laroche-Jacquelin (Henri Duverger, Graf de), Häuptling der Royalisten in der Vendée während der franz. Revolution, geb. am 30. Aug. 1772 auf dem Schlosse Durbellière bei Châtillon in Poitou, trat 1791 als Offizier in die constitutionelle Garde Ludwig's XVI., verließ aber Paris nach den Ereignissen vom 10. Aug. 1792, um sich in der Vendée an die Spitze der Unzufriedenen zu stellen. Am 5. Mai 1793 half er Thouars erobern, und am 25. führte er im Treffen bei Fontenay mit seltenem Heldenmuth den linken Flügel der Royalisten. Hierauf trug er am 14. Juli zur Einnahme von Châtillon wesentlich bei und nach der Niederlage bei Luçon, am 12. Aug., rettete er das Heer durch Deckung des Rückzuges und rächte die Seinen bei Chantonnay. Nach dem Verluste von Chollet, am 19. Oct., wurde er von den Vendéern als Generalissimus anerkannt. Er siegte bei Condé und Château-Gouthier, bemächtigte sich der Stadt Laval und bekämpfte die Generale Westermann und Léchelle zu Entrasme und zu Fougères. Ein Sieg, den er bei Antrain davon trug, öffnete ihm den Weg auf Angers, das er aber vergebens wegzunehmen suchte. Dafür glückte ihm die Wegnahme von Laflèche. Die Schlacht jedoch, die er hier am 21. Dec. 1793 den Generalen Westermann, Müller und Tilly lieferte, mußte für die schwachen Royalisten unglücklich ausfallen. Beim Übergange über die Loire von den Seinen abgeschnitten, rettete er sich durch die Republikaner in die kleine Stadt St.-Aubin, wo er kurze Zeit verborgen blieb. Da er sich indessen mit Charette, der allein noch eine Armee besaß, nicht in Verbindung setzen konnte, entwich er ins obere Poitou und sammelte hier neue Insurgentenhaufen. Am 4. März 1794, als er bei Nouaillé in der Gegend von Chollet ein Treffen geliefert, schoß ihn ein republikanischer Grenadier, der sich ihm ergeben sollte, plötzlich darnieder. — Louis Duverger, Marquis de L., ein Bruder des Vorigen, geb. 1777 zu St.-Aubin, wanderte beim Ausbruche der Revolution mit seinem Vater aus und trat erst in das Heer Condé's, dann in brit. Dienste. Im J. 1801 benutzte er die vom ersten Consul gebotene Amnestie, kehrte nach Frankreich zurück und heirathete die Witwe des Royalisten Lescure, seines Freundes und Pathen. Vergebens suchte ihn Napoleon zu gewinnen. Im J. 1814 führte er den Herzog von Angoulême in Bordeaux ein. Ludwig XVIII. belohnte ihn dafür mit einem Regimente der königlichen Garde. Während der Hundert Tage machte L., von den Engländern unterstützt, am 16. Mai 1815 einen Landungsversuch an der Küste von St.-Gilles, wurde aber von dem General Travot zurückgeschlagen. Erst in den ersten Tagen des Juni gelang es ihm, mit einer neuen Verstärkung auf der Küste Fuß zu fassen. Er fiel jedoch am 4. Juni unweit St.-Gilles im Kampfe mit den Generalen Travot und Estève. Sein ältester Sohn, Henri Duverger, Marquis de L., wurde von Ludwig XVIII. zum Pair erhoben, verlor jedoch diese Würde in der Revolution von 1830 und lebt seitdem zu Nantes und zu Orleans ganz industriellen Unternehmungen gewidmet. Der zweite Sohn, Louis, versuchte 1832 die Insurrection in der Vendée wieder

zu beleben, wurde aber verwundet und ging dann nach Portugal, wo er für die Sache Dom Miguel's starb. Seine Witwe, Marie Louise Victoire, geb. de Donnissan, ebenfalls berühmt als royalistische Heldin, wurde am 25. Oct. 1772 zu Versailles geboren. Sie heirathete im Alter von 17 Jahren den Marquis von Lescure, ihren Cousin, der nach der Katastrophe vom 10. Aug. in der Vendée die Fahne der Insurrection erhob. Mit ihm nahm sie an allen Gefahren und Kriegszügen Theil und bewies dabei ebensoviel Besonnenheit und Ausdauer, als Muth und Begeisterung. Als ihr Gemahl 1793 bei Chollet gefallen war, flüchtete sie nach Spanien, kehrte aber in Folge der Amnestie von 1795 nach Frankreich zurück. Die Ereignisse vom 18. Fructidor trieben sie wieder auf kurze Zeit aus ihrem Vaterlande. Im J. 1801 heirathete sie den Marquis de L., dessen Tod sie beweinte, als sie 1815 zum dritten Mal nach Frankreich zurückkehrte. Ihre „Mémoires" (Bordeaux 1815 und öft.) liefern einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der franz. Revolution. — August, Graf de L., der jüngste der drei Brüder, wurde um 1783 geboren. Er wanderte zur Zeit der Revolution ebenfalls aus und kehrte unter dem Consulat zurück. Im J. 1809 trat er als Offizier in die kaiserliche Armee und fiel 1812 in der Schlacht an der Moskwa schwer verwundet in die Hände der Russen, die ihn auf Empfehlung Ludwig's XVIII. mit Auszeichnung behandelten. Nach der ersten Restauration trat er in die königliche Garde. Während der Hundert Tage kämpfte er an der Seite seines Bruders in der Vendée und wurde in dem Augenblicke, als derselbe fiel, sehr gefährlich verwundet. Im J. 1822 erhielt er den Grad eines Maréchal-de-Camp, und in dieser Eigenschaft wohnte er 1823 dem Feldzuge in Spanien bei. Nach der Revolution von 1830, während welcher er die Cavalerie der Garden befehligte, suchte er 1832 die Bestrebungen der Herzogin von Berri in der Vendée zu unterstützen. Er mußte deshalb 1835 vor Gericht erscheinen, wurde aber gleich seiner ebenfalls compromittirten Gemahlin von den Geschworenen freigesprochen. Letztere, die Tochter des Herzogs von Duras, war in erster Ehe mit dem Prinzen von Talmont vermählt.

Larochelle, die befestigte Hauptstadt des franz. Departements Nieder-Charente, am Atlantischen Meere, der Sitz eines Bischofs, ist im Ganzen gut gebaut und hat an dem Schloßplatze einen der schönsten öffentlichen Plätze in Frankreich. Sie zählt gegen 18000 E. und hat sieben Kirchen, darunter eine schöne Kathedrale; ferner eine Akademie der schönen Künste und Wissenschaften, eine öffentliche Bibliothek, ein Naturaliencabinet und andere sowol wissenschaftliche als wohlthätige Anstalten. Sie besitzt Zucker- und Fayencefabriken, Thransiedereien, treffliche Schiffswerfte und Salzwerke und treibt Handel mit Holz, Salz, Colonialwaaren u. s. w. Ihren Seehandel unterstützt besonders der Hafen, der, sicher und bequem, durch zwei starke Thürme vertheidigt wird, indeß nur bei der Flut zugänglich ist. In den bürgerlichen und Religionskriegen zu den Zeiten der Könige aus dem Hause Valois, sowie unter den ersten Bourbons, war L. als Haupt- und Waffenplatz der Hugenotten bedeutend, bis es nach langer Belagerung, während welcher 15000 Menschen vor Hunger und Elend umkamen, am 29. Oct. 1628 in die Hände der Katholiken kam, womit der Untergang der reformirten Partei entschieden war. Ein großer Theil der Bewohner flüchtete damals nach Amerika, sodaß die Stadt, die im J. 1572 noch 72000 E. zählte, bedeutend herabkam.

Laromiguière (Pierre), franz. Philosoph, geb. zu Lévignac in Rouergue im J. 1756, trat, nachdem er im Collége von Villefranche studirt hatte, in die Congregation der Pères de la doctrine chrétienne, in deren Händen ein großer Theil des öffentlichen Unterrichts sich befand. So erhielt er denn auch nacheinander verschiedene Lehrstellen, über die seine Congregation zu verfügen hatte. Während dieser Zeit wurde die Philosophie zu seiner Lebensaufgabe. Durch die Revolution aus seiner Thätigkeit als Lehrer gerissen, entwarf er das „Projet d'éléments de métaphysique" (Toulouse 1793). Siéyes, der zufällig mit dieser Schrift bekannt geworden war, interessirte sich für den Verfasser und berief ihn 1795 nach Paris. L. trat als Zögling in die École normale ein, aber bereits 1796 wurde er zum Mitglied des Instituts ernannt. Als 1797 die Écoles centrales gegründet wurden, erhielt er die Stelle eines Professors der Logik. Drei Jahre hindurch war er auch Tribun, aber das Geräusch der Welt scheuchte ihn bald wieder in seine philosophische Ein-

samkeit zurück. In der Folge wurde er am Prytanée français als Professor und später als Conservator der Bibliothek angestellt. Sein wirklicher Ruhm begann aber mit dem Augenblicke, wo er zum Professor der Philosophie an der Faculté des lettres zu Paris ernannt wurde. Indessen leistete er bereits 1812 auf seine Professur Verzicht und benutzte nun seine Muße zur Bearbeitung und Herausgabe seiner Vorlesungen, welche unter dem Titel „Leçons de philosophie sur les principes de l'intelligence ou sur les causes et les origines des idées" (2 Bde., Par. 1815—18; 5. Aufl., 1833) erschienen. Er starb am 12. Aug. 1837 zu Paris. Seine philosophische Richtung läßt sich als die eines gemäßigten Sensualismus bezeichnen.

Laroncière-Morell'scher Proceß, ein seltsamer Criminalfall, der im J. 1835 vor den Assisen von Paris zwar verhandelt, aber nicht aufgehellt wurde. An der Cavaleriesschule zu Saumur war damals der reiche und angesehene Baron von Morell commandirender General. Derselbe ließ im Aug. 1834 seine Familie, die bisher zu Paris gelebt, nach Saumur kommen und eröffnete ein großes Haus. Die Familie bestand aus der Frau von Morell, der sechzehnjährigen Tochter Marie, dem zwölfjährigen Sohne und einer jungen Engländerin, Miß Allen, welche die Stelle der Gouvernante versah. Nächst einigen Andern erhielt ein junger Capitain, Octave d'Estouilly, der sehr angelegentlich empfohlen worden, Zutritt im Hause des Generals. Unter den Offizieren der Garnison aber befand sich der Lieutenant Emile de Laroncière, der Sohn des Generallieutenants gleiches Namens. Derselbe war 1821 im Alter von 17 Jahren in ein Cavalerieregiment getreten, hatte zwar viele Talente, jedoch stets einen unbezähmten Sinn gezeigt und stand selbst bei seinen Kameraden im Rufe eines wüsten, sittenlosen Menschen. Der General lud deshalb den Lieutenant Laroncière nur selten zu sich. Doch wurde derselbe bald nach Ankunft der Familie zu einem Diner gezogen und kam dabei neben Fräulein von Morell zu sitzen. Seit dieser Zeit kamen den Gliedern der Familie Morell wiederholt anonyme Briefe, die sich theils in der Wohnung vorfanden, theils durch die Stadtpost anlangten. Die Briefe waren meist E. d. l. R. unterzeichnet, sprachen von unerwiderter Leidenschaft des Schreibers zur Generalin, athmeten Verachtung gegen die Tochter und schlossen mit blutigen Drohungen. Estouilly, der ebenfalls solche Briefe erhielt und überzeugt war, daß Laroncière der Verfasser sei, wollte von demselben Genugthuung fodern; allein der General bat ihn, den Ruf seines Hauses zu schonen. Am 21. Sept. wurde jedoch Laroncière von dem General als vermeintlicher Briefschreiber aus dem Hause gewiesen. In der Nacht vom 23. Sept. fand hierauf nach der Aussage des Fräulein von Morell gegen dieselbe ein scheußliches Attentat statt. In das im zweiten Stockwerke gelegene Schlafzimmer derselben sollte ein Mann zum Fenster hereingestiegen sein und sie verwundet, gemishandelt und entehrt haben. Als Miß Allen, angeblich von dem Wimmern des Opfers erweckt, aus dem anstoßenden Zimmer hereintrat, war der Thäter durchs Fenster wieder entflohen und Marie behauptete, daß es Laroncière gewesen und blieb auch fortan bei dieser Behauptung. Am nächsten Tage schlug sich Estouilly mit dem vermeintlichen Verfasser der Briefe und wurde schwer verwundet. Noch auf dem Kampfplatze drang man indessen unter Androhung von gerichtlicher Anklage in den Sieger, er solle sich schriftlich als Verfasser der Briefe bekennen. Laroncière gab endlich dieses Bekenntniß; fügte jedoch hinzu, daß er hiermit seinem Vater nur den Scandal eines Processes ersparen wolle, eigentlich sei er unschuldig und wisse nicht, was die Briefe enthielten. Wie er versprochen, entfernte er sich zugleich nach Paris. Dessenungeachtet empfing die Familie Morell fortwährend Drohbriefe, und weil die Sache nun überhaupt ruchbar geworden, so begab sich der General gegen Ende Oct. nach Paris und klagte Laroncière vor Gericht der Entehrung seiner Tochter an. Schon in der Voruntersuchung erklärte jedoch Laroncière die Angelegenheit für eine Intrigue des Fräuleins Morell, ihrer Mutter und der Gouvernante, wodurch ein allzuvertrauter Umgang der Erstern mit Estouilly verdeckt werden sollte. Am 24. Juni 1835 wurden die Unterhandlungen vor den Assisen eröffnet. Beide Familien boten Alles auf, um ihre Sache vor dem Gerichte und den Augen des Publicums zu retten. Für das Fräulein Morell sprachen die berühmten Advocaten Berryer und Odillon-Barrot, für Laroncière Chaix-d'Est-Ange, der sich dadurch einen großen Namen erwarb. Die gerichtliche Scene hatte noch ein ganz besonderes Interesse, da

das Fräulein in Folge einer Art Starrsucht und Somnambulismus, in welchen Zustand sie allmälig nach dem angegebenen Attentat verfallen war, nur um Mitternacht persönlich erscheinen konnte. Ihre Jugend, ihr einnehmendes Wesen, ihre Krankheit, während welcher sie unmöglich Briefe geschrieben haben konnte, die Achtung, welche ihre Familie genoß, kurz alle Umstände sprachen beim Publicum wie bei den Richtern zu ihren Gunsten. Gegen Laroncière mußten dessen Charakter, Lebenswandel und das zweideutige Geständniß, daß er der Verfasser der Briefe gewesen, einnehmen. Dagegen erklärten die Sachverständigen, jene anonymen Briefe seien nicht von der Hand Laroncière's, sondern wahrscheinlich theilweise von der des Fräulein Morell geschrieben. Weiter kam dem Angeklagten zu Gute, daß man ein unbemerktes Einsteigen durch das Fenster jenes Zimmers unmöglich fand; daß der Glaser, welcher das zerbrochene Fenster herstellte, erklärte, das Loch sei zu klein gewesen, um von außen die Fensterwirbel aufzudrehen; daß weder Fräulein Morell noch die Gouvernante bei und nach dem Attentate um Hülfe gerufen; daß die Familie Morell schon vor ihrer Ankunft in Saumur wie nach der Verhaftung Laroncière's anonyme Briefe erhalten hatte. Ungeachtet dieser Dunkelheiten und Widersprüche wurde Laroncière am 4. Juli von den Geschworenen für schuldig befunden und von dem Gericht zu zehnjährigem Gefängniß verurtheilt. Der Cassationshof bestätigte das Urtheil. Fräulein Morell heirathete später den Capitain d'Estouilly; Laroncière aber wurde 1843 vom Könige begnadigt. Vgl. „Neuer Pitaval" (Bd. 6, Lpz. 1844).

Larothière, ein Dorf im franz. Aube-Departement, bei Brienne, ist durch die Schlacht am 2. Febr. 1814 berühmt geworden, die indeß gewöhnlich die Schlacht bei Brienne (s. d.) heißt.

Larra (Don Mariano José de), einer der vorzüglichern span. Dichter der neuern Zeit, geb. zu Madrid am 26. März 1809, kam 1813 mit seinen Ältern nach Frankreich, wo er sich das Französische gleich seiner Muttersprache aneignete und kehrte erst 1822 nach Spanien zurück, wo er nun mit den classischen Sprachen sich vertraut machte. Nachdem er 1827 zuerst als Dichter aufgetreten, begründete er 1828 die satirische Zeitschrift „El duende satirico" (Der satirische Kobold), die nach anderthalb Jahren unterdrückt wurde, und 1831 die ebenfalls satirische Zeitschrift „El pobrecito hablador" (Der armselige Schwätzer), in der er mit großer Freimüthigkeit die Gebrechen des Volks und der Regierung geißelte. Zwei Jahre später trat er als Hauptredacteur bei der „Revista española" ein und machte dann eine Reise durch England, Frankreich, Belgien und Deutschland. Nach seiner Rückkehr nahm er an der Redaction der Zeitschrift „El Mundo" Theil, bis er am 13. Febr. 1837, wie man glaubt, in Folge einer unglücklichen Liebe durch einen Schuß freiwillig sein Leben endete. Für die Bühne schrieb er das Lustspiel in Prosa „Nomas mostrador" (Madr. 1831), dem Scribe's Vaudeville „Les adieux au comptoir" zu Grunde liegt, und das Trauerspiel „Macías" (Madr. 1834), nachdem er kurz zuvor denselben Gegenstand in dem Roman „El Doncel de don Enrique el Doliente" (4 Bde., Madr. 1834) bearbeitet hatte. Auch übersetzte er viele neuere Stücke aus dem Französischen, die er zum Theil unter dem angenommenen Namen Ramon Arriala (Anagramm von Mariano Larra) herausgab. Seine Theilnahme an den politisch-religiösen Verhandlungen seiner Zeit bethätigte er nicht nur als Journalist, sondern auch durch das Werk „De 1830 á 1835 ó la España desde Fernando VII. hasta Mendizabal" (Madr. 1836). Die von ihm für die „Revista española" gearbeiteten und meist mit dem Namen Figaro unterzeichneten Artikel erschienen unter dem Titel „Figaro, coleccion de articulos dramáticos, literarios, politicos y de costumbres" (5 Bde., Madr. 1837); auch erschien eine „Sammlung seiner sämmtlichen Werke" (13 Bde., Madr. 1837). Wiewol in allen seinen Werken der Einfluß der neuesten franz. Literatur unverkennbar ist, so tragen sie doch auch alle das Gepräge des echt span. Nationalcharakters. Auch zeichnen sie sich durch Sprachgewandtheit und energischen und edeln Stil aus.

Larrey (Jean Dominique, Baron), ein in seiner Wissenschaft wie in der Geschichte gleichberühmter Wundarzt, geb. 1768 zu Beaudeau bei Bagnères de Bigorre in den Pyrenäen, studirte in Toulouse und Paris. Als Oberschiffswundarzt auf einer Fregatte, die 1787 nach Nordamerika ging, machte er seinen ersten Feldzug mit. Nach seiner Rückkehr

trat er zu dem Landdienst über und wurde, nachdem er in Paris unter Sabatier sich weiter ausgebildet hatte, 1792 als zweiter Arzt am Invalidenhotel angestellt. Im J. 1793 zur Armee berufen, leistete er durch Einführung der Ambulance wesentliche Dienste; auch zeichnete er sich durch Unerschrockenheit und Muth aus. Er wohnte der Unternehmung gegen Corsica im J. 1794 bei, lebte darauf kurze Zeit in Toulon, wo er eine Lehranstalt für Chirurgen errichtete und ging 1796 als Professor an die medicinisch-chirurgische Schule zu Val-de-Grace. Napoleon, der ihn bei der Belagerung von Toulon kennen gelernt hatte, berief ihn 1797 zu sich nach Italien und nahm ihn dann mit nach Ägypten. Im J. 1802 zum Oberwundarzt des Hospitals der Consulargarde und 1805 zum Generalinspector des franz. Militairmedicinalwesens ernannt, erwarb er sich als treuer Gefährte Napoleon's in den folgenden Feldzügen solche Verdienste um die franz. Armee sowol wie um die Gefangenen, daß nach Napoleon's eigenem Ausspruch die Menschheit nie ihrer Schuld gegen L. quitt wird. Vom Kaiser, wie von fremden Monarchen erhielt er vielfache Beweise von Anerkennung; er wurde Großoffizier der Ehrenlegion und Baron. In den Hundert Tagen trat er wieder in seine vorige Stellung ein; in der Schlacht bei Waterloo wurde er verwundet zum Kriegsgefangenen gemacht. Nach der zweiten Restauration wurde er zwar Oberwundarzt der königlichen Garde, auch blieb er Mitglied des allgemeinen Gesundheitsraths, sowie Generalchirurg des Invalidenhauses, aber eine Pension von 3000 Francs, die ihm Napoleon auf Lebenszeit ausgesetzt hatte, verlor er, bis sie ihm 1818 durch ein Specialgesetz der Kammer zurückgegeben wurde. Nachdem er 1836 seine Stelle am Invalidenhause niedergelegt, starb er zu Lyon am 25. Juli 1842. Glänzend wie in der Geschichte steht sein Name in der Wissenschaft da; seine Schriften sind in die meisten europ. Sprachen übersetzt und seine Auctorität gilt sehr viel. Von seinen Schriften führen wir nur an „Sur les amputations des membres à la suite des coups de feu" (3. Aufl., Par. 1808); „Relations historiques et chirurgicales de l'expédition de l'armée de l'Orient" (Par. 1803); „Mémoires de médecine et de chirurgie militaire" (4 Bde., Par. 1812—18; deutsch von Becker, 2 Bde., Lpz. 1813—19); „Recueil de mémoires de chirurgie" (Par. 1821; deutsch von Robbi, Lpz. 1824) und „Clinique chirurgicale exercée particulièrement dans les camps et les hôpitaux militaires depuis 1792 jusqu'en 1829" (5 Bde., Par. 1830—36; Bd. 1—3, deutsch von Amelung, Darmst. 1831—34; und von Sachs, Berl. 1830—31). — Nicht zu verwechseln ist mit ihm sein Bruder Claude Franç. Hilaire L., gest. 1819 in Nimes, und sein Oheim, gest. 1827 als Professor in Toulouse, welche gleichfalls eines bedeutenden ärztlichen Rufes genossen.

Larve (larva) war bei den Römern eine von den vielfachen Bezeichnungen für die Schreckbilder oder gespensterhaften Erscheinungen (s. Lemur), die der Aberglaube der Alten als für die Menschen Unglück oder selbst den Tod bringend sich schuf. Doch wurde es auch bei ihnen schon in der noch jetzt gewöhnlichen Bedeutung von der Gesichtsmaske gebraucht, deren man sich nicht blos bei theatralischen Vorstellungen, sondern auch bei Processionen und Feierlichkeiten, bei geheimen Einweihungen und Festen bediente. Eine große Anzahl von Abbildungen solcher Larven findet sich in der wegen ihres reichhaltigen Stoffes noch jetzt geschätzten Abhandlung von Berger „De personis vulgo larvis seu mascheris, i. e. von der Carnevalslust" (Frankf. 1723, 4.). (S. Maske.) — In naturhistorischer Sprache versteht man unter Larve ein der Verwandlung unterworfenes Thier während seiner zweiten Entwickelungsperiode. Früher kannte man den Larvenzustand allein bei Insekten (s. d.); allein die Forschungen der letzten Jahre haben nachgewiesen, daß eine unvermuthet große Zahl von Thieren, zumal des Meeres, eine Zeit lang als Larven leben und dann oft ohne eine Spur der Gestalt sind, die sie nach erlangter Reife haben werden. Manche dieser Seethiere schwimmen als Larven frei umher, wurzeln aber fest, sobald sie zu vollkommenen Thieren werden; andere sehen wie Würmer aus und erhalten dennoch endlich eine Scheiben- oder Melonengestalt u. s. w. Für die vergleichende Physiologie ist das Studium der Larven und ihrer fortschreitenden Umbildung von großer Wichtigkeit.

Las Casas (Fray Bartolomé de), Bischof von Chiapa in Mexico, einer der edelsten Menschenfreunde, wurde zu Sevilla 1474 geboren. Sein Vater Francisco hatte den Crist. Colombo auf seiner zweiten Reise nach der neuen Welt begleitet und dadurch die Mittel

erworben, seinen Sohn in Salamanca studiren zu lassen. Im J. 1498 hatte dieser die juristischen und theologischen Studien vollendet und begleitete 1502 den zum Gouverneur von San-Domingo ernannten Don Nicolas de Ovando nach der neuen Welt. Acht Jahre nach seiner Ankunft daselbst wurde er zum Priester geweiht und zum Pfarrer auf Cuba ernannt. Dort machte er sich bald dem Gouverneur Velazquez nicht nur durch den Eifer, womit er überhaupt seinem Berufe oblag, sondern insbesondere durch den Einfluß bemerkbar, den er durch Milde und Wohlwollen bei den Indianern erlangt hatte. Um der durch das Gesetz gebotenen Vertheilung der Eingeborenen an die Eroberer entgegenzuwirken, ging er nach Spanien, wo es ihm auch gelang, den Cardinal Ximenes zur Absendung einer Commission von drei Hieronymiten-Mönchen zu bestimmen, die mit unbeschränkter Vollmacht bekleidet wurden, diese Misbräuche zu untersuchen und abzustellen. Das allzu vorsichtige und rücksichtsvolle Benehmen der Commission genügte aber seinem Feuereifer durchaus nicht, weshalb er abermals nach Spanien zurückkehrte, um die Anordnung durchgreifenderer Maßregeln zum Schutze der Eingeborenen nachzusuchen. Endlich wurde sein Vorschlag angenommen, um die gänzliche Ausrottung der zu schweren Arbeiten untauglichen Indianer zu verhindern, castilianische Bauern als Colonisten hinzusenden und die dort ansässigen Spanier zu befugen, für die schwersten Arbeiten in den Minen und Zuckerplantagen Negersklaven anzukaufen. Daher ist es gekommen, daß man L. beschuldigt hat, der Urheber des Negerhandels gewesen zu sein, während es doch erwiesen ist, daß dieser Handel schon lange vorher betrieben wurde. Die Regierung ließ in der That den Versuch machen, diese Vorschläge auszuführen; es geschah aber dies mit so unredlichem Willen, daß es mislingen mußte. Da faßte L. den kühnen Entschluß, unter seiner alleinigen Leitung einen solchen Colonisationsversuch anzustellen, erlangte auch vom Kaiser Karl V. die Erlaubniß und die Mittel zur Ausführung desselben und ging nun 1520 abermals nach Amerika unter Segel. Aber auch diese Unternehmung scheiterte, und gebeugt von dem Verdrusse über dieses Mislingen flüchtete sich L. in das Dominicanerkloster auf Hispaniola. Nachdem er in diesen Orden eingetreten, widmete er sich nun dem Missionsgeschäfte; auch begann er seine „Historia general de las Indias", woran er von 1527 bis wenige Jahre vor seinem Tode arbeitete. Im J. 1539 reiste er abermals nach Spanien, zunächst im Auftrage seines Ordens, aber zugleich mit der Absicht, dort Hülfe und Anhänger zur Verbesserung der Lage der Eingeborenen zu suchen. In der That fand er die dortigen Verhältnisse günstiger als je zur Ausführung seiner Lieblingspläne, zu deren Unterstützung er auch noch seine „Brevísima relacion de la destruccion de las Indias" schrieb, die in der That eine solche Sensation machte, daß sie fast in alle Sprachen Europas übersetzt wurde (deutsch von Andreä, Berl. 1790). Zur Belohnung seines edlen Eifers wurde ihm das reiche Bisthum von Cuzco angetragen; doch zog er diesem das Bisthum Chiapa in einer armen, von noch ganz unwissenden Wilden bewohnten Gegend vor. Im J. 1544 schiffte er sich nun zum fünften Male nach Amerika ein. Sein Ruf war ihm vorausgegangen. Die span. Colonisten aber, die in ihm den Urheber der neuen Gesetze sahen, empfingen ihn mit Kälte und feindlichen Gesinnungen, und als er vollends so weit ging, Denen, welche noch nach Bekanntmachung der neuen Gesetze die Indianer als Sklaven behandelten, den Trost der Sacramente zu verweigern, zog er sich nicht nur den Zorn der Pflanzer, sondern sogar die Misbilligung der Kirche zu. Selbst von seinen Standesgenossen verlassen und von den Pflanzern immer heftiger angefeindet, kehrte er nach drei Jahren nach Spanien und in sein Kloster zurück, wo er bald wieder als Vertheidiger der Menschenrechte gegen den Chronisten Juan Ginés de Sepúlveda auftrat, und dessen zu Gunsten der grassesten Unterwerfungstheorie geschriebenen „Demócrates secundus" durch seine „Apologia" und seine „Treinta proposiciones juridicas" widerlegte. Die noch übrigen Tage seines hohen Alters widmete er ausschließend der Erfüllung seiner religiösen Pflichten und der Ausarbeitung seiner Werke, besonders seiner „Historia general de las Indias". Er starb im Juli 1566 zu Madrid in dem Kloster seines Ordens von Atocha. L. war in seinen Ansichten seiner Zeit weit vorausgeeilt und so durchdrungen von der Wahrheit derselben, daß er sein ganzes Leben in That, Wort und Schrift der Realisirung derselben weihte, und mit der ganzen Energie seines Charakters trotz allen Gefah-

ren und Hindernissen, aber auch mit Starrsinn und oft mit zu rücksichtslosem Eifer und nicht frei von Übertreibung Das durchzusetzen suchte, was er als recht erkannt. Eine Sammlung seiner Werke erschien noch bei seinen Lebzeiten (Sevilla 1552, 4.). Von seinen handschriftlich hinterlassenen und bis jetzt ungedruckt gebliebenen Werken ist die angeführte „Historia general de las Indias" das interessanteste. Llorente hat mehre seiner gedruckten und ungedruckten Werke in franz. Übersetzung herausgegeben (2 Bde., Par. 1822). Vgl. Quintano, „Vidas de Españoles célebres" (Bd. 3, Madr. 1833).

Las Cases (Emmanuel Aug. Dieudonné, Graf), der Begleiter und Historiograph Napoleon's auf St.-Helena, wurde 1766 auf dem Schlosse Las Cases unweit Revel geboren. Vor der Revolution diente er als Lieutenant in der franz. Marine. Als Anhänger des Hofes wanderte er 1791 aus, betheiligte sich in der Armee Condé's am Feldzuge von 1792 und ging dann nach England. Nach der Expedition von Quiberon (s. d.), welcher er beiwohnte, blieb er in England und suchte seinen Unterhalt durch Privatunterricht zu verdienen. Die Ereignisse vom 18. Brumaire führten auch ihn alsbald nach Frankreich zurück. Indeß lebte er mehre Jahre in gänzlicher Zurückgezogenheit und beschäftigte sich mit Vollendung seines vortrefflichen „Atlas historique etc.", den er unter dem Namen Lesage (Par. 1803—4; neueste Aufl., Par. 1824—28, Fol.; deutsch bearbeitet und vermehrt von Dusch, Karlsr. 1826—27) herausgab. Durch den Erfolg dieser Arbeit lenkte er die Aufmerksamkeit Napoleon's auf sich, der ihn 1808 zum Reichsbaron und nach dem Angriff der Engländer auf Vliessingen, bei welcher Gelegenheit L. als Volontair eingetreten war, zum Requetenmeister im Staatsrath erhob. Seit dieser Zeit erhielt er in der innern Verwaltung mancherlei Aufträge; unter Anderm mußte er die Hospitäler und Gefängnisse in einem Theile des Landes untersuchen. Bei der ersten Invasion übernahm er den Befehl über eine Legion der neuerrichteten Nationalgarde. Nach der ersten Abdankung Napoleon's weigerte sich L. im Staatsrath, die Acte zu unterzeichnen und ging auf kurze Zeit nach England. Während der Hundert Tage wurde er zum Staatsrath und Kammerherrn des Kaisers erhoben. Aus Verehrung für Napoleon erbot er sich nach der Schlacht von Waterloo, das Schicksal desselben zu theilen, und folgte ihm in Gemeinschaft mit seinem ältesten Sohne in die Verbannung nach St.-Helena. Napoleon dictirte ihm hier einen Theil seiner Memoiren und ließ sich von ihm im Englischen unterweisen. Ein sehr freimüthiger Brief, den L. ohne Wissen des Commandanten Hudson Lowe an Lucian Bonaparte nach Europa zu befördern suchte, hatte indessen zur Folge, daß er am 27. Nov. 1816 nebst seinem Sohne von Napoleon getrennt, und nachdem er acht Monate in strenger Gefangenschaft auf dem Cap der guten Hoffnung geschmachtet, nach Europa zurückgebracht wurde. Man schaffte ihn durch die Niederlande nach Frankfurt am Main, wo er einige Zeit unter östr. Schutze verharrte. Seitdem lebte L. in Belgien und that alle möglichen Schritte, um das Loos des gefangenen Kaisers zu mildern. Erst nachdem Napoleon gestorben, kehrte er nach Frankreich zurück, wo er das „Mémorial de Sainte-Hélène" (8 Bde., Par. 1823—24; veränderte Aufl., 1824 und öft.) herausgab. Dasselbe muß allerdings als eine wichtige Quelle für die Geschichte Napoleon's gelten, leider hat jedoch L. die Materialien mehr oder weniger überarbeitet. Vgl. Grille und Musset-Pathay, „La suite au Mémorial" (2 Bde., Par. 1824). Eine heftige Gegenschrift Hudson Lowe's veranlaßte L. nach London zu reisen, um von demselben persönliche Genugthuung zu fodern; doch unverrichteter Sache mußte er wieder nach Frankreich zurückkehren. Nach der Julirevolution trat er als Abgeordneter des Arrondissements von St.-Denis in die Kammer, wo er seinen Sitz auf der äußersten Linken nahm. Er starb am 15. Mai 1842. — Emmanuel Pons Dieudonné, Baron de L., des Vorigen Sohn, geb. am 8. Juni 1800 zu Vieux-Châtel bei Brest, diente auf St.-Helena dem Kaiser Napoleon als Secretair. Er nahm als constitutionell Gesinnter an der Julirevolution lebhaften Antheil und trat mit derselben als Abgeordneter des Departements Finistère in die Kammer, wo er sich bisher der neuen Dynastie sehr ergeben zeigte. Im J. 1837 erhielt er eine Sendung an die Republik Haiti, und 1840 begleitete er den Prinzen von Joinville zur Abholung der Überreste des Kaisers nach St.-Helena, worauf er das „Journal écrit à bord de la frégate la Belle-Poule" (Par. 1841) herausgab.

Lascy (Franz Mor., Graf von), östr. Feldmarschall, geb. am 21. Oct. 1725 zu Pe-

tersburg, erhielt seine Erziehung zu Liegnitz und zu Wien. Er stammte aus einer der normännischen Familien, die Wilhelm dem Eroberer nach Irland gefolgt waren, und sein Vater war Peter, Graf von L. (geb. 1678 zu Limerik in Irland), der zuerst in franz., dann in östr., hierauf in poln. Diensten stand, endlich als russ. General Danzig belagerte, 1735—38 den Krieg gegen die Türken mitmachte, Finnland eroberte und als Generalgouverneur von Liefland 1751 zu Riga starb. Der Sohn begann seine militairische Laufbahn als Fähnrich in östr. Diensten und avancirte während des östr. Erbfolgekriegs, wo er in Deutschland, Italien und den Niederlanden focht, zum Oberst des Infanterieregiments Alt-Colloredo. Beim Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs rettete er in der Schlacht bei Lowositz mit seinem Regiment die Armee und wurde dafür zum General befördert. Mit Auszeichnung kämpfte er sodann bei Reichenberg, Prag, Breslau und Leuthen, wo er noch rettete, was zu retten war. Hierauf zum Generalquartiermeister ernannt, reorganisirte er die Armee in der kürzesten Zeit und leitete sodann 1758 den Entsatz von Olmütz. Er entwarf den Plan zum Überfalle bei Hochkirch und führte die Unternehmung bei Maxen, worauf ihn Maria Theresia zum Feldzeugmeister ernannte. Im Feldzuge von 1760 befehligte er ein besonderes Corps, das nach einem höchst beschwerlichen Marsche aus Schlesien nach Sachsen bei Dresden die Reichsarmee rettete. Nach der Schlacht bei Torgau drang er mit seinem Corps bis in die Nähe von Berlin vor und wurde dafür zum Feldmarschall erhoben. Nach dem hubertusburger Frieden wurde er 1765 Generalinspector der Armee und 1766 Präsident des Hofkriegsraths, in welcher Stellung er eine bis dahin beispiellose Thätigkeit entfaltete. Im bair. Erbfolgekriege wählte er die feinberechnete Stellung an der Elbe bei Jaromirz und wurde nun der vertraute Freund Kaiser Joseph's, was er bis zu dessen Tode blieb. Nach dem teschener Frieden trat er wieder in das Kriegsministerium. Mit dem Kaiser Joseph nahm er 1788 Theil an dem Türkenkriege, doch fiel sein Cordon für Östreich sehr unglücklich aus. Krank kehrte er nach Wien zurück, wo er nun in der Zurückgezogenheit lebte und am 24. Nov. 1801 starb.

Lasiren heißt eine durchsichtige Farbe auf einen farbigen oder metallenen Grund auftragen, sodaß die Farbe des Grundes oder das Metall durchscheint und dadurch einen lebhaftern, frischern Ton annimmt. (S. Geleckt.) Das Lasiren wird vorzüglich in der Lackirkunst angewendet, und die vier Hauptfarben, welche zu den sogenannten Lasur- oder Saftfarben sich eignen, sind Blau, Grün, Roth und Gelb. Zur blauen Lasur bedient man sich des Berlinerblaus, des blauen Karmins oder einer Auflösung von Indigo in Schwefelsäure; zur rothen eines Extracts von Cochenille in Weingeist oder Terpentinöl, des rothen Karmins, oder auch des florentiner Lacks; zur grünen des sogenannten destillirten Grünspans oder einer Verbindung von Blau und Gelb, und zur gelben einer Mischung von Gummiguttä, Safran und Drachenblut, oder von Kurkuma, Orlean, Wau, Goldwurzel u. s. w., in Weingeist oder Terpentinöl ausgezogen. Die gelbe Lasur heißt auch Goldlack und dient dazu, weißen Metallen oder Metallbelegungen eine Goldfarbe zu geben.

Laskaris (Konstantin), einer der gelehrten Griechen, die, wie außer ihm namentlich Theodorus Gaza (s. d.), Manuel Chrysoloras (s. d.) und Demetrius Chalkondylas (s. d.), im 15. Jahrh. bei der Eroberung ihres Vaterlandes durch die Türken nach Italien flüchteten und dorthin die Überreste der alten Cultur verpflanzten, wurde bei seiner Ankunft daselbst im J. 1454 von Franz Sforza, Herzog von Mailand, als Lehrer seiner Tochter Hippolyta angenommen. In der Folge lebte er in Rom unter dem Schutze des Cardinals Bessarion, ertheilte dann zu Neapel öffentlich Unterricht und lehrte zuletzt bis zu seinem Tode im J. 1493 mit dem glänzendsten Beifalle zu Messina. Seine griech. Grammatik, auch unter dem Namen „Erotemata" bekannt (Mail. 1476, 4.; zuletzt 1800), ist zugleich als der erste Druck in dieser Sprache bemerkenswerth. Seine werthvolle Bibliothek kam nach Spanien und wurde im Escurial aufgestellt. — Aus derselben Familie stammte Andr. Johannes oder Janos L., mit dem Beinamen Rhyndacenus, der am Hofe des Lorenzo von Medici lebte und von diesem später nach Griechenland geschickt wurde, um alte Handschriften aufzukaufen, deren er auch eine große Menge, namentlich vom Berge Athos, mitbrachte. Seines Gönners durch den Tod beraubt, folgte er einer Einladung König Karl's VIII. nach Paris, um dort die griech. Sprache zu lehren, und

wurde später von Ludwig XII. zweimal als Gesandter nach Venedig geschickt. Nachdem ihn Papst Leo X. nach Rom gezogen und an die Spitze eines Lehrinstituts für junge Griechen und einer ebenfalls von ihm gestifteten griech. Druckerei gestellt hatte, erhielt er 1515 abermals eine Sendung an den franz. Hof des Königs Franz's I. und wurde von diesem in gleicher Eigenschaft nach Venedig geschickt, dann vom Papst Paul III. wieder nach Rom eingeladen, starb aber bald nach der Ankunft daselbst im hohen Alter, im J. 1535. Außer einigen Ausgaben und Erläuterungen griech. Schriftsteller, namentlich der Anthologie (s. d.), der Scholien zur „Ilias" und zum Sophokles, verdanken wir ihm mehre grammatische Abhandlungen, epigrammatische Gedichte und die Besorgung der fünf berühmten editiones principes in Kapitälern. Vgl. Villemain, „Laskaris" (Par. 1825).

Laski, eine adelige poln. Familie, der mehre merkwürdige Männer angehören. — Jan L. oder a Lasco, geb. 1457, war Großkanzler bei dem Könige von Polen, Kasimir IV, und dessen Nachfolgern, wurde 1510 Erzbischof von Gnesen und als solcher vom Könige Sigismund I. an das Lateranensische Concil gesandt und zu mehren diplomatischen Missionen benutzt, durch die er sich großen Ruhm erwarb. Später als ein Gegner Östreichs vom Papste in den Bann gethan, wußte er doch die Veröffentlichung des Bannfluchs zu hindern und starb in seiner Würde im J. 1531. Er gab die für die poln. Rechtsgeschichte überaus wichtige Sammlung der ältesten poln. Gesetze „Commune incliti Poloniae regni privilegium" (Krak. 1506) und kirchliche Statuten heraus. — Jan L., der Neffe des Erzbischofs, war einer der Hauptbeförderer der Reformation in Polen. Geboren 1499, widmete er sich dem geistlichen Stande und erhielt 1529 das Bisthum Veszprim in Ungarn. Später bereiste er Deutschland, Italien und Frankreich. Zwingli weckte zuerst Zweifel gegen die röm. Kirche in ihm, dann schloß er sich aufs innigste an Erasmus an. Nach seiner Rückkehr nach Polen wurde er Propst in Gnesen und Bischof von Kujawien; seine religiöse Überzeugung bewog ihn jedoch bald, diese Ämter aufzugeben und Polen wieder zu verlassen. Er trat nun offen dem schweiz. Glaubensbekenntnisse bei. Im J. 1543 berief ihn die Gräfin Anna von Ostfriesland nach Emden und nun wurde er der Gründer der protestantischen Kirche in jenen Gegenden. Als später der Einfluß der Lutheraner seine Wirksamkeit hemmte, folgte er einer Einladung Cranmer's (s. d.) nach England und wurde Vorsteher der protestantischen Fremdengemeinde in London. Maria's Thronbesteigung nöthigte ihn, 1553 England zu verlassen. Nachdem er in Deutschland viele Verfolgungen von Seiten der protestantischen Prediger erduldet hatte, begab er sich 1556 nach Polen, wo sich unter der Regierung Sigismund August's die Verhältnisse der Reformation günstig gestaltet hatten. Er wurde Vorsteher der protestantischen Kirchen in Kleinpolen und sein Hauptbestreben ging nun dahin, die verschiedenen Kirchenparteien in Polen miteinander zu vereinigen. Zu dem Vergleiche zu Sendomir (s. d.) legte er den Grund. Er starb 1560. Gelehrsamkeit paarte sich bei ihm mit Milde und Mäßigung. — Sein Bruder, Jaroslaw L., war ebenfalls für die Reformation sehr thätig und hatte an den diplomatischen Verhandlungen seiner Zeit sehr bedeutenden Antheil. Als Zapolya's (s. d.) Gesandter schloß er in Konstantinopel ein Bündniß gegen Ferdinand von Östreich, was dessen Vertreibung aus Ungarn zur Folge hatte. Unter Zapolya's Regierung gewann er großen Einfluß; später aber wurde er von Zapolya der Verrätherei beschuldigt und ins Gefängniß gesetzt. Nach seiner Freilassung ging er zu Ferdinand über und starb als dessen Gesandter in Konstantinopel im J. 1542. — Stanislaw L., ein Günstling König Franz's I., begleitete diesen in die Schlacht bei Pavia und beschrieb dessen Feldzug.

Lassen (Christian), ordentlicher Professor an der Universität zu Bonn, der gründlichste Kenner des ind. Alterthums auf dem Continent, geb. am 22. Oct. 1800 zu Bergen in Norwegen, studirte in Christiania, bis er sich nach dem Tode seines Vaters in Deutschland niederließ, wo er in Heidelberg und Bonn seine Studien vollendete. In Bonn wurde er durch A. W. von Schlegel den ind. Studien zugeführt. Von diesem veranlaßt, hielt er sich zwei Jahre lang in London und Paris auf, um für dessen Ausgabe des „Râmâyana" den Text abzuschreiben und verschiedene Handschriften zu vergleichen. Gleichzeitig trieb er in Paris mit Eugène Burnouf (s. d.) die Pali-Sprache. Den Druck ihrer gemeinschaftlichen Arbeit, des „Essai sur le Pali" (Par. 1826), übernahm die dasige Asiatische Gesellschaft. Nach

Bonn zurückgekehrt, habilitirte L. sich daselbst 1827 als Privatdocent durch die Vertheidigung seiner „Commentatio geographica atque historica de Pentapotamia indica" (Bonn 1827; neue Aufl., 1832, 4.). Im J. 1830 wurde er außerordentlicher, 1838 ordentlicher Professor in Bonn und 1841 Mitglied der Akademie der Inschriften in Paris. Im Verein mit A. W. von Schlegel gab er die ind. Fabelsammlung „Hitopadesa" (2 Bde., Bonn 1829—31) heraus. Von seinen vielen andern Arbeiten sind besonders zu erwähnen „Gymnosophista, sive indicae philosophiae documenta" (Bd. 1, Heft 1, Bonn 1832); „Gitagovinda, Jayadevae poetae indici drama lyricum" (Bonn 1837); „Anthologia sanscritica, glossario instructa" (Bonn 1838); „Institutiones linguae pracriticae" (Bonn 1837); „Beiträge zur Deutung der Eugubinischen Tafeln" (Bonn 1833); „Die Altpers. Inschriften zu Persepolis" (Bonn 1836); „Zur Geschichte der griech. und indoskythischen Könige in Baktrien, Kabul und Indien" (Bonn 1838) und sein Hauptwerk „Ind. Alterthumskunde" (Bd. 1, Bonn 1844). Außerdem lieferte er Beiträge zu der „Ind. Bibliothek" im „Rheinischen Museum" und in der „Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes".

Laßgüter nennt man in einigen Gegenden Deutschlands, z. B. in Westfalen, Obersachsen, Braunschweig und Hannover, Colonatgüter, auf welchen die Besitzer entweder nur ein Pacht- oder erbliches Nutzungsrecht haben. Bei erblichem Nutzungsrecht sind diese Güter einem besondern Gericht, dem Lassen- oder Lattengericht, unterworfen.

Lasso heißt in Südamerika der lange, in seiner äußersten Spitze mit einer Kugel versehene lederne Riemen einer Art großer Peitsche, mit welcher man die Büffel, wilden Pferde u. s. w. einfängt. In den südamerik. Befreiungskriegen wurde der Lasso häufig auch als Waffe gebraucht.

Lasso (Orlando di) oder Orlandus Lassus, einer der größten Componisten des 16. Jahrh., war zu Mons im Hennegau 1530 geboren und soll seiner schönen Stimme wegen als Knabe mehrmals entführt worden sein. Aus diesem Grunde nahm ihn der Vicekönig von Sicilien, Ferdinand Gonzaga, mit sich nach Italien und ließ ihn in der Musik unterrichten. Auch nachdem er im 18. Jahre seine Stimme verloren hatte, blieb er in Italien und verschaffte sich als Musiklehrer in Neapel seinen Unterhalt, bis er 1551 zum Kapellmeister bei St.-Lateran in Rom ernannt wurde. Nach zwei Jahren kehrte er indeß in sein Vaterland zurück, bereiste dann mit Giul. Cesare Brancaccio England und Frankreich und ging hierauf nach Holland, wo er sich einige Jahre in Antwerpen aufhielt. Von hier folgte er dem Rufe des Herzogs Albrecht von Baiern als Kapellmeister nach München. Als Karl IX. von Frankreich ihn nach Paris berufen, erhielt er auf dem Wege dahin die Nachricht von dessen Tode, kehrte nach München zurück und wurde vom Herzog Wilhelm sogleich wieder in seine Stelle eingesetzt, die er bis an seinen Tod bekleidete, der wahrscheinlich 1595 erfolgte. Kaiser Maximilian II. hatte ihn in den Adelstand erhoben. L. ist durch seine geistlichen und weltlichen Compositionen gleich berühmt und kann nächst Palestrina als der letzte Hauptvertreter der ältern von den Niederländern ausgegangenen, vorzugsweise kirchlichen Richtung der Tonkunst angesehen werden. Seine Werke sind ungemein zahlreich, jetzt aber sehr selten. Seine Söhne gaben unter Anderm eine Sammlung seiner Motetten unter dem Titel „Magnum opus musicum" (17 Bde., Münch. 1604, Fol.) heraus. Die reichste Sammlung seiner Compositionen, zum Theil in Handschriften, darunter das Manuscript der „Sieben Bußpsalmen", befindet sich in der königlichen Bibliothek zu München. Vgl. Dehn, „Biographische Notiz über Roland de L." (Berl. 1837).

Last ist sowol die Benennung eines Getreidemaßes im nördlichen Deutschland, das, z. B. in Preußen, 56½ berliner Scheffel zu 1⅗ Cubikfuß enthält, anderwärts zu 60—65½ Scheffeln berechnet wird, als auch bei der Schiffahrt die Bezeichnung eines Gewichts, welches in Preußen auf 4000 Pf. bestimmt ist und dann Normallast heißt. Nach der Normallast wird die Größe und Tragfähigkeit eines Schiffs berechnet, um darnach die Höhe der Hafenabgaben bestimmen zu können. In Dänemark, England und Schweden dagegen rechnet man nach Tonnen (s. d.).

Lasurstein (Lapis lazuli), ein Mineral von schöner blauer, sogenannter lasurblauer Farbe, kommt derb und eingesprengt auf Gängen im ältern Gebirge Sibiriens, auch mit eingesprengtem Schwefelkies in Kalk in der kleinen Bucharei u. s. w. vor. Die Griechen

und Römer kannten den Lasurstein unter dem Namen Saphir und rechneten ihn zu den Edelsteinen; ebenso das Mittelalter; auch wurde daraus ein Heilmittel bereitet. Er ist leicht zu bearbeiten und nimmt eine schöne, obwol selten ganz gleichmäßige Politur an; auch wird er durch den Gebrauch matt. Verwendet wird er zu architektonischen und Möbelverzierungen, zur Steinmosaik, zu mannichfaltigen Steinschneidearbeiten und Galanteriewaaren, besonders aber zur Bereitung des echten Ultramarin (s. d.).

Lätare, s. Sonntag.

Lateiner (Latini) hießen die Bewohner von Latium, ein italisches Volk. An der untern Tiber und dem Anio (jetzt Teverone), welche die nordwestliche Grenze gegen die Etrusker und Sabiner blieben, zwischen den Vorbergen des Apennin und dem Tyrrhenischen Meere, setzten sich in vorhistorischer Zeit die Aboriginer (s. d.), verbunden mit stammverwandten Pelasgern, fest, wo sie die alten Bewohner, die Siculer (s. d.), theils vertrieben, theils unterwarfen. Zu ihnen läßt die Sage Arkadier unter Evander (s. d.), namentlich aber Trojaner unter Äneas (s. d.) gelangen und aus der Vereinigung dieser Elemente das Volk der Lateiner entstehen, das diesen Namen von Äneas zu Ehren des Königs Latinus erhalten haben soll. Latinus selbst, den man von Faunus, Picus und Saturnus abstammen läßt, alten Nationalgottheiten, wie Janus, und gleich diesem später zu ältesten Königen Latiums umgedeutet, soll in Laurentum (s. d.) geherrscht, den Äneas gastlich aufgenommen, ihm seine Tochter Lavinia, nach der dieser die von ihm als Sitz der Penaten gegründete Stadt Lavinium nannte, vermählt haben und dadurch mit Turnus, dem Fürsten der Rutuler von Ardea, in Krieg verwickelt worden sein, in welchem er, wie später Äneas, sein Nachfolger, im Kriege gegen den Etrusker Mezentius von Cäre, siegreich gefallen sei. Beide walteten als Götter fort, jener als Jupiter Latiaris, dieser als Jupiter Indiges im Fluß Numicius. Nach Äneas soll sein Sohn Ascanius, italisch Julus, in Frieden geherrscht, Alba Longa (s. d.) am Albanerberg gegründet und dahin seinen Sitz verlegt haben, ihm aber sein, nach Andern des Äneas Sohn, Silvius, gefolgt sein. Von Alba Longa aus wurde, wahrscheinlich in Folge innerer Zwietracht durch Secession, auf dem palatinischen Berge Rom gegründet. Um den 300jährigen Zeitraum auszufüllen, den die Sage zwischen Roms und Alba Longas Gründung annahm, wurde, vermuthlich in viel jüngerer Zeit, zwischen jenem Silvius und den letzten Königen von Alba Longa, Amulius und Numitor, dem Großoheim und Großvater des Romulus und Remus, eine Reihe von Königen, die alle den Zunamen Silvius tragen, erfunden. Das Volk der Lateiner und mit ihm der Name Latium erscheint schon in der ältesten röm. Zeit weiter nach Südosten hin, bis Circeji und Anxur oder Terracina verbreitet; doch hatten die Volsker (s. d.), die hier anstießen, noch längere Zeit hin einzelne Städte in der Küstenebene, namentlich in den damals, wie es heißt, noch bewohnbaren Pontinischen Sümpfen, inne; im Gebirge nach Nordosten waren die kleinen Völker der Äquer, beim Berg Algidus, und der Herniker Nachbarn. Unzweifelhaft war das Land damals sehr wohl bebaut und fruchtbar und von einer sehr zahlreichen Bevölkerung bewohnt, die in eine Menge kleinerer und größerer städtischen Gemeinden zerfiel, welche zum lat., einige auch zum volskischen Bunde gehörten. Unter ihnen sind außer den genannten Orten anzuführen Antium, Aricia, Lanuvium, Veliträ (jetzt Velletri), Cora, Norba, Setia, Privernum (jetzt Piperno), Suessa Pometia, Tibur (jetzt Tivoli), Tusculum (jetzt Frascati), Gabii (s. d.) und Präneste (jetzt Palestrina). Viele andere Orte, namentlich in der jetzigen Campagna di Roma (s. d.), waren in der spätern röm. Zeit herabgekommen oder spurlos verschwunden. Alba Longa war bis zu seiner Zerstörung durch den röm. König Tullus Hostilius das Haupt des lat. Bundes, der aus 30 kleinen Republiken der Prisci Latini (Altlateiner), wie sie sich im Gegensatz gegen Alba Longas Colonien nannten, bestand; der oberste Magistrat war nach dem Aufhören der königlichen Herrschaft ein Dictator, an dessen Stelle später zwei Prätoren traten. Rom selbst, das, obwol durch einen Hauptbestandtheil seiner Bewohnerschaft dem lat. Volke angehörig, lange feindselig gewesen war, trat unter Servius Tullius dem Bunde bei und übte, wie es scheint, unter Tarquinius Superbus die Oberherrschaft aus, nach dessen Sturze sich das Verhältniß löste. Ein neuer Bund kam 493 v. Chr. durch den röm. Consul Spurius Cassius zu Stande und ihm schlossen sich bald darauf auch die Herniker

an. Beide fielen von Rom ab, als dieses durch den Andrang der Gallier im J. 390 v. Chr. dem Untergang nahe gebracht worden war, und nahmen eine feindliche Stellung gegen Rom ein, bis im J. 358 die Herniker unterworfen, mit den Lateinern aber die alten Bundesverhältnisse erneuert wurden. Als indeß im J. 340 Rom das Verlangen der Lateiner, daß einer der röm. Consuln ein Lateiner sei, zurückwies, erhoben sich diese zum Krieg, der von Livius und andern alten Historikern, die schon den alten lat. Bund fälschlich als ein Unterthanenverhältniß auffassen, ebenso falsch als Empörung angesehen wird. Noch im selben Jahre wurden die Lateiner, denen sich die Volsker anschlossen, zweimal am Vesuv und bei Trifanum aufs Haupt geschlagen und im J. 338 waren alle Städte Latiums unterworfen die theils in das volle röm. Bürgerrecht aufgenommen wurden, theils in die Abhängigkeit traten, die als Civität ohne Stimmrecht bezeichnet wird. Das Land der Volsker, wo Fregellä, Sora, Aquinum und Arpinum lagen, und das Land der im J. 317 unterjochten Ausoner (s. d.) wurden, wie es auch mit dem Lande der Äquer und Herniker, wo Sublaqueum (Subiaco), Anagnia, Frusino (Frosinone) lagen, geschehen war, mit zu Latium geschlagen und dieses dadurch bis über den Fluß Liris (jetzt Garigliano) erweitert, wo der Berg Massicus (jetzt Mondragone) die Grenze gegen Campanien bildete. Im Gegensatze zu dem alten Latium nannte man dieses Latium adjectum oder novum. Die Unterworfenen bildeten ein nach dem Willen der Römer bestimmtes Ganze, das die Benennung Nomen latinum erhielt; dadurch, daß ihnen einzelne Vorrechte, namentlich das Recht des Vermögensverkehrs und der Testamenterbfolge nach röm. Rechte, das Commercium, eingeräumt wurden, schieden sie sich von den eigentlichen ital. Bundesgenossen (Socii), mit denen sie zu Kriegsdienst und Abgaben verpflichtet waren, und von den Fremden (Peregrini) überhaupt. Dasselbe Recht, das sie genossen, wurde von den Römern später auch andern Städten gegeben, namentlich wurden lat. Colonien (coloniae latinae) mit demselben in viele Orte Italiens ausgeführt, und so bildete sich unter dem Namen der Latinität das Jus Latii, eine Mittelstufe zwischen der Civität und der Peregrinität, die auch, nachdem die lat. Städte und Colonien in Italien zu Anfang des Bundesgenossenkriegs in das Bürgerrecht aufgenommen worden waren, und noch lange in der Kaiserzeit, für ganze Gemeinden, deren Magistraten nach Bekleidung ihres Amts die Civität gegeben wurde, und für Einzelne fortbestand; zu den letztern gehörten, als des Commerciums fähig, eine durch den Namen Latini Juniani von den Latini coloniarii unterschiedene Classe von Freigelassenen. (S. Freilassung.)

Lateinische Sprache, s. Römische Sprache.

Lateinisches Kaiserthum, s. Byzantinisches Reich.

Lateran, ein Platz in Rom, erhielt den Namen nach der altröm. Familie Lateranus, welche bis auf die Zeit des Kaiser Nero im Besitz desselben und der daselbst erbauten Gebäude war. Nero ließ den letzten Besitzer, Plautius Lateranus, hinrichten und eignete sich dessen Güter zu, wodurch auch der Lateranische Palast kaiserliches Eigenthum wurde. Konstantin der Große schenkte den Palast dem Papste. Die Päpste residirten nun im Lateran, bis sie ihren Sitz nach Avignon verlegten, denn nach ihrer Rückkehr wählten sie den Vatikan zur Residenz. Lateran nennt man gewöhnlich auch die von Konstantin dem Großen neben diesem Palaste erbaute Kirche des heiligen Johannes vom Lateran, welche die Hauptkirche Roms ist und durch hohes Alterthum, wie durch ihre Bauart, durch Reichthum seltener Reliquien und das Andenken der daselbst seit 1122 gehaltenen Kirchenversammlungen (s. Concilium) vor andern sich auszeichnet. Noch jetzt nimmt jeder neuerwählte Papst feierlich durch die Cavalcade (eine Procession zu Pferde) von dieser Kirche Besitz. An ihrem Portale ist der Balcon, von welchem herab der Papst dem Volke den Segen ertheilt. Auf dem Lateranplatze befindet sich ferner noch die Kapelle, welche die Scala santa, eine Treppe von 28 Stufen, die aus dem Hause des Pilatus herrühren soll, und auf der die Gläubigen knieend hinaufrutschen, umschließt, und die vom Kaiser Konstantin erbaute Kapelle San-Giovanni in fonte, deren Kuppel von acht porphyrnen Säulen getragen wird, die für die schönsten in Rom gelten.

Laterna magica, s. Zauberlaterne.

Latimer (Hugh), ein eifriger Beförderer der Reformation in England, geb. um 1470 zu Thurcaston in der Grafschaft Leicester, machte sich schon, als er zu Cambridge

Theologie studirte, durch seine aufgeklärten Predigten verhaßt und ergriff später unter Heinrich VIII. (s. d.) die Gelegenheit, die kirchlichen Reformen zu verbreiten. Der Cardinal Wolsey lud ihn deshalb vor das geistliche Gericht, welches der Bewegung Grenzen setzen sollte. Dessenungeachtet fuhr er muthig in seinen Bestrebungen fort und erhielt bei der günstigen Wendung, welche die Reformation zur Zeit der Königin Anna Boleyn nahm, sogar 1535 den Bischofssitz zu Worcester. Als er einst mit den übrigen Bischöfen bei Hofe erschien, um nach damaliger Sitte ein Neujahrgeschenk zu überreichen, gab er dem Könige statt eines gefüllten Beutels ein neues Testament, in welchem die umgebogene Ecke eines Blattes auf die Stelle wies: „Kuppler und Ehebrecher wird Gott richten". Heinrich VIII. nahm ihm dies so wie mehre sehr freimüthige Predigten wenig übel. Nach der Hinrichtung des Kanzlers Cromwell sollte jedoch auch L. die sechs vom Könige aufgestellten Glaubensartikel beschwören. Allein er gab lieber sein Bisthum auf und lebte in gänzlicher Zurückgezogenheit. Die katholische Partei, an deren Spitze Gardiner (s. d.) stand, ließ ihn einige Jahre später, als er nach London kam, um ärztliche Hülfe zu suchen, verhaften. Erst mit der Thronbesteigung Eduard's VI. erhielt er die Freiheit zurück und trat mit Cranmer (s. d.) und Ridley an die Spitze der Protestanten, ohne jedoch ein Amt anzunehmen. Als die Königin Maria zur Regierung kam, foderte ihn Gardiner vor den Staatsrath. Er hätte entfliehen können, erschien aber und wurde am 13. Sept. 1553 mit den übrigen protestantischen Bischöfen in den Tower gesetzt. Man beschuldigte ihn zuvörderst des Hochverraths und stellte ihn dann vor die vom Cardinallegaten Pole eingesetzte Ketzercommission. L. beschränkte sich während des zweijährigen Processes auf eine freimüthige Ablegung seines Glaubensbekenntnisses und wurde, wie viele andere der ehrenhaftesten Männer, mit Ridley zum Feuertode verurtheilt. Als Beide am 16. Oct. 1555 zu Oxford den Scheiterhaufen bestiegen, rief L. seinem Freunde zu: „Zeig dich als Mann, Ridley; wir werden heute in England ein Licht anzünden, das nie verlöschen wird". Sie starben mit bewunderns-würdiger Standhaftigkeit.

Latinus, s. Lateiner.

Latitudinarier ist der Name einer Partei der engl. Episkopalen, welche während der Religionsstreitigkeiten seit Karl I. sich bildete und ihren Hauptsitz zu Cambridge hatte. Ihre Tendenz war, nach Art der Arminianer durch freiere Deutung und weitere Fassung der streitigen Dogmen die Kirchenlehre mit der Vernunft auszugleichen und eifernde Polemik zu meiden. Wegen dieser minder scharfen Abgrenzung und unbestimmten Fassung, die ihnen um so unbedenklicher schien, je weniger Glaubensartikel sie für fundamental hielten, wurden sie von den Strengkirchlichen Latitudinarier genannt, ein Name, der zuerst in Jurieu's „Religion du latitudinaire" (Rotterd. 1696) vorkommt. Zu der Partei der Latitudinarier gehörten ebenso gelehrte als achtbare Männer, z. B. Chillingworth, Cudworth, Bull, Burnet, Clarke u. A. — Außerdem heißen in der Sittenlehre diejenigen Moralisten Latitudinarier, welche minder strenge Grundsätze über die Pflicht aufstellen, und im gewöhnlichen Leben bezeichnet man mit dem Ausdrucke Solche, die ein weites Gewissen haben, d. h. vieles sittlich Verbotene sich erlauben.

Latium, s. Lateiner.

Latōna, griech. Leto, erscheint bei Homer als eine der Frauen des Zeus, durch den sie Mutter des Apollon und der Artemis wird. Sie steht auf Seiten der Troër und im Götterkampfe dem Hermes gegenüber. In der „Odyssee" wird sie nur bei Gelegenheit des Tityos (s. d.) erwähnt. Nach Hesiod ist sie eine Tochter des Koios und der Phöbe, Schwester der Asteria und eine vorzüglich mildgesinnte Göttin. Näheres über die Geburt des Apollon und der Artemis und ihr Verhältniß zur Here (Juno) erzählen erst spätere Schriftsteller. (S. Apollon.) Verehrung genoß sie wol meist nur in Verbindung mit ihren Kindern.

Latour d'Auvergne (Theophile Malo Corret de), genannt der erste Grenadier von Frankreich, stammte aus einem Bastardgeschlechte des Hauses Bouillon und wurde am 23. Nov. 1743 zu Carhaix im Departement Finistère geboren. Er trat 1767 als Unterlieutenant in eine Musketiercompagnie, nahm aber später in der span. Armee Dienste, um den Freiheitsbestrebungen der Nordamerikaner Vorschub zu leisten. Während der Belagerung von Mahon war er Adjutant des Herzogs von Crillon. Der König von Spa-

nien wollte seine Heldenthaten mit einer Pension belohnen, die er jedoch ausschlug. Beim Ausbruche der Revolution trat er in die franz. Armee an den Ostpyrenäen. Den Titel eines Generals verschmähend, übernahm er den Befehl über die aus 8000 Grenadieren gebildete Avantgarde und machte die Truppe im Bayonnetangriff so furchtbar, daß sie den Namen der höllischen Colonne empfing. Auch fehlte L. in keinem Kriegsrathe. Nach dem Frieden mit Spanien wollte er zu Wasser nach der Bretagne zurückkehren, wurde jedoch von einem engl. Kreuzer ergriffen und mußte länger als ein Jahr auf den Pontons als Gefangener schmachten. Nach der Auswechselung kam er nach Paris. Hier vernahm er, daß sein alter achtzigjähriger Freund Lebrigant seines einzigen Sohnes durch die Conscription beraubt worden sei, und sogleich verschaffte er sich die Erlaubniß, die Stelle des jungen Mannes zu vertreten. Er begab sich als einfacher Freiwilliger zur Armee und wohnte dem Feldzuge von 1799 unter Masséna bei. Nach dem 18. Brumaire wurde er in den Gesetzgebenden Körper gewählt. „Ich kann", rief er bei dieser Nachricht aus, „keine Gesetze machen, wol aber vertheidigen. Schickt mich zur Armee". In der That ging er im Feldzuge von 1800 zur Rheinarmee ab, und der erste Consul verlieh ihm, da er jede Beförderung zurückwies, den Titel des ersten Grenadiers von Frankreich. Schon am 27. Juni fiel er jedoch durch einen Lanzenstich im Gefecht bei Neuburg in Baiern. Er wurde auf dem Schlachtfelde beerdigt; sein Herz schloß man in eine Urne, welche ein Unteroffizier lange Zeit der Compagnie vortrug. L. war nicht nur ein tapfrer Krieger, sondern zugleich ein gebildeter Mann. In seinen Mußestunden studirte er fleißig; auch sprach er mehre Sprachen. Er schrieb „Nouvelles recherches sur l'origine, la langue et les antiquités des Brétons etc." (Bayonne 1792) und ein anderes treffliches Werk „Origines gauloises" (3. Aufl., Hamb. 1801). In der Nähe des Dorfes Oberhausen, wo er gefallen, wurde ihm ein Denkmal errichtet, ein anderes 1841 in seinem Geburtsorte. Vgl. Buhot de Kersers, „Histoire de L." (Par. 1841).

Latour-Maubourg (Marie Victor de Fay, Marquis de), franz. General, geb. am 11. Febr. 1756 aus einem Seitenzweige des uralten Geschlechts de Fay, stand beim Ausbruche der Revolution als Lieutenant in den Gardes du Corps und erhielt als solcher am 6. Oct. 1789 Gelegenheit, das Leben der Königin Marie Antoinette zu retten. Im Feldzuge von 1792 befehligte er ein Cavalerieregiment unter Lafayette. Mit Letzterem trat er, gleich seinem Bruder, auf östr. Gebiet über, durfte aber die Gefangenschaft zu Olmütz nicht theilen, sondern erhielt nach einem Monat die Erlaubniß, sich auf neutralem Boden aufzuhalten. Im J. 1797 kehrte er nach Frankreich zurück und betheiligte sich als Adjutant Kleber's an der Expedition nach Ägypten, wo er bei der Vertheidigung von Alexandrien schwer verwundet wurde. In der Schlacht bei Austerlitz erhob ihn Napoleon zum Brigadegeneral. Er focht hierauf in dem Feldzuge gegen Preußen und Rußland und erlitt in der Schlacht bei Friedland eine neue Verwundung. Im J. 1808 befehligte er in Spanien die Cavalerie beim Armeecorps im Süden und zeichnete sich bei Cuenca, Badajoz und anderwärts rühmlich aus. Ebenso tapfer focht er als Divisionsgeneral in den Feldzügen von 1812 und 1813. In der Schlacht bei Leipzig verlor er ein Bein. Während der ersten Restauration wurde er in die zur Reorganisation des Heers niedergesetzte Commission berufen und zum Pair erhoben. Im J. 1817 ernannte ihn der König zum Marquis; 1819 mußte er das Kriegsministerium übernehmen, das er bis zum 14. Dec. 1821 behielt. Seit 1822 war er Gouverneur der Invaliden, legte jedoch diese Stelle nach der Julirevolution nieder und zog sich auf sein Landgut bei Melun zurück. Den ältern Bourbons in die Verbannung folgend, wurde er 1835 zum Gouverneur des Herzogs von Bordeaux ernannt. — Marie Charl. César de Fay, Graf de L., franz. Generallieutenant, des Vorigen Bruder, geb. am 22. Mai 1758, befehligte zu Anfange der Revolution als Oberst ein Regiment. Der Adel von Puy schickte ihn zur Versammlung der Generalstaaten, wo er sich sogleich mit dem dritten Stande verband. In der Nationalversammlung bewies er viel Eifer für politische Reformen und legte freiwillig die Privilegien seiner Baronie in Languedoc nieder. Im J. 1791 war er einer der Commissare, die den entflohenen König nach Paris zurückführten. Als Maréchal-de-Camp befehligte er hierauf im Armeecorps Lafayette's und trat mit diesem auf das östr. Gebiet. Hierauf theilte er

die lange Gefangenschaft desselben zu Olmütz. Nach der Revolution vom 18. Brumaire rief ihn Bonaparte nach Frankreich zurück. Er wurde 1801 Mitglied des Gesetzgebenden Körpers, 1806 Senator, und zugleich führte er das Commando der Militairdivision von Cherbourg, wo er die Hafenwerke herzustellen suchte. Im J. 1814, bei der Abdankung des Kaisers, befehligte er zu Caen, legte aber, da er von der provisorischen Regierung keine Befehle empfing, seine Stelle nieder. Der Graf Artois schickte ihn hierauf nach Montpellier, um daselbst die Bevölkerung für die Bourbons zu stimmen. Ludwig XVIII. erhob ihn während der ersten Restauration zum Pair, und als solcher wirkte er muthig im Interesse der constitutionellen Freiheiten. Weil er jedoch in den Hundert Tagen ebenfalls die Pairswürde angenommen hatte, blieb er nach der zweiten Restauration bis 1819 von der Pairskammer ausgeschlossen. Er starb am 28. Mai 1831, vom öffentlichen Leben gänzlich zurückgezogen, und hinterließ sieben Söhne. — Sein ältester, Just Pons Florimont de Fay, Marquis de L., geb. 1781, war seit 1806 franz. Gesandter an vielen europ. Höfen und starb am 24. Mai 1837 als solcher zu Rom. — Rodolphe, Vicomte de L., ein zweiter Sohn, trat 1806 in die franz. Armee, bewies sich tapfer in Spanien, wurde während der Restauration Maréchal-de-Camp und ist gegenwärtig Generallieutenant. — Armand Charl. Septime de Fay, Graf de L., ein dritter Sohn, war nach der Revolution von 1830 franz. Gesandter zu Brüssel, 1836 zu Madrid und nach dem Tode seines Bruders zu Rom. Im J. 1841 erhielt er die Pairswürde. — Charl. de Fay, Graf de L., der jüngste der beiden Brüder, welche mit Lafayette übertraten, wanderte in der Revolution freiwillig aus und kehrte erst 1800 in das Vaterland zurück. Bei dem Vordringen der Verbündeten im J. 1813 ergriff er die Waffen, und nach der Restauration trat er als Lieutenant in die königliche Garde.

Latrappe, d. i. Fallthüre, ein von Wald und Felsen eingeschlossenes, schwer zugängliches Thal in der Normandie, im jetzigen Departement Orne, 34 Stunden von Paris, ist merkwürdig als der Stiftungsort der Trappisten (s. d.).

Latreille (Pierre André), ein berühmter franz. Zoolog, geb. 1762 zu Brives im Departement Corrège, wurde von Jugend auf durch Neigung dem Studium der Naturgeschichte zugeführt, erhielt später die Professur der Entomologie am Museum der Naturgeschichte zu Paris und wurde Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Er starb am 6. Febr. 1833. L. war ein äußerst fruchtbarer Schriftsteller, dem wir eine große Anzahl geschätzter naturhistorischer, besonders entomologischer Schriften verdanken. Unter ihnen erwähnen wir die „Histoire des salamandres" (Par. 1800); „Histoire naturelle des singes" (2 Bde., Par. 1801); „Essai sur l'histoire des fourmis" (Par. 1802); „Histoire naturelle des reptiles" (4 Bde., Par. 1802); „Genera crustaceorum et insectorum" (4 Bde., Par. 1806—9); „Considérations sur l'ordre naturel des animaux etc." (Par. 1810); „Mémoires sur divers sujets de l'histoire naturelle des insectes, de géographie ancienne et de chronologie" (Par. 1819); „Familles naturelles du règne animal" (Par. 1825; deutsch von Berthold, Weim. 1827) und „Cours d'entomologie" (2 Bde., Par. 1831—33).

Lattaignant (Gabr. Charl. de), Abbé, ein franz. Dichter, den sein geistlicher Stand nicht hinderte, mehre stark galante Poesien zu schreiben, wurde in Paris 1697 geboren und erhielt sehr jung ein Kanonikat zu Rheims. Doch fortwährend lebte er in Paris, wo er durch seine Bonmots, Impromptus, Madrigals und satirischen Couplets ein Liebling der höhern Gesellschaft war, und im Kloster der Frères de la doctrine chrétienne am 10. Jan. 1779 starb. Eine Sammlung seiner ausgewählten Dichtungen besorgte der Abbé de Laporte (4 Bde., Par. 1757); ihr schlossen sich später als fünfter Band L.'s „Chansons et poésies fugitives" (Par. 1779) an; das Beste aus dieser Sammlung gab Millevoye (Par. 1810) heraus. Unter L.'s komischen Opern ist „Fanchon" die berühmteste.

Latude (Henri Masers de), bekannt durch die lange Haft, welche die Pompadour, die Maitresse Ludwig's XV., über ihn verhing, war am 23. März 1725 zu Montagnac in Languedoc geboren. Nach dem Frieden kam er 1748 als Lieutenant vom Geniecorps nach Paris, um seine Studien fortzusetzen. Begierig, irgendwie sein Glück zu machen, ging er am 28. Apr. 1749 nach Versailles und überredete die Pompadour, daß ein furchtbares At-

tentat gegen sie im Werke sei. In der That erhielt die Marquise durch die Post eine Schachtel zugeschickt, die das feinste Gift enthalten sollte, in welche L. jedoch nur Asche gethan hatte. Die Intrigue wurde alsbald entdeckt und L. mußte in die Bastille wandern, wo er Alles gestand. Nach Vincennes versetzt, entfloh er zwar, wurde indeß ergriffen und in die Bastille zurückgeführt, aus welcher er am 25. Febr. 1756 abermals sehr geschickt entschlüpfte. In Amsterdam von neuem aufgegriffen, kam er wieder in die Bastille, wo er auch nach dem Tode der Pompadour verblieb. Später nach Vincennes versetzt, fand er hier Gelegenheit, 1765 nochmals die Flucht zu ergreifen. Wieder eingebracht, wurde er 1775 nach Charenton versetzt und erst 1777 unter der Bedingung freigegeben, daß er seinen Geburtsort nicht verließe. Da er sich nichtsdestoweniger einmal in Paris sehen ließ, mußte er dafür zu Bicètre wieder gefangen sitzen, bis er 1784 durch die Bemühungen einer pariser Kaufmannsfrau, Namens Legros, die Freiheit erhielt. Obschon L. ein Mensch ohne alles Verdienst war, so wurde er doch beim Ausbruche der Revolution als ein Opfer des Despotismus der Gegenstand großer Aufmerksamkeit. Die Erben der Pompadour und des Ministers Amelot verurtheilte 1793 das Gericht zu einer Entschädigungssumme von 60000 Livres, wovon L. jedoch nur einen geringen Theil erhielt. Er starb gänzlich vergessen am 1. Jan. 1805. Der Advocat Thierry veröffentlichte „Le despotisme dévoilé, ou Mémoires de L. redigés sur les pièces originales" (3 Bde., Par. 1791—92; 2 Bde., 1793).

Lätus (Julius Pomponius), in seinen frühern Jahren auch Sabinus genannt, ein für die Verbreitung der altclassischen Literatur außerordentlich thätiger ital. Gelehrter des 15. Jahrh., stammte aus Calabrien und erhielt in Rom durch Laur. Valla (s. d.) seine Bildung. Er nahm 1457 des Letztern Lehrstuhl ein, den er bis an seinen Tod im J. 1497 mit Auszeichnung behauptete, obgleich er seine Begeisterung für das Römerthum bisweilen bis ins Lächerliche steigerte, indem er sogar den Jahrestag der Gründung Roms feierte und dem Romulus Altäre errichtete. Durch seine Bemühung kam namentlich auch der erste Druck der Werke Virgil's (Rom 1467 oder 1469) zu Stande.

Lauban, im Regierungsbezirk Liegnitz der preuß. Provinz Schlesien, ehemals die vierte Sechsstadt der Oberlausitz, in einem anmuthigen Thale am Queis, hat neben drei evangelischen Kirchen eine kathol. Kirche und ein 1320 gestiftetes Kloster der Magdalenerinnen, die sich der Krankenpflege widmen, ein Gymnasium, ein Waisenhaus, sowie eine Stadtbibliothek, ein Naturalien- und Münzcabinet. Die Stadt hob sich zu Ende des vorigen und im Anfange des gegenwärtigen Jahrh. besonders durch ihren Grenzhandel und zählt gegen 5500 E., die sich mit Tuch-, Lein- und Baumwollenweberei, Garnbleiche und Kattundruckerei und Färbereien beschäftigen.

Laube (Heinr.), bekannt als belletristischer Schriftsteller, geb. am 18. Sept. 1806 zu Sprottau in Schlesien, besuchte die Gymnasien zu Glogau und Schweidnitz und studirte seit 1826 zu Halle, wo er der Burschenschaft beitrat, und dann zu Breslau Theologie. Nachdem er hierauf eine Zeit lang in Schlesien als Hauslehrer gelebt hatte, ging er, um ganz frei als Schriftsteller zu leben, im Sommer 1832 nach Leipzig. Sehr bald in demagogische Untersuchungen verwickelt, wurde er, nach der Rückkehr von seiner Reise nach Italien, die er mit Gutzkow machte, 1834 aus Sachsen verwiesen und dann in Berlin festgenommen, wo er eine neunmonatliche Gefangenschaft in der Hausvoigtei zu erdulden hatte. Dem Jungen Deutschland (s. d.) beigezählt, traf auch seine Schriften der Bann. Er lebte nun in Kösen, in Berlin und auf Reisen und verheirathete sich 1837 mit der Witwe des Professors Hänel in Leipzig, die ihm auch nach dem Amthause zu Muskau in der Niederlausitz folgte, wo er die ihm in Preußen zuerkannte Gefängnißstrafe zu verbüßen hatte. Im J. 1839 machte er mit seiner Frau eine Reise durch Frankreich nach Algier, und nach der Rückkehr wählte er Leipzig zu seinem bleibenden Aufenthalte. Seine schriftstellerische Laufbahn begann er mit der durch Paganini's Anwesenheit veranlaßten Farce „Zaganini" und dem Drama „Gustav Adolf". Ihnen folgten der Roman „Das neue Jahrhundert" (Bd. 1, Fürth 1832; Bd. 2, Lpz. 1833) und „Das junge Europa" (3 Theile in 4 Bden., Manh. 1833—37), der in die drei Abtheilungen „Die Poeten", „Die Krieger" und „Die Bürger" zerfällt. Daneben schrieb er „Liebesbriefe" (Lpz. 1835) und die Novellen „Die Schauspielerin" (Manh. 1835) und „das Glück" (Manh. 1837). In den „Reisenovellen"

(6 Bde., Manh. 1834—37) ahmte er anfangs allerdings Heine nach, allein das Eigenthümliche derselben dürfte darin liegen, daß sie ein Totalbild von Deutschland geben, das voll der treffendsten Beobachtungen ist. Vorzüglich sind die kleinern mitteldeutschen und norddeutschen Localphysiognomien und die Dialektverschiedenheiten gut gefaßt. Politische, sociale und literarische Portraits sammelte er in seinen „Modernen Charakteristiken" (2 Bde., Manh. 1835). Er redigirte 1833 die „Zeitung für die elegante Welt", der er damals neues Leben einhauchte, nachher, ohne sich zu nennen, auf einige Zeit „Die Mitternachtszeitung" und 1842—44 wieder die „Elegante Zeitung". An der kölner Sache betheiligte er sich durch die anonyme Broschüre „Görres und Athanasius" (Lpz. 1838). Gleichzeitig besorgte er die Ausgabe von Heinse's „Sämmtlichen Schriften" (10 Bde., Lpz. 1833), die er mit einer Vorrede begleitete. Seine Muße in Muskau benutzte er zur Abfassung der „Geschichte der deutschen Literatur" (4 Bde., Stuttg. 1840), womit er sich an eine Aufgabe wagte, der er nicht gewachsen war, weshalb er mit seiner schriftstellerischen Thätigkeit auch wieder in die frühere Laufbahn einlenkte. In rascher Folge ließ er nun erscheinen „Französische Lustschlösser" (3 Bde., Manh. 1840); das „Jagdbrevier" (Lpz. 1841), eine Nachahmung von Leop. Schefer's „Laienbrevier"; „Die Bandomire. Kurische Erzählung" (2 Bde., Mitau 1842); „Der Prätendent" (Lpz. 1842), eine Novelle, die den bekannten Naundorf, den sogenannten Herzog von der Normandie, zum Gegenstand hat; „Gräfin Chateaubriant" (3 Bde., Lpz. 1843); „Georges Sand's Frauenbilder" (Brüss. 1844 fg.) und „Drei Königstädte im Norden" (2 Bde., Lpz. 1845). Sein Lustspiel „Rococo" und die Tragödien „Monaldeschi" und „Struensee" fanden nur getheilten Beifall und die von ihm nach dem gleichnamigen Roman auf das Theater gebrachte „Bernsteinsage" war ein arger Misgriff. Mit „Monaldeschi" hat er eine Sammlung seiner „Dramatischen Werke" (Bd. 1, Lpz. 1845) begonnen. Eine burschikose Unbefangenheit zeigt sich bei L. in jeder Zeile, die er schreibt. Eine sehr rege Sinnlichkeit gibt seinem Stil eine reizende Beimischung. Freiheitsdrang, Lebenslust, behagliches Genießen, Schalkheit, eine jokose Renommisterei, dazwischen momentane tiefe Empfindungen, liebenswürdige Plauderhaftigkeit, Empfänglichkeit für hohe Entwürfe, Ahnung der Ideen, das sind die Elemente seiner Darstellungen. In seinen politischen Erwartungen und Ansichten hat er sich zu einem gefahrlosen Moderantismus herabgestimmt, der an der Wagelust der frühern Zeit und dem revolutionairen Ungestüm nur noch ein poetisches Ergötzen sich bewahrt.

Lauberhüttenfest heißt das dritte der israelit. hohen Feste, welches vom 15.—22. Tisri (Oct.) als Dankfest für die vollendete Obst- und Weinernte und zum Andenken an das Wohnen der Israeliten in Hütten bei dem Zuge durch die Wüste gefeiert wurde. Man erbaute in Höfen, auf Straßen und Dächern Hütten von Ölzweigen, Myrthen und Palmen, hielt festliche Umzüge und Mahlzeiten und brachte täglich eine Anzahl Opfer dar. Einzelne Festgebräuche, wie das Tragen einer Citrone in der linken und eines mit Weiden- und Myrthenbüscheln umgebenen Palmzweiges in der rechten Hand, die Libation mit Wasser aus der Quelle Siloah, die Illumination des Vorhofes der Weiber und der Fackeltanz der Männer am Ende des ersten Festtages, scheinen erst später aufgekommen zu sein. Übrigens wird das Fest mit gewissen Modificationen noch gegenwärtig von den Israeliten begangen.

Laubhölzer sind in verschiedenen Formen über die ganze Oberfläche der Erde durch alle Erdstriche verbreitet, aber jeder Erdstrich hat besondere Formen. Die Laubhölzer mit zarten und breiten Blättern, wie die Buche, Roßkastanie, Eiche, Birke, Pappel u. s. w., gehören vorzugsweise den kältern Gegenden an und sind in der kältern Hälfte der gemäßigten Zone ebenso vorherrschend wie die Nadelhölzer in der kalten. Die Laubhölzer mit dicken, lederartigen und glänzenden Blättern gehören dagegen der wärmern Zone und auch der kältern der südlichen Halbkugel an. Die Kastanien-, Lorber- und Olivenwälder nehmen schon im südlichen Europa ihren Anfang. Die auffallende Laubholzform der Weiden ist über einen großen Theil der nördlichen Halbkugel verbreitet, findet sich aber hauptsächlich in dem kältern Theile der gemäßigten und dem wärmern der kalten Zone, und hat auch in der südlichen Halbkugel ihre Repräsentantin. Die Laubhölzer mit großen, schön geformten Blättern, wie der Brotbaum, der Trompetenbaum, der Krotonbaum u. s. w., gehören alle der heißen Zone an.

Laubthaler, eine franz. Silbermünze von der Größe eines Reichsthalers, im Werthe

von sechs Livres, daher auch écu de six livres oder grand écu genannt, wurden unter Ludwig XV. und Ludwig XVI. in großen Massen ausgeprägt. Der Name entstand nach den belaubten Lorberzweigen. Der Werth von sechs Livres wurde später auf fünf Francs 92 Centimes herabgesetzt, und daher kam es, daß der Laubthaler im Auslande weit mehr coursirte als in Frankreich selbst, denn dort hatte er stets den Werth von 1 thlr. 12 gr. Conv.-M. oder 1 Thlr. 17 Ngr. behalten. In Westfalen und am Rhein ist er die gangbarste grobe Courantmünze. Im Hessischen gilt er 2 Fl. 45 Kr. Mit demselben Gepräge gibt es auch halbe Laubthaler, die sogenannten Louis blancs, kleine Thaler genannt. Im Volke wurde der Laubthaler häufig auch „dicke Tonne" genannt, nach der Form des Wappens.

Lauchstädt, eine Stadt mit 900 E. im Regierungsbezirk Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, zwischen Merseburg und Halle, früher die Sommerresidenz der Herzoge von Sachsen-Merseburg, besitzt in seiner Nähe eine erdig-salinische Eisenquelle von 9° R., welche 1697 entdeckt, 1710 gefaßt und darauf mit zweckmäßigen Anstalten versehen wurde, auch bald durch Fr. Hoffmann's (s. d.) Empfehlung in Aufnahme kam, indem sie als Bad gebraucht, besonders gegen Schwächezustände gute Dienste leistet. Der Badeort gelangte zu seiner höchsten Blüte, als der weimar. Hof unter Karl August, in dessen Begleitung sich Goethe und die weimar. Schauspielergesellschaft befanden, ihn eine Reihe von Jahren hintereinander zu seinem Sommeraufenthalte wählte. Als dieser Besuch aufhörte, sank auch das Bad in seinem Ansehen und nur in der neuern Zeit, nachdem die Anstalten wieder zeitgemäß verbessert, namentlich Mineralschlammbäder angelegt worden sind und 1837 eine Struve'sche Trinkanstalt ins Leben getreten ist, hat es sich wieder gehoben.

Laud (Will.), Erzbischof von Canterbury, geb. 1573, verrieth gleich bei seinem Eintritt in den geistlichen Stand große Abneigung gegen die freiere Kirchenverfassung der schot. Presbyterianer und die Reformbestrebungen der Puritaner in England. König Jakob I. betrachtete ihn deshalb als eine Stütze seiner Politik und der bischöflichen Kirche und gab ihm einen Bischofssitz. In noch höherer Gunst stieg L. bei Karl I. (s. d.), der ihn 1628 zum Bischof von London erhob und sich seiner während der elf Jahre, wo das Parlament nicht zusammentreten durfte, als Minister in Kirchensachen bediente. L. foderte mit unzeitiger Strenge die genaueste Beobachtung der alten Gebräuche beim Gottesdienste, führte allmälig neue ein, die dem katholischen Ritus nahe kamen, und suchte überhaupt den Willen und die Ideen des Königs auf dem kirchlichen Gebiete durchzuführen. Durch seine Erhebung zum Erzbischof von Canterbury im J. 1633 wurde er vollends in Stand gesetzt, die Reaction zu betreiben und die bischöfliche Glaubenslehre und Kirchendisciplin mit größter Strenge zu behaupten. Er modificirte die engl. Liturgie und versuchte sein Machwerk den Schotten aufzudringen. Diese Gewaltthat besonders, in welcher die katholische Partei die Herstellung des Papismus erblickte, führte zum Aufstande der Schotten und der Entwickelung der brit. Revolution. (S. Großbritannien.) Als Mitglied der berüchtigten Sternkammer (s. d.) setzte er die Beschränkung der Buchdrucker und die Errichtung eines von ihm geleiteten Censurcollegiums durch, dem die aus dem Auslande eingeführten Bücher vorgelegt werden mußten. Als das Parlament 1640 die Oberhand gewonnen, wurde er mit den übrigen Ministern in Anklage versetzt und, da er sich überdies höchst unbesonnen benahm, im Dec. in den Tower geworfen. Indessen zögerte man mit der Beendigung des Processes mehre Jahre. Erst als der Haß der Presbyterianer gegen die bischöfliche Regierung aufs Höchste gestiegen und der Bürgerkrieg in vollem Gange war, wurde L., gegen die Absichten des ohnmächtigen Oberhauses, von den Gemeinen vermöge einer sogenannten Ordonnanz des Parlaments als Hochverräther zum Tode verurtheilt und am 10. Jan. 1645, ohne Rücksicht auf die vom Könige ausgesprochene Begnadigung, auf Towerhill enthauptet. Große Verdienste erwarb sich L. um die Bibliothek der Universität zu Oxford. Unter seinen Schriften ist das von Wharton herausgegebene Tagebuch für die Geschichte jener Zeit sehr wichtig.

Laudanum wird oft mit Opium (s. d.) ganz gleichbedeutend gebraucht, und in der Arzneimittellehre gewöhnlich den aus Opium gefertigten Präparaten beigelegt, z. B. Laudanum liquidum Sydenhami, Laudanum liquidum Londinense, Laudanum opiatum u. s. w.

Laudemium, s. Sterbelehn.

Lauderdale, eine alte schot. Familie, welche ursprünglich den Namen Maitland führte und dann die Titel Thirlestane, Lethington, endlich Lauderdale erhielt. — Sir Will. Maitland von Lethington war schot. Staatssecretair unter der Königin Maria Stuart, nahm lebhaften Antheil an den Wirren seiner Zeit und wurde 1573 ermordet. — Ein Nachkomme desselben, John Maitland, erhielt 1624 die Würde eines Grafen von L., welchen Titel sein Sohn gleiches Namens erbte. Derselbe war erst eifriger Presbyterianer, dann Royalist und trat unter Karl II. in das berüchtigte Ministerium, die Cabale (s. d.). Er starb 1682. — Jam. Maitland, Graf von L., ein berühmter brit. Staatsmann und ökonomischer Schriftsteller, geb. 1759, studirte zu Glasgow. Er trat unter dem Namen Maitland 1778 schon ins Parlament, machte sich als Redner und Oppositionsmann bemerkbar und wurde 1787 in die Commission berufen, welche die Anklage gegen Warren Hastings (s. d.) leitete. Nachdem er 1789 den Titel seines Vaters ererbt, kam er in das Oberhaus und wurde gegen die Absichten der Minister unter die schot. Pairs aufgenommen. Mit Erfolg bekämpfte er 1791 das Ministerium, als dasselbe wegen der Einnahme von Oczakow an Rußland den Krieg erklären wollte; auch tadelte er die Politik, welche man gegen das revolutionaire Frankreich beobachtete. Im J. 1792 unternahm er sogar eine Reise nach Paris, wo er sich mit den Girondisten in Verbindung setzte. Als sein Freund Fox 1806 ins Ministerium kam, wurde L. Pair von Großbritannien, Mitglied des Geheimen Raths und Großsiegelbewahrer von Schottland, welche Ämter er jedoch bei der Veränderung des Ministeriums wieder verlor. Im Juli 1806 erhielt er den Auftrag, mit Frankreich den Frieden zu unterhandeln; doch verließ er Paris, als Napoleon den Feldzug gegen Preußen eröffnete. Seitdem war er nur im Oberhause als ein sehr eifriger Oppositionsmann thätig. Er erhob sich gegen die Ausnahmsgesetze, gegen die Kriege mit Frankreich, 1808 gegen die Expedition auf Kopenhagen, unterstützte auch am 8. Apr. 1816 den Antrag des Lord Holland (s. d.) gegen die Gefangenhaltung Napoleon's auf St.-Helena. Unter seinen vielen Flugschriften über die irländ. und ind. Angelegenheiten, die Korngesetze, die Finanzen u. s. w. ist „An inquiry into the nature and origin of public wealth" (Edinb. 1804), worin er die ökonomischen Theorien Adam Smith's bekämpft, unstreitig die wichtigste. — Sein Cousin ist der Admiral Sir Frederic Maitland, der 1815 Napoleon an den Bord des Schiffs Bellerophon, dessen Befehlshaber er war, aufnahm.

Laudon (Gideon Ernst, Freiherr von), s. Loudon.

Lauenburg oder Sachsen-Lauenburg, ein zum Deutschen Bunde gehöriges, mit der Krone Dänemark verbundenes Herzogthum in Niedersachsen, erhielt seinen Namen von der Lauenburg, welche in den Kriegen Heinrich's des Löwen ums J. 1182 erbaut wurde. Das Land war früher von den Polaben bewohnt und wechselte nach Heinrich's des Löwen Tode seine Besitzer mehrmals, bis es kurz nach 1227 an den Herzog Albrecht I. von Sachsen, aus dem askanischen Stamme, kam, der sich auch, trotz des Widerspruchs des Hauses Braunschweig, im Besitze desselben behauptete, und vererbte es auf seinen Sohn Johann, welcher der Stammvater der herzoglichen Linie von Sachsen-Lauenburg wurde. Braunschweig und Sachsen schlossen sodann 1369 einen Erbverein, zufolge dessen, nach dem Erlöschen des lauenburg. Stammes mit dem Herzoge Julius Franz, gest. am 19. Sept. 1689, der Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig-Celle von dem Lande Besitz nahm. Doch mußte, der übrigen Ansprüche auf diese Erbschaft nicht zu erwähnen, Kursachsen 1697, theils wegen einer 1507 vom Kaiser Maximilian erhaltenen Anwartschaft, theils wegen einer 1671 mit dem letztverstorbenen Herzoge errichteten Erbverbrüderung, durch die Summe von 1,100000 Fl. und durch den Vorbehalt des Rückfalls nach Abgang des gesammten Hauses Braunschweig-Lüneburg und des Titels von Engern und Westfalen abgefunden werden. Nach dem Tode des Herzogs Georg Wilhelm fiel das Herzogthum an die kurfürstliche Linie des Hauses Braunschweig und König Georg I. erhielt 1716, weil jetzt erst alle Ansprüche der übrigen Bewerber beseitigt worden waren, zum erstenmal die kaiserliche Belehnung über das Herzogthum, nebst Sitz und Stimme im Reichsfürstenrathe; die Aufhebung der kaiserlichen Sequestration des ebenfalls zur lauenburg. Erbschaft gehörigen Landes Hadeln verzögerte sich aber bis 1731. Im J. 1803 kam es zugleich mit Hannover unter franz. Herrschaft. Im J. 1813 fiel es zwar an seiner frühern Dynastie wieder zu, doch

laut Patents vom 16. Juli 1816 wurde es mit Ausschluß des Landes Hadeln (s. d.) am Ausflusse der Elbe, des schmalen Landstrichs am linken Ufer der Elbe und des auf dem rechten Ufer abgesondert liegenden Amtes Neuhaus, welches Alles bei Hannover blieb, an Preußen und von diesem an Dänemark abgetreten, dabei jedoch die Beibehaltung aller Rechte und Privilegien des Landes, sowie die Übernahme der Landesschulden zur Bedingung gemacht. Das Herzogthum umfaßt gegenwärtig auf 19 □M. gegen 46000 E. Es liegt auf dem rechten Elbufer, ist von Hannover, Mecklenburg, Holstein und den Gebieten der freien Städte Hamburg und Lübeck eingeschlossen und in die vier Ämter Ratzeburg, Lauenburg, Schwarzenbeck und Steinhorst getheilt. Viehzucht, Ackerbau, Gemüse- und Obstbau, sowie Fracht- und Schiffahrtsverkehr sind die Hauptnahrungsquellen des Landes. Der Möllner-, der Ratzeburger- und der Schallsee, die Elbe, Bille, Stecknitz und Wackenitz gewähren dem Lande vielfache Vortheile; auch hat es ansehnliche Waldungen, worunter der Sachsenwald, und ergiebigen Torfstich. Die alten, aus Ritterschaft und Ständen zusammengesetzten Stände bestehen zwar noch, aber fast nur dem Namen nach. Der die Verwaltung des Herzogthums führende Gouverneur und der Landdrost stehen unter der zu Kopenhagen befindlichen schleswig-holstein-lauenburg. Kanzlei und mittels dieser unter dem geheimen Staatsrath zu Kopenhagen. Das Contingent zur deutschen Bundesarmee stellt L. mit Holstein gemeinschaftlich. Die Einkünfte betragen 160000 Thlr. Die Hauptstadt des Herzogthums und der Sitz der Behörden ist Ratzeburg (s. d.). — Die Stadt Lauenburg, an der Elbe, auf dem hohen Ufer derselben, oberhalb Hamburg, mit 3500 E. und den Resten des von Heinrich dem Löwen erbauten Schlosses, der spätern Residenz der Herzoge von Sachsen-Lauenburg, treibt lebhaften Transitohandel, besonders mit Holz und Getreide, die Elbe auf- und abwärts, sowie auf dem Stecknitzkanal, der hier in die Elbe mündet, nach Lübeck. Geschichtlich ist die Stadt merkwürdig durch die hier 1803 abgeschlossene Convention, wodurch Hannover den Franzosen übergeben wurde, sowie durch ein Gefecht am 17.—19. Aug. 1813 zwischen den Alliirten unter Tettenborn und den Franzosen.

Lauer (Franz, Freiherr von), einer der ausgezeichnetsten östr. Generale, trat 1755 in östr. Dienste und zeichnete sich bereits im Siebenjährigen Kriege bei Kollin, Gabel, Zittau, Schweidnitz, Breslau und Leuthen rühmlich aus. Nach dem Frieden zum Hauptmann befördert, machte er 1771 eine Visitationsreise mit dem Geniedirector Grafen Pellegrini durch Ungarn, Slawonien, das Banat und Siebenbürgen, und wurde hierauf zum Ingenieurmajor befördert. In den J. 1775 und 1782 machte er militairisch-wissenschaftliche Reisen durch ganz Italien. Inzwischen während des bair. Erbfolgekriegs zum Oberstlieutenant befördert, entwarf er die Plane zur Festung Theresienstadt; auch leitete er den Bau der Festung Pleß-Josephstadt und wurde dafür im J. 1783 zum Obersten ernannt. Beim Ausbruche des Kriegs gegen die Pforte im J. 1788 machte er die Disposition zur Belagerung der Festungen Dubitza und Belgrad und wurde dafür 1789 zum Generalmajor und 1790 vom Kaiser Leopold II. in den Freiherrnstand erhoben. Im J. 1795 zum Feldmarschalllieutenant befördert, hatte er wesentlichen Antheil an der schnellen Einnahme der Festung Manheim. Er wurde nun 1797 Generalgeniedirector, 1800 Feldzeugmeister, und starb als solcher am 12. Sept. 1803. — Sein Sohn Jos., Freiherr von L., geb. zu Grätz 1769, begann 1787 als Ingenieurunterlieutenant seine militairische Laufbahn und zeichnete sich im Türkenkriege von 1787 und 1788, vorzüglich beim Übergange über die Donau und bei der Belagerung von Belgrad, aus. Im franz. Feldzuge von 1793 waren die Festungen Lequesnoi, Maubeuge, Fort-Louis, die Rheinschanze bei Manheim, der Hartenberg bei Mainz und Manheim Zeugen seines Muthes; auch in den folgenden franz. Revolutionskriegen zeichnete er sich rühmlichst aus und wurde 1806 Fortificationslocaldirector zu Königgrätz, 1811 zu Ofen und 1813 zu Temeswar. Im J. 1814 zum Generalmajor befördert, erhielt er eine Anstellung bei der ital. Armee und wirkte in der Schlacht am Mincio und bei der Berennung Mantuas thätig mit. Im J. 1815 vertheidigte er Ferrara gegen 50000 Neapolitaner; seine glänzendste Waffenthat aber war die Eroberung der Festung Gaëta, zu deren Gouverneur er hierauf ernannt wurde. Im J. 1817 erhielt er das provisorische Commando der Truppen in Neapel, wurde 1826 Feldmarschalllieutenant, 1831

Festungscommandant zu Königgrätz, 1832 zu Olmütz und 1841 Wirklicher Geh. Rath. Seine ausführliche Schilderung der Belagerung von Gaeta steht in der wiener „Militairischen Zeitschrift" (1823).

Lauffen, ein Dorf von 1500 E. im schweiz. Canton Zürich, am Rhein, auf einem beinahe senkrecht abgeschnittenen Kalkfelsen, mit einem Schlosse, neben welchem der Rhein den 60—80 F. hohen und 300 F. breiten, unter dem Namen von Schaffhausen bekannten Wasserfall bildet.

Lauffeuer bezeichnet für die Infanterie in Reihe und Glied den Gegensatz von Bataillonssalve. Wenn bei letzterer das ganze Bataillon auf einmal die Gewehre abfeuert, so geschieht dies bei erstern nur zum Theil, entweder wie beim Heckefeuer (s. d.) oder indem einzelne Rotten, auch wol einzelne Sectionen (Pelotons) schießen, während die Nebenstehenden wieder laden. Auch das Lauffeuer wird jetzt nicht mehr angewendet, wenigstens würde ihm das Heckefeuer immer noch vorzuziehen sein.

Laufgraben oder Tranchéen nennt man diejenigen von dem Belagerer einer Festung vorgenommenen Erdvertiefungen, welche zur gedeckten Aufstellung von Truppen und zugleich zur Verbindung der Batterien untereinander und mit den Depots dienen. Hierher gehören die Parallelen, deren gewöhnlich drei angenommen werden, und die Communicationswege, sowol von den Depots nach der ersten Parallele, als von dieser nach der zweiten und später nach der dritten. Die beiden letzten Arten werden vorzugsweise Schläge, Zickzacks oder boyaux genannt. Das vordere Ende des Schlages wird mit einem nach der Festung zu converen Bogen abgerundet, welcher crochet heißt und zur Aufstellung von Mannschaften, oft auch von Geschützen dient. Eigentlich gehören hierher auch noch die Sappen (s. d.) als Annäherungswege zu den Laufgräben. (S. Belagerung.) Eine bedeckte Annäherung an die Festung kommt schon in den ältesten Kriegen vor. Die zweckmäßigste Art der Führung dieser Werke wurde zuerst von Vauban in der Mitte des 17. Jahrh. gezeigt. Veränderungen des Vauban'schen Systems, deren Anwendbarkeit vorzüglich von den Verhältnissen des Terrains abhängig bleibt, wurden bald nachher von dem preuß. Ingenieurgeneral Lefèbvre vorgeschlagen. — Im Schiffe versteht man unter Laufgraben den etwa drei Fuß breiten, auf der untersten, noch unter der untersten Batterie liegenden Decke befindlichen Gang, der sich rings an den Seiten des Schiffs hinzieht und in welchem sich während des Treffens die Zimmerleute aufhalten, um die Grundschüsse zu stopfen. — Laufgräben in einem Brander heißen die Röhren, welche bestimmt sind, das Lauffeuer nach allen Seiten hin zu verbreiten.

Laun (Friedr.), s. Schulz (Fr. Aug.).

Laune ist in der allgemeinsten Bedeutung eine scheinbar zufällige, individuelle und vorübergehende Stimmung des Gemüths, die man, weil sich dafür keine bestimmten psychischen Ursachen nachweisen lassen, auf körperliche Ursachen zurückzuführen geneigt ist. Namentlich glaubte man sie früher von dem Laufe und der Beschaffenheit der Säfte, hauptsächlich des Bluts, ableiten zu können; daher im Lateinischen, Französischen und Englischen die Bezeichnungen humor, humeur und humour. Die beiden letzten Wörter, ursprünglich ziemlich gleichbedeutend, haben später eine sehr verschiedene Bedeutung erhalten. Humeur für sich bezeichnet nämlich immer üble Laune, humour dagegen mehr die Stimmung zu einer gewissen Art des Scherzes, zu belustigenden Einfällen, zu Auffindung des Lächerlichen an Andern, oder zu einer naiven Darstellung seiner eigenen lächerlichen Seiten. Von dem franz. humeur unterscheidet sich das deutsche Wort Laune darin, daß es nicht blos einen verdrießlichen Zustand andeutet, sondern die wandelbare Stimmung überhaupt. Zur Laune wird der natürliche Wechsel der Gefühle dadurch, daß er ohne thätige Mitwirkung erfolgt, daß er mehr oder minder plötzlich ohne bestimmbare Übergänge erscheint. Die Herrschaft der übeln Laune kann so weit gehen, daß man sich über sich selbst ärgert und doch der Laune folgt. Der Launenhafte nämlich, d. h. Der, welcher dem Launenwechsel unterworfen, ist unfähig, sich selbst zu beherrschen und folgt, statt in seinen Entschlüssen von einem festen Willen und besonnener Prüfung geleitet zu werden, der wandelbaren Stimmung seines Gemüths. Man unterscheidet ferner im Deutschen die gute Laune von der übeln und nennt in dieser Beziehung den einen Menschen launig, den andern launisch.

Der Launische läßt sich von einer Empfindung beherrschen, die keinen objectiven Grund hat oder bei der er sich wenigstens eines solchen nicht bewußt ist. Diese böse Laune, besonders insofern sie herrschend ist, heißt bei den Engländern der Spleen. Die gute, heitere Laune dagegen, der gute Humor, ist die subjective Stimmung, die Dinge lächerlich oder belustigend zu finden. Sie ist Dem nothwendig, welcher sich der komischen Darstellung widmet, und gehört insofern mit zu dem komischen Talente, ohne dasselbe vollständig zu erschöpfen. Die gute Laune ist daher auch noch nicht der Humor (s. d.) im ästhetischen Sinne.

Laura, die Geliebte Petrarca's (s. d.), wurde früher meist für eine allegorische Gestalt gehalten, während Andere annahmen, daß sie aus den Häusern Chabaud und Sade entsprossen, ehelos geblieben sei, in Vaucluse gewohnt und hier dem Sänger ihrer Reize Zusammenkünfte gewährt habe. Nach neuern Untersuchungen aber stammte sie aus dem alten provençal. Geschlechte Noves. Sie war die älteste Tochter des Audibert Noves und wurde in Avignon um 1307 geboren. Nach dem Tode ihres Vaters, der ihr ein reiches Erbtheil hinterließ, vermählte sie sich 1325 mit Hugo de Sade, aus einem angesehenen Geschlecht in Avignon. Sie gehörte zu den gefeiertsten Schönheiten dieser Stadt, die damals, als der Sitz der Päpste, Fremde aus allen Ländern herbeizog. Unter ihnen befand sich auch der junge Petrarca, der von dem Augenblicke an, wo er die schöne Frau 1327 zum ersten Male sah, von einer ebenso starken als beständigen Leidenschaft für sie ergriffen wurde. Für seine Wünsche fand er indeß bei der Geliebten keine Erhörung, und nur erst ein minder strenges Entgegenkommen, als er 1342 mit dem kapitolinischen Lorber gekrönt nach Avignon zurückkehrte. Alle Welt beeiferte sich, die durch seine Verse berühmt gewordene Frau zu sehen; doch sie war verblüht, bleich geworden und eingefallen; man war erstaunt, daß dieses die so hoch gepriesene Schönheit sein sollte. Noch einmal, im J. 1347, sah Petrarca seine Geliebte in einer Frauengesellschaft; er nahm mit traurigem Vorgefühl Abschied von ihr und sah sie wirklich nicht wieder. Im folgenden Jahre, am 6. Apr. 1348, wurde sie ein Opfer des Schwarzen Todes, der damals in Avignon grassirte. Ihre Begräbnißstätte fand sie in der Kirche des dasigen Minoritenklosters. Ein Bildniß von ihr hatte Petrarca 1334 von dem Maler Simon von Siena erhalten, der ihre Gestalt auch später in mehren Gemälden anbrachte. Vgl. Cicognara, „Sul vero ritratto di Mad. Laura" (Rom 1822) und die Schrift „Sul presunto ritratto di Mad. Laura" (Padua 1822). Einige Alterthumsforscher erlangten 1533 die Erlaubniß, ihr Grab zu öffnen. Man fand darin eine bleierne Büchse mit einem Pergamentbriefe, worauf ein Sonett mit Petrarca's Unterschrift stand, das aber das Werk eines seiner Freunde zu sein schien, und eine Münze, die eine weibliche Gestalt zeigte, welche ihren Busen bedeckte, mit der Umschrift M. L. M. J. (vielleicht Madonna Laura morta jace). Büchse und Münze wurden um 1730 von dem Untersacristan nach England verkauft, das Sonett ging verloren, als 1791 das Schloß der Familie Sade verwüstet wurde, und das Grab wurde nebst der Kirche in dem Revolutionssturme zerstört. Der Präfect von Vaucluse ließ 1804 den der Familie Sade zurückgegebenen Grabstein in die alte Hauptkirche von Avignon bringen. Diesen durch sorgfältige Forschungen gewonnenen Ergebnissen entgegen suchte der Abbé Costaing in der Schrift „La muse de Petrarque dans les collines de Vaucluse" (Par. und Avign. 1819) darzuthun, daß Laura die Tochter Adhemar's de Baux gewesen sei; allein seine Gründe sind durchaus unhaltbar.

Lauremberg (Joh. Wilh.), einer der ersten Begründer einer nationalen didaktischen Satire, geb. zu Rostock 1591, war früher Professor der Mathematik in seiner Vaterstadt und kam 1623 an die Ritterakademie nach Soroe, wo er 1659 starb. Seine in plattdeutscher Sprache geschriebenen „Veer olde beröhmede Schertzgedichte, gerymet durch Hans Willmsen L. Rost; Gedrücket in dissem itzigen Jahr" (wahrscheinlich Hamb. 1654; neue Ausg., Kass. 1750) empfehlen sich durch gesunden Verstand und Witz, kräftige und treffende Darstellung und nationale Färbung. Auch sind von ihm einige komische Erzählungen vorhanden.

Laurentius der Heilige war unter Papst Sixtus II. Diakon der röm. Gemeinde und erlitt in der Verfolgung unter Valerianus im J. 258 den Märtyrertod. Als ihm

nämlich die heidnische Behörde anfann, die Schätze der Kirche auszuliefern, bezeichnete er als solche die versammelten Armen und Kranken der Gemeinde und wurde nun an einem langsamen Feuer zu Tode gemartert. Auf der einen Seite verbrannt, soll er verlangt haben, auf die andere gewendet zu werden, wodurch sich die Sage gebildet hat, er sei auf dem Roste gebraten worden. Überhaupt hat die Geschichte des L. durch Ambrosius und noch mehr durch Prudentius in dem „Hymnus in passionem Laurentii martyris" manche Ausschmückung erfahren. Die katholische Kirche feiert sein Gedächtniß am 10. August.

Laurentum, eine Stadt in Latium, nahe an der Küste, zwischen Ostia und Lavinium, jetzt Torre di Paterno, war der alte Königssitz des Latinus (s. d.). In der Nähe derselben lag das Laurentinum, ein Landgut des jüngern Plinius.

Lauriston (Alex. Jacq. Bernard Law, Marquis de), Marschall und Pair von Frankreich, war ein Enkel von Will. Law, der nach dem Sturze des Finanzsystems seines Bruders John Law (s. d.) in Frankreich blieb. Er wurde am 1. Febr. 1768 zu Pondichery geboren, trat zeitig in die Armee und war schon 1795 Artillerieoberst. Bonaparte, der seine Tüchtigkeit erkannte, wählte ihn im J. 1800 zum Adjutanten und übertrug ihm kurz darauf mit dem Titel eines Brigadegenerals das Commando über die Artillerieschule zu Lafère. Im Apr. 1801 erhielt L. eine diplomatische Sendung nach Dänemark und im Oct. des folgenden Jahres hatte er die Ratification des Friedensvertrags dem londoner Hofe zu überbringen. Aus unbekannten Gründen fiel er hierauf in Ungnade bei Bonaparte und wurde als Commandant des Artilleriedepots nach Piacenza versetzt. Im J. 1805 erhielt er jedoch den Befehl über die Truppen, welche der bei Trafalgar (s. d.) geschlagene Admiral Villeneuve an Bord nehmen mußte. Vom Kaiser aus Spanien nach Frankreich zurückberufen, wurde ihm im Feldzuge von 1805 ein Commando als Divisionsgeneral übertragen. Nach dem Frieden von Presburg nahm er Besitz von dem Arsenal zu Venedig und im Mai 1807 von der Republik Ragusa (s. d.), die er gegen die Russen und Montenegriner tapfer vertheidigte. Im J. 1808 ging er mit dem Kaiser nach Spanien; im folgenden Jahre befehligte er unter dem Vicekönig von Italien in Ungarn, wo er, nach dem Siege am 14. Juni, die Stadt Raab am 24. Juni eroberte. In der Schlacht bei Wagram entschied L. an der Spitze der Gardeartillerie ebenfalls den Sieg der franz. Waffen. Nach dem Frieden wurde er nach Wien geschickt, um die Vermählung des Kaisers mit der Erzherzogin Marie Luise zu verhandeln, wofür er den Grafentitel und den Gesandtschaftsposten in Petersburg erhielt. Er trat hier an die Stelle Caulaincourt's, verließ den russ. Hof erst 1812 und übernahm dann in der großen Armee ein Commando. Nach dem Rückzuge befehligte er das fünfte Armeecorps an der Elbe. Er besetzte Leipzig am Tage der Schlacht bei Lützen, umging in der Schlacht bei Bautzen mit dem linken Flügel den Feind und besetzte hierauf am 1. Juni 1813 Breslau. In der Schlacht bei Leipzig vertheidigte er am 19. Oct. die Vorstadt, wurde hier von den Preußen gefangen und erst nach dem Frieden von Paris ausgeliefert. Ludwig XVIII. zeichnete ihn ganz besonders aus und erhob ihn, zumal da er sich während der Hundert Tage von Napoleon entfernt gehalten, am 17. Aug. 1815 zum Pair und Befehlshaber einer Division der Gardeinfanterie. Am 12. Oct. 1815 berief ihn der König in die Commission, welche das Betragen aller Offiziere während der Hundert Tage untersuchen sollte. Nachdem er 1817 zum Marquis ernannt worden, übernahm er am 21. Febr. 1820 das Ministerium des königlichen Hauses. Am 1. Mai 1821 erhielt er den Marschallstab und 1823 beim Zuge nach Spanien das Commando des zweiten Reservecorps. Nachdem er sich seit 1824 von allen öffentlichen Geschäften zurückgezogen, starb er am 10. Juni 1828 am Schlagfluß.

Laurop (Christian), bad. Oberforstrath, geb. am 1. Apr. 1772 zu Schleswig, wo sein Vater Oberförster war, erhielt eine sorgfältige Erziehung und bildete sich für das Forstfach theils praktisch bei dem Oberförster zu Steinau im Hanauischen und theils theoretisch durch Selbststudium. Nachdem er 1790 einige Zeit zu Ilsenburg am Harze zugebracht hatte, trat er in die mit dem Feldjägercorps verbundene Forstlehranstalt zu Kiel als Eleve ein. Nach fünfjährigem Aufenthalt daselbst erhielt er die Stelle als Secretair bei dem Jägermeisteramte und 1798 auf Verwendung des Grafen Reventlow vom König von Dänemark ein Reisestipendium auf zwei Jahre, um zu seiner weitern Ausbildung Deutschland

in forstmännischer Hinsicht zu bereisen. Nach seiner Rückkehr wurde er nach Kopenhagen berufen, um bei dem Forstdepartement der Rentkammer an der neuen Forsteinrichtung zu arbeiten. Ohne Hoffnung, Forstmeister zu werden, weil er nicht von Adel war, folgte er 1802 dem Rufe als Lehrer der Forstwissenschaft und als Assessor des Oberforstcollegiums nach Dreißigacker und wurde 1802 Forstrath und Mitglied des Kammercollegiums. Bereits 1805 ging er als Forstdepartementsrath und Director des gesammten Forstwesens nach Leiningen, und nach der Mediatisirung dieses Fürstenthums kam er 1807 als Oberforstrath und Mitglied des Oberforstdepartements nach Karlsruhe. Im J. 1809 errichtete er eine Privatforstlehranstalt, welche von In- und Ausländern stark besucht wurde, 1820 aber einging. Als Schriftsteller trat er schon frühzeitig auf. Sein erstes größeres Werk „Über Forstwissenschaft" (Lpz. 1796) wurde mit Beifall aufgenommen und es folgten nun seine „Freimüthigen Gedanken über die Ursachen des Holzmangels in den Herzogthümern Schleswig und Holstein" (Altona 1798). Im J. 1801 verband er sich mit Hartmann in Stuttgart zur Herausgabe der „Zeitschrift für die Forstwissenschaft" (Kopenh. 1801—2). Unter seinen folgenden Schriften sind hervorzuheben „Briefe eines in Deutschland reisenden Forstmannes" (5 Hefte, Tüb. 1802—3); „Grundsätze der Holzzucht" (Hildburgh. 1804); „Grundsätze des Forstschutzes" (Heidelb. 1810; 2. Aufl., 1833) und „Handbuch der Forst- und Jagdliteratur" (Frankf. 1844). Nächstdem war er äußerst thätig theils allein, theils in Verbindung mit andern Forstmännern in Herausgabe von forst- und jagdwissenschaftlichen Zeitschriften.

Laus, eine Gattung von ungeflügelten Insekten, welche nur parasitisch vorkommt und aus Eiern (Nissen) auskriecht, die an dem Haar befestigt und mit einem Deckel versehen sind. Dieselben bestehen mehre Häutungen, aber keine wahre Verwandlung, sind schon nach drei Wochen erwachsen und zur Fortpflanzung fähig, können sich daher ungeheuer vermehren und bilden für manche Völker eine erbliche Plage. Sie kommen nur auf Säugthieren vor und sind von den Parasiten der Vögel u. s. w. sehr verschieden. Man kennt viele Arten; der Mensch wird durch drei derselben heimgesucht. Ihr zu häufiges Vorkommen ist unter gewöhnlichen Verhältnissen immer Folge von Unreinlichkeit und Nachlässigkeit, denn keineswegs sind die slaw. oder finnischen Völker vermöge besonderer Säftemischung den Angriffen dieser widerlichen Geschöpfe mehr ausgesetzt als andere Menschenstämme. In seltenen Fällen scheint eine unglaublich rasche Zunahme dieses Ungeziefers mit einem allgemeinen krankhaften Zustande des Individuums in Verbindung zu stehen, denn wegzuleugnen sind manche historisch gewisse Fälle der fürchterlichen Läusesucht (Phthiriasis) durchaus nicht. An ihr starben Sylla, Philipp II., Iffland u. A. Als Gegenmittel wird Quecksilber nur gegen eine gewisse, an beschränkten Körperstellen vorkommende Art von Läusen Anwendung finden dürfen; in allen andern Fällen wird Reinlichkeit und Sorgfalt selbst die Kinder schützen, obgleich diese den Angriffen dieser Insekten mehr ausgesetzt sind als Erwachsene.

Lausanne, die Hauptstadt des Waadtlandes, eine halbe Stunde vom Genfersee, an welchem das Dorf Ouchy den Hafen der Stadt bildet, ist am südlichen Abhange des Jorat unregelmäßig auf drei Hügeln und in mehren dazwischen liegenden Tiefen am Zusammenfluß der Flon und der Loue erbaut, sodaß die Straßen steil, eng und abschüssig sind. Eine neue großartige Brücke verbindet die beiden durch ein tiefes Thal getrennten Haupttheile der Stadt. L. hat über 15000 E. und eine akademische Lehranstalt, in welche 1806 das 1536 gegründete Gymnasium verwandelt wurde. Es bestehen daselbst eine Société d'émulation, eine Naturforschende und eine Land- und staatswirthschaftliche Gesellschaft, sowie eine Bibelgesellschaft. Auch hat die Stadt eine Bibliothek mit seltenen Handschriften, ein reiches Museum, ein großes Spital und ein nach pensylvanischem System errichtetes Zuchthaus. Eine wahre Zierde ist die im 10. Jahrh. in goth. Stile erbaute Kathedrale mit mehren schönen Denkmälern. Die Zahl der Gold- und Silberarbeiter, sowie der Buchdruckereien hat in der letzten Zeit sehr abgenommen, lebhaft ist aber noch immer der Wein- und Speditionshandel. Ihre Hauptnahrungsquelle hat die Stadt in den Fremden, welche wegen der schönen Lage, sowie in der Absicht, sich in der franz. Sprache und im gesellschaftlichen Tone der feinen Welt auszubilden, aus allen Gegenden Europas dahin kommen.

Ehemals stand L. nebst dem umliegenden Gebiete unter dem Canton Bern, dessen Landvogt auf dem bischöflichen Schlosse wohnte, da der Bischof seit der Reformation seinen Sitz von hier nach Freiburg verlegt hatte; jetzt aber ist das Schloß zum Cantonsrathhause umgewandelt. In der dasigen St.-Françoiskirche hielt das 1499 von Basel nach L. verlegte Concil seine letzten Sitzungen und in der Kathedrale fand 1536 die denkwürdige Disputation statt, welche die Reformation der südwestlichen Schweiz zur Folge hatte.

Lausitz (Lusatia), ein jetzt theils zu Sachsen, theils zu Preußen gehöriger Landstrich, der früher als Ober- und Niederlausitz zwei selbständige Markgrafthümer bildete und auf ungefähr 200 □M. eine halbe Mill. E. zählte, wurde gegen Süden von Böhmen, gegen Westen von Meißen und dem ehemaligen sächs. Kurkreise, gegen Norden von Brandenburg und gegen Osten von Schlesien begrenzt und von der Spree und Neisse von Süden nach Norden durchschnitten. Die Lausitz bewohnten seit der Völkerwanderung slaw. Stämme unter eigenen freien Häuptlingen, welche erst 929 vom deutschen König Heinrich I. zinsbar gemacht und von Kaiser Otto I. 968 zum Christenthum bekehrt wurden. Als Bewohner der Niederlausitz (Lusici) werden damals die Lusizer genannt, welche mit den Wilzen, die bis an die Ostsee ihre Sitze hatten, eines Stamms gewesen sein sollen; in der Oberlausitz saßen die Milziener. Die Lausitz wurde zwar schon von Heinrich I. den Markgrafen von Meißen untergeben; doch erst seit 1031 vermochten dieselben, sich in das ihnen gebührende Ansehen zu setzen und zwar, wie es scheint, nur in der Oberlausitz, während die Niederlausitz fortwährend Polens Oberhoheit anerkannte. Um 1075 bemächtigte sich der Herzog Wratislaw von Böhmen fast der ganzen Lausitz, doch vermochte er sich gegen Heinrich den Ältern von Meißen nicht im Besitz derselben zu behaupten. Dagegen verlor sie Heinrich's Sohn, Heinrich der Jüngere, 1123 an Wiprecht von Groitzsch, den Eidam des Herzogs Wratislaw, worauf Wiprecht's Sohn, Heinrich, die ganze Lausitz an sich brachte. Nach seinem unbeerbten Tode im J. 1136 fiel die Niederlausitz nebst einem Theile der Oberlausitz an Konrad den Großen von Meißen, der übrige Theil der Oberlausitz aber an den böhm. Prinzen Sobieslaw. Durch Heirathen erwarben der Markgraf Albrecht II. von Brandenburg 1206 Kamenz und Ruhland in der Oberlausitz und der Markgraf Otto III. von Brandenburg, der Eidam des Königs Wenzeslaw Ottokar von Böhmen, 1231 den Rest der Oberlausitz bis auf Zittau mit seiner Pflege, das bei Böhmen blieb. Im J. 1303 verkaufte der Markgraf Diezmann die ihm zugefallene Niederlausitz ebenfalls an die Markgrafen von Brandenburg, worauf Markgraf Friedrich der Gebissene, nachdem er in die Gefangenschaft des Markgrafen Waldemar gefallen, 1312 gänzlich auf alle Ansprüche auf die Lausitz verzichten mußte. Bei dem Erlöschen des askanischen Stammes der Markgrafen von Brandenburg im J. 1320 gab der Kaiser Ludwig der Baier die Niederlausitz mit Brandenburg seinem Sohne Ludwig, während die Stände der Oberlausitz sich freiwillig dem böhm. Könige Johann von Luxemburg unterwarfen, und der Herzog Heinrich von Jauer wegen der Ansprüche seiner Mutter die Städte Görlitz und Lauban mit ihren Pflegen erhielt, die er indeß 1329 gegen eine anderweite Entschädigung ebenfalls an Böhmen abtrat. Dieser freiwilligen Übergabe verdanken die Stände der Oberlausitz den größten Theil ihrer Freiheiten. Die Lausitz blieb den Königen von Böhmen in den hussitischen Unruhen treu, wurde aber dafür von den Hussiten furchtbar verheert. Zwar erkannte sie 1459 Georg Podiebrad als König an, doch 1467 übergab sie sich an den König Matthias von Ungarn, dem sie auch im olmützer Frieden von 1479 verblieb. Unter ihm kamen die Benennungen Oberlausitz für den südlichen und Niederlausitz für den nördlichen Theil des Landes auf; auch erneuerten die Städte der Oberlausitz 1476 und 1490 ihren Bund und gründeten dadurch die bis auf die neuesten Zeiten bestandene Vereinigung der Sechsstädte (Bautzen, Görlitz, Zittau, Lauban, Kamenz und Löbau), die von den Kaisern und böhm. Königen den Reichsstädten ähnliche Freiheiten zu erlangen wußten. Sie unterhielten stehende Mannschaften und vertheidigten sich in den Kriegen dieses Jahrhunderts meist auf eigene Hand. Nach des Königs Matthias von Ungarn Tode, 1490, blieben beide Markgrafthümer bei der Krone Böhmen und kamen mit derselben 1526 an Ferdinand I. von Östreich, von dem sie wegen eigenmächtiger Einführung des Protestantismus harte Bedrückungen litten. Besonders wurden die Sechsstädte des größten Theils ihrer Freihei-

ten beraubt und mußten große Summen opfern, um sie allmälig wiederzuerlangen. Durch die Wahl des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz zum Könige von Böhmen wurde die Lausitz, die ihm nicht huldigte, in den Dreißigjährigen Krieg verwickelt. Der Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen besetzte sie 1620 in des Kaisers Namen, erhielt sie, nachdem er sich mit dem Kaiser entzweit hatte, bei der Aussöhnung 1623 unterpfändlich für 72 Tonnen Goldes aufgewendeter Kriegskosten und andere Schuldfoderungen an den Kaiser und behielt sie nun als Pfand, bis sie im prager Frieden am 30. Mai 1635 mit allen Hoheitsrechten als böhm. Lehn vom Kaiser ihm erb- und eigenthümlich abgetreten wurde. Seitdem theilte die Lausitz, als ein von den kursächs. Erblanden gesondertes, zu keinem Reichskreise gehöriges Nebenland, bis 1815 alle Schicksale Sachsens, das im tilsiter Frieden von 1807 auch den bis dahin zu Brandenburg gehörenden kottbuser Kreis erhielt. Bei der Theilung Sachsens im J. 1815 mußte dieses die Niederlausitz und den größern, östlich und nördlich gelegenen Theil der Oberlausitz an Preußen abtreten.

In der Oberlausitz bildet die Abwechselung ebener und gebirgiger Gegenden die reizendsten Ansichten und merkwürdige Naturschönheiten. Ein lebhafter Verkehr verbindet die südlichen Gebirgsgegenden mit den nördlicher liegenden Ebenen, welche bis in die Niederung der fast durchaus flachen Niederlausitz ablaufen. Diese hat in ihren Wäldern, vorzüglich an der Grenze von Schlesien und im Spreewalde, an Holz und Wild, in ihren Flüssen und ansehnlichen Teichen an Fischen, und auf ihrem sandigen Boden an Obst, Flachs, Haidekorn, Gerste, Hafer und Gemüse Überfluß genug, um einen einträglichen Handel ins Ausland zu treiben; Korn und Weizen baut sie hinreichend für den Bedarf; auch der Tabacksbau und die Bienenzucht sind in beiden Markgrafthümern nicht unbedeutend. Der lebhafte Verkehr mit Brandenburg und Schlesien gewährt der Niederlausitz viele Handelsvortheile. Wichtiger für den Handel ist aber die Oberlausitz, deren Boden nur in der Ebene Viehzucht und Ackerbau begünstigt, daher beiweitem nicht Korn genug für die starke Bevölkerung erzeugt wird. Die Niederungen im nördlichen Theile der Oberlausitz sind reich an Holz und Fischen; der daselbst häufige Raseneisenstein beschäftigt einige Hohöfen und Hammerwerke, in der Muskauer Haide wird viel Alaun gewonnen, in den südlichen Gegenden gibt es ansehnliche Torflager, und bei Zittau Braunkohlenbergwerke. Doch die meisten Hände beschäftigt der Gewerbfleiß, und zwar in Städten die Tuch- und Strumpffabrikation, in den südlichen Gebirgsdörfern, unter denen mehre 3000—5000 E. zählen, die Weberei, welche sich sonst über alle Arten Leinwand erstreckte. Die Damastweber in Großschönau, einem Dorfe von 4000 E. bei Zittau, fertigen Tafelzeuche, die an Glanz und Feinheit keiner andern Damastfabrik nachstehen. Der sonst sehr bedeutende Großhandel der oberlausitzer Kaufleute mit leinenen Waaren hat jedoch in neuerer Zeit abgenommen, nur in Tuchen und Tafelzeuchen werden noch Geschäfte nach Italien, Rußland und Amerika gemacht. An dieser Gewerbthätigkeit haben aber blos die deutschen Bewohner der Lausitz Antheil; die Wenden (s. d.), etwa 30000 an der Zahl, treiben lediglich Viehzucht und Ackerbau. Der Hauptsitz des lausitzer Gewerbsleißes ist die sächs. Oberlausitz, vorzüglich die Gegend um Zittau. Sie bildet seit der neuen Eintheilung des Landes den Hauptbestandtheil des Kreisdirectionsbezirks Bautzen (45 □M. mit 281500 E.), hat mit Einschluß der früher böhm. Parcellen und der 1845 von Östreich an Sachsen abgetretenen Enclaven Schirgiswalde u. s. w. einen Flächenraum von 41 □M. und umfaßt die Vierstädte Bautzen (s. d.), Zittau (s. d.), Kamenz (s. d.) und Löbau (s. d.); die Standesherrschaften Königsbrück und Reibersdorf; das katholische Domstift St.-Petri zu Bautzen und die Klöster Marienstern und Marienthal; und die Landstädte und Rittergüter der nach den Vierstädten benannten Districte. Die Zahl der Bewohner beläuft sich auf 266000, darunter ungefähr 18000 Katholiken. Eine besondere Verwaltungsform erhielt die sächs. Oberlausitz am 12. März 1821. Die Stände, zusammengesetzt aus dem Stande vom Lande (den Standesherren, den Vertretern der Stifter und den adeligen Rittergutsbesitzern) und dem Städtestand (den Deputirten der Räthe der Vierstädte), halten eigene Landtage zu Bautzen, und zwar jährlich drei. Schon seit 1817 nahmen sie auch Antheil an den allgemeinen Landesversammlungen des Königreichs Sachsen, und 1820 wurden überdies von den in der Oberlausitz nicht landtagsfähigen Rittergutsbesitzern 11 Stände durch Wahl für

die erbländisch-ständische Versammlung ernannt. In Folge der Constitution wurde eine Abänderung der bisherigen Particularverfassung der Oberlausitz nothwendig, welche durch eine Übereinkunft mit den Ständen derselben vom 9. Dec. 1832 und durch die Urkunde vom 17. Nov. 1834 festgesetzt, am 1. Jan. 1835 in Kraft trat. Hierbei wurde der Oberlausitz verbürgt, daß in ihrer Religions- und kirchlichen Verfassung, welche durch den Traditionsreceß vom 30. Mai 1635 und den Traditionsabschied vom 24. Apr. 1636 vertragsmäßig feststeht, nichts ohne Einverständniß der oberlaus. Provinzialstände geändert werden darf. Die Centralbehörden des Königreichs sind gegenwärtig den Erblanden und der Oberlausitz gemeinschaftlich. In Bautzen bestehen eine Regierungsbehörde und ein Appellationsgericht. Die Abgaben in der Oberlausitz sind denen in den Erblanden gleichgestellt und das Schuldenwesen beider Landestheile ist in der Staatsschuldenkasse vereinigt worden. Die innere Verwaltung dagegen ist durch ein Provinzialstatut geordnet. Die preuß. Oberlausitz, ein Areal von 63 □M. mit 170000 E., besteht aus den Kreisen Görlitz, Rothenburg, Hoyerswerda und Lauban, und ist mit der Provinz Schlesien verbunden. Die Niederlausitz ist in sieben Kreise, Luckau, Sorau, Guben, Lübben, Kalau, Spremberg und Kottbus, getheilt und zählt mit Einschluß der dazugeschlagenen ehemals meißn. Ämter Senftenberg und Finsterwalde auf etwa 134 □M. gegen 230000 E. Sie hatte früher ebenfalls eine eigene ständische Verfassung, die aber, gleichwie die der preuß. Lausitz, seit der Abtrennung von Sachsen dadurch fast ganz vernichtet worden ist, daß die preuß. Regierung die Eigenthümlichkeit der Lausitz als einer für sich bestehenden Provinz größtentheils aufgehoben hat.

Laute (ital. Liuto), ein jetzt gänzlich veraltetes Saiteninstrument, dessen Spielart der der Guitarre ähnlich war. Die Laute hat einen gewölbten Körper, aus dünnen Spänen zusammengesetzt, und einen ziemlich langen Hals, dessen oberes Ende (Kragen) mit den Wirbeln in einem stumpfen Winkel zurückgebogen ist. Von den in Chöre abgetheilten 24 Saiten wurden nur die 14 höhern auf dem mit Bünden bezeichneten Griffbret durch die Finger der linken Hand gegriffen, die zehn tiefern blieben für die Dauer eines Stücks unverändert, nach dessen jedesmaliger Tonart sie gestimmt wurden. Die Laute hatte eine von der gewöhnlichen Notenschrift ganz abweichende Tabulatur mit einem System von sechs Linien. Sie spielte in frühern Zeiten eine bedeutende Rolle. Nicht nur war sie, gleich dem Pianoforte, ein allgemein verbreitetes häusliches, so zu sagen ein Familieninstrument, sondern sie war auch im Orchester von hoher Bedeutung als ein sehr bequemes Mittel zu Ausführung einer Generalbaßstimme, zu Begleitung der Recitative u. s. w. Mit der steigernden Vervollkommnung anderer Saiteninstrumente, namentlich des Pianoforte, kam sie allmälig ganz außer Gebrauch. Es wird der Laute ein sehr hohes Alter zugeschrieben, und eine Sage läßt sie vom pers. Philosophen Manichäus (s. d.) um 270 erfunden werden.

Lautirmethode, s. Lesemethode.

Lautverschiebung nennt man nach Jak. Grimm das von ihm entdeckte Gesetz des Wechsels der stummen Consonanten (mutae) in den german. Sprachen. In den sämmtlichen deutschen Sprachen sind in identischen unentlehnten Wörtern die stummen Consonanten von der ursprünglichen Stufe gerückt. Aus ursprünglicher Tenuis ist im Gothischen Aspirata, aus ursprünglicher Media ist Tenuis, aus ursprünglicher Aspirata ist Media geworden. So entspricht z. B. dem griech. π das goth. f, dem griech. β das goth. p, dem griech. φ das goth. b. Eine zweite Lautverschiebung ist innerhalb der german. Sprachen vor sich gegangen. Während nämlich in den übrigen deutschen Sprachen die stummen Consonanten auf der Stufe geblieben sind, die sie im Gothischen eingenommen haben, sind sie im Hochdeutschen, d. h. hier in den oberdeutschen Mundarten, nochmals verrückt worden. Für das Althochdeutsche stellt sich das strenge Gesetz so dar, daß gothischer Aspirata althochdeutsche Media, gothischer Tenuis althochdeutsche Aspirata, gothischer Media althochdeutsche Tenuis entspricht. Die Fälle, in denen die Consequenz dieser Lautverschiebung in althochdeutschen Mundarten, sowie im Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen gestört ist, können nur in ausführlicherer Darstellung angegeben werden. Diese Störungen beeinträchtigen aber die Wichtigkeit dieser glänzenden grammatischen Entdeckung nicht, durch welche die Etymologie sichern Boden gewonnen hat. Derselbe Trieb der Lautverschiebung ist noch jetzt in oberdeutschen und mitteldeutschen Mundarten rege; er zeigt sich in der Verwechselung der sogenannten weichen

und harten Buchstaben und würde consequent durchgeführt und durch die Festigung der Schriftsprache nicht zurückgedrängt, die hochdeutschen Consonanten auf die ursprüngliche Stufe zurückgebracht haben.

Lava nennt man die bei vulkanischen Eruptionen im feurig-flüssigen Zustande dem Erdinnern entströmenden Massen, welche beim Erkalten zu festen, in Folge der sie begleitenden Gasentwickelung und der ungleichen Zusammenziehung mehr oder minder blasigen, nur selten ganz dichten Steinen erstarren. Da die Laven geschmolzene Gemenge der Bestandtheile des Erdkörpers sind und im Erdinnern die Urgebirgsarten vorwalten, so ist ihre Zusammensetzung im Allgemeinen den feldspathigen Gesteinen ähnlich und sie schließen sich in dieser Beziehung ganz den andern plutonischen Gebilden an. In den Blasenräumen der Laven und auf den Oberflächen scheiden sich aber häufig krystallinische Mineralien aus.

Lavalette, die Hauptstadt der brit. Insel Malta, auf einer Landzunge, einst der Hauptsitz des Ordens der Johanniterritter (s. d.), benannt nach dem Großmeister Jean de Lavalette, gewährt von der Seeseite mit ihren vielen Palästen und prächtigen Kirchen einen reizenden Anblick und ist gut gebaut, stark befestigt und fast unbezwinglich, da die meisten Werke in Fels gehauen sind. Sie hat zwei ebenso geräumige als sichere Häfen, deren einer seit der brit. Besitznahme zum Freihafen erklärt ist. Als höchst wichtiger strategischer Punkt zur See ist sie das Hauptquartier der engl. Flottenstation im Mittelmeere. Die Straßen sind breit und meist mit Lava gepflastert und die Kaien an den Häfen mit den schönsten Prachtgebäuden besetzt. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus der ehemalige Palast des Großmeisters, jetzt die Residenz des brit. Gouverneurs, der Palast der sieben Zungen (Provinzen des ehemaligen Ordens), das Stadthaus, die Hauptkirche und das reich ausgerüstete Seezeughaus; unter den wissenschaftlichen Anstalten erwähnen wir die Bibliothek und die Sternwarte. Die Stadt hat 45800 E., welche bedeutende Seeschiffahrt und somit auch Handel treiben, und gewinnt als einer der wichtigsten Kriegs- wie Handelshäfen des Mittelmeers von Jahr zu Jahr, besonders in Folge der fortwährend wachsenden Dampfschiffverbindungen, vor allen derer über Suez nach Ostindien, an Bedeutung.

Lavalette (Marie Chamans, Graf), Generalpostdirector unter der Herrschaft Napoleon's in Frankreich, wurde 1769 zu Paris in niederm Stande geboren. Anfangs dem geistlichen Stande, dann dem Rechtsstudium gewidmet, aber während der Revolution einigermaßen als Nationalgardist bei den Ereignissen vom 10. Aug. compromittirt, trat er 1792 als Freiwilliger in die franz. Armee, kämpfte mit Auszeichnung am Rhein und in Italien und wurde nach der Schlacht von Arcole Adjutant Bonaparte's. Da er mit Geschick und Verschwiegenheit die Correspondenz seines Generals besorgte, so erhielt er von demselben mehre geheime Aufträge und unter Anderm auch eine Sendung an den Congreß von Rastadt. Durch seine Vermählung mit Emilie Louise Beauharnais (s. d.), der Nichte Josephine's, trat er Bonaparte noch näher. Er begleitete denselben nach Ägypten, unterstützte die Revolution vom 18. Brumaire und wurde dafür vom ersten Consul an die Spitze des Postwesens gestellt und nach Gründung des Kaiserreichs zum Generaldirector und Grafen erhoben. Mit der Restauration von 1814 mußte er diesen wichtigen Posten an den Grafen Ferrand abgeben. Als Ludwig XVIII. am 20. März 1815 bei der Annäherung Napoleon's Paris verließ, erschien L. einige Stunden nachher mit dem General Sebastiani vor Ferrand und nahm demselben im Namen des Kaisers die Postverwaltung ab. Dieser kühne Streich trug sehr viel zur Herstellung der Napoleonischen Herrschaft bei. Nach der Rückkehr der Bourbons von Gent wurde L. am 18. Juli 1815 verhaftet und am 19. Nov. vor die Assisen gestellt, die ihn des Hochverraths schuldig erkannten. Seine Gemahlin faßte indeß den heldenmüthigen Plan, ihn zu retten. Dieselbe wirkte sich die Erlaubniß aus, den Unglücklichen am 23. Dec., dem Vorabende vor seiner Hinrichtung, mit ihrer Tochter zu besuchen. In dem Gefängniß angelangt, wechselte sie mit dem Delinquenten die Kleider und blieb daselbst zurück, während L. in den Gewändern seiner Frau nebst der Tochter in einer Sänfte unbemerkt davongetragen wurde. Nachdem er 14 Tage in der Mansarde des Hôtels, welches sein Feind, der Minister und Herzog Richelieu, bewohnte, verborgen gelebt, brachten ihn drei Engländer, der General Wilson, der Hauptmann Hutchinson und ein gewisser Bruce, im offenen Wagen und in der Uniform eines engl. Oberst

über die Grenze nach Mons, wo er den Weg nach München einschlug. Die drei hochherzigen Männer wurden nebst zwei andern Engländern zu Paris in einen langen Proceß verwickelt, in welchem sich Dupin der Ältere als Vertheidiger großen Ruhm erwarb. Die Gemahlin L.'s mußte längere Zeit im Gefängniß bleiben, verfiel darüber in Geisteszerrüttung und starb. Im J. 1822 begnadigte Ludwig XVIII. den Flüchtling und gab demselben die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich. L. starb zu Paris am 15. Febr. 1830. Seine „Mémoires et souvenirs" (2 Bde., Par. 1831) wurden von seiner Familie herausgegeben und zeichnen ihn als unterrichteten Geist und rechtschaffenen Charakter.

Lavallière (Louise Franç. de Labaume Leblanc de), eine Geliebte Ludwig's XIV., geb. 1644 aus einer altadeligen Familie, verlor zeitig ihren Vater. Ihre Mutter, die sich in zweiter Ehe mit einem Baron von St.-Remi verheirathete, brachte sie an den Hof des Herzogs von Orleans, wo sie Ehrendame der Prinzessin Henriette von England wurde. Ungeachtet sie keine große Schönheit war und ein wenig hinkte, bezauberte sie doch unbewußt durch Anmuth, Bescheidenheit und liebenswürdiges Wesen. Sie liebte den König schon längere Zeit und suchte diese Neigung zu bekämpfen, als sich derselbe gegen 1661 ebenfalls von ihr angezogen fühlte. Auch der Finanzintendant Fouquet hatte sich in sie verliebt und sie zu verführen gesucht, was ihm den Haß Ludwig's XIV. erregt haben soll. Sie gebar dem Könige, dem sie sich nur schwer und unter glänzenden Festen zu Fontainebleau ergab, vier Kinder, von denen eine Tochter, Marie Anne von Bourbon, Mademoiselle de Blois, geb. 1666, und der Graf von Vermandois, geb. 1667, am Leben blieben. Ludwig XIV. erhob zu ihren und ihrer Tochter Gunsten das Landgut Vaujour und die Baronie St.-Christophle zum Herzogthum und zur Pairie. Inmitten des Glücks und des Glanzes verbarg sie sich keineswegs ihre wahre Stellung und wollte auch nicht die Legitimirung ihrer Kinder dulden, deren sie sich eigentlich schämte. Ihre Leiden begannen, als sie sah, wie ihr die M o n t e s p a n (s. d.) das Herz des Königs entriß. Sie entfloh deshalb 1674 förmlich vom Hofe in das Kloster der Karmeliterinnen zu Paris und nahm im folgenden Jahre unter dem Namen der Louise de la Miséricorde den Schleier. Die Königin, die sie liebte und schätzte, besuchte sie oft; auch mußte sie auf Befehl des Königs ihre Kinder sehen. Die Vermählung ihrer Tochter mit dem Prinzen Conti im J. 1679 erregte ihren Stolz nicht; die Nachricht von dem Tode ihres Sohnes nahm sie mit den Worten hin: „Ich muß ja seine Geburt mehr, als seinen Tod beweinen". Als die Montespan die Liebe des Königs verloren, erschien sie ebenfalls bei den Karmeliterinnen. Die L. suchte jetzt diese Frau, die sie verfolgt und in Verzweiflung gestürzt, zu trösten. Nach langen Jahren der Buße und der härtesten Arbeit, in welcher sie ihre Ruhe wiedergefunden, starb sie am 6. Juni 1710. Sie gilt als die Verfasserin der „Réflexions sur la miséricorde de Dieu" (Par. 1685). Frau von Genlis, welche diese Schrift herausgab, machte sie zum Gegenstande des Romans „Mademoiselle de Lavallière", und der berühmte Lebrun hat ihr Bild als büßende Magdalena gemalt. Vgl. „Mémoires de Mad. la duchesse de L." (2 Bde., Par. 1829) und Quatremère de Roisy, „Histoire de Mad. de L., duchesse et carmélite" (Par. 1828).

Lavater (Joh. Kasp.) wurde am 15. Nov. 1741 zu Zürich, wo sein Vater Arzt war, geboren. Blöde, ungelehrig, stillen Träumereien nachhängend, nahm sein Herz früh die Richtung auf Gott, und Bibellesen und Gebet wurden ihm Bedürfniß. Der Bestimmung des von ihm erwählten geistlichen Standes gemäß fing er sehr bald an, sich über Alles, was er empfand und dachte, redselig mitzutheilen. Eine auffallende Probe von Thatkraft und Unerschrockenheit gab er, als er in Gemeinschaft mit Heinr. Füßli den Landvogt Grebel, dessen Bedrückungen und Ungerechtigkeiten zu rügen Niemand gewagt hatte, im J. 1762 erst ohne sich zu nennen, dann öffentlich bei der Regierung anklagte. In Gesellschaft Füßli's reiste er 1763 über Leipzig nach Berlin, und dann zu Spalding nach Barth in Schwedischpommern. Nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt im J. 1764 machte er sich zuerst durch seine trefflichen „Schweizerlieder" (Bern 1767) bekannt, denen die schwärmerisch ascetischen „Aussichten in die Ewigkeit" (3 Bde., Zür. 1768—73; 3. Aufl., 4 Bde., 1777—78) folgten. Er wurde 1769 Diakonus, 1775 Pfarrer an der Waisenhauskirche, 1778 Diakonus an der Peterskirche, und nachdem er einen Ruf nach Bremen abgelehnt, 1786 Pfarrer an der Peterskirche zu Zurich. Seine früh geübte Beobachtungsgabe und

seine Menschenkenntniß hatten ihn in den Stand gesetzt, sich von allen Personen, mit denen er in Berührung kam, nach einigem Umgange bald ein treffendes Bild ihrer Natur und ihres Charakters abzunehmen, und da dieses Bild in seinem Alles zur Anschauung gestaltenden Gemüthe leicht mit der Vorstellung ihrer Gesichtszüge zusammenschmolz, so überzeugte er sich allmälig von einer allgemeinen Übereinstimmung des äußern Menschen mit dem innern. So kam er auf den Gedanken, die Linien des Menschenprofils für zuverlässige Merkmale des Charakters zu erklären, und die Physiognomik (s. d.), die bisher nur eine Zusammenstellung bescheidener, auf ähnliche Fälle gegründeter Vermuthungen gewesen war, zur Wissenschaft zu erheben. Nachdem er seit 1769 mit der Ausführung dieser Idee beschäftigt, ließ er seine „Physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe" (4 Bde., Lpz. und Winterth. 1775—78, 4.; franz. mit vielen Zusätzen von L., 3 Bde., Haag 1781—83, 4.; im Auszuge von Armbruster, 3 Bde., Winterth. 1783—87; 2. Aufl., 1829) erscheinen, wodurch er eine ungemeine Berühmtheit erlangte. Eine Menge von Chodowiecki, Lips, Schellenberg und andern Künstlern gestochener und meist wohlgetroffener Portraits und Schattenrisse merkwürdiger Personen empfahl das Werk ebenso wie der Schwung des schwülstigen, in poetischen Kraftworten und begeisterten Ausrufungen hinrollenden Stils, in welchem L. diese Bilder erklärte und das Geheimniß der Physiognomik enthüllte. Aus der darüber entstandenen literarischen Fehde, in welcher besonders Lichtenberg's witziger Aufsatz „Über Physiognomik wider die Physiognomen" den Ausschlag gab, trug Joh. Georg Zimmermann, der treueste Bewunderer L.'s, unheilbare Wunden, und der unbefangene Theil der Leser die Überzeugung davon, daß die Grundlage der Physiognomik L.'s nur in dessen persönlichen Gefühlen zu suchen sei. Besonders witzig wurden L.'s Erfindungen von Musäus in dessen „Physiognomischen Reisen" persiflirt. L. selbst scheint später von dem Glauben daran zurückgekommen zu sein und seine Studien über die Züge des äußern Menschen in eine Kunstliebhaberei verwandelt zu haben. Unerschütterlich hielt er dagegen an der ihm eigenen Ansicht des Christenthums, die, aus seinen Phantasien über die biblischen Lehren mehr als aus diesen selbst erwachsen, neue Deutungen mit steifer Orthodoxie und philosophische Erörterung mit Aberglauben wunderlich vermischte. Seine Neigung zum Wunderbaren und Geheimnißvollen verleitete ihn mehr als einmal, die Erwartung von Wundern und Offenbarungen laut werden zu lassen, wie er denn auch Gaßner's (s. d.) Teufelsbeschwörungen eine gewisse Glaubenskraft zuschrieb. Aus seinem Verkehr mit katholischen Theologen zog man die Beschuldigung geheimer Parteilichkeit für den Katholicismus; ja Manche hielten ihn gar für einen geheimen Obern des Jesuitenordens. Dagegen war L. überaus hochgeachtet von seiner Familie und mittels eines lebhaften Briefwechsels in Gewissensangelegenheiten der Seelsorger frommer Familien in allen Gegenden Deutschlands. Seine Reisen waren Triumphzüge, und gewiß hat kein protestantischer Geistlicher des 18. Jahrh. mehr Verehrung genossen, als man L. auf seiner Reise nach Bremen bewies. Dieses Alles nährte L.'s angestammte Eitelkeit und veranlaßte ihn bisweilen zu kleinlicher Sorgfalt für seinen Ruhm, welcher, als er das Tagebuch einer Reise herauszugeben anfing, die er 1793 auf Einladung des Ministers Bernstorff nach Kopenhagen unternommen hatte, durch Knigge's „Reise nach Fritzlar" und eines Ungenannten „Satirisches Freudenlied der Jünger L.'s" in Gefahr kam. Überhaupt fanden in dieser spätern Zeit L.'s Schriften weniger Anklang, und seine redseligen Mittheilungen hörten auf anziehend zu sein, als die Welt von einem allgemeinern Interesse beschäftigt wurde. Auch ihn erfüllte die franz. Revolution anfangs mit republikanischer Freude, aber seit der Epoche des Königsmordes mit einem religiösen Abscheu. Dabei griff er mit Kühnheit in jede öffentliche Bewegung ein. Auch hörte er nicht auf, für Recht und Ordnung zu sprechen und die Willkür fremder Machthaber zu rügen, weshalb er endlich, auf den Argwohn einer verrätherischen Gemeinschaft mit Rußland und Östreich hin, im Mai 1796 nach Basel deportirt wurde. Nach einigen Monaten entlassen, setzte er in Zürich seine Amtsthätigkeit mit dem gewohnten Eifer wieder fort, bis sie am 26. Sept. 1799, als Masséna Zürich wieder einnahm, für immer gehemmt wurde. Auf der Straße beschäftigt, Unglücklichen beizustehen, schoß, wie man behauptet, ein Grenadier ihn durch die Seite. Nach langen Qualen starb er am 2. Jan. 1801. Den Schätzen der Gelehrsam-

keit verdankte L. wenig; er schuf mehr als er las, und was er war, wurde er von innen heraus. Sein sittlicher Charakter war durchaus edel und redlich; nur das Übermaß des Beifalls machte ihn bisweilen klein. Der Grund seiner Schwächen war mehr in seinem von starken Phantasien und ausschweifenden Plänen bestürmten Kopfe als in seinem Herzen zu suchen. Er selbst gab seine „Vermischten Schriften" (2 Bde., Winterth. 1774—81) sowie seine „Sämmtlichen kleinern prosaischen Schriften" (3 Bde., Winterth. 1784—85), Geßner „L.'s nachgelassene Schriften" (5 Bde., Zür. 1801—2) und J. K. Orelli „L.'s ausgewählte Schriften" (8 Bdchn., Zür. 1841—44) heraus. Vgl. Geßner, „Lebensbeschreibung L.'s" (3 Bde., Zür. 1802), „Goethe's Briefe an L. aus den J. 1774—83", herausgegeben von H. Hirzel (Lpz. 1833) und Heyner, „Beiträge zur nähern Kenntniß der wahren Darstellung J. K. L.'s" (Lpz. 1836).

Lavendel ist der vielleicht vom lat. lavare, d. h. waschen, abstammende Name sowol einer Gewächsgattung (lavandula), welche in die Familie der Lippenblütler (Labiatae) gehört, als auch insbesondere der einer Art aus dieser Gattung, des gemeinen Lavendels oder der Spike (lavandula spica). Man unterscheidet zwei Arten Spike, die breitblätterige und die schmalblätterige, welche in Südeuropa einheimisch sind und häufig in Gärten gezogen werden. Beide haben einen starken, angenehmen Geruch und namentlich wird aus der schmalblätterigen Spike der Lavendelgeist (Eau de lavande), aus der breitblätterigen das Spiköl (oleum lavandulae) gewonnen. Lavendelblumen sind nach den Rosen das beliebteste Räucherungsmittel. Ihres starken Geruchs halber wendet man sie auch gegen die Motten an. In der Medicin werden sie als starke Reizmittel benutzt.

Laves (Georg Ludw. Friedr.), hannov. Oberhofbaurath, einer der geachtetsten Architekten Deutschlands, geb. zu Uslar am 17. Dec. 1788, erhielt seine Bildung in Kassel und Göttingen und auf Reisen nach Italien und Frankreich. Er machte sich zuerst durch einen Plan zu einem neuen Residenzschlosse in Hannover bekannt; doch kam in der Folge nicht dieser, sondern ein von seinem Oheim und Lehrer Jussow entworfener, von ihm blos umgearbeiteter Erweiterungs- und Verschönerungsplan des Schlosses zur Ausführung. L. hatte bei dieser Restauration Schwierigkeiten zu überwinden, die man lange Jahre für unübersteigbar gehalten; dahin gehörten namentlich die völlige Unregelmäßigkeit in Stellung und Form der nach gemessenen Befehlen beizubehaltenden Theile des frühern Gebäudes, des sogenannten Kammerflügels, der Schloßkapelle im Innern, des Rittersaals und des Theaters, die zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Stilen gebaut waren; ferner die sehr bedeutende Steigung des Terrains und die ungünstige Situation des Ganzen überhaupt. Er überwand diese Schwierigkeiten mit dem besten Erfolge und es ist dem Ganzen eine imposante Wirkung nicht abzusprechen. Im Innern herrscht eine prachtvolle, aber etwas zu bunte und vielartige Decoration. Nach seinem Plane wurde auch der Paradeplatz in Hannover ausgeführt und die am Ende desselben errichtete Waterloosäule ist lediglich sein Werk. Sehr bekannt wurde er durch seine Erfindung eines neuen Constructionssystems in Holz und Eisen, besonders für Brücken und große Bedachungen, wobei es keiner Widerlager bedarf. L. huldigt im Allgemeinen noch immer dem sonst vielfach aufgegebenen griech.-röm. Stil, in welchem er auch zahlreiche Privatbauten ausgeführt hat.

Lavinen, im Schweizerischen Lauwinen oder Lauinen, nennt man die großen Schneemassen, welche, von hohen Bergen herabrollend, oft durch ihren Sturz die größten Verwüstungen anrichten. Übrigens unterscheidet man fünferlei Arten von Lavinen. Die Staub- oder Windlavinen entstehen, wenn frischer, tiefer, lockerer Schnee plötzlich von den Abhängen hinabschießt und wegen des lockern Zusammenhanges im Falle zerstiebt. Sie kommen meist im Winter vor und sind gefährlich wegen der Geschwindigkeit, mit welcher sie niederfahren und durch die oft sehr große Heftigkeit des Windstoßes, den sie erzeugen. Die zweite Art, die Grund-, Berg- oder Schneelavinen stürzen durch ihre eigene Schwere und rollen dann den ganzen Grund, auf welchem sie liegen, nebst den darauf befindlichen Bäumen, Felsstücken u. s. w. mit sich fort. Besonders häufig fallen sie um die Frühlingszeit, wenn der Schnee zu schmelzen anfängt und das durchsickernde Wasser den Boden schlüpferig macht, sodaß plötzlich die ganze im Falle fest zusammenhaltende Schneemasse über den Abhang hinuntergleitet. Sie sind minder gefährlich, da ihr Fall selten sehr

hoch ist und seine bestimmte Stelle, sowie seine nahe zu bestimmende Zeit hat. Die Schleich- oder Rutschlavinen entstehen im Frühlinge, meist nur auf der Sommerseite der Bergabhänge oder an nicht allzusteilen Stellen des Bodens. Die Schlaglavinen sind die gefährlichsten, bilden sich im Frühling, wo hohe, unbewaldete, nicht sehr schroffe Bergabhänge unterwärts mit steilen Felswänden gegen die Thäler abgerissen sind. Durch sie werden die Reisen über manche Alpenpässe gefährlich, z. B. an der Gotthardsstraße in den Schöllenen. Selbst der Luftdruck stürzt noch Wälder und Hütten nieder. Die fünfte Art, die Gletscher- oder Sommerlavinen bestehen aus losgerissenen herabdonnernden Gletschertheilen, die im Sommer von den großen Eismassen der höchsten Regionen an steilen Abhängen sich ablösen und zerschellend an den Felswänden in die Tiefe stürzen. Sie sind, da sie fast immer in unbewohnte Gegenden fallen, die unschädlichsten, und ereignen sich am häufigsten im Juli, Aug. und Sept.

Lavinium, eine Stadt in Latium, nordwestlich von Laurentum, wurde der Sage nach von Aneas (s. d.) gegründet und zu Ehren seiner Gattin Lavinia, einer Tochter des Latinus, so genannt, und war die Mutterstadt von Albalonga (s. d.).

Laviren heißt in der Schiffahrt, sich gegen den Wind halten, bei widrigem Winde bald nach der einen, bald nach der andern Seite segeln, ohne das Schiff von seiner Richtung allzuweit zu entfernen, wodurch man, wenn auch nur wenig, doch immer etwas vorwärts kommt; daher auch figürlich soviel als bedächtig bei einer Sache verfahren. Ein Schiff kann durch Stellung seiner Segel auf sechs Striche, d. h. 67½°, dem Winde entgegengehen. In der Malerkunst heißt laviren eine aufgetragene Farbe mit Wasser vertreiben; eine Zeichnung laviren heißt sie tuschen oder mit einer Tinte oder Farbe malen.

Lavoisier (Ant. Laurent), der Begründer der antiphlogistischen Chemie, geb. zu Paris am 16. Aug. 1743, studirte unter Lacaille Astronomie, unter Rouelle Chemie und unter B. de Jussieu Botanik. Als 1764 die franz. Regierung die beste Art der Straßenbeleuchtung zum Gegenstand einer Preisaufgabe machte, gewann er den Preis. Schon 1768 wurde er von der Akademie als Mitglied aufgenommen. Die Natur der Gasarten war damals ein Hauptgegenstand der Untersuchung aller Chemiker; auch L. beschäftigte sich eifrig damit. Da er indeß sehr wohl erkannte, daß diese Forschungen nur mit großem Vermögen durchzuführen seien, so nahm er, um seine Vermögensumstände zu verbessern, eine Generalpächterstelle an. Allmälig kam er dahin, den Irrthum der Theorie Stahl's (s. d.) einzusehen, nach welcher in den verbrennlichen Körpern ein eigenartiger Stoff, das sogenannte Phlogiston, sich befinden sollte, von dem man annahm, daß es beim Verbrennungsproceß entweiche. Die Entdeckungen Black's, Priestley's, besonders Cavendish's, der 1774 den Sauerstoff entdeckte, benutzend, und die atmosphärische Luft vielfach analysirend, stellte er nun den Satz auf, daß bei der Verkalkung, d. h. beim Rosten eines Metalls dasselbe Sauerstoff aufnehme, und begründete dadurch das antiphlogistische System. Im J. 1783 zerlegte er zuerst das Wasser in seine Bestandtheile und bildete gleicherweise durch Verbrennung von Sauer- und Wasserstoffgas Wasser. Viel beschäftigte er sich auch mit der Theorie des Verbrennungsprocesses, des Wärmestoffes, der Auflösung der Metalle, der Vegetation, des Athmungsprocesses, der Gährung u. s. w. Seit 1776 stand er den königlichen Pulverfabriken vor; dann wurde er einer der Administratoren der Discontokasse und einer der Commissarien des Nationalschatzes. Als Mensch war L. höchst achtungswerth, und von seinem Vermögen machte er den edelsten Gebrauch. Nichtsdestoweniger wurde er nebst vielen andern ehemaligen Generalpächtern während der Schreckenszeit verhaftet und am 8. Mai 1794 hingerichtet. Sein Hauptwerk ist der „Traité élémentaire de chimie" (2 Bde., Par. 1789; 3. Aufl., 1801; deutsch von Hermbstädt, 2 Bde., Berl. 1792), dem sich die „Opuscules physiques et chimiques" (Par. 1774; neue Aufl., 1801) und die von seiner Gemahlin herausgegebenen „Mémoires de chimie" (2 Bde., Par. 1805) anschließen.

Law (Edward), s. Ellenborough (Baron).

Law (Jean), bekannt durch seine Creditoperationen während der Minderjährigkeit Ludwig's XV. in Frankreich, wurde 1671 zu Edinburg in Schottland geboren. Sein Vater, ein wohlhabender Goldschmied und Banquier, kaufte das Landgut Lauriston, von dem sich seine Nachkommen den Titel beilegten. L. widmete sich in der Jugend mit Vorliebe der

Mathematik und kam im Alter von 20 Jahren nach London, wo er als Spieler auftrat und sich im Geld- und Handelswesen Einsicht verschaffte. Ein Duell, in welchem er den Gegner tödtete, nöthigte ihn zur Flucht. Er ging nach Amsterdam und trat als Commis in ein Comptoir, um die Operationen der Bank kennen zu lernen. Gegen das J. 1700 kehrte er als eifriger Vertheidiger des damals noch wenig begriffenen Papiercredits nach Schottland zurück. Er machte dem schot. Parlament den Vorschlag zur Errichtung einer Art von Bankanstalt, die gegen Verpfändung von Grundeigenthum Zettel ausgeben sollte. Da man den Vorschlag ablehnte, entwarf er den Plan zu einer großartigen Creditanstalt und ging damit auf den Continent. Er bereiste Frankreich, Italien und Deutschland, gewann als Spieler ein Vermögen von zwei Mill. Livres; doch vergebens bot er den Höfen seine Creditplane an. Als sich in den letzten Jahren Ludwig's XIV. die Finanzlage in Frankreich immer trostloser gestaltete, fanden endlich die Entwürfe L.'s am Hofe zu Versailles Eingang. L. versprach mittels einer Zettelbank, in deren Kasse das Metallcapital des Landes fließen sollte, die Staatsschulden zu tilgen und den Hof wie das Volk in Überfluß zu versetzen. Er ging hierbei von dem Grundsatze aus, daß der Privatbanquier einen zehnmal größern Credit genießt, als sein Grundcapital ist, und meinte, daß ein Fürst, wenn er das Geld des Landes zu einem Bankfonds vereinige, um das Zehnfache dieser ungeheuern Summe Creditzettel ausgeben könne. Zu dieser Verwechselung des Staats- mit dem Handelscredit gesellte sich bei L. noch ein anderer Irrthum. Er glaubte, eine solch ungeheure Masse von Creditzetteln würde sich weder entwerthen, noch in die Bank zurückströmen, sondern nur den Nationalverkehr, folglich den Nationalreichthum in gleichem Maßstabe steigern. Ludwig XIV. starb, als die Bank ins Leben treten sollte, und die Sache blieb liegen, weil sich der Adel und das Parlament dieser Neuerung weniger aus Einsicht als aus Eifersucht widersetzten. Erst nachdem der Herzog von Noailles durch seine Finanzkünste die Lage des Staats und des Volks noch unheilbarer gemacht, erhielt L. im Mai 1716 die Erlaubniß zur Errichtung einer Privatbank auf Actien, deren reeller Fonds nur 3,300000 Livres betrug. Der Credit, den das Bankpapier gegenüber den entwertheten Staatseffecten genoß, bestimmte endlich den Herzog von Orleans als Regenten, den vollen Plan L.'s aufzunehmen. Ein Edict vom 4. Dec. 1718 verwandelte die Privatbank in eine Staatsbank und L. blieb Director derselben. Sogleich begann eine ungeheure Ausgabe von Bankzetteln, die sonderbarerweise das nämliche Vertrauen wie die frühern genossen, obschon der discreditirte Staat hiermit nur eine Anleihe machte. Unterdeß hatte L. auch eine Handelscompagnie auf Actien unter dem Namen „Compagnie d'Occident" gegründet, welche die Ausbeutung und Colonisirung der Länder am Mississippi bezweckte. Auch dieses Privatinstitut sollte in den Kreis der beabsichtigten Operationen eintreten. L. wollte die Compagnie zum Mittelpunkt des franz. Handels machen und ihre Actien, die als Waare galten, sollten den Speculationsgeist entflammen und die Circulation und Verwendung unermeßlicher Summen von Bankzetteln befördern. Zuvörderst vereinigte man die alten privilegirten Handelsgesellschaften mit der Mississippicompagnie und gab ihr den Namen „Compagnie des Indes". Um das Ansehen und den Gewinn der Compagnie zu steigern, überließ man ihr ferner die Pachtungen der Staatsgefälle. Sie erhielt allmälig das Tabacksmonopol, die Generalpacht, das Münzregal und die Verwaltung der Generalstaatseinnahme. Gegen den Anfang des J. 1719 setzte L. den eigentlichen Hebel seines sogenannten Systems in Bewegung, indem er das bisher in Frankreich wenig bekannte Börsenspiel im größten Maßstabe einführte. Eine seltsame Speculationswuth, in der jedes Nachdenken erlosch, bemächtigte sich hiermit des Volks. Man trug das Gold in die Bank und war glücklich, Zettel zu erhalten, die eigentlich gar keine Garantie besaßen. Während die Actien auf dem Platze reißend stiegen, folgte eine Actiencreation und eine Fabrikation von Bankzetteln der andern. In der Mitte des Jahres verlor das Metallgeld gegen das Papier zehn Procent und zu Ende wurde die Actie, die den Nominalwerth von 500 Livres besaß und zwölf Procent Dividende gab, auf dem Platze mit 18—20000 Livres verkauft. Handel und Industrie nahmen bei der Fülle der Capitale den schnellsten Aufschwung, und die Consumtion stieg, besonders durch das Zusammenströmen der Fremden aller Länder, um das Doppelte. Inmitten des Glücks und des Überflusses unternahm nun L. die schein-

bare Tilgung der Staatsschulden. Er legte in der Bank Massen von Actien nieder, die nie ausgegeben worden, und nahm dafür Bankzettel. Die Compagnie lieh dann diese Zettel der Regierung zu drei Procent und letztere zahlte damit die vierprocentigen Renten zurück. Obschon L. selbst durch das Börsenspiel sich ungeheuern Reichthum erwarb, so behielt er doch seine einfache Lebensweise bei. Sein Glück theilte eine geschiedene Engländerin, Namens Katharine Knowel, mit der er einen Sohn und eine Tochter zeugte. Die Gesammtzahl der Actien, die er in kurzen Zwischenräumen creirte, belief sich auf 625000, von denen jedoch der dritte Theil in den Händen der Compagnie blieb. Die Summe der Bankzettel, die man fabricirte und auch ausstreute, betrug mehr als 3½ Milliarden. Diese ungeheure Papiermasse, ohne Pfand und nur durch Agiotage künstlich gehalten, konnte weder je bezahlt werden noch wirklich im Umlauf bleiben. Das baare Geld des Landes betrug damals etwa 1200 Mill. Livres und reichte bei freier Circulation vollkommen hin, das Bedürfniß der Nation zu bestreiten. Die Speculanten von Fach, welche dieses Misverhältniß begriffen, suchten darum schon in den letzten Monaten des J. 1719 ihren Gewinn in Sicherheit zu bringen, indem sie sich des Metallgeldes bemächtigten und das Papier auf dem Markte zurückließen. Dieses Verfahren öffnete dem Publicum sehr bald die Augen über die Unsolidität des Systems; das Mistrauen gewann die Oberhand und die Papiermasse nahm ihren Weg nach der Bank, die sehr bald erschöpft war. Um L. mit hinreichender Gewalt zur Aufrechthaltung seines Baus zu bekleiden, erhob ihn der Regent im Jan. 1720 zum Staatsrath und Generalcontroleur der Finanzen, wobei L. zugleich zum Katholicismus übertrat. Er erhöhte nun zur Aufrechthaltung des Curses die Actiendividende auf 40 Procent und griff, da dies der Wuth, die Actien abzusetzen und die Zettel zu verwerthen, nicht Einhalt that, in der Verzweiflung zu einer Menge unerhörter Gewaltstreiche, welche die Conversion des Papiers unmöglich machen sollten, die aber nur den Ruin des Credits beschleunigten. Das Metallgeld wurde nach Bedürfniß der Bank bald willkürlich erhöht, bald erniedrigt; die Ablieferung alles Goldes und Silbers bei Strafe der Confiscation befohlen; das Tragen und der Besitz von Kleinodien bei gleicher Strafe verboten. Um den Staat von der Verantwortlichkeit rücksichtlich der Bank zu befreien, vereinigte L. am 22. Febr. die Bank mit der Compagnie und spiegelte dabei den Actionairen einen großen Gewinn vor, während die Bank schon völlig bankerott war. Ein Gesetz vom 27. Febr. befahl hierauf, daß Niemand mehr als 500 Livres in Metallmünze bei sich führen, daß die Fabrikation von Gold- und Silbergeschirr aufhören sollte. Da sich aber das Volk an diese barbarischen Gesetze nicht kehrte und die Realisirung der Effecten nur um so eifriger fortgesetzt wurde, so schaffte L. überhaupt den Gebrauch des Goldes als Münze ab und erlaubte fortan in gewissen Grenzen nur ein übermäßig erhöhtes Silbergeld. Doch auch dieses Mittel konnte nicht den Curs der Bankzettel, am wenigsten das Vertrauen herstellen, und L. beschloß endlich eine Verminderung der Papiere. Nachdem er am 5. März 1720 die Actie gesetzlich auf den Fuß von 9000 Livres gesetzt, setzte er einige Tage später den Nominalwerth der Bankzettel auf die Hälfte herab. Diese unter den Umständen einzig vernünftige Maßregel brachte ganz Frankreich in Aufruhr und entschied das Schicksal L.'s und seines Systems. Das Gesetz mußte sogleich zurückgenommen werden, L. legte das Ministerium nieder und sah zu, wie die Männer des alten Systems auch jede Spur des öffentlichen Credits zerstörten. Im Juli stellte die Bank ihre Zahlungen gänzlich ein. Die Bankzettel fielen hierauf auf den zehnten Theil herab; die Actie, die kurz vorher 20000 Livres gekostet, wurde aber zu Ende des Jahres kaum mit einem Louisdor bezahlt. L. überließ dem Staate sein großes Vermögen und floh vom Volkshasse und seinen Feinden verfolgt in den letzten Tagen des Dec. 1720 nach Brüssel. Die Regierung nahm nun sofort die Finanzen von der Compagnie zurück und ordnete ein Visa aller Effecten an, in welchem die Masse des Papiers um mehr als den dritten Theil unterdrückt wurde. Das Publicum erhielt die Erlaubniß, den Rest in einprocentigen Staatsrenten anzulegen. Die Nation hatte bei diesem ersten Versuch zur Einführung des öffentlichen Credits durch die Unwissenheit und den Leichtsinn des Unternehmers und der Machthaber unermeßlich verloren; Handel und Industrie lagen auf Jahre darnieder und auch die Finanzen des Staats blieben in trauriger Zerrüttung. Aus den glücklichen Tagen des Systems war dem Volke nur ein verzeh-

render Durst nach Luxus und Genuß geblieben. L. ließ sich nachher in Venedig nieder. Hier verfiel er bald in große Dürftigkeit und mußte seine Zuflucht wieder zum Spiele nehmen. Als er im Mai 1729 starb, hinterließ er seiner Familie nichts als einen Diamanten von 40000 Livres, den er, wenn ihn der Mangel drückte, auf dem Leihhause zu versetzen pflegte. Vgl. „Histoire du système de finances sous la minorité de Louis XV" (6 Bde., Haag 1739) und „Geschichte der L.'schen Finanzoperation" von Kurtzel in Raumer's „Historischem Taschenbuch" (Neue Folge; 7. Jahrg., Lpz. 1846).

Lawrence (Sir Thom.), Portraitmaler, geb. zu Bristol am 13. Apr. 1769, der Sohn eines armen Gastwirths, zeigte schon in früher Jugend große Anlagen, namentlich für die Zeichenkunst. Im J. 1787 ging er mit seiner Familie nach London, wo Reynolds (s. d.) sein Muster wurde. Durch seine Portraits erregte er bald allgemeines Aufsehen. Nach Reynolds' Tode wurde er 1792 Hofmaler und nachdem seit 1800, besonders durch seine Portraits des Lords Thurlow, Erskine's, Mackintosh's und der verstorbenen Königin Karoline als Prinzessin von Wales nebst ihrer Tochter, sein Ruf sich immer höher gesteigert hatte, widmete er sich ausschließend der Portraitmalerei. Nach West's (s. d.) Tode ernannte ihn der König zum Präsidenten der Akademie und verlieh ihm die Ritterwürde. Im J. 1814 erhielt er den Auftrag, die Fürsten, welche damals London besuchten, sowie die übrigen gegen Napoleon verbündeten Könige, auch die Bildnisse der Minister Metternich, Castlereagh, Hardenberg, Richelieu und Nesselrode, für die Sammlung des Prinz-Regenten von England zu malen. Sodann malte er 1819 den Papst Pius VII. und 1825, ebenfalls für den Prinz-Regenten von England, den König Karl X. von Frankreich und den Dauphin. Für sein bestes Werk wird sein Portrait Georg's IV. von England, in bürgerlicher Kleidung, gehalten; auch malte er denselben im Krönungsanzuge. Seine letzte Arbeit war ein Bildniß der Schauspielerin Fanny Kemble. Er starb am 7. Jan. 1830 und wurde in der Paulskirche neben West begraben. Seine Bildnisse zeigen *einen kecken* und freien Pinsel, sind aber in der spätern Zeit manierirt. Ein Bild in *Lebensgröße malte* er nie unter 500 Guineen, wovon die Hälfte gleich bei der ersten Sitzung bezahlt werden mußte. Dessenungeachtet hinterließ er kein Vermögen, da er viel spielte, indeß doch ausgezeichnete Sammlungen, besonders an Handzeichnungen, die nach seinem Tode zerstreut wurden.

Lawrence (William), einer der berühmtesten Wundärzte Londons und Englands überhaupt, wurde 1816 Professor der Anatomie und Chirurgie am königlichen Collegium der Wundärzte und 1837 außerordentlicher Leibchirurg der Königin und Wundarzt am St.-Bartholomäushospital, sowie Operateur an der Augenheilanstalt. Von seinen Schriften, die in großem Rufe stehen, führen wir an „A treatise on ruptures" (5. Aufl., Lond. 1838; deutsch von van dem Busch, Brem. 1819); „Lectures on physiology, zoology and the natural history of man" (7. Aufl., Lond. 1839); „A treatise on the venereal diseases of the eye" (Lond. 1830); „Eighty nine lectures on surgery" (Lond. 1831) und „Lectures on surgery" (Lond. 1832), welche beide Werke zusammen von Behrend übersetzt wurden (3 Bde., Lpz. 1833—35); „Anatomico-chirurgical views of the nose, mouth, larynx and fauces" (2. Aufl., Lond. 1838, Fol.) und viele Aufsätze in den „Medico-chirurgical transactions" der medicinisch-chirurgischen Gesellschaft, deren Präsident er ist.

Laxenburg, ein kaiserliches Lustschloß, in höchst anmuthiger Gegend, 1½ Stunde südlich von Wien, abwechselnd mit Schönbrunn der Sommeraufenthalt der kaiserlichen Familie, ist im einfachen Stil aufgeführt und hat einen herrlichen Park. In letzterm befindet sich die Franzenburg, eine nachgebildete Ritterburg im gothischen Stile mit werthvollen Sammlungen von Alterthümern. Mit der Hauptstadt steht das Lustschloß durch Alleen in Verbindung. In L. wurde am 15. Juli 1682 das Bündniß des Kaisers mit mehren deutschen und auswärtigen Fürsten gegen Ludwig XIV. und 1725 der Friedens- und Handelstractat zwischen Spanien und Östreich abgeschlossen.

Laynez (Jak.), zweiter General des Ordens der Gesellschaft Jesu und der eigentliche Gründer des Ordensstatuts, geb. 1512 zu Almancario bei Siguenza in Castilien, studirte in Alcala und in Paris, wo sich zwischen ihm und Loyola (s. d.) ein inniges Band knüpfte. Beide beschlossen, nebst einigen Andern in die Türkei zu gehen, um den Ungläubigen das Evangelium zu predigen und Jerusalem zu besuchen. Ein Krieg mit der Pforte aber

hemmte diesen Plan, und sie faßten nun in Venedig 1536 den Entschluß, einen Verein zu stiften, dessen Hauptzweck Erziehung des Volks im Geiste der röm. Kirche war. L., klüger, wissenschaftlich gebildeter und gewandter als Loyola, arbeitete das Statut des Ordens, der in Rom 1539 begründet wurde, aus, für den L. bei seiner Uneigennützigkeit, seinem Eifer und seiner Thätigkeit die Menge zu interessiren wußte. Nachdem der Orden von Paul III. 1540 bestätigt und Loyola auf L.'s Betrieb zum ersten General desselben erwählt worden war, machte L. Reisen, um für die Ausbreitung der Gesellschaft Jesu, wie man den neuen Orden nannte, zu wirken; besonders bethätigte er auf dem Concil von Trident seinen Eifer für das Interesse des röm. Stuhls. Den Cardinalshut, welchen Paul IV. ihm zudachte, schlug er aus. Im J. 1556 folgte er Loyola in der Würde eines Generals des Ordens. Mit dem Cardinal Ferrara kam er 1561 nach Frankreich, um mit diesem an der Ausrottung der Ketzerei zu arbeiten. In der berüchtigten Versammlung von Poissy war er der Einzige, der der Stimme der Vernunft und der Menschlichkeit noch einigermaßen Gehör gab. Die Aufnahme der Jesuiten in Frankreich, obschon unter einigen beschränkenden Bedingungen, war zugleich eine Folge dieser Reise. Nachdem er noch zuletzt auf dem tridentin. Concil für die Suprematie des Bischofs von Rom über die andern Bischöfe gekämpft hatte, kehrte er nach Rom zurück, wo er sich ausschließend mit der weitern Einrichtung und Ausbreitung seines Ordens beschäftigte, und starb daselbst am 19. Jan. 1565.

Lazaristen nannte man in Frankreich nach dem Priorat zu St.-Lazarus in Paris die Priester der Mission, einen aus regulirten, durch Mönchsgelübde verpflichteten Geistlichen bestehenden Orden, welcher 1624 von Vincent von Paula (s. d.) zum Missionsgeschäft und nebenbei wie die Barmherzigen Brüder (s. d.) zur Krankenpflege errichtet wurde. Außer der Christenheit waren die Lazaristen nur noch im Orient verbreitet, desto geschäftiger aber in der Christenheit selbst. In Frankreich überlebten sie sogar die Revolution, wurden durch eine königliche Verordnung im J. 1816 wegen ihrer vormaligen Verdienste um Belehrung und Seelsorge des Landvolks ihrer ursprünglichen Bestimmung wiedergegeben und zeichneten sich als die eifrigsten Missionsprediger und Kundschafter der ultraroyalistischen Partei aus, welche ihnen auch einen Theil ihrer ehemaligen Häuser und Güter wieder verschaffte. In Polen, wo sie Väter der Mission hießen und die größte Verbreitung fanden, gewannen sie als Lehrer in den Seminarien und geistliche Censoren großen Einfluß auf die Cultur der theologischen Wissenschaften. Auch in Spanien hatte dieser Orden eine Zeit der Blüte; in Östreich wurde er aber erst später zugelassen.

Lazärus ist der Name des aus der biblischen Parabel (Luc. 16, 20) bekannten aussätzigen Mannes. Die Folgezeit machte ihn zum Schutzpatron der Kranken, namentlich der Aussätzigen, und es entstand im gelobten Lande der Lazarusorden, dessen Mitglieder, Hospitalritter des Ordens des heil. Lazarus zu Jerusalem genannt, sich besonders der mit dem Aussatze behafteten Personen annahmen und sie verpflegten. Nach ihm wurden auch die Hospitäler (s. d.), welche bis zum 13. Jahrh., besonders des durch die Kreuzzüge verbreiteten Aussatzes wegen, häufig angelegt wurden, Lazarethe genannt, ein Name, der später auf die Krankenanstalten (s. d.) überhaupt übertragen wurde.

Lazzäri (Donato), s. Bramante.

Lazzaroni ist der, wie man meint, vom kranken Lazarus entlehnte Name einer in ihrer Art einzigen Classe der Einwohner Neapels. Sämmtlich ohne eigentlichen Stand, gewisse Beschäftigung, feste Wohnung und bestimmten Unterhalt, leben sie meist Tag und Nacht das ganze Jahr hindurch auf den Straßen und öffentlichen Plätzen, wo sie ohne angestrengte Arbeit das Wenige, was sie bedürfen, als Boten, Träger, Tagelöhner u. s. w. verdienen. Ebenso gutmüthig als cynisch in sittlicher und körperlicher Hinsicht, ebenso verwahrlost als faul, zeigen sie doch die lärmende Lebhaftigkeit des süditalien. Charakters im höchsten Grade und sind zu Unruhen nur zu geneigt, wie sie denn in allen Revolutionen und Volksbewegungen zu Neapel bald für die, bald für jene Partei eine große Rolle spielten. In der neuern Zeit haben sie sich fast immer dem conservativen Princip zugethan gezeigt. Sie wählen jährlich, gleich dem Pöbel von Paris im Mittelalter, einen eigenen Häuptling, den Capo Lazzaro, den die Regierung förmlich anerkennt, da sie durch ihn

diesen Straßenpöbel Neapels, der sich auf 50—60000 Individuen beläuft, am leichtesten zu beherrschen vermag. Da Neapels Localität Alles vereinigt, was eine solche Lebensart überhaupt möglich macht, so entfernt sich nie ein Lazzarone ohne die höchste Noth aus dieser Stadt. Erst in den neuern Zeiten ist auch unter den Lazzaroni Sinn für Eigenthum und größeres Wohlleben entstanden, der sie zum Theil zu angestrengterer Thätigkeit veranlaßt.

Lazzi nennen die Italiener die extemporirten Scherze und Possen der komischen Schauspieler und Sänger, sowie überhaupt Späße und Witze.

Leake (William Martin), brit. Oberst, kann unter allen Reisenden, die in neuerer Zeit Griechenland in geographischer, geschichtlicher und antiquarischer Hinsicht durchforscht haben, mit Recht der vorzüglichste genannt werden, da kritischer Scharfsinn, seltene Gründlichkeit und ausgebreitete Gelehrsamkeit mit einer unübertroffenen Klarheit und Anschaulichkeit der Darstellung des antiken wie des gegenwärtigen Zustandes von Hellas bei ihm sich vereinigen. Die reichhaltigen Aufschlüsse, die er auf seinen in den J. 1804—9 in fast alle Theile von Griechenland unternommenen Reisen gewonnen, sind von ihm später in mehren ausgezeichneten Werken mitgetheilt worden, namentlich in den „Travels in the Morea" (3 Bde., Lond. 1830), in den „Travels in Northern Greece" (4 Bde., Lond. 1835), ferner in der „Topography of Athens" (Lond. 1821; 2. Ausg., 2 Bde., Lond. 1841), welche zuerst von Rienäcker, mit Anmerkungen von M. H. E. Meier und O. Müller (Halle 1829), und nach der zweiten Ausgabe von Baiter und H. Sauppe (1. Bd., Zür. 1844) ins Deutsche übersetzt wurde, sowie wir von der in der „Topography" (Bd. 2) enthaltenen Schrift „On the Demi of Attica", die zuerst in den „Transactions of the royal society of litterature" (Bd. 1, Th. 2, Lond. 1829) erschien, eine besondere, mit wesentlichen Zusätzen und Verbesserungen versehene deutsche Bearbeitung durch Westermann unter dem Titel „Die Demen von Attika" (Braunschw. 1840) erhalten haben. Auch dehnte L. seine Reisen weiter auf Kleinasien und einige Inseln aus und legte die Resultate derselben in der „Tour in Asia minor" (Lond. 1824) und dem „Memoir on the island of Cos" in den „Transactions of the royal soc. etc." (2 Abth., Bd. 1, Lond. 1843) nieder.

Leander, s. Hero.

Lebadea, eine Stadt in Böotien, am nordöstlichen Abhange des Helikon, südlich von Chäronea, jetzt Livadhia, war im Alterthume berühmt durch die mit einem Orakel verbundene und nur durch das Flüßchen Herkyna von der Stadt selbst getrennte Höhle des Trophonius (s. d.), welche man nach den neuesten Untersuchungen unterhalb einer zerfallenen Kirche wiedergefunden zu haben glaubt. Vgl. Stephani, „Reise durch einige Gegenden des nördlichen Griechenlands" (Lpz. 1843) und Ulrichs, „Reisen und Forschungen in Griechenland" (Bd. 1, Brem. 1840).

Lebeau (Jean Louis Jos.), belg. Staatsmann, geb. am 2. Jan. 1794 zu Huy in Belgien, studirte in Lüttich die Rechte, wurde kurze Zeit darauf Advocat am dortigen Appellhofe. Seit 1824 nahm er als Mitherausgeber des politischen Journals „Mathieu Laensberg", das später den Titel „Le politique" annahm, bedeutenden Antheil an der Opposition und ganzen Bewegung gegen die Regierung des damaligen Königreichs der Niederlande. Daneben versuchte er sich, jedoch nicht mit Glück, in buchhändlerischen Unternehmungen. Nach dem Ausbruch der belg. Revolution wurde er im Aug. 1830 zum Mitglied der Sicherheitscommission von Lüttich, und nach den Septembertagen von der provisorischen Regierung zum Generaladvocaten am lütticher Appellhof, von seiner Vaterstadt aber zum Deputirten zum Nationalcongreß erwählt. Seine gründlichen Kenntnisse sowie seine Rednergabe verschafften ihm bald eine einflußreiche Stellung im Congresse, in welchem er den Mittelpunkt der belg. Doctrinairs bildete, der Partei, welcher Belgien wesentlich seine Constituirung, die Anerkennung nach außen und die Beruhigung nach innen verdankte. So wirkte L. im Congreß vor Allen gegen die Vereinigung Belgiens mit Frankreich und die Wahl des Herzogs von Nemours zum Könige der Belgier; dagegen betrieb er, vorzüglich nachdem er vom Regenten Surlet de Chokier zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt war, die Wahl des Königs Leopold. Im Congreß setzte er unter Aufbietung aller seiner oratorischen wie staatsmännischen Talente die Annahme der 18 Artikel durch, worauf er sein Ministeramt niederlegte. (S. Belgien.) Schon damals,

während seines kurzen ersten Ministeriums, erkannte L. die Nothwendigkeit einer Annäherung Belgiens an den Deutschen Bund und that auch Schritte zu diesem Behufe, die jedoch ohne Erfolg blieben. Im Sept. 1831 wurde er wieder von seiner Vaterstadt zum Deputirten bei der neu zusammentretenden Repräsentantenkammer ernannt, und im Oct. 1832 übertrug ihm der König das Justizministerium, in welcher Stellung die Leitung der ganzen innern Politik von ihm ausging. Ihm und seinem Collegen, dem General Goblet, Minister des Äußern, verdankte Belgien damals nicht nur den Vertrag vom 21. Mai 1833 sammt dem auf ihm beruhenden, für das Land so vortheilhaften Status quo, sondern vorzüglich auch die Herstellung und Befestigung der Ruhe im Innern, die Ausbildung der Institutionen, mit einem Worte, die ganze innere Organisation. Die Plünderungsscenen im Apr. 1834 und der Mangel an Energie, den das Ministerium dabei gezeigt, nöthigten L. zum Austritt aus demselben. Bald darauf wurde er, während er seit 1834 als Deputirter von Brüssel in der Repräsentantenkammer saß und als solcher immer die Regierung unterstützte, zum Gouverneur der Provinz Namur und 1839 zum Gesandten beim Deutschen Bundestage ernannt, auf welchem Posten er seine frühern Ideen zu einer Annäherung Belgiens an Deutschland zu verwirklichen suchte, bis er 1840 wieder zu dem Ministerium des Äußern berufen wurde, das er jedoch nur bis zum nächsten Jahre behielt; denn da die Angriffe der katholischen Partei in den beiden Kammern, besonders im Senat, das Ministerium immer mehr nach der liberalen Seite hin drängten, der König aber eine Auflösung der Kammern verweigerte, so sah er sich schon 1841 genöthigt, die Entlassung zu nehmen.

Leben ist ein Begriff, dessen Bestimmung die Philosophen, die ihn durch Speculation, und die Physiologen, die ihn durch praktische Naturforschung zu ergründen suchten, von den ältesten Zeiten an vielfach beschäftigt hat. In seiner ersten Bedeutung bezeichnet es soviel als Lebenskraft, Lebensprincip, dasjenige Wirkende, welches die Ursache von Dem ist, was wir in der zweiten Bedeutung Leben nennen, nämlich die Äußerung der Lebenskraft, das Dasein und die Thätigkeit eines organischen Wesens. Bestehe nun diese Thätigkeit in dem höchsten, erhabensten Wirken, dessen der Mensch fähig ist, oder in dem bloßen egoistischen Sichnähern und Wachsen, wie wir es an den Pflanzen kennen, überall muß ihr dieselbe Ursache zu Grunde liegen. Worin aber diese Ursache bestehe, was das Leben eigentlich sei, wissen wir nicht; alle Erklärungen, die bis jetzt davon gegeben worden sind und von denen jedes philosophische und jedes medicinische System eine als Basis annimmt, reichen nur bis an die Grenze der Wahrscheinlichkeit und beweisen sich in ihren Consequenzen als mangelhaft. Ganz anders verhält es sich mit den Erscheinungen, durch welche sich jenes Leben ausspricht, und mit der Erkenntniß derselben, welche durch die Thätigkeit der Naturforscher bereits eine hohe Stufe erstiegen hat, obgleich mit jeder neuen Entdeckung sich auch die Aussicht in ein neues noch unerforschtes Feld öffnet. Die große Menge dieser höchst mannichfaltigen Erscheinungen ergibt zwei Hauptclassen, welche sich selbst bei nur oberflächlicher Betrachtung darbieten, obgleich die Grenzen derselben nicht genau gezogen werden können, nämlich das niedrigere Pflanzenleben oder das vegetative Leben und das höhere Thierleben oder das animalische Leben. Der Unterschied zwischen beiden ist in der ersten der Mangel, in der zweiten der Besitz einer Seele, einer bewegenden Willenskraft. Wenn auch bei den Pflanzen gewisse Bewegungen von einem Orte nach dem andern beobachtet werden, so folgen doch diese lediglich den Gesetzen, welche für alle Pflanzen dieser Gattung gelten, während das mit einer Seele begabte Thier zwar auch seinem Instincte gehorcht, aber dabei doch in seinen Bewegungen die größte Freiheit (Spontaneität) bewahrt und die höchste Thiergattung, der Mensch, vermöge der Vernunft auch den Instinct als bewegendes Princip nicht anerkennt. Die Fortdauer dieses Lebens ist an gewisse Bedingungen gebunden, namentlich besitzt jeder lebende Körper Organe, deren Abweichung vom Normalzustande sofort das Aufhören des Lebens verursacht, sodaß der vorher belebte Körper nicht mehr den organischen Gesetzen unterworfen ist, sondern den chemischen anheimfällt. Die Lehre von den Erscheinungen, durch welche das Leben sich ausspricht, und von den Gesetzen, nach denen sich diese Erscheinungen richten, nennt man Biologie. Die fernern Bedeutungen von Leben verbinden stets einen engern Sinn mit dem Hauptbegriffe, z. B. die Zeit,

welche der Mensch oder irgend ein organisches Wesen in diesem organisirten Zustande zubringt, daher Biometrie die Kunst, von dieser Zeit den richtigen Gebrauch zu machen. Vgl. Treviranus, „Biologie oder Philosophie der lebenden Natur" (6 Bde., Gött. 1802—22) und dessen „Gesetze und Erscheinungen des organischen Lebens" (2 Bde., Brem. 1831—32).

Lebensbeschreibung oder Biographie bezeichnet nicht die blose Schilderung des äußern Lebensganges eines Menschen, was man gewöhnlich Lebenslauf nennt, sondern die mit Erzählung der Schicksale und Verhältnisse eines Menschen verbundene Darstellung der geistigen Entwickelung und geistigen Thätigkeit während seines Lebens. Wenn die einfache Beschreibung der Begegnisse eines Individuums von der Geburt bis zum Tode und die Schilderung der Art seines Benehmens in den verschiedenen Lebenslagen nur der Befriedigung einer oberflächlichen Neugierde dient, so soll dagegen die Biographie mit dem äußern zugleich das innere Leben eines Menschen schildern und die allmälige Entfaltung seiner intellectuellen und sittlichen Individualität im Kampfe mit den äußern Verhältnissen sowie die Einwirkung seiner Thätigkeit auf Welt und Menschen darlegen. So aufgefaßt wird die Biographie, wenn sie historisch bedeutsame Männer sich zum Gegenstande nimmt, eine Ergänzung und Interpretation der Geschichte (s. d.). Die Anfoderungen, die man an eine gute Biographie von Seiten der Wissenschaft stellen muß, sind daher auch ganz dieselben, welche an jede andere Gattung der historischen Darstellung gemacht werden und man verlangt von einer solchen Biographie nicht blos, daß sie vollständig, parteilos und wahr abgefaßt sei, sondern auch, daß sie nur das wirklich Interessante in einem lebensvollen Gemälde und in künstlerisch schöner Form darstelle. Aus dem Gesagten folgt von selbst, daß der Biograph wo möglich nur solche Personen zum Gegenstand seiner Darstellung wählen darf, deren Leben anziehend und fruchtbar genug ist, und die durch ihre hohe Stellung im Leben, durch vorzügliche Verdienste, durch sittliche Vorzüge oder durch denkwürdige Schicksale als ausgezeichnet dastehen. Um aber die Persönlichkeit eines Menschen umfassend und wahr schildern zu können, muß der Biograph entweder in vertrautem Umgange mit demselben gestanden oder sichere Nachrichten von nahestehenden Freunden desselben eingesammelt oder hinterlassene Briefe, Schriften, Kunstwerke und andere Beweiskraft habende Materialien benutzt haben. Biographien, die mit solcher Gründlichkeit und mit unparteiischer Wahrheitsliebe geschrieben sind, gewähren dann, besonders wenn sie auf die genetische Entwickelung eines Charakters oder Talents und in die besondern Eigenthümlichkeiten der darzustellenden Person mit scharfer Beobachtung eingehen, auch noch ein hohes psychologisches Interesse und können zugleich sittlich sehr wohlthätig wirken. Eine besondere Art der Lebensbeschreibung ist die, welche, um sich dem Kunstwerke zu nähern, weniger das Einzelne ins Auge faßt, als vielmehr das Ganze der geistigen Wirksamkeit eines Individuums ideal darstellt, wie Goethe's „Wahrheit und Dichtung". Vgl. Wiggers, „Über die Biographie" (Mitau 1777) und Jenisch, „Theorie der Lebensbeschreibung" (Berl. 1802). Muster guter Biographien, abgesehen von den Autobiographien (s. d.), lieferten unter den Alten Tacitus in „De vita et moribus Agricolae" und Plutarch, denen die von Diogenes von Laerte, Cornelius Nepos und Sueton bedeutend nachstehen, unter den Neuern in Frankreich Flechier, Fontanelle, L. Racine, Burigny, de Sades, Voltaire, Mallet, Boissy d'Anglas und Villemain; in England Middleton, Johnson, Murphy, Robertson, Th. Moore, Marshall, Southey und Wash. Irving; in Deutschland Schröckh, Nicolai, Herder, Klein, Garve, Meißner, Niemeyer, Heeren, Dippold, Luden und Varnhagen von Ense u. A. Unter den biographischen Sammlungen erwähnen wir bei den Franzosen Michaud's „Biographie universelle, ancienne et moderne" (52 Bde., Par. 1811—28, nebst Supplementen; Bd. 53—76, Par. 1832 fg.); ferner „Biographie des hommes vivants" (5 Bde., Par. 1816—19); Rabbe, Vieilh de Boisjolin und Sainte-Preuve, „Biographie universelle et portative des contemporains" (5 Bde., Par. 1836); bei den Engländern „Biographia britannica" (7 Bde., Lond. 1747—66; neue Aufl., Bd. 1—5, 1778—93, Fol.); J. Watkins, „Universal biographical dictionary" (neue Aufl., Lond. 1825); Longman, „Annual biography and obituary" (Lond. 1817 fg.); bei den Italienern „Biografia universale antica e moderna" (65 Bde.,), eine Bearbeitung des Michaud'schen Werks; „Dizionario biografico universale" (Mail.) und Emilio de Tipaldo, „Biografia

degli Italiani illustri nelle science, lettere ed arti del sec. XVIII. e dei contemporanei" (Bd. 1—9, Ven. 1844); bei den Spaniern „Galería de Españoles célebres contemporáneos", redigirt von Cardenas und Pastor Diaz; bei den Belgiern Pawels de Vis, „Dictionnaire biographique des Belges hommes et femmes, qui se sont fait remarquer par leurs écrits, leurs actions etc. depuis les temps les plus reculés jusqu' à nos jours" (Brüss. 1844); und bei den Schweden „Biographisk lexicon öfver namnkunnige svenske män" (Bd. 1—10, Ups. 1835 fg.). (S. auch Nekrolog.)

Lebensdauer, d. h. die einem organischen Wesen bestimmte Lebenszeit ist je nach der Classe, der ein solches Wesen angehört, verschieden. Die längste Lebensdauer findet man bei mehren ausgebildeten Pflanzenarten, von denen einige ein Alter von mehren tausend Jahren unter günstigen Umständen erreichen können, die kürzeste bei den Infusorien (s. d.), von denen einige nur wenige Stunden leben und wahrscheinlich eine so kurze Entwickelungszeit haben, daß diese die Lebensdauer derselben nur um Weniges verlängert. Unter den Thieren zeichnen sich vorzüglich mehre Amphibien und einige Fischarten sowie auch verschiedene Säugethiere, z. B. der Elefant, der gegen 200 Jahre lebt, durch ihre Lebensdauer aus. Die Lebensdauer des Menschen beträgt gewöhnlich 60—80 Jahre; jedoch kann sie durch besonders günstige Umstände um Vieles erhöht werden, sodaß Fälle von 160—180 Jahre alten Menschen als hinlänglich gewiß angenommen werden können. Beispiele davon sammelte Hufeland (s. d.) in seine „Makrobiotik". Verschieden von dieser möglichen, sogenannten absoluten, Lebensdauer ist die relative, als wahrscheinlich angenommene, welche bei Verträgen, die sich auf die Lebensdauer eines Individuums beziehen, z. B. bei Lebensversicherungsanstalten, Witweninstituten u. s. w., zu berechnen ist. Diese Berechnungen werden nach einer größern Anzahl von Fällen, am besten nach den Sterbelisten einer größern Stadt oder noch besser eines Landes gemacht und können auf verschiedene Art ausgeführt werden. Das Resultat derselben stellt sich im Allgemeinen ungefähr so heraus, daß ein neugeborenes Kind etwas über 20, eins von einem Jahre gegen 37, eins von 5 J. gegen 46, eins von 10 J. über 45, ein Mensch von 15 J. über 39, einer von 30 J. über 29, einer von 40 J. über 23, einer von 50 J. über 17, einer von 60 J. über 11, einer von 80 J. gegen 4, einer von 100 J. etwa 1⅔ J. noch zu leben habe, wobei aber, ehe der Vertrag abgeschlossen wird, Körperconstitution, Stand, Beschäftigung, klimatische Verhältnisse u. s. w. besonders gewürdigt werden müssen. Das hohe Alter, welches nach den biblischen Urkunden die ersten Menschen erreichten, wird gewöhnlich so erklärt, daß die damaligen Menschen noch nicht von Geburt an so schwach waren, wie die jetzige Generation, und ein viel naturgemäßeres Leben führten, außerdem aber die Jahre der Alten bis auf Abraham nur aus drei, später aus acht und erst nach Joseph aus zwölf Monaten bestanden, sodaß z. B. Methusalem's Alter von 900 Jahren bis auf 200 herabsinkt, eine Lebensdauer, welche für die damalige Zeit und als einziges ausgezeichnetes Beispiel angeführt nicht zu sehr von der Wahrscheinlichkeit sich entfernt. Vgl. Moser, „die Gesetze der Lebensdauer" (Berl. 1839) und Krause, „Tractatus longam hominum antediluvianorum vitam a dubiis vindicans" (2. Aufl., Lpz. 1797).

Lebensfähigkeit heißt in der allgemeinsten Bedeutung das Vermögen, Lebensäußerungen von sich zu geben, wenn gewisse dazu nöthige Reize, wie Luft, Wärme, Feuchtigkeit u. s. w., hinzutreten. So beweist z. B. der Pflanzensame seine Lebensfähigkeit dadurch, daß er anfängt zu keimen, wenn man ihn in einen Zustand versetzt, welcher diese Äußerung des Lebens begünstigt. In engerm Sinne bezeichnet Lebensfähigkeit diejenige Eigenschaft neugeborener Kinder, vermöge welcher diese im Stande sind, nach erfolgter Geburt das Leben fortzusetzen. Um dieses zu können, muß der Körper des Kindes eine gewisse Reife und Bildung besitzen, die dazu unumgänglich nothwendig ist. Erstere erlangt er gewöhnlich erst nach der 30. Woche seines Lebens im Körper der Mutter, und die Nothwendigkeit der letztern ist klar, wenn man bedenkt, daß Früchte zur Welt gebracht werden, denen das Gehirn oder andere zum Leben unbedingt erfoderliche Organe fehlen, und von der Mutter getrennt, deshalb offenbar nicht das Vermögen besitzen, sich weiter zu entwickeln. Die Lebensfähigkeit ist bei Zuerkennung von Erbfähigkeit, Ermittelung von Kindermord rc. sehr wichtig und die Beurtheilung derselben fällt dem Gerichtsarzt anheim; auch haben die

verschiedenen Gesetzgebungen Bestimmungen darüber getroffen, die allerdings zuweilen ziemlich willkürlich und den neuern über diesen Punkt gemachten Erfahrungen und angestellten Untersuchungen wenig angemessen erscheinen.

Lebensgeist nannte man schon im hohen Alterthume das Wesen, welches man als das eigentliche Lebensprincip betrachtete. Die Unfähigkeit, dem Grunde des Lebens auf die Spur zu kommen, welche jetzt noch dieselbe ist wie zu Anfange des Nachdenkens über diesen Punkt, führte zu der Annahme dieses Wesens, für dessen Dasein jedoch ebensowenig reelle Gründe sprechen, wie für jedes andere nachher aufgestellte Lebensprincip. In spätern Zeiten nahm man verschiedene Lebensgeister an, welche den verschiedenen Functionen der Organe des thierischen Körpers vorstehen sollten, und setzte diesen Ausdruck hauptsächlich in Beziehung zu den Nerven. Jetzt bedient sich noch der Sprachgebrauch in manchen Redensarten dieses Worts, das aus der Wissenschaft ziemlich verschwunden ist.

Lebensverlängerung, s. Makrobiotik.

Lebensversicherung nennt man im weitern Sinne des Worts jeden auf das Leben einer oder mehrer Personen abgeschlossenen Vertrag, wodurch der eine Theil für eine Leistung seinerseits von dem andern Theile eine durch die Dauer oder das Erlöschen des versicherten Lebens bedingte Gegenleistung empfängt. In diesem Sinne fallen alle Leibrenten-, Pensions-, Aussteuer- und Witwengeldversicherungen unter den Begriff der Lebensversicherung. Es gehören ferner dahin die neuern assurances ou associations mutuelles sur la vie der Franzosen, wie sie jetzt von den Anstalten Banque Paternelle, Caisse Paternelle, L'Économie, Caisse des écoles et des familles in Paris mit großem Erfolge betrieben werden und die den Zweck haben, Jemanden gegen eine einmalige Einlage oder gegen mehrjährige Beiträge in den Besitz eines Capitals oder einer lebenslänglichen Leibrente zu setzen, sobald er ein gewisses Alter erreicht. Im eigentlichen und engern Sinne versteht man aber unter Lebensversicherung (life assurance bei den Engländern) denjenigen Vertrag, wodurch der eine Contrahent sich verpflichtet, beim Tode einer gewissen Person ein im Voraus festgesetztes Capital zu zahlen, wogegen ihm der andere Contrahent während der Dauer des Vertrags gewisse Beiträge zu gewähren hat. Derjenige Contrahent, welcher sich zur Capitalleistung auf den Todesfall eines Andern verpflichtet, heißt der Versicherer und ist in der Regel eine moralische Person (die Versicherungsanstalt oder Versicherungsgesellschaft); der andere Contrahent ist der Versicherte; die Urkunde, worin sich jener zur Leistung des Capitals (der Versicherungssumme) verpflichtet, heißt die Police, der Beitrag, den dieser ein für allemal oder in periodischen Zahlungen zu gewähren hat, die Prämie. In der Regel ist der Versicherte zugleich Derjenige, dessen Leben Gegenstand der Versicherung ist; doch kommt auch der Fall vor, wo dies zwei verschiedene Personen sind, und zwar dann, wenn Jemand eines Andern Leben versichert, was die meisten Anstalten gestatten, einige aber, z. B. die Gothaer Bank, zur Verhütung von Speculationen an die Bedingung knüpfen, daß Derjenige, welcher eines Andern Leben versichern will, an diesem Leben ein nahes verwandtschaftliches oder ausreichend pecuniaires Interesse (durch Schuldfoderung, Bürgschaft u. s. w.) habe. Man unterscheidet verschiedene Gattungen von Versicherungen, zunächst auf ein einzelnes Leben lautende, und zwar entweder auf die ganze Dauer desselben (lebenslängliche Versicherung), wobei das versicherte Capital gezahlt wird, wenn nur immer das versicherte Leben erlischt, oder auf eine bestimmte Reihe von Jahren (kurze Versicherung), wobei die versicherte Summe nur dann zur Zahlung kommt, wenn der Tod während der bestimmten Periode erfolgt. Außerdem gibt es Versicherungen auf zwei oder drei verbundene Leben, und zwar entweder in der Art, daß das Capital unbedingt beim Tode des zuerst oder zuletzt Sterbenden, oder nur unter der Bedingung gezahlt wird, daß eine bestimmte Person die andere im Voraus bestimmte überlebt (Überlebensversicherung). Andere noch complicirtere Versicherungsformen werden zu selten benutzt, um hier eine Erwähnung zu verdienen. Schon unter den genannten Formen ist die einfache lebenslängliche Versicherung diejenige, welche vor allen andern eine überwiegende Anwendung findet. Je nachdem die eine oder andere Art der Versicherung für die versichernde Anstalt mit höherm oder geringerm Risico verknüpft ist, sind auch die Prämien dafür größer oder kleiner. Außerdem richten sich dieselben nach dem Alter des versicherten Lebens zu der Zeit, wo der

Abschluß der Versicherung erfolgt, und bleiben während der Dauer dieses Lebens in der Regel unverändert. Bei gleicher Art der Versicherung ist für jüngere Personen weniger als für ältere an Prämie zu zahlen, weil diese im höhern Grade als jene der Gefahr, dem Tode zu unterliegen, ausgesetzt sind. Die Bestimmung der Prämien erfolgt auf Grund von Sterblichkeitslisten (s. d.) nach den Grundsätzen der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Die auf diese Weise gefundenen Sätze werden in der Regel noch mit einem Zuschlag von 25—30 Procent versehen, um auch bei außerordentlichen Schwankungen der Sterblichkeit noch Deckung zu gewähren. Vgl. über Prämienberechnung W. Morgan, „The principles and doctrine of assurances, annuities on lives etc." (Lond. 1821); Baily, „The doctrine of life-annuities and assurances" (Lond. 1824; deutsch von Schnuse, Weim. 1839); Unger, „Abhandlungen über Gegenstände der Arithmetik" (Bd. 1, Erf. 1829); Littrow, „Über Lebensversicherungen und andere Versorgungsanstalten" (Wien 1832) und Dav. Jones, „On the value of annuities and reversionary payments" (2 Bde., Lond. 1843).

Derjenige, auf dessen Leben versichert werden soll, muß nach den gewöhnlichen Bedingungen eine gute Gesundheit genießen, nicht unter 15 und in der Regel nicht über 60 Jahre alt sein, auch keine Beschäftigung treiben, welche sein Leben oder seine Gesundheit außerordentlicher Gefahr aussetzt. In letzterer Hinsicht pflegen Personen, welche im Seedienst stehen, und Militairs im Kriege von der Versicherung ausgeschlossen zu sein. Doch gibt es auch Anstalten, namentlich in England, welche solche Personen und selbst kranke Individuen gegen höhere Prämien versichern. Zur Beantragung einer Versicherung hat Derjenige, auf dessen Leben sie abgeschlossen werden soll, nicht nur selbst über seine Gesundheits- und Lebensverhältnisse durch Ausstellung einer Declaration genaue Angaben zu machen, sondern darüber auch ein Zeugniß von seinem Arzte beizubringen. Nach Befinden muß er sich noch von einem berathenden Arzte der Versicherungsgesellschaft untersuchen lassen. Ist hierauf aber die Versicherung einmal abgeschlossen, so behält sie auch ihre Gültigkeit, der Gesundheitszustand der versicherten Person mag sich später nachtheilig verändern oder nicht. Nur wenn sich finden sollte, daß falsch declarirt worden ist, oder wenn die versicherte Person in den activen Kriegs- oder Seedienst tritt, oder Reisen nach entlegenen Himmelsstrichen unternimmt, oder in einen lasterhaften und lüderlichen Lebenswandel verfällt, kann die Versicherung aufgehoben werden. Dies geschieht bald mit, bald ohne Entschädigung von Seiten der Versicherungsanstalt. Auch wenn die Versicherung wegen unterbliebener Fortzahlung der Prämien erlischt, leisten einige Anstalten, z. B. die Gothaer Bank, bei zeitiger Zurückgabe der Police eine Abgangsentschädigung nach Verhältniß der gezahlten Beiträge. Diese Anstalt gewährt ferner schon bei Lebzeiten der Versicherten mäßige Vorschüsse auf die Police. Erlischt das versicherte Leben, so ist darüber ein amtlicher Todtenschein beizubringen und durch ärztliches Attest die Todesursache nachzuweisen. Nach genügendem Befund dieser Beweisstücke erfolgt die Auszahlung der Versicherungssumme. Dieselbe kann nur dann versagt werden, wenn der Tod durch Selbstentleibung, oder im Duell, oder durch Henkershand, oder durch unverantwortlich muthwilliges Wagniß erfolgte, oder wenn sonst Gründe obwalten, welche die Versicherungsanstalt berechtigt hätten, die Versicherung schon bei Lebzeiten des Versicherten aufzuheben. Dies sind die gewöhnlichen Bedingungen, unter welchen Lebensversicherungen abgeschlossen werden. Diese Versicherungen haben Das mit andern Versicherungen gemein, daß sie zwar nicht im Stande sind, den Menschen gegen eine ihm drohende Gefahr sicherzustellen und dieselbe von seinem Leben abzuwenden, sondern nur dazu dienen, für den durch einen Unfall herbeigeführten pecuniairen Verlust ganzen oder theilweisen Ersatz zu gewähren. Sowie bei Versicherungen von Gebäuden, Mobilien, Schiffen und Saaten Ersatz gewährt wird, wenn sie die Kraft der Elemente zerstört, so soll die Lebensversicherung für den Verlust der Erwerbsmittel, welche Jemand durch seine geistigen und körperlichen Kräfte besitzt, Entschädigung gewähren, wenn diese durch den Tod zunichte gemacht werden. Eine Lebensversicherung ist daher zunächst für Solche Bedürfniß, welche ohne eigenes Capitalvermögen ihre Familie nur durch ihrer Hände Fleiß oder durch die Kraft ihrer Geistesthätigkeit erhalten. Diese gewinnen durch die Lebensversicherung das Mittel, ihre Thätigkeit auch noch über das Grab hinaus für die Familie fruchtbringend zu machen und derselben in materieller Hinsicht einen Theil des Capitals zu hin-

terlassen, welches in ihrer Person liegend mit dem Tode dahinschwindet. Diese Benutzung der Lebensversicherungen von Seiten treuer Familienväter zur Versorgung ihrer Angehörigen ist die gewöhnlichste. Außerdem werden sie benutzt, um neben den legitimen Erben und ohne Belästigung derselben einzelnen theuern Personen ein Capital zuzuwenden, um Schulden allmälig zu tilgen, Bürgschaften zu leisten, Renten in Capitale zu verwandeln u. s. w. Überhaupt sind sie der verschiedensten Anwendung fähig und äußern nicht blos auf die Privatverhältnisse der betheiligten Familien, sondern auch auf das öffentliche Wohl, in materieller, wie in moralischer Beziehung, einen vortheilhaften Einfluß.

In Betreff der Lebensversicherungsanstalten oder Lebensversicherungsgesellschaften, welche sich mit dem Abschluß von Lebensversicherungen beschäftigen, unterscheidet man, wie bei andern Versicherungszweigen, Actiengesellschaften und gegenseitige. Erstere bestehen aus einem Vereine von Capitalisten, welche eine gewisse Summe (das Actiencapital) theils baar, theils durch Einlegung von Wechseln zusammenschießen und damit Bürgschaft für die abzuschließenden Versicherungsverträge leisten. Die meisten lassen sich, um sicher zu gehen, wesentlich höhere Prämien zahlen, als das von ihnen übernommene Risico nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung erfodert und räumen dafür den Versicherten einen Antheil (gewöhnlich ½ oder ⅔) am Gewinne ein, der jedoch immer erst nach einer Reihe von Jahren zur Vertheilung kommt und inzwischen als Deckungsmittel für etwaige Ausfälle dient. Ergibt nämlich das Versicherungsgeschäft bei den Rechnungsabschlüssen Verlust, so werden zu dessen Deckung die vorhandenen Gewinnantheile der Versicherten und Actionaire verwendet und das etwa noch Fehlende aus den bereitesten Fonds vorgeschossen, bis die höhern Beiträge der Versicherten für diesen Verlust Wiederersatz gewährt haben. Erst nachdem dies geschehen ist, treten die Versicherten mit den Actionairen, denen inzwischen ihre Actien regelmäßig verzinst werden, wieder in den Genuß von Dividenden. Von Nachschüssen sind sie frei; dagegen haben sie auch keinen Antheil an der Verwaltung, namentlich an der Benutzung und Verwendung der den Actionairen anzuvertrauenden Fonds. Auf diesen Principien beruhen viele engl. Anstalten und in Deutschland diejenigen in Lübeck und Berlin. Man nennt diejenigen Actiengesellschaften, welche den Versicherten einen Antheil am Gewinne einräumen, gemischte und diejenigen, welche dies nicht thun, sondern den Gewinn allein für sich behalten, reine Actienanstalten. Beide Arten gehören in die Kategorie der kaufmännischen Unternehmungen. Die gegenseitigen Anstalten bilden sich durch das Zusammentreten einer größern Anzahl von Personen zum Zweck gemeinschaftlicher Versicherung nach dem Grundsatz, daß die Gesammtheit der Versicherten jedem Einzelnen für die Erfullung seines Vertrags einzustehen hat. Aus den Mitgliedern wird nach gewissen statutarischen Regeln eine Repräsentation (der Vorstand) gebildet, welche die gemeinsamen Angelegenheiten des Vereins zu leiten, die Verwaltungsbeamten zu ernennen und zu controliren hat. Die Prämien, welche diese Anstalten erheben, sind in der Regel auch höher, als das mit den Versicherungen verbundene Risico erfodert. Die Überschüsse fließen jedoch in der Form von Dividenden unverkürzt an die Versicherten zurück. Entstehen Ausfälle, zu deren Deckung weder die Jahreseinnahme noch die Überschüsse früherer Jahre (der Sicherheitsfonds) hinreichen, so wird das Fehlende alsbald durch einen Nachschuß von den Versicherten erhoben, sodaß die aus den höhern Prämien zu erwartenden Überschüsse der fernern Jahre nicht, wie bei den gemischten Actienanstalten, zur Deckung dieses Deficits verwendet, sondern wieder als Dividende unter die Versicherten vertheilt werden. Bei Gesellschaften, die schon eine große Ausdehnung gewonnen haben und deren Rechnungswesen auf richtiger Basis ruht, ist die Wahrscheinlichkeit einer Unzulänglichkeit der Jahreseinnahme sehr gering, da selbst durch außerordentliche Ereignisse die Sterblichkeit einer vielzähligen, über ein großes Terrain zerstreuten Gesellschaft nur wenig von der durch das Naturgesetz vorgezeichneten Normallinie abgelenkt wird. Dies hat sich bei der Gothaer Lebensversicherungsbank gezeigt, auf welche das wiederholte Auftreten der Cholera und Grippe kaum von wesentlichem Einfluß war. Die wichtigsten Bedingungen für die dauernde Sicherheit einer Lebensversicherungsanstalt, mag sie auf Actien oder Gegenseitigkeit beruhen, sind Erhebung angemessener Prämien, große Vorsicht beim Abschluß der Versicherungen (Ausschließung kränklicher Individuen und scharfe Controle der ärztli-

chen Zeugnisse), richtige Bemessung und Aufsparung der Fonds, welche zur Deckung der im Laufe der Zeit zunehmenden Sterblichkeit dienen (Reserve), sichere Belegung der vorräthigen Gelder auf gute Hypotheken oder in soliden Werthpapieren. Durch die Vernachlässigung dieser Bedingungen oder auch nur einer derselben kann der anfangs blühendste Zustand einer Lebensversicherungsanstalt sehr schnell in einen traurigen Verfall verwandelt werden, und es hat auf diese Weise schon manches Unternehmen, welches anfangs sehr gut sich zu gestalten schien, in kurzer Zeit ein unglückliches Ende genommen. Da die durch unzuverlässige oder ungeschickte Verwaltung entstehenden Ausfälle sich im Laufe der Zeit zu Summen steigern können, zu deren Deckung selbst ein bedeutendes Actiencapital nicht hinreicht, so haben auch bei diesen Anstalten die Versicherten ein wesentliches Interesse dabei, daß ihnen der Zustand derselben offen dargelegt und gestattet werde, auf die Principien der Verwaltung einen Einfluß zu äußern.

Die erste Lebensversicherungsanstalt wurde 1706 in England unter dem Namen Amicable Society vom Bischof Allen auf Gegenseitigkeit gegründet. Lange fand jedoch dieser Zweig des Versicherungswesens nur eine sehr geringe Theilnahme, bis 1762 durch Gründung der Equitable society in London die Aufmerksamkeit des Publicums mehr darauf hingelenkt wurde. Seitdem sind in England gegen 100 verschiedene Lebensversicherungsanstalten entstanden, und in keinem Lande ist ihre Benutzung so verbreitet wie hier. Die ausgedehnteste derselben und reichste überhaupt ist die auf Gegenseitigkeit beruhende Equitable society. Sie besitzt dermalen ein Vermögen von etwa 10 Mill. Pf. Sterl., was sich aus dem Grunde zu dieser enormen Höhe gesteigert hat, weil die bei den Rechnungsabschlüssen (von zehn zu zehn Jahren) sich ergebenden Überschüsse nur zu zwei Drittheilen den Versicherten gewährt, aber auch mit diesem Betrage nicht wirklich zur Vertheilung gebracht, sondern für jeden Versicherten nach seinem jeweiligen Alter in ein erst bei seinem Tode zahlbares Capital verwandelt werden. Einschließlich dieser Zuschläge zu den Versicherungssummen (Additions) beläuft sich das ganze Versicherungscapital der Anstalt dermalen auf 14 Mill. Pf. Sterl. und vertheilt sich auf nicht mehr als etwa 7200 Personen. Das nicht vertheilte Drittheil der Überschüsse bildet den Sicherheitsfonds der Anstalt. Nächst England ist Deutschland das Land, wo sich der Sinn für Lebensversicherung jetzt am lebendigsten äußert. Geweckt wurde derselbe vornehmlich von Gotha aus, wo die Idee zur Gründung einer deutschen Lebensversicherungsanstalt, nach zwei mislungenen frühern Versuchen in Hamburg und Elberfeld, in den J. 1826 und 1827 wieder aufgenommen und nach Besprechung derselben in mehren populairen Aufsätzen und Schriften durch eine auf Gegenseitigkeit beruhende Anstalt verwirklicht wurde. Dieselbe trat mit dem 1. Jan. 1829 in Wirksamkeit, gewann in kurzer Zeit eine ungewöhnliche Theilnahme und ist jetzt in Hinsicht auf die Zahl der versicherten Personen die größte Lebensversicherungsanstalt Europas. Im fortwährenden Wachsen begriffen, besaß sie am 1. Aug. 1845 13300 Versicherte mit 21,200000 Thlr. Versicherungssumme und einen diesen Versicherten gehörigen Fonds von 4,200000 Thlr. Aus ihrer Kasse sind schon über 3 Mill. Thlr. an die Erben gestorbener Versicherten gewährt und 1 Mill. Thlr. an die Lebenden als Dividende vertheilt worden. Sie erstattet jedes Jahr über ihren Zustand und die Geschäftsergebnisse einen sehr ausführlichen und gründlichen Bericht, welche Kundgebungen wesentlich dazu beitragen, ihr das Vertrauen des Publicums zu erhalten. Mit Ausschluß der östr. Monarchie, die sich im Versicherungswesen streng von den andern Staaten absondert, besitzt Deutschland überhaupt jetzt acht Lebensversicherungsanstalten, wovon die eine Hälfte auf Gegenseitigkeit, die andere auf Actien beruht. Zu der erstern Gattung gehören die Anstalten zu Gotha (1829), Leipzig (1830), Hannover (1831) und Braunschweig (1842), zu der letztern diejenigen in Lübeck (1828), Berlin (1836), München (1836) und Frankfurt am Main (1844). Diese acht Anstalten hatten bis 1845 zusammen für etwa 36 Mill. Thlr. Versicherungen auf das Leben von ungefähr 26000 Personen übernommen. Eine überwiegende Theilnahme haben die gegenseitigen Anstalten gefunden, sodaß die von ihnen versicherten Summen das Versicherungscapital der Actienanstalten um das Dreifache übertreffen. In der That ist auch das Princip der Gegenseitigkeit kaum für einen Zweig des Versicherungswesens so geeignet und mit so vielen Vortheilen für die Versicherten verbunden, als für den der Lebens-

versicherung. Östreich besitzt nur zwei Lebensversicherungsanstalten, die eine in Triest als einen Zweig der auf Actien beruhenden Assicurazioni generali austro-italiche seit 1831, die andere in Wien als eigene Anstalt auf Gegenseitigkeit im J. 1840 errichtet. Beide Anstalten, obwol durch ein Monopol für die ganze Monarchie begünstigt, haben noch wenig Erfolg gehabt. In Frankreich waren Lebensversicherungen durch eine königliche Ordonnanz von 1681 verboten, weil man das Leben freier Menschen zu einer Schätzung im Geldwechsel nicht geeignet hielt. Aber auch nach Aufhebung jenes Verbots im J. 1787 dauerte es noch lange, ehe sich die erste allgemeine Anstalt dieser Art bildete und als ein Zweig der Compagnie d'assurances générales 1819 ins Leben trat. Seit 1829 wurden noch einige andere, z. B. Union und Compagnie royale, gegründet. Frankreich scheint aber kein Boden für die Lebensversicherung. Alle Anstalten haben daselbst nur eine sehr mäßige Theilnahme gefunden. Dasselbe Verhältniß findet in Holland, Belgien, Italien und Rußland statt, wo neuerdings auch Lebensversicherungsanstalten errichtet worden sind, aber verhältnißmäßig nur sehr sparsam benutzt werden. Vgl. Babbage, „Vergleichende Darstellung der verschiedenen Lebensversicherungsgesellschaften" (deutsch, Weim. 1827) und Bleibtreu, „Zweck und Einrichtung der Lebensversicherungsanstalten" (Karlsr. 1832).

Leber (hepar oder jecur) nennt man die große vollkommene Druse (s. d.), welche auf der rechten Seite des menschlichen Körpers unmittelbar unter dem Zwerchfelle (s. d.) und den vordern Unterleibsbedeckungen liegt und bei Erwachsenen 4—6 Pf. schwer ist. Sie hat die Gestalt eines unregelmäßigen Vierecks mit abgerundeten Ecken, welches von rechts nach links länger ist als von oben nach unten und dessen oberer und rechter Rand einen bedeutendern Durchmesser besitzt als der untere und linke. Dabei ist die vordere Fläche convex, die hintere concav. Da die Leber nicht senkrecht herabhängt, sondern mehr schräg gelagert ist, so nennt man auch die vordere Fläche die obere, den obern Rand den hintern u. s. w. Die vordere oder obere Fläche ist glatt, während die hintere einige schmale, längere Vertiefungen, Furchen oder Gruben (fossae) genannt, zeigt, welche die Form eines H darstellen, dadurch die Fläche selbst in vier sogenannte Lappen (lobi) von sehr ungleichem Umfange theilen und zur Aufnahme verschiedener Organe, der Gallenblase, mehrer Blutgefäße u. s. w., bestimmt sind. Die Farbe der Leber ist rothbraun und wird im höhern Alter dunkler. In seiner Lage wird dieses ziemlich umfangreiche und schwere Organ durch mehre vom Bauchfelle (s. Bauch), welches fast die ganze Leber überzieht, mittels Falten gebildete und von mehren Punkten ausgehende Bänder erhalten, welche nach den Orten, wo sie sich anheften und nach andern Merkmalen verschiedene Namen führen; auch dient die frühere Nabelvene (s. Nabel), welche sich nach der Geburt in einen sehnigen Strang verwandelt, zur Befestigung desselben. Die Substanz der Leber besteht aus den feinen Verzweigungen der Gallengänge, der Pfortader (s. d.), der Leberarterien, der Lebervenen, der Nerven und Lymphgefäße, welche untereinander durch ein ziemlich festes Zellgewebe vereinigt werden. Im Embryo gelangt die Leber sehr bald zu einer bedeutenden Größe und Entwickelung und läßt daraus auf die Wichtigkeit der ihr zugetheilten Verrichtung in Hinsicht auf das Leben desselben schließen, was auch noch durch den Umstand an Gewißheit gewinnt, daß das ganze Blut, welches aus der Mutter in die Frucht übergeht, erst in die Leber des Embryo tritt und hier eine Veränderung erleidet, sodaß sie, wie die Lungen im geborenen Menschen, eine Art blutbereitendes Organ darstellt. Nach der Geburt tritt diese Function der Leber offenbar zurück, sowie diese auch in ihrem Wachsthum gegen die übrigen Organe zurückbleibt, bis sie sich zu diesen in das Verhältniß gesetzt hat, welches sie dann im normalen Zustande das ganze Leben hindurch behauptet. Ob diese blutbereitende Thätigkeit der Leber auch dann noch überhaupt, obschon in geringerm Grade als vorher, fortdauere, ist namentlich in neuerer Zeit eine Frage der Physiologie geworden; seit den ältesten Zeiten jedoch nahm man es schon als gewiß an, daß das Hauptgeschäft der Leber darin bestehe, die Galle (s. d.) abzusondern, wodurch sie einen Einfluß auf die Verdauung ausübt, dessen ganze Wichtigkeit bei Störungen dieser Function deutlich erkannt wird. Solche Störungen finden nun bei den Leberkrankheiten statt, von denen besonders Entzündung, Anschwellung und Verhärtung als die sich am deutlichsten kundgebenden genannt werden müssen. Unverhältnißmäßig größer jedoch ist die Anzahl derjenigen Krank-

heiten, welche durch Unregelmäßigkeiten in den Leberfunctionen bedingt werden, wohin Gelbsucht (s. d.), Gelbes Fieber (s. d.) u. s. w. gehören. Zu diesen Krankheiten disponiren besonders heißes Klima, feuchte und dabei warme Atmosphäre und unregelmäßige Diät, namentlich reichlicher Genuß erhitzender Getränke und fetter oder stark gewürzter Speisen. In neuerer Zeit ist auf den angeführten physiologischen Unterschied zwischen der Leber eines ungeborenen und eines geborenen Menschen ein Verfahren, die sogenannte Leberprobe, gegründet worden, durch welches man bei der so häufig in gerichtlichen Fällen aufgeworfenen Frage, ob ein Kind vor oder nach der Geburt gestorben sei, mehr Aufklärung, als früher möglich war, zu erhalten hoffte, jedoch sind bis jetzt dabei der Zweifel zu viele noch nicht gehoben, als daß man diesem Verfahren eine praktische Bedeutsamkeit hätte einräumen können. Von den Thieren besitzen schon einige höhere Gattungen der Pflanzenthiere eine Leber; deutlich tritt sie in den Muschelthieren hervor und sehr groß ist sie bei den schneckenartigen Thieren und Sepien; bei den Würmern fehlt sie zum Theil ganz, zum Theil ist sie wenig ausgebildet; entwickelter ist sie bei den krebsartigen Thieren, und bei den Insekten wird sie durch eigenthümliche Gallengefäße ersetzt. Die Leber der Fische füllt oft einen großen Theil der Bauchhöhle aus; so ist sie auch bei den Amphibien und Vögeln noch verhältnißmäßig größer als bei dem Menschen und den übrigen Säugethieren. Vgl. Löffler, „Hartmann's Hypothese über die assimilativ-blutbereitende Function der Leber" (Lpz. 1838) und Schäffer, „Die Leberprobe" (Tüb. 1830).

Leberreime nennt man die zweizeiligen deutschen Scherzgedichte, in welchen die erste Zeile stets mit den Worten anfängt „Die Leber ist vom Hecht und nicht von einem —", worauf ein Thier genannt wird, auf dessen Namen dann die folgende Zeile reimen muß. Diese Reime wurden um 1750 von einem gewissen Schävius erfunden und waren früher bei Gastereien, nach Auftragung des Hechts, sehr üblich.

Leberthran (Oleum jecoris aselli) nennt man ein aus der Leber des Kabeljau (s. d.) gewonnenes fettes Öl, welches je nach den verschiedenen Bereitungsarten sich in Hinsicht auf Farbe, Geruch und Geschmack verschieden darstellt. Schon in frühern Zeiten als Volksmittel gegen Gicht gebraucht, ist es gegenwärtig noch mehr in Anwendung gezogen worden und leistet namentlich in der Skrophelkrankheit und den aus dieser sich herleitenden Formen, besonders in der Englischen Krankheit (s. d.), ausgezeichnete Dienste. Eine stärkere Wirksamkeit als die reinste Sorte, der sogenannte hellblanke Thran, scheint die unreinere zu besitzen, welche man braunen oder braunblanken Thran nennt.

Lebkuchen, s. Pfefferkuchen.

Lebrun (Charl.), ein berühmter franz. Maler, geb. zu Paris 1618, war der Sohn eines mittelmäßigen Bildhauers und hatte Vouet zum Lehrer, den er indeß sehr bald übertraf. Nachdem er von Rom, wo er unter Poussin's Leitung vornehmlich die Antike und Rafael's Werke studirte, nach Paris zurückgekehrt war, wurde er geadelt, 1648 zum Präsidenten der neubegründeten königlichen Maler- und Bildhauerakademie und später zum ersten Maler des Königs, sowie zum Director der königlichen Gobelinmanufactur ernannt. Seit 1661 war er, bis mit Colbert's Tode im J. 1683 sein Einfluß zu sinken begann, fast nur damit beschäftigt, die Umgebungen Ludwig's XIV. und die glänzenden Feste des Hofs in Gemälden darzustellen. Namentlich hatte er in Versailles sehr viel zu thun. Er starb 1690. L. ist einer der bezeichnendsten Repräsentanten seiner Kunstperiode; neben reicher Erfindungsgabe und unleugbarer Leichtigkeit der Darstellung besaß er ganz besonders das künstlerische Wissen seiner Zeit und konnte so der Stifter eines neuen sogenannten Classicismus werden, der in seiner zahlreichen Schule fortlebte. Allein neben sehr umfassenden Studien der Formen, des Ausdrucks und des Costüms gebrach es ihm an derjenigen Tiefe und Kraft des Gefühls, welche den großen Malern eigen ist, sodaß seine meist pomphaften und glänzenden Gegenstände dieses Mangels wegen nur um so unfehlbarer den Eindruck hohlen Prunks machen, woran auch sein ziemlich unbedeutendes, mattes Colorit einige Schuld trägt. Am berühmtesten sind seine Bilder aus der Geschichte Alexander's im Louvre zu Paris. Er war persönlich nichts weniger als beliebt und lastete schwer über den Kunstverhältnissen am Hofe Ludwig's XIV. Seine beiden oft herausgegebenen Werkchen „Traités

sur la physionomie" und „Sur le caractère des passions" sind eine Anweisung für die Maler, sich auf conventionellem, mechanischem Wege mit dem Ausdrucke abzufinden.

Lebrun (Charl. Franç.), Herzog von Piacenza, geb. am 19. März 1739 zu St.-Sauveur-Landelin bei Coutances, machte zu Paris ausgezeichnete Studien und vollendete seine Bildung durch Reisen in England und Holland. Er übernahm dann die Erziehung der Kinder des spätern Kanzlers Maupeou, der ihn zum Secretair erhob. Als Maupeou mit den Parlamenten in Streit gerieth, ließ L. mehre Flugschriften im Interesse des Hofes erscheinen; auch soll er die officiellen Schriften und Acte angefertigt haben, welche der Hof in der Sache erließ. Mit der Thronbesteigung Ludwig's XVI. fiel er deshalb mit dem Kanzler zugleich in Ungnade. Er lebte hierauf fünf Jahre in gänzlicher Dunkelheit, bis er kurz vor dem Ausbruche der Revolution mit einer Schrift „La voix du citoyen" Aufsehen machte. Die Sénéchaussée von Dourdan schickte ihn in die Nationalversammlung. Hier verhielt er sich ernst und gemäßigt und nahm gewöhnlich bei Finanz- und Verwaltungssachen das Wort, in denen er tiefe Kenntnisse hatte. Nach dem Schluß der Versammlung wurde er Präsident des Verwaltungsrathes im Departement Seine und Oise, in welcher Stellung er Muth und Klugheit zeigte. Die Ereignisse vom 10. Aug. 1792 brachten ihn jedoch ins Gefängniß, aus dem ihn erst der Sturz der Schreckensherrschaft rettete. Nach der Einführung der Directorialverfassung trat er in den Rath der Fünfhundert und am 20. Febr. 1796 wurde er dessen Präsident. Als solcher leistete er Bonaparte in der Revolution vom 18. Brumaire große Dienste und dieser wählte ihn dafür zum dritten Consul. Obschon er sich als die gelehrigste Creatur seines Meisters bewies, so erwarb er sich doch Verdienste um die Herstellung der franz. Finanzen. Bei Errichtung des Kaiserthrones wurde er zum Erzschatzmeister des Reichs erhoben, auch erhielt er das Generalgouvernement von Ligurien, das er 1806 in ein franz. Departement umgestalten mußte. Hierauf ernannte ihn Napoleon zum Herzog von Piacenza. Nach der Abdankung Ludwig Bonaparte's wurde er als Gouverneur nach Holland geschickt, wo er sich mit Mäßigung und Rücksicht benahm. Als ihn hier die Verbündeten zu Ende des J. 1813 vertrieben, ging er nach Paris und unterzeichnete die Berufung der Bourbons auf den Thron. Er erzeigte denselben als außerordentlicher Commissar zu Caen so große Dienste, daß er am 4. Juni 1814 die Pairswürde erhielt. Weil er jedoch während der Hundert Tage vom Kaiser den Titel eines Großmeisters der Universität von Paris angenommen, verlor er mit der zweiten Restauration seine politische Stellung. Erst im März 1819 wurde er wieder in die Pairskammer aufgenommen, in welcher er sich freimüthig zur constitutionellen Partei hielt. Er starb in der Zurückgezogenheit auf seinem Landgute St.-Mesme bei Dourdan am 16. Juni 1824. L. war Mitglied des Instituts und hatte sich schon als Student einen Namen erworben durch die Übersetzung des „Befreiten Jerusalem" (2 Bde., 1774; 2. Aufl., Par. 1840), sowie der „Iliade" (3 Bde., 1776; 2. Aufl., 2 Bde., 1809). — Sein Sohn, der Generallieutenant Anne Charl. L., Herzog von Piacenza, geb. 1785, folgte ihm in der Pairswürde und gab des Vaters „Mémoires" (Par. 1829) heraus.

Lebrun (Ponce Denis Ecouchard), gewöhnlich Lebrun-Pindare genannt, Frankreichs größter Lyriker aus der classischen Schule, geb. zu Paris am 10. Aug. 1729, wurde nach beendigten Studien Secretair des Prinzen Conti, in dessen Diensten sein Vater stand, was vielleicht zu der Vermuthung Veranlassung gab, daß er ein natürlicher Sohn des Prinzen sei. An seinem Charakter hafteten manche Flecken. Starken Tadel fand er insbesondere wegen seiner unwiderstehlichen Neigung, Epigramme zu machen, in denen er selbst seine besten Freunde nicht schonte; sogar auf Bonaparte, den er so sehr bewunderte und für den er von Dankbarkeit erfüllt war, machte er Epigramme. Da er nur in Versen keck, sonst aber furchtsam war, so sagte man witzig und wahr von ihm, daß er über seine eignen Verse zuweilen erschrecke. Als er durch Conti's Tod seine Stelle und fast gleichzeitig durch den Bankerott des Fürsten Rohan-Guémené 18000 Francs verloren hatte, erhielt er durch Vermittelung des Grafen Vaudreuil von Calonne eine Pension, und schmeichelte nun Ludwig XVI. Nach Ausbruch der Revolution widmete er ihr seine ganze Muse. Er war der Dichter des Convents, der ihm eine Wohnung im Louvre anwies, und mehre seiner republikanischen Oden sind wirkliche poetische Meisterstücke. Als Napoleon Consul geworden, erhielt

L. eine Pension von 6000 Francs, und fortan besang er diesen. Er starb am 2. Sept. 1807. Seine „Oeuvres complètes" wurden von Ginguené (4 Bde., Par. 1811) herausgegeben; die „Oeuvres choisies" (2 Bde., Par. 1821) erschienen öfters. Sie enthalten Oden, die durch Kraft, Feuer, Gedankenstärke und Erhabenheit Alles übertreffen, was die classische Schule in Frankreich hervorgebracht hat; auch seine Elegien sind ausgezeichnet. Seine Epigramme sind beißend, obschon die ärgsten von ihm selbst unterdrückt wurden. Sein in gewählter Sprache geschriebenes, doch nach einem fehlerhaften Plane entworfenes und nicht vollendetes Lehrgedicht „La nature" ist reich an schönen und wahrhaft poetischen Stellen; sein Gedicht „Les veillées du Parnasse" blieb ebenfalls unvollendet. Seine Anmerkungen zu Boileau und J. B. Rousseau sind den Ausgaben dieser Dichter häufig beigefügt.

Lebrun (Pierre), franz. Dichter, geb. am 29. Dec. 1785 zu Paris, entwickelte schon sehr früh seine poetische Anlage. Der Zufall führte einige seiner frühreifen Versuche in die Hand des Ministers François de Neufchateau, der die Aufnahme des zwölfjährigen Dichters in das Prytaneum von Saint-Cyr bewirkte. Der Zufall, daß der Kaiser die Schule an einem Tage besuchte, wo der sechzehnjährige L., den kranken Professor der Rhetorik vertretend, eine Stunde gab, und die vortreffliche Antwort L.'s auf die Frage, wozu er sich bestimme: „A chanter votre gloire", verschafften ihm eine Pension von 1200 Francs, als nach diesem Vorfall seine „Ode à la grande armée" (Par. 1805) dem Kaiser auffiel. Nachdem 1808 seine „Ode sur la campagne de 1807" erschienen war, erhielt er bald darauf durch Vermittelung des Grafen François de Nantes die einträgliche Stelle eines Haupteinnehmers bei den indirecten Steuern. Die Restauration ließ ihm seine Pension, machte ihn aber amtlos. Im J. 1822 ließ er sein „Poème lyrique sur la mort de Napoléon" erscheinen, welches Veranlassung zur Einziehung seiner Pension wurde. Später bereiste er Italien und Griechenland, und wurde 1828 als Mitglied der Akademie aufgenommen. Sein vorzüglichstes Gedicht, die „Voyage en Grèce" (Par. 1828), war eine Frucht jener Reise. Er schildert in demselben die Eindrücke, welche Griechenland auf ihn gemacht hat, mit glänzenden Farben, die lebhafter und frischer sind, als sie die bloße descriptive Poesie zu bieten vermag. Seine Tragödien „Ulysse" (Par. 1815), der ungedruckt gebliebene „Cid d'Andalousie", der 1828 aufgeführt wurde, und „Pallas fils d'Evandre" (Par. 1822), die nie zur Aufführung kam, sind von geringer Bedeutung; dagegen ist seine funfzig Mal nacheinander aufgeführte „Marie Stuart" (Par. 1820) ein classisches Stück, das die Mitte zwischen Nachahmung und Übersetzung des Schiller'schen Werkes hält. Auch sein Lehrgedicht „Sur le bonheur que procure l'étude" (Par. 1817; neue Aufl., 1822), für das er von der Akademie die Hälfte eines Preises erhielt, ist von geringem Werthe. Nachdem er während der Restauration ohne Anstellung gelebt hatte, wurde er 1831 zum Director der königlichen Druckerei und im Nov. 1839 zum Pair ernannt. Was seine poetische Stellung anbetrifft, so ist er vom Standpunkte des Classicismus ausgegangen, hat sich aber in der Folge mehr den modernen Ideen genähert, ohne indessen alle Vorurtheile der alten Schule abgestreift zu haben.

Lebus, eine Stadt von 1600 E., an der Oder, im Regierungsbezirk Frankfurt der preuß. Provinz Schlesien, war ehemals der Sitz eines von Polen aus begründeten Bisthums, das später nach Fürstenwalde verlegt wurde und seit Ende des 16. Jahrh. kurbrandenburg. Prinzen zu postulirten Bischöfen hatte.

Lech bedeutete im Slawischen ursprünglich gleich Czech (s. d.) und Bojar (s. d.) einen freien Eigenthümer eines größern Landstrichs und wurde erst nachher Volksname. Nach der Sage war L. der erste Fürst der Polen. Er kam um 550 n. Chr. aus Croatien in die Ebenen von Großpolen und gründete dort die erste poln. Niederlassung Gnesen (s. d.), das er nach einem dort aufgefundenen Neste weißer Adler also benannte, indem er zugleich den Polen einen weißen Adler zum Wappen gab. Lechiten oder Lachen werden zuerst von Nestor die slaw. Einwohner der fruchtbaren, durch Ackerbau berühmten Ebenen an der Weichsel benannt; später bezeichnete man damit insbesondere die Polen.

Lech, ein Fluß, der im Vorarlbergischen entspringt und bei Lechsgemünd in die Donau mündet, durchströmt Vorarlberg, Tirol und Baiern, in das er unweit Füssen tritt, und in welchem er fast immer die Grenze zwischen Altbaiern und Schwaben bildet, und nimmt

während seines Laufs unter andern bei Füssen die Vils, bei Schongau, wo er schiffbar wird, den Halblech und bei Augsburg die Wertach auf. (S. Lechfeld.)

Lechevalier (Jean Bapt.), franz. Archäolog, geb. zu Trelly im Departement Manche am 1. Juli 1752, machte seine Studien in Paris und lehrte 1772—78 an den Colléges Duplessis, d'Harcourt und Navarre. Als Choiseul-Gouffier als Gesandter nach Konstantinopel ging, erbot sich L. zu seinem Secretair, namentlich um von ihm sich bei seinen archäologischen und geographischen Untersuchungen unterstützen zu lassen. L. ging nun zunächst nach England, bereiste dann Italien und hierauf die Nordwestküste von Kleinasien, wo er seine größte Aufmerksamkeit der Erforschung der Ebene von Troja zuwendete, in der er die Gräber des Ajax, Achilles und Protesilaos aufgefunden zu haben vorgab. Indem er darauf ausging, das alte Griechenland in dem neuen wiederzufinden, suchte er besonders aus der Bestätigung der geographischen und historischen Angaben Homer's die seiner Meinung nach gefährdete Ehre desselben sicher zu stellen. Von Konstantinopel aus bereiste er in den folgenden Jahren die Propontis und den Pontus Euxinus. Nachdem er nach Ausbruch der Revolution nach Frankreich zurückgekehrt, ging er 1790 wieder nach London, bereiste in den folgenden Jahren Deutschland, Holland, Dänemark, Schweden und Rußland, von wo er erst 1795 nach England zurückkehrte. Drei Jahre später besuchte er Spanien und Portugal und kehrte über Sicilien zurück. Endlich im J. 1806 wurde er bei der Bibliothek St.-Geneviève in Paris angestellt. Als erster Conservator an derselben starb er am 2. Juli 1836. Wegen der von ihm herausgegebenen „Voyage de la Troade, ou table de la plaine de Troie dans son état actuel" (zuerst von Dalzal nach dem Manuscript ins Englische übersetzt, Lond. 1794; 2. Aufl., Par. 1797; 3. Aufl., 3 Bde., Par. 1802, mit Atlas, 4.), welche nicht nur eine Geschichte des Schauplatzes der „Iliade" enthält, sondern sich auch über alle in der „Odyssee" genannten Orte verbreitet, und der Fortsetzung derselben, der „Voyage de la Propontide et du Pont-Euxin" (2 Bde., Par. 1800), mußte er von Seiten Gouffier's viele Vorwürfe erdulden, da dieser behauptete, daß die Entdeckungen L.'s, der auf seine Kosten gereist sei, dem Werke angehörten, das er selbst herauszugeben beabsichtigte. Im Allgemeinen sind L.'s Schriften keine Muster tief eindringender Untersuchung, und die Absichtlichkeit hat den Verfasser wol Manches finden lassen, was kein Anderer gefunden haben würde. Auch soll er der Verfasser des Werks „Ulysses Homer, or a discovery of the true author of the Iliad and Odyssea" (Lond. 1829; franz., Par. 1829, Fol., mit 5 Kart. und 15 Kpf.) sein, welches er unter dem Namen Konst. Koliades herausgab und worin er, das gelehrte Publicum mystificirend, dem Homer die Autorschaft der ihm zugeschriebenen Gedichte abspricht.

Lechfeld, eine Ebene von zehn Stunden zwischen dem Lech (s. d.) und der Wertach im Königreiche Baiern, welche sich von Landsberg bis Augsburg zieht, ist in der Geschichte berühmt durch den Sieg Kaiser Otto's I. über die Ungarn (s. d.) am 10. Aug. 955, sowie durch das Gefecht bei Rain am 15. Apr. 1632 zwischen den Schweden unter Gustav Adolf und den Kaiserlichen, die den Übergang über den Lech vertheidigten, unter Tilly (s. d.), welcher Letztere dabei nebst dem kaiserlichen General Aldringer tödtlich verwundet wurde.

Leck nennt man in der Schiffersprache eine durch eine gewaltsame Veranlassung, z. B. das Anstoßen an eine Klippe, oder durch Länge des Gebrauchs entstandene Beschädigung des Schiffes, welche ein starkes Eindringen des Wassers gestattet, daher figürlich leck werden oder leck springen so viel als schadhaft werden. Mit Lecken oder Ablecken bezeichnet man auch das fast unmerkliche und schwer zu vermeidende Austräufeln der Flüssigkeiten aus ihren Gefäßen. Der dadurch entstandene Verlust heißt Leckasie oder Leckagie (coulage) und wird bei Schiffsversendungen und Kellerlagerungen nach bestimmten Regeln berechnet.

Leclerc d'Ostin (Victoire Emmanuel), franz. Generallieutenant und Schwager Napoleon's, war am 17. März 1772 zu Pontoise bei Paris geboren und der Sohn eines reichen Mehlhändlers. Als eifriger Republikaner trat er 1792 in ein freiwilliges Bataillon, das ihn seines Muthes und seiner Bildung wegen zum Lieutenant erwählte. Bei der Belagerung von Toulon erhielt er den Grad eines Generaladjutanten, und nach der Einnahme der Stadt brachte er die Siegesnachricht nach Paris. Er ging hierauf zur Armee an den

Ardennen, wohnte der Schlacht bei Fleurus bei und trat dann in die Alpenarmee. An der Spitze der Avantgarde bemächtigte er sich des Mont-Cenis und hielt sich auf diesem Punkte unter den schwierigsten Umständen den Winter von 1794 hindurch. Im Herbst 1795 wurde er als Commandant nach Marseille geschickt, wo er sich mit Pauline, der Schwester des Generals Bonaparte, verlobte. Bonaparte berief ihn hierauf zur Armee nach Italien und ertheilte ihm, nachdem er sich in mehren Gefechten als tüchtiger und tapfrer Offizier bewährt hatte, 1797 den Grad eines Brigadegenerals. Kurz darauf feierte L. zu Mailand seine Vermählung mit Bonaparte's Schwester. Nach dem Frieden von Campo Formio diente er im Generalstabe Berthier's und Brune's, und während der Expedition seines Schwagers nach Ägypten übernahm er ein selbständiges Commando zu Lyon. Nachdem er Bonaparte in den Tagen des 18. Brumaire wichtige Dienste geleistet, wurde er als Divisionsgeneral zur Rheinarmee unter Moreau gesendet, wo er den Erzherzog Ferdinand am 3. Dec. 1800 bei Hohenlinden unweit Landshut schlagen half. Im J. 1801 erhielt er den Auftrag, an der Spitze einer franz. Armee Spanien zu durchziehen und Portugal zu besetzen. Als nach dem Frieden von Amiens Bonaparte den Plan zur Wiederunterwerfung von Haiti (s. d.) faßte, vertraute er L. mit dem Titel eines Generalcapitains den Befehl über die Expeditionsarmee an, die in den ersten Tagen des Febr. 1802 auf der Insel landete. Mit ebensoviel Geschick als Tapferkeit wußte er sich binnen drei Monaten die Colonie wieder zu unterwerfen. Indessen brach der Kampf zu Folge der Empörung der Negertruppen, der blutigsten Strenge, mit welcher die Franzosen straften, und der Schilderhebung Toussaint-Louverture's (s. d.) sehr bald um so heftiger aus. Die Lage L.'s gestaltete sich in kurzer Zeit verzweifelt, zumal da die Franzosen vom Gelben Fieber in Masse hingerafft wurden. Nachdem er die Reste der Expedition auf der Insel Tortue concentrirt, unterlag er selbst der Seuche am 2. Nov. 1802. Rochambeau (s. d.) übernahm hierauf den Oberbefehl. Die Gemahlin L.'s, die der Expedition beiwohnte und großen Muth bewies, kehrte nach Frankreich zurück und heirathete 1803 den Füsten Borghese (s. d.). Napoleon ertheilte L. das Lob eines ausgezeichneten Generals und eines tüchtigen Charakters.

Lecluse (Charl. de), gewöhnlich Clusius genannt, Arzt und Botaniker, geb. zu Arras 1526, studirte in Gent und Löwen die Rechte, und ging dann nach Deutschland, wo er sich längere Zeit in Wittenberg aufhielt und Melanchthon's Umgang genoß. Später wendete er sich in Montpellier dem Studium der Medicin zu, kehrte 1555 in seine Heimat zurück, wo er sich nun sechs Jahre aufhielt, und lebte hierauf abwechselnd in Paris, Löwen und Augsburg, bis er 1564 eine naturwissenschaftliche Reise nach Spanien antrat. Im J. 1571 war er in England und folgte dann einer Einladung Kaiser Maximilian's II. nach Wien, wo er kaiserlicher Gartendirector wurde. Er bereiste von Wien aus zwei Mal England, nahm aber 1587 seine Entlassung aus kaiserlichem Dienste und lebte allein seinen Studien in völliger Abgeschiedenheit zu Frankfurt am Main, wo er nur zuweilen den Landgrafen Wilhelm von Hessen sah, der ihm sehr gewogen war. Endlich im J. 1593 wurde er Professor der Botanik in Leyden, wo er am 4. Apr. 1609 starb. L. war ein ebenso gelehrter als guter Mann, fromm, mild, bescheiden und von einfacher Sitte, und ein so eifriger Anhänger der Botanik, daß er für sie zu wirken noch fortfuhr, als er, durch seine Reisen um seine Gesundheit gebracht und auf beiden Füßen gelähmt, an Krücken zu gehen gezwungen war. Er entdeckte viele neue Pflanzen und beschrieb sie auf musterhafte Art in mehren Werken, von welchen „Rariorum plantarum historia" (Antw. 1601, Fol., mit Abbild.) und „Exoticorum libri X" (Antw. 1605, Fol.) die berühmtesten sind. Die ihm vom Plumier gewidmete sehr schöne Pflanzengattung Clusia zählt jetzt viele über das tropische Amerika verbreitete Arten.

Lecoq (Karl Christian Erdmann, Edler von), sächs. General, geb. zu Torgau am 28. Oct. 1767 aus einer franz. Emigrantenfamilie, besuchte einige Zeit die Fürstenschule zu Meißen und wurde im 12. Jahre Cadet und 1780 Fähnrich in seines Vaters Regimente. Nach dem Feldzuge von 1795 erhielt er eine eigne Compagnie; im J. 1800 wurde er Major, 1807 Oberstlieutenant und Commandant von Wittenberg, dann Oberst und Generaladjutant des Königs, 1809 Generalmajor, 1810 bei der neuen Organisation der Armee Generallieutenant und Commandeur der damals nach dem Vorbilde des franz.

Dienstes zuerst errichteten leichten Infanterie, deren Ausbildung ganz sein Werk war. Im Kriege gegen Rußland vor 1812 hatte er den Oberbefehl über das sächs. Hülfscorps und ebenso in dem Feldzuge von 1813. Mit einer Treue und Schonung, die selbst Davoust und Durutte achten mußten, vollzog er den ihm aus Plauen vom König zugefertigten Befehl, die sächs. Truppen von den Franzosen zu trennen und sich in die Festung Torgau einzuschließen. Nach der Schlacht bei Lützen und der in Folge davon nothwendig gewordenen Rückkehr des Königs von Sachsen erhielt er aufs neue den Befehl über die neu formirten sächs. Truppen. Großen Ruhm erwarb er sich in den Schlachten von Großbeeren und Dennewitz. Von dem nach der Schlacht bei Leipzig in Sachsen eingesetzten Generalgouvernement vernachlässigt, trug er kein Bedenken, zu einer untern Befehlshaberstelle herabzusteigen, und commandirte in dem Feldzuge von 1814 in den Niederlanden eine einzelne Brigade der sächs. Truppen. Sodann vollzog er das Geschäft der Theilung der sächs. Truppen mit der strengsten Gewissenhaftigkeit und erhielt nach der Rückkehr den Oberbefehl über das gegen Frankreich bestimmte Hülfscorps, mit welchem er bis nach Abschluß des pariser Friedens im Elsaß stehen blieb. Der aus der Gefangenschaft zurückkehrende König überhäufte ihn seitdem mit Beweisen des Vertrauens und stellte ihn als commandirenden General an die Spitze der sächs. Armee. Als solcher starb er, auf einer Reise zu Brigg im Canton Wallis, am 30. Juni 1830.

Lection (lat. lectio) heißt theils eine Unterrichtsstunde oder Vorlesung, besonders auf höhern Lehranstalten, theils die darin zum Lernen oder Ausarbeiten ertheilte Aufgabe, und Lectionscatalog das Verzeichniß von Vorlesungen auf Universitäten.

Lectisternium nannten die Römer eine feierliche, öffentliche Göttermahlzeit, dergleichen man in großer Bedrängniß und Gefahr veranstaltete, um die Gunst der Götter zu gewinnen. Hierbei wurden die Bilder derselben auf Polstern oder Kissen (lecti) um die mit Speisen besetzte Tafel gestellt. Früher drei, später sieben Priester, triumviri oder septemviri epulones genannt, hatten das Ganze zu leiten.

Lectüre (vom lat. lego) heißt sowol das Lesen als Handlung und die Übung in demselben, als auch der in den Schriften dargebotene Stoff, den Jemand liest, gelesen hat oder lesen soll. In ersterer Bedeutung beruht das Lesen auf einer mittelbaren Geistesbeschäftigung, d. h. einer solchen, bei welcher wir einer fremden Anregung folgen, und der allgemeine Zweck desselben ist, sich durch schriftliche Mittheilung Anderer geistig zu beschäftigen. Wir thun dies, um entweder die Summe unserer Erkenntnisse und Ansichten zu vermehren, zur Anregung des eigenen Nachdenkens, Gefühls und Begehrens durch die Geisteserzeugnisse Anderer, oder blos um diese kennen zu lernen und zu beurtheilen, oder endlich, wie es meist der Fall ist, der Unterhaltung und des Zeitvertreibes wegen. Alle Lectüre aber, wenn sie nicht einseitig auf den Geist wirken und mithin demselben mehr schaden und ihn schwächen, als nützen und stärken soll, muß zuvörderst der jedesmaligen Fähigkeit des Lesers selbst entsprechen und also eine den Kräften angemessene sein; sie sei ferner geordnet, um die Klarheit des Geistes zu befördern, folglich nicht über allzu verschiedenartige Schriften verbreitet; ausgewählt, d. i. auf das Beste einer jeden Gattung möglichst gerichtet; methodisch, d. i. mit Erreichung würdiger und vielseitiger Zwecke des Lesers zusammenhängend und wo möglich stufenweise fortschreitend; endlich nicht zu überhäuft und angestrengt, weil im entgegengesetzten Falle häufig geistige Verwirrung und Überspanntheit eintritt. Die Wahl der Lectüre im materiellen Sinne hängt meist von der Beschaffenheit des Gegebenen, also von der Literatur ab, daher Verirrungen in der Lectüre gewöhnlich auch auf Verirrungen der Literatur hindeuten; doch richtet sie sich im Einzelnen oft nach Zufall, nach dem Urtheile und Geschmack Anderer, nach eigener Neigung oder eigenem Takte. Für die wissenschaftliche ebenso wie für die unterhaltende Lectüre ist in neuester Zeit in England, Frankreich und Deutschland durch großartige, wohlgeordnete Leseinstitute oder Museen trefflich gesorgt worden, und theils der täglich sich erweiternde Umfang der Literatur, theils die so nothwendige Kenntnißnahme der Erscheinungen des öffentlichen Lebens scheint dergleichen Einrichtungen immer mehr und mehr zu verlangen. Besonders macht die Lectüre, namentlich die der alten Classiker, einen wichtigen Theil in dem höhern Unterrichtswesen aus und zerfällt hier nach dem damit verbundenen Zweck in die cursorische, worunter

nicht etwa ein flüchtiges, sondern ein aufmerksames, auf das Verstehen der Schrift berechnetes, aber von ängstlichen grammatischen und kritischen Untersuchungen fern gehaltenes Lesen zu verstehen ist, und in die ihr entgegengesetzte statarische oder langsam fortschreitende, wobei es auf eine genaue Erörterung des grammatischen und sachlichen Elementes, auf ästhetische Zergliederung der einzelnen Theile und des Ganzen u. s. w. ankommt. (S. Cursus.) Dazu kommt noch die Privatlectüre, die von dem Lernenden ohne Anleitung eines Lehrers, wol aber mit Benutzung der vorhandenen Hülfsmittel zu Hause vorgenommen wird und je nach dem Bedürfnisse bald mehr eine cursorische, bald mehr eine statarische sein kann.

Leda, die Gemahlin des spartan. Königs Tyndareus (s. d.), nach Einigen des Thestios, Königs von Ätolien und der Leophonte oder Leucippe, nach Andern des Glaukos und der Pantheidyia Tochter, wurde von Zeus, um zu ihrem Besitze zu gelangen, in einen Schwan, nach Andern in eine Gans verwandelt, in welcher Gestalt man sie auch nebst ihm auf einem herculanischen Gemälde abgebildet findet. Nach einer andern Sage verwandelte sie Zeus in eine Gans, sich selbst aber in einen Schwan, woher es kam, daß L. ein Ei gebar, aus welchem Pollux (Polydeukes) und Helena hervorgingen; nach noch Andern nahm blos Zeus die Gestalt eines Schwans an, ließ sich von der Venus in Gestalt eines Adlers verfolgen und fand in L.'s Schoose eine Zuflucht, wo er während eines tiefen Schlafs, in welchen diese verfiel, zum Genusse ihrer Reize gelangte. Auch wird erzählt, daß Nemesis, um des Zeus Umarmungen zu entgehen, sich in eine Gans verwandelt habe, daß aber auf des Zeus Befehl das Ei, welches diese geboren, der L. überbracht worden sei, die es sorgfältig aufbewahrt habe, bis Helena daraus hervorgekommen. Nach einer andern Sage soll L. zwei Eier geboren haben, eins vom Zeus und eins vom Tyndareus, aus jenem sollen Pollux und Helena, aus diesem Kastor und Klytämnestra entstanden sein. Unter diesen verschiedenen Sagen ist diejenige die gewöhnlichste, nach welcher Zeus als Schwan mit der L. den Kastor und Pollux zeugte.

Leder nennt man die durch den Proceß der Gerberei (s. d.) zugerichteten Thierhäute, sobald sie von ihren Haaren befreit und so in einen Zustand versetzt sind, in welchem sie, mit der Feuchtigkeit in Berührung gebracht, keine Neigung mehr haben, in Fäulniß überzugehen und für die meisten Fälle eine gewisse Weichheit und Geschmeidigkeit erhalten. Die thierische Haut besteht nämlich außer den Haaren aus mehren übereinander liegenden Theilen. Das Oberhäutchen, die Epidermis, durch welche die Ausdünstung stattfindet, löst sich schon in sehr verdünnten Auflösungen von ätzenden Alkalien auf und wird bei der Gerberei gänzlich beseitigt. Die darauf folgende Netz- oder Schleimhaut, der Sitz des Gefühls und das Absonderungsorgan der Ausdünstung, bildet nach der Bereitung des Leders die sogenannte Narbe desselben. Unter der Netzhaut liegt die eigentliche Haut, der Körper des Leders, ein dichtes Gewebe von unendlich vielen zarten Fasern. Diese ist es, welche sich durch Kochen in eine Gallerte (Leim) auflösen läßt, durch den Gerbeproceß aber im Wasser unauflöslich und unverwesbar gemacht, in Leder verwandelt wird. Eigentlich ist jede Haut zur Lederfabrikation geeignet, doch sind einige zu klein, um die Behandlung zu lohnen, bei andern aber sind die Haare mehr werth als das Fell, und solche werden als Pelzwerk verbraucht. Die Felle der verschiedenen Thiere finden auch verschiedene Anwendung, die sich nach ihrer Beschaffenheit richtet. Die Häute von Stieren, Ochsen und Kühen liefern das stärkste Leder, welches meist zu Sohlenleder verwendet wird, die Kuhhäute sind dünner und grobkörniger. Noch dünner sind die Kalbshäute; sie sind aber auch weicher und elastischer und werden daher zum Oberleder der Stiefeln, Schuhe u. s. w. gebraucht. Die Schafhäute geben Leder von noch geringerer Stärke für Buchbinderarbeiten, Waschleder und gefärbtes Leder; die Häute von Lämmern und jungen Ziegen feines Handschuhleder. Die Häute der ausgewachsenen Ziegen sind stärker und werden zu echtem Saffian und Maroquin bearbeitet. Hirsch- und Rehhäute werden zu Handschuhen, Kleidungsstücken, Decken u. s. w. verarbeitet. Pferdehäute liefern nur ein dünnes Leder, welches man zu Brandsohlen und einigen Sattlerarbeiten verwendet; die Haut von Hunden liefert ein dünnes aber gutes und zähes Leder, das aus Schweinshäuten aber ist, obwol dicht und derb, doch zu dünn, um es zu et-

was Anderm als zu einigen Buchbinder- und Sattlerarbeiten zu benutzen. An allen Häuten nennt man die Seite, auf welcher die Haare saßen, die Narbenseite, die innere aber die Fleischseite oder die Aasseite. Je nach der Bereitungsart, welche im Gerben angewendet wird, nennt man das Leder lohgahr oder sämischgahr. Bei dem lohgahren Leder wendet man, nachdem die Häute gewaschen und durch das Kalken oder Schwitzen von den Haaren und der Oberhaut befreit sind, eine saure, rothe oder weiße Lohbrühe an, wodurch die Häute geschwellt werden. Dann setzt man sie der Verbindung mit dem Gerbestoffe aus, zu welchem sie eine große Anziehungskraft haben. Dieser Gerbestoff findet sich in den Rinden, Früchten und Samenschalen vieler Bäume und Sträucher, namentlich in den Galläpfeln und Knoppern, der Rinde der Eiche, Birke, Kastanie u. s. w., im Haidekraut, dem Preiselbeeren- und Heidelbeerenstrauch u. m. dgl., in größter Menge aber im Catechu, dem Extracte aus dem Holze der Mimosa catechu. Mit diesem Gerbestoff wird nun das Leder entweder in den Einsetzgruben oder in Lohbrühen behandelt, dann gereinigt, getrocknet, gehämmert und gekrispelt. Die zu färbenden Ledersorten werden dann noch in der Brühe oder mit der Bürste gefärbt und hierauf appretirt. Abweichend ist die Behandlung der **Maroquins** und **Saffiane** (s. d.). Die Weißgerberei liefert das alaun- oder weißgahre Leder. Hier werden die Felle gleichfalls wie oben enthaart, dann, um den Kalk zu entfernen, in die Kleienbeize gebracht und mittels wiederholten Durchziehens durch ein laues Wasserbad, in welchem Alaun und Kochsalz aufgelöst sind, alaungahr gemacht, die getrockneten Felle dann durch das Stollen wieder weich gemacht und allenfalls durch das Einbrennen mit Talg mit einem geringen Fettgehalt versehen. Das Handschuhleder wird in dem sogenannten Gerbebrei aus Weizenmehl, Eidotter, reinem Alaun und Kochsalz gahr gemacht, wodurch es zugleich das zu seiner Geschmeidigkeit nöthige Fett erhält, worauf es auch mit der Brühe oder dem Pinsel gefärbt wird. Zu dem sämischgahren Leder werden die Häute gereinigt, kommen dann in die Kleienbeize, worauf sie gehörig ausgewunden werden. Dann werden die einzelnen Felle mit der flachen Hand reichlich mit Thran eingerieben, wie Knäuel aufgewunden und in den Walktrog gebracht. Die Walke dauert zwei bis drei Stunden, worauf die Felle geschwungen und dann noch sechs bis acht Mal gewalkt werden, wobei sie etwa drei bis vier Mal wieder Öl erhalten. Dann kommen die Felle in die Wärmkammer, wo sie dann gähren und mit dem Öle eine vollständige Verbindung eingehen. Das überschüssige Öl wird durch ein warmes Pottaschenlaugebad beseitigt, dann werden die Felle gestollt und das Handschuhleder noch überdem gebimst, geweißt oder gegelbt. Auch das sämischgahre Leder wird, aber nur in der Brühe, gefärbt. Zu manchen Arbeiten bedarf man sehr dünnes Leder und dies erhält man durch Spalten desselben. Die eigens dazu erbauten Lederspaltmaschinen bestehen aus einem Messer, welchem das Leder entgegengeführt wird, welches sich dann straff auf zwei große Cylinder aufrollt, wobei zugleich Regulatoren angebracht sind, welche eine genaue Bestimmung der Lederdicke möglich machen.

Ledyard (John), amerikan. Reisender, geb. 1751 zu Groton in Connecticut, sollte sich in der Lehranstalt zu Dartmouth zum Missionar ausbilden, wurde aber nach mannichfachen Schicksalen Matrose und kam zunächst nach Gibraltar, wo er sich bei einem engl. Regimente anwerben ließ. Nach einem Jahre erhielt er indeß seine Entlassung und kehrte in seine Heimat zurück. Abermals als Matrose schiffte er sich bald nachher nach England ein. Hier wendete er sich in London, wohin er in der Hoffnung auf Unterstützung reicher Verwandten gegangen war, als diese ihn kalt von sich wiesen, an den Capitain Cook, der den rüstigen, muthigen jungen Mann gern zum Gefährten auf seiner dritten Reise um die Welt annahm, über die L. später einen anziehenden Bericht herausgab. Nach seiner Rückkehr blieb er noch zwei Jahre im engl. Seedienste. Er weigerte sich, gegen sein Vaterland zu dienen und kehrte 1782 nach Amerika zurück, wo er sich nun mit dem Plan zu einer Reise in das Stille Meer beschäftigte. Nachdem er das Unternehmen, bei welchem ihn ein Kaufmann unterstützte, wegen eines Misverständnisses mit der Regierung hatte aufgeben müssen, ging er nach Paris, wo er sich mit **Paul Jones** (s. d.) zur Ausführung seines Planes verbinden wollte, was aber ebenfalls mislang. Ebenso wurde ihm sein Plan vereitelt, durch den nördlichen Theil des europ. und asiat. Rußlands zu reisen, worauf er über die Beringsstraße nach dem amerik. Festlande übergehen und längs der Küste hinab in das

Innere bringen wollte. Jetzt entschloß er sich, durch die unbesuchtesten Gegenden Finnlands nach Petersburg, wo Pallas und der franz. Gesandte, Graf von Ségur, ihn begünstigten, zu gehen. Doch in Irkutzk als franz. Kundschafter verhaftet, wurde er nach der poln. Grenze gebracht, wo man ihn in Freiheit setzte. Nach einer Abwesenheit von 15 Monaten kam er in der dürftigsten Lage nach London zurück. Bald nachher machte Jos. Banks ihm den Antrag, auf Kosten der Afrikanischen Gesellschaft in das innere Afrika zu reisen. Er erreichte Kahira und war im Begriff, nach langen, ihm in den Weg gelegten Hindernissen aufzubrechen, als er von einem Fieber befallen wurde, das seinem Leben im Nov. 1788 ein Ende machte. Vgl. Spark, „Life of John L.“ (Cambridge in Neuengland, 1828).

Lee heißt in der Schiffersprache die Seite, wohin der Wind bläst, im Gegensatze von der Luvseite; daher die Ausdrücke leewärts und luvwärts. — Unrichtig gebraucht man dieses Wort in der Zusammensetzung mit Segel. Leesegel sind nämlich Segel, die bei gemäßigtem aber günstigem Winde an der Wind- oder Luvseite die Raasegel verbreitern und nur unter Umständen in Lee gebraucht werden; es sind geliehene, folglich Leihsegel.

Leeds, der Mittelpunkt der engl. Tuchfabrikation und des Tuchhandels, in der Grafschaft York, am Flusse Aire, durch den Kanal von Liverpool sowie durch mehre Eisenbahnen mit den vornehmsten Plätzen Großbritanniens verbunden, hat gegenwärtig mit den dazu gehörigen Umgebungen gegen 150000 E., während es 1773 erst 17000 zählte. Hierher bringen die Weber das breite, feine Tuch (broad-cloth), theils weiß, theils schon in der Wolle gefärbt, welches sie auf besondern Tuchmärkten wöchentlich zweimal in zwei ungeheuren, eigends dazu eingerichteten Hallen feilbieten. Außerdem hat L. jährlich acht bedeutende Ledermärkte. Neben den Tuchfabriken sind die Fabriken für Segeltuch, Steingut, Teppiche, wollene Decken, grobe Leinwand, Papier, irdene und Eisenwaaren die bedeutendsten. Die ganze Gegend umher ist eine einzige Tuchmanufactur.

Leere (vacuum) nennt man einen Raum, in welchem sich kein Körper befindet. Ob es absolut leere Räume geben könne, ist ein philosophisches Problem. Die ältere Philosophie nahm vor Anfang der Körperwelt das Dasein der absoluten Leere an. Die Erfahrung hat indeß erwiesen, daß z. B. die früher als leer angenommenen Zwischenräume zwischen den Himmelskörpern von einer feinen Materie erfüllt sein müssen, welche die Fortpflanzung des Lichts vermittelt und die Ursache mancher Abweichungen in der Bewegung der Himmelskörper ist. Darüber aber, was vor Entstehung der Körper war, über die Begrenzung der Welt, über die Zwischenräume der kleinsten Körpertheilchen, welche die atomistische Theorie als leer annimmt, kann natürlich nur die Speculation Auskunft ertheilen. Im engern Sinne heißt Leere ein von Luft leerer Raum, wie er durch die Luftpumpe und jede andere Pumpe erzeugt wird und überall entsteht, wenn man das einen Raum Erfüllende aus demselben entfernt, ohne der Luft Zutritt zu gestatten. Dabei wird aber die Gleichheit des Drucks aufgehoben, und zu Erzeugung einer Leere ist also eine dem gegenwirkenden Luftdruck wenigstens gleiche Kraft nöthig. Dieses veranlaßte früher zu der Annahme, daß die Natur einen unbedingten Abscheu vor der Leere (horror vacui) habe. Torricelli zeigte zuerst am Barometer, daß dieser Widerstand nur bis zur Höhe des Luftdrucks selbst reiche. Nach ihm heißt der über dem Quecksilber im Barometer befindliche luftleere Raum die Torricellische Leere. — Sehr häufig kommt es vor, daß man bei einem zu untersuchenden Körper, ohne daß man das genaue Maß der Dicke oder der innern Weite (Lichtenweite) seiner Höhlung zu wissen braucht, doch davon überzeugt sein muß, ob dieses Maß innerhalb der vorgeschriebenen Grenzen liege, also weder zu groß noch zu klein sei. Hierzu dienen die Leeren, von denen man für jede Art der zu untersuchenden Körper zwei Stück haben muß. Durch die sogenannte große Leere muß der Körper durchgehen, durch die kleine Leere aber nicht, weil er sonst zu groß oder zu klein wäre. Ebenso muß die große Leere, welche als Lichtenmaß dienen soll, in die zu prüfende Höhlung nicht hineingehen, die kleine aber gerade noch hineinpassen.

Lefèbre, auch Lefèvre (Tanegui), gewöhnlich Tanaquil Faber genannt, ein gelehrter franz. Humanist, geb. zu Caen 1615, begab sich, um einem geistlichen Amte, für das man ihn bestimmt hatte, zu entgehen, anfangs nach Paris, wo ihn Richelieu, dem er

vorgestellt wurde, als Inspector der Druckerei im Louvre anstellte und nach dessen Tode nach Langres. Hier machte er sich mit der Lehre der Reformirten bekannt und trat zu Preuilly in Touraine zur Kirche derselben über, worauf er eine theologische Professur bei der Akademie zu Saumur erhielt. Hier kam er mit dem ihm vorgesetzten Consistorium wegen zu milden Urtheils über die Dichterin Sappho in einen solchen Conflict, daß er seine Stelle niederzulegen sich entschloß und bereits eine von dem Kurfürsten von der Pfalz ihm angebotene ehrenvolle Anstellung in Heidelberg angenommen hatte, als er durch Anstrengung und Arbeit erschöpft am 12. Sept. 1672 starb. Er war ein Mann von vortrefflichem Charakter, von hoher Bildung und gründlicher Gelehrsamkeit, welche Vorzüge auch auf seine berühmte Tochter, Anna Dacier (s. d.), übergingen. Man hat von ihm Ausgaben des Lucian und Longin, mit lat. Übersetzungen; auch gab er den Phädrus, Lucrez, Älian, Eutrop, Justin, Terenz, Horaz, Virgil, Apollodor, Anakreon und Sappho heraus. Seine lat. Übersetzungen sind sehr gut; seine Übersetzungen ins Französische hingegen etwas steif. Von seinen eigenen Werken nennen wir die „Epistolae criticae" (Saumur 1659, 4., und öft.), „Les vies des poètes grecs" (Saumur 1665) und „Méthode pour commencer les humanités grecq. et lat." (Par. 1731).

Lefebvre (Franç. Jos.), Herzog von Danzig und Marschall von Frankreich, der Sohn eines Müllers zu Ruffach im Elsaß, wurde am 25. Oct. 1755 geboren und als Waise von seinem Oheim, einem Pfarrer, erzogen. Er trat 1773 in die franz. Garden, erhielt 1788 den Grad eines ersten Sergent und rettete, wiewol der Volkssache ergeben, als solcher am 21. Juli 1789 den Offizieren dieses Corps das Leben. Nach Auflösung der Garden ging er in das Bataillon „Les filles St.-Thomas" über, in welchem er die Militairinstructionen leitete. Mit einer Abtheilung dieser Truppe deckte er eines Tages den Rückzug der königlichen Familie in die Tuilerien mit Lebensgefahr, und 1792 rettete er die Discontokasse vor Plünderung. Dieses Betragen verschaffte ihm den Grad eines Hauptmanns, in welcher Eigenschaft er nun in die active Armee eintrat. Nachdem er im Sept. 1793 zum Generaladjutanten aufgestiegen, wurde er als ein durch Tapferkeit und Geschick ausgezeichneter Offizier im Dec. zum Brigadegeneral und im Jan. 1794, nach den Gefechten bei Lambach und Giesberg, zum Divisionsgeneral erhoben. Er befehligte hierauf in den Armeen im Wasgau, an der Saar, der Mosel, besonders an der Sambre und Maas, und führte gewöhnlich die Avantgarde. In der Schlacht bei Fleurus errang er als General des rechten Flügels den Sieg. Hierauf unter den Befehl Kleber's (s. d.) gestellt, betheiligte er sich an den Gefechten am Rhein. Im J. 1796 hielt er anfangs die Östreicher mit einem Theil der Rhein- und Moselarmee im Schach und besiegte dieselben dann in der Schlacht bei Altenkirchen, wo er das Centrum befehligte. Nach der Einnahme von Frankfurt trat er in die Sambre- und Maasarmee zurück und übernahm, als Hoche (s. d.) gestorben, zu Ende des J. 1797 provisorisch den Oberbefehl. Im J. 1799 führte er in der Armee Jourdan's (s. d.) ein 8000 M. starkes Corps, mit welchem er gegen 30000 Östreicher das Gefecht bei Stockach aushielt. Schwer verwundet kehrte er nun nach Paris zurück und erhielt das Commando der 17. Militairdivision, deren Sitz in der Hauptstadt war. Der Wichtigkeit dieser Stellung wegen versuchte man, ihn an Treilhard's Stelle ins Directorium zu bringen, was jedoch der Rath der Alten vereitelte. In der Revolution vom 18. Brumaire (s. d.) unterstützte er Bonaparte, mehr aus militairischem Gehorsam denn als Theilnehmer an der Intrigue. Nachdem Bonaparte das Commando der 17. Militairdivision an sich gerissen, erhielt L. den Befehl über die Directorialgarde. An der Spitze derselben drang er am 19. Brumaire in den Rath der Fünfhundert, holte den bedrohten Präsidenten Lucian Bonaparte heraus und trug hiermit sehr viel zum Erfolge des Streiches bei. Der erste Consul gab ihm hierauf wieder das Commando der 17. Militairdivision, und im J. 1800 wurde er im Senate Prätor, welche Würde er bis zur Restauration behielt. Am 19. Mai 1804 erhob ihn der Kaiser zum Marschall und im folgenden Jahre ertheilte er ihm den Befehl über die Nationalgarden mehrer östl. Departements. Im Feldzuge von 1806 gegen Preußen übernahm L. ein Commando in der großen Armee, befehligte am 14. Oct. die Gardeinfanterie in der Schlacht bei Jena und deckte dann den Rücken des Heers bis zur Schlacht bei Eylau. Napoleon übertrug ihm hierauf die Leitung der

Belagerung von Danzig, stellte die poln. und die sächs. Armee, wie das bad. Contingent unter seinen Befehl und erhob ihn nach der Einnahme der Stadt, am 26. Mai 1807, zum Herzog von Danzig. Im J. 1808 befehligte L. das fünfte Armeecorps in Spanien. Er gewann am 31. Oct. die Schlacht bei Durango, nahm Bilbao und schlug am 7. Nov. die engl. Armee unter Blake auf den Höhen von Guenes. Nachdem er am 10. Nov. die Schlacht bei Espinoza geliefert, nahm er am 3. Dec. Segovia. Im Feldzuge von 1809 gegen Östreich commandirte er die bair. Armee, unterdrückte die Insurrection in Tirol und betheiligte sich an den Schlachten bei Eckmühl und Wagram. Im russ. Feldzuge von 1812 führte er die franz. Garden. Nach dem Einrücken der Verbündeten in Frankreich, im J. 1814, gab ihm der Kaiser den Befehl über den linken Flügel der Heerestrümmer. Nachdem er zu Montmirail, Arcis-sur-Aube und Champ-Aubert mit der höchsten Aufopferung gekämpft, unterwarf er sich nach der Abdankung Napoleon's den Bourbons und wurde dafür am 4. Juni 1814 zum Pair erhoben. Da er diese Würde während der Hundert Tage nicht niederlegte, so verlor er dieselbe mit der zweiten Restauration. Schon im folgenden Jahre jedoch bestätigte ihn Ludwig XVIII. als Marschall, und am 5. März 1819 trat er in die Pairskammer zurück. Er starb zu Paris am 14. Sept. 1820, nachdem seine zwölf Söhne vor ihm in das Grab gestiegen. L. glänzte nicht durch große Geisteseigenschaften, war aber ein unterrichteter, kluger und bescheidner Charakter. Seine Witwe starb 76 J. alt am 28. Dec. 1835 und hinterließ ihren Nichten ein Vermögen von 15 Mill. Francs.

Lefebvre-Desnouettes (Charl., Graf), franz. Generallieutenant, geb. 1775 zu Paris, nahm schon als Schüler, aus Neigung für die militairische Laufbahn, heimlich mehrmals Militairdienste, wurde aber vom Vater wieder losgekauft und der Schule zugeführt. Beim Ausbruche der Revolution trat er in eine Legion Freiwilliger, stieg durch seltene Tapferkeit von Stufe zu Stufe und war 1804 bereits Oberstlieutenant des 18. Dragonerregiments, das er besonders in der Schlacht von Austerlitz mit Auszeichnung führte. Im Sept. 1806 wurde er Brigadegeneral und dem Könige von Westfalen beigegeben. Im J. 1808 ernannte ihn Napoleon zum Divisionsgeneral und Obersten der reitenden Gardejäger. L. ging hierauf zur Armee nach Spanien, schlug während der Belagerung von Saragossa am 23. Juni einen Theil des span. Heers bei Epila, fiel aber in die Hände der Engländer, die ihn nach England als Kriegsgefangenen schafften. Indessen entfloh er und wohnte hierauf dem Feldzuge von 1809 gegen Östreich bei. Auf dem Rückzuge aus Rußland im J. 1812 war er einer der Begleiter des Kaisers. Im Feldzuge von 1813 focht er in der Schlacht bei Bautzen, und als sich der Nachtrab des Feindes auf den Höhen hinter Reichenbach am 22. Mai setzte, warf er denselben mit dem General Colbert an der Spitze der poln. Lanciers. Dem General Thielmann, der sich im Sept. mit einem östr.-russ. Streifcorps im Rücken der franz. Armee zeigte, wurde er von Dresden aus mit einem Cavaleriecorps entgegengesendet. L. trieb den Feind am 24. aus der Gegend von Altenburg nach Böhmen zurück, wurde aber schon am 28., nachdem sich Thielmann mit dem Kosackenhetman Platow vereinigt, aus Zeitz vertrieben und mußte sich über Weißenfels zurückziehen. Im Feldzuge von 1814 in Frankreich zeichnete sich L. bei Larothière und im Gefecht bei Brienne aus. Nach der ersten Abdankung des Kaisers escortirte er denselben bis nach Roanne und wurde hierauf als Befehlshaber eines Gardejägerregiments bestätigt. Auf die Nachricht von der Landung Napoleon's eilte er von Paris zu diesem Regiment nach Flandern und versuchte an der Spitze desselben auf dem Wege nach der Hauptstadt auch die übrigen Garnisonen zum Abfall zu bewegen. Er drang in Gemeinschaft mit den beiden Generalen Lallemand am 10. März 1815 zu Lafère ein, um sich des Geschützdepots und der Besatzung zu bemächtigen, was jedoch der Maréchal-de-Camp d'Aboville zu verhindern wußte. Am folgenden Tage erschien er zu Compiègne vor der Caserne des Jägerregiments Berri und foderte dasselbe zum Verlassen der königlichen Sache auf. Allein auch hier wurde er durch den Major Lainez abgewiesen, und seine Truppe, deren Muth bereits gesunken war, verließ ihn und zerstreute sich. L. entfernte sich nun verkleidet aus Compiègne und verbarg sich mit den Gebrüdern Lallemand bei dem General Rigault, wo er die Ankunft des Kaisers erwartete. Für seine Ergebenheit wurde er während der Hundert Tage zum Pair erhoben. Er übernahm hierauf den Befehl einer Division und kämpfte bei Fleurus und Waterloo. Nach der

zweiten Abdankung Napoleon's gelang es ihm, nach Amerika zu entkommen. Im Mai 1816 verurtheilte ihn ein Kriegsrath, welchem der General Valée präsidirte, zum Tode. Zu Anfange des J. 1822 schiffte sich L. in einem amerik. Hafen ein, um aus Belgien seine Gemahlin abzuholen, erlitt jedoch Schiffbruch und kam im Angesicht der europ. Küsten um.

Lefort (Franz Jak.), der Günstling Peter's des Großen von Rußland, geb. 1656 zu Genf, wo sein Vater, der aus einem alten schot. Geschlecht stammte, Kaufmann war, erlernte in Hamburg die Handlung, ging aber aus Neigung zum Soldatenstande in seinem 14. Jahre heimlich nach Marseille und trat hier in franz., 1674 in holländ. Kriegsdienste, die er indeß wieder verließ, um 1675 über Archangel nach Moskau zu gehen. Hier wurde er anfangs Secretair des dän. Gesandten, doch sehr bald trat er beim Zar Feodor in Dienste, befehligte von 1676—81 eine Compagnie, lernte 1682 den jungen Zar Peter Alexjewitsch kennen und gewann durch einen Zufall dessen Gunst. Einen insbesondere großen Dienst leistete er dem Zar bei einem Aufruhr der Strelitzen im J. 1688, deren verrätherischen Entwurf er vereitelte. Nachdem Peter den Thron bestiegen, zeigte sich L.'s Einfluß mit jedem Tage wirksamer. Er bildete namentlich das Kriegswesen aus, indem er es auf franz. Fuß organisirte, legte den Grund zu der russ. Seemacht und suchte den Gewerbfleiß und die Landescultur durch Hereinziehung deutscher und franz. Handwerker und Künstler zu heben, sowie er das Militairwesen durch Gewinnung fremder Offiziere emporbrachte. Im J. 1694 wurde er Großadmiral und Generalissimus des russ. Heers und 1697 Gouverneur von Nowgorod. Auf der Reise, welche Peter der Große 1697 ins Ausland unternahm, war L. der Erste der russ. Gesandtschaft, in deren Gefolge sich der Zar incognito befand. Als Peter die während seiner Abwesenheit ausgebrochene Empörung der Strelitzen durch seine mit Blitzesschnelle möglich gemachte Rückkehr beschwichtigt, vollzogen der Zar, L. und Mentschikow die Hinrichtung der Schuldigen mit eigner Hand. Bald nachher starb L. im J. 1699. Er hatte einen umfassenden und sehr gebildeten Verstand, eine scharfe Beurtheilungskraft, viel Gegenwart des Geistes, eine unglaubliche Geschicklichkeit, Diejenigen zu prüfen, die er brauchen wollte, und nicht gewöhnliche Kenntnisse von der Stärke und Schwäche des russ. Reichs. Im Grunde seines Charakters lagen Festigkeit, unerschütterlicher Muth und Rechtschaffenheit; seinen Tod beschleunigte er durch Ausschweifungen.

Lefranc (Jean Jacq.), Marquis de Pompignan, franz. Dichter, geb. am 10. Aug. 1709 zu Montauban, war, bevor er nach Paris ging, anfangs Generaladvocat und nachher Ehrenpräsident der Steuerkammer zu Montauban. Mit gründlichen gelehrten Kenntnissen, von denen er in seiner Übersetzung der Tragödien des Äschylus und der „Georgica" Virgil's vollgültige Proben ablegte, war er dabei ein Ehrenmann im besten Sinne des Wortes. Neben seinen „Poésies sacrées" (Par. 1734; neueste Ausg., 1825), die den vielgerühmten Oden Rousseau's durchaus nicht nachstehen, schrieb er eine durch reine und elegante Diction ausgezeichnete Tragödie „Didon" (Par. 1734) und auch einige Opern. Doch weder seine Talente noch die Vortrefflichkeit seines Charakters vermochten ihn gegen die Verfolgungen der Encyklopädisten, namentlich Voltaire's, zu schützen, die er bei seinem Eintritte in die Akademie, im J. 1760, dadurch gegen sich aufgeregt hatte, daß er mit edler Entrüstung und Freimüthigkeit gegen deren dem Christenthum und der Sittlichkeit feindliche Richtung gesprochen. Er sah sich genöthigt, seine Stelle niederzulegen, verließ Paris und starb auf seinem Landgute am 1. Nov. 1784. Die beste Sammlung seiner sämmtlichen Werke erschien 1813 (2 Bde., Par.).

Legal, gesetzlich oder gesetzmäßig, heißt eine Handlung, wenn sie mit einem Gesetze zusammenstimmt, ihm angemessen ist, und Legalität diese Zusammenstimmung und Angemessenheit. Ist das Gesetz, wie z. B. das Rechtsgesetz und die positiven Gesetze des Staats, so beschaffen, daß es blos bestimmte äußere Handlungen vorschreibt oder verbietet, ohne sich um die Beweggründe zu bekümmern, so ist Legalität von Moralität verschieden; eine Handlung kann vollkommen legal sein, ohne moralisch zu sein, und in diesem Sinne bedient man sich des Ausdrucks Legalität gewöhnlich. Wo aber das Gesetz, wie dies bei dem Sittengesetze der Fall ist, sich auf die Gesinnung selbst, auf die Triebfedern und Beweggründe erstreckt, da ist die wahre Legalität selbst Moralität.

Legat oder Vermächtniß (legatum) nennt man die Form, Jemandem etwas von

seiner Verlassenschaft zuzuwenden, ohne ihn zum eigentlichen Erben zu machen und ohne die Verbindlichkeit eines Erben. Dies kann geschehen in einem Testamente neben der Einsetzung eines Erben, in einem Codicill (s. d.) und nach röm. Recht auch durch eine mündlich dem Erben gegebene Anweisung. Der das Vermächtniß empfängt, heißt Legatar. Gegenstand eines Vermächtnisses kann Alles sein, worüber überhaupt eine Verfügung möglich ist, also Sachen, Geld, Rechte u. s. w. Eine Schuld kann erlassen (legatum liberationis) und eine Foderung zugestanden (legatum debiti), auch eine Foderung des Testators an einen Dritten (legatum nominis) vermacht werden. Damit aber die Erben nicht zu sehr mit Legaten belastet würden, wurde bestimmt (lex Falcidia), daß ihnen wenigstens der vierte Theil der Verlassenschaft bleiben müsse, und daher wird den Legatarien, wenn den Erben dieses Viertheil nicht bleibt, verhältnißmäßig so viel abgezogen, als zur Ergänzung desselben nöthig ist. Übrigens bietet das Verhältniß der Legatarien zu dem Nachlaß und zu den Erben der Gesetzgebung Stoff zu sehr vielen Bestimmungen, die indeß die neuern Gesetzgebungen möglichst zu vereinfachen gesucht haben. Vgl. Roßhirt, „Die Lehre von den Vermächtnissen" (2 Bde., Heildelb. 1835).

Legäten (legati) hießen bei den Römern die mit einer politischen Sendung (legatio) Beauftragten, die Gesandten, die regelmäßig der Senat aus seiner Mitte wählte. Wurde, was in der spätern Zeit der Republik häufig geschah, vom Senat einem Senator die Erlaubniß ertheilt, in Privatgeschäften eine Provinz mit den Vorrechten eines röm. Beamten, also auf Kosten der Provincialen, zu bereisen, so hieß dies legatio libera. Gegen den Misbrauch, der damit namentlich hinsichtlich der langen Dauer solcher Reisen getrieben wurde traten Cicero und Cäsar beschränkend auf. In der republikanischen Zeit nannte man Legaten die weder in die Reihe der Legionsoffiziere noch der Magistrate gehörigen nächsten Gehülfen der Feldherren ebensowol wie der Statthalter, die gewöhnlich von diesen selbst unter Genehmigung des Senats gewählt und für kriegerische wie für Friedensgeschäfte nach Gutdünken verwendet wurden, in welchen sie dann im Auftrag ihres Obern handelten. In derselben Weise dauerten in der Kaiserzeit in den Provinzen (s. d.) des röm. Volks die Legaten als Gehülfen der Proconsuln fort. In den kaiserlichen Provinzen galt der Kaiser selbst als Proconsul und hier führten die wirklichen Statthalter (praesides provinciarum) als seine Stellvertreter den Titel legati Caesaris; doch war ihre Jurisdiction selbständig, nicht wie bei jenen vom Proconsul mandirt. Auch bei den Heeren hießen in der Zeit der Kaiser, die selbst als Imperatoren (s. d.) den Oberbefehl über die ganze militairische Macht hatten, die Feldherren der einzelnen Heere, als vom Kaiser Beauftragte, Legaten. Die römische Curie gibt diesen Titel noch gegenwärtig nicht nur ihren Bevollmächtigten, sondern auch vielen Erzbischöfen. Die wirklichen Gesandten des röm. Hofs heißen legati missi, d. h. abgeordnete Gesandte. Unter ihnen bilden die erste Classe die legati a latere, d. h. von der Seite des Papstes, weil sie aus dem Cardinalscollegium genommen werden. Sie gehen in besonders wichtigen Angelegenheiten an fremde Höfe oder als oberste Befehlshaber in die Provinzen des Kirchenstaats, die deshalb auch Legationen heißen. Die zweite Classe der wirklichen Gesandten bilden die Nuntien (s. d.), die keine Cardinäle sind. Geborene Gesandten (legati nati) heißen diejenigen Erzbischöfe, deren Kirchensprengel außerhalb der röm. Diöces liegt.

Legende (legenda) hieß in der alten röm.-katholischen Kirche ein Buch, das die täglichen Lectionen enthielt, die beim Gottesdienste vorgelesen zu werden pflegten. Sodann wurden die Erzählungen von dem Leben der Heiligen und Märtyrer, sowie die Sammlungen solcher Erzählungen Legenden genannt, weil man aus ihnen in den Metten und in den klösterlichen Speisesälen vorlas und sie überhaupt zur Erbauung zu lesen anempfahl. Auch in die Breviarien (s. Brevier) nahm man dergleichen Legenden auf, um sie an den Namenstagen der Heiligen und Märtyrer vorzulesen. Unter den mittelalterlichen Legendensammlungen genoß die von dem genues. Erzbischof Jacobus de Voragine (s. d.) in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. veranstaltete, die den Namen „Legenda aurea", auch „Historia lombardica" führt, vorzügliches Ansehen; das umfassendste und werthvollste Werk über die Geschichten der Heiligen aber haben im 17. und 18. Jahrh. die sogenannten Bollandisten (s. d.) in ihren Acta sanctorum (s. d.) geliefert. Die Art und Weise nun,

wie wundergläubiger Sinn, aufgeregte Phantasie, kirchliche Begeisterung, bisweilen auch frommer Betrug gerade in der Legende neben der wahren Geschichte sich geltend gemacht, ja diese häufig überwuchert und zurückgedrängt haben, sowie der wesentliche Antheil, welchen die mündliche Überlieferung an der Entstehung und Fortbildung der Legenden gehabt hat, haben die Veranlassung dazu gegeben, daß man, im Gegensatz gegen die verbürgte geistliche Geschichte, die geistliche Sage überhaupt mit dem Namen Legende bezeichnet hat, der denn auch zu ihrer Unterscheidung von der weltlichen Sage und dem Märchen dient. Die Legende in diesem Sinne des Worts, als geistliche oder kirchliche Sage, die übrigens der röm. nicht nur, sondern auch der griech. Kirche angehört, reicht mit ihren Anfängen bis an die ältesten Zeiten des Christenthums hinauf, und Christus sowol selbst, als Maria, Johannes der Täufer, die Apostel und andere Personen der evangelischen Geschichte sind schon früh Gegenstand der Legende geworden. Namentlich aber haftete sie an der Jungfrau Maria und an den spätern Heiligen, Blutzeugen, gottseligen Männern und Frauen, und so entwickelte sie sich denn in einer unendlichen Menge von wunderbaren Erzählungen am reichlichsten, ja über alles Maß hinaus in denjenigen Zeiten des Mittelalters, in welchen der Mariencultus (s. Maria) und der Heiligendienst (s. d.), mit dem die Verehrung der Reliquien (s. d.) zusammenhing, zu ihrer höchsten Bedeutung und weitesten Ausbreitung gelangten. Aus der geistlichen Literatur Griechenlands und Roms, besonders aus der letztern, fand die Legende auch in die nationale Poesie der christlichen Völker Eingang, deren Gedanken und Gefühlen ihre Tendenz, die an und in dem Gläubigen sich erweisende göttliche Wunderkraft, den christlichen Glaubensmuth und die christliche Tugend zu verherrlichen, so völlig entsprach. Bei den Deutschen war dies, obwol einzelne Beispiele legendenhafter Dichtungen schon in älterer Zeit sich finden, doch vornehmlich seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. der Fall. In diese selbst gehören die Kaiserchronik, in welcher die Legende einen sehr bedeutenden Bestandtheil ausmacht, Werner's 1173 gedichtetes *Marienleben* (gedruckt in Hoffmann's „Fundgruben"; Bd. 2) und zwei Bearbeitungen der Vision des Tundalus. Die Verfasser dieser Gedichte waren Geistliche; aber, wie schon aus derselben Zeit die Legende vom heil. Oswald (herausgegeben von Ettmüller, 1835) und eine unvollständig erhaltene Erzählung von Pilatus von Laien herrühren, so bot, als in der nächstfolgenden Blütezeit der mittelhochdeutschen Poesie die Pflege der Dichtkunst vornehmlich auf Männer des weltlichen Standes überging, auch diesen die Legende den Inhalt für größere epische Dichtungen. So bearbeitete Hartmann von Aue (s. d.) die Legenden von „Gregorius", Konrad von Füßesbrunnen die von der „Kindheit Jesu" (gedruckt in Hahn's „Gedichten des 12. und 13. Jahrh."), Rudolf von Ems die von „Barlaam und Josaphat", Reinbot von Durne die vom „Heiligen Georg" (in Hagen, „Deutsche Gedichte des Mittelalters"). Aus den spätern Jahren des 13. Jahrh. verdienen namentlich Konrad's von Würzburg (s. d.) „Alexius" und „Sylvester", des Bruder Hug von Langenstein „Marter der heil. Martina" und von einem unbekannten Verfasser ein Passionale (herausgegeben von Hahn, 1845), in welchem die Geschichte der Maria und der Apostel behandelt ist, Erwähnung. Neben einer großen Anzahl gereimter längerer und kürzerer Legenden, die, größtentheils ohne poetischen Werth, vom 14.—16. Jahrh. entstanden, kamen auch prosaische Bearbeitungen, wie in Hermann's von Fritzlar um 1343 abgefaßtem Buche „Von der Heiligen Leben", auf und verdrängten jene allmälig. Im 16. Jahrh. endlich, als der Protestantismus in den Gang der deutschen Literatur gewaltig eingriff, verschwand die Legende aus der deutschen Poesie oder ging in die sittlich-lehrhafte, auch in die komische Erzählung über, in welcher Weise sie namentlich von Hans Sachs (s. d.) mit glücklicher naiver Gemüthlichkeit behandelt worden ist. Auf den reichen Schatz von Poesie sowol als auf den religiösen und sittlichen Gehalt, der neben vielem für unsern Sinn wenigstens Abgeschmackten, ja Widrigen in der Legendenliteratur verborgen lag, machte in neuerer Zeit zuerst Herder (s. d.) wieder aufmerksam und führte durch eigene glückliche Versuche in den „Zerstreuten Blättern" (Bd. 6) und durch Belehrung über den poetischen Charakter der Legende (ebendaselbst und in der „Adrastea", St. 3) die Legende wieder in die neuere poetische Literatur ein. Viele deutsche Dichter haben seitdem, aus der kirchlichen Sage schöpfend, seltener frei erfindend, Legenden theils in der Form der poetischen Erzäh-

lung, theils der Romanzen gedichtet. An Herder schloß sich L. Th. Kosegarten (s. d.) in seinen „Legenden" nicht unglücklich an; mehr im Sinne des Katholicismus wurde die Legende von den Dichtern der romantischen Schule behandelt. Meisterhaft in Hans Sachs' Ton ist Goethe's Legende von St.-Peter und dem Hufeisen, während durch die Art, wie Langbein u. A. die Legenden als scherzhafte Erzählungen bearbeiteten, meist der ursprüngliche Charakter dieser Dichtform herabgewürdigt und zerstört wurde. Unter den Holländern zeichnet sich in der neuern Zeit J. van Lennep (s. d.) als Legendendichter aus. Eine Sammlung von Heiligenlegenden neuerer deutscher Dichter mit literarischen, kirchlichen und artistischen Nachweisungen von J. B. Rousseau unter dem Titel „Purpurviolen der Heiligen, oder Poesie und Kunst im Katholicismus" (Bd. 1—6, Frankf. 1835—36) ist unvollendet geblieben.

In der Münzkunde versteht man unter Legende die Inschrift der Münzen. Die ältesten griech. wie röm. Münzen haben entweder gar keine Legende, oder nur eine in wenigen, meist einzelnen Buchstaben bestehende, weshalb die Bestimmung der Zeit und des Orts, denen sie angehören, mit großen Schwierigkeiten verbunden ist. Aller Legenden entbehren namentlich die Münzen griech. Städte, welche bestimmte und bezeichnende Typen haben, wie z. B. die von Selinus mit dem Eppichblatt, die von Theben mit dem Schilde, die von Rhodus mit der Rose u. s. w., und es werden dieselben von den franz. Numismatikern médailles parlantes genannt. Die aus einzelnen Buchstaben bestehenden Legenden sind meist Abkürzungen von Städtenamen, wie z. B. *ΑΘΕ.* auf Münzen Athens. Die ältesten vollständigen Legenden finden sich auf Münzen von Syrakus, Rhegium, Pästum und Messana. Im Allgemeinen läßt sich als Grundsatz annehmen, daß mit der Abnahme der Blüte und Macht der Staaten und Städte die Legenden ihrer Münzen sich verlängerten, während zur Zeit der höchsten Macht auch in den Legenden die größte Einfachheit herrschte. Die Legende ist in der Regel auch noch gegenwärtig von der linken zur rechten Hand zu lesen. Die sogenannte scriptura retrograda, wo die Legende von der rechten zur linken Hand gelesen werden muß, auf Münzen Großgriechenlands, Etruriens, Spaniens u. s. w., welche Schreibart man wahrscheinlich von den Morgenländern, namentlich von den Phöniziern, annahm, und das sogenannte Bustrophedon (s. d.), wo die Legende erst von der linken zur rechten, dann aber von der rechten zur linken Hand läuft, sind nur Ausnahmen. Bisweilen nehmen die Legenden die Hauptseite, bisweilen die Rückseite, oft auch beide Seiten ein, entweder als Umschrift, kreisförmig, oder in geraden Linien verschiedener Richtung, die, je nach der Länge der Legende, mehre Zeilen bilden. Zuweilen schließen sie, ein Viereck bildend, die Typen ein, wie z. B. auf Münzen von Thasos und der Arsaciden. Oft auch stehen die Legenden beider Seiten in Verbindung und müssen zusammen gelesen werden. Der Raum, den die Legenden einnehmen, ist meist der neben den Typen frei gebliebene (area); doch finden sich auch Beispiele, wo ein Theil der Legende auf den Typen selbst angebracht ist, z. B. auf Helmen, Schilden u. s. w.

Legendre (Adrian Marie), berühmter franz. Mathematiker, geb. zu Paris 1752, wurde frühzeitig Professor der Mathematik an der Militairschule zu Paris und bereits 1783 Mitglied der Akademie. Nachdem sich zwischen den Astronomen Englands und Frankreichs Zweifel über die genaue Ortsbestimmung der Sternwarten von Greenwich und Paris erhoben, wurde er 1787 nebst Cassini und Méchain von Seiten der franz. Regierung beauftragt, einen Breitengrad zwischen Dünkirchen und Boulogne auszumessen, während engl. Mathematiker dasselbe an einem andern Orte thaten. Die Resultate dieser Messungen wurden von den franz. Gelehrten in dem „Exposé des opérations, faites en France en 1787" (Par. 1792) mitgetheilt. Im J. 1808 wurde L. von der kaiserlichen Regierung zum lebenslänglichen Vorsteher der Universität, nach der zweiten Restauration zum Ehrenmitgliede der Commission für den öffentlichen Unterricht und 1816 zum Examinator der in die Polytechnische Schule Aufzunehmenden ernannt. Weil er bei der Besetzung einer Stelle in der Akademie nicht für den ministeriellen Candidaten gestimmt hatte, verlor er 1824 die ihm bewilligte Pension von 3000 Francs. Er starb am 9. Jan. 1833. Unter seinen Schriften erwähnen wir die „Elémens de géometrie" (Par. 1790 und öft.), ein wahrhaft classisches Werk; „Mémoire sur les transcendantes elliptiques" (Par. 1794); „Essai sur la

théorie des nombres" (Par. 1798) nebst einem Supplementbande (Par. 1816, 4.); „Nouvelle théorie des parallèles" (Par. 1803); „Nouvelles méthodes pour la détermination des orbites des comètes etc." (Par. 1805) und „Exercices de calcul intégral" (Par. 1807, 4.). Besonders verdient machte er sich außerdem durch seine tiefgedachten Untersuchungen über die Attraction der elliptischen Sphäroide; auch seine Methode der Bestimmung der Kometenbahnen erregte durch die Schärfe und Tiefe, mit welcher sie gedacht und ausgeführt ist, bei ihrem Erscheinen großes Aufsehen.

Legio fulminatrix, s. Donnerlegion.

Legion (legio) hieß bei den Römern die größte Heerabtheilung. Sie war in der ältesten Königszeit 3000 M. zu Fuß (pedites) stark, zu denen jede der alten drei Tribus 1000 M. stellte; dazu kamen noch 300 Reiter (equites), deren Zahl erst sehr spät vermehrt wurde, in zehn turmae, jede zu drei decuriae, vertheilt. In der frühern Zeit der Republik war die gewöhnliche Zahl einer Legion 4200 M.; in der spätern stieg sie auf 5—6000 M.; unter den ersten Kaisern rechnete man 6100 Fußgänger und 726 Reiter auf eine Legion; die Zahl minderte sich wieder, als die röm. Macht sank. Unter Romulus bestand das röm. Heer überhaupt nur aus Einer Legion. Mit dem Wachsthum des Staats und der Bürgermenge mehrte sich die Zahl; im 4. und 3. Jahrh. v. Chr. wurden gewöhnlich vier Legionen ausgehoben; im zweiten punischen Kriege trieb die Nothwendigkeit bis zur Aushebung von 23 Legionen; unter Tiberius bestanden ihrer 25. Sie waren durch Nummern bezeichnet, und berühmt ist insbesondere die zehnte Legion Cäsar's. Beinamen erhielten sie namentlich in der Kaiserzeit, von Gottheiten entlehnt, wie Apollinaris, oder von Kaisern, z. B. Augusta, oder ehrende, wie pia, fidelis, fulminatrix (s. Donnerlegion) u. s. w. In der ältern Zeit zerfiel die Legion in Heerhaufen, manipuli genannt, deren jeder nachher aus zwei centuriae oder ordines bestand. Wahrscheinlich im dritten punischen Kriege wurden je drei Manipuli zu einer Cohorte vereinigt, deren zehn die Legion bildeten. Die alte Eintheilung der Legionssoldaten nach dem Alter und der Bewaffnungsart, wonach außer den Leichtbewaffneten (seit dem zweiten punischen Kriege velites genannt) unter den Schwerbewaffneten die hastati, principes, triarii ihre besondern Manipeln bildeten, verschwand zur Zeit der Bürgerkriege. In der Legion zu dienen kam lange nur dem civis zu; das 45. Jahr war die Grenze für den Felddienst; auch die ärmern Bürger vom niedrigsten Census (capite censi) sowie die Freigelassenen (libertini) waren vom Legionendienst ausgeschlossen, bis im jugurthinischen Krieg durch Marius die erstern, im Bundesgenossenkrieg die letztern in die Legionen aufgenommen wurden. Durch Augustus wurden Provinzialen in großer Zahl in die Legionen aufgenommen, aus denen endlich die Italer ganz schwanden. Die Civität wurde nicht selten bei der Aufnahme ertheilt, war aber kein Erfoderniß mehr. Seit Probus kamen sogar Barbaren in die Legion. Während in früherer Zeit, obwol jedem Bürger eine Zahl von Feldzügen oblag, die Legionen in der Regel, von der nur durch anhaltenden gefährlichen Krieg Ausnahmen entstanden, alljährlich entlassen und durch Aushebung neu gebildet wurden, begann man schon in den letzten Zeiten der Republik die Legionen auch nach Beendigung des Feldzugs zusammenzuhalten und durch Aushebung nur zu ergänzen. Dieses wurde Regel durch Augustus, und es trat nun für den Legionssoldaten die Entlassung (missio) erst nach der Beendigung der festgesetzten fortlaufenden 16 Dienstjahre ein. Das stehende Heer, das die Legionen auf diese Weise bildeten, lag in den Provinzen vertheilt, während die Cohorten der Prätorianer (s. d.), die keine Legion bildeten, in Italien blieben. Neben den Legionen dienten seit der Unterwerfung Italiens die ital. Bundesgenossen (socii und nomen latinum) in Cohorten und Turmen, sodaß zu jeder Legion ungefähr die gleiche Zahl von Bundestruppen kam. (S. Lateiner.) Doch diese Absonderung mußte aufhören, als die Bundesgenossen zur Civität und damit in die Legionen kamen. Seitdem wurde von den durch die Provinzialen gestellten, in Cohorten getheilten Hülfstruppen (auxiliares) der Legion die gleiche Zahl zugegeben. Die regelmäßigen obersten Offiziere der Legion, unter den Feldherren oder deren Legaten, hießen tribuni. In früherer Zeit gab es deren bei jeder Legion gewöhnlich sechs, seit Cäsar einen für jede Cohorte. Von ihnen und dem Feldherrn wurden, wenigstens in der ältern Zeit, die centuriones, zwei für jede Manipel, ausgezeichnet durch den Weinrebenstock, den sie trugen, ge-

wählt, unter denen der centurio primi pili oder primipilus den höchsten Rang hatte. Jeder Centurio wählte wieder zwei niedere Offiziere, optiones oder subcenturiones, und einen, später zwei Fahnenträger (signifer). Unteroffiziere waren die decuriones. Als Feldzeichen der Legion galt, wenigstens seit Marius, allgemein der Adler (aquila); aber auch die Unterabtheilungen hatten ihre Feldzeichen (signa); vexilla hießen früher nur die Fähnlein der Reiter und Bundesgenossen, später auch die der kleinern Legionsabtheilungen. (S. Fahne.) In neuern Zeiten kam der Name Legion in Frankreich unter Napoleon wieder auf für Truppencorps unbestimmter Anzahl und verschiedener Gattung, die bei Anfang eines Kriegs errichtet und nach Beendigung desselben wieder aufgelöst werden. Von dieser Art waren die Engl.-deutsche und die Russ.-deutsche Legion im franz. Befreiungskriege. Auch die franz. Nationalgarden waren in Legionen und Cohorten eingetheilt, und nach der Auflösung des von Napoleon 1815 gebildeten Heers wurde das neue franz. Heer ebenfalls in Legionen, nach den Departements benannt, eingetheilt, welche Einrichtung aber nur bis gegen Ende des J. 1820 dauerte. Dagegen nahm die durch die Julirevolution gebildete neue Nationalgarde die Eintheilung in Legionen wieder an.

Legīren heißt zwei oder mehre Metalle durch Schmelzung miteinander vermengen. Das Product dieses Verfahrens nennt man eine Legirung, und diese hat fast stets eine von den einzelnen Metallen ganz verschiedene Beschaffenheit und führt dann auch ganz andere Namen. So ist z. B. das Stückgut oder Glockengut eine Legirung von Kupfer und Zinn, das Tomback eine Legirung von Kupfer und reinem Zink u. s. w.. Oft aber bleibt auch, und dies ist bei den edlen Metallen der Fall, der Name des edlern Metalls der Legirung eigen und wir nennen das Gold selbst dann noch Gold, wenn in der Legirung ¾ Kupfer und ¼ Gold enthalten ist. Die Legirung wird entweder weicher oder härter, als die zu derselben angewendeten Metalle an und für sich waren, und diese letztere Eigenschaft ist es, welche die Legirungen bei den edlen Metallen in Aufnahme gebracht hat. Das Gold nämlich ebenso wie das Silber sind in ihrem gediegenen Zustande sehr weich und würden, da man sie zu Münzen verwendet, durch den häufigen Gebrauch sich sehr bald abschleifen. Man versetzt deshalb das Gold sowol als das Silber mit einer gewissen Menge von Kupfer, welche in jedem Staate gesetzlich bestimmt ist (Schrot und Korn) und welche hinreicht, den Münzen die gehörige Dauer zu geben. Bei den Silberscheidemünzen ist in neuerer Zeit bei gleichem Werthe der Kupferzusatz sehr stark, um der Münze zugleich dadurch einen größern Raumgehalt zu geben und dem Verlorengehen vorzubeugen; doch prägen manche Staaten, z. B. England, Rußland, Frankreich u. s. w., ihre Silberscheidemünze auch aus feiner Legirung. Nicht so genau gesetzlich bestimmt, wie bei den Münzen, ist die Legirung für die Galanteriearbeiten und das sogenannte Silberzeug, doch muß auf den fertigen Stücken in den meisten Staaten von dem Verfertiger der Grad der Legirung angegeben sein. Die Bestimmung wird in Deutschland beim Golde nach Karaten, beim Silber nach Lothen gegeben. 24karätiges Gold ist rein, 18karätiges hält 18 Theile Gold und 6 Theile Kupfer, 6karätiges, sogenanntes Galanteriegold, 6 Theile Gold und 18 Theile Kupfer u. s. f.; 16löthiges Silber ist rein, 12löthiges, sogenanntes Tafelsilber, hält, auf die Mark von 16 Loth, 12 Loth Silber und 4 Loth Kupfer, 8löthiges aber 8 Loth Silber und 8 Loth Kupfer. In England bestimmt man das Silber nach Pfunden zu 12 Unzen und 20 Pfennigen und das Gold nach Unzen zu 24 Karat; in Frankreich das Silber nach Mark zu 12 Deniers und das Gold nach Mark zu 24 Karat. Die Legirung des Goldes nennt man auch rothe, die des Silbers weiße Karatirung, und außerdem gibt es noch eine gemischte Karatirung, welche eine Triplelegirung von Gold, Kupfer und Silber ist. Ein anderer Zweck der Legirung bei dem edlen Metalle ist die Veränderung der Farbe, wodurch das sogenannte Gold à quatre couleurs entsteht, mittels dessen man sehr schöne Schmucksachen verfertigt. Hier gibt das reine Gold die gelbe Farbe, das Gold mit starkem Kupferzusatz die rothe, mit starkem Silberzusatz die weiße und die Triplelegirung von Gold, Kupfer und vielem Silber eine grünliche Farbe. — In den Rechten versteht man unter Legiren eine testamentarische Verfügung eines Theils vom Haupterbe zu Gunsten einer dritten Person. (S. Legat.)

Legitĭma, s. Pflichttheil.

Legitimation und legitimiren kommt in der doppelten Bedeutung von beglau-

bigen und von gesetzmäßig machen im juristischen Sprachgebrauch vor. In letzterer Beziehung heißen Kinder legitimirt, welche, obwol außer der Ehe erzeugt, doch vom Staate für legitime, d. h. in gesetzmäßiger Ehe geborene, erklärt werden. In ersterm Sinne spricht man von Legitimation der Gesandten, Bevollmächtigten u. s. w. Abgeleitet hiervon ist die Bedeutung von Nachweis gewisser rechtlichen Eigenschaften. So muß der Kläger im Processe die Legitimation zur Sache hinsichtlich seiner oder seines Gegners beibringen, wenn dieser oder er selbst nicht der ursprünglich Verpflichtete oder Berechtigte war.

Legitimität heißt soviel als Gesetzlichkeit, und diese ist allerdings die Lebensbedingung aller civilisirten Freiheit, womit, da es auch ungerechte und schädliche Gesetze geben kann, noch nicht gesagt sein soll, daß die Freiheit in der Gesetzlichkeit bestehe. Wol aber ist die Gesetzlichkeit die Bahn, auf der sich die civilisirte Freiheit bewegt, der Probirstein ihrer Waffen. Sie kann nach Änderung des Gesetzes streben, aber so lange es besteht, unterwirft sie sich ihm. Das gesetzliche Recht ist das einzig nachweisbare, wirkliche, objective, alles Andere ist Sache der Meinung und des Gefühls, unterliegt dem Einflusse subjectiven Wollens und wird erst zum rechtlich erzwingbaren Recht, wenn es Gesetz ist. Die Freiheit civilisirter Völker verlangt, daß nach im voraus gegebenen Regeln von im voraus ermächtigten Gewalten entschieden und gehandelt werde; sie will die Herrschaft des Gesetzes und der gesetzlichen Autoritäten. Eine ganz besondere Bedeutung aber hat das Wort Legitimität in Beziehung auf die Berechtigung der Staatsregierungen zum Regieren, wo es besonders häufig angewendet wird, während man sich in andern Fällen öfterer des Ausdrucks Legalität bedient. (S. Legal und Legitimation.) Der in Gemäßheit der Verfassung des Staats zur Regierung Berechtigte, in Erbmonarchien also der nach dem Thronfolgegesetz zunächst Berufene, ist der legitime Regent. Im Gegensatz zu demselben steht der Usurpator, und als solcher ist zunächst Der zu betrachten, der sich durch irgend eine unrechtmäßige Gewalt, oder auch durch List und Betrug, an die Spitze gehoben. Man denkt dabei hauptsächlich an eine innere Usurpation, indeß kann der Fall auch im Wege der Eroberung eintreten, wenn diese durch keinen Abtretungsvertrag geheiligt wird, und erwachsen gerade in diesem Falle sehr schwierige völkerrechtliche Streitfragen. (S. Zwischenherrschaft.) Endlich kann selbst ein durch den Willen des Volks an die Spitze Gestellter als Usurpator erscheinen, wenn dieser Volkswille, der Verfassung des Landes nach, nicht berechtigt war, solche Verfügung zu treffen. Es ist keine Frage, daß das Princip der Legitimität der Regierungen, wonach das Recht der Regierung lediglich auf der Verfassung des Landes beruhen soll, zu den ersten Bedingungen eines gedeihlichen Staatswesens gehört. Namentlich aber ist in Erbmonarchien die Erbfolgeordnung die wahre magna charta der monarchischen Seite des Staatslebens, und die unumgängliche Erfüllung die Haupttendenz aller Erbherrschaft; denn diese beruht eben auf der Absicht, die oberste Gewalt im Staate dem menschlichen Ehrgeize gänzlich zu entrücken und zu einem nur von dem Willen der Vorsehung abhängigen, keiner menschlichen Rücksicht und Berechnung unterworfenen Gute zu machen. Die in dem neuern Europa, in Vergleich zu den oriental. Reichen und zu den ersten Jahrhunderten des nordischen Mittelalters gemachten Erfahrungen beweisen sehr deutlich die Wichtigkeit einer klar bezeichneten und streng gehaltenen Erbfolgeordnung. Gleichwol haben in neuern Zeiten wiederholte Abweichungen von diesem Principe der Legitimität stattgefunden, die im Wege der Revolution herbeigeführt wurden und zum Theil Bestand gewonnen haben und als bleibende Thatsachen in den bestehenden Rechtsstand eingetreten sind. Sie waren meist durch eine unauflösbare Verflechtung von Umständen herbeigeführt, traten als unabwendbare Nothwendigkeiten auf und thun dem Princip an sich keinen Eintrag, sofern auch dieses kein unbedingt ausnahmloses sein kann und dem höhern Zwecke, für den es da ist, nämlich der Erfüllung des Staatszwecks, wenigstens dann weichen muß, wenn die unentwirrbare Collision erwiesen ist, und insofern auch die gemachten Ausnahmen doch allemal ihre großen Nachtheile herbeiführten, den Werth der Regel empfinden machten und das Bedürfniß zeigten, auch die neue Regierung möglichst mit der Weihe der Legitimität zu umgeben. Seitdem nannte man in Frankreich, wo solcher Fall in neuern Zeiten wiederholt eingetreten, die Anhänger der an sich berechtigten, aber durch die Umstände verdrängten Dynastie Legitimisten. Auch sprach man, besonders in den zwanziger Jahren dieses Jahr-

hunderts, viel von dem Princip der Legitimität, als von der Tendenz der europ. Mächte, namentlich der heiligen Allianz, das Recht der Regierungen sowol zur Regierung als in der Regierung gegen alle Usurpation und revolutionaire Gewalt zu schützen, und es ist keine Frage, daß dieses Princip an sich ein höchst ehrwürdiges sei, und daß seine Anhänger alle Achtung beanspruchen können. Indeß auch hier beweist sich das parteimännische Erfassen verderblich. Wir wollen weniger daran erinnern, daß die Legitimisten sich nicht von der Unumstößlichkeit einmal eingetretener Thatsachen, von dem Vorhandensein des unvermeidlichen Ausnahmefalles überzeugen wollten, daß sie versäumten, wenigstens der neuen Regierung möglichst bald den Charakter zu sichern, in welchem der Werth des Princips beruht; wir wollen Das nicht urgiren, denn es ist dies zuletzt Meinungs- und Gewissenssache. Aber der Parteigeist verrieth sich, sofern die Legitimisten meist gleichfalls einseitig verfuhren und zwar sehr eifrig für das Recht der Regierungen, aber sehr lax in Betreff des rechtmäßigen Gebrauchs desselben waren. Endlich, da die vertriebenen Dynastien meist im Conflicte mit den Freiheiten ihres Volks fielen und die Opfer der Anhänglichkeit an zeitwidrige Tendenzen wurden, so ist die Legitimistenpartei wol auch zu einer Vereinigung der Anhänger des Absolutismus und der Reaction ausgeartet und das hat der an sich achtbaren Richtung natürlich verdiente Misgunst zugezogen.

Legouvé (Gabr. Marie Jean Bapt.), franz. Dichter, Sohn eines verdienten und mit der classischen Literatur bekannten Advocaten, geb. zu Paris am 23. Juni 1764, widmete sich unter günstigen äußern Verhältnissen nach beendigten Studien der Literatur, zeigte aber in seinen ersten Versuchen große Mittelmäßigkeit. Dahin gehören die „Essais de deux amis", welche er 1786 mit Laya herausgab. Ausdauernder Fleiß entwickelte indeß seine beschränkten Anlagen, und mit der Zeit glückte es ihm, den Gegenstand zu finden, der seinen Talenten angemessen war. Im J. 1792 ließ er seine Tragödie „La mort d'Abel" aufführen, worin er Geßner's Gedichte vielfach benutzt hatte. Sie fand, ungeachtet der heftigen Kritik von Laharpe, Beifall, ebenso wie sein im letzten Act nach Shakspeare's „Richard III." gearbeiteter „Epicharis, ou la mort de Néron" (1793), worin er den Muth hatte, sich Anspielungen auf Robespierre zu erlauben. Mit Übergehung einiger anderer mittelmäßiger Tragödien nennen wir sein letztes, hinsichtlich der Anordnung und Ausführung tadelloses Stück „La mort de Henri IV" (1806). Wirkliches Verdienst erwarb sich L. durch einige beschreibende Gedichte, in denen er zwar den Delille indeß mit Glück nachahmte und feine und zarte Empfindungen schön auszudrücken wußte. Unter seinen Lehrgedichten zeichnet sich besonders „Le mérite des femmes" (Par. 1801 und öft.) aus, welches ihn zum Liebling der Frauen machte. Außer diesem sind zu erwähnen „La sépulture", „Les souvenirs" und „La mélancholie", welche 1798 erschienen. In demselben Jahre wurde L. Mitglied des Instituts, und einige Jahre vor seinem Tode Suppleant Delille's als Professor der röm. Dichtkunst am Collége de France. Während der Jahre 1807—10 leitete er die Redaction des „Mercure de France". Seine letzten Lebensjahre waren sehr traurig, da ein unglücklicher Fall eine Geisteszerrüttung zur Folge hatte. Er starb im Irrenhause am 20. Oct. 1812. Seine „Oeuvres" sammelten Bouilly und Ch. Malo (3 Bde., Par. 1826).

Legrand (Marc Antoine), franz. Schauspieler und Lustspieldichter, nächst Molière der größte Meister im humoristischen Volksstil, geb. am 17. Febr. 1673, war als Schauspieler nicht ohne Talent, doch von so häßlicher Gestalt, daß er wiederholt ausgezischt wurde, wobei er sich jedoch durch Bonmots zu helfen wußte. Er schrieb mehre Lustspiele, die zu ihrer Zeit viel Aufsehen erregten und unter dem Titel „Théâtre de L." (4 Bde., Par. 1731 und öft.) gesammelt erschienen. Drei derselben, „L'aveugle clairvoyant", „Le galant coureur" und die meisterhafte phantastische Posse „Le roi de Cocagne", haben sich auf dem Repertoire erhalten. Er führte ein sehr leichtes Leben und starb in Paris 1728.

Legrand d'Aussy (Pierre Jean Bapt.), ein sehr geachteter franz. Literator, geb. zu Amiens 1737, lebte seit der Aufhebung des Jesuitenordens, dem er angehörte, zu Paris in großer Zurückgezogenheit und beschäftigte sich mit der Geschichte des franz. Mittelalters. In der Zeit der Revolution wurde er Mitglied des Instituts und 1795 Conservateur der Handschriften an der Nationalbibliothek. Er starb am 5. Dec. 1800. Sein Hauptwerk ist die Sammlung „Fabliaux ou contes des 12ième et 13ième siècles, traduits et

extraits d'après les manuscrits" (3 Bde., Par. 1779), der sich die „Contes dévots, fables et romans anciens" als vierter Band anschlossen (Par. 1781). Sind auch die Originale von ihm keineswegs treu wiedergegeben, so machte er doch durch seine Übersetzung diese reizenden Gedichte der Fabliers (s. d.) für Diejenigen zugänglich, welche sie nicht in der alterthümlichen Sprache lesen können. Ein anderes nützliches Werk ist seine nicht vollendete „Histoire de la vie privée des Français" (3 Bde., Par. 1782; neue verm. Aufl. von Rochefort, 3 Bde., Par. 1815). Außer mehren Monographien, worunter sich die „Sur l'ancienne législation de la France" auszeichnet, hat er auch eine große Zahl Artikel über alte franz. Dichter in den „Notices des manuscrits de la bibliothèque du roi" gegeben.

Lehde nennt man eine wüst liegende Bodenfläche, die früher einmal angebaut war.

Lehen (feudum). Den Ursprung des Lehnswesens hat man früher oft bei andern Völkern als den germanischen gesucht; allein wenn sich auch bei jenen ähnliche Erscheinungen vorfinden, so gehört doch das Lehnswesen in seiner ganzen Eigenthümlichkeit den german. Stämmen des Mittelalters an. In dem Gefolge oder Geleite (s. d.) bei den alten Deutschen kann man zwar den ersten Keim des Lehnswesens erblicken, seine eigentliche Bedeutung erhielt es aber durch die Franken, von denen es auch erst auf andere german. Stämme übertragen wurde. Die kriegerischen und eroberungssüchtigen fränk. Könige konnten sich mit der Verpflichtung der Freien, das Land zu vertheidigen, nicht begnügen, und somit stützten sie sich vorzugsweise auf das vermehrte, lebenslänglich im Dienst bleibende und unter ihnen vereinte Geleite der frühern Zeit, welches sie auch dadurch an sich ketteten, daß sie ihm bei geleistetem Dienste Grundstücke auf unbestimmte Zeit zur Nutznießung (beneficia) übergaben, und somit das dingliche Element des Lehns schufen, während das persönliche, das der Treue (fidelitas), schon in dem Verhältnisse des Geleits zu ihrem Häuptling wahrnehmbar ist. Zu dieser Ausbildung des Lehnswesens durch die Franken hat einmal beigetragen, daß sie mit den alten Galliern, bei denen nach Cäsar ein strengeres Geleitsystem als bei den Deutschen bestand, untermischt wohnten, dann aber auch der Umstand, daß die Karolinger nach dem Sturze der Merovinger die großen Besitzungen der letztern an sich nahmen und zum Theil als beneficia an ihre Getreuen verliehen. Häufig irrt man aber insofern, als man die Verbreitung und den Einfluß des Lehnswesens auf die alten freien Verfassungen in den einzelnen german. Ländern für eine zu frühe Zeit, namentlich diesseit des Rhein, annimmt. Nachdem das Lehnswesen seit dem 10. Jahrh. in Deutschland zu höherer Bedeutung gelangt, waren sämmtliche im Lehnsverbande befindliche Personen vom Könige abwärts in sieben Abstufungen, die sogenannten Heerschilde, eingetheilt, was als eine Nachbildung der ordines der Geistlichen erscheint, und sich seinem Grundgedanken nach auch bei den Longobarden vorfand. Vermöge der Lehnsverbindung war zunächst der Kriegsdienst, der früher den Freien oblag, Lehnsdienst geworden, sodaß die Kaiser und Landesherren ihre Kriege meist nur durch ihre Vasallen und Aftervasallen führten. So mußten auch die Reichsvasallen den König der Deutschen auf dem Römerzuge begleiten. Da übrigens die Zahl der Lehnsleute bestimmt war und so auch die Zeit, für welche sie kraft des Lehnrechts ihrem Herrn dienen mußten, so hatte dies vielen Einfluß auf die Art des Kriegführens im Mittelalter und nöthigte die Herren oft, Söldner in ihr Heer aufzunehmen. Das Lehnswesen entwickelte sich aber auch insofern weiter, als nicht blos Grundstücke zu Lehn gegeben, sondern auch die höchsten Ämter und Rechte lehnbare Sachen wurden, wodurch sich die frühere Stellung der Beamten, namentlich die der Grafen, veränderte, indem diese nun ihr Amt als lehnbares Eigenthum vom Kaiser erhielten, und so auch Rechte wie die Regalien erwarben. Sodann war selbst die hohe Geistlichkeit in den Lehnsverband gezogen, sodaß sogar ihr geistliches Amt in ein lehnbares verwandelt zu werden, Gefahr lief. Das Lehnswesen interessirt uns hier auch insofern, als es die alte german. Verfassung untergrub. Dies geschah, indem die alten unabhängigen Freien in dienstbare, persönlich abhängige Leute umgeschaffen, indem das freie Grundeigenthum in getheiltes und belastetes umgewandelt und die früher wählbaren Beamten in Herren, die ihr Amt als erbliches Eigenthum erhielten, umgestaltet wurden. Bei diesen veränderten Grundlagen konnte die alte freie Verfassung nicht mehr fortgedeihen, es entwickelte sich vielmehr die Lehnsherrschaft; und insoweit beruhte auch die Verfassung des Deutschen

Reichs auf dem Lehnswesen. Dieses oder das Lehnssystem, das Lehnsinstitut, ist nämlich diejenige dem bürgerlichen und öffentlichen Leben zur Grundlage dienende Form und Einrichtung, vermöge welcher Gewalten, Rechte und Grundstücke lehnseigenthümlich vom Vasallen besessen werden, sodaß dieser seinem Herrn nach Lehnrecht zu besonderer Treue und verschiedenen Diensten, namentlich Kriegsdiensten, verpflichtet ist. Mit dem Ausgange des Mittelalters gerieth das Lehnswesen in Verfall, indem neue Lehen seltener errichtet, der Lehnskriegsdienst durch das neu sich bildende Kriegswesen ersetzt und Ämter wie auch öffentliche Gewalten immer weniger unter der Form des Lehns ertheilt wurden. Somit besteht das Lehnswesen gegenwärtig nur darin, daß namentlich Grundstücke unter der Form des getheilten Eigenthums besessen werden, was auf ihren Erwerb, ihre Vererbung, ihre Verpfändung u. s. w. von Einfluß ist. Die wichtigste gemeinrechtliche Quelle des Lehnrechts sind die sogenannten libri feudorum, die in der Lombardei im 12. Jahrh. nach und nach entstanden und theils Constitutionen einzelner deutscher Kaiser über das Lehnrecht, theils Gewohnheitsrechte verschiedener Lehnshöfe, namentlich des mailändischen, enthalten. Diese Quellensammlung wurde dem Corpus juris civilis als decima collatio einverleibt und von den Glossatoren glossirt. Die ältern deutschen Lehnrechtssammlungen haben gegenwärtig fast nur noch geschichtliches Interesse; dagegen sind in neuerer Zeit in mehren deutschen Staaten besondere Lehnsgesetze gegeben worden, die zugleich auch die unmittelbare Anwendbarkeit der libri feudorum aufheben, wie in Preußen, Baiern und Baden. Neuere Darstellungen des Lehnrechts sind Pätz, „Lehrbuch des Lehnrechts" (neue Aufl., Gött. 1819) und Mayr, „Handbuch des gemeinen und bair. Lehnrechts" (Landsh. 1831). Auch findet sich das Lehnrecht in den Lehrbüchern des deutschen Privatrechts von Eichhorn und Phillips abgehandelt.

Eine Sache, deren nutzbares Eigenthum Jemandem unter der Bedingung einer dem Obereigenthümer zu erweisenden besondern Treue gegen den von ihm zu leistenden Schutz erblich in Besitz und Genuß, jedoch mit der Möglichkeit des Anheimfalls, überlassen ist, wird ein Lehen (feudum) genannt. Wesentliche Erfodernisse desselben sind sonach das getheilte Eigenthum hinsichtlich der Lehnssache (dominium directum und utile) und die gegenseitige Lehnstreue, nämlich die des Vasallen oder Lehnsmannes und die des Herrn. Wirklich lehnsfähige Sachen sind außer den Grundstücken gewisse Ämter und Rechte; doch wurde im Mittelalter dieser Begriff sehr weit ausgedehnt. Wer ein Lehen als Herr bestellen oder als Vasall erwerben will, muß gewisse Eigenschaften und Fähigkeiten besitzen oder lehnsfähig sein; namentlich muß er als Herr berechtigt sein, sich Lehnskriegsdienste versprechen zu lassen. Die Erfodernisse auf Seiten Dessen, der ein Lehen empfangen will, ergeben sich im Allgemeinen daraus, daß das Lehnsinstitut ein kriegerisches und ehrenvolles Institut war, daher sind zunächst alle Die lehnsunfähig, die keine Waffen führen dürfen oder können, sowie Ehrlose. Ist der Lehnsherr oder der Vasall eine juristische Person, z. B. eine Stadt, so bedarf sie für die verschiedenen Lehnshandlungen eines Vertreters, der in jenem Falle Prodominus, in diesem Provasall oder Lehnsträger heißt. Eine zeither allodiale Sache wird durch die Belehnung oder Investitur in Lehen verwandelt; ausnahmsweise kann dies aber auch durch die Verjährung geschehen. Die Belehnung wird stets vom Herrn oder durch eine ihn vertretende Behörde vorgenommen. Will daher Jemand sein Allod so in Lehen verwandeln, daß er im Besitz und Genuß der Sache bleibt, also in der Lehnsverbindung als Vasall aufzutreten beabsichtigt, so muß er seine allodiale Sache zunächst seinem künftigen Herrn überlassen oder sie ihm auftragen. Ist dies geschehen, so empfängt er sie sodann durch die Belehnung als Lehen vom Herrn zurück. So entstandene Lehen heißen aufgetragene (feuda oblata). War aber der Gegenstand vor der Lehnserrichtung Allod oder freies Eigenthum des spätern Lehnsherrn, so heißt das Lehen ein gegebenes (feudum datum). Ehe es zur Belehnung selbst kommt, wird aber zwischen dem Herrn und Vasallen ein Vertrag hinsichtlich des Lehens abgeschlossen, der der Lehnsvertrag heißt. Erst durch die Belehnung, die eine gerichtliche feierliche Handlung ist, geht jedoch das Lehnseigenthum auf den Vasallen über, der zugleich auch die Lehnstreue in der Regel eidlich angeloben muß. Übrigens kann durch die Belehnung auch zugleich auf mehre Vasallen das Lehnseigenthum an einer Sache übertragen werden, und dann ist eine Coinvestitur vor-

handen. Über die erfolgte Belehnung wird von Seiten des Herrn eine Urkunde ausgestellt, die der Lehnsbrief heißt. Ist auf diese Weise ein Lehen bestellt, so entstehen dadurch sowol auf Seiten des Herrn als des Vasallen verschiedene Rechte. Die Rechte jenes faßt man unter dem Ausdruck der Lehnsherrlichkeit zusammen, die von der Lehnshoheit zu unterscheiden ist, indem letztere als ein Ausfluß der Staatsgewalt erscheint. Dem Lehnsherrn steht vor Allem das Recht auf die Lehnstreue von Seiten des Vasallen zu, die der Treue, die sich Verwandte schuldig sind, zu vergleichen ist. Schwere Verletzungen der Lehnstreue erscheinen als Felonie (s. d.). Die Folge der Felonie ist der Verlust des Lehens für den Vasallen und seine Descendenten, sodaß das Lehen für so lange dem Herrn anheimfällt, bis ohne begangene Felonie die lehnsfolgefähigen Agnaten des Vasallen zur Succession in das Lehen gelangt sein würden. Der Herr kann aber auch die Folge der Felonie, also den Verlust des Lehens, in eine Geldstrafe oder Lehnsemende verwandeln, oder Lehnspardon ertheilen, d. h. die begangene Felonie verzeihen. Als ein Ausfluß der Lehnstreue erscheint der Lehnsdienst, den aber nur der Herr vom Vasallen zu verlangen berechtigt ist. Derselbe war früher zunächst Kriegsdienst, und man unterschied wieder den Lehnskriegsdienst, der in offenem Felde geleistet wurde, und den, der in der Vertheidigung einer Burg (Burglehen) bestand. Außer diesen Diensten konnte sich der Herr aber auch noch verschiedene andere Arten von Lehnsdiensten versprechen lassen, die bald in gewissen Dienstleistungen am Hofe des Herrn, namentlich bei feierlichen Familienereignissen, bald in allerhand andern Prästationen bestanden. Als eine Art Lehnsdienst erschien früher auch die Verbindlichkeit des Vasallen, im Lehnsgericht des Herrn (Mannengericht) als Lehnsschöffe zu erscheinen und zu handeln. Mit der Errichtung besonderer stehender Behörden als Lehnshöfe ist aber diese Art des Lehnsdienstes in Wegfall gekommen, und ebenso hat der Lehnskriegsdienst seit der veränderten Art des Kriegführens aufgehört. Da aber die Vasallen für ihre Güter, in besonderer Rücksicht auf den von ihnen zu leistenden Kriegsdienst, die Steuerfreiheit erworben hatten, so hat, seitdem die Lehnskriegsdienste allmälig in Wegfall gekommen sind, ein langer Kampf und Streit darüber zwischen ihnen und den Landesherren stattgefunden, ob die Vasallen ein entsprechendes Äquivalent für die nicht mehr geleisteten Kriegsdienste zu zahlen haben oder nicht, und ob die Steuerfreiheit ihrer Güter nur gegen Entschädigung aufgehoben werden könne oder nicht. Der Herr hat ferner aber auch das Recht auf die Ertheilung einer Eventualbelehnung und Anwartschaft. Jene ist die Belehnung, vermöge welcher der Herr das von dem Vasallen besessene Lehen einem Andern unter der Voraussetzung des Anheimfalls in Lehen gibt, sodaß der Eventualbelehnte bis dahin weder den Besitz noch Genuß des Lehens hat. Durch die Ertheilung der Anwartschaft wird dasselbe bezweckt, nur daß sie auf einem blosen Vertrag und keiner Belehnung beruht.

Der Vasall hat in Folge des dominium utile, namentlich gegenwärtig, im Wesentlichen dieselben Rechte an der Lehnssache, die dem vollen Eigenthümer zustehen, nur daß er bei der Veräußerung und Verpfändung beschränkt ist. Immer noch sind diese Beschränkungen aber so erheblich, daß der Erwerber eines Guts mehr Werth darauf legen sollte, ob es freies Eigenthum oder Lehen ist, als gewöhnlich im gemeinen Leben geschieht. Die Veräußerung des Lehens, und selbst auch nur die theilweise, ist dem Vasallen seit dem Mittelalter her auf das strengste verboten und wenn sie erfolgt, als Feloniefall mit dem Verluste des Lehens selbst bedroht. Dies hatte damals seinen Grund darin, daß das Lehnswesen die Grundlage des öffentlichen Lebens, namentlich des Kriegsdienstes war, sodaß es dem Herrn nicht gleichgültig sein konnte, ob er Diesen oder Jenen zum Vasallen hatte. Da nun einmal jenes Verbot immer noch besteht, kann der Vasall nur dann das Lehen veräußern, wenn er dazu die ausdrückliche Einwilligung nicht nur des Herrn, sondern auch der lehnsfolgefähigen Agnaten erlangt hat, indem diesen durch die Veräußerung ihre Successionsrechte entzogen werden. Diese Einwilligung ist aber oft nur mit großen Schwierigkeiten und bedeutenden Geldopfern zu erwerben. Hierbei ist noch zu bemerken, daß das dominium utile am Lehen auf den neuen Erwerber nicht schon durch die außergerichtliche Übergabe der Lehnssache übergeht, sondern erst durch die Investitur, die also hier dieselben Wirkungen hat, aber auch dieselben Formen voraussetzt, wie bei der Errichtung eines Lehens aus Allod. Als eine

Art erlaubter Veräußerung des Lehens von Seiten des Vasallen erscheint die Afterbelehnung oder diejenige Belehnung, durch welche mit Beibehaltung des bestehenden Lehnsverhältnisses dieses für einen Andern so begründet wird, daß er als Vasall (Aftervasall) des Vasallen erscheint. Wie nun der Vasall in Bezug auf die Veräußerung des Lehens beschränkt ist, so findet dies auch rücksichtlich der Schuldenbelastung statt. Die Schulden nämlich, welche der Vasall macht, haften der Vermuthung nach nur auf seinem Allodialvermögen und nicht auf seinem Lehen, sodaß es eines besondern rechtlich anerkannten Grundes bedarf, wenn eine Schuld des Vasallen aus dem Lehen bezahlt werden oder die Natur der Lehnsschuld annehmen soll. Eine solche ist nämlich dann vorhanden, wenn ein Gesetz eine gewisse Art von Schulden als Lehnsschulden anerkennt (gesetzliche Lehnsschulden). Der Grund dafür ist in der Regel die Verwendung des Geldes zum Besten des Lehens oder eine andere Billigkeitsrücksicht, weshalb z. B. die Begräbnißkosten des letzten Vasallen als gesetzliche Lehnsschulden gelten. Schulden des Vasallen können aber auch dadurch zu Lehnsschulden werden, daß sie der Herr und die Agnaten als solche anerkennen, ihnen also die Eigenschaft und Wirkung von Lehnsschulden beilegen (verwilligte Lehnsschulden). Hierbei kommt es noch darauf an, ob jene zugleich auch dahin ihre Zustimmung geben, daß das Lehen für die fragliche Schuld verpfändet oder mit einer Hypothek belastet werde oder nicht. Eine eigene Art Lehnsschulden kann auch dadurch begründet werden, daß der Vasall für die Einwilligung der Agnaten in die Veräußerung des Lehens, oder dafür, daß sie sich verbindlich machen, wenn ihnen das Lehen kraft der Erbfolge anfallen sollte, dasselbe an die Allodialerben abzutreten, jenen, den Agnaten, ein Capital aussetzt, welches sie entweder statt des Lehens eintretenden Falls zur freien Verfügung aus dem Lehen ausgezahlt erhalten, oder den Zinsengenuß davon so beziehen, daß sie in dieses Recht so succediren, wie in das Lehen selbst succedirt wird. (Lehnsstamm.) Hinsichtlich der Wirkungen der Lehnsschulden endlich sind dieselben insofern verschieden, als sie bald nur dann aus dem Lehen bezahlt werden, wenn kein hinreichendes Allodialvermögen vorhanden ist, bald unbedingt. Sodann werden sie in der Regel aber auch nur aus den Früchten des Lehens oder dem Ertrage desselben bezahlt, wenn nicht deshalb ein Pfandrecht am Lehen bestellt ist; nur im letztern Falle kommt es also zur Subhastation des Lehens, während außerdem blos Sequestration desselben eintritt. Noch ist die Sonderung des Lehens vom Allod zu erwähnen. Diese wird dann nöthig, wenn das zeither in der Person des Vasallen Vereinte auf Verschiedene kommt, sodaß der Eine das Lehen, ein Anderer das Allod erhält, z. B. wenn das Lehen dem Herrn anheimfällt, oder wenn es auf Jemand vererbt wird, der das Allodialvermögen nicht erhält. Bei dieser Auseinandersetzung ist in Betracht zu ziehen, daß die Vermuthung für die allodiale Eigenschaft der Pertinenzen streitet und daß hinsichtlich der Vertheilung der Früchte, der Erstattung der Lehnsverbesserungen oder Verschlechterungen die gemeinrechtlichen Grundsätze zumeist zur Anwendung kommen. Das Lehen hört auf, Lehen zu sein, wenn das dominium directum mit dem dominium utile vereint wird, und dies kann so geschehen, daß der Herr zu seinem dominium directum noch das dominium utile hinzuerwirbt (Consolidation), oder, was der gewöhnlichere Fall ist, daß der Vasall zu seinem dominium utile noch das dominium directum erlangt (Appropriation).

Lehmann (Joh. Georg), berühmt als Chartograph und Erfinder der nach ihm benannten rationellen Manier, die Terrainerhebungen und Vertiefungen durch topographische Zeichnung darzustellen, geb. am 11. Mai 1765 in der Johannismühle bei Baruth, einem Rittergute in der Oberlausitz, nahe an der schles. Grenze, der Sohn eines armen Müllers, genoß einen ziemlich mangelhaften Schulunterricht und wurde dann Mühlknappe. Den ihm nachstellenden Werbern entzog er sich anfangs dadurch, daß er als Schreiber in die Dienste eines vornehmen Herrn trat; doch lauerte man mit dessen Bewilligung ihm später bei einem Kirchgange auf und stellte ihn mit Gewalt in das Militair. Sehr bald wurde er Compagnieschreiber und erlangte in Dresden die Vergünstigung, die Kriegsschule besuchen zu dürfen. Es wurden ihm mehre topographische Arbeiten übertragen, deren Ausführung dem General von Langenau so wohl gefiel, daß er L. zum Sergeanten bei seinem Regimente machte. Doch seine Vorliebe zu rein topographischen Arbeiten vermochte

ihn dahin, 1793 seinen Abschied zu nehmen, worauf er, ohne Beihülfe eines Landmessers, eine Fläche von 26 □M. des Erzgebirgs und mehre Rittergüter aufnahm. Der Mangel an Instrumenten sowol als an geeigneter Hülfsleistung führte ihn auf die Erfindung einer zweckmäßigern Einrichtung des Meßtisches und ließ ihn zugleich eine Menge von praktischen Erfahrungen und Vortheilen beim Gebrauche dieses Apparats finden. Diese Erfahrungen gab nach seinem Tode Fischer und nachher Becker unter dem Titel „Das Aufnehmen mit dem Meßtische im Sinne der L.'schen Lehrart" (neue Aufl., Dresd. 1825) heraus. Dieses Werk enthält zugleich die Theorie der L.'schen Methode, Berge so in die Pläne zu zeichnen, daß man im Stande ist, nach der Zeichnung die Böschungen derselben, ihre Flachheit oder Steilheit zu bestimmen. Früher zeichnete man mit geschwungenen Strichen, die man enger und weiter, dicker und dünner machte, oft noch jene nach der Steilheit mit Kreuzschraffirungen versah, die Berge dergestalt ein, daß man nur ein oberflächliches Bild davon erhielt. L. führte ein rationelles Zeichnen ein, indem er von dem Grundsatze ausging, daß eine Böschung, je steiler sie sei, um so weniger von den auffallenden Lichtstrahlen erleuchtet werden könnte, daß also die steilsten Partien am dunkelsten, die flachsten am hellsten gehalten werden müßten. Eine Böschung über 45° nannte er unzugängig und nahm dafür schwarz an, während er für die Ebene weiß annahm und nun die Zwischengradation von 5 zu 5° so schraffirte, daß der mit Schwärze bedeckte Raum zu dem weißen in dem für jene Gradation passenden Verhältnisse stand. Außerdem stellte L. seine Bergstriche stets in der Richtung des Wasserzugs, indem er von dem Grundsatze ausging, daß das Wasser, wenn es von einer Böschung abläuft, stets den kürzesten Weg sucht, also sich der senkrechten Richtung möglichst nähert. Er dachte sich also einen Berg durch horizontale Ebenen, welche er, je nach dem schnellen Wechsel der Böschung und der wechselnden Form des Bergs, enger oder weiter legte, in Schichten geschnitten, zeichnete die Projection dieser Schichten in den Grundplan des Bergs und legte nun seine Bergstriche senkrecht auf diese *Horizontalen*. Später wurde L. Straßenaufseher im wittenbergschen Kreise und 1798 Offizier und Lehrer an der Ritterakademie in Dresden. Im J. 1806 kam er zum sächs. Quartiermeisterstabe, wo er sich bei Jena durch seine Terrainkenntniß und seinen militairischen Scharfblick auszeichnete, 1807 als Hauptmann und Quartiermeister zur Belagerung von Danzig und später zur Blockade von Graudenz, wo er auch den Grund zu seinem Tode legte. Von Graudenz ging er mit dem Generalstabe nach Warschau. Seine Kränklichkeit führte ihn 1809 nach Dresden, wo er als Major und Director der Plankammer am 6. Sept. 1811 starb. Von seinen Plänen sind die berühmtesten die Pläne von Warschau und Dresden und das topographische Blatt der Umgegend von Dresden.

Lehn, Lehnrecht und **Lehnsystem**, s. Lehen.

Lehnsatz oder Lemma nennt man einen Satz, den man aus einem andern Gebiete der Untersuchung als Glied des Beweises für einen Satz entlehnt, also als schon bewiesen oder wenigstens als Ausdruck einer Thatsache voraussetzt. Was in der einen Wissenschaft als Lehnsatz vorkommt, wird also in einer andern Lehrsatz (s. d.) sein. So bedient sich z. B. die Mechanik der Lehrsätze der Geometrie, die analytische Geometrie der Lehrsätze der Algebra, die Psychologie der Lehrsätze der Metaphysik u. s. w. als Lehnsätze. Lemmata unterscheiden sich daher von willkürlichen oder versuchsweise gemachten Annahmen oder Hypothesen (s. d.). Ebenso ist ein Lemma nicht zu verwechseln mit einem Dilemma (s. d.).

Lehon (Charl., Graf von), belg. Staatsmann, geb. 1790 in Lüttich aus einer bürgerlichen Familie, studirte die Rechtswissenschaften und gewann als Advocat durch seine gründlichen Kenntnisse wie seine Gewandtheit in den gerichtlichen Verhandlungen bald solchen Einfluß, daß er 1825 zum Mitgliede der zweiten Kammer der Generalstaaten des damaligen Königreichs der Niederlande gewählt wurde. In dieser Stellung schloß er sich immer entschiedener den Gegnern der damaligen Regierung an, ohne jedoch an der belg. Revolution von 1830 unmittelbaren Antheil zu nehmen. Noch in demselben Jahre zum Mitgliede des Congresses erwählt, gehörte er in demselben zu der mit dem Namen der Doctrinaires bezeichneten gemäßigten Partei, deren Werk die Constituirung des neuen Königreichs Belgien nach innen wie nach außen war. Nachdem er Mitglied der Deputation gewesen, die dem Herzog von Nemours die belg. Krone antragen sollte, wurde er zum Ge-

sandten Belgiens am franz. Hofe ernannt, eine Stelle, die er ununterbrochen bis 1843 bekleidete, wo der Bankerott seines Bruders, eines Notars in Paris, in den er mit verwickelt wurde, ihn nöthigte, seine Entlassung zu nehmen und sich ins Privatleben zurückzuziehen. Die mehrfachen Auszeichnungen, die ihm auf diesem Posten, sowol vom franz. Hof wie von seinem König, der ihn 1836 in den Grafenstand erhob, zu Theil wurden, beweisen, daß er seine schwierigen Amtsgeschäfte zur Zufriedenheit beider Regierungen erfüllte. Doch hat man ihm den Vorwurf gemacht, daß er, als eifriger Partisan des innigsten Bündnisses zwischen Belgien und Frankreich, häufig mehr auf die Ansichten des franz. Cabinets eingegangen sei, als auf die seiner eigenen Regierung, besonders bei den Unterhandlungen über den Vertrag der 24 Artikel.

Lehrfreiheit im engern Sinne des Wortes, worin es von Preßfreiheit (s. d.) bestimmt unterschieden wird, besteht in der Befugniß der Lehrenden in Kirche und Schule, ihren Zuhörern alles Das als Wahrheit vorzutragen, was sie als wahr erkannt zu haben glauben. Die Frage, ob eine solche Lehrfreiheit zu gestatten sei oder nicht, würde nicht so vielen Zweifeln unterlegen haben und minder verschieden beantwortet worden sein, wenn sich nicht von allen Seiten Parteiinteressen dabei eingemischt hätten. Denn im Grunde muß Jeder bei nur einigermaßen ruhiger Erwägung zugestehen, daß eine unbeschränkte Befugniß, in dem amtlichen Berufe als Lehrer in Kirche oder Schule seine Überzeugung auszusprechen, weder in den Rechten dieses Berufes noch im Vernunftrechte überhaupt gegründet ist. Das Denken und das Gewissen ist frei und jeder äußern Macht entzogen; unbeschränkte Freiheit des Handelns aber würde jede nur durch gegenseitige Beschränkung mögliche Vereinigung von Menschen, jede gesellschaftliche Verbindung von vornherein unmöglich machen. Lehren aber ist Handeln. Auf der andern Seite wird aber auch Niemand die Lehrfreiheit unbedingt verwerfen, weil er sonst mit sich und seinem eigenen Denken in Widerspruch träte. Denn Jeder muß für sich das Recht in Anspruch nehmen, in Sachen der Wissenschaft und Religion, wenn auch nicht unbedingt, sondern mit gewissen Einschränkungen seine Überzeugung dem Zuhörer vorzutragen. Außerdem würde er sich zu einer Lehrmaschine herabsetzen und der Zweck des Unterrichts und Lehrens könnte nimmermehr erreicht werden. Die Frage von der Lehrfreiheit wird erst dann unklar und zweifelhaft, wenn diese nicht absolut, sondern nur bedingt gefaßt wird. Denn es ist dann schwierig, die Grenzen zu bestimmen, bis zu welchen jeder Lehrer in Kirche und Schule befugt sein soll und kann, seine Überzeugungen vorzutragen. In der Regel sucht jede Ansicht diese Grenzen für sich weiter, für die ihr gegenüberstehende enger zu ziehen. Ein durchgreifendes Princip als allgemeine Norm der Beurtheilung aufzustellen, ist schwer, wo nicht unmöglich, und theoretisch läßt die Frage, wie weit Lehrfreiheit zu gestatten sei, sich nicht entscheiden. Man könnte zwar sagen, daß in der Kirche (natürlich in der protestantischen, da die katholische in ihrem unfehlbaren Oberhaupte einen äußern Grenzstein der Lehrfreiheit hat) die Lehrfreiheit bedingt sei, eines Theils durch das religiöse Bewußtsein der Kirche überhaupt und der einzelnen Gemeinde im Besondern, auf der Universität aber (denn für eigentliche Schulen hat die Frage von der Lehrfreiheit eine völlig untergeordnete Bedeutung) weniger durch das wissenschaftliche Bewußtsein, als vielmehr durch die Rücksicht auf Staat, Kirche, öffentliche Moral und die Bildungsstufe der Studirenden. Diese Bestimmungen würden aber zu vag sein, als daß sie einen irgend sichern Anhalt für den einzelnen Fall gewähren könnten. In der Kirche hat die Lehrfreiheit von jeher die meisten Beschränkungen erfahren müssen, wie ja selbst in der protestantischen Kirche der Buchstabe der symbolischen Bücher lange als Schranke derselben galt und selbst in neuester Zeit wieder geltend zu machen versucht wird. Von den ersten Jahrhunderten bis auf die Gegenwart, wo gegen den Pfarrer Wislicenus zu Halle wegen freierer Religionslehren die Suspension verhängt wurde, hat es eine zahllose Menge von Opfern des Lehrzwanges gegeben, und der Fortschritt in der neuern Zeit zu größerer Lehrfreiheit zeigt sich nur darin, daß die Schranken erweitert sind, daß Fälle, wo die Kirchengewalt einschreitet, seltener vorkommen, und daß minder gewaltsame und die Person selbst beschädigende Mittel gegen Überschreitung der gestatteten Grenzen angewendet werden. Da Jahrhunderte hindurch die Wissenschaftlichkeit in der Kirche sich con-

centrirte und dieser diente, so war es natürlich, daß die Wissenschaft in Abhängigkeit von dem kirchlichen Glauben gerieth und auf den Universitäten, deren Gründung zunächst von der Kirche ausging, die Lehrfreiheit großen Beschränkungen unterworfen wurde. Namentlich war es die Philosophie, welche in ihrer Anwendung auf die Theologie öfters Veranlassung zu größerer oder geringerer Beschränkung der Lehrfreiheit gab, wie aus dem vorigen Jahrhundert Wolf und Fichte, in der neuern und neuesten Zeit Strauß, Bruno Bauer und Vischer beweisen. Seit der franz. Revolution und den durch sie veranlaßten politischen Bewegungen hat neben der Kirche auch die Politik, und fast noch mehr als jene, Veranlassung zur Einschränkung der Lehrfreiheit gegeben, wenn auch Suspensionen wie die von Fries, E. M. Arndt, F. Gottlieb Welcker, Rotteck, Karl Theod. Welcker u. A. nicht hierher gehören, da sie in Folge nicht von Überschreitungen im Lehramte, sondern von außeramtlichen politischen Bestrebungen eintraten. Für Universitäten sind Viele geneigt, ein weit größeres Maß von Lehrfreiheit zu verlangen, als für die Kirche, weil der Wissenschaft Lebenselement freie Bewegung sei, und durch die Vertretung der Gegensätze in den theologischen und philosophischen Facultäten der Nachtheil verhindert werde. Diese Ansicht ist bis zu einer gewissen Grenze wahr, hört aber auf, dies zu sein, wenn man über diese hinaus etwa unbedingte Lehrfreiheit auf Universitäten damit bevorworten will. Die Studirenden sind Anfänger in der Wissenschaft, und es ist nicht Alles geeignet, ihnen vorgetragen zu werden, womit der etwas mehr gereifte Mann sich bekannt machen kann und muß. Wenn auch die akademischen Vorträge sich nicht immer auf dem schon längst gebahnten Wege halten können, und die Studirenden durch neue Ansichten verstärkte Anregung und Nahrung für ihre wissenschaftliche Entwickelung erhalten sollen, so muß doch der Universitätslehrer als solcher von dem gelehrten Forscher sich unterscheiden und nicht jeden augenblicklichen Einfall, jede ersonnene Hypothese seinen Zuhörern hingeben, sondern nur Das, was nach wiederholter und umsichtiger Prüfung als wissenschaftliche Wahrheit sich ihm dargestellt hat. Aber auch selbst hierbei wird der besonnene, mit der studirenden Jugend, wie mit Staat und Kirche es wohlmeinende Lehrer vorsichtig sein und nicht durch selbstgefällige Ungeduld sich verleiten lassen, Lehren vorzutragen, welche in ihrer Beziehung auf Staat und Kirche geeignet sein könnten, den Geist der Studirenden zu verwirren und öffentliches Ärgerniß zu geben. Weil aber besonders jüngere Universitätslehrer nicht immer wissenschaftliche Besonnenheit und ehrendes Mistrauen in die Wahrheit der von ihnen wirklich oder vermeintlich gefundenen neuen Wahrheiten besitzen, so können allerdings Fälle eintreten, wo Beschränkung der Lehrfreiheit auf der Universität im Interesse der studirenden Jugend, wie des Staats und der Kirche liegt. Es würde z. B. aller Vernunft widersprechen, wenn man den künftigen Beamten des Staats Lehren vortragen lassen wollte, welche notorisch auf gewaltsamen Umsturz bestehender Staatsverhältnisse hinzielten, oder den künftigen Predigern Lehren, die das Christenthum offenkundig von Grund aus zerstören würden. Beschränkung der Lehrfreihelt nöthigenfalls durch Entfernung des betreffenden Lehrers ist hier ebenso eine sittliche Nothwendigkeit, als wenn Jemand seinen Schülern und Zuhörern unmoralische Grundsätze als Wahrheit vortragen wollte. Durch solche Beschränkung wird auch das Interesse, die freie Entwickelung der Wissenschaft keineswegs gefährdet. Wer sich zur Verbreitung solcher Lehren in seinem Gewissen verbunden glaubt, benutze die Presse als Mittel der Veröffentlichung, und wenn ihm auch dies nicht gestattet werden sollte, so wähle er jedes andere rechtliche Mittel, nur nicht den Jugendunterricht. Dieser hat eine höhere Bedeutung als die, Gelegenheit darzubieten, seine Meinungen und Hypothesen an den Mann zu bringen.

Würde aber nicht durch eine solche Theorie jeder Lehrzwang von vornherein gerechtfertigt und dem willkürlichen Belieben der Administration Thür und Thor geöffnet? Und würde dann nicht öfters der Fall eintreten, daß ein Prediger oder Lehrer gegen seine Überzeugung lehren müßte? Antworten wir auf die letztere Frage zuerst. In gegenwärtiger Zeit werden blose Ansichten oft mit Überzeugungen verwechselt. Jene sind das Erzeugniß des Augenblicks oder flüchtiger Beobachtung und oberflächlichen Denkens. Zu Überzeugungen können sie sich erst erheben durch länger fortgesetzte Erwägung, durch gründliches Studium und durch allseitige Prüfung. Die blose Ansicht hat durchaus kein Recht, im Unterrichte der Jugend oder des Volks ohne Weiteres hervorzutreten. Aber selbst die Überzeu-

gung kann nicht die Berechtigung ansprechen, unbedingt vorgetragen zu werden, so wenig die Pflicht fodert, die Wahrheit zu jeder Zeit und ohne alle Rücksicht auszusprechen. Ein Anderes ist, seine Überzeugung da zurückhalten, wo eine pflichtmäßige Rücksicht dies gebietet, ein Anderes, sie verhehlen da, wo es Pflicht ist, sie auszusprechen. In der Kirche ist es selbst bei weitern Grenzen der Lehrfreiheit denkbar, daß ein Prediger amtlich verpflichtet ist, etwas zu lehren, von dessen Falschheit er vielleicht persönlich überzeugt ist. Dann ist es aber lediglich seine Sache, seine amtliche Verpflichtung mit seinem Gewissen in Übereinstimmung zu bringen. Denn es kann noch nicht an sich als unmoralisch angesehen werden, der Gemeinde religiöse Lehren vorzutragen, die nicht in der eigenen Überzeugung des Predigers wurzeln, wenn dies auch stets zu beklagen und mit größern Nachtheilen verbunden ist, als wenn ein Richter oder ein Verwaltungsbeamter nach dem bestehenden Gesetze und gegen seine eigene wohlbegründete Überzeugung entscheiden muß. Vermag aber der Prediger eine solche Übereinstimmung nicht herzustellen, glaubt er sich in seinem Gewissen verbunden, seine Überzeugung über Das, wozu sein Amt ihn verpflichtet, zu stellen, dann muß er auch sein Amt seiner Überzeugung zum Opfer bringen. Das allein ist moralisch und vernunftgemäß. Bei Lehrern an Universitäten und Schulen werden solche Collisionsfälle seltener vorkommen, einmal, weil die Lehrfreiheit hier in weitern Grenzen sich bewegt, da die wissenschaftliche Wahrheit nicht in ähnlicher Weise wie der kirchliche Glaube äußerlich normirt werden kann, und dann auch, weil die Rücksicht auf den Bildungsstand und die Bedürfnisse der Jugend mehr Gelegenheit gibt, verfängliche Gegenstände zu umgehen. Wenn jedoch auch hier solche Conflicte zwischen Amtspflicht und Überzeugung eintreten sollten, so unterliegen sie derselben Beurtheilung, wie in der Kirche. Was nun die erste der oben aufgeworfenen Fragen und das darin sich aussprechende Bedenken betrifft, so ist es allerdings begründet, wenn die ausübende Staatsgewalt ohne Weiteres das Recht der Beurtheilung sich zueignet. Das Letztere würde aber nicht nur gegen alle Vernunft, sondern auch gegen alle hier einschlagenden Interessen verstoßen. Der Administrativgewalt kann in keinem Falle das Recht eingeräumt werden, zu beurtheilen, was als religiöse oder wissenschaftliche Wahrheit gelehrt werden soll, und wenn sie dies thut, überschreitet sie, wenigstens nach allgemeinen Grundsätzen der Vernunft, ihre Befugniß, und wäre diese in positiven gesetzlichen Bestimmungen wirklich begründet, so würde die Gesetzgebung geändert werden müssen. Die Beurtheilung, ob ein Lehrer in Kirche oder Schule die durch die Vernunft oder andere Bestimmungen gesteckten Grenzen der Lehrfreiheit überschreitet, kann nur solchen sachkundigen Männern zustehen, welche in ähnlichen Verhältnissen wirken, und der Executivgewalt kann nur das Recht eingeräumt werden, unparteiische Anordnung zu treffen, daß das Urtheil solcher Männer in der gehörigen Form sich ausspreche. Bei einem Universitätslehrer würden also die betreffenden Facultäten mehrer Universitäten zur Abgabe ihres Gutachtens zu veranlassen sein, bei einem Prediger aber entweder eine allgemeine oder die Landessynode, in Ermangelung derselben eine durch unparteiische Wahl zusammengesetzte, nicht von der geistlichen Behörde einseitig bestimmte Commission von Predigern und Theologen. An dieses Gutachten hätte sich die executive Behörde zu binden. So erscheint die Lehrfreiheit gesichert, ohne daß der Lehrfrechheit Raum gegeben zu werden braucht, zumal wenn, wie das in jedem Staate sein sollte, die Absetzung eines Predigers oder Lehrers nur im richterlichen Wege erfolgen kann. Mit der Lehrfreiheit darf übrigens nicht verwechselt werden die Freiheit des Unterrichts.

Lehrgedicht oder didaktisches Gedicht. Es ist oft in Frage gestellt worden, ob die didaktische Poesie als besondere Dichtungsart mit dem Begriffe und Wesen der Dichtkunst bestehen könne. Soll nämlich das Wesen eines Gedichts und seine eigentliche Absicht in Belehrung liegen, so läßt sich damit eine reine, freie Begeisterung und der wahre Zweck der Poesie kaum vereinigt denken, das Werk muß nothwendigerweise zu einem Erzeugnisse der Reflexion werden, das nur mit dem äußern Schimmer der Poesie ausgeschmückt ist. Soll aber das Wesen eines Gedichts nicht in der Belehrung bestehen, so ist jedes Gedicht mehr oder weniger didaktisch zu nennen und eine besondere didaktische Dichtungsart gar nicht anzunehmen. Will man indeß einzelne Gedichte mit einigem Rechte didaktisch nennen, so würden es diejenigen sein, bei welchen überhaupt ein Zweck zu lehren hervortritt,

sie mögen übrigens epische oder dramatische Form haben, und solche, in denen weder ein epischer noch ein dramatischer Stoff zum Grunde liegt, sondern gewisse Wahrheiten, in dem Spiegel der poetischen Begeisterung aufgefaßt, in Allegorien, Visionen u. s. w. lyrisch dargestellt werden. Die Gedichte der letztern Art gehören zu den ältesten Denkmälern der Poesie und vortreffliche Sachen in dieser Gattung finden sich unter Schiller's lyrischen Dichtungen, wie z. B. „Die Glocke", „Die Hoffnung" u. s. w. Dagegen kündigt in der Regel das Entstehen und die Ausbildung der eigentlich sogenannten Lehrpoesie schon den Verfall der Poesie eines Volks oder das Schwanken zwischen Poesie und Reflexion an. Dies zeigen des Lucrez poetische Darstellung des Epikurischen Systems in dem Gedichte „De rerum natura"; die am meisten durch poetische Einzelheiten, besonders durch Episoden und Bilder, glänzenden „Georgica" des Virgil, welche fast allen spätern didaktischen Dichtern zum Muster gedient haben; Ovid's „Ars amandi", die jedoch ins Scherzhafte übergeht, und des Horaz „Ars poetica"; die engl. Lehrgedichte eines Davies, Dyer, Akenside, Dryden, Pope, Young und Darwin; die französischen eines Racine, Boileau, Dorat, Lacombe und Delille, und die deutschen eines Opitz, Haller, Hagedorn, Cronegk, Uz, Dusch, Lichtwer, Tiedge, Neubeck u. A. Überhaupt gibt es fast keinen so unpoetischen Gegenstand, den man nicht in Lehrgedichten behandelt hätte. Außer dem größern Lehrgedichte rechnet man zur didaktischen Poesie auch die beschreibenden Gedichte, die poetische Epistel, die sogenannte Äsopische Fabel und die Parabel, sowie auch die Satire und gewisse Arten des Epigramms.

Lehrsatz oder Theorem (theorema) nennt man in dem System der Erkenntnisse einen Satz, welcher aus den Grundsätzen einer Wissenschaft erwiesen oder bewiesen, d. h. durch Schlüsse abgeleitet ist. So sind z. B. alle Sätze der Arithmetik und Geometrie, die Axiome und Grundsätze ausgenommen, Lehrsätze, weil sie sich durch lückenlose Folgerungen und Beweise aus jenen ableiten lassen. In den empirischen Wissenschaften nennt man Lehrsätze wol auch solche Sätze, die sich durch eine hinlängliche Anzahl von übereinstimmenden Thatsachen belegen lassen.

Leibbürgen, s. Geiseln.

Leibeigenschaft oder Leibeigenthum besteht darin, daß Jemand nebst seinen Nachkommen einem Herrn zu Diensten und Abgaben, am häufigsten in Rücksicht auf ein Grundstück, ohne jedoch Eigenthumsrechte an demselben zu haben, so verpflichtet ist, daß dadurch gewisse Rechte der bürgerlichen Freiheit verloren gehen. Die Leibeigenschaft entsteht durch Geburt, wobei das Kind dem Stand der Mutter folgt, durch Verheirathung und durch freiwillige Ergebung, zuweilen auch durch die Niederlassung unter Leibeigenen nach dem Sprüchwort: Die Luft macht eigen. Die Leibeigenen heißen Eigene, Halseigene, Bluteigene, Eigenbehörige, Gutseigene und Eigenarme; der Herr des Leibeigenen der Erb- oder Leibherr. Unter den Deutschen, sowie auch unter andern Nationen entstanden die Leibeigenen ursprünglich aus den Gefangenen, die man im Kriege machte, und fremden Sklaven, die man durch den Handel mit Ausländern an sich brachte, und denen beiden man, bei der Menge vorhandenen Landeigenthums, Land zutheilte unter der Bedingung, daß sie Frohnen und Zinsen leisteten. Zum Theil aber entstand die Leibeigenschaft auch durch freiwillige Ansiedelung mittels Vertrags und durch Eroberung. In Folge der Leibeigenschaft darf der Leibeigene weder den ihm anvertrauten Hof noch seinen Wohnort verlassen, und der Herr kann ihn zurückfodern, wenn er sich in ein Verhältniß begibt, das ihn unfähig macht, seine Pflichten zu erfüllen. Seine Kinder können ohne Einwilligung des Leibherrn keine andere Lebensart wählen als die, worin sie geboren sind; kein Leibeigener und keine Leibeigene darf sich ohne Vorwissen des Erbherrn verehelichen, und für die Einwilligung des Letztern muß noch überdies der Bedemund (Frauenzins, Klauenthaler, Hemdschilling, Busengeld oder Busenhuhn) entweder in Geld oder in natura entrichtet werden; der Leibeigene ist körperlichen Strafen und Züchtigungen unterworfen, kann von dem Herrn von seinem Gute vertrieben werden, was man die Abäußerung nennt; muß die auf seiner Person haftenden ungemessenen Zinsen und Dienste und den Eid der Unterthänigkeit (Erbeid) leisten und konnte in den Staaten, wo die Leibeigenschaft in ihrer ganzen Strenge herrschte, auf den Todesfall über seinen Nachlaß nichts anordnen, da Alles dem Leibherrn gehörte; während in manchen Provinzen der Leibherr nur einen Theil aus dem Nachlasse des Leibeigenen er-

hielt. Im Übrigen aber sind die Leibeigenen nicht etwa den Sklaven gleichzuachten. Sie stehen unter den Gerichten, können Vermögen erwerben, haben Familienrechte, können Processe führen, Zeugniß ablegen u. s. w. Auch muß der Herr für ihren Unterhalt sorgen, wenn sie sich nicht selbst ernähren können. Nach den Graden der Strenge unterscheidet man die strengste Leibeigenschaft, wie sie in Deutschland nur in den ehemaligen wendischen Landen, z. B. Lausitz, Pommern und Mecklenburg, und in Holstein vorkam; die mittlere Leibeigenschaft bei den Eigenhörigen in Westfalen und einigen angrenzenden Ländern (s. Hörigkeit), und die gelindeste, auch Erbunterthänigkeit genannt, welche z. B. in der sächs. Lausitz bestand. Die härteste Leibeigenschaft bestand in Holstein und Mecklenburg, in welchem erstern Lande sie sich erst nach 1597 ausbildete, während sie früher gar nicht vorhanden war. Die Leibeigenschaft wird durch Freilassung aufgehoben, wofür der Leibeigene seinem Herrn eine gewisse Summe, das Freikaufsgeld, zu bezahlen hat. Die Freilassung ist entweder eine freiwillige und stützt sich dann auf einen Vertrag, oder eine gezwungene, die durch die Obrigkeit erfolgt, wenn z. B. der Herr den Leibeigenen mishandelt, bei welcher letztern auch das Freikaufsgeld hinwegfällt. Seit dem Ende des 18. Jahrh. ist die Freilassung in den einzelnen deutschen Staaten durch Gesetze erfolgt, und zwar theils so, daß der Herr für alle hinweggefallenen Rechte entschädigt wurde, theils so, daß die persönlichen Folgen der Leibeigenschaft ohne Entschädigung verschwanden. Das neueste Gesetz der Art ist das königlich sächsische von 1832, welches die Erbunterthänigkeit in der Lausitz aufhob. Gegenwärtig kommt in Deutschland nur noch im Osnabrückschen eine Art Leibeigenschaft vor. In Rußland wäre die Leibeigenschaft schon von dem menschenfreundlichen, seiner Zeit weit vorgeeilten Kaiser Alexander zugleich mit der Aufhebung der livländischen und esthnischen Leibeigenschaft beseitigt worden, wenn nicht hundert vorher kaum geahnete Schwierigkeiten sich diesem Plane mit solcher Gewalt entgegengestellt hätten, daß der Kaiser denselben gänzlich wieder fallen lassen mußte. Man denke sich nur einige 30 Mill. Menschen aus niedrigster, knechtischer Unterwürfigkeit plötzlich in Freiheit versetzt und mit persönlichen Rechten versehen, und wahrlich, die Befürchtung, welche gefahrdrohende Stellung eine solche Riesenmasse, in der zugleich der Stoff vieler Erbitterung gährte, für den ganzen Staat und für alle Gesetze der Sitte und Ordnung herbeiführen könne, lag sehr nahe. Das russ. Volk, der gemeine Mann, d. h. der Bebauer des Feldes, der Viehzüchter, Holzhauer, Kleinkrämer, der Zimmermann, Maurer und gemeine Handwerker, die Dienerschaft in hundert Abstufungen, als Kutscher, Kosacken, Vorreiter, Kammerdiener, und das ganze dienende Heer in den niedern Graden — sie alle gehören in das große Register der Leibeigenen. Die Zahl derselben belief sich im J. 1836 nach officiellem Berichte auf 48,412053 Seelen, wovon 23,587067 dem männlichen und 24,824986 dem weiblichen Geschlechte angehörten, während ein anderer gleichfalls officieller Bericht im Ganzen nur 44,826288 dem Bauernstande zugehörige Individuen, und zwar 21,463993 als Eigenthum der Krone und 23,362595 als gutsherrliche Bauern, nachweist. Apanagebauern auf den kaiserlichen Domainen gab es nach dem Bericht des Ministers der Apanagen am 1. Jan. 1842 753935 männlichen und 834241 weiblichen Geschlechts, zusammen 1,588176 Seelen. Man muß sich übrigens wohl hüten, mit dem Begriff der Leibeigenschaft in Rußland zugleich den der Armuth zu verbinden. Viele Leibeigene, sowol von den Kron- als Privatbauern, sind Millionaire oder haben wenigstens ein Capital von 4—500000 Rubeln, und viele sind mit ihrer Lage so zufrieden, daß sie gar nicht einmal das ihnen von mancher Gutsherrschaft gewährte Recht der Loskaufung gegen eine mäßige Summe in Anspruch nehmen. Sie zahlen lieber Jahr aus und ein ihren laufenden Obrok, wie die Abgabe der Leibeigenen heißt, oder leisten ihre Zahlung in Naturallieferungen, in einer gewissen Zahl Haselhühner, Weißfische, Schaffelle u. s. w. Ein Adelsmarschall in jeglichem Kreise nimmt zufolge einer Bestimmung des Kaisers Nikolaus ihre Rechte wahr und schützt sie gegen grobe Mishandlungen, wie das Plätten der nackten Haut mit glühenden Eisen und andere Grausamkeiten, die selbst noch in neuerer Zeit und im Gouvernement St.-Petersburg vorgekommen sind. Immer ist ihre größere oder geringere Abhängigkeit durch die Humanität oder Tyrannei ihrer Gebieter bedingt und nur eine Macht steht den letztern entschieden nicht mehr zu, nämlich die, sie willkürlich zu verkaufen und so die Bande der Ehe nach eigener Macht-

vollkommenheit zu lösen. Der Leibeigene selbst ist an sein Grundstück gebunden und nur mit demselben veräußerlich. Das Gut kann mit allen Seelen verkauft und verpachtet werden, nicht aber der Leibeigene ohne das Gut.

Leibgedinge, Leibgut oder Leibzucht nennt man im Allgemeinen ein nur für das Leben eines Menschen bedungenes Verhältniß, eine Nutznießung, Rente u. s. w.; insbesondere, als Witthum (dotalitium, douaire), das einer Witwe nach manchen deutschen Particularrechten und Statuten zustehende Recht, nach ihres Mannes Tode aus dessen Lehngütern gewisse lebenslängliche Renten, meist die vierfachen Zinsen ihrer eingebrachten Mitgift, zu genießen. Oft wird der Witwe ein Grundstück zum Leibgedinge angewiesen, wovon sie den Nießbrauch hat.

Leibnitz (Gottfr. Wilh., Freiherr von), einer der größten Gelehrten und scharfsinnigsten Denker aller Zeiten, wurde am 23. Juni (3. Juli neuen Stils) 1646 zu Leipzig geboren, wo sein Vater Professor der Rechte war. Als Schüler der dasigen Nikolaischule hatte er Jak. Thomasius zum Lehrer, und schon in seinem 15. Jahre bezog er die Universität. Er hatte die Jurisprudenz als Berufswissenschaft gewählt, aber frühzeitig zog ihn unter der Masse seiner vielseitigen Studien besonders die Philosophie an, und bereits 1663, noch vor seinem Abgange auf die Universität zu Jena, schrieb er die von einer genauen Kenntniß der scholastischen Philosophie zeugende Abhandlung „De principio individui" (zuerst wieder herausgegeben von Guhrauer, Bresl. 1837), in welcher er sich für den Nominalismus erklärte. In Jena wirkte besonders der Unterricht des Philosophen und Mathematikers Erh. Weigel anregend auf ihn ein; aber obwol er nach der Rückkehr in seine Vaterstadt durch die Abhandlungen „Specimen difficultatis in jure" (1664), „De conditionibus" (1665) und „De arte combinatoria" (1666) glänzende Proben seines Scharfsinns und seiner Kenntnisse gegeben hatte, so wurde ihm doch seiner Jugend wegen die juristische Doctorwürde verweigert. Er verließ deshalb sein Vaterland, um nie dahin zurückzukehren und promovirte in Altdorf mit der Abhandlung „De casibus perplexis in jure" (1666). Eine Professur, welche man ihm dort anbot, lehnte er ab; auch später hatte er nie Neigung zum akademischen Lehramte. Eine Gesellschaft von Rosenkreuzern und Alchymisten, unter welche er gerieth, konnte ihn nicht lange fesseln. Im J. 1667 lernte er den Baron J. Chr. von Boyneburg (s. d.) kennen, der, früher Minister des Kurfürsten von Mainz, Joh. Phil. von Schönborn, damals in der Zurückgezogenheit lebte. Mit diesem ging er nach Frankfurt, und als derselbe wieder in die Dienste des Kurfürsten trat, arbeitete L. für ihn mehre publicistische Schriften aus; so 1669 bei Boyneburg's Gesandtschaft nach Polen das „Specimen demonstrationum politicarum pro rege Polonorum eligendo" und ebenso, als die ehrgeizigen und herrschsüchtigen Pläne Ludwig's XIV. Deutschland immer mehr bedrohten, das „Bedenken, welchergestalt securitas publica interna et externa und status praesens im Reiche auf festen Fuß zu stellen". Namentlich nahm er an dem Versuche Theil, Ludwig's XIV. Ehrgeiz von Deutschland auf Ägypten abzulenken und wurde zu diesem Zwecke, angeblich als Führer des jungen von Boyneburg, 1672 nach Paris geschickt, wo er für Ludwig XIV. das „Consilium aegyptiacum" schrieb, von welchem man erst 1798 bei dem Zuge Napoleon's nach Ägypten durch einen Engländer Notiz erhielt. Jener politische Plan scheiterte zwar, aber der Aufenthalt in Paris, von wo aus er auch London besuchte, war von dem größten Einflusse auf L.'s wissenschaftliche Ausbildung. Durch die persönliche Bekanntschaft mit Huyghens, Wallis, Boyle, Oldenburg und Newton wurde er namentlich auf tiefere mathematische Studien geführt, deren glänzendes Resultat die große Erfindung der Differentialrechnung (s. d.) war. Das Anerbieten, der pariser Akademie als Pensionair beizutreten, schlug er aus, weil es an die Bedingung des Übertritts zum Katholicismus geknüpft war; dagegen erhielt er von dem Herzoge von Braunschweig-Lüneburg eine Rathsstelle mit Pension und der Erlaubniß willkürlicher Verlängerung seines Aufenthalts im Auslande. Im J. 1676 folgte er dem Rufe als Bibliothekar und Rath des Herzogs von Hannover. In Hannover, wo er nun bis an das Ende seines Lebens blieb, eröffnete sich ihm ein überaus vielseitiger Geschäftskreis, dem selbst ein solcher Kopf, wie der seinige, nicht ohne Zersplitterung seiner Kräfte genügen konnte. So nahm er z. B. an den Verhandlungen des nimwegener Friedens durch die Schrift „Caesarini Furstenerii de jure

supremiatus ac legationis principum Germaniae" (1677) Theil; später wurde er beauftragt, die Geschichte des Hauses Braunschweig zu schreiben und reiste deshalb, um die nöthigen Urkunden zu sammeln, 1687 nach Wien und Italien. Die Früchte dieser umfassenden historischen Arbeiten waren der „Codex juris gentium diplomaticus" (2 Bde., Hannov. 1693—1700, Fol.), die „Scriptores rerum brunsvicens. illustrationi inservientes" (3 Bde., Hannov. 1707—11, Fol.), die „Accessiones historicae" (2 Bde., Lpz. und Hannov. 1698—1700, 4.), die „Disquisitio de origine Francorum" (Hannov. 1715) und endlich die „Annales imperii occidentis brunsvicens.", die erst gegenwärtig Pertz aus L.'s Handschrift herauszugeben angefangen hat (2 Bde., Hannov. 1843—45). Damit verband er etymologische Forschungen („Collectanea etymologica", Hannov. 1717), für welche er seine durch die Jesuiten bis nach China reichenden Verbindungen benutzte. Sein durch die Verwandtschaft der Häuser Hannover und Brandenburg unterstützter Einfluß machte es ihm möglich, in Berlin durch Friedrich I. im J. 1700 eine Akademie der Wissenschaften zu stiften, deren erster Präsident er war; etwas Ähnliches versuchte er ohne Erfolg in Dresden, ebenso in Wien. Gleichzeitig mit seinen historischen Arbeiten beschäftigte er sich eifrig mit dem durch die damaligen Verhältnisse begünstigten Plane einer Vereinigung der protestantischen und katholischen Kirche, für welche sich der Herzog von Hannover, Ernst August, sehr interessirte. Er correspondirte darüber bis zum J. 1694 mit Pelisson und Bossuet und entwarf ein conciliatorisches „Systema theologicum" (zuerst gedruckt Par. 1819; deutsch von Räß und Weis, Mainz 1820), und nur die Consequenz des Katholicismus, der noch mehr Concessionen verlangte, als L. ohnedies zu machen geneigt war, ließ ihn diese Bestrebungen aufgeben. Daß er Kryptokatholik gewesen sei, ist längst widerlegt. Vgl. G. F. Schulz, „Über die Entdeckung, daß L. ein Katholik gewesen" (Gött. 1827). Sein persönlicher Ruhm war unterdessen so fest begründet worden, daß die letzten Jahre seines Lebens mit Ehren und äußern Vortheilen überhäuft wurden. Er war nicht nur in Hannover zum Geh. Justizrath und Historiographen, sondern auch von Wien aus zum Freiherrn und Reichshofrath mit 2000 Fl. Pension ernannt worden; ebenso gab ihm Peter der Große, mit dem er 1711 eine Zusammenkunft in Torgau hatte, den Titel eines Geh. Raths und einen Jahrgehalt von 1000 Rubel. Nur die Streitigkeiten mit Newton's Anhängern über die Priorität der Erfindung der Differentialrechnung, über welche die königliche Societät zu London ein ungerechtes Urtheil sprach, trübten seine letzten Lebensjahre. Vgl. „Commercium epistolicum Dr. J. Collins et aliorum de analysi promota jussu reg. societatis in lucem editum" (Lond. 1712, 4.). Er starb an einem Gichtanfall zu Hannover am 14. Nov. 1716; seiner Leiche folgte Niemand als sein treuer Verehrer Joh. G. von Eccard; die berliner Akademie und die londoner Societät ignorirten seinen Tod, während Fontenelle in Paris ihm eine glänzende Lobrede hielt. Seine Ruhestätte fand er in der neustädter Hofkirche zu Hannover, wo man ihm später ein schlichtes Monument mit der Aufschrift: Ossa Leibnitii setzte; doch ist man neuern Untersuchungen zufolge zweifelhaft geworden, ob er wirklich hier begraben worden sei. Sein Denkmal am Waterlooplatze in Hannover trägt am Frieß der Kuppel die von Heyne angegebene Inschrift: Genio Leibnitii. Das Haus in Hannover, wo er wohnte und starb, kaufte 1844, um es vor dem Niederreißen zu bewahren, der König Ernst August. Er war von mittlerm Wuchse, mager, aber von fester Gesundheit; seine Gesichtsbildung war ausdrucksvoll; unermüdete Thätigkeit erhielt ihn immer heiter. Er arbeitete mit erstaunlicher Leichtigkeit, für seine ausgebreitete Lecture bediente er sich nur kleiner Zettel zu kurzen Excerpten, die er aber wegen seines vortrefflichen Gedächtnisses nicht wieder ansah; im Umgange war er bescheiden, seine Schriften sind oft Muster weltmännischer Feinheit; jedoch hat man ihm Zorn, Geldliebe und Eitelkeit zum Vorwurf gemacht. Sein Hauswesen vernachlässigte er; verheirathet war er nie. Vgl. über sein Leben, außer den ältern Schriften von Fontenelle (1716), Bailly (1769), J. G. von Eccard (gedruckt 1779), Jaucourt (1757), Kästner (1769) u. A., besonders G. E. Guhrauer, „G. W. Freiherr von L. Eine Biographie" (2 Bde., Bresl. 1842). Nach dem Gesagten ist es kaum zu verwundern, daß L. kein einzelnes Werk hinterlassen hat, dessen innere Vollendung der Größe seines Geistes entspräche. Seine meisten wissenschaftlichen Arbeiten, namentlich die mathematischen und philosophischen, sind kurze Aufsätze, die er in Zeitschriften

„Acta eruditorum“, „Miscellanea berolinensia“, „Journal de Trevoux“ und „Journal des Savans“ veröffentlichte; Vieles sprach er nur ganz gelegentlich in seinen überaus zahlreichen Briefen aus. Gesammelt wurden dieselben von Kortholt (4 Bde., Lpz. 1734—42), Gruber (2 Bde., Hannov. und Gött. 1745), Michaelis (Gött. 1755), Veesenmeyer (Nürnb. 1788), Feder (Hannov. 1815) und Cousin im „Journal des Savans“ (1844). Unter seinen philosophischen Schriften sind nur zwei von größerm Umfange, der „Essai de Theodicée sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal“ (2 Bde., Amst. 1710; herausgegeben von Jaucourt, 2 Bde., Amst. 1747; lat., Tüb. 1771; deutsch, Mainz 1820) und die gegen Locke gerichteten „Nouveaux essais sur l'entendement humain“, die erst 50 Jahre nach L.'s Tode von Raspe in den „Oeuvres philosophiques de feu Mr. L.“ (Amst. und Lpz. 1765, 4.) herausgegeben wurden. Die erste, aber sehr unvollständige Sammlung seiner Werke unternahm Ludw. Dutens (6 Bde., Genf 1768, 4.). In neuerer Zeit ist auch nach Raspe's Ergänzungen Manches geschehen, um L.'s Arbeiten vollständig zugänglich zu machen; außer dem schon Erwähnten sind zu nennen „L.'s deutsche Schriften“ (herausgegeben von G. E. Guhrauer, 2 Bde., Berl. 1838—40). Eine Sammlung der sämmtlichen philosophischen Schriften L.'s besorgte Erdmann (Berl. 1840, 4.). Eine wirklich vollständige Ausgabe der Werke L.'s würde wenigstens über die Kräfte eines Einzelnen in jeder Beziehung hinausgehen.

Um nun L.'s Bedeutung als Philosoph kurz zu bezeichnen, muß daran erinnert werden, daß im 17. Jahrh. einerseits durch Galiläi, Cartesius u. A. die ersten Versuche einer den hergebrachten scholastischen Formalismus überschreitenden Naturerklärung gemacht worden waren, andererseits das kirchliche Dogma, gestützt auf den Begriff der Offenbarung, als etwas Unantastbares dastand. Die Fortschritte der Physik und Mechanik hatten die Hoffnung erregt, innerhalb der Körperwelt werde sich Alles aus mechanischen Ursachen erklären lassen; nur über das Verhältniß zwischen Leib und Seele, d. h. zwischen materiellen und immateriellen Substanzen konnte der Mechanismus keinen Aufschluß geben und jeder physische Zusammenhang zwischen beiden schien unbegreiflich. L. nun war mit den Versuchen der mechanischen Naturerklärung ganz einverstanden; aber schon frühzeitig sprach er aus, daß der Mechanismus tiefer liegende Gründe habe, und daß man von der Mathematik rückwärts zur Metaphysik gehen müsse. Die Annahme eines physischen Einflusses (influxus physicus) zwischen Leib und Seele, dann zwischen allen Substanzen überhaupt, verwarf er ebenfalls; nur wollte er nicht eine fortwährende Reihe von Wundern zugeben, die das sogenannte System des Occasionalismus (s. d.) nöthig mache. So wurde er auf die Grundgedanken seiner Monadologie und die Annahme der prästabilirten Harmonie geführt. Monaden nämlich sind ihm die letzten einfachen, durchaus keine Theile habenden Substanzen, die allem Zusammengesetzten zu Grunde liegen; sie können nur durch ein Wunder, d. h. durch Schöpfung oder Vernichtung entstehen oder vergehen; sie sind das wahrhaft Seiende, alles Übrige sind nur Erscheinungen, die aus ihnen resultiren. Namentlich also sind Raum und Zeit nichts Reelles, sondern nur Bezeichnungen einer gewissen Ordnung der Monaden; ebenso wenig ist aber die Materie identisch mit dem Raume. Jede Monade hat in sich ein inneres Princip ihrer Veränderungen; ihr wesentliches Merkmal ist diese innere Activität, die nicht durch die Einwirkungen anderer Monaden hervorgerufen, sondern nur in ihren Äußerungen gehemmt werden kann. Die allgemeinsten Ausdrücke für diese innere Activität sind Vorstellung und Bestrebung (perception und appetition); beide können aber verworren oder deutlich, bewußt oder unbewußt sein. Dadurch unterscheiden sich von den gleichsam ganz rohen Monaden (monades nudae) die Seelen der Thiere und der Menschen; Gott, die monas monadum, ist die ursprüngliche Monade. Die Ableitung der übrigen Monaden aus Gott, also die Schöpfung, versucht L. nirgend auf speculativem Wege aufzuklären; höchstens bezeichnet er sie durch das Bild einer Ausblitzung (Effulguration) aus Gott. Ebenso wenig kann die Art genügen, wie L. sich über das Verhältniß der Erscheinungen zu den Monaden und ihren innern Veränderungen erklärt. Die Erscheinungen sind entweder wie die unorganisirten Körper blose Aggregate, wobei L. verschiedene Wendungen macht, die Materie bald auf eine Art von Repulsion (Antitypie), bald auf ein den Monaden von Gott besonders zugesellte materialisirendes Band (vinculum

substantiale) zurückzuführen; oder sie bestehen, wie die organisirten und beseelten Körper, ins Unendliche hin immer wieder aus Organismen, deren jeden Gott besonders hervorgebracht hat. Die zusammengesetzten Organismen haben jeder seine mit ihrem Körper einmal für immer verbundene Centralmonade, sodaß es in diesem Sinne keinen eigentlichen Tod, sondern nur Umwandlungen der Lebensformen gibt. Einen ursachlichen Zusammenhang, eine eigentliche Einwirkung einer Monade auf die andere leugnete L. gänzlich, namentlich für das Verhältniß zwischen der Seelenmonas und dem Leibe, sondern daß die Bewegungen des Körpers den Vorstellungen und Willensacten der Seele entsprechen, und umgekehrt, hat seinen Grund in der von Gottes Macht und Weisheit ein für allemal angeordneten (prästabilirten) Harmonie, vermöge deren die Veränderungen der einzelnen Monaden sich correspondiren, wie der Gang gleichgestellter Uhren. Diese Harmonie dehnte L. so weit aus, daß er behauptete, jede Monade spiegele von ihrem Standpunkte aus, also innerhalb mehr oder weniger enger Schranken, das ganze Universum ab. Während er diese kühnen, in ihren Folgen beiweitem nicht hinlänglich genau geprüften Hypothesen meist nur in sehr kurzen Umrissen andeutete (vgl. vorzüglich „De primae philosophiae emendatione et de notione substantiae", 1694; „Système nouveau de la nature et de la communication des substances" nebst den „Eclaircissemens" dazu, 1695; „Monadologie", gewöhnlich „Principia philosophiae ad principem Eugenium" genannt, 1714), war er dagegen sehr ausführlich, wo es galt, den religiösen Glauben gegen die Einwürfe des Skepticismus zu vertheidigen, wie sie damals namentlich Bayle mit vielem Scharfsinn geltend machte. Aus diesem Bestreben entstand die Theodicee. Während nämlich Bayle aus dem Dasein des Übels und des Bösen gegen die Weisheit, Güte und Gerechtigkeit Gottes argumentirt, schließt L. umgekehrt: weil Gott allweise, allgütig und allmächtig ist, müsse angenommen werden, daß die vorliegende Welt unter den unendlich vielen möglichen Welten die beste sei, weil sie sonst Gott nicht gewählt und hervorgebracht haben würde, und gegen diesen Optimismus (s. d.) streite das Übel und das Böse nicht; denn das metaphysische Übel gehöre als nothwendige Schranke zu dem Wesen endlicher Dinge; das physische Übel aber und das moralische (das Böse) seien unvermeidliche Folgen davon. Wie sehr übrigens L. auch bereit war, alle theologischen Streitfragen mit einer großen Behutsamkeit und Schonung kirchlicher Lehrsätze zu behandeln, so war er doch nicht im geringsten gemeint, die wissenschaftliche Forschung einem blinden Glauben zum Opfer zu bringen. Philosophie und Offenbarung standen in seinen Augen zwar in keinem unausgleichbaren Widerstreit, aber es waren ihm doch ganz getrennte Gebiete. Die Philosophie als Wissenschaft hielt er für möglich, zu demselben Grade von Evidenz zu bringen, wie die Mathematik, und die allgemeine Gültigkeit Dessen, was er „ewige Wahrheiten" nannte, war ihm ganz unabhängig von dem Wechsel der Meinungen oder irgend einem Willen, selbst dem Gottes; daher übte er an der Lehre der Cartesischen Schule: gewisse Sätze seien deshalb wahr, weil Gott es so gewollt habe, oft eine beißende Kritik. Hierin liegt auch eigentlich sein Gegensatz zu Locke, den er in seinen „Nouveaux essais" mit viel größerer Hochachtung behandelt, als dies von der neuern speculativen Philosophie zu geschehen pflegt; daß Locke alles Wissen auf Erfahrung und Induction gründet und die von aller Erfahrung unabhängige Macht begriffsmäßiger Demonstration nicht anerkannte, das konnte L. nicht zugeben; der Streit, ob es „angeborene Begriffe" gebe oder nicht, war dabei nicht das Wesentliche. Besonders fruchtbar hätte L.'s Monadologie für die Psychologie werden können, wenn er nicht dabei stehen geblieben wäre, nur im Allgemeinen ein Gewicht darauf zu legen, daß die psychischen Zustände größtentheils von den „kleinen unmerklichen Vorstellungen" abhängen, deren wir uns nicht ausdrücklich bewußt werden. Rücksichtlich der Frage über die Freiheit des Willens war er, gestützt auf den Satz des Widerspruchs und den des zureichenden Grundes, die er für die Grundpfeiler aller Philosophie erklärte, ein entschiedener Gegner des indeterministischen Freiheitsbegriffs und führte seine Ansicht in dem Streite mit dem Engländer Clarke siegreich durch. Ethische Begriffe hat er fast nur gelegentlich berührt. Da L. seine eigenthümlichsten Gedanken meist nur aphoristisch und fragmentarisch, wie er es gerade für den vorliegenden Fall am passendsten fand, vorgetragen hatte, so rühren die Versuche, sie in syste-

matischer Form zusammenzuordnen, meist von seinen Anhängern her. Neben Chr. Wolf (s. d.) sind in dieser Beziehung besonders zu nennen G. Bernh. Bilfinger oder Bülfinger, „Dilucidationes philosophicae de deo, anima et mundo" (3. Ausg., Tüb. 1746, 4.), „De origine et permissione mali" (Frankf. und Lpz. 1724) und „De harmonia animi et corporis praestabilita" (Frankf. und Lpz. 1723); Gottfr. Ploucquet, „Primaria monadologiae capita" (Berl. 1745) und viele andere logische und metaphysische Arbeiten. Vgl. im Allgemeinen G. Ludovici, „Entwurf einer vollständigen Historie der L.'schen Philosophie" (2 Bde., Lpz. 1737) und L. Feuerbach, „Darstellung, Entwickelung und Kritik der L.'schen Philosophie" (Ansb. 1837).

Leibrenten (lat. vitalitium, franz. rentes viagères, engl. annuities upon lives) nennt man die Einkünfte eines Capitals, das unter der Bedingung dargeliehen wird, daß der Anleiher dem Gläubiger lebenslängliche und zwar höhere als sonst übliche Zinsen zahlt, mit des Letztern Tode aber das Capital erbt. Die Absicht von Seiten des Gläubigers hierbei ist, sich ein größeres jährliches Einkommen ohne Arbeitsleistung zu verschaffen, als außerdem vielleicht selbst mit dem angestrengtesten Fleiße möglich sein würde. Bei Errichtung des Leibrentenvertrags und bei Bestimmung, wie groß die Rente sein soll, hat der Anleiher Rücksicht zu nehmen auf Alter, Leibes- und Gesundheitszustand des Darleihers, weil natürlich der Jüngere und Gesunde geringere Zinsen erhält als der Alte, Gebrechliche und Kränkliche, indem der Tod des Letztern, also der Verfall des geliehenen Capitals, früher zu erwarten ist als der des Erstern. Auch ihre Berechnung gründet sich, wie bei der Lebensversicherung überhaupt, auf die Sterblichkeitslisten (s. d.), unter denen die von Deparcieux die vorzüglichsten sind. Die Leibrenten geben in der That ein Mittel an die Hand, durch welches einzelne Personen sich vor der relativen Armuth sichern, manche sogar in eine solche Lage sich setzen können, daß sie ihren gewohnten Aufwand zu vergrößern und statt eines hinreichenden Auskommens sich Überfluß für ihre Lebenszeit zu verschaffen im Stande sind, wobei aber allerdings auf die Erben nicht Rücksicht genommen wird. (S. Anleihen, Tontine und Lebensversicherung.)

Leicester, eine von den zwölf mittlern Grafschaften Englands, zwischen Nottingham, Lincoln, Rutland, Northampton, Warwick und Hereford gelegen, zählt auf 37½ ☐M. gegen 200000 E. Der wellenförmig ebene, hier und da mit Bergen durchzogene Boden ist für Ackerbau und Viehzucht sehr geeignet, im Norden und Westen reich an Steinkohlen und wird von der Trente und deren Nebenflüßchen Soure und dem Unions-, Ashby- und Zouchkanal durchströmt. Außer trefflichen Schafen und brauchbaren Pferden führt L. auch gute Käse, sowie Strumpfwaaren in Menge aus. Die Hauptstadt Leicester, an der Soure, eine der ältesten Städte Englands, wo schon 680 ein Bisthum errichtet wurde, mit 48000 E., vielen Alterthümern, ist Hauptsitz der Weberei wollener Strümpfe und Strumpfwaaren, auch fertigt man daselbst baumwollene und halbseidene Waaren.

Leicester (Rob. Dudley, Graf von), der Günstling der Königin Elisabeth von England, geb. 1531, war der Sohn des Herzogs von Northumberland (s. d.), welcher die Johanna Gray (s. d.) auf den engl. Thron setzte. In Folge der Ereignisse, die seinen Vater aufs Schafot brachten, sollte der junge Dudley ebenfalls dieses Schicksal erleiden, allein die Königin Maria liebte und begnadigte ihn. Die Königin Elisabeth (s. d.), die er schon im Tower hatte kennen lernen, schenkte hierauf dem schönen, verführerischen Hofmanne sehr offen und unzweideutig ihre Gunst, und Dudley war ehrgeizig und unverschämt genug, dieses Verhältniß in jeder Weise auszubeuten. Gleich mit der Thronbesteigung seiner Gönnerin wurde er zum Oberstallmeister und, ungeachtet seiner Geistesbeschränktheit, zum Geh. Rath erhoben und dabei mit Gütern und Gnaden überhäuft. Dudley hoffte sogar auf die Hand der Königin, intriguirte deshalb gegen die Vermählungsanträge von Seiten Östreichs und Frankreichs und brachte wahrscheinlich auch seine Gemahlin, Amy Robsort, die er 1550 geheirathet, durch Gift aus der Welt. Elisabeth trug 1564 die Hand ihres Günstlings der Königin Maria Stuart von Schottland an und ernannte ihn zugleich zum Grafen von L. und Baron von Dembigh, brach aber bald selbst diese, gewiß nicht ernstlich gemeinten Unterhandlungen ab. Als Maria Stuart 1568 in England Schutz suchte, schien sich L. ihrer anzunehmen und das Complot zu deren Vermählung mit dem Grafen

von Norfolk zu unterstützen. Indeß verrieth er, da ihm die Intrigue gefährlich wurde, seine Mitschuldigen an Elisabeth und gesellte sich Denen bei, welche den Untergang Maria's betrieben. Ernstlicher sah sich L. von dem Zorne Elisabeth's bedroht, als dieselbe durch den franz. Hof erfuhr, daß er heimlich mit der Witwe des Grafen Devereux von Essex, den er überdies vergiftet haben sollte, vermählt sei. Aber auch diesmal gelang es dem gewandten Hofmann, die Königin durch Schmeicheleien aller Art zu besänftigen. Sie ernannte ihn 1585 zum Oberbefehlshaber der Hülfsvölker, die sie den Niederlanden gegen Spanien zu Hülfe schickte, und versah ihn überdies mit geheimen Instructionen, welche wol auf die Unterwerfung der Generalstaaten unter das Scepter der Königin abzielen mochten. L. benahm sich in seiner schwierigen Stellung mit grenzenloser Anmaßung und Willkür. Er zwang die Niederländer, daß sie ihn im Febr. 1586 zum Generalstatthalter und Befehlshaber ihrer Kriegsmacht zu Wasser und zu Lande erhoben, und zeigte sehr deutlich, daß er nach der unumschränkten Herrschaft strebte. Unfehlbar würde er seinen Zweck erreicht haben, hätte ihn nicht der kluge Johann von Oldenbarneveld, damals Groß-Pensionair von Holland, entgegengearbeitet. Da L. unfähig war, sowol im Felde wie durch Unterhandlungen für die Staaten irgend einen Vortheil zu gewinnen, so wuchsen das Mistrauen und die Unzufriedenheit gegen ihn, zumal da er das gemeine Volk zum Aufruhr gegen die Behörden zu bringen suchte. Die Königin misbilligte zwar die Mittel, die L. anwendete, keineswegs, fand aber am Ende, daß ihr Günstling zu der Rolle, die er spielen sollte, zu ungeschickt sei, und rief ihn im Dec. 1587 nach London zurück. Ungeachtet seines geringen Talents vertraute sie ihm hierauf doch den Oberbefehl über das Heer, welches die Hauptstadt während der Gefahr der span. Invasion schützen sollte, und gewiß hätte England diese Wahl sehr verderblich werden müssen, wäre der Herzog von Parma im Stande gewesen, seine Streitkräfte von Holland aus überzusetzen. Die Königin wollte ihren Günstling im Augenblicke der Gefahr sogar zum Generalstatthalter von England und Irland ernennen, was jedoch Burleigh und Hatton zum Glück noch verhinderten. L. starb während des Freudentaumels über den Untergang der span. Armada (s. d.) am 4. Sept. 1588. Obschon er bei seinen Lebzeiten die Königin unumschränkt beherrscht, ungestraft beleidigt, die höchsten Würden an sich gerissen und den Staat geplündert hatte, schien er doch sogleich vergessen. Kaum hatte er die Augen geschlossen, als die Königin seine Güter öffentlich versteigern ließ, um die Summen zurückzuerhalten, die er ihr schuldete. Sein unmittelbarer Nachfolger in der Gunst war sein 21jähriger Stiefsohn, Graf Robert von Essex (s. d.) Aus einem geheimen, wahrscheinlich unehelichen Verhältnisse mit der Witwe des Lord Sheffield, aus dem Hause Douglas, hinterließ L. einen Sohn, Namens Rob. Dudley. Den Verdacht, als habe er seine erste Gemahlin vergiftet, hat Walter Scott zum Gegenstande seines Romans „Kenilworth" gemacht.

Leich ist ein altdeutsches Wort, das ursprünglich Gesang überhaupt bedeutete, dann aber im Gegensatze gegen das eigentliche Lied gebraucht wurde, ebenso wie im Französischen Lais (s. d.) im Gegensatz gegen chanson und im Latein des Mittelalters canticum oder modus im Gegensatz gegen hymnus oder carmen. Die Form des Leich in dieser Bedeutung wurde schon in die althochdeutsche Poesie nach dem Muster der Sequenzen des lat. Kirchengesangs, d. h. der Texte, die man im 9. Jahrh. den früher textlosen Modulationen der Jubilation des Alleluja unterzulegen anfing, eingeführt; sie wurde auch von den mittelhochdeutschen Dichtern aufgenommen und ausgebildet und scheint im 15. Jahrh. außer Gebrauch gekommen zu sein. Während das eigentliche Lied eine und dieselbe Strophenform durchweg festhält, bestehen die der Melodie untergeordneten Leiche, die durchcomponirt waren, aus verschiedenen in Zahl der Zeilen, Reimen und Silben voneinander unabhängigen Systemen oder Reimreihen, in welchen ebensowol, wie in ihren Unterabtheilungen oder Reimsätzen, die durch die Wiederholung der Melodiesätze bedingte Zweitheiligkeit vorherrscht. Ursprünglich und vorzüglich waren die Leiche religiösen Inhalts; doch erscheint ihre Form auch frühzeitig für Gedichte weltlichen Inhalts angewendet, namentlich für Lob- und Klaggesänge, dann auch für Liebesgedichte. Zu den letztern gehört einer der künstlichsten Leiche, der des Ulrich von Lichtenstein (s. d.) im Frauendienst. Auch die Reihen und Tänze, die im 13. Jahrh. in der mittelhochdeutschen Poesie aufkamen, unterschieden

von den eigentlichen Tanzliedern, sind in der Leichform gedichtet. Vgl. Lachmann, „Über die Leiche der deutschen Dichter des 12. und 13. Jahrh." im „Rheinischen Museum" (Heft 3, Bonn 1829) und Ferd. Wolf, „Über die Lais, Sequenzen und Leiche" (Heidelb. 1841).

Leichdorn, s. Hühnerauge.

Leichenhaus oder Leichenhalle nennt man ein Gebäude, welches dazu bestimmt ist, die Leichen aufzunehmen, bis sich unzweideutige Zeichen des Todes an ihnen kundgeben. Da die beginnende Fäulniß, deren Eintritt durch den Geruch sich bemerklich macht, eigentlich das einzige sichere Kennzeichen des Todes ist und diese sich nach vielerlei Umständen, z. B. Todesursache, Beschaffenheit der Atmosphäre u. s. w., zu sehr verschiedener Zeit nach wirklich erfolgtem Tode äußert, da ferner auf der andern Seite es nicht räthlich ist, alle Leichen bis zu dem Zeitpunkte, wo die Verwesung eintritt, in der Nähe anderer Menschen verweilen zu lassen und doch Beispiele lebendig Begrabener wirklich vorgekommen sind, so hat man seit dem vorigen Jahrhundert angefangen, Gebäude zu errichten, in denen man nach vollendeten Begräbnißfeierlichkeiten die Leichen einstellt, um sie, sobald die Verwesung bemerkbar wird, der Erde zu übergeben. Durch an Händen und Füßen des Todten angebrachte Klingelzüge werden die angestellten Wärter, auch selbst wenn sie schlafen, von jeder etwaigen Bewegung der Leichname in Kenntniß gesetzt. Der nöthigste Apparat zur Wiedererweckung Scheintodter muß vorhanden und ein Arzt baldigst zu erlangen sein. Auch ist es nöthig, daß in dem Zimmer, in welchem die Leichname stehen, stets eine gemäßigte Temperatur herrsche, um theils die Verwesung nicht aufzuhalten, theils einem wieder Erwachenden weder durch Kälte noch durch Hitze zu schaden. Sind auch nur wenig Beispiele des Nutzens dieser Einrichtung bekannt geworden, so reicht doch ein einziges vollkommen aus, diesen in das hellste Licht zu setzen. Das erste Leichenhaus in Deutschland wurde auf Hufeland's Vorschlag 1792 in Weimar errichtet. Vgl. Schneider, „Medicinisch-polizeiliche Würdigung der Leichenhallen" (Freiburg 1839).

Leichenöffnung, s. Section.

Leichenreden gehören zu den sogenannten Casualreden (s. d.) und sind entweder förmliche Predigten oder Grabreden (Parentationen), oder Abdankungen. Die Leichenpredigt behandelt mehr allgemeine Wahrheiten, die an Gräbern sich aufdrängen, während es die Grab- oder Standrede mit der Persönlichkeit des zu Bestattenden zu thun hat, und die Abdankung ihrem ursprünglichen Sinne nach eigentlich nur den Dank für die Theilnahme am Leichenzuge ausspricht. Leichenreden waren schon bei Griechen und Römern gebräuchlich, obgleich meist zum Lobe der Verstorbenen. In der alten Kirche zeichneten sich auf diesem Gebiete Eusebius, Gregor von Nazianz, Gregor von Nyssa und Ambrosius aus. Erst die neuere Zeit aber hat den Mangel an Takt und die Geschmacklosigkeit, die früher auch in protestantischen Leichenreden herrschten, überwunden.

Leichenschau, s. Obduction.

Leidenschaften nennt man im gewöhnlichen Leben häufig alle stärkern Gemüthsbewegungen, besonders insofern sie sich als Affect äußern, und leidenschaftlich heißt in diesem Sinne Der, welcher sich von seinen Affecten hinreißen läßt; für eine genauere Feststellung der Begriffe ist aber eine Unterscheidung derselben von den Affecten nothwendig. Wo nämlich Affect ist, da ist nicht immer Leidenschaft, und ebenso umgekehrt, wiewol Leidenschaften leicht in Affecte ausbrechen. Leidenschaften sind Dispositionen zu einer gewissen Art des Begehrens, die in der überwiegenden Herrschaft derjenigen Vorstellungsmassen ihren Grund haben, aus denen sich das entsprechende Begehren erzeugt. Das, was von ihnen leidet, ist die Fähigkeit, sich in seinem Begehren und Handeln nach andern Gründen und Überlegungen zu richten, als denjenigen, welche in dem Umkreise Dessen, worauf die Leidenschaft gerichtet ist, liegen. Der Leidenschaft fehlen keineswegs die Überlegung und die Zugänglichkeit für gewisse Gründe; der Ehrgeizige, der Geizige, der Eifersüchtige combinirt sehr scharf Alles, was mit seiner Leidenschaft in Verbindung steht; aber er ist blind für Das, was seinem Wollen eine andere Richtung geben könnte und sollte; es fehlt ihm die allgemeine Zugänglichkeit für Gründe. Deshalb vernünfteln die Leidenschaften, während die eigentliche Vernunft ihnen fehlt, und es erklärt sich daraus der scheinbare Widerspruch der populairen Redeweise, nach welcher die Leidenschaften den Verstand bald schär-

sen, bald unterdrücken. Von den Affecten unterscheiden sich die Leidenschaften theils durch ihre Dauer, theils durch die Art ihrer Wirksamkeit. Der Affect ist ein plötzlich entstehender, rasch vorübergehender, stoßweise wirkender Gemüthszustand, einem Rausch oder einem Schlagfluß vergleichbar; die Leidenschaften entstehen allmälig, wachsen oft unbemerkt, greifen um sich und verzweigen sich mit dem ganzen geistigen Leben; sie gleichen chronischen Krankheiten, die, einmal ausgebildet, nur allmälig heilen. Ganz falsch ist es, wenn man die Leidenschaften als sinnliche Begehrungen bezeichnet; im Allgemeinen kann jede Begehrung zur Leidenschaft werden, und die stärksten Leidenschaften sind oft gerade die, welche mit den Objecten sinnlicher Genießungen gar nichts zu thun haben, z. B. die religiösen Leidenschaften. Leidenschaften, die einen solchen Grad erreicht haben, daß der Mensch ihnen in seinem eigenen Innern keinen Widerstand entgegenzusetzen fähig ist, bezeichnet man durch das Wort Sucht und Gier, z. B. Habsucht und Habgier. Unterschiede, die für die Entstehung und Ausbildung der Leidenschaften folgenreich sind, liegen vornehmlich darin, ob die Leidenschaft in das eigene Selbst oder in äußere Dinge versinkt, ob sie an das Individuum als solches gebunden oder durch gesellschaftliche Verhältnisse bedingt ist. Übermäßige Leidenschaften führen oft zu Geisteskrankheiten. Vgl. Madame Staël-Holstein, „Über den Einfluß der Leidenschaften auf das Glück ganzer Nationen und einzelner Menschen" (deutsch, Zür. und Lpz. 1797) und Maaß, „Versuch über die Leidenschaften" (2 Bde., Halle u. Lpz. 1805—7).

Leier, die deutsche Leier (lira tedesca) oder die Bauernleier (lira rustica oder pagana), ganz verschieden von der Lyra (s. d.) der Alten, besteht aus einem länglichen Kasten, der auf einer Seite dem untern Theil einer Geige ähnlich ist. In den Seitenwänden desselben befindet sich eine Art Claviatur, die aus 10—12 Tasten besteht, durch welche die zwei Saiten, die innerhalb des Kastens liegen, verkürzt werden und einen Tonumfang von 10—12 diatonischen Stufen bilden. Zwei andere Saiten erklingen dazu unverändert im Einklang oder in einer Quinte gegeneinander. Alle vier Saiten werden durch ein mit Kolophonium bestrichenes Rad intonirt, welches mittels eines Griffs gedreht wird, während die Finger der linken Hand die Tasten bewegen. — Die Leierorgel, der Leierkasten oder die Drehorgel ist eine kleine, in einem Kasten befindliche Orgel ohne Claviatur, aber inwendig mit einer Walze versehen, welche von außen durch eine an der Seite befindliche Kurbel umgetrieben wird. Auf dieser Walze befinden sich kleine Stifte, die durch Berührung die Ventile öffnen.

Leigh-Hunt, s. Hunt (James Henry Leigh-).

Leihbank, Leihhaus oder Lombard nennt man die öffentlichen Anstalten, bei welchen Jedermann gegen hinlängliches Pfand Geldsummen auf kurze Zeit gegen billige Zinsen vorgestreckt erhalten kann, um zu verhüten, daß der Borger nicht dem Wucherer in die Hände falle. Die Leihbank gibt Scheine aus, auf welchen der Tag der Verpfändung, die Summe des empfangenen Geldes, der Name des Verpfänders, das Folium des Leihbankbuches und das Verzeichniß der Pfänder enthalten ist. Wer sich mit einem solchen Scheine bei der Leihbank meldet und den darauf als geleistet bemerkten Vorschuß zurückzahlt, erhält die Pfänder ausgeliefert, wenn nicht der wahre Eigenthümer den Verlust des Scheins der Leihbank angezeigt hat. Nach Verlauf der bedungenen Schuldzeit werden die nicht eingelösten Pfänder nach vorheriger Bekanntmachung öffentlich versteigert. Der Überschuß wird, nach Abzug der Zinsen und aller Kosten, dem Eigenthümer ausgeantwortet, oder wenn er sich binnen einer gewissen Zeit nicht meldet, den Gesetzen gemäß, gewöhnlich den Armen- oder andern wohlthätigen Anstalten zugewendet. Das erste eigentliche Leihhaus legte der Minorit Barnabas zu Perugia im Kirchenstaate im J. 1464 an. Nachher wurden die Leihhäuser in der Lombardei eingeführt und durch Lombarden, die während des Kriegs der Guelfen und Ghibellinen auswanderten, in andere Länder verbreitet. In Deutschland wurde das erste Leihhaus zu Nürnberg 1498 gegründet. Vgl. Beugnot's Preisschrift „Des banques publiques de prêt sur gages et de leurs inconvéniens" (Par. 1829).

Leim ist der Name einer stickstoffhaltigen, daher beim Verbrennen wie Haare oder Horn riechende, in heißem Wasser leicht auflösliche, beim Erkalten gelatinirende, stark klebende Substanz, welche sich in der Natur nicht fertig gebildet vorfindet, sondern aus der Substanz der Sehnen, Knorpel und Häute des thierischen Körpers durch Kochen mit

Wasser entsteht; denn der Vogelleim und andere, ihrer Klebrigkeit wegen Leim genannte Substanzen sind ganz anderer, meist harziger Natur. Die reinste Form des Leims ist die, welche die Schwimmblasen des Störs und Hänsens (Hausenblase) liefern; der gewöhnliche Tischlerleim wird durch längeres Kochen, oft unter erhöhtem Druck im Popin'schen Topfe, aus Sehnen, Haut und Lederabfällen u. s. w. bereitet; er ist in Folge angehender Zersetzung mehr oder minder braun gefärbt, kann aber künstlich gebleicht werden, was man besonders gut in Frankreich versteht. Überall, wo sich viel Gerbereien, große Abdeckereien u. s. w. befinden, wird viel Leim producirt; in Deutschland vorzüglich in Würtemberg; auch ist der russ. Leim berühmt. Die bindende Kraft des Leims kann durch einen Zusatz von Bleiweiß erhöht werden, wie in dem sogenannten russ. oder eschweger Knochenleime. Solcher Leim ist aber nur zum Binden, nicht als Appreturmittel für Baumwollenwaare u. s. w oder als Bindemittel für Farben anwendbar. Zu langes und öfteres Erhitzen färbt den Leim immer dunkler und raubt ihm am Ende durch Zersetzung seine bindende Kraft. Außer den genannten Anwendungen als Verbindungsmittel für Holz und Papier, als Appretur, als Farbeverdickungsmittel wird farbloser Leim (Hausenblase) auch zu Darstellung von Gelées verwendet. Die Knochenbouillontafeln sind nichts als Leim, und concentrirte Fleischbrühen verdanken ihre Eigenschaft, beim Erkalten zu gelatiniren, nur dem aufgelösten Leim. Reiner Leim ist nach vielfachen Versuchen an Thieren nicht nährend, wird es aber durch Verbindung mit andern thierischen Substanzen, und demnach sind die Meinungen über die nährende Kraft der Fleischbrühen zu berichtigen.

Lein (Linum) ist eine Gespinnstpflanze, von der man drei Arten unterscheidet, den gewöhnlichen Lein, den Staudenlein und den ausdauernden Lein. Am gebräuchlichsten ist die erste Art, die wieder in Klang- und in Dreschlein zerfällt. Ersterer springt nach der Reife mit einem Knistern von selbst auf und gibt einen feinern, weißern und weichern aber kürzern Bast als letzterer, der dagegen später reift und weniger und dunklern Samen liefert. Von dem gewöhnlichen Lein unterscheidet sich der Staudenlein dadurch, daß er sich stärker bestockt. Der ausdauernde Lein hat stärkere Wurzeln, mehr Blätter und liefert sehr viel Werg. Von dem gewöhnlichen Lein wird der Dreschlein am häufigsten angebaut. Man baut den Lein zur Gewinnung des Flachses (s. d.) und der Samen (Leinsamen) an. Letzterer dient in der Medicin und zur Ölbereitung (Leinöl) und bildet einen wichtigen Handelsartikel. Er kommt in Fässern besonders aus Lief- und Kurland, Polen, Lithauen und Preußen. Den zu Öl bestimmten Samen nennt man Schlaglein. Als Saatlein schätzt man den russ. am meisten, der aus Riga bezogen wird. Der Leinbau ist einer der wichtigsten Zweige des Ackerbaus. Namentlich wird ihm in neuester Zeit von Seiten der Regierungsbehörden die größte Aufmerksamkeit gewidmet, weil von der Gewinnung eines vorzüglich guten Leins nicht nur der Aufschwung des Ackerbaus, zunächst in den dem Leinbau günstigen Gegenden, sondern auch die Blüte der Leinwand- und Spitzenfabrikation abhängt. Im blühendsten Zustande befindet sich der Leinbau in Belgien und zwar in den Provinzen Südbrabant, Hennegau, West- und Ostflandern, wo der schönste Lein von ganz Europa gezogen wird. Der Ertrag einer einzigen Ernte des Leins übersteigt hier nicht selten den Werth des Bodens, auf welchem die Ernte gemacht wurde, indem von dem gewonnenen Lein die berühmten brüsseler Spitzen gefertigt werden, wozu das Pfund Flachs fast mit 1000 Thalern bezahlt wird. Namentlich thut sich in Erzielung dieses wichtigen Spinnmaterials das Dorf Rebegne bei Belle-Alliance hervor. Durch in Belgien gewonnene Belehrung, durch Gründung von Flachsbauschulen von Seiten des Staats, wie z. B. in Preußen, werden der Leinbau und die Flachsbereitung auch in Deutschland einen höhern Aufschwung nehmen.

Leindotter oder Dotter, im Altenburgischen Schmalz genannt (Myagrum sativum), ist eine Ölpflanze, welche über Sommer, häufig statt der ausgewinterten Winterölsaaten, doch auch selbständig angebaut wird. Der Leindotter ist ein sicheres Gewächs, indem er nichts von Insekten zu leiden hat, und verdient insofern den Vorzug vor Raps und Rübsen, obwol er weniger und nicht so ölreiche Samen liefert als diese. Da sich die Dottersamen ihrer geringen Größe halber nicht ganz ohne Schaden rösten lassen, so wird er häufig mit Rübsen vermischt und ein Öl daraus geschlagen, das besonders von den

Landleuten sehr geschätzt ist und nicht nur zum Brennen und Schmalzen der Speisen, sondern auch von den Webern zum Schlichten der baumwollenen Zeuge gebraucht wird. Diese letztere Eigenschaft des Dotteröls ist auch die Ursache, daß der Dotter seit mehren Jahren ein gesuchter Einfuhrartikel nach England geworden. Die Ölkuchen von unvermischtem Dotter haben keinen Futterwerth; dagegen sind Hülsen und Stroh des Dotters ein gutes Futter für Schafe und Rindvieh. Außerdem ist das Dotterstroh von besonderm Werth zur Anfertigung von Besen.

Leine ist die Benennung eines dünnen Taues, welches zu mannichfachem Gebrauche auf Schiffen dient und aus feinern Garnen als gewöhnlich gearbeitet wird. Man hat 6-, 9-, 12- und 15garnige Leinen; mit 18 Garnen beginnt die Trosse, doch gibt es auch schon 12garnige Trosse, wenn nämlich die dazu verwendeten Garne gröber sind. Nach dem Gebrauche haben die Leinen verschiedene Namen, als Schlagleine, Stückleine, Marlleine, Fischerleine, Walfischleine u. s. w.

Leiningen, eines der begütertsten unter den mediatisirten deutschen Grafenhäusern, ist zugleich eines der ältesten. Bereits im J. 1220 erlosch es im Mannsstamme. Die Erbtochter Lukardis vermählte sich mit dem Grafen Simon von Saarbrück. Ihr Sohn Friedrich von Hardenburg, wie er sich nach einer seiner Burgen nannte, nahm, nachdem die leiningischen Besitzungen auf ihn übergegangen, wieder den Namen eines Grafen von L. an. Friedrich's Sohn, Simon, erhielt 1228 die Grafschaft Dachsburg in den Vogesen in Lehen. Die Grafen Friedrich V. und Joffried von L. theilten 1317 ihre Besitzungen und begründeten die beiden Hauptlinien des Hauses, die Friedrich'sche und die Joffried'sche. Friedrich V. vermählte sich mit Marie von Blois, der Witwe des Herzogs Rudolf von Lothringen und Enkelin des Königs Philipp von Frankreich. Unter seinem Urenkel wurde die Landgrafschaft Leiningen zur gefürsteten Grafschaft erhoben. Die Friedrich'sche Linie erlosch im Mannsstamme mit dem Grafen Hesso im J. 1467, worauf dessen Schwester, die Witwe des Grafen Reinhard von Westerburg, sich des größten Theils der brüderlichen Besitzungen bemächtigte und, indem sie für sich und ihre Nachkommen den Namen der Grafen von L. annahm, die Gründerin des Hauses L.-Westerburg wurde. Die Joffried'sche Linie erlangte aus der Hinterlassenschaft Hesso's die Grafschaft Dachsburg und nannte sich nun L.-Dachsburg. Graf Emich's IX. Söhne theilten die väterlichen Besitzungen und gründeten die Linien L.-Hardenburg-Dachsburg und L.-Dachsburg-Heidesheim-Falkenburg. Die erstere wurde 1779 in den Reichsfürstenstand erhoben, verlor aber im luneviller Frieden ihre Besitzungen in der alten Grafschaft L. im Worms- und Speiergau, die Grafschaft Dachsburg und die Besitzungen auf dem linken Ufer, zusammen etwa 12 □M. mit 38000 E., und wurde dafür durch den Reichsdeputationsschluß im J. 1803 durch Besitzungen im Mainzischen, Würzburgischen und in der Rheinpfalz entschädigt, während gleichzeitig der Fürst, der eine Stimme auf der wetterauischen Grafenbank gehabt hatte, eine Virilstimme im Reichsfürstenrathe zugesichert erhielt. Die neuen Besitzungen, zusammen gegen 25 □M. mit 110000 E., wurden in ein neues Fürstenthum Leiningen vereinigt, durch die Rheinbundsacte von 1806 aber sämmtlich als Standesherrschaft der Oberhoheit Badens unterworfen, bis 1810 in Folge der Territorialveränderungen ein Theil davon (5 □M.) unter bair. und ein kleiner Theil, jedoch ohne Standeshoheitsrechte, unter großherzoglich hess. Oberhoheit kam. Der gegenwärtige Standesherr, Fürst Karl, welcher zu Amorbach residirt, geb. am 12. Sept. 1804, folgte seinem Vater Emich Karl am 4. Sept. 1814 unter Vormundschaft seiner Mutter Victoria, geb. Prinzessin von Sachsen-Koburg, die sich nachmals mit dem Herzoge von Kent verheirathete, durch den sie Mutter der Königin Victoria wurde. Die besondern standesherrlichen Verhältnisse des Fürsten wurden in Baden durch die Verordnung vom 22. Mai 1823 bestimmt und seine jährlichen Einkünfte betragen 568000 Fl. Die Linie L.-Dachsburg-Heidesheim-Falkenburg zerfiel 1658 in die Unterlinien Heidesheim, Dachsburg und Guntersblum; die erste erlosch im Mannsstamme 1766, die andere 1709, die letzte, welche 1774 ebenfalls im Mannsstamme erlosch, blüht noch in der Nebenlinie fort, welche das jetzige gräfliche Haus L. bildet, das in die Nebenzweige L.-Guntersblum und L.-Heidesheim zerfällt, die sich

aber nach den Gütern, die sie durch den Reichsdeputationshauptschluß zur Entschädigung erhielten, L.-Billigheim und L.-Neudenau nennen. Auch sie, früher Mitglieder des wetterauischen Grafencollegiums, wurden durch die Rheinbundsacte als Standesherren der Oberhoheit Badens unterworfen. Der Standesherr von L.-Billigheim ist Graf Theodor, geb. 1794; der von L.-Neudenau Graf August, geb. 1805. Beider Linien Confession ist die katholische, während alle andere Linien sich zur evangelischen Kirche bekennen. Das gräfliche Haus L.-Westerburg theilte sich seit 1695 in die Speciallinien Alt-L.-Westerburg und Neu-L.-Westerburg. Jene besitzt die Standesherrschaft Ilbenstadt unter großherzoglich hess. Hoheit und die Hälfte der Grafschaft Westerburg und der Herrschaft Schadeck, dieses die andere Hälfte von Westerburg und Schadeck, unter nassauischer Hoheit. Standesherr in Alt-L.-Westerburg ist Graf Friedrich, geb. 1806, in Neu-L.-Westerburg Graf August, geb. 1770, östr. Feldmarschalllieutenant und Vicegouverneur von Mainz.

Leinpfade heißen die längs der Flüsse hinlaufenden Wege, bestimmt für Menschen und Pferde, welche die Schiffe zu Berg, d. h. gegen den Strom, an Seilen ziehen. Sie werden entweder dicht am Flusse ganz besonders zu diesem Behufe angelegt, oder sind zugleich Kunst- und Vicinalstraßen. Die ausgezeichnetsten Leinpfade findet man in England; in Deutschland zeichnen sich seit 1805 besonders die am Rhein aus, während im Allgemeinen hier noch sehr wenig gethan ist.

Leinwand nennt man alle aus Leinengarn (s. Flachs) gewebten Zeuge, unter denen die glatte Leinwand und der Leinendamast (s. Damast) die vorzüglichsten sind. Leinwandartige Zeuge werden schon in den frühesten Zeiten bei den Ägyptern und Griechen erwähnt. Deutschland war von uralten Zeiten her der Hauptsitz dieses Gewerbzweigs und deutsche Linnen gingen theils mittel-, theils unmittelbar aus Westfalen, Schlesien, Sachsen, Böhmen, Mähren, Hessen und Hannover in großer Menge in die entferntesten Weltgegenden, ja selbst die Engländer kamen zum Einkauf derselben nach Deutschland. Die Continentalsperre unterbrach diesen Verkehr und veranlaßte die Engländer, sich dieser Industrie zuzuwenden, doch geschah dadurch der deutschen Industrie wenig Eintrag, weshalb nach wiederhergestelltem Frieden die alten Verbindungen sich bald wieder anknüpften. Der Franzose Girard erfand die mechanische Flachsspinnerei, doch vergebens bot er seine Erfindung in Deutschland und Polen an während man in England, wohin seine Miterfinder sich gewendet, sofort die Wichtigkeit dieser Erfindung vollkommen begriff. Dennoch ging die Entwickelung der Maschinenspinnerei in England langsam von statten, sodaß man noch immer viel Handgespinnst aus Deutschland bezog. Man gewährte von 1825—32 in England Ausfuhrprämien auf inländische Leinwand; dennoch war in Deutschland keine Abnahme der Ausfuhr zu spüren. Ganz in der Stille nahm indeß in England die mechanische Flachsspinnerei so zu, daß sie bereits 1836 als bedeutend entwickelt erschien, während man in Deutschland nur unvollkommene Versuche gemacht hatte und darauf bestand, daß Leinwand aus Handgespinnst besser sei, während doch der steigende Begehr nach Leinwand aus Maschinengarn das Gegentheil bewies. Noch in den J. 1837 und 1838 befriedigte England nur zu einem Sechstheil und Deutschland zu fünf Sechstheilen den Bedarf Westindiens und Südamerikas. In den darauf folgenden Jahren änderte sich aber dieses Verhältniß bedeutend. Dem glaubte man in Deutschland durch wohlfeile Preise am besten begegnen zu können, die man aber nur gewähren konnte, wenn man dem Leinen Baumwolle beimischte und die Qualität der Stücke nach innen schlechter machte, als oben auf. Besonders aber blieb man hartnäckig beim Handgespinnst; ja in Bielefeld setzte man sogar eine Conventionalstrafe von 1000 Thlrn. auf den Gebrauch von Maschinengarn. Dazu kam noch die Weigerung Preußens, die Regierung der Königin von Spanien, Isabella, anzuerkennen, wodurch es dem Zollverein unmöglich wurde, einen namentlich für Leinwand so vortheilhaften Handelsvertrag wie Belgien und England zu erlangen. Unter solchen Verhältnissen ist es kein Wunder, wenn eine so uralte Fabrikindustrie gegenwärtig vom Auslande sich überflügelt sieht; doch ist der Leinendamast von diesem Verfall ausgenommen, der aber fast nur in der sächs. Oberlausitz und hauptsächlich in Großschönau in bis jetzt unerreichter Schönheit verfertigt wird.

Leipzig, die Hauptstadt des gleichnamigen Kreises (63 □M. mit 372000 E.) und die zweite Stadt des Königreichs Sachsen, hinsichtlich der allgemeinen Bedeutung, die sie in Wissenschaften, Handel und Geschichte gewonnen hat, zumal wenn man auf die Beschränktheit ihres Umfangs und die geringe Anzahl ihrer Bewohner Rücksicht nimmt, eine der ausgezeichnetsten Städte Europas, liegt in einer großen, fruchtbaren und von wohlhabenden Dörfern belebten Ebene, die von der Elster in mehren Armen, der Pleiße und Pardc bewässert wird, welche theilweise die Stadt berühren und sich hier miteinander vereinigen. Sie zerfällt in die innere Stadt, die Vorstädte und die neuen Anbaue. Die innere Stadt, die einen Umfang von noch nicht 9000 Ellen hat, war früher stark befestigt, doch sind die Festungswerke, mit deren Abtragung 1784 der Anfang gemacht wurde, bis auf wenige Spuren verschwunden. In dieselbe führten, außer dem blos in beschränktem Maße gebrauchten Thore der Pleißenburg, vier Hauptthore, das Grimmaische, Peters-, Ranstädter und Hallesche Thor, die aber, bis auf das Petersthor, ebenfalls abgetragen sind, nachdem das an den Thoren vom Abende an zu zahlende Thor- oder Einlaßgeld bereits im Aug. 1824 abgeschafft worden war. Nach den vier Hauptthoren ist die innere Stadt in vier nach diesen benannte Viertel eingetheilt. Sie umfaßt acht größere öffentliche Plätze, darunter den 450 F. langen, 242 F. breiten, ein regelmäßiges Viereck bildenden Marktplatz, der 1845 neu gepflastert und mit dem Stadtwappen in Steinmosaik geziert wurde, und den Börsenplatz (sonst Naschmarkt). Von den Vorstädten ist die eigentliche Stadt durch die rings um sie herum führende Promenade getrennt, die, zum Theil aus Linden-, zum Theil aus Kastanienalleen bestehend, sehr schöne Anlagen umschließt, wie den Park mit dem künstlich angelegten Schneckenberge. In denselben befinden sich die Denkmale Hiller's und Seb. Bach's (vor der Thomasschule), des Bürgermeisters Müller (im Park) und Gellert's (auf dem Schneckenberge); auch wurde hier in der Nähe der ersten Bürgerschule, im Sept. 1843, der Grundstein für Thaer's Standbild gelegt. Die Promenade berührt mehre schöne Plätze, so den großartigen Augustusplatz, den Roßplatz, den Königsplatz oder die Esplanade mit dem Standbilde König Friedrich August's I., von Öser, den Fleischerplatz und den Wageplatz. Auch die Vorstädte sind in ähnlicher Weise wie die innere Stadt in eine Grimmaische, Peters-, Ranstädter und Hallesche Vorstadt getheilt, zu denen im 18. Jahrh. die neu angelegte Johannisvorstadt hinzukam. Außerhalb der Vorstädte entstanden allmälig seit 1834 die Friedrichsstadt, vor dem äußersten Grimmaischen Thore, an der dresdner Chaussee, die an jene grenzende Marienstadt, vor dem Hinterthore, rechts von der Leipzig-dresdner Eisenbahn, und der neue Anbau vor dem Windmühlenthore, in der Nähe des Sächs.-bair. Bahnhofs; auch wurde die Sandgrube seit 1832 parcellirt, als Gartenland verpachtet und so in eine große freundliche Anlage verwandelt. Die den Hauptthoren der innern Stadt entsprechenden Thore der Vorstädte, das äußerste Grimmaische, Peters-, Ranstädter Thor und das Gerberthor, erhielten 1843 die Namen Dresdner, Zeitzer, Frankfurter und Hallesches Thor, wo gleichzeitig die neuentstandenen Straßen und öffentlichen Plätze benannt wurden und mehre der bereits bestehenden ihre alten Namen mit neuen vertauschen mußten, wie z. B. der alte Neumarkt in Universitätsstraße, der Eselsplatz in Ritterplatz, der Ranstädter Steinweg in Frankfurter Straße umgewandelt wurde. Das neue Dresdner Thor und das ehemalige Hinterthor (nunmehr Tauchaer Thor genannt) wurden 1844 so weit hinausgerückt, daß sie zugleich von den neuen Anbauen die Friedrichs- und die Marienstadt mit umfaßten. Die Gesammtzahl der Häuser belief sich zu Ende des J. 1844 auf 1920. Die Straßen sind reinlich gehalten, aber im Allgemeinen schlecht gepflastert; neben mehren schönen, breiten und geraden Straßen, z. B. der Katharinenstraße, der Grimmaischen Straße und der neuen Königsstraße im ehemals Reimer'schen Garten, gibt es freilich auch sehr viele unregelmäßige und sehr enge Gäßchen. Die Stadt wie die Vorstädte sind durchweg, ausgenommen die neuerdings parcellirten, früher geschlossenen Grundstücke, mit Gas, die neuen Anbaue nur spärlich mit Öllampen beleuchtet. Die Bevölkerung vermehrte sich mit dem steigenden Wachsthum der Stadt und deren blühenden Verkehr und belief sich am Ende des J. 1843 auf 54519 Individuen.

Als die ausgezeichnetsten Gebäude sind zunächst unter den Kirchen die Thomaskirche, (1482—96) mit einem merkwürdig hohen Dache, die Nikolaikirche (1513—25), welche

1785—96 erneuert und mit Öser's Gemälden geziert wurde, und die Pauliner- oder Universitätskirche (erbaut 1240, erneuert 1544) zu erwähnen mit den Begräbnißstätten des Markgrafen Diezmann (s. d.), dem neben dem frühern 1841 ein neues, schönes Denkmal errichtet wurde; ferner der Gemahlin des Kurfürsten Ernst, Elisabeth, des Joach. Camerarius und des Joh. Tetzel, welche letztere aber durch Abbrechen eines Theils der Kirche im 16. Jahrh. außerhalb derselben gekommen und durch nichts mehr bezeichnet ist. Andere merkwürdige Gebäude der innern Stadt sind das 1556 erbaute, vielfach reparirte Rathhaus; die Universitätsgebäude, nämlich das nach Schinkel's Plan 1831—36 von Geutebrück aufgeführte Augusteum mit prachtvoller Aula; das 1843 ebenfalls von Geutebrück erbaute Fridericianum, das Paulinum, das Fürstenhaus, das 1845 um ein Stockwerk im alten Stile erhöhte Bibliothekgebäude, das große Fürstencollegium und das kleine Fürstencollegium; das Gewandhaus, die 1834—36 von Geutebrück erbaute deutsche Buchhändlerbörse, die Handelsbörse, die erste Bürgerschule, das Georgenhaus, das 1817 von Weinbrenner erbaute, 1844 restaurirte Schauspielhaus; die 1549 vom Kurfürsten Moritz erbaute, durch Neubauten seit 1818—45 in eine Kaserne umgewandelte Pleißenburg, mit einem alten, 1790 zur Sternwarte eingerichteten Thurme, und unter den Privatgebäuden Auerbach's Hof (s. Auerbach), das Thomé'sche oder Königshaus, Koch's Hof, das Hohenthal'sche Haus, Stieglitz's Hof, Hohmann's Hof, die große Feuerkugel, die Tuchhalle, das Dufour'sche Haus und das Hôtel de Pologne. In den Vorstädten sind als ausgezeichnete Gebäude zu erwähnen das Postgebäude, das Wagegebäude, die zweite Bürgerschule, die Wasserkunst; ferner das von Härtel erbaute sogenannte röm. Haus, mit schönen Frescomalereien, jetzt im Besitz von Leplay, das Lehmann'sche, das Haugk'sche und Gruner'sche Haus, die Reimer'sche Villa in dem in Straßen umgewandelten Reimer'schen Garten, die Brockhaus'sche, die Ries'sche und die Teubner'sche Officin, und endlich in den neuen Anbauen vor Allem der prachtvolle Bahnhof der Sächs.-bair. Eisenbahn, das Schützenhaus sowie mehre Privatgebäude. Die früher berühmten großen Gärten in den Vorstädten sind jetzt größtentheils parcellirt und angebaut, wie der erwähnte Reimer'sche (früher Groß-Bose'sche) und der Klein-Bose'sche (nachher Richter'sche) Garten; der Reichel'sche (früher Apel'sche) und Rudolf'sche (nachher Riedel'sche) Garten, welche letztere beide, jetzt vereinigt, sich zu einem neuen Stadttheile umgestalten, dem die 1845 im Bau begonnene katholische Kirche im goth. Stile, nach Heideloff's Plane, zur besondern Zierde gereichen wird; der Lurgenstein'sche Garten und Breiter's Wintergarten. Von den noch bestehenden sind zu erwähnen der Löhr'sche (jetzt Keil'sche), der Reichenbach'sche (früher Richter'sche, jetzt Gerhard'sche), mit Poniatowski's Denkstein, an der Stelle, wo derselbe in der Elster ertrank, und einem Denkmale desselben, der Trier'sche, der, seitdem ihn die Universität ererbt, zum botanischen Garten geworden ist, und der Frege'sche Garten. In der Grimmaischen Vorstadt haben wir noch des Johanniskirchhofs zu gedenken, mit der Johanniskirche und dem Johannishospital, der als eine besondere Zierde der Stadt in großer Ordnung gehalten und von den Einwohnern mit vieler Liebe gepflegt, jährlich am Johannistag im reichsten Schmucke erscheint und eine Menge interessanter Denkmäler berühmter Verstorbenen enthält, unter denen wir nur an Gellert, Tzschirner, Rosenmüller, Chr. Fel. Weiße, Mahlmann, Spohn, Haubold, Biener, Chr. Dan. Beck und Pölitz erinnern. Vgl. Gretschel, „Der Friedhof bei St.-Johannes" (Lpz. 1836) und Heinlein, „Der Friedhof zu L. oder Sammlung aller Inschriften auf den Denkmälern daselbst" (Lpz. 1844). Ein neuer Gottesacker wurde, da eine Erweiterung des bisherigen nicht mehr thunlich erschien, 1845 außerhalb der Stadt zwischen den Thonbergs-Straßenhäusern und dem Johannisthale angelegt, ist aber noch nicht eingeweiht.

Der slaw. Urstamm der Bewohner L.s ging allmälig unter, was hauptsächlich in dem Verhältniß der Deutschen zu den Sorben, als der Sieger zu den Besiegten, seinen Grund hatte. Der endlich ganz deutsch gewordenen Bevölkerung mischten sich im 17. Jahrh. durch Ansiedelung Franzosen und Italiener bei. Abgesehen von den Gelehrten und Beamten, da in L. der Adel und das Militair kaum in Betracht kommen können, durchdringt die übrige Einwohnerschaft mehr oder weniger der Handel als das belebende Princip. Schon seit dem Ende des 12. Jahrh. hatte L. privilegirte Märkte, die aber vor dem 15. Jahrh. noch keine Messen

waren. Der Jubilate- oder Ostermesse und der Michaelismesse fügte Friedrich der Sanftmüthige 1458 die Neujahrsmesse hinzu. Letztere wurde zuerst 1466 von Kaiser Friedrich III. bestätigt; alle drei Messen bestätigte sodann 1497 Kaiser Maximilian I., der auch 1507 bestimmte, daß 15 Meilen rings um die Stadt keine Messe gehalten werden dürfe, und zugleich der Stadt das Stapel- und Niederlagsrecht verlieh. Alle Anfechtungen, die L. deshalb erfahren mußte, trugen nur dazu bei, durch wiederholte kaiserliche Bestätigungen seine Privilegien zu befestigen, während gleichzeitig die Entwickelung des gesammten deutschen Handels die Hebung des Verkehrs wesentlich förderte. Auch das Kipper- und Wipperwesen und die Drangsale des Dreißigjährigen Kriegs vermochten nur momentan den Aufschwung des Handels niederzuhalten. Zwar verlor die Stadt im ersten Viertel des 18. Jahrh. ihr Stapelrecht; dagegen überflügelte sie in dem letzten Viertel dieses Jahrhunderts Frankfurt an der Oder, das mit seinen Messen eine gefährliche Concurrenz bildete. Wie seitdem ruff. und poln. Juden in großer Anzahl, so besuchten seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts auch Engländer und Franzosen viel häufiger, als früher, insbesondere die Ostermesse. Die Continentalsperre wirkte auf die inländischen Fabriken und Manufacturen gar nicht unvortheilhaft. Dagegen äußerten die Ereignisse des J. 1813, die Theilung Sachsens, die Prohibitivmaßregeln des Auslands, das Absperrungssystem Preußens, in Folge dessen die Stadt zum Theil ziemlich nahe auf drei Seiten sich mit Zolllinien umschlossen sah, und die Elbschiffahrt höchst nachtheiligen Einfluß insbesondere auf den leipziger Handel. Noch mehr thaten dies die eingeführten Accisefixationen, sodaß die Klagen des Handelsstandes immer lauter wurden. Allein seit dem Anschlusse Sachsens an den deutschen Zollverein im J. 1833 und der Eröffnung der Leipzig-dresdner Eisenbahn, durch deren Bau der erste Anstoß zur Anlegung größerer Eisenbahnen in Deutschland gegeben wurde, und der sich 1840 die Magdeburg-leipziger und 1842 die Sächs.-bair. Eisenbahn anschlossen, hat sich der Meßverkehr in L. nicht nur zu seiner frühern Höhe wiedergehoben, sondern fast vervierfacht, sodaß, wenn man früher den Umsatz einer Ostermesse zu 20 Mill. Thlr. anschlug, derselbe gegenwärtig auf 70 Mill. angenommen werden kann. Der Handel selbst theilt sich in den Vertrieb der Landesproducte und inländischer Manufacturen und in den Zwischenhandel. Die erstern anlangend, so sind namentlich Zinn, Blech, Smalte, Alaun und andere Producte des Mineralreichs, Porzellan, Leinwand, Kattun, Spitzen u. s. w., ganz vorzüglich Leder und Tuch, sowie Wolle und Pferde diejenigen Artikel, in denen die bedeutendsten Geschäfte gemacht werden. Den Zwischenhandel beschäftigen hauptsächlich Colonial-, Seiden- und Pelzwaaren, sowie Weine. Hierzu kommen noch nicht unbedeutende Speditions- und sehr ansehnliche Commissions- und Wechselgeschäfte. Den Geschäftsverkehr erleichtern verpflichtete Wechsel- und Waarensensale, die auch zur Anfertigung des Courszettels verpflichtet sind, ein rasches abgekürztes Verfahren vor dem seit 1682 bestehenden Handelsgericht, eine strenge Wechselordnung und die 1838 begründete, an die Stelle der frühern Discontokasse getretene Bank. (S. **Banken**.) Übrigens theilt sich der Handelsstand in die Kaufmannschaft, die nur Grossohandel treibt und neun Handlungsdeputirte zu ihren Vorstehern hat, und die im Anfange des 17. Jahrh. entstandene Kramerinnung, die allein zum Detailhandel berechtigt ist und durch neun Kramermeister vertreten wird. Wichtigere Handelsangelegenheiten verhandeln beide gemeinschaftlich; auch ist ihnen die Börse gemeinschaftlich. Unter der Kramerinnung steht die von ihr 1831 gestiftete Handelsschule, an der A. Schiebe als Director angestellt ist.

Einen wesentlichen Theil des leipziger Handels macht der Buchhandel aus, der, nachdem er sich von der eigentlichen Buchdruckerei gesondert, im Anfange des 16. Jahrh. sich von Frankfurt am Main in Folge von Censurbedrückungen hierher übersiedelte, sodaß nun L. der Hauptstapelplatz der in- und ausländischen Literatur wurde. Die Buchhändler bilden einen eigenen Stand und theilen sich in Verlags-, Sortiments- und Commissionshändler, welche letztere die Geschäfte der auswärtigen Buchhändler besorgen, die in der Regel zur Ostermesse nach L. kommen, um die Geschäfte des verflossenen Jahrs zu ordnen und ihre Bezahlungen abzumachen. Einen neuen Haltpunkt gewann der Buchhandel in L. durch den 1825 zu Stande gebrachten Allgemeinen Börsenverein der deutschen Buchhändler, dem auch die Musikalienhandlungen sich angeschlossen haben, und das 1836 erbaute

Börsengebäude. Die Zahl der Buchhandlungen belief sich 1716 auf 17, 1828 bereits auf 77; im J. 1845 gab es 129 Buch- und Musikalienhandlungen, von denen indeß beiweitem die größte Anzahl nur Commissionsgeschäft treibt. Mehre der Verlagshändler sind zugleich Besitzer großer Officinen. Überhaupt zählte L., wo J. G. J. Breitkopf (s. d.) und K. C. T. Tauchnitz (s. d.) sich große Verdienste um die Druckerei erwarben, im J. 1845 25 Buchdruckereien mit ungefähr 140 Pressen und 18 Druckmaschinen. Die bekanntesten Druckereien sind die von Brockhaus (30 eiserne Pressen, 8 Schnellpressen, worunter 2 Doppelmaschinen), Teubner, Hirschfeld, Härtel, K. Tauchnitz und B. Tauchnitz, Ries und Reclam. Was die übrigen Künste und Gewerbe anbetrifft, so haben Fabriken und Manufacturen in L. nie recht gedeihen wollen. Die Seidenmanufacturen vermochten sich, aller Bemühungen ungeachtet, niemals lange zu halten; ebenso die Gold- und Silbergespinnstfabriken. Nur die Wachstuchfabriken (1845 zehn an der Zahl) haben sich zu einer bedeutenden Höhe aufgeschwungen, die sie fortwährend behaupten. Dasselbe gilt von den Pianofortefabriken, unter denen wir nur die von Härtel erwähnen. Zum Fortschritt der Gewerbe hat die neueste Zeit sehr viel beigetragen. Dahin wirkten namentlich auch die 1824 gestiftete Polytechnische Gesellschaft, die seit 1829 eine Sonntagsschule unterhält, auch ein Jahr um das andere öffentliche Ausstellungen veranstaltet, sowie der Kunst- und Gewerbeverein, der seit 1845 eine Ausstellung von Gesellen- und Lehrlingsarbeiten zu Stande brachte.

Die Stadt wurde früher von markgräflichen Vögten verwaltet, bis der Rath 1423 die Ober- und Niedergerichte mit dem Vorbehalte des Wiederkaufs an sich brachte, worauf er einen Stadtrichter bestellte. Die Macht des Raths mehrte sich insbesondere seit Anfang des 16. Jahrh., namentlich durch die erbliche Überlassung der Gerichte (1508) und den Anfall bedeutender Besitzungen. Besonders wichtig waren für den Rath die Privilegien des Königs Friedrich August's I., der 1701 denselben von der Rechnungsablegung befreite und 1711 dem jedesmal regierenden Bürgermeister die Jura comitiva palatina, mit dem Rechte, Notarien zu creiren, beilegte, welches Recht auch nach Aufhebung des Deutschen Reichs 1807 durch den König Friedrich August bestätigt wurde. Die Verfassung des Raths blieb im Allgemeinen seit Ende des 17. Jahrh. ohne Veränderung bis zum J. 1830, wo die Beschwerden, welche hauptsächlich dahin gingen, daß der Rath sich selbst ergänze, daß nächst Rechtsgelehrten nur Mitglieder des Handelsstandes in das Rathscollegium aufgenommen würden, daß der Rath keine Rechnung ablege u. s. w., eine gänzliche Umgestaltung des Raths in solcher Schnelligkeit herbeiführten, daß bereits am 5. Apr. 1831 die Einführung des neuen Raths stattfinden konnte, worauf das Erscheinen der allgemeinen Städteordnung von 1832 namentlich die Beziehungen des Raths zu den nunmehr eingeführten Stadtverordneten ordnete, während die speciellen Bestimmungen über die Verfassung der Stadt dem zu entwerfenden Localstatut überlassen blieben, das im Entwurfe auch bereits zur Genehmigung vorliegt. Das früher aus 27—30 Mitgliedern bestehende Rathscollegium besteht gegenwärtig aus einem Bürgermeister, einem Vicebürgermeister, sieben besoldeten und zwölf unbesoldeten Stadträthen, die sämmtlich von den Stadtverordneten gewählt werden. Unter den besoldeten Stadträthen müssen sechs rechtskundige, unter den unbesoldeten sechs Kaufleute sein. Das Collegium selbst zerfällt in zwei Sectionen, von denen die erste Alles, was sich auf die Verwaltung des Stadtvermögens, die andere alle übrigen Angelegenheiten, mit Ausnahme der Criminaljustiz und Sicherheitspolicei, zu besorgen hat. Unter dem Stadtrath stehen das Stadtgericht mit einer besondern Section für Handelsgerichtssachen, das Vereinigte Criminalamt, das Policeiamt und das Landgericht (früher Landstube). Die Stadt ist der Sitz mehrer Landesbehörden, einer Kreisdirection und eines Appellationsgerichts seit 1834, wo gleichzeitig das seit dem 15. Jahrh. bestehende Oberhofgericht, das 1543 gegründete Consistorium und der alte Schöppenstuhl aufgehoben wurden; ferner des Oberpostamts, des Kreissteuerraths, eines Kreis-, Rent- und Hauptsteueramts. Die Bewohner theilen sich in Bürger, im engern Sinne, die im Besitze des Bürgerrechts sind, und in Schutzverwandte, die blos die bleibende Erlaubniß zum Aufenthalte haben, keine bürgerlichen Ehrenrechte genießen, kein bürgerliches Gewerbe treiben und keine Grundstücke besitzen können. Die ehemaligen sogenannten Universitätsverwandten sind in Folge des Gesetzes über Aufhebung der privilegirten

Gerichtsstände seit 1835 in Wegfall gekommen. Schon 1817 erhielt die Bürgerschaft eine Art Vertretung durch die aus ihrer Mitte gewählten Communrepräsentanten. An die Stelle derselben traten in L., noch vor Erscheinen der allgemeinen Städteordnung, im Oct. 1831 die Stadtverordneten. Ihre Zahl beträgt 60, nämlich 30 aus der Classe der angesessenen Bürger, 15 vom Handelsstande und 15 von den übrigen Ständen und Gewerben, und ihre Hauptbefugnisse bestehen in der Controle des Stadtraths namentlich in Beziehung auf die Verwaltung des Stadtvermögens und in dem Rechte der Wahl des Stadtraths. Die Sitzungen derselben sind zum Theil öffentlich; die Protokolle werden, aber in der Regel sehr spät, gedruckt. Die Verpflichtung der Bürger zum Wachdienste veranlaßte im 13. Jahrh. den Zusammentritt der Rüstungsschützen, die sich seit 1580 in Rüstungs- und Büchsenschützen theilten, 1826 sich wieder vereinigten, 1834 ihr neugebautes Schützenhaus bezogen und 1843 das Jubelfest ihres 400jährigen Bestehens feierten. Vgl. Gretschel, „Die Schützengesellschaft zu L." (Lpz. 1836). Neben ihnen bestanden die allbekannten Stadtsoldaten bis zum J. 1830, wo die Ereignisse im Sept. die Einrichtung der Communalgarde nothwendig machten, die dann gesetzlich geordnet wurde und der die waffenfähigen Mitglieder der Schützengesellschaft als besondere Compagnien eingereiht wurden. Die Communalgarde hatte zu Ostern 1845 einen Totalbestand von 1941 M., vertheilt in 14 Compagnien und eine Escadron. Außer dem Bürgermeister, welcher gleich dem Superintendenten Mitglied der ersten Kammer der Ständeversammlung ist, hat die Bürgerschaft zwei Abgeordnete in die zweite Kammer zu senden. Die Garnison, welche bis 1830 nur so stark war, um die Wache in der Pleißenburg und die Posten an einigen königlichen Kassen zu versehen, ist gegenwärtig auf zwei Bataillons Schützen erhöht. Das Budget der Stadt beträgt durchschnittlich im Jahre 260000 Thlr. und es stehen Einnahme und Ausgabe im gehörigen Verhältniß; die Stadtschuld von 2,400000 Thlr. wird seit 1832 zu drei Procent verzinst und sieht in Folge der jährlichen bedeutenden Auslosungen einer schnellen Tilgung entgegen. Auch ist L. der Sitz der Landeslotterie, die 1830 aus der Vereinigung der früher hier und in Dresden bestehenden besondern Lotterien hervorging, an welcher erstern L. einen Antheil hatte, bis es solchen 1833 gegen eine bedeutende Entschädigung an den Staat abtrat. Unter denen zur Förderung der gemeinen Wohlfahrt getroffenen Anstalten erwähnen wir der Feueranstalten, denen sich 1845 freiwillig eine Rettungscompagnie angeschlossen hat, des 1826 eingerichteten Pfand- und Leihhauses, mit welchem eine Sparkasse verbunden ist, und des 1844 entstandenen Fiacrevereins; unter den gemeinnützigen Privatinstituten der 1820 vom Professor Ritterich gestifteten Heilanstalt für arme Augenkranke, die seit 1823 als klinisches Institut benutzt wird, des 1831 gegründeten Orthopädischen Instituts, der Homöopathischen Berathungsanstalt, des von der Loge Balduin 1827 gestifteten Frauenvereins und der von der Vertrauten Gesellschaft 1834 begründeten Kleinkinderbewahranstalt; und neben den verschiedenen Badeeinrichtungen, wie z. B. von Krüger, insbesondere der 1843 eingerichteten trefflichen Schwimmschule in der Elster von Neubert.

Unter den wissenschaftlichen Anstalten steht die Universität oben an, die der durch die Uneinigkeiten zwischen Böhmen und Deutschen im J. 1409 herbeigeführten Auswanderung einer großen Anzahl prager Studenten unter Anführung von Otto von Münsterberg und Johann Hofmann ihre Stiftung verdankt. Die vom Kurfürsten Friedrich dem Streitbaren und dessen Bruder Wilhelm hierzu nachgesuchte päpstliche Einwilligung gab Alexander V. unterm 9. Sept. 1409. Als eigentlicher Stiftungstag wird der 4. Dec. 1409 angenommen, und Otto von Münsterberg war der erste Rector. Die Gesammtheit der Lehrer und Studirenden wurde in vier Nationen, die sächs., meißnische, fränkische (nachher bairische) und polnische geschieden. Sie wurde zunächst ausgestattet mit dem großen und dem kleinen Fürstencollegium (Petrinum), zu welchen später das Frauencollegium (s. Collegiaturen) kam, und der Besoldung für 20 Magistri, bis zu diesem Behufe die Dörfer Hohenheida, Gottscheuna und Merkwitz übergeben wurden; auch erhielt sie 1413 durch Papst Johann XXIII. sechs Kanonikate. Die medicinische Facultät wurde zwar 1415 gestiftet, aber erst 1438 mit zwei Professoren besetzt. Der Reformation widersetzte sich die Universität mit großer Hartnäckigkeit. Der Kurfürst Moritz wurde gleichsam ihr zweiter

Stifter, indem er ihr nicht nur die Besitzungen des Paulinerklosters schenkte, sondern auch fünf Dörfer und reiche Einkünfte aus den eingezogenen Gütern der Klöster auf dem Petersberge und zu Pegau. Auch wurde für arme Studirende durch die erste Begründung des Convictoriums und einer Menge Stipendien gesorgt. Seit 1580 bildeten die vier theologischen nebst einer der morgenländischen Sprachen, die fünf juristischen, die vier medicinischen und die neun philosophischen Professuren die 23 Professuren alter Stiftung. Namentlich sorgte auch König Friedrich August I. für bessere Ausstattung der Universität. Sie hat alle vier Jahrhunderte ihres Bestehens hindurch sich den Ruf einer der ausgezeichnetsten deutschen Hochschulen bewahrt und zählt unter ihren Lehrern und Schülern eine große Zahl gefeierter Namen. Ihre Verfassung unterlag vorzüglich seit 1830, wo die Aufhebung der Nationen erfolgte, nachdem bereits 1829 zur bessern Verwaltung eine Rentverwalterei eingesetzt worden war, vielfachen Umgestaltungen. Seitdem bilden der Rector Magnificus und der akademische Senat oder das Collegium sämmtlicher ordentlicher Professoren den Mittelpunkt der Universitätsverwaltung. Aus letztern wird der Rector erwählt, dessen Amtsführung seit 1830 ein Jahr dauert. An der Spitze der Facultäten stehen jährlich neugewählte Dekane. Die Disciplin der Studirenden überwacht seit 1829 das Universitätsgericht, welches aus dem Rector, dem Universitätsrichter, einem Professor als Beisitzer und einem Actuar besteht. Die theologische Facultät zählte 1845 sechs ordentliche (Großmann (s. d.), Winer (s. d.), Krehl (s. d.), Niedner (s. d.), der 1845 von Erlangen berufene Harleß (s. d.) und Tuch), sechs außerordentliche Professoren und sechs Privatdocenten; die juristische sieben ordentliche (Günther (s. d.), Schilling, Steinacker, Marezoll (s. d.), Hänel (s. d.), Albrecht (s. d.) und von der Pfordten), drei außerordentliche Professoren und fünf Docenten; die medicinische zehn ordentliche (E. E. Weber (s. d.), Clarus (s. d.), Jörg, Wendler, O. B. Kühn, Cerutti, Braune, Radius, G. Günther und Walther), acht außerordentliche Professoren und acht Docenten, und die philosophische 20 ordentliche (Hermann (s. d.), Wachsmuth (s. d.), Drobisch, Hasse (s. d.), Schwägrichen, Pohl, Westermann (s. d.), Fechner (s. d.), Fleischer (s. d.), Erdmann, Hartenstein, W. A. Becker (s. d.), Bülau (s. d.), W. Weber (s. d.), Möbius, Haupt (s. d.), Kunze, Naumann (s. d.), Weiße (s. d.) und Hanssen, elf außerordentliche Professoren (Seyffarth (s. d.), Nobbe (s. d.), W. Dindorf (s. d.), Küchler, Plato, Klotz, Flathe, Pöppig (s. d.), Biedermann, Stallbaum und H. Brockhaus) und acht Docenten. Hierzu kommen noch sieben Lectoren und mehre Exercitienmeister. Die Zahl der Studenten betrug im Sommerhalbjahr 1845 864, darunter 269 Ausländer. Der Aufwand der Universität wird gedeckt durch ihre eigenen Einkünfte, durch den unter der Verwaltung des Cultusministeriums stehenden Universitätsfonds und Zuschüsse von Seiten der Staatskasse. Das Vermögen der Universität beläuft sich einschließlich der Vermächtnisse zu Stipendien, Freitischen u. s. w., die aber freilich gegen 740000 Thlr. betragen, auf 1,100000 Thlr., der Universitätsfonds gegen 357000 Thlr.; die jährlichen Bewilligungen aus der Staatskasse betrugen einige 30000 Thlr. Zur Universität gehören, abgesehen von der Bibliothek, das anatomische Institut mit zahlreichen und schönen Präparaten unter E. H. Weber und E. Weber; die Sternwarte mit Bibliothek und Instrumentensammlung unter Möbius; der physikalische Apparat unter W. Weber; das chemische Laboratorium unter Erdmann; das naturhistorische Museum unter Pöppig; der botanische Garten unter Kunze; die archäologische Sammlung unter W. A. Becker; das pharmakognostische Museum unter Braune; die Entbindungsschule oder das Trier'sche Institut unter Jörg; das mit dem städtischen Jakobshospitale verbunden klinische Institut unter Clarus; das medicinisch-poliklinische Institut unter Cerutti und Braune, und das chirurgisch-poliklinische Institut unter Walther und Francke. Vgl. Gretschel, „Die Universität Leipzig" (Dresd. 1830).

Die kirchlichen Verhältnisse anlangend, so bekannten sich zu Ende des J. 1843 von den 54519 E. 51934 zur protestantischen, 963 zur reformirten, 1349 zur katholischen, wovon indessen die Hälfte 1844 zu der deutsch-katholischen Gemeinde übertrat, 98 zur griech. Kirche und 235 zum Mosaischen Cultus. Die Protestanten haben acht Kirchen, indeß nur zwei Hauptkirchen, nämlich die Thomas- und die Nikolaikirche, in welche sämmtliche Bewohner hinsichtlich der Taufe und Trauungen eingepfarrt sind. Der Pastor

an der Thomaskirche, jetzt Großmann, der Nachfolger Rosenmüller's (s. d.) und Tzschirner's (s. d.), ist zugleich Superintendent und Professor. Mit der Peterskirche, einem unscheinbaren Gebäude ohne Thurm, mit einem Vermögen von 220000 Thlrn., ist seit 1713 eine Katechetenanstalt verbunden. An der Universitätskirche ist seit 1834 ein besonderer Universitätsprediger, Professor Krehl, angestellt. Zu Zwecken homiletischer Übungen dienen das Montägige große Predigercollegium, gegründet 1624; das homiletische Seminar des Universitätspredigers, seit 1834; die Lausitzer Predigergesellschaft, gegründet 1716, und mehre andere homiletische Gesellschaften. Ferner sind hier zu erwähnen die Bibelgesellschaft, die Missionsgesellschaft und der evangelische Verein der Gustav-Adolf-Stiftung (s. d.). Die reformirte Gemeinde ist durch den Ankauf des alten Postgebäudes, in welchem sie schon früher ihren Gottesdienst hielt, in den Besitz einer eigenen Kirche gelangt, die sie neu eingerichtet hat. Die katholische Kirche benutzt, seitdem das früher innegehabte Local in der Pleißenburg schadhaft geworden, gemeinschaftlich mit den Protestanten die Neukirche, während die Deutsch-Katholiken zur Zeit noch eines eigenen Locals für ihre Gottesverehrung entbehren. Die Griechen haben eine Privatkapelle, die Juden mehre Privatsynagogen; auch besitzen letztere seit 1815 einen Gottesacker außerhalb der Stadt, während sie früher ihre Todten nach Dessau bringen mußten. Die beiden gelehrten Schulen sind die Thomas- und die Nikolaischule. Jene entstand als eine triviale Klosterschule, wahrscheinlich gleichzeitig mit dem im Anfange des 13. Jahrh. gestifteten Thomaskloster, und kam nach der Reformation mit diesem an den Rath. Sie zählt 60 Alumnen, die das Sängerchor bilden, und gegen 160 Externen. Wie die Schule als gelehrte Anstalt seit mehr als hundert Jahren zur Verbreitung gründlicher Gelehrsamkeit und insbesondere humanistischer Bildung wesentlich beigetragen hat, so hat auch das Sängerchor sich fortwährend den Ruf als eines der vorzüglichsten in Deutschland bewahrt. An der Spitze der Schule steht der Rector und Professor Stallbaum (s. d.) und ihm zur Seite der Conrector Jahn (s. d.), unter welches Erstern Vorgängern wir nur an J. M. Geßner (s. d.), J. A. Ernesti (s. d.), J. F. Fischer (s. d.) und F. W. E. Rost (s. d.) erinnern, an der Spitze des Chors der Cantor Hauptmann, der Seb. Bach (s. d.), J. F. Doles (s. d.), J. A. Hiller (s. d.), Schicht (s. d.) und Weinlig (s. d.) zu berühmten Vorgängern hatte. Die Nikolaischule entstand zuerst im Anfange des 16. Jahrh. als eigentliche Stadtschule, erlangte im 16. Jahrh. den Vorzug vor der Thomasschule und nahm namentlich seit 1820 wieder einen neuen Aufschwung. Die Zahl der Schüler beläuft sich auf 100; der gegenwärtige Rector ist der Professor Nobbe (s. d.), der J. J. Reiske (s. d.) unter seine Vorgänger zählt. Die vorzüglichsten unter den übrigen Unterrichtsanstalten sind die von dem Bürgermeister Müller und dem Superintendenten Rosenmüller 1792 gegründete Rathsfreischule für Kinder armer oder verarmter Ältern, an der Plato (s. d.) und Dolz (s. d.) lehrten (vgl. Dolz, „Die Rathsfreischule in L. während der ersten 50 Jahre ihres Bestehens", Lpz. 1843); die 1804 gegründete, seit 1838 in eine erste und zweite abgetheilte allgemeine Bürgerschule, der zuerst L. F. G. E. Gedicke (s. d.) als Director vorstand, dem J. K. C. Vogel (s. d.) nachfolgte, unter welchem 1834 eine Realschule als Zweiganstalt ins Leben trat; die von dem Buchhändler Joh. Wendler 1788 gestiftete Freischule; das von Sam. Heinicke (s. d.) 1778 begründete Taubstummeninstitut unter der Direction von K. G. Reich; die Bürgerschule der katholischen Gemeinde, und unter den Privatinstituten das von C. G. Hander. Unter den Vereinen zur Förderung wissenschaftlicher Bildung sind zu erwähnen die Deutsche Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer (s. Historische Vereine); die 1764 begründete Akademie der bildenden Künste unter dem Director Neher und die damit neuerdings in Verbindung gesetzte Baugewerksschule unter dem Director Geutebrück; die von dem Grafen von Hohenthal 1765 gestiftete Leipziger ökonomische Societät, welche seit 1833 einen Volkskalender herausgibt; die fürstlich Jablonowski'sche Gesellschaft der Wissenschaften (s. Jablonowski); die 1781 von Chr. Dan. Beck (s. d.) gebildete Philologische Gesellschaft, die 1809 zum königlich philologischen Seminar erhoben wurde und seit des Stifters Tode unter der Leitung Gottfr. Hermann's steht; die 1824 begründete Naturforschende Gesellschaft, die sich 1824 mit der 1789 gestifteten Linné'schen Gesellschaft vereinigte; die 1793 von Gottfr. Hermann gestiftete

Griechische Gesellschaft; die 1814 durch den Professor Illgen entstandene Historisch-theologische Gesellschaft, seit 1845 unter dem Präsidium des Professors Niedner; die vom Professor Pohl 1816 gestiftete Kameralistische Gesellschaft; die Exegetische Gesellschaft, gestiftet 1817 vom Professor Winer; die 1824 begründete Polytechnische Gesellschaft; die 1829 begründete Medicinische Gesellschaft; der 1832 begründete Schullehrerverein der Ephorie Leipzig; der Leipziger Kunstverein, welcher ein Jahr um das andere Kunstausstellungen veranstaltet; der Literatenverein, begründet 1842; der Advocatenverein, ebenfalls 1842 gestiftet; der Ärztliche Verein, gestiftet 1844; die Singakademie und das 1843 begründete Conservatorium der Musik. Unter den übrigen öffentlichen Instituten für geistige Bildung sind besonders die Universitäts- und die Stadtbibliothek hervorzuheben. Die erstere entstand aus den Büchersammlungen der zur Zeit der Reformation eingezogenen Klöster in Leipzig, Altenzelle, Pegau u. s. w., aus Stiftungen und Vermächtnissen, insbesondere der Professoren, und kam, nachdem sie lange vernachlässigt worden war, 1833 unter die Oberaufsicht des königlichen Oberbibliothekars Gersdorf. Sie zählt gegen 150000 Bände, über 1800 Incunabeln und 2000 Handschriften, wurde 1836 in das neuerbaute Augusteum versetzt, wird aber sehr bald wieder in ihr früheres, durch Neubau erweitertes Local, das alte Paulinum, zurückversetzt werden. Die Stadtbibliothek, in dem prächtigen Saale des Gewandhauses aufgestellt, verdankt ihre Entstehung einem Vermächtnisse des Juristen Ulrich Groß im J. 1677, umfaßt gegenwärtig über 80000 Bände und 2000 Handschriften und erfuhr 1837 eine ansehnliche Bereicherung durch das Vermächtniß der Pölitz'schen Bibliothek, die besonders verwaltet wird. An die Bibliotheken schließt sich an das 1844 eröffnete Museum, welches eine reiche Auswahl von politischen und wissenschaftlichen Journalen bietet. Die vorzüglichste Leihbibliothek ist die von Linke. Ein ausgezeichnetes Münzcabinet besitzt der Stadtrath von Posern-Klett. Die vorzüglichsten Gemäldesammlungen sind die des Hofraths **Keil** (s. d.), des Freiherrn von Speck-Sternburg *und des Consuls* Schletter. Sehr reich ist die Stadt an milden Stiftungen, unter denen wir nur des reichen Johannishospitals; des Georgenhauses, welches zugleich policeiliches Zucht-, Irren- und Waisenhaus ist; des 1792 begründeten Arbeitshauses für Freiwillige, mit einer eigenen Schule; der 1704 ins Leben gerufenen Armenanstalt mit bedeutenden Fonds und einer äußerst zweckmäßig eingerichteten Armenschule, und des Jakobshospitals gedenken. Ebenso finden auch Theater und musikalische Vergnügen vielleicht nirgend mehr Antheil, als in L., wo sich die Veltheim'sche, Neuber'sche und Koch'sche Gesellschaft zu Dem ausbildeten, was sie für ihre Zeit werden konnten. Nachdem die Stadt seit 1817 ein stehendes Theater und zugleich ein neues Schauspielhaus erhalten hatte, feierte das Theater unter der Direction **Küstner's** (s. d.) bis 1828 seine Glanzperiode. Im J. 1832 übernahm Ringelhardt die Direction desselben, die er 1844 an Schmidt abtrat. Durch den Kaufmann Zehmisch wurde 1743 das sogenannte Große Concert begründet, das durch den Bürgermeister Müller seine jetzige Gestalt erhielt, hauptsächlich in die Ausführung großer classischer Musiken seinen Ruhm setzt und fremden wie einheimischen Künstlern Gelegenheit gibt, ihre Talente zu zeigen. Wie früher J. A. Hiller und A. Polenz, so erwarb sich in neuester Zeit **Mendelssohn-Bartholdy** (s. d.) große Verdienste um dasselbe. Gesellige Unterhaltung bezwecken die Gesellschaften der Harmonie, Ressource, des Tunnel und der Concordia, von welchen die beiden letztern neben der Gewandhausgesellschaft, dem Professoren- und dem Bürgervereine die größten Bälle geben. Die theils der Gegend wegen, theils historisch, theils als Vergnügungsorte, theils sonst merkwürdigsten Orte und Punkte in den Umgebungen L.'s sind das Rosenthal, welches neuerlich viel zugänglicher gemacht worden ist, Pfaffendorf mit einer Kammgarnspinnerei, Gohlis mit Schiller's Hause, Möckern, Wahren und Stahmeln; Lützschena, eine Besitzung des Freiherrn von Speck-Sternburg, mit Park, Gemäldegalerie und großartiger Bierbrauerei; Lindenthal und Breitenfeld; Eutritzsch, Schönfeld, Abtnaundorf mit Park und St.-Thekla; der heitere Blick und Taucha; Neudnitz und Volkmarsdorf mit dem großen und dem kleinen Kuchengarten; Paunsdorf, Sommerfeld und Möchern mit Park; Zweinaundorf mit Park; der Thonberg, Stötteritz mit einer Irren- und einer Kaltwasserheilanstalt, Probstheida, Meusdorf, Wachau und Liebertwolkwitz, Güldengossa, Störmthal und Kröbern; Tivoli, Brandvorwerk, Connewitz, Lößnig, Dö-

litz und Markkleeberg; Raschwitz, Ötzsch und Zöbigker; Schleußig, Groß- und Kleinzschocher, Knauthain und Cythra mit Park; Lindenau, Plagwitz und Schönau; Leutsch, die Bürgeraue im Rosenthale, Ehrenberg und Bölitz. Vgl. Gretschel, „L. und seine Umgebungen" (2. Aufl., Lpz. 1836).

König Heinrich I. soll am Zusammenflusse der Pleiße und Parde eine Burgwart angelegt, und sie mag die Veranlassung gegeben haben, daß sich hier, an der Stelle des jetzigen Naundörfchen, im Laufe der Zeit eine Anzahl Menschen, zunächst, wie es scheint, namentlich Fischer, ansiedelten. Den Namen soll der Ort von Lip oder Lipa haben, welches im Slawischen soviel als Linde bedeutet. Erst im J. 1015 wird derselbe und zwar als Stadt erwähnt, worunter man sich jedoch weiter nichts als einen befestigten Ort zu denken hat. Hundert Jahre später soll der Markgraf Konrad L. zur Stadt erhoben haben, die Kaiser Heinrich II. dem Bischof von Merseburg geschenkt habe. Unter Markgraf Otto dem Reichen (1156—89), der der Stadt die Jubilate- und Michaelismesse gegeben haben soll, hob sich L. immer mehr, sodaß es bereits 5—6000 E. zählte. Desto mehr hatte es unter Dietrich dem Bedrängten (1197—1221) zu leiden, der, im J. 1216 zu einem nachtheiligen Vergleiche mit der Stadt genöthigt, sich zwei Jahre nachher durch List derselben bemächtigte und um die Bürger im Zaum zu halten, drei feste Schlösser anlegen ließ, von denen sich die Pleißenburg, wenigstens dem Namen nach, wenn auch nicht mehr an der ursprünglichen Stelle, erhalten hat. Schon unter Markgraf Heinrich dem Erlauchten (1221—63) fing L. an, sich als Handelsstadt zu regen. Unter seinem Nachfolger, Dietrich von Landsberg (1263—83) blühten bereits Handel und Gewerbe. Unter Diezmann, der, einer spätern Sage zufolge, 1307 in der Thomaskirche ermordet wurde, und dessen Bruder Friedrich dem Gebissenen, nahmen die leipziger Bürger den rühmlichsten Theil an dem Kampfe derselben gegen den Markgrafen von Brandenburg im J. 1292 und gegen den König Adolf von Nassau im J. 1307. Im Laufe des 14. Jahrh., wo auch der dasige Schöppenstuhl zu größerm Ansehen im Auslande gelangte, entwickelte die Stadt ihre innern Kräfte mehr und mehr, während sie zugleich nach außen sich vergrößerte und ihr Besitzthum und ihre Rechte vermehrte. Schon zu Anfange des 15. Jahrh. scheint die eigentliche Stadt ihren noch gegenwärtigen Umfang gehabt zu haben und schon jetzt nahm sie Theil am Welthandel. Das wichtigste Ereigniß für sie in dieser Zeit war die Begründung der Universität, die seitdem nicht wenig zu ihrem Ruf und Aufblühen beigetragen hat. Der Hussitenkrieg und der Bruderkrieg brachten der Stadt den Vortheil, daß sich der Handel immer mehr unter ihre schützenden Mauern flüchtete. Auch erhielt sie 1459 noch eine dritte Messe, die Neujahrmesse. Nach der Theilung Sachsens im J. 1485, wo L. der Albertinischen Linie zufiel, nahm es in Folge der durch die Gunst seiner Fürsten, des Kaisers und Papstes erlangten zahlreichen Privilegien und Rechte einen immer höhern Aufschwung. Es wurde 1488 das Oberhofgericht daselbst fester begründet, durch Kaiser Maximilian der Stadt 1507 das Stapel- und Niederlagsrecht und durch Kaiser Karl V. 1521 die Meßfreiheit in unbedingterm Maße als früher zu Theil. Das 1519 in der alten Pleißenburg zwischen Luther, Eck und Karlstadt gehaltene sogenannte Leipziger Colloquium leistete der weitern Verbreitung der reinern evangelischen Lehre ungemeinen Vorschub, obschon namentlich die Lehrer der Universität zum Theil mit großer Erbitterung sich derselben widersetzten. Der Herzog Georg der Bärtige glaubte die neue Lehre mit dem Schwerte ausrotten zu können; mehre Bürger wurden enthauptet, viele schimpflich aus der Stadt verwiesen; doch schon 1537 sah er sich veranlaßt, dem Rathe zu gestatten, die Güter der von den Mönchen verlassenen Klöster an sich zu kaufen, und kaum war er gestorben, als unter seinem Bruder Heinrich dem Frommen 1539 die Einführung der Reformation rasch in L. vor sich ging, der jedoch die Universität erst später sich anschloß. Im Schmalkaldischen Kriege hatte L. 1547 die Belagerung durch den Kurfürsten Johann Friedrich zu erdulden, bei der die Vorstädte gänzlich eingeäschert wurden. Dafür widmete der neue Kurfürst Moritz wie der Stadt selbst, so insbesondere der Universität eine besondere Sorgfalt. Die Festung wurde verstärkt, der Bau der neuen Pleißenburg begonnen, ein Consistorium 1550 errichtet, und bald sah man auch die Vorstädte wieder aus der Asche erstehen. Vieles Ungemach brachten unter der Regierung des Kurfürsten

August und seiner Nachfolger, Christian's I. und II., die kryptocalvinistischen Händel über die Stadt. Obschon Johann Georg I. der Stadt mit ganz besonderer Huld zugethan war, die er ihr durch eine Menge Privilegien bewies, so vernichtete doch das Unglück, welches sie im Dreißigjährigen Kriege traf, wo sie wiederholt (1631, 1632, 1633, 1637 und 1642) belagert und genommen und von den Kaiserlichen wie von den Schweden mit gleicher Härte behandelt wurde, ihren Wohlstand gänzlich, zu dem sie sich in der nachfolgenden langen Ruhe nur langsam wieder zu erheben vermochte. Große Gärten wurden nun in der Vorstadt angelegt und auch die Lindenalleen auf den Wällen angepflanzt. Seit der Mitte des 17. Jahrh. fing der Buchhandel an, sich von Frankfurt am Main mehr und mehr nach L. zu wenden. Im J. 1690 fand daselbst die Münzconferenz statt, die an der Stelle des Zinnischen den leipziger Münzfuß (s. d.) annahm. Die Einwanderung vieler franz. Flüchtlinge in L. in Folge der Aufhebung des Edicts von Nantes veranlaßte 1707 die Begründung einer reformirten Kirche. König Friedrich August ertheilte 1701 und 1711 dem Rathe die ansehnlichsten Privilegien, der, wie er dafür sich dem Könige sehr willfährig bewies, zugleich auch das Wohl der Stadt durch zweckmäßige Einrichtungen förderte. Prächtige Privatgebäude stiegen unter Friedrich August's I. Regierung empor und die Stadt gewann ein ganz anderes Ansehen. Der Siebenjährige Krieg war wieder von den traurigsten Folgen für L. begleitet; nicht nur, daß es von Friedrich dem Großen mit schweren Contributionen belegt wurde, noch viel nachtheiligere Wirkungen hatten für die Stadt die Münzwirren, welche durch die Massen von Ephraim, Itzig und Comp., den Pächtern der leipziger Münze, geschlagenen schlechten Geldes veranlaßt wurden. L. hatte vor dem Kriege 29792 E., im J. 1763 zählte es 28352. Indeß auch von den Lasten dieses Kriegs erholte sich L. in der Zeit des nachfolgenden Friedens durch Betriebsamkeit und glückliche Conjecturen sehr bald wieder. Die Messe gewann immer mehr an Bedeutung, die Stadt erweiterte sich, und es wurde 1784 der Anfang gemacht, die Festungswerke abzutragen. Große Verdienste um die Stadt in jeder Beziehung erwarb sich der Bürgermeister Müller (s. d.). Der Krieg von 1806 und was sich daran knüpfte, gab dem Handel in L. eine ganz andere Richtung. Abgesehen von der Beschlagnahme der engl. Waaren, die mit 7 Mill. Francs wieder erkauft werden mußten, hoben die Messen sich während der folgenden Jahre bedeutend. Nach der Schlacht bei Jena rückte am 18. Oct. der Marschall Davoust in L. ein, verließ indeß die Stadt schon am nächsten Tage. Hierauf wurde der General Macon, der am 19. Oct. verwundet in L. anlangte, Commandant der Stadt, starb aber bereits am 27. Oct. und wurde auf das feierlichste begraben. Zu Ende des J. 1807 wählte der Fürst von Isenburg L. zum Organisationsplatz eines Corps Freiwilliger. Im Kriege von 1809 wurde es am 22. Juni von den Östreichern und am 26. Juni von einem Corps Braunschweiger besetzt, das eine Contribution erhob. Mit großem Gepränge beging die Universität im selbigen Jahre das Jubiläum ihres 400jährigen Bestehens. Die größten Leiden brachte über L. der franz.-russ. Krieg. Ungeheure Scharen franz. und mit Frankreich verbündeter Kriegsvölker gingen seit dem März 1812 durch die Stadt, die den Einquartierungen fast erlag. Am 31. März 1813 wurde sie zuerst von Kosacken und andern russ. Truppen besetzt, die aber, bis auf eine geringe Besatzung, am 30. Apr. wieder abzogen, worauf am 2. Mai, nach der Schlacht bei Lützen, ein Corps Franzosen unter General Lauriston die Stadt besetzte, dem am 4. Mai das Corps des Marschalls Ney folgte. Seitdem hatte L. bis zur Völkerschlacht ununterbrochen franz. Besatzung. Großen Schrecken verbreitete der franz. Befehlshaber, Herzog von Padua, über die Stadt, als er am 21. Juni dieselbe in Belagerungszustand erklärte, die Ablieferung aller Waffen und die Errichtung einer Bürgergarde von 8000 M. befahl, die den Wachdienst in der Stadt verrichten mußte und erst unter dem russ. Gouvernement aufgelöst wurde. Am 11. Juli erschien Napoleon in L., musterte Nachmittags das Militair auf dem Markte, worauf am 17. Juli der Belagerungszustand aufgehoben wurde. Nachdem der Herzog von Padua die Stadt verlassen, langte am 29. Sept. Marmont mit seinem Corps daselbst an und es wurde nun die Stadt möglichst verpallisadirt. Am 11. Oct. traf Augereau ein und am 14. Napoleon mit dem Könige von Sachsen, doch nahm Ersterer sein Hauptquartier in Reudnitz. Die Völkerschlacht vom 16.—18. Oct. brachte furchtbare Schreckenstage über die

Stadt. Nach der Gefangennahme des Königs von Sachsen in L.s Mauern wurde der russ. Fürst Repnin Generalgouverneur von Sachsen und der Oberst Prendel Stadtcommandant in L. Nachdem die Verwüstungen des Kriegs durch die Fürsorge des Stadtraths möglichst schnell getilgt waren und der König in sein Erbland zurückgekehrt war, erholte auch L. sich sehr bald wieder von den Drangsalen, die es bestanden. Man sorgte nicht nur für die äußere Verschönerung der Stadt, man versuchte auch hier und da den Anfoderungen der Zeit einige Zugeständnisse zu machen und errichtete unter Andern 1817 die Communrepräsentantschaft. Unter der allgemeinsten Theilnahme wurde in gedachtem Jahre das Jubelfest der vor 300 Jahren durch Luther begonnenen Reformation gefeiert. Dagegen freilich gingen unter störenden Einflüssen der Handel und der Wohlstand der Stadt immer mehr zurück. So erschien das Jahr 1830, wo bei der Jubelfeier der vor 300 Jahren übergebenen augsburger Confession ängstliche Policeimaßregeln gegen die Studirenden zu großen Störungen der Ruhe Veranlassung gaben und eine gereizte Stimmung zunächst gegen die Policei, dann auch gegen die Verfassung und Verwaltung des Raths u. s. w. erzeugten, die am 4. Sept. in offenen Tumult übergingen, der sich mehr oder weniger bald über das ganze Land verbreitete. (S. Sachsen.) Abgesehen von den für das Land im Allgemeinen wohlthätigen Reformen, welche diese Ereignisse herbeiführten, wurde, was insbesondere L. anbetrifft, zunächst die Communalgarde begründet und die Policei reorganisirt und am 5. Apr. die alte städtische Regierung aufgelöst und durch einen neuen, von den provisorischen Communrepräsentanten gewählten Magistrat ersetzt, worauf am 9. Oct. auch die neuen Stadtverordneten an die Stelle der bisherigen Communrepräsentanten traten. Inzwischen hatte ein höchst geringfügiger Umstand, nämlich die Verlegung des Wachlocals der Communalgarde eine solche Aufregung hervorgerufen, daß es am 30. Aug. 1831 zu einem förmlichen Aufstande kam, der indeß durch das Einschreiten des Militairs, wobei mehre Personen das Leben verloren, bald gedämpft wurde. Allmälig beruhigt, von der Cholera verschont, nahm L. seit dem Anschlusse Sachsens an den deutschen Zollverein im J. 1833 und in Folge der Anlegung von Eisenbahnen einen höhern Aufschwung als jemals. Handel und Gewerbe blühten, viele zweckmäßige Einrichtungen wurden gemacht, die Einwohnerzahl mehrte sich bedeutend und die Stadt verschönerte sich nicht nur, sondern erweiterte sich schnell durch neue Anbaue außerhalb der Vorstädte, ja selbst über das Weichbild hinaus. Es wurde 1839 das Jubelfest der vor 300 Jahren in L. eingeführten Reformation und 1840 das Jubelfest der vor 400 Jahren erfundenen Buchdruckerkunst unter den größten Feierlichkeiten begangen. Vgl. Gretschel, „Kirchliche Zustände L.s" (Lpz. 1839), desselben „Beschreibung der Feierlichkeiten des Säcularfestes der Einführung der Kirchenreformation in L." (Lpz. 1839) und Kade, „Die vierte Säcularfeier der Buchdruckerkunst in L." (Lpz. 1841, 4.). Eine durch die Maßregeln gegen die auch in L. von der röm.-katholischen Kirche sich ausscheidenden Deutsch-Katholiken, sowie durch eine Bekanntmachung der in Evangelicis beauftragten Minister in Beziehung auf den Symbolzwang der protestantischen Kirche hervorgerufene Misstimmung der Bürger ließ es am 12. Aug. 1845 bei der Anwesenheit des Prinzen Johann zu einem Auflaufe des niedern Volks kommen, das bei ruhigem Gewähren zu groben Ausschweifungen überging, die endlich das Einschreiten des Militairs nöthig zu machen schienen, welches so schnell zum äußersten Mittel des Feuerns verschritt, daß mehre, wie man annehmen darf, unschuldige Personen auf der Stelle blieben, andere in Folge der erhaltenen Wunden starben, wodurch hinwiederum die Stadt in die größte Aufregung versetzt wurde, die aber das gemessene Einschreiten der Communalgarde beschwichtigte. Vgl. außer den Chroniken von Schneider (Lpz. 1634, 4.), Heydenreich (Lpz. 1654, 4.) und Vogel (Lpz. 1714; 2. Aufl., 1752, Fol.) Leonhardi, „Geschichte und Beschreibung der Stadt L." (Lpz. 1799), Gretschel, „Beiträge zur Geschichte L.s" (Lpz. 1836), Dolz, „Versuch einer Geschichte L.s" (Lpz. 1818) und Große, „Geschichte der Stadt L." (2 Bde., Lpz. 1840—42).

Zweimal wurde auf den Ebenen um L. das Geschick Deutschlands durch die Waffen entschieden: am 7. Sept. 1631 und am 18. Oct. 1813. Auch das Treffen am 2. Nov. 1642 war in seinen Folgen nicht unbedeutend. Anlangend die erste Schlacht, so hatte der König Gustav Adolf von Schweden, durch die schwankenden langen Unterhandlungen mi

dem Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen hingehalten, seit dem Falle Magdeburgs sich genöthigt gesehen, in dem festen Lager bei Werben, der Macht Tilly's gegenüber, stehen zu bleiben, bis ihm das am 1. Sept. 1631 mit Sachsen geschlossene Bündniß eine ungehemmtere Verfolgung seiner Pläne gestattete. Er verließ hierauf sein Lager, vereinigte sich nach seinem Übergange über die Elbe mit den Sachsen bei Düben und rückte gegen L. vor, wo Tilly nach Eroberung der Stadt zwischen Eutritzsch und Möckern ein durch die Parde links und die Elster rechts gedecktes Lager bezogen hatte. Beider Streitkräfte waren ziemlich gleich, nur daß das sächs. Hülfscorps meist aus neu angeworbenen Mannschaften bestand und überdies schlecht angeführt war. Während Gustav Adolf und der Kurfürst zum Schlagen fest entschlossen waren, schien Tilly eine Schlacht vermeiden zu wollen, bis er noch mehre Hülfstruppen an sich gezogen. Allein in einem Kriegsrathe, der in der Wohnung des Todtengräbers in L. gehalten wurde, bestimmte der kühne raschere Pappenheim den greisen, bedächtigen Feldherrn zum Angriff. Er rückte demnach dem Feinde entgegen und nahm eine Aufstellung zwischen Seehausen und Breitenfeld, sodaß der rechte Flügel unter Fürstenberg sich an jenes Dorf anlehnte, der linke unter Pappenheim durch eine Schwenkung sich bis nach Breitenfeld erstreckte, nach welchem Orte die Schlacht auch oft benannt wird. Die Höhen von Wiederitzsch, mit Geschütz besetzt, deckten da, wo die Straße von Delitzsch nach L. vorbeiführt, das Centrum, das unter dem unmittelbaren Befehle des Oberfeldherrn selbst stand; eine Stellung, die, obwol für den Anfang Schutz gewährend, den Truppen Tilly's jedes Vorrücken unmöglich machte, wenn sie nicht unter ihre eigenen Kugeln gerathen wollten. Parallel mit dem linken Flügel lief die Straße nach Halle, bei Seehausen die dübener Straße hin. Der Loberbach, der sich damals durch sumpfige Wiesen wand, schied die feindlichen Parteien. Gustav Adolf versuchte schon am 6. Sept. Abends denselben bei Schölkau zu überschreiten; doch Pappenheim's schwere Reiterei trieb wiederholt den schwed. Vortrab zurück, sodaß der Übergang erst am 7. Sept. früh mit vereinter Kraft bewerkstelligt werden konnte. Beinahe gleichzeitig gingen auch die Sachsen bei Hohenossig über den Loberbach. Schnell war nun die Schlachtordnung formirt. Die Sachsen, die den linken Flügel bildeten, nahmen, durch einen bedeutenden Zwischenraum von den Schweden getrennt, ihre Stellung, Göbschelwitz im Rücken, Seehausen in der Fronte, in einer geraden Linie bis an die dübener Straße; die schwed. Infanterie, in zwei Treffen getheilt, bildete das Centrum und den rechten Flügel und war, von beiden Seiten mit Cavalerie umgeben, so geordnet, daß die Artillerie vor der Fronte auf einer kleinen Anhöhe stand, während in den Zwischenräumen der Cavalerie Musketierabtheilungen eingeschoben waren. Auch war die Infanterie in lauter kleine, leicht bewegliche Haufen getheilt. Indem sich nun in der Ebene nach Podelwitz und Göbschelwitz zu die schwed.-sächs. Massen zu entfalten begannen, warf sich Pappenheim der rechten Colonne der Schweden in wiederholten Angriffen ungestüm entgegen, wurde aber jedesmal zurückgetrieben. Endlich zog er sich fechtend durch Podelwitz, das er in Brand steckte, worauf 6000 M. Fußvolk vom linken Flügel ihm zur Unterstützung heranrückten. Doch sobald dasselbe sich zeigte, öffneten die schwed. Dragoner, welche Podelwitz auf beiden Seiten umgangen hatten, ihre Geschwader und gaben den hinter ihnen gestellten Musketieren Raum, ein wirksames Feuer auf die kaiserlichen Kürassiere zu richten, die, hierdurch geschreckt, sogleich davonjagten und das dem Angriff der Schweden preisgegebene Fußvolk bald in ihre Flucht hineinzogen. Vergebens war jedes Bemühen, noch einmal sich zu sammeln, die Mehrzahl floh, von Banér's Dragonern verfolgt und von dem Hauptcorps abgeschnitten, über Breitenfeld und Lindenthal nach Merseburg. Unterdessen hatte das Kanonenfeuer am Centrum hin fast zwei Stunden ununterbrochen ohne Entscheidung gewährt. Ein heftiger Wind wehete von Abend und trieb aus den frisch geackerten ausgedorrten Feldern dicke Wolken von Staub und Pulverdampf den Schweden entgegen. Dies bewog den König, durch eine möglichst rasche Schwenkung eine in mehrfacher Hinsicht vortheilhaftere Aufstellung zu erlangen. Tilly, mit der Absicht, diesen günstigen Augenblick zu benutzen, warf sich mit aller Gewalt auf das Centrum und den linken Flügel der Schweden; allein das heftige Feuer der schwed. Artillerie, das nicht erwidert werden konnte, weil die feindlichen Kanonen durch das Vorrücken der Infanterie maskirt waren, zwangen ihn, in seine Linien zurückzugehen. Jetzt ließ Tilly seinen rechten Flügel vorgehen

und mit heftigem Ungestüm die Sachsen angreifen. Diese hielten jedoch, mit alleiniger Ausnahme von vier alten Regimentern, kaum den ersten Schuß aus und suchten in wilder Eile die Straße nach Eilenburg zu gewinnen. Da sie den linken Flügel gebildet hatten, so konnte, die beträchtliche Verminderung der Streitkräfte ungerechnet, dieser Umstand leicht die gänzliche Niederlage der Schweden nach sich ziehen. Auch glaubte Tilly in der That hierdurch die Schlacht gewonnen zu haben und schickte bereits einen Eilboten mit der Nachricht des errungenen Sieges nach Wien. Allein Gustav Adolf hatte die Möglichkeit eines solchen Ereignisses in seine Berechnungen aufgenommen; er entsendete aus dem Centrum, was von Truppen entbehrlich war, rasch nach dem bedroheten Punkte, auf welchem nun Gustav Horn mit den Schweden einen Haken bildete, wodurch ein Aufrollen oder Umgehen der Linie verhindert wurde. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich die Überlegenheit der zweckmäßiger geordneten und besser geübten schwed. Bataillone, die in Verbindung mit den leichten ledernen Kanonen, durch ihre raschen Bewegungen bald das Treffen herstellten und dem Feinde die gewonnenen Vortheile wieder entrissen. Unterdessen hatte auf dem schwed. rechten Flügel Banér, den Sieg über Pappenheim verfolgend, immer mehr Terrain gewonnen, er hatte auf den Höhen von Wiederitzsch die hier aufgepflanzte kaiserliche Hauptbatterie gewonnen und erschien nun im Rücken Tilly's. Auf der Flanke das Feuer des Geschützes und von vorn den fürchterlichen Andrang der Schweden, wurden die Kaiserlichen aus einer Stellung in die andere gedrängt und suchten endlich ihr Heil in der Flucht. Nur Tilly, der in eigener Person noch vier Regimenter Wallonen ins Treffen führte, hielt sich noch und versuchte von einem kleinen Gehölze aus, das einige hundert Schritte von der gewonnenen Batterie entfernt lag, diese wieder zu erstürmen. Allein jede Anstrengung war vergebens und jene tapfere Schar, die zugleich den Rückzug deckte, war bereits auf 600 M. geschmolzen, als die Nacht dem blutigen Kampfe ein Ende machte. Tilly, von der Gefangenschaft nur durch die Entschlossenheit des Herzogs Rudolf von Sachsen-Lauenburg errettet und mit mehren Wunden bedeckt, erreichte in der Nacht Halle und ging dann nach Halberstadt, wo er mit Pappenheim die Überreste der zerstreuten Scharen wieder sammelte. Vier Stunden hatte die eigentliche Schlacht gewährt; von Tilly's Heer, 35—40000 M. stark, waren mehr als 3000 gefangen und 8000 getödtet worden, unter ihnen eine große Anzahl höherer Offiziere. Außerdem fielen 66 Fahnen, 42 Standarten, 28 Kanonen und sämmtliche Bagage in die Hände der Sieger. Das schwed. Heer, das kaum 26000 Streiter zählte, hatte etwa 3500 M. verloren, worunter allein 2000 Sachsen. Mitten unter den Todten und Verwundeten warf Gustav Adolf nach der Schlacht sich auf die Knie und pries den Herrn der Heerscharen für den verliehenen Sieg; dann stieg er zu Pferde und eilte von Regiment zu Regiment, um seinen Kriegern für die bewiesene Tapferkeit zu danken. Er selbst war während der Schlacht überall, wo die Gefahr am größten, mit Rath und That stets gegenwärtig gewesen. Dieser Tag unterbrach zuerst die lange Reihe der Siege, welche Ferdinand und Maximilian von Baiern durch Tilly über die Evangelischen davongetragen; mit ihm ging der Glaube an dieses Feldherrn Unbesiegbarkeit, gingen alle Früchte seiner frühern Siege verloren und Heiterkeit und Waffenglück kehrten seitdem nicht mehr zu ihm zurück. Dem Protestantismus im nördlichen Deutschland war nun die Fortdauer gesichert, und der Weg ins südliche Deutschland den Schweden nach allen Seiten hin geöffnet. Ein Monument, bestehend in einem einfachen Würfel, mit der Inschrift: „Glaubensfreiheit für die Welt rettete bei Breitenfeld Gustav Adolf, Christ und Held. Am 7. Sept. 1631", auf dem höchsten Punkte des Schlachtfeldes, von acht Fichten umgeben, bezeichnet die Stelle der Schlacht. Vgl. „Erinnerung an die Schlacht bei Breitenfeld und deren Feier 1831" (Lpz. 1831).

Elf Jahre später, am 2. Nov. 1642, schlug an derselben Stelle Torstenson die kaiserlich-sächs. Truppen unter dem Erzherzog Leopold Wilhelm und Piccolomini. Torstenson, an die Spitze der schwed. Armee gestellt, hatte das seit Banér's Tode verwilderte Heer wieder zur Ordnung gebracht, die Östreicher zum Rückzuge aus Niedersachsen genöthigt und drang nun durch das Brandenburgische nach Schlesien, das er größtentheils eroberte, nahm in Mähren die wichtige Stadt Olmütz und bedrohte Wien. Aber von der unter Piccolomini und Leopold gesammelten kaiserlichen Hauptmacht zurückgedrängt, wendete er sich, da er in dem von zwei Heeren ausgesaugten Schlesien sich nicht mehr halten konnte, plötzlich

nach der Lausitz und Kursachsen und belagerte Leipzig. Die kaiserlich-sächs. Truppen waren im Parallelmarsche gefolgt, konnten jedoch erst am 21. Oct. über Wurzen zum Entsatze der Stadt anlangen, wo Torstenson bereits einen Sturm gegen das Schloß unternommen und eine tüchtige Bresche hatte legen lassen. Beherzt rückte ihnen der schwed. General, um nicht zwischen der Stadt und der Armee eingeschlossen zu werden, am 23. Oct. vom Gerberthore aus entgegen. So kam es am 2. Nov. auf derselben Stelle, wo ein Jahrzehnt früher Gustav Adolf Tilly schlug, nur daß die Stellung umgekehrt war, zur Schlacht, in welcher Torstenson die Kaiserlichen so ungestüm angriff, daß ihr linker Flügel, trotz aller Anstrengung ihres Anführers, auseinanderstob und bald ihre ganze Linie aufgerollt wurde. In drei Stunden war auch dieses zweite Treffen bei Breitenfeld entschieden und das kaiserliche Geschütz und Gepäck erobert. Die Belagerung L.'s wurde nun mit Nachdruck erneuert und drei Wochen später (8. Dec.) fiel die Stadt in die Gewalt der Schweden.

Am folgereichsten aber unter den Schlachten bei L. war die **Völkerschlacht** am 16. bis 18. Oct. 1813, ausgezeichnet ebenso durch ihre Ausdehnung, wie durch die Masse der Streitkräfte und durch die Dauer des Kampfs. Die verbündeten Mächte hatten für den Herbstfeldzug des J. 1813 den Plan entworfen, auf beiden Flanken Napoleon's zu operiren und sich in seinem Rücken zu vereinigen. Dahin waren die Bewegungen der schles. Armee unter Blücher, der Nordarmee unter dem Kronprinzen Karl Johann von Schweden an der Niederelbe und der großen Armee unter Schwarzenberg an der Oberelbe gerichtet. Die Umstände bestimmten endlich die Gegend von L., wo man sich die Hände bieten und Napoleon von der Saale abschneiden konnte. Man darf annehmen, daß Napoleon diese Absicht wohl erkannte, aber auch frühern Erfahrungen zufolge sich stark genug glauben mochte, sie zu vereiteln, soviel drohender auch die Gefahr jetzt für ihn erschien. Ein schneller Marsch zwischen Mulde und Elbe und ein rascher Übergang über die letztere bei Dessau, dem Scheine nach forcirt, um nach Berlin vorzudringen, sollten den Heerführer der Nordarmee täuschen, zurückhalten und Napoleon Zeit gewähren, sich gegen Schwarzenberg zu wenden und denselben in das sächs. Gebirge zu treiben. War dieser überwunden, sollten Blücher und der Kronprinz von Schweden geschlagen und zerstreut werden. Nach dieser Voraussetzung erklärt es sich auch, warum Napoleon die Elbe festhalten ließ und nicht daran dachte, Sachsen zu räumen und sich aus dieser augenscheinlich mislichen Lage zu ziehen. Er gab noch nichts verloren und konnte im günstigen Falle dann um so leichter von der Elbe her den Oderfestungen die Hand bieten und seinen Vortheil weiter verfolgen. Dem Plane der Verbündeten gemäß zog das große böhmische Heer, 120000 M. stark, vom 12. Oct. an in drei Colonnen durch das Erzgebirge gegen L. Die Colonne des linken Flügels ging über Zwickau und Altenburg, die der Mitte über Chemnitz, die des rechten Flügels bei Dresden vorüber, wo sie den Marsch der andern Colonnen kurze Zeit verdecken und über Freiberg und Grimma zum Hauptheere sich hinanziehen sollte, um die Verbindung mit der Nordarmee zu bewerkstelligen. Napoleon seinerseits beschäftigte sich vom 14. an gleichfalls aufs ernstlichste mit den Anstalten zum Entscheidungskampfe. In der Absicht, mit seinen vereinten Streitkräften das im Vordringen nach L. begriffene böhm. Hauptheer womöglich vereinzelt anzugreifen und vor Ankunft des Kronprinzen von Schweden und Blücher's zu schlagen, hatte er schon vorher an alle nördlich gezogenen franz. Heertheile den Befehl erlassen, aufs schleunigste zu ihm zu stoßen, und begann nun die nach und nach um ihn sich versammelnden Truppencorps in einem Halbzirkel um L. herum aufzustellen. Um über diese Bewegungen nähere Kenntniß zu erhalten, fand am 14. Oct. von Seiten der Verbündeten eine große Recognoscirung statt, die zwei Stunden östlich von L., auf den Höhen von Wachau und Liebertwolkwitz, lebhafte Reitergefechte veranlaßte. Die Generale Klenau und Wittgenstein commandirten an diesem Tage gegen Murat, welcher beinahe gefangen genommen worden wäre, und gegen Abend wurde der für beide Theile ehrenvolle Kampf, der viel Leute gekostet hatte, abgebrochen. Napoleon war während des Treffens von Düben her in L. angelangt; seine Garden trafen gegen Abend ein. Am 15. Oct. musterte er das Heer und wies den Feldherren ihre Bestimmung an. Seine ganze Macht betrug 80—90000 M., da die Corps von Ney und Reynier noch unterwegs waren. Im Fall eines übeln Ausgangs sollte das Corps von Bertrand den Paß von Lindenau sichern. Der Plan des Für-

sten Schwarzenberg, der den Oberbefehl über die verbündeten Heere führte, obschon die drei Monarchen von Östreich, Rußland und Preußen selbst zugegen waren, ging dahin, die Franzosen in drei Colonnen anzugreifen. Der rechte Flügel der franz. Armee unter Poniatowski lehnte sich an die Dörfer Dölitz und Markkleeberg und war durch die Pleiße mit ihren abgeleiteten Armen und durch ein schwieriges Terrain gut gedeckt; die Stellung zog sich dann gegen Wachau, den Hauptpunkt des Centrums, welches die Corps von Augereau und Victor bildeten, bis zum Flecken Liebertwolkwitz, als dem Stützpunkte des linken Flügels, wo Lauriston mit dem fünften Corps stand. Die Colonne des linken Flügels der Verbündeten sollte auf dem linken Ufer der Pleiße hinunterrücken, zwischen Lösnig und Konnewitz den Fluß überschreiten und so den feindlichen rechten Flügel umgehen; die nächsten Reserven aber sollten diese Bewegung unterstützen. Die mittlere Colonne hatte Befehl, auf dem rechten Ufer der Pleiße hinabzuziehen und gegen Wachau zu rücken; die dritte Colonne nahm auf der Landstraße nach Liebertwolkwitz diesen Ort selbst zum Richtpunkte. Die beiden letztern Colonnen sollten die Franzosen in der Fronte beschäftigen und dadurch die Bewegung der ersten Colonne, durch welche Napoleon von L. und allen seinen Rückzugspunkten abgeschnitten werden konnte, begünstigen. Endlich war noch das Corps des Generals Giulay, 10000 M. stark, bestimmt, Lindenau zu nehmen, während der Schlacht in L. einzudringen und somit die Vernichtung des Feindes zu vollenden. Allerdings kam es hierbei noch darauf an, wie sich unterdessen die Verhältnisse bei der Nordarmee gestalten würden. Napoleon hatte dieselbe durch seine frühere Demonstration über Wittenberg und Dessau nach der Mark hin zu täuschen gehofft; allein weder der Kronprinz von Schweden noch Blücher ließen sich dort lange irre machen und statt sich auf Berlin zurückzuziehen, um es zu decken, nahmen sie ihre Richtung nach Halle, um am 16. Oct. gleichfalls gegen L. vorzudringen. An gedachtem Tage, früh um 7 Uhr, setzten sich die verbündeten Truppen in Bewegung, trieben die franz. Vorposten aus den Dörfern Markkleeberg und Wachau und drückten merklich auf die feindliche Stellung. Das Victor'sche Corps mußte Liebertwolkwitz an den General Klenau überlassen und um 9 Uhr schon war der Kampf allgemein. Beide Theile zeigten glänzenden Muth und unerschütterliche Tapferkeit. Die Colonne des linken Flügels der Verbündeten litt jedoch bedeutend durch die Standhaftigkeit der Polen, die jeden Übergang über die Pleiße wehrten und, durch das Terrain begünstigt, ein wirksames Feuer unterhalten konnten. Ebenso gab das von Holzhausen herangezogene zwölfte Corps Macdonald's dem franz. linken Flügel einen sichern Anhalt; auch hatte Napoleon auf den Höhen von Liebertwolkwitz, wo er den Kampf ordnete, den Verbündeten die auf kurze Zeit errungenen Vortheile wieder entrissen. Dies schien ihm der günstige Augenblick, um durch einen Angriff auf das Centrum der Feinde den Sieg zu vollenden. Schon drangen seine Colonnen gegen Gossa und Gröbern vor und nahmen diese Stellungen. Dem Grafen Wittgenstein, der hier befehligte, wurden nun die Reserven, welche auf dem linken Ufer der Pleiße der dort fechtenden Colonne beistehen sollten, zugesendet, um dem Andrange des Feindes kräftiger zu begegnen. Solches glückte auch; allein Macdonald ließ die sogenannte Schwedenschanze erstürmen und sicherte dadurch dem linken Flügel der Franzosen einen wesentlichen Vortheil. Am hartnäckigsten wurde bei Wachau gekämpft, von wo aus Napoleon fort und fort gegen das Centrum der Verbündeten wirkte. In der That würden seine Anstrengungen Erfolg gehabt haben, hätte er ihnen mehr Nachdruck geben können, zumal da auch Poniatowski bei Markkleeberg, wo man sich mit der größten Hitze schlug, nicht zum Wanken gebracht werden konnte. Nun hätte zwar das Corps von Ney, welches jetzt von Delitzsch her anlangte, den Ausschlag geben können; allein inzwischen hatte auch Blücher's Heer sich dem Kampfplatze mehr und mehr genähert. Es war am 16. Oct. von Halle nach Schkeuditz gerückt, hatte das Corps von Marmont bei Wahren, Lindenthal und Breitenfeld angegriffen, bei Möckern nach hartem Widerstande entscheidend geschlagen und bedrohte nun L. von dieser Seite her. Deshalb mußte Ney ihm entgegengeschickt werden, und so ging der entscheidende Moment verloren. Die Franzosen mußten einzelne vertheilte Punkte aufgeben; im muthigen Angriff eines ruff. Gardekosackenregiments wurde ihnen sogar eine eroberte Batterie wieder abgenommen; die ruff. Grenadiere stellten zwischen der Pleiße

und Wachau das Gleichgewicht der Kräfte wieder her, und obschon Napoleon zur Feier des Sieges die Glocken in L. läuten ließ, so waren die Früchte dieses Tages für ihn doch unbedeutend; denn es befanden sich bei Einbruch der Nacht beide Parteien so ziemlich in derselben Stellung, wie vor der Schlacht. Die Ankunft der Nordarmee, die Napoleon so gar nicht erwartet hatte, setzte ihn in sichtbare Bedrängniß. Er hatte früher Nachricht davon als die Verbündeten, die ihrerseits zwar nicht besiegt, doch die Tapferkeit der Franzosen auf allen Punkten anerkennen mußten, denn auch die Entsendung Giulay's nach Lindenau hatte ihren Zweck nicht erreicht.

So ließ man durch ein stillschweigendes Übereinkommen am 17. Oct. die Waffen ruhen. Die Verbündeten erwarteten die Ankunft ihres dritten Hauptcorps unter Benningsen von Dresden über Grimma; Napoleon dachte an einen ehrenvollen Rückzug, zu welchem Ende er durch den gefangenen östr. Grafen Meerveldt mit den Verbündeten Unterhandlungen anzuknüpfen suchte. Er soll einen Waffenstillstand angetragen, ungehindert über die Saale zu gehen verlangt, dagegen die Herausgabe der Oder- und Weichselfestungen und die Geneigtheit zum Frieden angeboten haben. Aus seiner Geneigtheit, zu unterhandeln, schloß man auf seine Schwäche und gab den Anträgen kein Gehör, zumal da man nun auch von der Ankunft der Nordarmee Kunde erhielt, vor welcher sich Ney und Marmont über die Parde nach Schönfeld zurückzogen. Am 18. Oct. war Napoleon zu einem Vertheidigungskampfe gezwungen und mußte sich um den Rückzug schlagen. Er nahm seine Stellung mehr rückwärts zwischen der Pleiße und Parde, gedeckt durch die Dörfer Konnewitz, Probstheida, Holzhausen, Paunsdorf und Schönfeld. Die hallesche Vorstadt von L. wurde durch eine hinter der Parde in Löhr's Garten aufgestellte Batterie unter Dombrowski und Arrighi, Herzog von Padua, vertheidigt. Bertrand hielt noch immer den Paß bei Lindenau frei, durch welchen schon alles unnütze Fuhrwerk nach Lützen zu fortgeschafft wurde. In der Mitte seiner Garden bei Probstheida befand sich Napoleon, um jedem bedrängten Punkte Hülfe senden und das Ganze leiten zu können. Die Verbündeten bezweckten ihrem Plane vom 16. gemäß die Vereinigung mit Benningsen und der Nordarmee und befanden sich bald genug auf günstigem Terrain, um ihr Geschütz- und Gewehrfeuer ganz wirken zu lassen. Blücher griff Schönfeld und die halle'sche Vorstadt an; der Kronprinz von Schweden setzte bei Plaußig, Grasdorf und Taucha über die Parde und rückte gegen Paunsdorf und ebenfalls gegen Schönfeld. Ihm näherte sich Benningsen von der grimmaischen Straße her und trieb Macdonald von Holzhausen nach Stötteritz. Gegen Probstheida drängten die Corps der großen verbündeten Armee, und der Erbprinz von Hessen-Homburg versuchte die Pleiße wieder zu gewinnen. Aber aller Anstrengung ungeachtet und obschon durch Giulay und die Reserven unterstützt, konnte er doch seine Absicht nicht erreichen. Poniatowski kämpfte mit Heldenmuth, und seine Krieger bewährten eine spartanische Tapferkeit. Dagegen gelang es den Verbündeten gegen Mittag, das Vorwerk Meusdorf zu nehmen, wodurch die Erstürmung von Probstheida, wo der heftigste Kampf wüthete, ausführbar wurde. Blücher's Versuche wurden zurückgewiesen und durch schwieriges Terrain aufgehalten. Nur die Schweden hatten leichteres Spiel, zumal da die gegen sie stehenden sächs. und würtemberg. Truppen, welche größtentheils das Reynier'sche Corps bildeten, zu den Verbündeten übergingen. So wurde die Verbindung Benningsen's mit den Schweden erleichtert, Paunsdorf mit geringer Mühe erstürmt, der Fall von Schönfeld durch Langeron erzwungen und die Eroberung von Probstheida, obwol nach langem, schwankendem Kampfe, endlich erreicht. Bei alledem wußte Napoleon noch immer die Lücken auszufüllen und die Nachtheile auszugleichen; noch war seine Linie nirgend durchbrochen, er nirgend im Rücken genommen; die Kräfte der Verbündeten erschöpften sich nach und nach, und es schien den Franzosen ein erträglicher Rückzug noch immer möglich. Allein derselbe wurde schwierig durch den Mangel an freien Colonnenwegen, da alle, die nach der Ranstädter Vorstadt und weiter nach dem Engpaß von Lindenau führten, mit fliehendem Gepäck und mit Truppen in großer Verwirrung bedeckt und keine Brücken über die Pleiße für solchen Fall geschlagen, auch sonst keine Vorkehrungen getroffen waren. Nur die Stadt selbst war kurze Zeit vorher einigermaßen gegen einen ersten Anlauf gesichert und zu einer Vertheidigung eingerichtet worden. Poniatowski und Macdonald wurden bestimmt, den Rückzug zu decken,

der bei Tagesanbruch am 19. Oct. stattfand. Kaum bemerkten die Verbündeten, daß die Franzosen ihre Stellungen verlassen, so trafen sie auch Anstalten, in L. von allen Seiten einzudringen. Die Preußen warfen sich in die grimmaische Vorstadt, wo es auf dem Steinwege zu einem harten Kampfe mit den franz. Truppen kam; erst als es ihnen gelungen, durch mehre aufs Feld führende Gärten zu dringen, vermochten sie sich im grimmaischen Thore zu behaupten. Ebenso standhaft wurde das nach Schönfeld führende Hinterthor vertheidigt, bis es den Preußen gelang, durch das daneben befindliche sogenannte blinde Thor einzudringen. Russ. Jäger erstürmten das Gerberthor, was Blücher am Tage vorher vergeblich versucht hatte. Er hatte sich auf die Anhöhen von Möckern und Eutritzsch gezogen und York's Corps nach der Saale entsendet, um den Rückzug der Franzosen in der Flanke zu beunruhigen. Ein anschauliches Bild von der greuelvollen Verwirrung dieses Rückzugs durch die Stadt und ihre nächsten Umgebungen zu entwerfen, ist fast unmöglich. Mit jedem Augenblicke stieg die Unordnung der Fliehenden, und als durch eine Übereilung die einzige Brücke über die Elster am Ranstädter Thore zu zeitig gesprengt worden war, ging die Flucht in wilde Verzweiflung über. Kurz vorher hatte Napoleon selbst, nachdem er von dem König von Sachsen und dessen Familie Abschied genommen, nur mit Mühe und auf Umwegen diese Brücke gewonnen. Allein 15—20000 M. in geschlossener Ordnung, mehr als 200 Stück Geschütz und zahlloses Gepäck blieben diesseit der Elster und vermehrten die Trophäen der Sieger. Zwar versuchten Poniatowski's und Macdonald's Heldenscharen über die schmalen Brücken der Pleiße zu entkommen und dann, von neuem wieder durch die Elster gehemmt, eine Laufbrücke hinter dem Reichenbach'schen Garten zu schlagen. Allein sie genügte nicht für die Masse, die sich hinüberdrängte. Der größte Theil ertrank in den Fluten der Pleiße oder in der Elster, in welcher letztern auch Poniatowski seinen Tod fand; die meisten Übrigen sanken unter den Streichen der Sieger. Nach und nach erlosch der Widerstand; die bad. Truppen konnten die innere Stadt nicht mehr halten und die verbündeten Monarchen zogen an der Spitze ihrer Krieger ein. Die Masse der um L. zur Schlacht versammelten Truppen betrug gegen 500000 M., von denen 310000 auf die Verbündeten und 176000 M. auf Napoleon kamen. Den Verlust der Franzosen an Gefangenen, Todten und Verwundeten hat man auf 60000 M. geschätzt, darunter gegen 3000 Offiziere; ferner wurden 300 Kanonen erobert und eine unermeßliche Menge Gepäck erbeutet. Den Verbündeten soll die Schlacht bei L. gegen 45000 M. gekostet haben, nämlich 8000 Östreicher, 21740 Russen, 14950 Preußen und 300 Schweden. An Napoleon's Niederlage bei L. knüpften sich Folgen von welthistorischer Bedeutung und insbesondere für Sachsen (s. d.) an. Den besten Plan der Schlacht bei L. lieferte der sächs. Major Friedr. Aster. An die Schlacht selbst erinnert zur Zeit kein anderes Denkmal als ein einfacher Stein auf der Höhe hinter dem Thonberge; dem Fürsten von Schwarzenberg errichteten 1838 in der Nähe von Meusdorf dessen Söhne ein Denkmal; das erste Eindringen der Verbündeten in die äußern Vorstädte wurde 1845 durch ein anspruchloses Denkmal in der Nähe der Milchinsel bezeichnet. Auch bildete sich 1843 in L. ein Verein zur Feier des 19. Oct., der die Aufgabe sich gestellt hat, das Gedächtniß dieser Völkerschlacht in möglichst treuer Überlieferung der Nachwelt zu erhalten und alle auf dieselbe bezüglichen Schriftdenkmale zu sammeln. Vgl. Odeleben, „Napoleon's Feldzug in Sachsen im J. 1813" (Dresd. 1816) und Janj, „Denkwürdigkeiten der großen Völker- und Befreiungsschlacht bei L." (Heft 1, Lpz. 1845).

Leisewitz (Joh. Ant.), deutscher Trauerspieldichter, geb. zu Hannover am 1. Mai 1752, studirte in Göttingen die Rechte und kam hier mit den meisten Mitgliedern des göttinger Dichterbundes in freundschaftlichen und literarischen Verkehr. Er wurde 1777 Landschaftssecretair in Braunschweig, 1790 Hofrath bei der geheimen Kanzlei, 1801 Geh. Justizrath, 1805 Präsident des Obersanitätscollegiums, und starb zu Braunschweig am 10. Sept. 1806. Als Staatsdiener erwarb er sich durch seine mit der strengsten Rechtschaffenheit verbundene und durch die gründlichsten Einsichten geleitete Thätigkeit ausgezeichnete Verdienste. Als Schriftsteller hat er sich durch ein einziges, aber höchst schätzbares, in Lessing's Art geschriebenes Trauerspiel „Julius von Tarent" (Lpz. 1776) einen

bleibenden Ruhm erworben. Dasselbe Mistrauen in die eigene Kraft, vermöge dessen er alle Auffoderungen, auf der rühmlichst betretenen Bahn fortzuschreiten, unbeachtet ließ, scheint ihn auch bestimmt zu haben, die Handschrift einer fast vollendeten Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs zu vernichten.

Leisnig, eine kleine Stadt in dem Kreisdirectionsbezirke Leipzig an der freiberger Mulde, mit etwa 4700 E., darunter namentlich viele Tuchmacher, Leinweber und Schuhmacher, kommt schon sehr frühzeitig unter den Hwoznic vor und gehörte seit 1085 den Grafen von Groitzsch, bis es um 1158 wieder an Kaiser Friedrich I. kam, der nun hier Burggrafen einsetzte, die zugleich Herren von Strehla und Penig waren und zu Ende des 12. Jahrh. das Kloster Buch an der Mulde stifteten. Nachdem die Burggrafen schon 1365 um ein Geringes die Burg an die Markgrafen von Meißen hatten überlassen müssen, was sie indeß nicht hinderte, den burggräflichen Titel fortzuführen, zumal da sie noch immer die Schirmrechte in L. behielten, wurden sie 1454 vollends aller ihrer Rechte auf L. verlustig, weil sie dem Herzoge Wilhelm gegen den Markgrafen Friedrich den Sanftmüthigen beigestanden hatten. Vgl. Kamprad, „Beschreibung der Städte L. und Koldiz" (Leisn. 1753, 4.) und Schellenberg, „Chronik der Stadt L." (Heft 1—5, Leisn. 1842—44).

Leiste (Inguen) nennt man die Rinne, welche an der vordern Seite des menschlichen Körpers den Unterleib von dem Oberschenkel trennt, und Leistengegend (regio inguinalis) diese Partie in Verbindung mit den umliegenden Theilen. In mehr als einer Hinsicht ist diese Gegend für den Anatomen und Chirurgen wichtig, indem sich hier die Leistendrüsen, der Leistenring, der Leistenkanal und mehre andere Theile und Stellen finden, welche theils durch ihren Bau, theils durch die Unregelmäßigkeiten, wie z. B. die Leistenbrüche (herniae inguinales), die daselbst vorkommen, merkwürdig sind. Ferner bezeichnet man durch Leiste auch eine längere, auf einem Knochen sich hinziehende Erhöhung.

Leistenwein, s. Frankenweine und Würzburg.

Leitaccord kann im weitern Sinne jeder Septimenaccord heißen; vorzugsweise aber wird der auf der fünften Stufe (Dominante) der Tonart liegende so genannt.

Leiter und **Leiterfähigkeit**, s. Elektricität.

Leitereigen heißen alle Töne der natürlichen (diatonischen) Tonleiter, die also in jeder Tonart die blose Vorzeichnung ergibt, wozu jedoch noch die erhöhte Siebente in der Molltonleiter zu rechnen ist.

Leitmeritz oder Leutmeritz, die zum Theil noch befestigte Hauptstadt des gleichnamigen Kreises im Königreich Böhmen, am rechten Ufer der Elbe, über welche eine große Brücke führt, in einer an Wein und Getreide reichen, romantischen Gegend, mit 4400 E., ist der Sitz eines Bischofs und hat eine prächtige Kathedrale und elf andere Kirchen, ein theologisches Seminar und ein Gymnasium. Die Bewohner fertigen Strohwaaren und treiben Schiffahrt, Lachsfang in der Elbe, Wein- und Obstbau.

Leitton (lat. Subsemitonium modi, franz. note sensible) heißt ausschließend die siebente Stufe der Dur- und Molltonleiter, aber nur, wo ihr ein Streben nach Auflösung in die Octave des Grundtons inwohnt, also hauptsächlich, wo sie als große Terzie des Leitaccords, allenfalls auch, wo sie als Vorhalt vor der Octave des Grundtons auftritt. In allen andern Fällen wird sie mit Unrecht so genannt.

Lekain (Henri Louis), einer der berühmtesten tragischen Schauspieler, geb. am 14. Apr. 1728 zu Paris, widmete sich anfangs dem Berufe seines Vaters, welcher Goldschmied war, genoß aber dabei den Unterricht im Collége Mazarin, wo er bei den Schauspielen, welche die Schüler zu Ende des Schuljahrs aufführten, das Geschäft des Souffliren übernahm. Als nach dem Frieden von 1748 die gesellige Unterhaltung in Paris neues Leben erhielt, verband sich L. mit einigen jungen Leuten zu einem Privattheater, das bald Aufsehen erregte. Hier sah ihn 1750 Voltaire, der entzückt über L.'s Spiel sich dessen annahm. Zwar rieth er L. anfangs ab, Schauspieler zu werden, da aber dieser hierzu fest entschlossen war, so nahm er ihn in sein Haus, ließ ihn nebst dessen Freunden auf seinem Privattheater spielen und unterzog sich mit Eifer der weitern Ausbildung desselben. Nach sechs Monaten erlangte er für ihn die Erlaubniß, auf dem Théâtre français aufzutreten. Ungeachtet des großen Beifalls aber, den sich L. hierbei erwarb, wurde er doch erst nach anderthalb Jah-

ren Mitglied dieser Bühne. L.'s Zeitgenossen, die ihn in seinen glänzendsten Leistungen sahen, und nicht, wie Marmontel, feindselig gegen ihn gesinnt waren, rühmen einstimmig das tiefe Studium, das er in allen Theilen seiner Kunst zeigte, sein richtiges Urtheil und vor Allem die rege Empfänglichkeit seines Gefühls. Bis ans Ende seiner Laufbahn überstimmte die Bewunderung den Neid. Das Geberdenspiel, worin er Meister war, erhöhte die Täuschung. Er war die Seele der Bühne, sobald er auftrat, und seine gemessene Declamation gab den Mitspielenden den Ton an. Voltaire nannte ihn den einzigen wahrhaft tragischen Schauspieler. Er genoß im Leben hohe Achtung, wozu sein edles Wesen nicht weniger als seine Kunstgaben beitrug. Den höchsten Beifall erntete er in seiner letzten Darstellung als Vendome in Voltaire's „Adelaide". Ein entzündliches Fieber brachte ihm 1778 einen schnellen Tod. Vgl. Talma, „Réflexions sur L. et sur l'art théâtral" (Par. 1825), der auch L.'s „Mémoires" herausgab.

Lelewel (Joachim), einer der einflußreichsten Schriftsteller Polens in neuerer Zeit, geb. am 21. März 1786 zu Warschau, stammte aus der erst im 18. Jahrh. nach Polen eingewanderten Familie der Lölhövel. Er machte in dem Collegium nobilium der Piaristen daselbst seinen Schulcursus, studirte dann in Wilna und wurde 1809 Lehrer der Geschichte am Lyceum zu Krzemieniec in Wolhynien. Nachdem der russ. Feldzug ihn in seiner literarischen Thätigkeit unterbrochen hatte, erhielt er 1814 eine Anstellung bei der Universität zu Wilna, worauf er 1816 Professor der Geschichte an der neuerrichteten Universität zu Warschau und Custos der Nationalbibliothek wurde. Sehr bald an dieselbe Professur nach Wilna zurückberufen, erwarb er sich allgemeine Achtung, wurde aber, geheimer Verbindungen verdächtig, 1824 seiner Stelle entsetzt. Darauf zum Deputirten an dem warschauer Landtage gewählt, wurde er durch Wort und Schrift einer der Hauptbeförderer der poln. Revolution von 1830. An ihn schloß sich der Kreis von Jünglingen an, durch welche die Revolution zum Ausbruch kam. Gleich nach demselben war er einer der Abgeordneten an den Großfürsten Konstantin, eines der ersten Mitglieder der Vollziehungsbehörde und Stellvertreter des Cultusministers in der provisorischen Regierung. Unzufrieden mit dem Dictator Chlopicki, da er diesem entgegen an die Stelle des Nationalconvents eine volksthümliche Regierung gestellt wissen wollte, suchte er im Vereine mit Andern den Dictator zu stürzen und wurde, als Chlopicki die Dictatur niedergelegt, zum Mitglied der Nationalregierung erwählt. Zugleich blieb er Präsident des patriotisch-demokratischen Clubs, wodurch er sich aber in den Verdacht eines zweideutigen Charakters setzte. Als die Polen unterlagen, wanderte er unter fremdem Namen durch Deutschland nach Belgien und von da nach Paris, wo er eifrigst auf die Wiedergeburt Polens hinarbeitete, bis gegen Ende des J. 1832 auf Anregung des russ. Gesandten ihm der fernere Aufenthalt daselbst versagt wurde. Mit Bewilligung des Ministeriums und unter der Bedingung, nicht nach Paris zu kommen, begab er sich auf Lafayette's Landsitz Lagrange, wurde aber im März 1833 wegen angeblich verletzten Versprechens verhaftet und sodann aus Frankreich verwiesen. Hierauf ging er nach Brüssel, wo er gegenwärtig an der neuerrichteten Universität Vorträge hält. Die Zahl seiner Schriften, die meist von tiefen Forschungen zeugen, ist außerordentlich groß. Dieselben beziehen sich hauptsächlich auf alte Geographie und Geschichte, Altindien, Karthago, die altnord. Mythologie, sowie auf poln. Geschichte und Literatur. Die wichtigern sind „Dzieje polski" (Warsch. 1829), eine Geschichte Polens, welche zunächst nur für die Jugend verfaßt scheint, aber an die Erinnerungen der Vorzeit anknüpfend die ernstesten Mahnungen für die Gegenwart enthält und mächtig gewirkt hat, fortgesetzt in der „Polska odradzająca się" (Brüss. 1843), enthaltend die Geschichte der letzten Revolution; ferner „Sprach- und Verfassungsdenkmale von Polen und Masovien im 13., 14. und 15. Jahrh." (Warsch. 1824, 4.); „Ältere poln. Bibliographie" (2 Bde., Warsch. 1823—26); „Geschichte Polens unter Stanislaw August" (deutsch von Drake, Braunschw. 1831); „Über Pytheas" (deutsch, Lpz. 1838); „Kleinere Schriften geographisch-historischen Inhalts" (deutsch von Neu, Lpz. 1836); „Numismatique du moyen age" (2 Bde., Par. 1836, mit Atlas); „Etudes numismatiques" (Brüss. 1840) und „Gesammelte Schriften" (Pos. 1844).

Lemanischer See, s. Genfersee.

Lemberg, poln. Lwow, die Hauptstadt des östr. Königreichs Galizien, am Bache Peltew, in einem engen Kessel von Hügeln umschlossen, zählt mit den vier Vorstädten 63000 E., darunter über 25500 Juden. Die Stadt ist größtentheils neu und gut gebaut und vortrefflich gepflastert, hat 23 Kirchen, neun Klöster und ein sehr schönes Rathhaus. Sie ist der Sitz des Guberniums, des galizischen Appellationsgerichts, des Generalcommandos und vieler anderer Behörden, eines katholischen, eines griech. unirten und eines armen. Erzbischofs, eines evangelischen Superintendenten und eines Oberlandesrabbiners. Die daselbst 1784 gestiftete Universität (Alma Franciscea) wurde 1817 wiederhergestellt, zählt 35 Professoren, gegen 1300 Studirende und hat eine öffentliche Bibliothek. Außerdem besteht daselbst das berühmte von Ossolinski (s. d.) gegründete Institut mit einer besonders für die poln. Literatur sehr wichtigen Bibliothek von 45000 Bänden, vielen Handschriften und Medaillen, ferner eine ständische Akademie mit einem landwirthschaftlichen Musterhofe, ein röm.- und ein griech.-katholisches Seminar, zwei Gymnasien, eine Realschule, ein deutsches und ein vom Grafen Skarbek neuerrichtetes poln. Theater. In der Dominicanerkirche ist das von Thorwaldsen gearbeitete herrliche Denkmal der Gräfin Dunin Borkowska sehenswerth. Die Industrie der Stadt hat in neuern Zeiten bedeutend gewonnen, gleich dem Commissions- und Speditionshandel, der sich gänzlich in den Händen der Juden befindet und besonders während der großen heil. Dreikönigsmesse sehr lebhaft ist. L. wurde von Leo oder Lew, Fürsten von Halicz, 1259 gegründet und erhob sich, nachdem Halicz, die frühere Hauptstadt des Landes, von den Tataren verwüstet worden war. Im J. 1348 wurde es von Kasimir dem Großen erobert und war nun die Hauptstadt der poln. Provinz Rus, bis es durch die erste Theilung Polens 1772 an Östreich fiel.

Lemercier (Nepomucène Louis), ein reichbegabter franz. Dichter und genialer Dramatiker, welcher lange vor der neuromantischen Schule die wunderlichen Gesetze der franz. Dramaturgie zu verletzen wagte, wurde in Paris am 21. Apr. 1773 geboren. Noch nicht 15 Jahre alt, trat er mit seiner ersten Tragödie „Méléagre" auf, welche gefiel und gute Hoffnungen von ihm erregte. Größern Beifall fand indeß sein „Lévite d'Ephraïm", der 1795 zur Aufführung kam. Nachdem er seine Studien beendigt, entschied er sich ganz für die literarische Laufbahn. Unter seinen Tragödien steht „Agamemnon" (1796), worin er die Gesetze der classischen Dramaturgie beobachtete, am höchsten; in den folgenden „Ophis" (1798), „Isule et Orovère" (1803), „Baudouin empereur" (1808), „La démence de Charles VI" (geschrieben 1806, gedruckt 1814), deren Aufführung die Censur verbot; „Frédégonde et Brunéhaut" (1816), „Charlemagne" (1818), „Clovis" (1820), „Louis IX en Egypte" (1821) und „Les martyrs de Souli" (1825) erlaubte er sich manche Neuerungen, weshalb sie nicht gefielen. Die berühmteste seiner historischen Komödien ist „Pinto" (1800), die erst 1834 aufgeführt werden konnte und eine ungemeine Aufregung hervorbrachte; nächst ihr sind zu erwähnen „Richelieu ou la journée des dupes", die 1804—28 unter ministeriellem Siegel lag; „L'ostracisme ou la comédie grecque" (1808) und „Christ. Colomb" (1809). Unter seinen übrigen Lustspielen, die kein großes Glück machten, nennen wir nur „Le corrupteur" (1822), welchem die köstliche Tragikomödie „Dame Censure, ou la corruptrice" (besonders gedruckt 1826) vorangestellt ist. Auch schrieb er ein Drama „Richard III et Jeanne Shore" (1824) und die Melodramen „Les deux filles spectres" (1827) und „Les serfs polonais" (1830). Auch die Zahl seiner epischen und didaktischen Gedichte ist groß; unter ihnen zeichnen sich aus die philosophische Satire „La Panhypocrisiade" in 20 Gesängen (Par. 1819—32), „L'Atlantiade ou la théogonie newtonienne" in sechs Gesängen (Par. 1812), „Les ages franç." in 15 Gesängen (Par. 1803) und „Les chants héroïques des montagnards et matelots grecs, trad. en vers franç." (2 Bde., Par. 1824—25). Einige seiner politischen und andere Broschuren übergehend, nennen wir noch seinen Roman „Alminty, ou le mariage sacrilège" (Par. 1833) und den „Cours analytique de littérature générale" (4 Bde., Par. 1817). Er wurde 1810 Mitglied des Instituts und starb zu Paris am 8. Juni 1840.

Lemgo, Stadt im Fürstenthum Lippe-Detmold, an der Bega, mit 3800 E., war früher bedeutender und gehörte zur Hansa. Unter den öffentlichen Gebäuden sind die beiden fürstlichen Häuser, der Annenhof und der Lippenhof, zu erwähnen. Die Stadt hat ein

Gymnasium, ein Jungfrauenstift für elf adelige und bürgerliche Jungfrauen, mit einer Äbtissin an der Spitze, das zu Anfange des 14. Jahrh. gestiftet wurde, ein Beguinenhaus und ein Waisenhaus. Ein besonderer Industriezweig ist das Schneiden von Meerschaum-Pfeifenköpfen.

Lemierre oder **Lemière** (Ant. Marin), franz. Schauspieldichter, geb. zu Paris am 12. Jan. 1723, war der Sohn eines Sporers, der für die Erziehung desselben kein Opfer scheute, und zog, nachdem er seine Studien beendigt, die Aufmerksamkeit des Generalpächters Dupin auf sich, der ihn unter dem Titel eines Secretairs zu sich nahm. Er concurrirte mehrmals um den Preis bei der Akademie und sah auch sechs seiner Gedichte gekrönt. Sein erstes Trauerspiel „Hypermnestre" ließ er 1758 aufführen und erntete damit, trotz der beißenden Kritik Fréron's, außerordentlichen Beifall. Seine spätern Trauerspiele machten weit weniger Glück; die besten unter ihnen sind „La veuve du Malabar" (1770); „Barnevelt" (1784), beide eigentlich blos bürgerliche Trauerspiele, und sein letztes „Guillaume Tell", das bei der ersten Aufführung mit Kälte aufgenommen, kurz vor dem Ausbruche der Revolution ein Lieblingsstück des Publicums, von den Kritikern, aber der rauhen und harten Verse wegen mit Recht getadelt wurde. Außerdem hat er mehre beschreibende und Lehrgedichte verfaßt, die an schönen Einzelnheiten reich sind, was besonders von den Gedichten „La peinture" (Par. 1769) und „Les Fastes, ou les usages de l'année" (Par. 1779) gilt. Manches Anmuthige enthalten auch seine „Pièces fugitives" (Par. 1782). Erst 1781 erhielt er eine Stelle in der Akademie. Durch die Greuel der Revolution wurde er förmlich betäubt und starb, nachdem er fast alle Mittel zu seinem Unterhalte verloren, zu Saint-Germain-en-Laye am 4. Juli 1793. Seine „Oeuvres" wurden von Perrin (3 Bde., Par. 1810) herausgegeben.

Lemma, s. Lehnsatz.

Lemnius (Simon), eigentlich Lemchen, ein beißender Satiriker, geb. zwischen 1510—20 zu Margadant in Graubündten, kam 1533 auf die Universität nach Ingolstadt und ging dann nach Wittenberg, wo er sich insbesondere mit Melanchthon befreundete, dem er, als 1535 wegen der Pest die Universität nach Jena verlegt wurde, dahin folgte und mit welchem er auch wieder nach Wittenberg zurückkehrte. Ein gescheidter Kopf, aber von feurigem Geiste ließ er sich zu so vielen Anstößigkeiten verleiten, daß man seinem Wunsche, eine Professur in Wittenberg zu erhalten, allenthalben Hindernisse in den Weg legte. Am meisten schadete er sich durch die Herausgabe einer Sammlung von Epigrammen (Witt. 1538), in welchen er nicht nur mehre Wittenberger verspottete, sondern auch den Erzbischof Cardinal Albrecht, Luther's Feind, als Beschützer der Wissenschaften pries. Hierüber erzürnt, begnügte sich Luther nicht mit der Wegnahme der noch vorhandenen Exemplare und der Bestrafung des Druckers, sondern veranlaßte sogar des Herausgebers Relegation von der Universität. Dieser war inzwischen nach Basel gegangen. Kaum hatte er hier das Relegationspatent gelesen und von Luther's heftiger Strafpredigt wider ihn gehört, als er seine Epigramme, mit einem zweiten Buche vermehrt, aufs neue herausgab (1538), in welchem letztern er sich die gröbsten Ausfälle auf Luther und seine andern Gegner erlaubte und Schmähungen mit Obscönitäten abwechseln ließ. Camerarius schrieb dagegen seine ernste und würdige „Elegias hodoiporikas", veranlaßte aber L. dadurch nur zu einer „Apologia", in der er seine ersten Epigramme in Schutz nahm und neue heftige Angriffe auf Luther machte. Diese Apologie gehört unter die größten literarischen Seltenheiten; noch seltener aber ist die von L. unter dem Namen Lucius Pisaeus Juvenalis herausgegebene „Monachopornomachia", in welcher er, wie er schon längst gedroht hatte, wenn man ihm keine Ehrenerklärung gäbe, „die Greuel des wollüstigen Wittenbergs" aufdecken wollte. Diese schmuzige Schrift ist Luther dedicirt und eine Art Komödie der niedrigsten Art, worin Venus, Luther, Jonas, Spalatin, ihre Frauen mit ihren Liebhabern und einigen Nebenpersonen die unzüchtigsten Gespräche führen. Nichtsdestoweniger gelang es L., im J. 1540 an dem neuerrichteten Gymnasium zu Chur in Graubündten als Lehrer angestellt zu werden, wo er indeß am 24. Nov. 1550 an der Pest starb. Von seinen übrigen Schriften erwähnen wir noch seine „Amorum libri IV" (1542) und seine Übersetzung der „Odyssee" (2 Bde., Bas. 1549).

Lemnos, die nördlichste griech. Insel im Ägeischen Meere, zwischen Tenedos und

Thasos, jetzt Stalimene genannt und zum türk. Ejalet Dschesair gehörig, mit einem Umfange von 12 □M. und ungefähr 8000 griech. E., ziemlich unfruchtbar und holzarm, aber reich an gutem Weine, war schon im Alterthume berühmt durch die sogenannte Terra lemnia oder Siegelerde (s. d.), die theils als Heilmittel, theils als Farbestoff gebraucht wurde und noch jetzt ausgeführt wird. In einem feuerspeienden Berge, der aber nicht mehr thätig ist, war der Sage nach die Werkstätte und der Lieblingsaufenthalt des Vulkan (s. d.), der daher auch den Beinamen Lemnius erhielt, wie überhaupt die ganze Insel viele wundersam gebaute Höhlen und selbst ein Labyrinth hatte. Auch erzählt man, daß hier die Weiber einst in einer Nacht alle Männer ermordet, mit Ausnahme der Hypsipyle (s. d.), die ihren Vater verschonte, und daß Philoktet (s. d.) wegen seiner Wunde am Fuße hier längere Zeit verweilen mußte. Vgl. Rhode, „Res lemnicae" (Bresl. 1829). Die Hauptstadt heißt jetzt Lemnos, im Alterthume Myrina, hat etwa 1000 E. und ist der Sitz eines griech. Bischofs.

Lemoine oder Lemoyne ist der Name mehrer berühmter franz. Künstler. — Franç. L., geb. 1688 in Paris, wurde 1718 Mitglied der Akademie, ging 1724 nach Italien und erhielt 1736 die Stelle als erster königlicher Maler. In einem Anfalle von Schwermuth nahm er sich am 4. Juni 1737 das Leben. Er gilt für einen der letzten franz. Maler der Zeit Ludwig's XIV., die sich noch einigermaßen vor dem gänzlichen Versinken in hohle Eleganz und Manier zu bewahren wußten, obschon er sich durchaus nicht völlig frei davon erhielt. Sein berühmtestes Werk ist der Plafond des großen Saales in Versailles, die Apotheose des Hercules darstellend; überhaupt waren ihm ausgedehnte Deckengemälde die liebste Aufgabe. — Jean Bapt. L., geb. in Paris 1704, gest. 1778, war einer der besten franz. Bildhauer des vorigen Jahrhunderts, doch mehr durch Feuer und Leben, als durch Gemessenheit und Reinheit der Formen ausgezeichnet. Bei Ludwig XV., den er mehrmals zu Pferde und zu Fuß darstellte, genoß er besondere Gunst. Als seine Hauptarbeiten gelten die Monumente Mignard's, Crebillon's, Fleury's u. A. in Paris. — Der noch lebende Bildhauer Saint-Paul L., geb. in Paris 1784, ist einer der bessern franz. Künstler aus der neuclassischen Schule.

Lemontey (Pierre Edouard), franz. Rechtsgelehrter, Geschichtschreiber und Dichter, geb. zu Lyon am 14. Jan. 1762, trug bei der Zusammenberufung der Generalstaaten im J. 1789 durch eine kleine Schrift wesentlich dazu bei, daß den Protestanten die bürgerlichen Rechte zurückgegeben wurden. Als Abgeordneter des Rhonedepartements in der Nationalversammlung schloß er sich der constitutionellen monarchischen Partei an und suchte, so viel er vermochte, die ausschweifenden Maßregeln der Demagogen zu mäßigen. Auch gelang es ihm, eine Menge abwesender Gelehrten, Künstler und Reisender, die man den Emigrationsgesetzen unterwerfen wollte, zu retten. Bei den Verhandlungen über Ludwig XVI. benahm er sich ebenso menschlich als brav. Während der Schreckensherrschaft hielt er sich in der Schweiz auf und kehrte erst nach dem Sturze der Bergpartei nach Frankreich zurück. Später zog er sich eine Zeit lang ins Privatleben zurück und bereiste Italien. Nachdem er wieder in Paris seinen Aufenthalt genommen, übertrug ihm in Verbindung mit zwei andern Gelehrten 1804 die Regierung die Censur der Theaterstücke, was ihm vielen Tadel erregte. Nach der Restauration wurde er Generaldirector des Buchhandels und 1819 Mitglied der Akademie. Er starb zu Paris am 26. Juni 1826. Von seinen Opern machte „Palma, ou le voyage en Grèce" während der Revolution großes Glück; unter seinen Schriften nennen wir den in Sterne's Geist geschriebenen Roman „La famille du Jura, ou Irons-nous à Paris" (Par. 1804), verfaßt bei Napoleon's Thronbesteigung, und den meisterhaften „Essai sur l'établissement monarchique de Louis XIV" (Par. 1818), der einen Vorläufer seiner trefflichen „Histoire de la régence et de la minorité de Louis XV" (2 Bde., Par. 1832) bildete, die er auf Anregung Napoleon's mit Benutzung der geheimen Staatsarchive schrieb, weshalb sie unter der Restauration nicht im Druck erscheinen durfte, gleich nach seinem Tode von der Regierung mit Beschlag belegt wurde und erst nach der Julirevolution gedruckt werden konnte. Eine Sammlung seiner „Oeuvres" mit Ausnahme des zuletzt erwähnten Werks erschien 1829 (5 Bde.).

Lemot (Franç. Frédéric), einer der namhaftesten franz. Bildhauer der neuern Zeit,

geb. zu Lyon 1773, kam früh nach Paris in die Schule Dejoux's, verherrlichte alle aufeinander folgenden Regierungen durch seine Werke und starb als königlicher Bildhauer 1827. Im Ganzen abhängig von David und seiner Classicität, war er doch reich an eigenthümlichen Motiven und dabei in Betreff der Aufträge einer der bevorzugtesten Bildhauer der neuern Zeit. Nachdem er an David's Plan einer colossalen Statue, die Nation vorstellend, betheiligt gewesen, schuf er im Auftrage des Directoriums für verschiedene Regierungslocale und Sitzungssäle die Statuen des Numa, Cicero, Leonidas, Brutus, Lycurg u. s. w. Unter Napoleon wurde ihm das berühmte 72 F. lange Giebelrelief der Colonnade des Louvre anvertraut, welchem die Jury den großen Decennalpreis zuerkannte. Unter den Bourbons verfertigte er die Reiterstatuen Heinrich's IV. (für den Pont-neuf) und die Ludwig's XIV. (letztere zweimal). In den meisten seiner Werke ist der Stil rein und nicht ohne eine gewisse Größe, doch schimmert auch die franz. Affectation nicht selten durch. L.'s Persönlichkeit war eher abstoßend als angenehm.

Lemur, gewöhnlich in der Mehrzahl Lemures, war bei den Römern die allgemeine Benennung für die abgeschiedenen Seelen der Verstorbenen, von denen man die guten als Hausgötter oder Laren (s. d.) verehrte, die bösen hingegen als nächtliche Gespenster und Poltergeister fürchtete, die unstet umherirrten und die Lebenden vielfach beunruhigten. (S. Larve.) Um nun Letztere zu versöhnen und aus den Häusern zu verbannen, wurde jährlich in den Mitternachtsstunden des 9., 11. und 13. Mai das Fest der Lemurien, die Lemuria, gefeiert, das ursprünglich Remuria geheißen haben soll, zu Ehren des vom Celer erschlagenen Remus, um dessen Geist zu beschwichtigen. Beim Schweigen der Nacht ging nämlich der Hausherr barfuß und leise zu einem Brunnen, wehrte durch eine symbolische Bewegung mit den Fingern die Schatten ab, wusch sich dreimal die Hände in demselben, ging dann wieder zurück, nahm schwarze Bohnen in den Mund und warf diese, ohne sich dabei umzusehen, neun Mal über den Kopf hinter sich, jedesmal mit den Worten: „Diese Bohnen streue ich euch, mit ihnen kaufe ich mich und die Meinigen los". Hierauf wusch er sich nochmals die Hände, schlug an ein hohles kupfernes Gefäß und sagte dabei neun Mal in bittendem Tone: „Manes exite paterni", d. h. zieht von dannen, ihr Seelen meiner Vorfahren! Nun konnte er sich umsehen, und mit diesem Acte war die Feier vollendet. Eine genaue Beschreibung dieser Ceremonie gibt uns Ovid im fünften Buche seiner „Fasti".

Lena, einer der drei großen Ströme Sibiriens im Gouvernement Irkutsk, dessen Quelle von der Mündung über 300 M. entfernt ist, hat eine Länge von 440 M. und ein Stromgebiet, welches gegen 37000 □M. umfaßt. Er entspringt im Baikalgebirge im Westen des Baikalsees, hat bei Kirensk noch eine Seehöhe von 1100 F. und bei Jakutsk, wo er in die völlige Niederung tritt, von 350 F., und fließt von hier sehr langsam, in breiter, zum Theil seichter Strömung, dem nördlichen Eismeere zu. Ein breites, aus unzähligen Mündungsarmen bestehendes Deltaland liegt hier dem Flusse vor, der unter 73° nördlicher Br., in starrer arktischer Region, der großen Inselgruppe Neu-Sibirien gegenüber, mündet. Unter den Nebenflüssen der L. zeichnet sich zur Rechten der Witim, die Olekma und der Aldan, zur Linken der Wilui aus, sämmtlich schiffbare, breite und wasserreiche Ströme. Die die L. umwohnenden Völker, z. B. Burjäten, Tungusen und Jakuten, nähren sich besonders vom Fischfange. An den Ufern des Flusses findet man häufig Mammuthzähne und Mammuthknochen.

Lenäos ist der Beiname des Bacchus, dem die Lenäen, das Kelterfest, in Athen im Monat Lenäon, mit dramatischen Wettkämpfen gefeiert wurden. Vgl. Böckh, „Über die Lenäen" in den „Abhandlungen der berliner Akademie der wissenschaftlich-historisch-philologischen Classe" (1816—17).

Lenau (Nikolaus), s. Niembsch von Strehlenau.

Lenclos (Anne, genannt Ninon de), eine durch ihre Galanterie bekannte Französin, wurde am 15. Mai 1616 zu Paris aus adeliger Familie geboren. Ihre Ältern starben zeitig; schon mit 15 Jahren sah sich Ninon frei und Herrin ihrer Handlungen. Sie hatte sich selbst durch Lectüre, namentlich aus den Werken Montaigne's, gebildet, besaß viel Geist, Witz und Geschmack, tanzte, sang und spielte das Clavier und war sehr bald von Anbetern und Heirathslustigen umschwärmt. Indeß beschloß Ninon, sich im Lebensgenusse

keine andern Fesseln als die der Klugheit anzulegen. Sie wählte einen Liebhaber nach ihrem Geschmack und gab ihn auf, wenn er ihr nicht mehr gefiel. Der Cardinal Richelieu soll zuerst ihre Gunst genossen haben. Demselben folgten in chronologischer Ordnung Coligny, Villarceaux, der Marquis von Sévigné, der große Condé, der Herzog de Larochefoucauld, der Marschall d'Albret, der Marschall d'Estrées, d'Effiat, Gourville, Lachâtre und noch in Ninon's hohem Alter die Abbés Gédoyn und Châteauneuf. Da sie von ihren Liebhabern nie Geschenke nahm, auch dieselben aus Eitelkeit oder Leidenschaftlichkeit nicht verrieth, sondern aus Hang zur Sinnlichkeit einfach verließ, so blieben alle die angesehenen und berühmten Männer, die sich nacheinander ihrer Gunst erfreuten, ihre Freunde. In ihren übrigen Lebensverhältnissen benahm sie sich mit Würde und großer Redlichkeit. Um gänzlich sorgenlos zu sein, lieh sie ihr Vermögen auf Leibrenten und bezog so ein jährliches Einkommen von 8—10000 Livres. Bis in ihr hohes Alter blieb ihr Haus ein Sammelplatz aller geistreichen und liebenswürdigen Personen des Hofs und der Stadt, und junge Leute, die freilich oft ihrer Verführung unterlagen, besuchten ihre Gesellschaften, um sich Geschmack und Weltbildung anzueignen; auch die Gelehrten und Dichter erschienen und zogen sie bei ihren Werken zu Rathe. Scarron las ihr seine Romane, Saint-Evremont seine Gedichte, Molière seine Komödien, Fontenelle seine Gespräche, Larochefoucauld seine philosophischen Betrachtungen vor. Als die Königin Christine von Schweden nach ihrer Abdankung nach Paris kam, wollte sie nur zwei Besuche abstatten, nämlich der Ninon und der Akademie. Ungeachtet die Ninon im Rufe der Unbeständigkeit und auch der Irreligiosität stand, suchten doch oft die achtbarsten Frauen ihren Umgang, ja ihre Freundschaft. Auch die Frau von Maintenon war und blieb aus früherer Zeit ihre Freundin. Ninon war die Mutter zweier Söhne geworden. Der eine, Namens Laboissière, starb 1732 als Marinebeamter zu Toulon, der andere soll sich in seine eigene Mutter verliebt und nach der Entdeckung des Geheimnisses erstochen haben. Ninon starb am 17. Oct. 1706. Sie vermachte dem jungen, bei ihr eingeführten Voltaire 2000 Livres zum Ankauf von Büchern. Man schreibt ihr eine kleine Schrift „La coquette vengée" (1649) und mehre in den Werken Saint-Evremont's enthaltene Briefe zu. Ihr Leben beschrieben Damours und Lebret; Dourxmenil gab „Mémoires pour servir à l'histoire de Mad. de L." (Par. 1751) heraus.

Lengerke (Alex. von), Landesökonomierath und Generalsecretair des Landesökonomie-Collegiums für die preuß. Staaten in Berlin, wurde zu Hamburg geboren, widmete sich der Landwirthschaft, conditionirte mehre Jahre als Verwalter und pachtete dann ein Landgut. Verluste mannichfacher Art verleideten ihm jedoch das Pachtgeschäft, sodaß er dasselbe aufgab und, nachdem er einige Reisen durch Deutschland gemacht hatte, sich in Bremen häuslich niederließ. In dieser Zeit schrieb er seine „Darstellung der Landwirthschaft in den Großherzogthümern Mecklenburg" (Königsb. 1831); die „Anleitung zum praktischen Wiesenbau" (2. Aufl., Prag 1844); „Reise durch Deutschland" (Prag 1839) und das „Landwirthschaftliche Conversations-Lexikon" (4 Bde., Prag 1837—38, nebst Supplementband, Braunschw. 1842). Im J. 1841 folgte er dem Rufe als Professor der Landwirthschaft am Carolinum zu Braunschweig, doch schon im folgenden Jahre kam er in seine noch gegenwärtige Stellung nach Berlin. In Braunschweig beendigte er das schon früher angefangene größere Werk „Landwirthschaftliche Statistik der deutschen Bundesstaaten" (2 Bde., Braunschw. 1840—41). Gegenwärtig gibt er die „Annalen der Landwirthschaft in den preuß. Staaten" (Berl. 1842 fg.) heraus.

Lenglet du Fresnoys (Nicolas), ein sehr thätiger franz. Schriftsteller, geb. am 4. Oct. 1674, studirte in Paris und machte schon als Student durch einige Schriften Aufsehen. Im J. 1705 wurde er erster Secretair des Kurfürsten von Köln, Jos. Clemens von Baiern, der zu Lille residirte, gab jedoch, um ohne allen Zwang seinen Studien leben zu können, diese Stelle auf, und war später selbst durch die glänzendsten Anerbietungen nicht zu bewegen, sich von irgend Jemand abhängig zu machen. Nicht einmal im hohen Alter und in dürftiger Lage folgte er den immer dringendern Einladungen seiner reichen Schwester in Paris. Wiederholt hatte er seiner Schriften wegen in der Bastille zu sitzen. Beim Lesen eines Buchs eingeschlafen, fiel er vom Stuhle in den Kamin und starb am 18. Jan. 1755. Aus der großen Menge seiner über die verschiedenartigsten Gegenstände sich ver-

breitenden Schriften nennen wir seine nach den Proceßacten gearbeitete „Histoire de Jeanne d'Arc" (2 Bde., Par. 1753—54); „Histoire de la philosophie hermétique" (3 Bde., Par. 1742); „Méthode pour étudier le géographie" (10 Bde., Par. 1716; 4. Aufl., 1768); „Méthode pour étudier l'histoire" (Par. 1713; 12 Bde., 1735; beste Aufl. von Drouet, 15 Bde., 1772); „Tablettes chronologiques de l'histoire universelle" (Par. 1744; neue Aufl., 2 Bde., 1778), und von seinen Unterrichtsschriften die „Géographie des enfans" (Par. 1736; 15. Aufl., 1817).

Lennep (Joh. Dan. van), ein namhafter holländ. Philolog, geb. 1724 zu Leuwarden, erhielt zu Franeker und später zu Leyden seine wissenschaftliche Bildung, wurde 1752 Professor der alten Sprachen zu Gröningen und zuletzt zu Franeker, wo er 1771 starb. In seiner Ausgabe des Koluthus (Leuward. 1747; neuer Abdruck von Schäfer, Lpz. 1823), sowie in der von Valckenaer vollendeten Bearbeitung der „Epistolae" des Phalaris (2 Bde., Gröning. 1777, 4.; neuer Abdruck von Schäfer, Lpz. 1823) vermißt man bei außerordentlicher Belesenheit und Gelehrsamkeit die gehörige Kürze in der Darstellung, während das aus seinen Vorlesungen von Scheid herausgegebene „Etymologicum linguae graec." (2 Bde., Utr. 1790) reich an sonderbaren Hypothesen ist. — Zu derselben Familie gehört Dav. Jak. van L., geb. am 15. Juli 1774 zu Amsterdam, welcher anfangs die Rechtswissenschaften studirte, später der Philologie sich widmete und 1799 eine Stelle am Athenäum seiner Vaterstadt erhielt, die er bald darauf mit der Professur der Beredtsamkeit an der Universität zu Leyden vertauschte. Auch zeichnete er sich seit 1838 als Mitglied der Stände durch seine Reden aus. Unter seinen in exegetischer Hinsicht sehr werthvollen Arbeiten erwähnen wir die Vollendung der von de Bosch begonnenen Ausgabe der „Anthologia graeca" (5 Bde., Utr. 1795—1822), die Bearbeitung der „Heroiden" des Ovid (Amst. 1807; 2. Aufl., 1812) und der „Theogonie" des Hesiod (Amst. 1843), desgleichen die in holländ. Versen verfaßte Übersetzung der „Werke und Tage" des Hesiod (Amst. 1823). — Des Letztern Sohn, Jak. van L., geb. zu Amsterdam am 25. März 1802, empfing seine Bildung theils in seiner Vaterstadt, theils in Leyden, wo er die Rechte studirte. Vor Allem indeß zog ihn die Dichtkunst an und schon seine „Akademischen Idyllen" fanden allgemeinen Beifall. Einen insbesondere ergiebigen ihm angemessenen Stoff fand er in den Legenden und Sagen seines Vaterlandes, die er höchst poetisch aufzufassen und in den gefälligsten Formen wiederzugeben wußte. Hierher gehören seine drei größern Dichtungen „Het huys ter Leede en Adegild", „Jacoba en Bertha" und „De strijd med Vlaanderen". Eine deutsche Übersetzung seiner „Hollands romantische Geschichte" lieferte Lerz (Bd. 1—11, Aachen 1840—43). Die politischen Ereignisse des J. 1830 begeisterten ihn zu einer Menge höchst populair gewordener Gedichte. Von seinen Romanen gehören mehre, wie „De Roos van Dekama" (Amst. 1837; deutsch, 3 Bde., Aachen 1837) und „Haarlems Verlossing", zu dem Besten, was die holländ. Literatur in diesem Fache aufzuweisen hat.

Lenoir (Alex.), einer der gelehrtesten Antiquare Frankreichs, geb. zu Paris am 26. Dec. 1761, machte seine Studien im Collegium Mazarin, dann auf der Kunstakademie zu Paris und widmete sich später unter des Hofmalers Doyen Leitung der Malerei. Während der Revolution, als roher Vandalismus viele der schönsten, in Klöstern und Palästen aufbewahrten Kunstwerke zu vernichten anfing, machte L. dem damaligen Maire von Paris, Bailly, den Vorschlag, die gefährdeten Kunstschätze in ein großes Nationalmuseum zu vereinigen. Mit der Ausführung dieses Unternehmens beauftragt, durchreiste er zu diesem Zwecke ganz Frankreich, rettete, selbst zuweilen mit Lebensgefahr, was zu retten war, und brachte so das berühmte Museum der franz. Kunstdenkmale in der Straße des Petits-Augustins zusammen. Als nach der Restauration 1816 dieses Nationalmuseum, welches L. unter dem Titel „Musée des monumens franç." (8 Bde., Par. 1800—22) beschrieb, aufgelöst und das darin Gesammelte den frühern Besitzern zurückgegeben wurde, ward er zum Aufseher der Kunstschätze der Kathedrale von St.-Denis ernannt und starb zu Paris am 10. Juni 1839. Von seinen übrigen Schriften sind zu erwähnen „Essais sur les hiéroglyphes des Egyptiens" (4 Bde., Par. 1809—22), „Histoire des arts en France, prouvée par les monumens" (Par. 1811, 4.) und „Observations sur la peinture sur verre et sur ses différens procédés" (Par. 1824).

Lenormand (Marie Anne), eine in den vornehmsten Kreisen bekannt gewordene Kartenschlägerin und Wahrsagerin in Paris, die mit Gewandtheit und Schlauheit die vulgaire Neugierde zu täuschen verstand, war zu Alençon 1772 geboren und wurde daselbst bei den Benedictinerinnen erzogen. Schon frühzeitig fing sie an, aus Kaffeesatz, Karten u. s. w. wahrzusägen. Noch vor dem Ausbruche der Revolution kam sie nach Paris, wo sie während der Schreckenszeit gefangen gesetzt wurde. Ganz besonders war ihr die Kaiserin Josephine zugethan. Sie kam deshalb auch bald in Ruf, lebte während der ersten Jahre der Kaiserregierung auf großem Fuß und wurde von den achtbarsten Damen sehr häufig besucht, bis sie sich in politische Umtriebe einließ und deshalb 1809 des Landes verwiesen wurde. Hierüber erzürnt, schrieb sie „Souvenirs prophétiques d'une Sibylle sur les causes de son arrestation, le 11 décembre 1809", eine Prophezeiung des Sturzes des Welttyrannen und seines Anhangs und des Triumphs der Legitimität, die sie aber erst nach der Restauration, 1814, herausgab. Im J. 1818 selbst vom Kaiser Alexander von Rußland aufgesucht, lebte sie später eine Zeit lang in Brüssel, dann wieder in Paris, wo sie 1843 starb. Viel Aufsehen erregten ihre „Mémoires historiques et secrètes de l'impératrice Josephine" (2 Bde., Par. 1820), welche interessante Nachrichten über diese enthalten.

Lenotre (Andr.), ein um die Vervollkommnung der Gartenkunst äußerst verdienter Mann, geb. 1613 zu Paris, wo sein Vater Oberaufseher des Gartens der Tuilerien war, knüpfte bei dem Maler Simon Vouet, dessen Leitung er übergeben wurde, mit Lebrun (s. d.) das engste Freundschaftsbündniß, widmete sich sehr bald ausschließend dem Studium der Gartenkunst und zeigte sein Talent zuerst im Schlosse Vaur, am glänzendsten aber in der Anlegung der Gärten zu Versailles, wofür ihn Ludwig XIV. nicht glänzend genug zu belohnen wußte. Nach der Vollendung der Anlagen zu Versailles wurden durch ihn die Gärten zu Chantilly, St.-Cloud, Meudon, Sceaux, in den Tuilerien, zu Fontainebleau und die herrliche Terrasse zu St.-Germain theils verschönert, theils geschaffen. Amiens verdankt ihm den schönen Spaziergang Autri. Im J. 1678 reiste er nach Rom, wo er vom Papst Innocenz XI. mit großer Auszeichnung aufgenommen wurde. Er starb zu Paris 1700.

Lento bezeichnet in der Musik das langsamste Zeitmaß und fodert einen dem des Adagio (s. d.) ähnlichen Vortrag.

Lentŭlus, der Name einer patrizischen Familie des röm. Geschlechts der Cornelier (s. Cornelius), wird zuerst bei der Belagerung des Capitols durch die Gallier im J. 390 v. Chr. erwähnt, wo ein Lucius Cornelius L. allein von den Senatoren dazu auffoderte, sich durch den Feind zu schlagen, nicht ihm den Frieden abzukaufen. — Aus der spätern Zeit der Republik ist besonders Publius Cornelius Lentulus Sura bekannt, der, nachdem er im J. 75 Prätor, 71 Consul gewesen war, im J. 70 mit 63 Andern wegen seines unsittlichen Lebens durch die Censoren aus dem Senat gestoßen wurde. In der abergläubischen Hoffnung, er sei nach Cinna und Sulla der dritte Cornelier, dem die Herrschaft über Rom beschieden sei, verband er sich 63 v. Chr. mit Catilina (s. d.) und stand, als dieser die Stadt verlassen hatte, an der Spitze der in Rom zurückgebliebenen Verschworenen. Durch seine Unentschlossenheit aber wurde die Ausführung des Plans, Rom anzuzünden und die Gegner zu ermorden, hinausgeschoben, und die Unvorsichtigkeit, mit der er sich mit den Allobrogischen Gesandten einließ, trug vornehmlich dazu bei, daß es dem Cicero gelang, ihn und die andern Häupter der Verschwörung zur Untersuchung zu ziehen. Mit ihnen erlitt er, nachdem er die Prätur, die er in diesem Jahre zum zweiten Mal bekleidete, niedergelegt hatte, den Tod durch Henkershand im Gefängniß. — Publius Cornelius Lentulus Spinther, dem der Vorige, nachdem er seine Theilnahme an der Verschwörung eingestanden, zur Obhut übergeben wurde, war damals curulischer Ädil, wurde im J. 60 Prätor und war als Consul im J. 57 für die Rückberufung Cicero's (s. d.) thätig. Im J. 49 schloß er sich als eifriger Optimat an Pompejus, dem er früher verfeindet gewesen, floh vor Cäsar aus Asculum und begab sich, nachdem ihn dieser aus Corfinium mit Domitius frei entlassen hatte, zum Pompejus, starb aber bald nach dessen Ermordung. — Lucius Cornelius Lentulus Crus trat im J. 61 v. Chr. als Ankläger des Clodius (s. d.) auf. Mit C. Marcellus stand er als Consul im J. 49 dem Cäsar entgegen und wirkte dahin, daß dessen Friedensbedingungen verworfen wurden, dann floh er zum Pom-

pejus, dem er nach der Schlacht bei Pharsalus nach Ägypten folgte, wo ihn die Räthe des Ptolemäus tödten ließen.

Lenz (Harald Otmar), Lehrer an der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal, geb. ebendaselbst 1799, studirte in Leipzig, Göttingen und Berlin, erhielt seine gegenwärtige Stellung, nachdem er als Lehrer in Thorn und Marienwerder sich kurze Zeit aufgehalten hatte. Er erwarb sich manches Verdienst um deutsche Naturgeschichte, zumal durch geduldige Beobachtung der wenigen in Deutschland einheimischen Schlangenarten. Man verdankt ihm manche interessante Bemerkungen über die Lebensart, die Varietäten und das Vorkommen derselben, außerdem über das Gift der gemeinen Viper, gegen welches Chlor, innerlich gegeben, ein treffliches Mittel sein soll. Seine verdienstlichen Forschungen hat er niedergelegt in der „Schlangenkunde" (Gotha 1832); außerdem hat er noch eine „Gemeinnützige Naturgeschichte" (4 Bde., Gotha 1834—39; 2. Aufl., Bd. 1—3, 1842—43) und ähnliche populaire Schriften herausgegeben.

Lenz (Jak. Mich. Reinhold), deutscher Dichter, bekannter als durch eigene Arbeiten durch seine enge Verbindung mit Goethe, war der Sohn eines angesehenen Geistlichen in Liefland, geb. zu Seßwegen am 12. Jan. 1750. Nachdem er in Königsberg studirt und sich kurze Zeit in Berlin aufgehalten hatte, ging er 1771 als Führer eines jungen Adeligen nach Strasburg. Hier trat er sehr bald in den Kreis ein, dessen Hauptmitglieder der Actuarius Salzmann, Goethe und Jung Stilling waren. Er verfaßte mehre dramatische Dichtungen und ästhetisch-kritische Aufsätze; durchgehend aber zeigte sich auch schon die später mehr und mehr überhand nehmende Excentricität seines ganzen Wesens. Zum vollen Ausbruch kam dieselbe, als L. ein Jahr später in Sesenheim Friederike Brion (Goethe's Friederike) kennen lernte und von der verzehrendsten, unerwiderten Leidenschaft zu ihr ergriffen wurde. Vor der geistigen Zerrüttung, die ihn bereits bedrohte, rettete ihn jetzt noch die Beschäftigung mit Plautus und Shakspeare und die thätige Theilnahme an einer von Salzmann 1775 gegründeten Gesellschaft zur Ausbildung der deutschen Sprache. Am weimar. Hofe, wohin er sich im Frühjahre 1776 begab, konnte er trotz Goethe's, Herder's und Wieland's freundschaftlichen Bemühungen bei seiner alle Schranken geselliger Formen überspringenden Ungebundenheit nicht ausdauern. Nach dem Elsaß zurückgekehrt, verfiel er in völligen Wahnsinn. Im Jan. 1778 kam er im schrecklichsten Zustande zu dem Pfarrer Oberlin nach Waldbach. Da auch ein Aufenthalt bei Schlosser in Emmendingen keine Heilung brachte, wurde er 1779 von einem Bruder in die Heimat geholt. Von seinen letzten Lebensjahren wissen wir fast nur, daß er am 24. Mai 1792 in Moskau im tiefsten äußern und innern Elend starb, doch verließ ihn das Gefühl und der Stolz seines geistigen Reichthums nie ganz. Seine „Gesammelten Schriften", die alle einen bedeutenden, aber nicht zur Klarheit und Ordnung durchgedrungenen Geist verrathen und zu den interessantesten Denkmälern der Sturm und Drangperiode der deutschen Literatur gehören, gab Tieck mit einer werthvollen Einleitung heraus (3 Bde., Berl. 1828). Vgl. Stöber, „Der Dichter L. und Friederike von Sesenheim" (Bas. 1842).

Lenzen, das alte Lunkini, eine Stadt in der Priegnitz des preuß. Regierungsbezirks Potsdam, eine halbe Stunde von der Elbe, mit 2600 E., ist geschichtlich merkwürdig wegen der Niederlage der Redarier durch die Deutschen unter König Heinrich I. in der mörderischen Schlacht im J. 929. — Lenzener Wische heißt die fruchtbare Marschgegend an der Elbe, mit bedeutender Rindvieh- und Pferdezucht.

Leo ist der Name von zwölf röm. Päpsten. — Leo I. oder der Große (s. d.) regierte 440—461; L. II., 682—684, bestätigte das über seinen Vorgänger Honorius, der Monothelet gewesen, ausgesprochene Anathema; L. III., 795—816, belohnte Karl den Großen für die vermehrte Pipin'sche Schenkung dadurch, daß er ihm die weström. Kaiserkrone auf das Haupt setzte; L. IV., 847—855, war einer der Päpste, bei deren Wahl die kaiserliche Bestätigung bereits umgangen wurde; L. V., erwählt 907, regierte nur 40 Tage; L. VI., 928—929, und Leo VII., 936—939, lebten in den stürmischen Zeiten der Theodora und Marozia; Leo VIII., 963—965, wurde von Kaiser Otto I. statt des lasterhaften Johann's XII. zum Papste gemacht und sprach dem Kaiser und seinen Nachfolgern mittels einer merkwürdigen Urkunde das Recht zu, den Papst einzusetzen und die Bischöfe zu inve-

stiren; L. IX., 1049—54, vorher Bischof von Toul, wurde in Worms gewählt und begann auf Hildebrand's Rath den Kampf gegen Simonie und Ehe der Geistlichkeit durch zahlreiche Visitationssynoden; Leo X. (s. d.) regierte 1513—21; Leo XI., gewählt 1605, starb schon nach 27 Tagen; Leo XII. (s. d.) regierte 1823—29.

Leo I. oder **der Große**, Papst 440—461, nach Einigen in Rom, nach Andern in Toscana geboren, wurde von den Päpsten Cölestinus I. und Sixtus III. in wichtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen und 440 des Letztern Nachfolger auf dem heiligen Stuhle. Er war der erste Papst, welcher die Idee des röm. Primats klar erfaßt hatte und, begünstigt durch mancherlei Umstände sowie durch das Gesetz Valentinian's III. vom J. 445, zu realisiren strebte. In dem langwierigen Streite über die Naturen in Christo zeigte er dogmatischen Scharfsinn und Takt; sein „Brief an Flavian, Bischof von Konstantinopel" entschied auf dem Concil zu **Chalcedon** (s. d.), und überhaupt übten seine Schriften auf die abendländische Dogmatik großen Einfluß. Als im J. 451 **Attila** (s. d.) Rom bedrohte, wählte der Kaiser Valentinian III. ihn zu seinem Gesandten, um mit Attila über den Frieden zu unterhandeln, den er auch zu Stande brachte. Als jedoch 455 der Vandale Genserich Rom überfiel und es plündern ließ, vermochte er von diesem weiter nichts zu erlangen, als daß kein Mord begangen, die Stadt nicht angezündet wurde und die drei vornehmsten Kirchen ungeplündert blieben. Er starb im J. 461. Seine Werke, die in 96 Predigten, 41 Briefen und einigen Abhandlungen bestehen, wurden am besten zu Venedig (3 Bde., 1755—57) herausgegeben. Vgl. Arendt, „Leo der Große und seine Zeit" (Mainz 1835).

Leo X., Papst 1513—21, geb. zu Florenz 1475, hieß eigentlich Giovanni von Medici und war der zweite Sohn Lorenzo's von Medici. Er erhielt in seinem siebenten Jahre die Tonsur, studirte unter der Leitung des Chalkondylas und Polizian die Schriften der alten Philosophen und wurde schon 1488 zum Cardinal ernannt, trat jedoch erst 1492 als Mitglied des heiligen Collegiums ein. Da er sich der Wahl Alexander's VI. zum Papste widersetzt hatte, vertauschte er Rom mit Florenz, bis die Vertreibung seiner Familie ihn nöthigte, nach Bologna zu flüchten. Im J. 1499 besuchte er Venedig, Deutschland und Frankreich, dann kehrte er nach Rom zurück, wo er den Vergnügungen einer ausgesuchten Gesellschaft lebte und sich besonders mit Musik und schöner Literatur beschäftigte. Erst 1505 begann seine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten. Vom Papst Julius II. wurde er zum Statthalter von Perugia ernannt und 1511 unter dem Titel eines Legaten von Bologna an die Spitze des päpstlichen Heers in der heiligen Ligue wider Frankreich gestellt. In der Schlacht von Ravenna, im J. 1512, wurde er von den Franzosen gefangen. Nach seiner Freilassung kehrte er nach Bologna zurück, wo er als Legat die Verwaltung übernahm. Hierauf wirkte er kräftig mit zur Wiederherstellung der Mediceer und blieb in Florenz, bis Julius' II. Tod ihn nach Rom rief, wo er 1513 unter dem Namen Leo X. den päpstlichen Stuhl bestieg. Sofort ernannte er zwei der vorzüglichsten Schriftsteller seiner Zeit, Bembo und Sadolet, zu päpstlichen Secretairen. Seiner auswärtigen Politik gelang es, die Verhältnisse mit Frankreich friedlicher zu gestalten und Ludwig XII. sogar dahin zu bringen, daß er im Dec. 1513 dem Lateranconcilium beitrat. Nun wandte er seine ganze Sorgfalt auf Förderung der Literatur und der Wissenschaften. Er stellte die Universität zu Rom wieder her, stattete sie mit Gütern und Freiheiten aus und berief die ausgezeichnetsten Männer zu Lehrern, gründete unter des Janos Laskaris Leitung ein eignes Collegium zur Herausgabe griech. Schriftsteller und lud die Besitzer alter Handschriften in allen Ländern ein, sie ihm zur Bekanntmachung mitzutheilen, in Folge dessen auch die fünf ersten Bücher der „Annalen" des Tacitus zum Vorschein kamen. Um ein Bündniß zwischen Frankreich, Spanien und Östreich zu hindern, begünstigte er die Aussöhnung der Könige von England und Frankreich und gab sich aus Rücksicht auf seine Nepoten den Schein, selbst Ludwig's XII. Plan auf Mailand zu befördern. Dennoch drohte neuer Krieg mit Frankreich, als nach Ludwig's XII. Tode Franz I. 1515 den Thron bestiegen hatte. Allein L. schloß mit dem jungen Könige zu Viterbo schnell Frieden und beredete ihn bald darauf bei einer Zusammenkunft in Bologna zur Aufhebung der pragmatischen Sanction, sowie zur Abschließung eines Concordats, durch welches die Früchte des kostnitzer und baseler Concils für Frankreich verloren gingen. Um die Macht seines Hauses zu vergrößern, benutzte er 1516 einen Vorwand,

den Herzog von Urbino zu entsetzen, und belehnte seinen Neffen Lorenzo mit dem Herzogthum. Ungern sah er in demselben Jahre die kriegführenden Mächte sich versöhnen. Den vertriebenen Herzog von Urbino, der sich 1517 wieder in Besitz seines Landes gesetzt hatte, nöthigte er sehr bald von neuem zu einer Verzichtleistung. In demselben Jahre ließ er den Cardinal Petrucci, der einer Verschwörung gegen L.'s Leben sich sehr verdächtig gemacht hatte, ungeachtet des ihm gegebenen sichern Geleites, erdrosseln; Andere, deren Schuld nicht erwiesen war, wurden gefoltert, ihrer Würden entsetzt und verwiesen. Seine Prachtliebe mußte seine Finanzen erschöpfen; sich Geld zu verschaffen, besonders auch zur Vollendung der Peterskirche, ließ er der Christenheit Ablaßbriefe verkaufen. Dieser Misbrauch gab bekanntlich den ersten Anstoß zur deutschen und schweizerischen Reformation (s. d.). Anfangs schien L. auf den Widerspruch Luther's (s. d.) wenig zu achten, und als er endlich nicht mehr schweigen konnte, ging er nur allmälig zu härtern Maßregeln über, die nun freilich nichts mehr fruchteten. Während offener Krieg in der Kirche ausgebrochen war, bemühte er sich vergeblich, gegen den türk. Kaiser Selim, der sich Ägyptens bemächtigt hatte, alle christliche Monarchen zu einem Kreuzzuge zu vereinigen. Nach dem Tode Lorenzo's, der nur eine Tochter hinterlassen hatte, vereinigte L. Urbino mit den päpstlichen Besitzungen; der Cardinal Giulio de Medici aber übernahm die Regierung von Florenz. Wiewol inzwischen die Reformation in Deutschland fortschritt, so genoß doch Italien der äußern Ruhe. Dieser Zustand erlaubte L., seinem Geschmack an prachtvollen Schauspielen zu folgen, den Künsten und Wissenschaften Unterstützung angedeihen zu lassen und zugleich für die Vergrößerung der Macht seiner Familie thätig zu sein. Dabei verlor er den Plan, die Macht Frankreichs in Italien zu brechen, nie aus den Augen. Zu dem Ende schloß er 1521 einen Bund mit dem deutschen Kaiser zur Wiedereinsetzung der Familie Sforza in Mailand, und nahm ein Schweizerheer in Sold. Der Krieg begann; Parma und Piacenza wurden genommen und von dem Papste dem Kirchenstaate einverleibt; die Verbündeten zogen ohne Widerstand in Mailand ein und besetzten das Gebiet des Herzogs von Ferrara, gegen den, als einen Bundesgenossen Frankreichs, L. den Bannstrahl geschleudert hatte. L. war in Rom beschäftigt, die erfochtenen Siege zu feiern, als ihn am 1. Dec. 1521 der Tod ereilte. Ein unbefangenes Urtheil kann ihm Gutmüthigkeit, feine Geschmacksbildung und weltliche Gewandtheit nicht absprechen, muß ihn aber auch üppiger Prachtliebe und jenes Mangels an Sinn für das Göttliche anklagen, der, wie bei vielen italien. Humanisten der damaligen Zeit, an frivolen Unglauben streifte. Vgl. Roscoe, „Life and Pontificate of L. X." (4 Bde., Liverp. 1805; 6 Bde., Lond. 1806; deutsch von Glaser, mit Henke's Anmerkungen, 3 Bde., Lpz. 1806—8; ital. mit Anmerkungen und ungedruckten Beilagen von Bossi, 12 Bde., Mail. 1818).

Leo XII., Papst 1823—29, geb. am 2. Aug. 1760, hieß eigentlich Annibale della Genga und wurde, nachdem er als Nuntius an mehren deutschen Höfen thätig gewesen war, von Pius VII. 1816 zum Cardinal ernannt. Am 28. Sept. 1823 zum Papste erwählt, zeigte er sich zwar als Freund der Wissenschaften, bekundete aber in kirchlicher Beziehung eine illiberale Gesinnung. Hatte er schon in seiner Antrittsbulle die Freimaurerei und die Bibelgesellschaften verdammt, so ließ er außerdem die Inquisitionsgefängnisse wiederaufbauen, ordnete bei Ankündigung des Jubeljahres 1825 das Gebet um Ausrottung der Ketzereien an und verwarf das Gesuch der Schlesier um Aufhebung des Cölibats. Überdies misfiel er auch dem röm. Volke und dem Cardinalcollegium durch sein hartes und selbständiges Regiment in dem Grade, daß bei seinem Tode, am 10. Febr. 1829, Niemand trauerte.

Leo, byzant. Kaiser, s. Byzantinisches Reich.

Leo (Heinr.), ordentlicher Professor der Geschichte an der Universität zu Halle, geb. am 19. März 1799 zu Rudolstadt, besuchte das dasige Gymnasium und bezog im Herbst 1816 die Universität zu Breslau, um Medicin zu studiren. Die auf der Reise in Berlin gemachte Bekanntschaft mit Ludw. Jahn (s. d.) riß ihn auf eine neue Bahn. Wie die meisten Jünger des damaligen Liberalismus, wendete er sich der Bestimmung des Schulmannes zu. Er verließ Breslau im Sommer 1817, reiste mit Wolfg. Menzel durch das Riesengebirge nach Dresden und setzte dann seine Studien in Jena fort, sie besonders der

historischen Seite der alten Literatur zuwendend. Gleichzeitig nahmen ihn persönliche Verbindungen mit Turnern und Demagogen und später der Umgang mit Karl Follenius in Anspruch. Durch Reisig wurde er zur Übersiedelung nach Göttingen bestimmt, wo er sich seit Ostern 1819 hauptsächlich mit dem quellenmäßigen Studium des Mittelalters beschäftigte. Nachdem er sich in Jena die philosophische Doctorwürde erworben, ging er 1820 zu seinem Freund G. von Tucher nach Erlangen, wo er die Abhandlung „Über die Verfassung der lombard. Städte" (Rudolst. 1820) schrieb und sich habilitirte. Vorzugsweise kam es ihm darauf an, sich aus dem Rufe der burschenschaftlichen Demagogie zu bringen. In der Hoffnung, daß die in Baiern überstandene Prüfungszeit dieses bewirkt, ging er, nachdem er noch die Abhandlung „Über Odin's Verehrung in Deutschland" (Erlang. 1822) hatte drucken lassen, nach Berlin, wo er ein eifriger Zuhörer Hegel's war. Mit Unterstützung der verwitweten Fürstin von Schwarzburg-Rudolstadt machte er zu Ostern 1823 eine Reise nach Italien. Nach der Rückkehr habilitirte er sich in Berlin und gab seine „Entwickelung der Verfassung der lombard. Städte" (Hamb. 1824) heraus. Ein Ruf nach Dorpat, den er 1825 ablehnte, bewirkte, daß er zum außerordentlichen Professor ohne Gehalt ernannt wurde. Um endlich zu einer Besoldung zu kommen, nahm er 1826 eine Collaboratorstelle an der Bibliothek an. Überhäufte Arbeiten, sowie eine Unzufriedenheit mit seiner persönlichen Lage erzeugten eine solche Gereiztheit seiner Stimmung, daß er im Nov. 1827 sich plötzlich von Berlin entfernte und von Leipzig aus um seinen Abschied anhielt, worauf er nach Jena ging. Durch Vermittelung seiner Freunde erhielt er 1828 eine außerordentliche Professur der Geschichte in Halle, die 1830 zu einer ordentlichen erhoben wurde. Eine Frucht seiner Studien in Berlin waren die „Vorlesungen über die Geschichte des jüd. Staats" (Berl. 1828), deren Richtung und Auffassung er später selbst als eine irrige erkannte. Größern Beifall gewannen sein „Handbuch der Geschichte des Mittelalters" (Halle 1830) und die von ihm für die Heeren-Ukert'sche Sammlung bearbeitete „Geschichte der italien. Staaten" (5 Bde., Hamb. 1829—30), denen sich seine „Zwölf Bücher niederländ. Geschichten" (2 Bde., Halle 1832—35) in rühmlicher Weise anschlossen. Dagegen sprach er in seinen „Studien und Skizzen zur Naturgeschichte des Staats" (Halle 1833) bereits mit großer Entschiedenheit und Unbedingtheit Meinungen aus, die denen des Tages schroff entgegentraten. Auch wurde er fleißiger Mitarbeiter an dem „Berliner politischen Wochenblatt". Hauptsächlich war es die in Halle in gewissen Cirkeln herrschende pietistische Richtung, die sich seiner bemächtigte und bald großen Einfluß auf ihn gewann. Sie machte sich schon in seinem „Lehrbuch der Universalgeschichte" (6 Bde., Halle 1835—44; Bd. 1—4, 2. Aufl., 1839—42), dem er einen „Leitfaden für den Unterricht in der Universalgeschichte" (4 Bde., Halle 1838—40) folgen ließ, sehr bemerkbar. Auch die Streitschrift „Herr Dr. Diesterweg und die deutschen Universitäten" (Lpz. 1836) verrieth diesen Geist. Noch mehr trat derselbe hervor in dem „Sendschreiben an J. Görres" (Halle 1838) und in der Schrift „Die Hegelingen" (Halle 1838; 2. verm. Aufl., 1839). Seitdem ist ein gewaltiger Sturm gegen L. losgebrochen. Daß hierbei manches falsche und allzu harte Urtheil mit unterlief, ist nicht zu verwundern. Zu der unwürdigen Sprache, mit der man ihn angegriffen, hat er selbst den Ton angegeben. Übrigens hat sich L. durch Forschungen im Gebiete der altgerman. Sprache verdient gemacht. Dahin gehören seine „Altsächs. und angelsächs. Sprachproben" (Halle 1838); „Beowulf, das älteste deutsche, in angelsächs. Mundart erhaltene Heldengedicht, nach seinem Inhalte und nach seinen historischen und mythologischen Beziehungen betrachtet" (Halle 1839) und „Die Malbergische Glosse, ein Rest altkelt. Sprache und Rechtsauffassung (Heft 1, Halle 1842).

Leo (Leonardo), ein ausgezeichneter Componist, geb. zu Neapel 1694, nach Andern 1701, gest. 1742 als Kapellmeister am Conservatorio St.-Onofrio und erster Organist bei der königlichen Kapelle zu Neapel, hat den Ruhm, nebst Pergolesi, Piccini, Jomelli, Sacchini, Hasse, Traetta und andern seiner Schüler die neapolitan. Schule über ganz Europa verbreitet zu haben. Er übertraf alle seine Vorgänger und galt, da er alle Gattungen der Composition in einem gleich vollendeten Grade ausbildete, für einen der größten Meister Italiens. Ungeachtet er besonders für das Leidenschaftliche, Große und Erhabene geschaffen war, so gelang ihm doch das Naive, Zarte und Scherzhafte nicht minder, wie dies seine ko-

mische Oper „Il cioè" (Das heißt) beweist. Übrigens war er der erste Componist, der sich in seinen komischen Opern der **Form der Rondos** bediente. Als seine vorzüglichsten Operncompositionen erwähnen wir „Sofonisba" (1718); „Olimpiade"; „La clemenza di Tito" (1735) und „Achille in Sciro" (1740); ferner die beiden Oratorien „Santa Elena al calvario" und „La morte d'Abele", und unter seinen Kirchenstücken das „Ave Maria" und ein „Miserere" alla capella, welches sich durch erhabenen Stil, harmonische und contrapunktische Vollendung und durch Adel und Klarheit der Schreibart auszeichnet.

Leoben, Stadt an der Mur im Herzogthume Steiermark, mit 3000 E., Eisenwerken und Steinkohlenbau, einem Oberbergamt und Berggericht und der Hauptniederlage des steiermärk. Roheisens, ist durch den am 18. Apr. 1797 zwischen Östreich und der franz. Republik abgeschlossenen Präliminarfrieden merkwürdig, welchem sechs Monate nachher der Friede zu Campo Formio (s. d.) folgte. Laut dieses Präliminarfriedens erhielt Frankreich Belgien und den Rhein, außerdem trat Östreich in Italien alles Land bis an den Oglio ab, dagegen sollte es die Terra firma von Venedig bekommen, dieses aber durch die drei päpstlichen Legationen entschädigt und aus den übrigen ital. Ländern eine Republik gebildet werden.

Leobschütz, Stadt im Regierungsbezirk Oppeln der preuß. Provinz Schlesien und Hauptort des preuß. Antheils der dem Fürsten von Lichtenstein gehörigen Fürstenthümer Jägerndorf und Troppau, unweit der Zinna, mit 5600 E., hat drei katholische und eine evangelische Kirche, ein katholisches Gymnasium und ein Waisenhaus und ist Sitz der fürstlichen Regierung und eines Fürstenthumsgerichts. Außer starken Getreide- und Flachsmärkten machen Garnhandel und Leinwand-, Strumpf- und Tuchmanufactur die Hauptnahrung des Orts aus.

Leon, ein span. Königreich, im nordwestlichen Theile Spaniens, wird im Norden durch Asturien, im Osten durch Altcastilien, im Süden durch Estremadura und im Westen durch Portugal und Galicien begrenzt, und nimmt einen Flächenraum von 913 □M. ein, der von nicht mehr als ungefähr 1 Mill. Menschen bewohnt wird. L. ist ein gebirgiges Land und wird in der Mitte in seiner ganzen Breite vom Duero durchflossen. Es ist größtentheils nicht sehr fruchtbar und nichts weniger als gut angebaut. In den ältesten Zeiten war es abwechselnd von Römern, Gothen und Sarazenen beherrscht, bis die Spanier dieselben vertrieben und ein eigenes Königreich hier gründeten, das 1065 mit der Krone Castilien (s. d.) vereint, nach Alfons' VIII. Tode wieder davon getrennt, 1218 jedoch aufs neue damit verbunden wurde und seitdem die Schicksale dieses Reichs theilte. (S. Spanien.) Es wird in administrativer Hinsicht in die sechs Provinzen Leon, Valladolid, Palencia, Toro, Zamora und Salamanca getheilt. Die bedeutendsten Städte sind Leon, Valladolid (s. d.) und Salamanca (s. d.). Leon, die Legio septimana gemina, von der das Königreich den Namen erhalten hat, an der Bernesja und dem Torio, mit 6000 E., ist der Sitz eines Bischofs und einer gelehrten Schule, hat einschließlich der Kathedrale 13 Kirchen, die mit ihren vielen Thürmen der Stadt ein großartiges Aussehen geben, und ein prächtiges Rathhaus. Unter den Klöstern war das des heil. Isidro berühmt, weil hier lange Zeit die Könige des Landes beigesetzt wurden. In gewerblicher Hinsicht ist nur der Handel mit Arzneipflanzen von Bedeutung.

Leon oder Isla de Leon, eine zur span. Provinz Sevilla gehörige, mit der Landzunge, auf deren nordwestlicher Spitze die Stadt Cadiz (s. d.) liegt, drei M. lange Insel im Atlantischen Ocean, nordwestlich von der Straße von Gibraltar, wird vom Festlande nur durch den schmalen Meeresarm von San-Pedro getrennt, über welchen die Brücke del Suazo führt, welche die Insel mit dem Festlande verbindet.

Leonardo da Vinci, s. Vinci.

Leonhard (Karl Cäsar von), Geh. Rath und Professor der Mineralogie und Geologie an der Universität zu Heidelberg, geb. zu Rumpenheim bei Hanau am 12. Sept. 1779, wurde durch Privatunterricht zur akademischen Laufbahn vorbereitet und studirte 1797—99 in Marburg, dann in Göttingen, wo Blumenbach ihm die Vorliebe für die mineralogischen Wissenschaften einflößte. Bereits im J. 1800 wurde er Assessor bei der Landkassen-

und Steuerdirection in Hanau. Neben seinen Berufsgeschäften strebte er fortwährend nach weiterer Ausbildung in den mineralogischen Wissenschaften. Zu diesem Behufe unternahm er 1803 eine Reise nach Sachsen; auch bereiste er 1805 Franken, Baiern, Östreich, Salzburg und Schwaben. Als das Fürstenthum Hanau 1810 an den Großherzog von Frankfurt abgetreten wurde, war L. Kammerrath; Dalberg ernannte ihn sofort zum Generalinspector der Domainen; doch verwaltete er diese Stelle nur einige Monate, da er, in Folge der bei dem Liquidationsgeschäfte zwischen Hanau und Frankreich erregten Unzufriedenheit der franz. Behörden, schon in den ersten Tagen des J. 1811 suspendirt wurde. Hierauf lebte er den Wissenschaften, bis sich der Großherzog von dem Unrechte, welches L. zugefügt worden, überzeugte, ihn 1812 zum Geh. Rath ernannte und ihm die Generalverwaltung der Octroidomainen übertrug. Da L. nach der Restauration in Hessen keine seinen Erwartungen entsprechende Anstellung fand, so nahm er 1814 seine Entlassung aus dem Staatsdienste und ging nach München, wo er 1815 eine Anstellung bei der königlichen Akademie der Wissenschaften erhielt. Dort lebte er ausschließend im Dienste der Wissenschaft und erfreute sich der besondern Huld des Königs, der ihn bereits 1814 wegen der Verdienste, die er sich um das bair. Heer bei der Schlacht von Hanau erworben, mit dem Commandeurkreuze des Ordens der bair. Krone belohnt hatte. Im J. 1818 folgte er indeß dem Rufe auf den neubegründeten Lehrstuhl für Mineralogie und Geologie an der Universität zu Heidelberg, wo er noch gegenwärtig wirkt. L. ist der fruchtbarste deutsche Schriftsteller im Gebiete der Mineralogie und Geognosie. So sehr er sich auch, besonders in seiner „Charakteristik der Felsarten" (3 Bde., Heidelb. 1824), in seiner, meist auf eigene Beobachtungen deutscher Gebirge gegründeten Streitschrift „Die Basaltgebilde" (Stuttg. 1832) und in seiner „Agenda geognostica" (2. Aufl., Heidelb. 1839), als tüchtigen Beobachter gezeigt hat, so liegt doch sein Hauptverdienst in seinen systematischen und populairen Werken, von denen besonders die letztern als unübertroffen bezeichnet werden können. Seine hierher gehörigen Hauptwerke sind die „Topographische Mineralogie" (3 Bde., Frankf. 1805—9), „Grundzüge der Oryktognosie" (2. Aufl., Heidelb. 1833), „Handbuch der Oryktognosie" (2. Aufl., Heidelb. 1826), „Grundzüge der Geognosie und Geologie" (3. Aufl., Heidelb. 1839), „Lehrbuch der Geologie und Geognosie" (Stuttg. 1833) und endlich seine unter dem Titel „Geologie oder Naturgeschichte der Erde" (4 Bde., Stuttg. 1836—45) erschienenen und als „Géologie des gens du monde" ins Französische übersetzten populairen Vorlesungen. Mit Bronn zusammen gibt L. seit 1830 das „Jahrbuch für Mineralogie" heraus. Er ist als Geolog der neuern Schule zugethan, und sein mineralogisches System schließt sich den chemischen zunächst an. An Darstellungsgabe wird er von keinem neuern Schriftsteller dieser Fächer übertroffen.

Leonidas, König von Sparta, bestieg nach dem Tode seines Vaters Anaxandrides im J. 491 v. Chr. den Thron und erhielt, als der Perserkönig Xerxes (s. d.) mit einem ungeheuren Heere Griechenland bedrohte, den Oberbefehl über die aus 300 Spartanern und ungefähr 6000 M. Hülfsvölkern bestehende Vertheidigungsmacht, die er 480 v. Chr. nach Thermopylä (s. d.) führte und dort so geschickt aufzustellen wußte, daß die Perser, als sie, bei diesen Engpässen angelangt, die Größe der ihnen entgegenstehenden Hindernisse erkannten, den L. durch die lockende Verheißung der Herrschaft über ganz Griechenland für sich zu gewinnen suchten. Als man diesen Vorschlag zurückwies, sandte Xerxes einen Herold mit der Auffoderung an die Griechen, ihre Waffen auszuliefern. „Er komme und hole sie!" war die Antwort des Spartanerkönigs. Drei Mal wurde das von den Persern nun versuchte Eindringen in die Engpässe mit großem Verluste zurückgewiesen. Zu derselben Zeit hatte aber der verrätherische Grieche Epialtes eine auserlesene Truppe von 10000 Persern auf einem geheimen Wege über die Gebirge geführt, die nun im Rücken des L. erschienen, der, als er Alles verloren sah, mit den 300 Spartanern, 700 Thespiern und 400 Thebanern den in Masse eindringenden Persern sich entgegenwarf und den Sieg ihnen so lange streitig machte, bis er und die Seinen mit ihren Leichnamen den Kampfplatz deckten. — Außerdem sind unter diesem Namen zwei griech. Epigrammendichter bekannt, von denen der eine, aus Tarent gebürtig, um 270 v. Chr., der andere, aus Alexandrien, von 59—127 n. Chr. lebte.

Die von Beiden noch vorhandenen Gedichte finden sich in der griech. Anthologie und sind von Meinecke (Lpz. 1791) auch besonders herausgegeben worden.

Leoninische Verse heißen nach einem Dichter des Mittelalters, Namens Leo, oder, wie Andere meinen, nach Papst Leo II., die zu jener Zeit nicht ungewöhnlichen Hexameter und Pentameter, in denen Mitte und Schluß sich reimen. Die ersten Spuren solcher, freilich ganz ungesuchter Reime finden sich zwar schon hier und da bei den alten röm. Dichtern, namentlich bei Ovid; aber in den Zeiten des Mittelalters wurden häufig sehr umfangreiche Gedichte in solchen Versen künstlich abgefaßt, die nur in einzelnen Fällen für den Scherz sich eignen, im Allgemeinen jedoch als eine geschmacklose Spielerei zu betrachten sind.

Leoninischer Vertrag (societas leonina oder Löwengesellschaft) heißt ein Gesellschaftsvertrag, wo ein Theilhaber allen Nachtheil allein trägt und der andere allen Nutzen allein zieht. Eine solche Übereinkunft ist als Gesellschaftsvertrag nach den Rechten ungültig, da sie vielmehr eine Schenkung ist.

Leonische Waaren, auch Lyonische Waaren, heißen Borten, Tressen und sonstige Geflechte, bei welchen man statt des echten Gold- oder Silbergespinnstes Kupferdraht anwendet, dem ein gold- oder silberähnliches Ansehen gegeben ist. Die Waaren haben ihren Namen entweder nach der Stadt Leon in Spanien oder, was wahrscheinlicher ist, nach der Stadt Lyon in Frankreich, wo dieselben noch gegenwärtig in vorzüglicher Güte fabricirt werden, während Leon nie als Fabrikstadt in Ruf gewesen ist. Auch in Deutschland werden diese Waaren sehr gut gemacht, z. B. zu Roth, Schwabach, Allersberg in Baiern, zu Wien, Mannersdorf, Schwaz und Stanz im Kaiserthum Östreich, zu Freiberg in Sachsen, in Hamburg, Berlin, Magdeburg und an andern Orten. Zur Bereitung bedient man sich des Kupfers, das jedoch vorzüglich rein und durch mehrmaliges Umschmelzen und Ziehen vollkommen gleichmäßig gemacht sein muß. Den Goldschein gibt man diesem Kupfer entweder durch unmittelbare Vergoldung mit Blattgold oder durch Cämentation.

Leontium, eine durch Schönheit und Geist gleich ausgezeichnete Hetäre (s. d.) in Athen, war die Schülerin und Freundin des Epikur und seines vertrauten Schülers Metrodorus und soll eine scharfsinnige Schrift im reinen attischen Stile zur Vertheidigung der Lehre Epikur's gegen Theophrast verfaßt haben. Ihre Vorzüge hat der Dichter Hermesianax (s. d.) in mehren erotischen Liedern, die den Namen der L. führen, geschildert.

Leopard, ein großes Raubthier aus der Gattung der Katzen, ist drei Fuß lang, zwei Fuß hoch an den Schultern, mit zwei Fuß langem Schwanze versehen und zeichnet sich aus durch dunkle Flecke, die auf dem gelblichen Grunde in etwa zehn Reihen gestellt sind. Der Leopard kommt in Afrika vom Senegal bis zum Cap, aber auch in Indien vor, hält sich in dichten Waldungen auf, gleicht an Sitten den übrigen Katzen und ist oft mit dem allerdings sehr ähnlichen Panther (dem Pardus der Alten) verwechselt worden, der nur in Indien lebt. Die Alten kannten beide Arten, wahrscheinlich waren aber jene Heerden einer großen Katzenart, die man den Römern bei Thiergefechten vorführte (Pompejus auf einmal 410 Stück, Augustus 420), Panther und nicht Leoparden.

Leopardi (Giacomo, Graf), ital. Dichter und Literat, geb. aus einer alten Familie der Mark Ancona zu Recanati am 29. Juni 1798, war von Jugend auf kränklich, körperlich verbildet und äußerst reizbar. Im väterlichen Hause erzogen, gab er sich mit größtem Eifer dem Studium der alten classischen Literatur hin. Ein Autodidakt in der griech. Sprache, brachte er es in ihrer Kenntniß frühzeitig zu einer großen Vollkommenheit. Nicht der eigentlich philologische Theil allein war es, der ihn bei den classischen Schriftstellern anzog, er drang in den Geist derselben ein und befreundete sich aufs innigste mit ihren Ansichten und Vorstellungen, was auf seine eigenen den entschiedensten Einfluß hatte. Die Anschauungen, welche er sich von der alten Welt bildete, dienten dem Schmerze, den ihm der klägliche Zustand des neuern Italiens verursachte, zur Folie. Sein Gesang an Italien und die Betrachtungen über das Monument, welches die Florentiner ihrem größten Dichter zu setzen beabsichtigten (und 1830 in der Wirklichkeit errichteten), machten sogleich bei ihrem Erscheinen (Rom 1818) den tiefsten Eindruck. Eine Frucht seiner philologischen Studien waren seine Bemerkungen über das von Ang. Mai und J. Zohrab 1818 bekannt

gemachte „Chronicon" des Eusebius (Rom 1823). Es folgten die Verse an Ang. Mai, bei Gelegenheit der Auffindung der Bücher Cicero's „De republica", die zu dem Ausgezeichnetsten gehören, was die Lyrik der Italiener aufzuweisen hat. Zu Ende des J. 1822 besuchte L. Rom, wo er seinen philologischen Studien lebte und einen Katalog der Barbarinischen Bibliothek anfertigte. Der Plan des preuß. Gesandten, des Geh. Staatsraths Niebuhr, für L. eine Professur in Berlin zu erlangen, zerschlug sich sowol wegen des Dichters anhaltender körperlicher Leiden, wie auch wegen seiner Anhänglichkeit an die Heimat. Die erstern nahmen so zu, daß er nach seiner Rückkehr nach Recanati sich genöthigt sah, seinen philologischen Studien fast ganz zu entsagen. Von dieser Zeit an ist es, wo der Schmerz über seine unglücklichen Verhältnisse, welche durch Mishelligkeit mit seinem Vater, der die politischen und literarischen Grundsätze des Sohnes nicht billigte, noch verschlimmert wurden, eine Bitterkeit in ihm erzeugte, welche, identificirt mit der Trauer über die Gesunkenheit seiner Nation, auch in seinen Gedichten sich kund gibt. Sein Ruhm verbreitete sich indeß immer mehr. Im J. 1825 besuchte er Oberitalien und verweilte längere Zeit in Mailand, dann in Florenz. Hierauf erschien die erste Sammlung seiner Canzonen (Bologna 1826), der er eine Sammlung vermischter Aufsätze unter dem Titel „Operette morali" (Mail. 1827) folgen ließ. Genöthigt, von der Feder zu leben, gab er eine Blumenlese aus den Dichtern und Prosaikern Italiens und Petrarca's lyrische Gedichte mit einem vortrefflichen Commentar heraus; dann veranstaltete er eine gewählte Sammlung seiner „Canti" (Flor. 1831). In fast hülflosem Zustande ging er 1833, auf Veranlassung seines Freundes A. Ranieri, nach Neapel. Hier begann er mit dessen Hülfe eine Sammlung seiner Schriften, wovon indeß nur der erste Band, die lyrischen Gedichte enthaltend, erschien. Unter den befreundeten Seelen, die ihm in dieser letzten Epoche nahestanden, befand sich auch Graf Platen. L. starb in Ranieri's Armen, der ihn beim Einbruch der Cholera aufs Land nach Portici führen wollte, am 14. Juni 1837 an der Brustwassersucht. Eine Übersetzung seiner „Lyrischen Dichtungen" gab Kannegießer (Lpz. 1837) heraus.

Leopold I., deutscher Kaiser 1658—1705, der zweite Sohn Kaiser Ferdinand's III. und der Maria Anna von Spanien, geb. 1640, wurde 1655 zum Könige von Ungarn, 1658 zum Könige von Böhmen und am 18. Juli desselben Jahres, trotz aller Gegenbemühungen Ludwig's XIV. von Frankreich, der die Kaiserkrone für sich selbst zu gewinnen suchte, zum deutschen Kaiser gewählt. Ursprünglich für den Dienst der Kirche erzogen, fand er schon als Knabe sein größtes Vergnügen an geistlichen Übungen, sowie später in der Beschäftigung mit Sprachen und Wissenschaften, und nicht ohne Absicht unterstützte sein Oberhofmeister, Fürst Portia, um statt seiner zu regieren, diesen Hang zur Zurückgezogenheit. Aber wie friedliebend und zur Unthätigkeit geneigt L.'s Geist auch war, so sollte doch gerade seine lange Regierung eine ununterbrochene Kette von Unruhen, Kämpfen und Kriegen sein. Gleich anfangs hatte das kaiserliche Cabinet durch unkluge Einmischung in die Wirren, welche in Siebenbürgen durch den Zwist des Fürsten Ragoczi mit seinem Oberlehnsherrn, dem Sultan, und nachdem Ragoczi darin seinen Tod gefunden, über die Ernennung seines Nachfolgers fortdauerten, sich in einen weitaussehenden Krieg mit der Pforte verwickelt. Die Türken brachen 1662 in Ungarn ein, eroberten Großwardein und Neuhäusel und streiften unter Verübung schrecklicher Grausamkeiten bis Mähren und Schlesien. Nach langen vergeblichen Unterhandlungen durch seine Gesandten erlangte L. endlich auf dem Reichstage zu Regensburg im J. 1663, wo er persönlich erschien, von den deutschen Fürsten Hülfe; selbst Schweden und Frankreich sandten Truppen und die italien. Staaten und der Papst reichliche Geldbeiträge, sodaß es mit diesen Mitteln dem kaiserlichen Feldherrn Montecuculi (s. d.) gelang, die Türken am 1. Aug. 1664 in der Schlacht bei St.-Gotthard an der Raab aufs Haupt zu schlagen. Aber statt diesen Sieg zu benutzen, gestattete der Kaiser in dem am 10. Aug. zu Vasvar auf 20 Jahre abgeschlossenen Waffenstillstande, daß der von der Pforte begünstigte Prätendent Abaffy Fürst von Siebenbürgen bleiben und die Pforte Großwardein und Neuhäusel behalten durfte. Der Krieg erneuerte sich, wenn auch spät, doch in einer bedenklichern Zeit desto gefahrdrohender wieder, als L. zur Erweiterung seiner Souverainetät in Ungarn immer eigenmächtigere und gewaltsamere Maßregeln ergriff. Zwar wurden die geheimen Unterhandlungen, welche einige Magnaten, um

ihr Königreich der kaiserlichen Hoheit zu entziehen, mit den Türken angeknüpft hatten, zu rechter Zeit noch entdeckt, und es büßten die Grafen Nadasli, Zrini, Frangipani und Tettenbach ihre verrätherischen Umtriebe 1671 mit dem Tode durch Henkershand, allein der erbitterte Kampf der national-protestantischen Ungarn mit den deutsch-katholischen Anhängern des Hauses Östreich, durch die unzeitige Strenge des Gubernators Kaspar von Ampringen nur noch mehr gesteigert, dauerte dessenungeachtet fort, bis er 1682 unter Graf Emmerich Tökely in offenen Aufruhr überging. Von den Empörern zu Hülfe gerufen und von Ludwig XIV. angereizt, stürmten die Türken 1683 mit einem Heere von 200000 M. unter dem Großvezier Kara Mustapha siegend, brennend und mordend durch Ungarn bis vor Wien, das sie vom 14. Juli bis zum 12. Sept. belagerten. Während nun Graf Stahremberg mit der Besatzung und den Bürgern, trotz Hunger und Seuchen, die Stadt tapfer vertheidigte, rückte ein von den sächs. und bair. Kurfürsten geführtes Reichsheer und ein 26000 M. starkes poln. Corps unter Johann Sobieski (s. d.) zum Entsatze heran, die im Verein mit den Kaiserlichen unter dem Herzoge Karl von Lothringen am 12. Sept. bei Wien am Kalenberge über die Türken einen so entscheidenden Sieg erfochten, daß diese bald darauf Ungarn räumen mußten. Auch in den nachfolgenden Kämpfen war der Kaiser meist glücklich, und als Karl von Lothringen die Türken bei Neuhäusel und nach der Eroberung von Ofen bei Mohacz 1687 geschlagen und Eugen endlich die wichtige Schlacht bei Zenta an der Theiß am 11. Sept. 1697 gewonnen, folgte am 29. Jan. 1699 der Friede von Karlowitz, durch welchen Slawonien, Siebenbürgen und das übrige Ungarn in die Hände des Kaisers kam. Unterdeß hatten auch die Ungarn selbst, des langen Kriegselendes müde, und durch die fortdauernd blutigen Maßregeln, unter denen die sogenannte Schlachtbank zu Eperies am berüchtigtsten geworden ist, gezwungen, auf dem Reichstage zu Presburg, am 31. Oct. 1687, sich dem Kaiser unterworfen und gegen das Versprechen, daß alle bisherigen Beschwerden abgestellt werden sollten, in die Verwandlung ihres Wahlkönigreichs in ein Erbkönigreich des Hauses Östreich eingewilligt. Nicht so glücklich als den Kampf mit den schon erschlafften Türken bestand L. die mehrfachen, sich immer wieder erneuernden Kriege mit Ludwig XIV. Der erste 1672, von L. und dem Deutschen Reiche in Verbindung mit Spanien und Brandenburg unternommen, um den von Frankreich und England angegriffenen Holländern beizustehen, wurde anfangs durch Lobkowitz's Einwirkung, trotz der schrecklichen Verwüstungen, die er den deutschen Ländern rechts und links vom Rheine brachte, nur lau geführt, bis endlich nach Entfernung Lobkowitz's, der es mit Ludwig XIV. hielt, Montecuculi die Franzosen 1675 bei Saßbach schlug, über den Rhein drang und sogar in Frankreich selbst einfiel. Aber der Friede von Nimwegen am 5. Febr. 1679 brachte dem Reiche, statt der gehofften Früchte dieses Sieges, durch L.'s schlaffe Nachgiebigkeit, nur Länderverlust, namentlich kamen Freiburg im Breisgau und Lothringen in die Hände der Franzosen. Nicht zufrieden mit diesen Erwerbungen, suchte Ludwig XIV. neue Gelegenheit, seinen Länderdurst an Deutschland zu befriedigen. Nicht nur behielt er viele Städte, die er dem nimwegener Frieden zufolge herausgeben sollte, sondern errichtete auch 1680 zu Metz, Breisach und Besançon sogenannte Reunionskammern, nach deren Ausspruche er viele Flecken und Städte, ja ganze Grafschaften und Fürstenthümer des Deutschen Reichs, als zu den ihm abgetretenen Städten und Landstrichen einst gehörig, in Besitz nahm. Das Reich, unentschlossen und ohne Thatkraft und L. mit den Türken beschäftigt, waren beiderseits froh, als Ludwig XIV. gegen Überlassung der bisher geraubten Landschaften und Städte, worunter auch Strasburg war, einen zwanzigjährigen Stillstand der Reunion verwilligte. Doch schon 1688 begannen die Franzosen unter dem Vorwande von Erbansprüchen auf die pfalzsimmernsche Hinterlassenschaft den Krieg aufs neue, rückten unter den abscheulichsten Bedrückungen, Verheerungen und Mordbrennereien in die Pfalz ein und drangen bis Schwaben vor. Da vereinigten sich endlich, auf Wilhelm's von Oranien Anregung, der Kaiser, das Reich, England, Holland, später auch Spanien und Savoyen zu dem sogenannten Coalitionskriege (1688—97), der an fünf verschiedenen Punkten, am Rhein, in den Niederlanden, in Italien, an dem Fuße der Pyrenäen und auf dem Meere, für die Deutschen meist glücklich gekämpft wurde und mit dem Frieden zu Ryswijk am 30. Oct. 1697 endigte, in welchem Ludwig XIV. nicht nur Alles, was er seit 1680 von Deutschland losgerissen hatte,

zurückgab, sondern auch überdies noch Breisach, Freiburg, Kehl, Philippsburg und einige kleinere Festungen an Deutschland abtrat. Den dritten Krieg, den span. Erbfolgekrieg (s. d.), unternahm L. 1701, um seinem zweiten Sohn Karl die Thronfolge von Spanien zu verschaffen, die ihm Ludwig XIV. für seinen Enkel Philipp von Anjou streitig machte. In Verbindung mit England, Holland, Preußen und dem Deutschen Reiche, das er gleichfalls in diesen unseligen Privatkrieg seines Hauses verwickelt hatte, siegte zwar L. anfangs durch Eugen bei Carpi und Chiari, bald aber wurde der röm. König Joseph am Rhein zurückgedrängt, der Markgraf von Baden in mehren Gefechten geschlagen, Tirol erobert und die Schlacht bei Höchstädt gegen Villars verloren. Zu gleicher Zeit hatten die Ungarn unter dem Grafen Franz Ragoczi und dem Grafen Caroli, durch Ludwig's XIV. Gesandte gereizt, aufs neue zu drohendem Aufstande sich erhoben und in ihren Eroberungen so glückliche Fortschritte gemacht, daß sie schon die östr. Lande bedrohten. Bereits fing jedoch L.'s Kriegsglück durch Marlborough's und Eugen's Siege bei Donauwörth und Höchstädt 1704 aufs neue an, zu steigen, als er am 5. Mai 1705 an der Brustwassersucht zu Wien starb. L. war von Wuchs unansehnlich, der Blick düster und in den letzten Jahren kummervoll, das Gesicht durch eine große herabhängende Unterlippe entstellt. Mit treuer Gatten- und Vaterliebe und natürlicher Gutherzigkeit vereinigte er eine fast bigote Frömmigkeit und Mildthätigkeit gegen die Armen, aber auch Intoleranz, steife Förmlichkeit und Härte bei Bestrafung politischer Vergehungen. Selbst in Wissenschaften und Sprachen so gründlich unterrichtet, daß ihn schwerlich ein Fürst seines Jahrhunderts übertraf, betrieb er die Musik mit Vorliebe und förderte eifrig die Gründung der Universitäten zu Innsbruck, Olmütz, Halle und Breslau. Den Jesuiten war er als ihr Zögling sehr ergeben und ließ sich von ihnen, sowie früher von seinen Ministern leiten, bis durch Lobkowitz sein Vertrauen getäuscht wurde, worauf er selbst mit dem Vorsitz im Staatsrath die Leitung der Geschäfte übernahm. Pracht und Üppigkeit waren ihm fremd; einfach, in strenger Zurückgezogenheit, lebte er unter ängstlicher Beobachtung einer unwandelbaren Tagesordnung nach den strengen Gesetzen der span. Hofetikette, in welcher er sich ganz heimisch fühlte. Aber alle Zweige der Staatsverwaltung kamen bei der grenzenlosen Verzögerung, der alle Sachen, selbst die wichtigsten, unterworfen waren, weil der Kaiser seit Lobkowitz's Abgang Alles selbst entscheiden wollte, in den größten Verfall; nur bei seinen Heeren hatte er das Glück oder Geschick, die rechten Männer an deren Spitze zu stellen. Er erhob während seiner Regierung 13 gräfliche Häuser in den Reichsfürstenstand, ertheilte ungeachtet vieler Widersprüche dem Hause Braunschweig-Hannover die neunte Kurwürde und erkannte den Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich, als König an. Unter ihm erhielt der Reichstag immerwährende Dauer, der nun aus der großartigen Form einer Fürstenversammlung zu einem Congresse von Abgesandten ohne Machtäußerung und Entscheidung zusammenschrumpfte. Für sein Haus erwarb er nach dem unerwarteten erblosen Ableben des Erzherzogs Franz Sigmund von Tirol diese Grafschaft mit einer reichen Baarschaft an Geld, mit welcher er die beiden schles. Fürstenthümer Oppeln und Ratibor, welche Ferdinand III. in der bedrängtesten Zeit des Dreißigjährigen Kriegs an den König von Polen verpfändet hatte, wieder einlöste. Von seinen drei Gemahlinnen hatte er mehre Söhne, von denen ihn zwei, Joseph I., sein Nachfolger, und Karl VI. (s. d.), der 1711 Kaiser wurde, überlebten.

Leopold II., deutscher Kaiser, 1790—92, einer der menschenfreundlichsten und weisesten Fürsten des östr. Hauses, geb. am 5. Mai 1747, wurde nach seines Vaters, des Kaisers Franz's I., Tode, 1765, Großherzog von Toscana, welches Land er 25 Jahre lang mit musterhafter Sorgfalt und Weisheit regierte. Er traf allenthalben die nützlichsten Einrichtungen, hob die Landwirthschaft, förderte Gewerbe und Handel, verbesserte die Landstraßen, schaffte 1787 die Inquisition ab, legte Besserungshäuser an und wirkte durch sein vortreffliches Criminalgesetzbuch wohlthätig auf die Sittlichkeit seiner Unterthanen. Früher als sein Bruder Joseph, aber behutsamer als dieser, unternahm er Reformen in Kirchensachen. (S. Ricci.) Auch hatte er mit seinem Minister Gianina den vollständigen Entwurf einer repräsentativen constitutionellen Regierungsverfassung ausgearbeitet, die er Toscana geben wollte. Der Tod Kaiser Joseph's II. rief ihn in einer Zeit zur Kaiserwürde und auf den Thron der östr. Länder, wo die Staatsverhältnisse nach innen und außen sehr verwickelt wa-

ren. Eine verständige Mitte zwischen Nachgiebigkeit und Strenge haltend, gelang es ihm sehr bald, die Ruhe im Innern seiner Staaten wiederherzustellen. Die empörten Niederländer, welche sich L.'s Vorschlägen nicht gutwillig fügten, wurden durch ein Heer, welches ohne großen Widerstand am 3. Dec. 1791 Brüssel einnahm, zum Gehorsam gebracht; doch bewilligte ihnen L. ihre alten Vorrechte und die Wiederherstellung vieler von Joseph aufgehobenen kirchlichen Einrichtungen. Ebenso dämpfte er die aufrührerischen Bewegungen der Ungarn, die in einem neuen Eide seine Königsrechte beschränken wollten, durch Mäßigung und Festigkeit. Mit Preußen, welches Östreich damals bedrohte und dem Kaiser in den Niederlanden entgegenwirkte, schloß er am 27. Juli 1790 die reichenbacher Convention und in Folge derselben bald darauf mit der Türkei einen Waffenstillstand ab, auf welchem am 4. Aug. 1791 der Friede zu Szistowa in Bulgarien folgte, worin Östreich alle seither gemachten Eroberungen an die Türkei zurückgab. Nach solcher Wiederherstellung des innern und äußern Friedens begann L. sogleich für seine Unterthanen durch Verbesserung der Justiz, der Policei und der öffentlichen Erziehung zu sorgen; doch, in Folge der Vorfälle in Frankreich, gleich andern Fürsten von der Besorgniß vor dem Eindringen jakobinischer Ideen nach Deutschland erfüllt, führte er in seinen Staaten eine geheime Policei ein und beschränkte, obwol mit Milde, die von Joseph II. gestattete Rede-, Druck- und Lesefreiheit. Die immer drohender werdenden Fortschritte der franz. Revolution und die Theilnahme an Ludwig's XVI. Schicksal veranlaßte ihn und den König von Preußen endlich zu einer Zusammenkunft zu Pillnitz am 27. Aug. 1791, auf welcher beide Monarchen die Absicht öffentlich aussprachen, für die Befreiung des Königs von Frankreich aus seiner unfreiwilligen Abhängigkeit auf alle Weise wirken zu wollen. Einen kurz darauf am 7. Febr. 1792 zwischen ihm und Preußen zu diesem Zwecke geschlossenen Schutz- und Trutzbündniß folgte ebenso schnell als unerwartet sein Tod am 1. März 1792. Ihm folgte in der Regierung sein Sohn Franz II., als Kaiser von Östreich Franz I. (s. d.).

Leopold I. (Georg Christian Friedr.), König der Belgier, der Sohn des Herzogs Franz von Sachsen-Koburg und Bruder des verstorbenen Herzogs Ernst's III. (s. d.) von Sachsen-Koburg und Gotha, des Herzogs Ferdinand von Sachsen-Koburg-Kohary (s. Kohary), der verwitweten Herzogin Victoria von Kent und der geschiedenen Großfürstin Konstantin, wurde am 16. Dec. 1790 geboren und erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung. Nachdem durch die Vermählung seiner Schwester Juliane mit dem Großfürsten Konstantin das koburgische Haus mit Rußland in eine nähere Verbindung getreten, wurde der Prinz als General im russ. Heere angestellt, und als sein Bruder Ernst 1808 eine Reise nach Rußland unternahm, hatte er in dessen Abwesenheit Theil an den Regierungsgeschäften und begleitete sodann den Kaiser Alexander auf den Congreß nach Erfurt. Nur die äußersten Drohungen Napoleon's konnten ihn bewegen, 1810 seine Stelle im russ. Heere niederzulegen. Hierauf widmete er sich den Angelegenheiten seines Hauses, den Künsten und Wissenschaften; unter Andern unterhandelte und schloß er 1811 zu München mit dem besten Erfolge einen Grenzvertrag mit Baiern ab. Im J. 1812 besuchte er Wien und bereiste dann Italien und die Schweiz. Als aber 1813 die Lage der Dinge in Deutschland sich änderte, ging er im Febr. nach Polen zum Kaiser Alexander und blieb nun beim russ. Heere bis zur Einnahme von Paris. Während des Feldzuges entwickelte er ebenso viel Feldherrntalent als persönliche Tapferkeit. Er begleitete 1814 die Monarchen nach England und begab sich im Febr. 1815 zum Congreß nach Wien. Von hier ging er, nach Napoleon's Rückkehr von Elba, zur Rheinarmee, hielt sich nach der zweiten Einnahme von Paris einige Zeit daselbst auf und ging dann nach Berlin. Hier traf ihn eine Einladung, nach England zu kommen. Die brit. Thronerbin, Auguste Charlotte, geb. am 7. Jan. 1796, welche anfangs mit dem Prinzen von Oranien sich vermählen sollte, liebte ihn, und bereits am 16. März 1816 zeigte eine Botschaft des Prinzen-Regenten die nahe Vermählung seiner Tochter mit dem Prinzen L. den beiden Parlamentshäusern an, der durch die Parlamentsacte vom 27. März 1816 naturalisirt wurde, den Titel eines Herzogs von Kendal, den Rang vor allen brit. Herzögen und Großbeamten, die Würde eines brit. Feldmarschalls erhielt und als Mitglied in den Geh. Rath eintrat. Die Vermählung fand am 2. Mai 1816 statt; aber nur zu bald zerstörte der Tod seiner Gemahlin, am 5. Nov. 1817 im Kindbette,

die Hoffnungen, welche die Briten auf L. gebaut hatten. Er lebte hierauf in London, wo er eine Pension von 50000 Pf. Sterl. bezog. Nachdem ihn wiederholt die Griechen eingeladen hatten, sich an die Spitze ihrer Regierung zu stellen, wurde ihm am 3. Febr. 1830 von den drei zur Pacification Griechenlands verbündeten Höfen die Würde eines souverainen Erbfürsten Griechenlands angetragen, der er aber, nachdem er sie am 11. Febr. angenommen, am 21. Mai wieder entsagte. (S. Griechenland.) Er lebte nun wieder zurückgezogen vom öffentlichen Leben, bis ihn am 4. Juni 1831 der belg. Nationalcongreß zum Könige der Belgier erwählte. Zwar nahm er die Krone am 26. Juni zuerst nur bedingungsweise, am 12. Juli aber unbedingt an und wurde hierauf in Brüssel, nachdem er die Constitution beschworen, am 21. Juli 1831 als König inaugurirt. (S. Belgien.) Bei dieser Gelegenheit verzichtete er, so lange er Souverain von Belgien sei, auf seine engl. Pension mit dem Vorbehalte, daß die brit. Regierung die Fortzahlung der von ihm festgesetzten und der von seiner Gemahlin legirten Pensionen und die Unterhaltung des Hauses und Parks von Claremont übernehme. Hierauf vermählte er sich 1832 zum zweiten Male mit der Prinzessin Louise, geb. am 3. Apr. 1812, der Tochter Ludwig Philipp's I., Königs der Franzosen, mit der er, nachdem der erstgeborene Sohn bald wieder verstorben, den Kronprinzen Leopold, Herzog von Brabant, geb. am 9. Apr. 1834, den Prinzen Philipp, Graf von Flandern, geb. am 24. März 1837, und die Prinzessin Marie Charlotte, geb. am 7. Juni 1840, zeugte.

Leopold (Karl Friedrich), Großherzog von Baden seit 1830, geb. zu Karlsruhe am 29. Aug. 1790, ist der älteste Sohn des Großherzogs Karl Friedrich (s. d.), gest. 1811, aus dessen zweiter Ehe mit Karoline Freiin Geyer von Geyersberg, welche später zur Reichsgräfin von Hochberg (s. d.) erhoben wurde. Er führte vor seiner Anerkennung als großherzoglicher Prinz von Baden den Titel eines Grafen von Hochberg, erhielt eine sehr verständige Erziehung und studirte in Heidelberg, wo er mit besonderer Liebe historischen Studien oblag. Schon sein Vater hatte für den Fall des Aussterbens der ältern Linie das Successionsrecht der jüngern (zähringisch-hochbergischen) festgesetzt. Diese Bestimmung wurde 1806 unter agnatischem Beitritt zum Familienstatut erhoben, in Folge dessen der Großherzog Karl Ludwig Friedrich 1817 seinen drei Halboheimen, den Grafen Leopold, Wilhelm und Maximilian, als ebenbürtigen Nachkommen seines Großvaters aus zweiter Ehe, das Successionsrecht in den bad. Landen sicherte und ihnen als großherzoglichen Prinzen von Baden das Prädicat Hoheit ertheilte. Nachdem dieses Erbfolgerecht die Gewährleistung beim Deutschen Bunde erhalten hatte, vermählte sich der Prinz, als nunmehriger Erbgroßherzog, am 25. Juli 1819 mit seiner Cousine Sophie Wilhelmine, geb. am 21. Mai 1801, der Tochter des Königs Gustav Adolf's IV. von Schweden. Durch den Großherzog Ludwig, seinen Halbbruder, von aller Theilnahme an den Regierungsgeschäften ängstlich zurückgehalten, lebte er in dem Kreise seiner Familie den Studien, bis er nach Jenes Tode am 30. März 1830 den großherzoglichen Thron bestieg. Ein neuer wohlthuender Geist durchdrang sofort den ganzen Organismus des Staatslebens. Erleichterungen aller Art wurden dem Bürger wie dem Landmanne zu Theil und bald auch, wiewol mit rücksichtsvoller Schonung, die der öffentlichen Meinung anstößigen frühern Räthe der Krone entfernt und durch Männer wie Böckh, Weiler, Winter und Nebenius ersetzt, während der seit längerer Zeit in Ruhestand versetzte Staatsminister von Reitzenstein, der als Abfasser der bad. Verfassung längst das besondere Vertrauen und die Verehrung des Volks besaß, an die Spitze des Ministeriums trat. Die bei jeder Gelegenheit sich kundgebende edle Gesinnung des Großherzogs befestigte das Band des Vertrauens noch inniger und hielt es auch aufrecht, als seine Regierung einer allzu rasch vorwärts drängenden Bewegung nicht überall folgen konnte und der Drang äußerer Verhältnisse gewisse Schranken und einzelne Rückschritte verlangte. Seiner echt constitutionellen Gesinnung und tiefen Regierungsweisheit verdankt Baden, daß es unter allen deutschen Staaten am weitesten auf der Bahn der Entwickelung des constitutionellen Lebens vorgeschritten. Selbst als in Folge anderwärtiger Ereignisse auch in Baden der politische Himmel sich trübte und namentlich die durch die Stellung des Großherzogthums zum Deutschen Bunde gebotene theilweise Zurücknahme des Preßgesetzes und die Wiedereinführung der Censur nicht ohne politische Aufregung vorüberging, faßte doch

sehr bald in der Mehrzahl des bad. Volks und seiner Vertreter die Überzeugung wieder Wurzel, daß nur in der Einigkeit mit dem das Beste seines Volks anstrebenden Regenten und seiner Regierung das Höchstmögliche sich erreichen lasse. (S. Baden.) Das Familienleben des Großherzogs ist musterhaft und seine Herzensgüte und Mildthätigkeit sind allgemein anerkannt. Seine Familie besteht aus vier Söhnen: dem Erbgroßherzoge Ludwig, geb. am 15. Aug. 1824, den Prinzen Friedrich, geb. 1826, Wilhelm, geb. 1829, und Karl, geb. 1832, und drei Prinzessinnen: Alexandrine, geb. 1820, seit 1843 vermählt mit dem gegenwärtigen Herzoge Ernst von Sachsen-Koburg und Gotha; Marie, geb. 1834, und Cäcilie, geb. 1839. — Sein ältester Bruder ist der als Präsident der ersten Kammer der Stände und des Landwirthschaftlichen Vereins rühmlichst bekannte Markgraf Wilhelm (s. d.); sein jüngerer Bruder Maximilian, geb. 1796, ist Generallieutenant; seine Schwester Amalie, geb. 1795, die Gemahlin des Fürsten Karl Egon von Fürstenberg. Von der ältern Linie lebt noch die Witwe des 1818 verstorbenen Großherzogs Karl Ludwig Friedrich, Stephanie, Madame de Beauharnais und Adoptivtochter des Kaisers Napoleon, geb. 1789, nebst ihren drei Töchtern: Luise, geb. 1811, vermählt 1830 mit dem Prinzen Gustav von Wasa, Josephine, geb. 1813, vermählt 1834 mit dem Erbprinzen Karl von Hohenzollern-Sigmaringen, und Marie, geb. 1817, vermählt 1843 mit dem Marquis Douglas-Clydesdale.

Leopold II. (Joh. Jos. Franz Ferd. Karl), Großherzog von Toscana seit 1824, Erzherzog von Östreich, geb. zu Florenz am 3. Oct. 1797, ist der zweite Sohn des Großherzogs Ferdinand's III. In zarter Jugend mußte er die Heimat verlassen, als sein Vater, 1799 durch Frankreichs Heere verdrängt, sich nach Wien begab, wo dessen Gemahlin, Luise Amalie, die Tochter Ferdinand's I. von Neapel, 1802 starb. Nachdem sein Vater für das im luneviller Frieden abgetretene Stammland das verweltlichte Erzbisthum Salzburg als Kurfürst in Besitz genommen hatte, folgte er demselben nach Salzburg, und als auch diese neuen Besitzungen seines Hauses im presburger Frieden 1805 an Östreich und Baiern abgetreten werden mußten, nach Würzburg, da mit diesem zum Großherzogthum erhobenen Fürstenthume sein Vater für die Abtretung Salzburgs entschädigt wurde. Sorgfältig gebildet und mit der vaterländischen wie mit der deutschen Literatur vertraut, kam der Prinz 1814 nach Florenz zurück. Im J. 1817 vermählte er sich mit der Prinzessin Anna, der Tochter des Prinzen Maximilian von Sachsen, und am 17. Juni 1824 folgte er seinem Vater in der Regierung. Die weisen Verwaltungsgrundsätze seines Großvaters, Leopold's I., als Kaiser Leopold's II., hatten Toscana zu einem der blühendsten Länder Italiens gemacht, wo auch Wissenschaft und Kunst unter freisinniger Pflege mehr als in andern Theilen der Halbinsel gediehen, und wurden von seinem Vater auf ihn vererbt. Ein ruhiges Fortschreiten, ein allmäliges Umwandeln derjenigen Verhältnisse, welche eine Regeneration bedürfen, ein besonnenes Sich-Aneignen des durch Erfahrung Geprüften, ist der Charakter seiner Regierung. Unter allen in Italien ist sie die freisinnigste in der besten Bedeutung des Worts. (S. Toscana.) Während der Großherzog durch große und zahlreiche Bauten, durch Anlegung von Straßen u. s. w. für das Materielle des Landes sorgte, wurden auch die moralischen und geistigen Interessen nicht außer Acht gelassen. Gelehrte reisten mit Unterstützung, wohlthätige Institute wurden begründet, die Universität wurde regenerirt und die Justizverwaltung neu organisirt. Die religiöse Duldung, welche die Regierung ausübt, gibt sich namentlich kund in dem Schutze, welchen die protestantischen Gemeinden in Florenz, Pisa und Livorno finden. Den weisen Maßregeln der Verwaltung und dem so menschenfreundlichen wie besonnenen Charakter des Regenten, der allen Theilen der Administration die größte Aufmerksamkeit widmet, verdankt das Land die Bewahrung seines Wohlstandes und seiner Ruhe. Des Großherzogs Antheil an Wissenschaft und Literatur bekundet, neben so manchen andern Erscheinungen, die von ihm noch als Erzherzog vorbereitete Ausgabe der „Opere di Lorenzo de' Medici" (4 Bde., Flor. 1825, Fol.), welche sowol hinsichtlich der Correctheit des Textes, als der Pracht der Ausstattung rühmliche Erwähnung verdient. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin am 24. März 1832 vermählte sich der Großherzog in zweiter Ehe am 7. Juni 1833 mit der Prinzessin Antoinette von Neapel, geb. am 19. Dec. 1814. Aus seiner ersten Ehe lebt eine Tochter Au-

guste, geb. 1825, vermählt seit 1844 mit dem Prinzen Luitpold von Baiern; mit seiner zweiten Gemahlin zeugte er den Erbprinzen Ferdinand, geb. am 10. Juni 1835, den Prinzen Karl, geb. 1839, und die Prinzessinnen Isabella, geb. 1834, und Marie, geb. 1838. Des Großherzogs Stiefmutter ist die Prinzessin Marie von Sachsen, die jüngere Schwester seiner ersten Gemahlin; von seinen beiden Schwestern ist die eine die Erzherzogin Marie Luise, geb. 1798, unvermählt; die zweite, Marie Therese, geb. 1801, mit dem Könige Karl Albert von Sardinien vermählt.

Leopold I., Fürst von Anhalt-Dessau, als Feldherr noch jetzt unter dem Namen des alten Dessauers im lebendigen Andenken, geb. am 3. Juli 1676, der Sohn Johann Georg's II., wurde als Erbprinz mit übergroßer Nachsicht, aber übrigens kräftig erzogen, und bewies schon in früher Jugend bei ungestümer Leidenschaftlichkeit und gebieterischem Trotze die größte Ausdauer in jeder körperlichen Übung und Abhärtung und zugleich einen unwiderstehlichen Hang zum Militair. Bereits 1688 ernannte ihn Kaiser Leopold zum Oberst und Chef eines Reiterregiments; als er aber 1693 nach dem Tode seines Vaters, welcher preuß. Generalfeldmarschall und Gouverneur von Berlin war, unter der Vormundschaft seiner Mutter die Regierung übernahm, zog er es vor, in die Kriegsdienste des Kurfürsten von Brandenburg zu treten, der ihm das Regiment seines Vaters verlieh. Eine leidenschaftliche Neigung zu der Tochter des Apothekers Föse, die um diese Zeit in ihm entbrannte, veranlaßte seine Mutter, ihn auf Reisen zu schicken. Er durchreiste einen Theil von Deutschland und Italien, gab sich überall rückhaltslos den wildesten Vergnügungen und unbändigsten Leidenschaften hin und kehrte mit zwar entwickeltem, aber nur desto heftigerm, unbiegsamerm Charakter 1695 wieder nach Dessau zurück. Der Krieg, der in den Niederlanden von Preußen, als Verbündetem Östreichs, gegen Ludwig XIV. geführt wurde, rief ihn sogleich zu seinem Regimente; er nahm als Oberst an der Eroberung von Namur Theil, wurde zum Generalmajor ernannt und übernahm endlich, indeß mündig geworden, 1698 die Regierung seines Landes. Bald darauf heirathete er, trotz des Widerstrebens seiner Mutter und der Misbilligung anderer Höfe, Anna Luise Föse, erlangte später, als sie ihm zwei Söhne geboren, vom Kaiser die Erhebung der Mutter und der Kinder in den Reichsfürstenstand und lebte mit ihr ununterbrochen in der glücklichsten, zärtlichsten Ehe. Als Regent beschäftigte ihn, sobald er nicht im Felde war, fortdauernd die Verbesserung der Verwaltung und Bewirthschaftung seines Landes; er führte genaue Aufsicht, sah die Wirthschaftsrechnungen selbst durch, legte neue Dörfer und Vorwerke an, begann die Errichtung der trefflichen Elbdämme und eine Menge anderer Bauten, verordnete eine mäßigere Gerichtstaxe im Lande und trug überall Sorge, den Zustand des Volks zu verbessern. Dieser wohlthätigen Wirksamkeit gegenüber zeigte sich aber auch die ihm eigenthümliche rücksichtslose Gewaltsamkeit und willkürliche Härte. In der Meinung befangen, er müsse der Alleinbesitzer aller in seinem Fürstenthume gelegenen Rittergüter und anderer einträglicher Grundstücke sein, zwang er die adeligen Gutsbesitzer bald mit Gewalt, bald durch die drückendsten Quälereien, ihm ihre Güter für den von seiner Kammer bestimmten Taxwerth zu überlassen; auch die Juden durften nur gegen ein hohes Schutzgeld in Dessau wohnen. Auf diese Weise kam aller Grund und Boden in seine Hände und sein Fürstenthum bot die im 18. Jahrh. in Deutschland noch neue Erscheinung eines Landes ohne Adel. Unverdrossene Sorgfalt und Thätigkeit bei gleicher Gewaltsamkeit des Verfahrens widmete er auch dem Soldatenwesen. Sein Regiment zu Halberstadt, durch unablässige Übung geschult, zeichnete sich in strenger Zucht, pünktlicher Ordnung und genauer Abrichtung aus. Er führte bei demselben zuerst den Gleichschritt und später die eisernen Ladestöcke ein, Erfindungen, die als zweckmäßig von hier aus bald in die übrigen Theile der Armee sich verbreiteten. Die Geschicklichkeit seiner trefflich eingeübten Truppen zu erproben, fand sich schon im J. 1701 Gelegenheit, als er zur Unterstützung Östreichs im span. Erbfolgekriege zwölf Bataillons preuß. Fußvolk an den Niederrhein führen mußte. Hier zeichnete er sich unter dem General von Heyden 1702 bei den Belagerungen von Kaiserswerth, Venloo, Stephanswerth und Roermonde durch Umsicht, Unerschrockenheit und rastlose Thätigkeit aus und rettete im folgenden Jahre, unter des kaiserlichen Feldmarschalls Graf Styrum Oberbefehl gestellt, in dem unglücklichen Treffen bei Höchstädt durch seinen tapfern Widerstand gegen die Übermacht der Franzosen

und Baiern und durch seinen meisterhaften Rückzug nach dem nördlinger Walde Styrum's Heer vom Untergange. Im nächsten Jahre zum General von der Infanterie ernannt, führte er Eugen 12000 M. Preußen zu, gab in der neuern Schlacht bei Höchstädt im J. 1704 durch seine und seiner Truppen Tapferkeit den Ausschlag zu dem vollständigsten Siege und eroberte zuletzt durch einen eigenmächtigen, aber von Eugen insgeheim genehmigten blutigen Angriff die Festung Landau. Im J. 1706 nahm er mit 8000 M. an Eugen's Feldzug in Italien Theil, überschritt siegreich den Oglio, kämpfte tapfer bei Cassano, half durch seinen Heldenmuth die Schlacht bei Turin und diese Stadt selbst gewinnen und wohnte den Eroberungen von Novara, Mailand und Pizzighetone thätig bei. Nach Berlin zurückgekehrt, hatte er Anfangs Mühe, die aus Neid über seinen Kriegsruhm gegen ihn angesponnenen Ränke und Umtriebe zu vernichten, und den König, der über die immer wiederkehrenden großen Truppenverluste unwillig war, zu versöhnen. Doch gelang ihm dies glücklich und er eilte 1707 aufs neue nach Italien, nahm an Eugen's Einfall in die Provence Antheil, half Toulon berennen und eroberte Susa, kehrte aber, über die Lauheit, mit welcher der Herzog von Savoyen die Führung des Kriegs betrieb, unwillig nach Deutschland zurück. Im J. 1709 machte er als Freiwilliger mit dem Kronprinzen den Feldzug in den Niederlanden mit, verkehrte dort täglich mit Eugen und Marlborough, erhielt bald hernach, auf Eugen's Fürsprache, den Oberbefehl über die in engl. und holländ. Solde stehenden preuß. Truppen, eroberte mit denselben Douay und Aire und nahm 1711 an Marlborough's glücklichen Manoeuvres bei Arras gegen Villars Antheil. Hierauf wurde er im Dec. 1712 Feldmarschall und wirklicher Geh. Kriegsrath. Unterdessen war Friedrich Wilhelm I. zur Regierung gelangt, der noch mehr als sein Vorgänger sein ganzes Vertrauen in allen Kriegsangelegenheiten auf L. stellte. Als Karl's XII. Starrsinn 1715 einen Krieg mit Preußen wegen Pommern veranlaßte, empfing L. den Oberbefehl über 25000 M. Preußen und 8000 Sachsen; er eroberte erst Rügen, dann Stralsund und bereitete auf diese Weise seinem König einen vortheilhaften Frieden vor. Nach dem Tode seines königlichen Freundes schenkte ihm zwar Friedrich II. nicht gleiche Gunst, benutzte aber gern und oft seine Erfahrung und Einsicht. Er übertrug ihm, während er seinen ersten Feldzug unternahm, die Deckung der brandenburg. Lande wider einen befürchteten, jedoch nicht erfolgten Einfall Hannovers, und 1742 das Commando in Oberschlesien. Im Jan. 1745 schlug er die Östreicher bei Neustadt in Schlesien, dann bei Jägerndorf zurück und erfocht dann mit 34000 M. den blutigen Sieg bei Kesselsdorf über die mit den Östreichern verbündeten Sachsen, worauf Dresden in preuß. Hände fiel und der Krieg durch den dresdner Frieden beendigt wurde. Kurz zuvor war seine Gemahlin, mit der er neun Kinder erzeugt hatte, gestorben. Tiefgebeugt durch diesen Verlust, zog er sich in seine Residenz Dessau zurück, einzig mit der Sorge um sein Land und mit der Jagd, die er leidenschaftlich liebte, beschäftigt, und starb daselbst am 7. Apr. 1747. Seine Sitten waren sehr rauh, aber bei der biedern Aufrichtigkeit und heitern Leutseligkeit und Herablassung seines Charakters war er trotz seiner gebieterischen Strenge bei seinen Unterthanen wie bei seinem Heere äußerst beliebt. Vgl. über sein Leben Varnhagen von Ense's „Biographische Denkmale" (Bd. 2, 2. Aufl., Berl. 1845). Ihm folgte in der Regierung sein Sohn Leopold Maximilian, geb. 1700, gest. 1751, und diesem sein Sohn Leopold Friedrich Franz (s. d.).

Leopold Friedrich Franz, Herzog von Dessau 1751—1817, der Enkel des Vorigen, geb. am 10. Aug. 1740, ein Sohn des Fürsten Leopold Maximilian, diente in den ersten Jahren des Siebenjährigen Krieges in der preuß. Armee, nahm aber, bewogen durch Kränklichkeit seines Oheims, des Prinzen Dietrich, der während seiner Minderjährigkeit seit 1751 das Land regierte, seinen Abschied und trat, nachdem er vom Kaiser für volljährig erklärt worden war, am 20. Oct. 1758 die Regierung selbst an. Um sein durch die Kriegslasten hart bedrücktes Land zu unterstützen, verkaufte er sein Silbergeschirr und bezahlte die aufgelegte Kriegssteuer aus eignem Vermögen. Nach hergestelltem Frieden bereiste er wiederholt Italien, die Schweiz, Frankreich, Holland, England, Schottland und Irland, wo er überall mit Gelehrten und Künstlern in ein enges Freundschaftsbündniß trat. Trefflich gebildet, mit Erfahrung und Menschenkenntniß bereichert, kehrte er zurück, vermählte sich 1767 mit Luise Henriette Wilhelmine von Brandenburg-Schwedt, einer durch Geistes-

bildung wie durch Schönheit ausgezeichneten Prinzessin, und suchte nun den reichen Schatz seiner Kenntnisse und Erfahrungen zum Wohle und zur Verschönerung seines Landes anzuwenden. Unter seinem Schutze und mit seiner Theilnahme wurde 1774 das Philanthropin errichtet, 1785 die Stadtschule in Dessau und 1803 die in Zerbst völlig neu eingerichtet, 1786 eine Bildungsanstalt für die weibliche Jugend in Dessau und 1806 eine zweite in Zerbst begründet; auch wurden ein Schulmeisterseminar, eine Pastoralgesellschaft und die Buchhandlung der Gelehrten (1781—87) gestiftet. Er beförderte Künste und Wissenschaften, berief mehre auswärtige Künstler und bewirkte durch das Hinweisen auf die Antike und Natur in der Bau- und Gartenkunst eine völlige Umwälzung des Geschmacks. Eine Kapelle und ein Theater wurden errichtet, und die Kupferstechergesellschaft des Baron von Brabeck in die chalkographische Gesellschaft verwandelt (1796—1806). Dabei verschönerte er das Land durch Kunststraßen, Brücken und andere nützliche Anlagen, bemühte sich, allen Verbesserungen des Landbaus Eingang zu verschaffen, suchte der Verarmung durch eine Brandkasse und eine Witwenkasse vorzubeugen, und legte außerdem mehre Armenhäuser an. Eine gleiche Sorgfalt widmete er dem ihm 1798 zugefallenen dritten Theile des Fürstenthums Anhalt-Zerbst. Dabei wurden alle Schulden bezahlt, die Abgaben verringert und das Fürstenthum zu einem Wohlstande erhoben, dessen sich wenig andere Länder in Deutschland damals erfreuten. Durch sein männliches und festes Benehmen gewann er die besondere Achtung Napoleon's, was seinem Lande viele Erpressungen ersparte. Im J. 1807 trat er dem Rheinbunde bei und nahm den herzoglichen Titel an. Nachdem er 1811 sein 50jähriges Regierungsjubelfest gefeiert hatte, starb er am 9. Aug. 1817. Ihm folgte, da der Erbprinz Friedrich am 27. Mai 1814 bereits verstorben, in der Regierung sein Enkel Leopold Friedrich (s. d.).

Leopold Friedrich, Herzog von Anhalt-Dessau, der Enkel des Vorigen, geb. in Dessau am 1. Oct. 1794, erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung, und folgte nach der Schlacht bei Leipzig in Begleitung seines Bruders Georg den Verbündeten nach Paris, wo er von einem Scharlachfieber befallen wurde, das in Nervenfieber überging. Während seiner Krankheit war sein Vater verstorben und er kehrte nun in die Heimat zurück, wo er aber nur kurze Zeit verweilte, da seine Gegenwart auf dem Congresse zu Wien nöthig war. In Berlin verlobte er sich 1816 mit der Prinzessin Friederike, geb. am 30. Sept. 1796, der Tochter des Prinzen Ludwig von Preußen; doch erfolgte die Vermählung erst am 18. Apr. 1818. Inzwischen war am 9. Aug. 1817 sein Großvater verstorben, dem er nun in der Regierung folgte. (S. Anhalt.) Der Herzog genießt die Liebe seiner Unterthanen in hohem Grade, ist aber auch unablässig bemüht, ihr Glück zu fördern. Sehr viel hat er namentlich für die Verbesserung des Schulwesens, für Kunst und Wissenschaft, für bessere Gestaltung des Gerichtswesens, für das Armenwesen und für milde Stiftungen gethan. Jeden unnöthigen Aufwand vermeidend und seinen bedeutenden Privatreichthum zum Besten des Landes verwendend, lebt der Herzog ein einfaches bürgerliches Leben. Der Erbprinz ist Friedrich Leopold Franz Nikolaus, geb. am 29. Apr. 1831; außerdem hat der Herzog noch zwei Töchter: Friederike, geb. 1824, und Marie, geb. 1837. Des Herzogs Mutter, Amalie, Prinzessin von Hessen-Homburg, geb. am 29. Juni 1774, wurde vom Kaiser von Rußland, als der Sohn die Regierung antrat, zur Herzogin erhoben. Sein Bruder Georg, geb. 1796, hat sich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, einer Prinzessin von Schwarzburg-Rudolstadt, die ihm eine Tochter, Luise, geb. 1826, hinterließ, 1831 in morganatischer Ehe mit Therese von Erdmannsdorff verheirathet, die zur Gräfin von Raina erhoben wurde. Der zweite Bruder Friedrich, geb. 1799, vermählte sich 1832 mit der Prinzessin Maria, der Tochter des Prinzen Wilhelm von Hessen-Kassel, geb. 1814, mit der er drei Töchter: Adelheid, geb. 1833, Bathildis, geb. 1837, und Hilda, geb. 1839, zeugte. Ein dritter Bruder Wilhelm, geb. 1807, lebt auswärts in morganatischer Ehe. Die ältere Schwester des Herzogs, Auguste, geb. 1793, ist mit dem regierenden Fürsten Günther von Schwarzburg-Rudolstadt, die jüngere, Luise, geb. 1798, mit dem Prinzen Gustav von Hessen-Homburg vermählt.

Leopold (Paul Alexander), regierender Fürst zur Lippe, geb. zu Detmold am 6. Nov. 1796, der Sohn des Fürsten Friedrich Wilhelm Leopold, wurde nach dem am 4. Apr.

1802 erfolgten Tode seines Vaters, unter der Leitung seiner geistreichen Mutter, Pauline (s. d.), die während seiner Minderjährigkeit regierte, sorgfältig erzogen und unterrichtet. Im J. 1814 bezog er mit seinem Bruder Friedrich die Universität zu Göttingen, und 1818—19 bereiste er die Schweiz und Italien. Nachdem er sich am 23. Apr. 1820 mit der Prinzessin Emilie von Schwarzburg-Sondershausen, geb. am 23. Apr. 1800, vermählt hatte, übernahm er am 4. Juni die Regierung, die er im Geiste seiner Mutter fortführte. Er verbesserte die Policeiverwaltung, verminderte die Abgaben, beförderte die Landescultur, ordnete den Staatshaushalt nach den Grundsätzen besonnener Sparsamkeit und sorgte mit Umsicht für die Bedürfnisse der Kirchen und Schulen. Die Residenz Detmold verdankt ihm namentlich den Bau eines Theaters und eine öffentliche Bibliothek und der Badeort Meinberg seine Anlagen. Das beiweitem wichtigste Geschenk aber, welches er dem Lande machte, war die landständische Verfassung von 1836. (S. Lippe-Detmold.) Er ist gerecht und human, vorsichtig und selbständig in der Wahl seiner Räthe und ein musterhafter Familienvater. Seine Hofhaltung ist einfach und nicht kostspielig, sein Lieblingsvergnügen ist Jagd, ausgezeichnet sein Marstall. Die fürstlichen Kinder sind der Erbprinz Paul Friedrich Emil Leopold, geb. am 1. Sept. 1821; Luise, geb. 1822, Äbtissin der Stifter Kappel und Lemgo; Woldemar, geb. 1824; Friederike, geb. 1825; Friedrich, geb. 1827; Hermann, geb. 1829; Alexander, geb. 1831, und Pauline, geb. 1834. Der Bruder des Fürsten, der Prinz Friedrich, geb. 1797, ist in ausländischen Kriegsdiensten.

Leopold (Maximilian Julius), Prinz von Braunschweig, jüngster Sohn des Herzogs Karl von Braunschweig und Bruder des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, geb. zu Wolfenbüttel am 10. Oct. 1752, genoß eine treffliche Erziehung unter Anleitung des nachmaligen Abts Jerusalem und machte in Strasburg seine akademischen Studien. In Lessing's Begleitung bereiste er sodann Italien. Als Neffe Friedrich's des Großen wurde er 1776 Chef eines Infanterieregiments zu Frankfurt an der Oder, wo er nach beendigtem bair. Erbfolgekriege, den er mitmachte, seit 1779 seinen bleibenden Aufenthalt nahm. Durch seine Herzensgüte, werkthätige Theilnahme für Alles, was das öffentliche Wohl erheischte, und seine Bereitwilligkeit zur Linderung jedweder Noth seiner ärmern Brüder erwarb er sich in Frankfurt die allgemeinste Verehrung. Eine durchaus edle, leicht erregbare Natur, setzte er sich indeß keck über die Schranken der Convenienz hinweg, was ihm wiederholt strengen Tadel von Seiten Friedrich's des Großen zuzog. Hauptsächlich ihm und seinem Regiment hatte man 1780 die Erhaltung der Dämme zu danken, wodurch die Vorstädte vor der Überschwemmung gerettet wurden. Gleiche Thätigkeit zeigte er bei mehren Feuersbrünsten, welche in dieser Zeit die Stadt betrafen. Auch stiftete er in Frankfurt eine Schule für arme Kinder der Soldaten seines Regiments, die noch gegenwärtig besteht. Beim Aufgange des Eises ertrank er am 27. Apr. 1785 in den Fluten der Oder noch innerhalb der Dammvorstadt von Frankfurt am rechten Ufer des Stromes. Die Sage läßt ihn als Opfer der Menschenliebe fallen, als er bemüht war, in einem Kahn die von Wasserfluten und Eisschollen bedrohten Bewohner der untern Dammvorstadt zu retten, und ein Monument von Stein mit seinem Standbild am rechten Oderufer auf dem Damm erinnert noch gegenwärtig an sein heldenmüthiges Unternehmen. Dagegen hat G. W. Keßler in Raumer's „Historischem Taschenbuche" (Neue Folge, Jahrg. 5, Lpz. 1844) nach Aussagen von Augenzeugen und aus andern Umständen nachgewiesen, daß an gedachtem Tage gar Niemand in Gefahr und zu retten war, daß der Prinz vielmehr in einer Anwandlung von Verwegenheit mit zwei Leuten seines Regiments den Versuch gemacht habe, auf einem Kahne durch die Lücke der eingestürzten Brücke, durch die der Strom mit furchtbarer Gewalt sich stürzte, hindurchzufahren, und daß er hierbei seinen Tod gefunden.

Leopold (Karl Gustaf af), schwed. Dichter, geb. zu Stockholm 1756, kam als Kind nach Norrköping, wohin sein Vater versetzt wurde, und erhielt hier durch einen Franzosen seinen ersten Unterricht, besuchte dann die Schule zu Söderköping und seit 1773 die Universität zu Upsala, die er aber seiner dürftigen Umstände wegen bald wieder verlassen mußte. Nach Norrköping zurückgekehrt, lernte ihn der Professor Lidén kennen und bestimmte ihn zum künftigen Aufseher der Bibliothek, die er der Universität zu Upsala geschenkt hatte. L. ging nun 1781 nach Greifswald, wo er als Doctor der Philosophie promovirte, und wurde 1782

Rathsbibliothekar in Stralsund. Im J. 1784 erhielt er die ihm versprochene Stelle zu Upsala. Als bald nachher der König Gustav III. sein Drama „Helmfeld" in eine Oper umgestaltet zu sehen wünschte, unterzog sich L. dieser Arbeit zur größten Zufriedenheit des Königs und kam dadurch seit 1786 in dessen nähere Umgebung. Er wurde Mitglied der neuerrichteten schwed. Akademie, 1787 Bibliothekar zu Drottningholm, 1789 Secretair des Königs und 1790 als Gesellschafter desselben nach Finnland berufen. Nach Gustav's III. Ermordung unter der vormundschaftlichen Regierung jakobinischer Grundsätze wegen vor Gericht gestellt, fand er es für gerathen, als er hier freigesprochen war, sich nach Linköping zurückzuziehen, bis der junge König Gustav IV. Adolf die Regierung angetreten, der ihm 1798 zum Kanzleirath erhob. Nach der Revolution von 1809 wurde er in den Adelstand erhoben und 1818 Staatssecretair. Doch alle diese Auszeichnungen konnten ihm keinen Trost für schwere häusliche Leiden geben. Die Reizbarkeit und heftige Gemüthsstimmung seiner Frau und seine eigne Leidenschaftlichkeit führten fortwährend Störungen der häuslichen Ruhe herbei. Seine Frau verfiel endlich in Schwermuth, die in völlige Apathie überging; auch er wurde von dieser Krankheit befallen, erblindete seit 1822 völlig, und als seine Frau gestorben, folgte er ihr wenige Monate darauf, im Nov. 1829, im Tode nach. L. hat sich, mit Ausnahme des Epos, fast in allen Dichtungsarten versucht. Er war der Hauptvertreter der franz. Geschmacksrichtung und wurde deshalb hart von der Gegenpartei angegriffen, ließ sich jedoch wenig in literarische Streitigkeiten ein. Nach Kellgren's (s. d.) Tode stand er ohne Nebenbuhler da, und seine Trauerspiele „Oden" (1790) und „Virginia" (1799) stehen noch gegenwärtig in hohem Ansehen. Er selbst veranstaltete eine Sammlung seiner Schriften (3 Bde., Stockh. 1814), welche nach seinem Tode um drei Bände (Stockh. 1831—33) vervollständigt wurde.

Leos, ein attischer Heros, opferte einem Orakel zufolge zur Rettung des Vaterlandes seine Töchter, die Leoïden, Praxithea, Theope, Eubule, welche zu Athen auf dem Markte ein Heiligthum hatten.

Leotychides, König von Sparta, aus der Familie des Prokles, regierte nach dem Sturze des Demaratus seit 491 v. Chr. zugleich mit Kleomenes (s. d.) und dann mit Leonidas (s. d.). Er trug wesentlich zum Seesiege über die Perser bei Mykale (s. d.) im J. 479 v. Chr. bei, wurde aber bei einem gegen die wortbrüchigen Thessalier unternommenen Zuge der Bestechlichkeit angeklagt und endete, nachdem er 22 Jahre dem Staate gedient hatte, 466 v. Chr. zu Tegea im Exil.

Lepanto, Stadt und Eparchie in der griech. Provinz Ätolien, von den Türken Ainabekti genannt, das alte Naupaktos, in dessen Nähe eine der Venus geweihte Grotte sich befand, in welcher heirathslustige Witwen die Göttin um einen zweiten Ehemann anflehten, liegt am Meerbusen gleiches Namens, der durch die Schlösser Morea- und Romeli-Kapak (die sogenannten kleinen Dardanellen, dem Rhion und Antirhion der Alten entsprechend) in der Meerenge an seinem Eingange aus dem Meerbusen von Patras vertheidigt wird und von da an zwischen Morea und dem Festlande bis zur Landenge von Korinth sich hinzieht. Die Stadt ist befestigt, der Sitz eines griech. Erzbischofs und hat gegen 2000 E. und einen Hafen. Bei L. fiel am 7. Oct. 1571 die Seeschlacht zwischen den Türken und der ital.-span. Flotte unter Don Juan d'Austria (s. d.) vor. Die türk. Flotte bestand aus 250 Galeeren, 70 Fregatten und Brigantinen; die ital.-spanische aus 210 Galeeren, 23 Transportschiffen und 6 Galeassen. Noch vereinigten sich mit der span. Hauptflotte eine von den Venetianern gesandte Hülfsflotille und einige päpstliche Galeeren. Der Sieg entschied sich für die Christen. Die Türken verloren an 150 Schiffe; 130 davon wurden im Triumph nach Messina geführt, die übrigen vernichtet. Mehr als 15000 wurden in der Schlacht getödtet und 5000 christliche Sklaven in Freiheit gesetzt. Doch auch die Christen verloren über 5000 M. an Todten und Verwundeten.

Lepelletier (Louis Michel), Graf von Saint-Fargeau, Generaladvocat und Präsident des Parlaments zu Paris, geb. am 29. Mai 1760, wurde 1789 vom Adel von Paris zur Versammlung der Generalstaaten gesendet, wo er sich, obschon außerordentlich reich, der beginnenden Staatsumwälzung leidenschaftlich ergeben zeigte. Nach Vereinigung der drei Stände zur Nationalversammlung erklärte er sich im Juni 1790 für die Ab-

schaffung aller Adelsrechte und Titel. Im Auftrage der Versammlung entwarf er hierauf den allgemeinen Theil eines neuen Strafgesetzbuchs, in welchem die Todesstrafe nur auf die Häupter politischer Parteien beschränkt war. Diese merkwürdige Arbeit kam am 22. und 23. Mai 1791 zur Verhandlung, fand aber damals noch sehr heftigen Widerspruch. Im Processe des Königs stimmte er für dessen Hinrichtung ohne Aufschub und Appellation. Dieses Votum wurde die Ursache seines Todes wie seiner revolutionairen Berühmtheit. Ein Gardesoldat, Namens Paris, stieß ihm am 20. Jan. 1793 in einer Restauration, nachdem er ihn über seinen Namen und sein Votum befragt, den Säbel in den Leib. Der Mörder entfloh und wurde niemals aufgefunden. Der Convent decretirte L. die Ehre des Pantheons und erklärte seine einzige Tochter zum Adoptivkind der Nation. Sein Leichenbegängniß geschah mit großem Pomp und seinen Namen legte man einer Straße bei. Auch mit seiner Büste wurde bei revolutionairen Aufzügen, bei den Festen der Vernunft und selbst im Convente viel Unfug getrieben. — Felix L., Graf von Saint-Fargeau, des Vorigen jüngerer Bruder, geb. am 12. Juli 1769, war beim Ausbruche der Revolution Adjutant des Prinzen von Lambesc und ein sehr heftiger Gegner der Bewegung. Nach dem Tode des Bruders zeigte er sich jedoch als eifriger Jakobiner und verwickelte sich sogar 1796 in die Verschwörung Babeuf's, wurde aber freigesprochen. Nach dem Attentat vom 3. Nivôse (24. Dec. 1800) gegen den ersten Consul bemächtigte man sich seiner und verbannte ihn bis zum J. 1805 nach Italien. Während der Hundert Tage schickte ihn das Wahlcollegium von Dieppe in die Deputirtenkammer, wo er großes Aufsehen machte, indem er Napoleon als den Retter des Vaterlandes proclamirte. Mit der zweiten Restauration mußte er deshalb in die Verbannung nach Frankfurt am Main wandern. Er ist der Herausgeber der „Oeuvres" seines Bruders (Brüss. 1821), die neben mehren juristisch-publicistischen Schriften auch den erwähnten Strafgesetzentwurf enthalten.

Lepidus ist der Name einer röm. Familie, die zu dem altpatrizischen Geschlecht der Ämilii gehörte. — Am bekanntesten sind Marcus Ämilius L., der im J. 78 v. Chr. als Consul den Versuch machte, die Einrichtungen Sulla's umzustürzen, und mit einem Heere gegen Rom rückte, aber, von Catulus und Pompejus geschlagen, im J. 77 nach Sardinien floh, wo er starb, und sein gleichnamiger Sohn, der Triumvir. Dieser erklärte sich als Prätor im J. 49 für Cäsar, der, da er selbst nach Spanien eilte, Rom unter seine Obhut stellte und durch ihn zum Dictator ernannt wurde. Cäsar gab ihm im J. 48 das diesseitige Spanien als Provinz, machte ihn dann zu seinem Magister Equitum und im J. 46 auch zu seinem Collegen im Consulat. Für das J. 44 war ihm das narbonensische Gallien und Spanien zur Provinz gegeben; mit der Zusammenziehung seines Heers beschäftigt, weilte er noch vor Rom, als Cäsar ermordet wurde, und Antonius, der ihm die Würde des Pontifex Maximus verschaffte, wußte nun ihn und seine Truppen zu benutzen. Im Mutinensischen Kriege, 43 v. Chr., unterstützte er von Gallien aus den Antonius, anfangs unter der Hand, doch bald vereinigte er sich offen mit ihm. Als Octavian sich auch mit Antonius verband, wurde L. gegen Ende Oct. mit in das Triumvirat aufgenommen, in welchem er bei seiner Charakterschwäche und dem Mangel an staatsmännischen und kriegerischen Talenten nur eine untergeordnete Rolle spielen konnte. Bei der Theilung der Provinzen nach der Schlacht bei Philippi wurde er von Octavian und Antonius, die ihn als Consul im J. 42 zur Bewachung von Italien zurückgelassen hatten, nicht befragt; doch gaben sie ihm im J. 40 die anfangs vorenthaltene Provinz Afrika. Auch bei der Erneuerung des Triumvirats im J. 37 blieb er in demselben, obwol er weder bei der zweiten Theilung zu Brundisium im J. 40, noch bei dem Vergleich mit Sext. Pompejus zu Misenum im J. 39 zugezogen worden war. Im J. 36 endete seine öffentliche Wirksamkeit. Er war, als der Krieg gegen Sext. Pompejus von neuem ausbrach, auf Octavian's Auffoderung nach Sicilien übergegangen, hatte nach des Pompejus Flucht acht Legionen desselben, die in Messana lagen, an sich gezogen, und im Vertrauen auf diese Macht wollte er seinen Anspruch auf Sicilien gegen Octavian mit gewaffneter Hand durchsetzen. Als es aber zum Kampfe kommen sollte, wurde er von seinen Soldaten verlassen, die Octavian gewonnen hatte, und mußte sich diesem ergeben, der ihm sein Vermögen und auch die Pontifexwürde ließ, bis er im J. 13 v. Chr. starb. An der Verschwörung, die sein gleichnamiger Sohn, den er mit

seiner Gemahlin Junia, einer Schwester des M. Brutus, gezeugt hatte, gegen das Leben des Octavian nach der Schlacht bei Actium anzettelte und dafür mit dem Tode büßte, hatte er keinen Theil genommen.

Lepra, s. Aussatz.

Lepsius (Karl Pet.), ein ausgezeichneter Kenner der mittelalterlichen Baukunst und geschätzter kritischer Forscher auf verschiedenen Gebieten der deutschen Alterthümer, geb. zu Naumburg an der Saale am 2. Juni 1775, besuchte die dasige gelehrte Schule und studirte die Rechte in Leipzig und in Jena (1793—96), worauf er in Naumburg Advocat und 1798 Mitglied des Magistrats wurde. In letzterer Eigenschaft erwarb er sich bei den Kriegsdrangsalen, welche die franz. Invasion im Oct. 1806 über Naumburg brachte, große Verdienste um seine Vaterstadt. Nach seiner Ernennung zum königlich sächs. Finanzprocurator für den thüring. Kreis im J. 1810 gab er die Magistratsstelle auf und beabsichtigte, sich blos der juristischen Praxis zu widmen. Nach der lützner Schlacht aber und vor und nach der Schlacht bei Leipzig sah er sich wieder zur Vertretung der Interessen Naumburgs veranlaßt, die er zuerst in Naumburg selbst, dann nach seiner Anstellung bei dem Generalgouvernement in Leipzig mit vieler Umsicht wahrnahm. Bei der Verlegung genannter Behörde nach Dresden wurde er Mitglied des für den thüring. Kreis bestellten Centralhülfsausschusses und führte von 1814—16 dessen Directorium. Nachdem Naumburg an Preußen übergegangen war, wurde er zuerst 1816 Director des Inquisitoriats vertauschte aber 1817 diese Stelle mit der eines Landraths des Kreises Naumburg. Zunehmende Kränklichkeit bewog ihn, 1841 um seine Entlassung aus dem Staatsdienste einzukommen, die ihm unter Beilegung des Titels eines Geh. Regierungsraths bewilligt wurde. Seitdem lebt er seinen historisch-antiquarischen und archäologischen Forschungen; namentlich beschäftigt ihn der Druck seiner urkundlichen „Geschichte der Bischöfe des Hochstifts Naumburg vor der Reformation", eines für deutsche Specialgeschichte wichtigen Werks, indem es die Ergebnisse vieljähriger Sammlungen und gelehrter Forschungen enthalten wird. Von seinen frühern Arbeiten nennen wir die kleine Schrift „Über die Sage von den Hussiten vor Naumburg" (Zeitz 1811) und die Beschreibung des „Moritzklosters in Naumburg" (Naumb. 1835); ferner die „Beschreibungen der Schlösser Rudelsburg und Saaleck" (Naumb. 1824) und der „Stadtkirche und Schloßkapelle zu Freiburg" (Lpz. 1839, Fol.); dann die zwei Lieferungen „Sphragistischer Fragmente" und die beiden Hauptwerke „Über das Alterthum und die Stifter des Doms zu Naumburg" (Naumb. 1822) und „Über den Dom zu Naumburg" (Lpz. 1841, Fol.). Ein besonderes Verdienst hat er sich durch die 1820 bewirkte Stiftung des Thüring.-sächs. Vereins erworben. Er unterzog sich drei Jahre lang der Leitung desselben, besorgte die Geschäftsführung und schrieb die drei ersten Jahresberichte, bis der Verein 1823 nach Halle verlegt wurde.

Lepsius (Karl Rich.), der Sohn des Vorigen, geb. zu Naumburg an der Saale am 24. Dec. 1811, empfing die erste Bildung im älterlichen Hause und dann von 1823—28 in der Landesschule Pforte. Er studirte Philologie in Leipzig, dann in Göttingen und begann schon hier die nachher in Berlin unter Bopp fortgesetzten Studien der vergleichenden Sprachkunde. Im J. 1833 erwarb er sich durch Vertheidigung der Abhandlung „De tabulis Eugubinis" in Berlin die philosophische Doctorwürde, und 1834 begab er sich, nach dem Erscheinen seiner „Paläographie als Mittel der Sprachforschung" (Berl. 1834; 2. Aufl., Lpz. 1842), zur weitern Betreibung seiner linguistischen und archäologischen Arbeiten nach Paris, wo ihm die Empfehlung Alex. von Humboldt's die beste Aufnahme bei den franz. Gelehrten bereitete. Von hier ging er 1835 nach Italien. Den Winter verlebte er in Turin und Pisa und kam erst im Apr. 1836 nach Rom, wo er mit Bunsen, dem damaligen preuß. Gesandten, in die engste Verbindung trat, sich dem archäologischen Institute anschloß und seine eigenen Studien vorzugsweise den Alterthümern Ägyptens zuwendete. Große Aufmerksamkeit erregten schon seine „Lettre à Mr. Rosellini sur l'alphabet hiéroglyphique" (Rom 1837) und die folgenden, in den Abhandlungen des archäologischen Instituts gedruckten Schriften über mehre ägypt. Kunstdenkmäler; von bedeutenderm Umfange war „Das Todtenbuch der Ägyptier" (Lpz. 1842) aus einem hieroglyphischen Papyrus in Turin. Mitten unter diesen Arbeiten hatte er dem franz. Institute zwei Abhandlungen, die eine

über die Verwandtschaft der semit., ind., äthiop. und anderer Sprachen, die zweite über den Ursprung der Zahlwörter in den indogerman. Sprachen, eingereicht, und dafür den Preis (1200 Francs) erhalten. Seine Anwesenheit in Italien benutzte er außerdem zu Forschungen über die etrur. und oscische Sprache, deren Überreste er in den „Inscriptiones umbricae et oscae" mit einem erläuternden Commentar (Lpz. 1841) herausgab, und zu den zwei Abhandlungen „Über die tyrrhenischen Pelasger in Etrurien und über die Verbreitung des italischen Münzsystems von Etrurien aus" (Lpz. 1842) gehören. In England, wohin L. von Rom aus 1838 in Geschäften des Instituts gereist war, fand er Bunsen wieder, mit dem er den Plan zu einem großen historisch-antiquarischen Werke über Ägypten entwarf, das er auch sofort in Angriff nahm, dessen Vollendung aber von der ägypt. Reise, die er zuvor unternehmen sollte, abhängig gemacht wurde. Aber statt einer Einzelreise würde L. mit der Oberleitung einer ägypt. Expedition beauftragt, welche der König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen auf die Fürsprache Humboldt's, Bunsen's, des Ministers Eichhorn und der Akademie der Wissenschaften beschlossen. Dieselbe anzutreten, ging L. im Sommer 1842 zunächst nach London, wo er bis zum 15. Juli 1842 verweilte. In Alexandrien fand sich die ganze Expedition zusammen. Die Theilnehmer waren die beiden Hieroglyphenzeichner Weidenbach, die Architekten Erbkam und Wild, der Engländer Bonomi, der Prediger Abeken, der Maler Georgi, im Ganzen zehn Personen, mit etwa gleich viel Dienern und einem Dragoman. Von den Schicksalen, welche die Expedition erlebt hat, ist nur Erfreuliches zu berichten, da sie überall von der ägypt. Regierung begünstigt und beschützt war, auch keins ihrer Mitglieder gestorben ist. Einige der wichtigen Resultate, die man dieser Expedition bereits verdankt, sind folgende. Für die Erforschung der ägypt. Denkmäler des ältesten pharaonischen Reichs von der 18. Manethonischen Dynastie und der äthiopischen jenseit der zweiten Katarakte hat L. auf den Gräberfeldern zu Giseh und Sakara gegen 50 neue Gräber der ältesten ägypt. Dynastie öffnen lassen, auch zum ersten Male den historischen Beweis geführt, daß die bei Howara vorhandenen Ruinen wirklich die des Labyrinths des Möris sind. Alsdann hat die äthiop. Reise als wichtigstes Ergebniß die Überzeugung geliefert, daß die im Alterthum so berühmte äthiop. Macht und Weisheit keine andere gewesen sei als eine, etwa 2000 Jahre v. Chr. eingewanderte ägypt. Civilisation, daß ferner noch eine große Anzahl echt äthiop. Inschriften von den meroitischen Pyramiden bis nach Philä vorhanden sind und daß dies äthiop. Kernvolk von Meroe kein schwarzes, sondern ein braunes und kaukasisches war, dessen Herrschaft später sich hauptsächlich nach Osten wendete und im Mittelalter unter dem Namen der Bedja ein zu beiden Seiten des Rothen Meeres mächtiges Reich gründete. Endlich hat L. durch neue Ausgrabungen in dem sogenannten Memnonium in Theben, besonders im hintern, noch unbekannten Theile, zum ersten Male einen vollständigen und in keinem wesentlichen Punkte zweifelhaften Grundplan dieses schönsten unter den ägypt. Tempeln entdeckt, sowie auch das Grab des Ramnes-Sesostris in Babelmeluk und die Haupttempel mit größter Genauigkeit neu ausmessen und aufzeichnen lassen. Vor seiner Abreise nach Ägypten war L. zum Directionsmitgliede des archäologischen Instituts gewählt und vom Könige von Preußen 1842 zum außerordentlichen Professor in Berlin ernannt worden. Die Expedition wird im Laufe des J. 1845 zurückkehren.

Leptis hießen zwei von den Phöniciern gegründete Städte an der Nordküste von Afrika, die beide unter karthag., später unter röm. Herrschaft kamen. Die eine, Leptis parva genannt, lag nördlich von der kleinen Syrte, im heutigen Tunis, die andere, Leptis magna, östlich vom heutigen Tripolis, wo noch der Name eines Orts Lebeda und weitläufige Ruinen aus der röm. Zeit an sie erinnern.

Lerche ist der Name einer über Europa und Afrika verbreiteten Gattung von Sperlingvögeln. Der Flug der Lerchen ist flatternd; daher sie sich meist laufend am Boden bewegen, wo sie auch ihre wesentliche Nahrung, harte Samenkörner, aufsuchen. Sie leben in Monogamie, sind übrigens gesellschaftlich und durch Gesang ausgezeichnet, vertragen die Gefangenschaft weniger gut als verwandte Vögel, und wandern in Zügen. Das Gefieder der europ. Arten ist braun oder grau, das der ausländischen häufig bunt. Man fängt

die **Feldlerche** ihres wohlschmeckenden Fleisches wegen des Nachts in Streichnetzen und bedeutend ist der Lerchenfang zumal in der Gegend zwischen Wittenberg, Leipzig und der Saale, jedoch auch in Thüringen. Ein altes Vorurtheil erklärt die um Leipzig gefangenen, von welchen viele Tausende weit versendet werden, für die fettesten. Die **Haubenlerche** findet sich häufig an den Heerstraßen; die **Baumlerche** lebt mehr in lichten Waldungen und wird als Singvogel in Käfigen gehalten.

Lerchenfeld (Maximilian, Freiherr von), ehemaliger bair. Minister, geb. zu München 1779, studirte zu Ingolstadt und wurde 1806 bair. Gesandter am würtemberg. Hofe, schied jedoch 1808 wieder aus der diplomatischen Laufbahn und wurde nacheinander Generalcommissair zu Ansbach, Nürnberg, Innsbruck und Würzburg. Von 1817 bis zum Regierungsantritt des Königs Ludwig im J. 1825 verwaltete er das Finanzministerium, dann erhielt er den Gesandtschaftsposten beim Bundestage. Die unter dem Ministerium Wallerstein eingetretenen Differenzen riefen ihn 1833 noch einmal an die Spitze des Finanzministeriums, das er bis 1835 verwaltete, worauf er als Gesandter nach Wien ging. Er starb zu Haynersreuth bei Bamberg am 17. Oct. 1843. L. paßte nicht für eine eingreifende, von einem höhern und umfassendern Standpunkte aus geleitete Thätigkeit und brachte in der Regel die Verbesserungen am unrechten Orte an. Er suchte als Finanzminister durch Abzüge von den Gehalten der untern Administrativbeamten Ersparnisse zu machen, während er die Besoldung der höhern Staatsbeamten erhöhte. Gegen die allgemeine Stimme beobachtete er aus Grundsatz eine gewisse Gleichgültigkeit.

Lerida, eine befestigte Stadt von 17000 E. in der span. Provinz Catalonien, am Segrefluß, der Sitz eines Bischofs, ist das Ilerda der Alten, wo Cäsar die Legaten des Pompejus schlug. Im J. 524 wurde hier ein Concil gehalten. Am 28. Apr. 1810 erfochten in der Nähe der Stadt die Franzosen unter Hebert einen Sieg über die Spanier unter Odonnel. An die Römerzeit erinnern eine Menge Alterthümer und an das Mittelalter der Palast der alten Könige von Aragon.

Lerminier (Jean Louis Eugène), franz. Philosoph und Publicist, geb. am 29. März 1803, studirte in Strasburg und Paris und bereiste nach Vollendung seines juristischen Cursus Deutschland zu literarischen Zwecken. Er machte sich zuerst durch seine Aufsätze in der „Thémis" und im „Globe" bekannt, die zum Theil mit halbverstandenen Sätzen der neuern deutschen Philosophie versetzt waren. Im J. 1827 wurde er Doctor der Rechte und Advocat, und 1828 eröffnete ihm Guizot die „Revue franç.", für welche er unter Anderm zwei große Artikel über Gans' „Erbrecht" und Savigny's „Geschichte des röm. Rechts" schrieb. Seine „Introduction générale à l'histoire du droit" (Par. 1829) war aus einem Cursus von Privatvorlesungen hervorgegangen. Nachdem er als Anhänger der Saint-Simonistischen Schule einige Zeit am „Globe" gearbeitet hatte, ging er zu den Anhängern des von Drouineau gestifteten Neochristianismus über und fiel dann, freilich gleichfalls nur für kurze Zeit, dem Fourierismus zu. Nachdem er sich dieser socialistischen Tendenzen wieder entschlagen und 1831 eine Reise nach Italien gemacht hatte, wurde er von Broglie zu der eigens für ihn geschaffenen Professur der Rechtsgeschichte am Collége de France ernannt. Seine Vorlesungen ließ er unter dem Titel „Philosophie du droit" (2 Bde., Par. 1831) drucken, ein Werk, welches, ohne tiefern wissenschaftlichen Gehalt zu besitzen, wenigstens anregend wirkte. Nachdem er längere Zeit im Interesse der Doctrinaires geschrieben hatte, schlug er plötzlich um und trat in verschiedenen Journalen, z. B. in der „Revue des deux mondes", im „National" und in „Le monde", feindselig gegen diese Schule auf. Auch in den „Lettres philosophiques à un Berlinois" (Par. 1833), wo alle philosophirende Richtungen in Frankreich einer beißenden Kritik unterworfen werden, spielt er seinen alten Gönnern und Lehrern, Guizot und Cousin, sehr übel mit. In den Vorlesungen „De l'influence de la philosophie du 18ième siècle sur la législation et la sociabilité du 18ième siècle" (Par. 1833) ging er in der demokratischen Richtung noch weiter. Im J. 1837 fing L. plötzlich an, eine ganz neue Richtung zu verfolgen. Er wurde von Molé zum Requetenmeister ernannt und warf sich nun auf einmal dem Conservatismus in die Arme. Die allgemeine Entrüstung über diese Apostasie war so groß, daß seine Vorlesungen suspendirt werden mußten, um ihn vor öffentlichen Beschimpfungen zu sichern. Die beiden

Bücher „Au-delà du Rhin" (2 Bde., Par. 1835) und „Etudes d'histoire et de philosophie" (2 Bde., Par. 1836) enthalten vermischte Aufsätze über Literatur, Politik, Religion, Socialität u. s. w., die zuerst in der „Revue des deux mondes" gestanden haben, deren thätiger Mitarbeiter L. noch gegenwärtig ist.

Lernäische Schlange oder Hydra von Lerna, vom Typhon und der Echidna erzeugt, hauste in dem Sumpfe Lerna im Peloponnes und verwüstete die umliegende Gegend. Sie hatte nach Diodor 100, nach Simonides 50, nach Andern neun oder gar blos sieben Köpfe, von welchen der mittelste unsterblich war; auch soll sie einer Sage zufolge geflügelt gewesen sein. Als Hercules vom Eurystheus den Auftrag bekommen, sie zu tödten, verband er sich zu diesem Zwecke mit dem Jolaos, verjagte sie aus ihrem Lager mit seinen Pfeilen, ergriff sie mit den Händen und fing an, ihr die Köpfe abzuhauen. Aber zu seinem Erstaunen kamen an der Stelle jedes abgeschlagenen Kopfs zwei neue hervor. Außerdem schickte Hera der Hydra noch einen ungeheuern Krebs zu Hülfe, welcher den Hercules an den Füßen verwundete. Doch ihn erschlug Hercules und befahl darauf dem Jolaos, einen nahe gelegenen Wald in Brand zu stecken. Mit den glühenden Bränden fuhren nun Beide jedesmal über die Stelle eines abgehauenen Kopfes hin, wodurch die Wunden ausgebrannt wurden, sodaß kein neuer Kopf hervorwachsen konnte. So schlug Hercules der Hydra nach und nach alle Köpfe ab, bis auf den unsterblichen, welchen er in die Erde vergrub und mit einem großen Felsstücke bedeckte. Seine Pfeile aber tauchte er in das giftige Blut des Ungeheuers. Nach andern Sagen soll sich Hercules bei diesem Kampf eines goldenen, sichelförmigen Schwerts bedient haben.

Leros, auch Leria, war der alte Name einer zu den Sporaden gehörigen Insel im Ägeischen Meere, an der Küste von Karien, südöstlich von Patmos, welche jetzt Lero heißt.

Leroux (Pierre), franz. Philosoph mit socialistisch-demokratischer Färbung, geb. 1805 zu Rennes, machte auf dem dortigen Collége seine Studien und wurde dann Buchdrucker. Als solcher arbeitete er 1824 in Paris. Hier verband er sich mit seinem Freunde Paul Franç. Dubois (s. d.) zur Herausgabe des „Globe", welcher das einflußreiche Organ der neuen literarischen Schule wurde. Einige Zeit hindurch gehörte er der Saint-Simonistischen Richtung an, redigirte dann mit Hippolyte Carnot (s. d.) die „Revue encyclopédique" (1832—35) und betheiligte sich an der republikanischen „Revue du progrès". Zugleich begründete er mit H. Reynaud die „Encyclopédie moderne" (1834), welche dem radicalen Principe huldigt. In der Folge hat sich der demokratische Standpunkt bei L. immer schroffer herausgestellt. Die ausführlichste, wenn auch nicht in der Form eines Systems abgeschlossene Darstellung seiner philosophischen Ansichten findet sich in seiner Schrift „De l'humanité" (Par. 1841). Er definirt die Philosophie überhaupt als die Doctrine vom Fortschritt, und seine ganze Lehre, weiter ausgeführt, würde eine Geschichte der Entwickelung des menschlichen Bewußtseins geben. Sehr beachtenswerth sind seine Aufsätze über Staat und Gesellschaft in der gehaltreichen „Revue indépendante", welche von ihm in Gemeinschaft mit Georges Sand und L. Viardot begründet wurde.

Lesage (Alain René), der Verfasser des „Gil Blas", geb. zu Sarzeau auf der Halbinsel Rhuys im Departement Morbihan, am 8. Mai 1668, verlor früh seine Ältern und kam durch die Nachlässigkeit seines Oheims um sein nicht unbeträchtliches Erbe. Seine Studien machte er bei den Jesuiten zu Vannes, die ihn später auf einem ihrer Meierhöfe in der Bretagne anstellten. Im J. 1692 kam er nach Paris, in der Absicht, seine philosophischen und juristischen Studien zu machen und irgend ein Unterkommen zu suchen. Seine persönlichen und geistigen Annehmlichkeiten erleichterten ihm seine Pläne; er fand Zutritt zu den besten Gesellschaften und gewann die Neigung einer Dame höhern Standes, die ihm ihre Hand anbot. Doch löste sich dieses Verhältniß und er heirathete 1695 die Tochter eines pariser Bürgers. Er ließ sich in die Liste der Parlamentsadvocaten einschreiben, doch aus Neigung für die Literatur gab er nach wenigen Jahren die Advocatur ganz auf. Seinen Lebensunterhalt gewährte ihm lediglich der Ertrag seiner Schriften; denn an den Pensionen des Hofs hatte er nie einen Antheil. Doch fand er in dem Abbé von Lyonne einen Freund, der, begeistert für span. Sprache und Literatur, L. das Spanische

lehrte und ihm auch eine kleine Pension von 600 Livres gab. Da er mit seinen theatralischen Arbeiten bei dem Théâtre français auf zu große Schwierigkeiten stieß, so schrieb er meist für die kleinern Theater. Sein „Crispin rival de son maître" fand außerordentlichen Beifall; ebenso später sein „Turcaret" (1709), eine bittere Satire gegen die Financiers damaliger Zeit. Man bot ihm 100000 Francs, wenn er das Stück nicht zur Aufführung bringe, L. aber ließ sich trotz seiner Armuth davon nicht abhalten. Noch größern Ruhm erwarb sich L. durch seine bis jetzt noch unübertroffenen komischen Romane. Dahin gehören „Le diable boiteux" (4. Aufl., Par. 1737; deutsch, Pforzh. 1842) und vor Allem „Gil-blas de Santillane" (2 Bde., Par. 1715; 4 Bde., 1735; deutsch, Pforzh. 1842). Die Idee zu ersterm gab ihm der span. Roman Velez de Guevara's „El diabolo cojuelo", ohne daß man ihm eine Nachahmung des span. Originals beimessen kann. Seine spätern Werke, bestehend in Vaudevilles, komischen Opern, Intermezzi, Divertissements, Possen u. s. w., finden sich in dem „Théâtre de la foire" und in der „Petite bibliothèque des théâtres". Auch sind noch von ihm „Les aventures de Guzman d'Alfarache" (2 Bde., Par. 1732), ein trefflich niedrig-komischer Roman nach dem Spanischen des Alaman, und der Roman „Le bachélier de Salamanque" (2 Bde., Par. 1738), der indeß weniger gelungen, zu erwähnen. In seinem Alter betrübte es ihn sehr, daß zwei seiner Söhne wider seinen Willen Schauspieler wurden; doch verzieh er Beiden, hingerissen von der Künstlerschaft des ältesten, der als Schauspieler sich Montménil nannte. In der letzten Zeit seines Lebens empfand er einen merkwürdigen Einfluß der Sonne auf seinen Körper. Wenn sie aufstieg, fühlte er sich wohl; wenn aber der Tag sich zu neigen begann, fiel er in einen Zustand der Abspannung, welcher bis zum Wiederanbruche des Tags dauerte. Er starb am 17. Nov. 1747. Eine schöne Ausgabe seiner „Oeuvres complètes" erschien in Paris 1830.

Lesage (pseudonym), s. Las Cases (Graf).

Lesbonax, ein griech. Rhetor im 1. Jahrh. n. Chr., wahrscheinlich aus Mitylene auf Lesbos gebürtig und in der dortigen Rednerschule gebildet, verfaßte mehrere Schriften, von denen nur zwei im Geiste der alten Attiker geschriebene Declamationen oder Kunstreden, die eine vom korinth. Kriege, die andere ein Aufruf der Athener zum Kriege gegen Sparta, auf uns gekommen sind, welche sich in den Sammlungen der „Oratores graec." von Reiske, Bekker und Sauppe befinden und von Orelli (Lpz. 1820) besonders herausgegeben worden sind.

Lesbos, eine Insel im Ägeischen Meere, an der asiat. Küste, 12½ □M. groß, jetzt nach der ehemaligen Hauptstadt Mitylene auch Metelino und von den Türken Midilli genannt, in dem nördlichen Winkel des Archipelagus, mit 50000 meist griech. Bewohnern, erhielt der Sage nach ihren Namen von Lesbos, einem Sohne des Lapithes, der auf den Rath des Orakels eine Colonie hierher geführt hatte, die anfangs Pelasgia hieß, und war reich an Marmor und Edelsteinen, an Holz, Getreide, Wein, Oliven und Feigen, die noch gegenwärtig für die vorzüglichsten gelten. Unter den neun ehemals blühenden Städten waren besonders Mitylene (s. d.), Pyrrha, Methymna, Arisba, Eressus und Antissa berühmt; jetzt zählt man daselbst etwa 120 Flecken und Dörfer. Aus einer unbedeutenden Monarchie erhob sich L. zu einer mächtigen Demokratie und machte hierauf nicht blos auf dem festen Lande und dem ehemaligen Gebiete von Troja Eroberungen, sondern widerstand auch den Athenern in dem sogenannten sigeischen Kriege. Dann wurde es von Samos und darauf von den Persern beunruhigt, deren Oberherrschaft es endlich anerkennen mußte, bis es nach der Schlacht bei Mykale im J. 479 v. Chr. das pers. Joch wieder abwarf und Athens Bundesgenosse wurde. Während des peloponnes. Kriegs trennte es sich mehrmals von Athen, wurde aber immer wieder zum Gehorsam zurückgebracht. Namentlich reizte ein vornehmer Bürger von Mitylene aus Privatrache, indem er diese Stadt eines Bündnisses mit den Spartanern beschuldigte, die Athener zu einem Kampfe gegen die Insel, welcher die Schleifung der Mauern von Mitylene, die Wegnahme der Schiffe und Tödtung von tausend der reichsten Einwohner zur Folge hatte. Außerdem wurde L. mit Ausnahme des Gebiets von Methymna, das damals gegen Athen die Waffen nicht ergriffen hatte, in 3000 Theile zerstückelt, von denen 300 dem Dienste der Götter geweiht, die übrigen aber unter athen. Bürger vertheilt und von diesen an die alten Eigenthümer verpachtet wurden. Der

noch erholten sich die Städte auf L. bald wieder. Die Lesbier selbst waren im Alterthume ihrer Ausschweifungen wegen übel berüchtigt, standen aber zugleich in dem Rufe der feinsten Lebensart und hoher Geistesbildung. Besonders berühmt war die lesbische Schule der Musik, deren Ursprung man mit der Sage von Orpheus in Verbindung setzte, und vor Allen zeichneten sich darin Arion von Methymna und Terpander von Antissa aus, sowie unter den lyrischen Dichtern Alcäus und Sappho als die vornehmsten genannt werden. Auch wurden die Weisen und Philosophen Pittakus, Theophrast und Theophanes und der Geschichtschreiber Hellanikus hier geboren, und auswärtige Gelehrte wählten sie zu ihrem Aufenthaltsorte, wie Epikur und Aristoteles, welche eine Zeit lang Vorlesungen daselbst hielten. Vgl. Plehn, „Lesbiacorum liber" (Berl. 1826) und Zander, „Beiträge zur Kunde der Insel L." (Hamb. 1827, 4.). Die Hauptstadt der Insel ist gegenwärtig Castro mit 10000 E., zwei Häfen und zwei Kastellen, sowie mit nicht unbedeutendem Schiffbau und Seehandel. Bei Metelino, dem alten Mitylene, finden sich mehre Überreste alter Denkmäler.

Lesche hieß in Griechenland ein öffentliches Gebäude mit einer Halle, worin müßige Leute, theils um sich zu unterhalten, theils um Geschäfte abzumachen, zusammenkamen, Einzelne wol auch übernachteten, dessen Besuch aber von der anständigen Volksclasse in der Regel vermieden wurde. (S. Gasthäuser.) Besonders wichtig für die Kunst und berühmt durch die von Polygnotus (s. d.) ausgeführten Wandgemälde war die Lesche der Knidier, welche sich innerhalb der Mauer des Tempelhofs zu Delphi befand.

Lesemethoden. Die Art und Weise, wie dem Anfangsschüler die mechanische Lesefertigkeit angeeignet wird, erlaubt mehrfache Abänderungen, die sich auf drei wesentlich verschiedene Leselehrarten zurückführen lassen, nämlich auf die sogenannte Wort-, Syllabir- und Elementirmethode. Bei der Wortmethode werden dem Schüler Wörter so lange vorgelesen, bis er durch Nachsprechen und Lesen sie richtig aussprechen und selbst lesen kann. Es wird dabei dem Lernenden allein überlassen, nach und nach die Ähnlichkeiten in den Bestandtheilen der Wörter und deren Aussprache zu abstrahiren und so allmälig zu der Fertigkeit zu gelangen, auch solche Wörter selbständig richtig zu lesen, die ihm nicht vorher vorgesprochen und vorgelesen wurden. Die Syllabirmethode beruht auf demselben Grundsatze, nur daß bei ihr der Anfänger zunächst im Lesen bloser Silben geübt wird. Diese beiden Leselehrarten sind verwerflich, weil sie, gar zu mechanisch, dem Kinde nicht Anregung genug zur Selbstthätigkeit geben. Deshalb haben sie auch niemals Verbreitung erhalten. Die Elementirmethode ist die angemessenste. Sie bringt die einzelnen Buchstaben und deren Laute zur Anschauung, ist schon im Alterthume gebraucht worden, hat zu Ende des vorigen und im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts mehrfache Modificationen und Verbesserungen erfahren und ist entweder Buchstabir- oder Lautirmethode. Jene hat von den ältesten Zeiten bis fast zu Ende des 18. Jahrh. allein geherrscht, wenn auch schon seit dem 16. Jahrh. Zweifel an der Vortrefflichkeit derselben laut wurden. Die Lautir- oder Lautmethode ist hauptsächlich durch X. Hoffmann, Stephani (s. d.), Olivier, Krug (s. d.), Zeller, Pöhlmann, Graser (s. d.) u. A. ausgebildet und verbreitet worden, aber in verschiedenen Modificationen. Sie beruht darauf, daß der Lernende angeleitet wird, Form und Laut der Buchstaben aufzufassen und durch Hervorbringung der einzelnen Laute und Schalle (Lautiren), woraus die Silben und Wörter bestehen, diese lesen zu lernen. Die hauptsächlichsten Modificationen derselben bestehen darin, daß entweder jeder Consonant ohne Zusatz eines Hülfsvocals mit dem ihm eigenthümlichen Laute in völliger Reinheit angegeben (Stephani), oder daß den Consonanten, um sie hörbar zu machen, ein kurzes e bei der Aussprache beigefügt wird (Olivier), oder daß die Consonanten selbständig gar nicht hörbar gemacht, vielmehr nur als Mundstellungen betrachtet und nur in Verbindung mit den Vocalen ausgesprochen werden (Graser). Die von Krug und Zeller herrührenden Modificationen der Lautmethode unterscheiden sich von der Stephani'schen nur durch die strenge Aufeinanderfolge der Übungen und durch die Benennung der Buchstaben nach den bei ihrer Aussprache thätigen Sprechwerkzeugen, und sind als Künsteleien wieder in Vergessenheit gerathen. Ob bei der Lautmethode dem Schüler die Namen der Buchstaben und dann erst der Laut, oder der letztere allein gegeben werde, ist keine das Wesen der Lautmethode betreffende Frage, jedoch scheint Letzteres vorzuziehen. Dagegen führt die häufig versuchte

Verbindung der Buchstabir- und Lautmethode zu Widersprüchen. Wenn früher das Schreiben nach dem Lesen gelehrt wurde, so ist jetzt das Verfahren allgemeiner verbreitet, erst die Buchstaben und später auch die Silben und Wörter schreiben und die geschriebenen dann erst aussprechen zu lassen. Durch Graser und Scholz aufgekommen und verbreitet, stützt sich dieses Verfahren, welches die reine Stephani'sche Leselehrart verdrängt hat, darauf, daß die Menschen erst geschrieben haben mußten, ehe sie lesen konnten, was zwar an sich richtig ist, für den Gang des Unterrichts aber nicht entscheidend sein kann. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, wo die reine Lautirmethode wieder mehr zu Ehren kommt.

Lesghier oder Lesginer, ein zum größten Theile noch freies Bergvolk des Kaukasus (s. d.), ist nächst den Tscherkessen der zahlreichste unter allen dortigen Stämmen, der gegen 530283 Seelen umfassen soll. Nur ein sehr kleiner Theil des von ihnen bewohnten Landes, welches den Namen Lesghistan führt, ist der russ. Oberhoheit unterworfen; die meisten lesghischen Stämme, deren 42 aufgezählt werden, genießen in ihren Bergen einer vollkommenen Freiheit und machen sich den Russen durch ununterbrochene Streifzüge gefährlich. In früherer Zeit übte das Oberhaupt des Awarenstammes, der sogenannte Awarkhan, eine bedeutende Gewalt über sämmtliche lesghische Stämme; seitdem derselbe aber russ. Generallieutenant geworden, haben sich die übrigen Stämme von ihm abgewendet. Die Lesghier reden eine eigenthümliche, an den großen indogerman. Sprachstamm erinnernde Sprache und sind sämmtlich Mohammedaner; sie haben ein sehr ausgebildetes Adelssystem, liefern sehr schöne Metallarbeiten, besonders in Silber und Stahl, und sind sämmtlich gefürchtete, von einem wilden, patriotischen Muthe, der an Fanatismus grenzt, beseelte Räuber. Übrigens ist der lesghische Stamm aus den verschiedensten Völkern zusammengesetzt, indem die alten mongol. Awaren, die republikanischen Akuschen, die Kubaschen, die sich Frängi nennen und europ. Ursprungs zu sein scheinen, nebst vielen andern interessanten Volksstämmen zu den Lesghiern gehören.

Leslie (Sir John), ein berühmter engl. Physiker, geb. im April 1766, erregte schon in seinem 11. Jahre durch seine Neigung für Geometrie die Aufmerksamkeit des Professors John Robinson, was neben einer zugesicherten Unterstützung seinen Ältern Veranlassung gab, ihn studiren zu lassen. Von St.-Andrews ging er nach Edinburg, wo er den gewöhnlichen Cursus vollendete, und von da nach London, wo er sich mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigte, und als größere Arbeit zuerst eine Übersetzung von Buffon's „Naturgeschichte der Vögel" (9 Bde., Lond. 1793) herausgab. Einige Zeit darauf begleitete er ein Mitglied der Familie Randolph nach Nordamerika, und als er nach England zurückgekehrt war, bereiste er in Begleitung Thom. Wedgewood's verschiedene Theile des Festlandes. Besondern Ruf erwarben ihm seine Erfindung des Differentialthermometers, des Hygrometers, des Photometers, eines Apparats, das specifische Gewicht gepulverter Körper zu bestimmen, und sein Verfahren, Wasser mit Hülfe der Luftpumpe zum Gefrieren zu bringen. Er wurde 1804 Professor der Mathematik in Edinburg, 1819 daselbst an Playfair's Stelle Professor der Naturwissenschaften und starb am 10. Nov. 1832.

Lesseps (Jean Bapt. Barthélemi, Baron de), der Reisegefährte Lapeyrouse's (s. d.), wurde 1765 zu Cette geboren. Er hatte bereits seinen Vater, der franz. Generalconsul zu Petersburg war, fünf Jahre als Viceconsul unterstützt, als er 1785 von Ludwig XVI. den Auftrag erhielt, Lapeyrouse auf dessen Reise als Dolmetscher zu begleiten. Nachdem die Expedition an der südlichen Spitze von Kamtschatka angelangt, wurde L. am 29. Sept. 1787 abgeschickt, um die Resultate der bisher glücklich abgelaufenen Reise zu Lande nach Frankreich zu bringen. Nach einem höchst beschwerlichen Zuge durch unwirthbare Gebiete gelangte er am 22. Sept. 1788 zu Petersburg an, übergab die Depeschen dem franz. Gesandten Ségur und setzte seine Reise nach Versailles fort. Hier war er einige Zeit der Gegenstand der höchsten Neugierde, zumal er auf den Wunsch des Königs die Kleidung eines Kamtschadalen anlegen mußte. Er ging hierauf als Consul nach Kronstadt, später nach Petersburg, wo er noch 1812 war. Napoleon ließ ihn nach dem Einzuge in Moskau zu sich rufen und übertrug ihm die Einrichtung eines Verwaltungsraths. Nach der Restauration schickte ihn Ludwig XVIII. als Chargé d'affaires nach Lissabon und ernannte ihn später zum dortigen Consul, bis er dieses Amt 1823 an Hyde-de-Neuville abtrat. Er starb

zu Paris am 6. Mai 1834. Von ihm erschienen „Observations sur la Sibérie et le Kamtschatka" (2 Bde., Par. 1790). — Sein Sohn Ferdinand de L. war seit 1839 Generalconsul zu Barcelona und zeigte hier seit 1841 eine außerordentliche, gegen die Regentschaft Espartero's gerichtete Thätigkeit. Seine Feinde beschuldigten ihn sogar, daß er den Aufstand im Nov. 1842 angezettelt und die verhängnißvolle Krisis, in welche Spanien darüber verfiel, herbeigeführt habe. Man glaubte, die franz. Regierung würde das Benehmen ihres Agenten misbilligen, allein L. empfing bald nachher den Orden der Ehrenlegion. Im Aug. 1844 wurde er auf das Gerücht, der Vicekönig Mehemed Ali von Ägypten habe seine Regierung niedergelegt, an Lavalette's Stelle als Generalconsul nach Alexandrien geschickt. — Mathieu, Graf de L., ein Verwandter der Vorigen, geb. 1774, wurde 1792 franz. Geschäftsträger in Marokko, 1799 Consul zu Cadix, dann in Ägypten und 1806 zu Livorno. Im J. 1808 wurde er Präsident des Ionischen Senats, und als Napoleon 1815 von Elba zurückkehrte, erhob ihn derselbe zum Grafen und ernannte ihn zum Präfecten des Departements Cantal. Ludwig XVIII. gab ihm 1817 eine diplomatische Sendung nach Marokko; 1827 aber erhielt er das Generalconsulat in Syrien, später das zu Tunis, wo er am 28. Dec. 1832 starb.

Lessing (Gotthold Ephraim), der Reformator der deutschen Nationalliteratur und des geistigen Lebens in Deutschland überhaupt, war am 22. Jan. 1729 zu Kamenz in der sächs. Oberlausitz geboren, wo sein Vater erster Prediger war. Der erste Unterricht, den der regsame Knabe durch seinen ernsten und gelehrten, streng lutherisch-orthodoxen Vater erhielt, war hauptsächlich religiösen Inhalts; durch einen spätern Hauslehrer Mylius knüpfte sich die Verbindung mit dessen seiner Zeit als Freigeist viel genanntem Bruder an. Von der Stadtschule in Kamenz kam er 1741 auf die Fürstenschule zu Meißen; hier brachte er fünf Jahre zu, schon damals große Selbständigkeit in eifrigen, frei gewählten Studien verrathend; die alten Sprachen und Mathematik waren seine Hauptbeschäftigung, neben welcher jedoch auch die deutsche Dichtkunst schon berücksichtigt wurde. Im J. 1746 bezog er die Universität zu Leipzig; statt jedoch nach dem Willen seiner Ältern Theologie zu studiren, fand er blos an Ernesti's Vorlesungen Gefallen; außerdem beschäftigte er sich mit den verschiedensten Wissenschaften. Er suchte durch Leibesübungen seine körperliche Kraft und Gewandtheit zu erhöhen, machte Bekanntschaft mit Schauspielern, namentlich mit der berühmten Schauspieldirectorin Neuber (s. d.), die seinen „Jungen Gelehrten" auf die Bühne brachte, und nahm Theil an der ästhetischen Wochenschrift „Ermunterungen". Eine dauernde Freundschaft schloß er mit C. F. Weiße (s. d.). Aus dieser Zeit stammt neben mehren Dramen die Mehrzahl seiner kleinen anakreontischen Gedichte, obwol er selbst weder von Liebe noch von Wein viel zu genießen hatte. Die Unzufriedenheit der strengen Ältern mit dieser Lebensweise veranlaßte eine kurze Rückkehr nach Kamenz. Nach nochmaligem, durch mancherlei Unannehmlichkeiten verleidetem Aufenthalte in Leipzig folgte er 1750 seinem Freunde Mylius nach Berlin. Hier ließ er seine „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters" erscheinen und seine Gedichte unter dem Titel „Kleinigkeiten". Doch noch in demselben Jahre ging er nach dem Wunsche seiner Ältern nach Wittenberg, wo er mit einem jüngern Bruder studirte und Magister wurde. In diese Zeit fallen mehre seiner Übersetzungen, z. B. von des Spaniers Huarte „Prüfung der Köpfe"; ferner eine Kritik der „Messiade" und zahlreiche gelehrte Sammlungen. Seit 1753 wieder in Berlin, redigirte er den gelehrten Theil der „Vossischen Zeitung", und ließ seine „Kleinen Schriften" (2 Bde.) und die „Theatralische Bibliothek", (2 Stück) erscheinen. Während eines streng zurückgezogenen Aufenthalts in Potsdam im J. 1755 vollendete er sein Trauerspiel „Miß Sara Sampson", mit welchem er nicht nur das bürgerliche Drama in Deutschland einführte, sondern dem deutschen, bisher ganz von franz. Mustern abhängigen Drama überhaupt eine ganz neue Bahn anwies. Der Plan, mit einem leipziger Kaufmanne eine große Reise zu unternehmen, wurde der Kriegsunruhen wegen nur bis Holland ausgeführt; durch einen unangenehmen Proceß mußte er die Erfüllung der von seinem Begleiter eingegangenen Verpflichtungen erzwingen. Von da an bis 1760 lebte er theils in Leipzig, theils in Berlin und trat mit E. v. Kleist und Gleim, später mit Ramler, Fr. Nicolai und Moses Mendelssohn in enge Verbindung. In Gemeinschaft mit den beiden Letztern begann er die „Bibliothek der schönen Wissenschaften"

und die „Literaturbriefe"; außerdem verfaßte er seine „Fabeln", auch begann er die erst 1772 als „Emilie Galotti" vollendete „Virginia". Nachdem er noch 1760 von der königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin zu ihrem Mitgliede gewählt war, ging er als Secretair des Generals Tauenzien, Gouverneurs von Schlesien, nach Breslau. Theils die Absicht, auch einmal die bis dahin stets geflohene Gebundenheit eines bestimmten Berufs, theils der Wunsch, neue, unter Friedrich II. so bedeutende Lebensverhältnisse kennen zu lernen, scheinen ihn zu diesem Schritte bewogen zu haben. Die bedeutendste Frucht dieses bis 1765 bestehenden Verhältnisses war L.'s vollendetstes Drama „Minna von Barnhelm", nach Goethe's Urtheil „die erste, aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduction von specifisch temporairem Gehalt, die deswegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that". Der Aufenthalt in Breslau verstrich fast ohne alle Verbindung mit den ältern Freunden in einer reichen Abwechselung angestrengter Thätigkeit und des angeregtesten geselligen Lebens; daß aber letzteres, namentlich das ihm oft zum Vorwurf gemachte Hazardspiel nie die Oberhand gewann, bewies L. selbst am schlagendsten dadurch, daß er 1766 zur Überraschung auch seiner nächsten Freunde sein Meisterwerk „Laokoon, oder über die Grenzen der Poesie und Malerei" erscheinen ließ. Dieses Werk, auch in stilistischer Beziehung unbedingt classisch, hat bis auf den heutigen Tag den nachhaltigsten Einfluß auf die Kritik sowol der redenden als der bildenden Künste, ja auf Geist und Richtung der gesammten Alterthumswissenschaft geübt. Damit hingen nahe zusammen mehre kleine Abhandlungen, unter denen die „Wie die Alten den Tod gebildet" (1769) oben ansteht. Diese Richtung von L.'s Thätigkeit führte etwas später seinen Streit mit dem eben so eitlen und anmaßlichen als ungründlichen Klotz (s. d.) herbei, der mit des letztern wissenschaftlicher Vernichtung endete. Nach zwei in Berlin unzufrieden verlebten Jahren folgte L. einer Einladung nach Hamburg, um an der dort beabsichtigten Herstellung des Theaters sich zu betheiligen; aber die Unfähigkeit der Unternehmer und die Uneinigkeit der Schauspieler vereitelten seine großen Plane, denen wir seine unübertroffene „Dramaturgie" (2 Bde., 1768) verdanken, ein Werk, welches auf seinem Gebiete, namentlich in dem Kampfe gegen die franz. und für die engl. Schaubühne ebenso bedeutend wirkte als der „Laokoon" auf dem seinigen. Noch weniger als jenes theatralische Unternehmen glückte der mit J. J. C. Bode (s. d.) entworfene Plan einer Buchhandlung für Gelehrte, wozu L. das praktische und ökonomische Geschick durchaus nicht besaß. Mit seiner Lage in Hamburg höchst unzufrieden, gerieth er auf den Gedanken, nach Italien zu gehen, sich dort nach Winckelmann's Vorgang festzusetzen und nur noch über archäologische und Kunstgegenstände lateinisch zu schreiben. Glücklicherweise hielt ihn hiervon ein Ruf des Erbprinzen Ferdinand von Braunschweig ab, der ihn an die Spitze der Bibliothek in Wolfenbüttel stellte, „mehr damit L. die Bibliothek, als daß die Bibliothek ihn nutze". Im Apr. 1770 trat er dieses Amt an, nachdem er noch in Hamburg eine Verbindung mit einer trefflichen Frau, der Witwe König, geknüpft hatte, die er im Herbst 1776 heirathete, aber schon nach kaum anderthalb Jahren im Wochenbett verlor. In Wolfenbüttel beschäftigte er sich fast ausschließend mit Ausbeutung der dortigen literarischen Schätze; gleich anfangs that er einen bedeutenden Fund an der lange verloren geglaubten Schrift des Berengar von Tours (s. d.) über die Abendmahlslehre gegen Lanfranc. In den J. 1774 und 1778 gab er die „Wolfenbüttelschen Fragmente eines Ungenannten" heraus, als deren Verfasser erst später H. S. Reimarus (s. d.) bekannt wurde, und gerieth so auf den Boden theologischer Kämpfe. Gleich entfernt von einem blinden Wortglauben wie von der seichten Aufklärerei jener Tage wurde er einer der Hauptbegründer einer freien theologischen Wissenschaft; er selbst aber hatte nur Leiden und Kämpfe davon. Sein Hauptgegner, der orthodoxe Pastor Joh. Melch. Götze (s. d.) in Hamburg veranlaßte L.'s geistvollen „Antigötze". Mit der Censur hatte er in Folge derselben Veranlassung mancherlei Kämpfe zu bestehen; ihr verdanken wir aber auch seinen „Nathan der Weise" (1780), der L.'s Glaubensbekenntniß in vollendeter poetischer Form enthält. In Verbindung stehen damit „Ernst und Falk, Gespräche über die Freimaurerei", (1778). Seine letzte literarische Arbeit war „Die Erziehung des Menschengeschlechts" (1780), welche den Keim zu Herder's und allen spätern Werken über Philosophie der Geschichte enthält; ein neuerer Versuch, ihm die Autorschaft dieses Werkes abzusprechen, ist durchaus

mislungen. In die letzten Lebensjahre L.'s fallen noch einige Versuche, ihn von Wolfenbüttel wegzuziehen; so von Manheim aus, wo der Kurfürst Karl Theodor 1776 eine Akademie der Wissenschaften und ein Nationaltheater der Deutschen errichtete. L. machte 1777 eine Reise dahin; doch beruhte die Sache bald auf sich. Auch für die von Joseph II. beabsichtigte Akademie der Wissenschaften interessirte er sich so lebhaft, daß er 1775 nach Wien reiste, wo er eine sehr ehrenvolle Aufnahme fand und von wo er mit dem Prinzen Leopold von Braunschweig nach Italien ging. In der letzten Zeit seines Lebens nahmen seine Gesundheit, frühere Heiterkeit und Geselligkeit merklich ab, meist in Folge der Anfechtungen, die er auf theologischem Gebiete erfuhr. Seit Anfang Febr. an Engbrüstigkeit gefährlich leidend, erlag er in Braunschweig am Abend des 15. Febr. 1781 einem heftigen Anfalle dieses Übels. Im J. 1796 wurde ihm auf dem Bibliothekplatz zu Wolfenbüttel durch einige Freunde ein einfaches Denkmal errichtet; in seiner Vaterstadt erhält seit 1826 ein „Barmherzigkeitsstift" sein Andenken. Seine „Sämmtlichen Schriften" erschienen zuerst in Berlin 1771—94 (30 Bde.) und sodann daselbst 1825—28 (32 Bde.); eine musterhafte Ausgabe derselben besorgte K. Lachmann (13 Bde., Berl. 1838—40); nicht alle Werke enthält die neueste Ausgabe (10 Bde., Lpz. 1842).

L.'s Verdienste in fast allen Zweigen geistiger Thätigkeit sind ganz unberechenbar, und wenn sie jetzt zum Theil weniger in die Augen fallen, so ist dies nur ein Beweis ihrer Größe mehr, indem das Meiste, was er angeregt, bereits zum geistigen Gemeingut aller Gebildeten geworden ist. Obgleich kein eigentlich dichterischer Genius, wie er selbst am bestimmtesten ausgesprochen, hat er doch umfassender als irgend einer seiner Zeitgenossen für die Wiederherstellung der deutschen Dichtung gewirkt. Seine frühern Dramen und kleinern Gedichte stehen freilich auf dem Standpunkte ihrer Zeit, doch auch sie weisen schon auf ein höheres Ziel hin. Als entschiedene Muster aber wirkten seine vier genannten großen Dramen, die, frei von der Unwahrheit und unnatürlichen Regelrechtigkeit der franz. Dramen, Freiheit der Form mit einer bis dahin ungeahneten Tiefe des Inhalts verbinden. In „Miß Sara Sampson" und „Emilie Galotti" sind besonders sittliche, in „Minna von Barnhelm" vaterländische, im „Nathan" religiöse Grundgedanken wirksam. Würdig stehen diesen Leistungen zur Seite seine kritischen Werke über Dichtkunst, vor Allem die „Dramaturgie", dann die Abhandlungen über Fabeln und Epigramme, die zuerst wieder eine gesunde Methode für derartige Untersuchungen anwendeten. Vieles hierher Gehörige ist in seinen andern Werken, namentlich im „Laokoon" zerstreut. Überall dringt L. auf freie Entwickelung des angeborenen Talents, als dessen einzige Führerin er die Natur und die aufmerksame Betrachtung wahrhaft großer Muster anerkennt. Aber seine Thätigkeit beschränkte sich nicht hierauf; selbst im Besitz einer unermeßlichen Gelehrsamkeit und Belesenheit, war er der Erste, der auf den Mangel an Geist und Leben in der herkömmlichen Gelehrsamkeit hinwies und seine gelehrten Werke selbst mit dem regsten geistigen Leben erfüllte. So hauchte er, hier mit Winckelmann gemeinsam wirkend, der Alterthumskunde, namentlich der Behandlung der alten Kunst, ein ganz neues Leben ein; so war er einer der Ersten, der sich ernstlich mit den Schätzen der mittelalterlichen deutschen Poesie beschäftigte; so regte er auf theologischem Gebiete ein ganz neues Leben an und fand noch nebenher Zeit zu den verschiedensten und abgelegensten Untersuchungen, wie z. B. „Über das Alter der Ölmalerei". Systematiker war L. nirgend und so ist z. B. Guhrauer in dem Versuche, ihm ein ganz eignes philosophisches System zuzuschreiben, offenbar zu weit gegangen; als Kritiker aber ist er darin unübertroffen, daß er, bei manchen Irrthümern im Einzelnen, die eine spätere, auf seinen Schultern stehende Zeit leicht verbessern konnte, nirgend blos verneinend zu Werke ging, sondern stets zugleich aufbaute oder doch wenigstens die klarsten Fingerzeige zum Aufbauen gab, wodurch seine Schriften noch für die Gegenwart eine unerschöpfliche Fundgrube geistiger Anregung werden; denn daß er bei dem großen Umfange seiner Thätigkeit fast nichts zum völligen Abschlusse gebracht und oft rein fragmentarisch verfuhr, kann einen Tadel nicht begründen. Hierzu kommt bei ihm eine wunderbare Vollendung der prosaischen Darstellung, die stets voll Leben und Leichtigkeit auch für die trockensten Gegenstände Interesse erweckt und doch nirgend oberflächlich über das Wesen der Sachen hinweggeht. Am allerhöchsten aber steht L. als

Schriftsteller und als Mensch durch seinen unbestechlichen und unerschütterlichen Wahrheitssinn, der sich sein ganzes Leben hindurch gleich blieb. Freilich erscheinen seine polemischen Schriften dadurch bisweilen hart und tief einschneidend; aber er versöhnt durch das stets bereite Bekenntniß eigner Irrthümer und dadurch, daß seine Angriffe stets nur der Sache, nie der Person gelten. L.'s persönlicher Charakter war bei seinen Lebzeiten mancherlei Verunglimpfungen ausgesetzt, jedoch mit Unrecht, wie dies das Zeugniß seiner Freunde und mehr noch sein eigner, nach seinem Tode veröffentlichter Briefwechsel beweist. Ein trefflicher Sohn, Bruder, Gatte und Freund, echter Protestant, unbekümmert um äußere Güter, oft in bedrängten Lagen, wich er nie von der strengsten Rechtlichkeit, verfolgte aber auch schonungslos fremdes Unrecht. An heitern Lebensgenüssen nahm er gern Theil und gab sich ihnen in einzelnen Pausen seiner angestrengten Thätigkeit ganz hin, ohne sich je von ihnen beherrschen zu lassen. Vgl. „L.'s Leben nebst seinem noch übrigen literarischen Nachlasse" (herausgegeben von dessen Bruder Karl Gotthelf L., 2 Bde., Berl. 1793); Fr. Schlegel, „L.'s Gedanken und Meinungen, aus dessen Schriften zusammengestellt und erläutert" (3 Bde., Lpz. 1804) und desselben Abhandlung „Über L." in den „Charakteristiken und Kritiken" (Bd. 1, Königsb. 1801); Schink, „L.'s Leben und Charakteristik" (Berl. 1825), als erster Band von L.'s „Sämmtlichen Schriften" und Guhrauer, „L.'s Erziehung des Menschengeschlechts kritisch und philosophisch erörtert" (Berl. 1842). — Sein jüngerer Bruder, Karl Gotthelf L., geb. am 10. Juli 1740, gest. am 17. Febr. 1812 als Münzdirector in Breslau, hat sich theils durch die Herausgabe von seines Bruders Nachlaß, theils durch einige Lustspiele bekannt gemacht.

Lessing (Karl Friedr.), gegenwärtig der ausgezeichnetste Maler der düsseldorfer Schule, geb. am 8. Febr. 1808 zu Breslau, als der Sohn eines angesehenen Beamten, zeigte von Jugend auf, nachdem er erst spät hatte sprechen lernen, keine besondere Empfänglichkeit für den Schulunterricht und auch, als er, durch seinen Vater für das Baufach bestimmt, deshalb 1821 nach Berlin gekommen war, keine Neigung für diese Beschäftigung. Um so mehr fesselte ihn von jeher der Zeichenunterricht, und angeregt durch Professor Kösel in Berlin, erwachte in ihm ein ganz entschiedener Beruf zunächst zur Landschaftmalerei. Gegen den Willen des Vaters, der sich durchaus nicht bewegen ließ, von seiner Absicht, daß der Sohn Architekt werden sollte, abzugehen, wählte L. endlich doch die Malerkunst zu seinem Lebensberufe und erregte gleich durch sein erstes Bild, den Kirchhof, bedeutendes Aufsehen. Von W. Schadow nach Düsseldorf gezogen und zugleich für die Historienmalerei gewonnen, galt er bald als einer der ausgezeichnetsten Maler der jungen Schule. Der Carton zur Schlacht von Ikonium, das Schloß am Meere, und noch in weit höherm Grade das trauernde Königspaar und der berühmte Klosterhof im Schnee (jetzt im Museum zu Köln) gewannen ihm eine wahre Popularität. Sein erstes Entwickelungsstadium, wenn man so will, schließt ab mit der Scene aus „Lenore" und mit dem „Räuber" (1832). Bedeutende Studien führten seitdem den Künstler in der Landschaft zu einem getreuern Eingehen auf das Einzelne der Natur, in der Genre- und Geschichtsmalerei zu einem tiefern Verständniß des Charakteristischen, und fortan durchdringt sich bei ihm die romantische Hoheit des Gedankens mit der vollen Wahrheit der Darstellung. Belege dazu sind besonders die wunderbar ergreifende „Landschaft aus der Eifel" (im Besitze des Consuls Wagener in Berlin) und die „Hussitenpredigt" (1835), eines der epochemachenden Werke deutscher Kunst. Zur Wahl des letztern Gegenstandes wurde er dadurch veranlaßt, daß sich sein Interesse wesentlich antihierarchischen Momenten der Geschichte zuwendet. Eine Studienreise im Solingerwald im J. 1836 eröffnete ihm die ganze Poesie des Waldlebens, in deren Darstellung er seitdem seines Gleichen nicht findet. Durchblicke durch Wälder und Schluchten, auf Schlösser, Klöster und Ebenen, poetisch gehoben durch eine reizende Staffage, waren fortan seine liebsten Motive. Erst 1838 trat er wieder mit einem großen Historienbilde hervor; es war der gefangene Tyrann Ezzelin, der die Zusprüche zweier Mönche von sich weist. Mit diesem Bilde, hätte man glauben mögen, habe L. seinen Höhepunkt erreicht, allein die Erfahrung hat gelehrt, daß in diesem reichen, kraftvollen Geist noch der Entwickelungen viele lagen. Im J. 1842 vollendete er seinen schon Jahre zuvor entworfenen „Huß vor dem Concil zu Kostnitz" und die im kleinern Maßstabe ausgeführte „Gefangennehmung

des Papstes Paschalis durch Kaiser Heinrich V."; ersteres ein Meisterwerk der Charakteristik, voll Tiefe und Reichthum, letzteres hauptsächlich durch Feuer und dramatischen Gehalt ausgezeichnet. Das erstgenannte Bild führte den schon längere Zeit vorbereiteten Bruch zwischen L. und den streng katholisch gesinnten Künstlern herbei; ja der blose Ankauf desselben durch das Städel'sche Institut in Frankfurt bewog den Director der damit verbundenen Kunstschule, Ph. Veit, zum Austritt aus dieser Stellung. Eine Fülle herrlicher Entwürfe befindet sich noch in L.'s Mappen. Unter den historischen sollen sich besonders auszeichnen die Mongolenschlacht bei Liegnitz, eine Scene aus dem Hussitenkriege, ein Zug der Kreuzfahrer nach dem heiligen Grabe u. s. w. Seinen landschaftlichen Entwürfen in Tusche ist eine Lichtwirkung eigen, welche ausgeführten Ölbildern nichts nachgibt. L. ist in manchem Betracht als bahnbrechender Genius anzuerkennen. In ihm ganz vorzüglich tritt die düsseldorfer Malerei aus ihrer genrehaft-sentimentalen Richtung heraus zu den höchsten historisch-dramatischen Leistungen; auf ihm ruht ganz wesentlich das Schicksal derjenigen deutschen Geschichtsmalerei, die im Werden begriffen ist. Energie, Tiefe und Fülle des Gedankens wie der Darstellung befähigen ihn hierzu vor Allen. In der Landschaft ist er wiederum Gründer einer neuen Gattung, insofern bei ihm der poetische Grundgedanke, der die Stimmung des Beschauers wecken soll, deutlicher und reizvoller zu Tage tritt als bei seinen Vorgängern.

Leßmann (Dan.), Verfasser zahlreicher Romane und Novellen, geb. am 18. Jan. 1794 zu Soldin in der Neumark, besuchte das joachimsthaler Gymnasium in Berlin und studirte daselbst Medicin. Im J. 1813 trat er als Freiwilliger in das preuß. Heer, wurde bei Lützen verwundet und nach seiner Herstellung, sowie von neuem 1815 bei den Feldlazarethen angestellt. So fand er Gelegenheit zu einem längern Aufenthalt in Paris. Nach dem Frieden setzte er anfangs seine Studien in Berlin fort, bis er 1819 sich nach Wien wendete, wo er sehr bald als Hauslehrer in das Haus des Grafen O'Donnel trat, mit dem er später nach Italien und nach Ungarn ging. In dieser Zeit beschäftigte er sich vorzüglich mit geschichtlichen Studien. Seit 1824 nach Berlin zurückgekehrt, begann er seine schriftstellerische Thätigkeit, die sich besonders seit 1827 bedeutend steigerte. Größern Beifall als seine lyrischen Gedichte („Venus Amathusia", Berl. 1824, und „Gedichte", Berl. 1830) fanden seine „Novellen" (4 Bde., Berl. 1828—29) und einige größere Werke „Luise von Halling, Briefe aus Südspanien" (2 Bde., Berl. 1827), „Biographische Gemälde" (2 Bde., Berl. 1829—30) und das „Wanderbuch eines Schwermüthigen" (2 Bde., Berl. 1831—32). Am 1. Sept. 1831 trat er in gewohnter heiterer Stimmung eine Fußreise nach Leipzig an, wurde aber nach einigen Tagen unweit Wittenberg erhängt gefunden; alle Nachforschungen haben nur einen, freilich psychologisch räthselhaften Selbstmord wahrscheinlich gemacht. Aus seinem Nachlaß erschien „Die Heidenmühle" (2 Bde., Berl. 1833). L. zeichnete sich unter den neuern Novellisten durch Leichtigkeit und Gewandtheit der Darstellung vortheilhaft aus; eine tiefere poetische Bedeutung seiner Leistungen mag der große Umfang seiner Thätigkeit, die auch mehre Übersetzungen umfaßt, verhindert haben.

L'Estocq (Joh. Herm.), der Günstling der Kaiserin Elisabeth von Rußland, geb. 1692 zu Celle im Hannöverschen, war der Sohn eines franz. Réfugié und lernte von seinem Vater, einem Barbier, die Wundarzneikunst. Im J. 1713 begab er sich nach Petersburg, wo er bald als Wundarzt in die Dienste Peter's des Großen trat und sich dessen Vertrauen erwarb, aber auch bald wegen leichtfertiger Streiche nach Kasan verbannt wurde. Katharina I. rief ihn nach Peter's Tode zurück und ernannte ihn zum Wundarzt an dem Hofe ihrer Tochter Elisabeth. Mit unverbrüchlicher Treue seiner Gebieterin zugethan, bot er ihr schon nach dem Tode Peter's II. seine Dienste an, wenn sie sich auf den Thron zu setzen beabsichtige; doch wurden damals seine verwegenen Pläne verworfen. Als sich jedoch elf Jahre später, 1740, zur Zeit des unmündigen Iwan und seiner die Regierung verwaltenden Mutter Anna, neue Gelegenheit darbot, fand sein Antrag Gehör. Gewandt und staatsklug leitete er das kühne Unternehmen und verlor selbst in den gefahrvollsten Augenblicken nie seine Ruhe und Kaltblütigkeit. Nachdem Elisabeth am 24. Nov. 1741 den Thron bestiegen, ernannte ihn die neue Kaiserin zum wirklichen Geheimrath, ersten Leibarzt und Director sämmtlicher medicinischen Anstalten; der König von Polen aber erhob ihn in

den Grafenstand und übersandte ihm sein Bildniß, um es gleich einem Orden zu tragen. Doch nach dem Willen der Kaiserin mußte sich L. auch in Angelegenheiten mischen, die außer seinem Wirkungskreise lagen. Dadurch und durch seine Freimüthigkeit vermehrte er die Zahl seiner Feinde und Neider, denen es endlich gelang, ihn hinwiederum der Kaiserin als strafbar darzustellen. So wurde er 1748 verhaftet und in die petersburger Festung gebracht, um gerichtet zu werden. Anfangs ertrug er diesen Wechsel des Glücks mit Gleichmuth und Heiterkeit; als er aber durch die Folter zum Geständniß gebracht werden sollte, bekannte er sich für schuldig. Er wurde nun 1753 aller Ehrenstellen und Güter beraubt und nach Uglitsch verbannt, wo er drei Jahre zubrachte, hierauf nach Ustjug-Weliki, wo er neun Jahre unter Aufsicht verlebte. Seine dritte Gemahlin, Maria Aurora, geb. Freiin von Mengden, theilte das Schicksal ihres Gemahls mit musterhafter Aufopferung. Als Peter III. den Thron bestieg, wurde L. zurückberufen und erhielt seine Ehrenstellen wieder. Auch Katharina II. ließ ihm seinen Gehalt, entfernte ihn aber von allen Geschäften. Er starb 1767, ohne Kinder zu hinterlassen.

Lesueur (Eustache), einer der berühmtesten Maler der Franzosen, geb. zu Paris 1617, erhielt den Unterricht in der Zeichenkunst von seinem Vater, einem Bildhauer, und kam dann in die Schule Simon Vouet's. Er zeichnete sich bald durch mehre Gemälde im ital. Stil aus; allein sein Ruhm wurde erst durch seine Gemälde für die Karthäuser in Paris völlig gegründet. In 22 Bildern, die in neuerer Zeit auch lithographirt erschienen (Par. 1822—23), stellte er, 1649—51, die Hauptscenen aus dem Leben des heil. Bruno, des Stifters dieses Ordens, dar. Zu gleicher Zeit malte er für die Goldschmiedgilde die Predigt des Apostels Paulus zu Ephesus, ein Gemälde, welches der Kirche Notre-Dame zum Geschenk gemacht wurde; dann eine Magdalena und den heil. Laurentius; 1651 zwei Vorstellungen aus dem Leben des heil. Martin und andere Bilder. Unter seine vorzüglichsten spätern Arbeiten gehören die Scenen aus dem Leben des Amor und die Musen nebst Apollo. Er starb 1655. Zu anhaltendes Studium, zu angestrengter Fleiß und der Neid seiner Kunstgenossen hatten seine Lebenskraft aufgezehrt. Daß er eine so hohe Stufe der Vollkommenheit in seinen Gemälden erreichte, ist um so bewundernswürdiger, als er nie sein Vaterland, ja kaum Paris verlassen, sich also nur nach den wenigen daselbst vorhandenen Vorbildern der Antike und der ital. Schule gebildet hat. Rafael studirte er vornehmlich nach den Kupferstichen des Marc Anton. Zu der Reinheit der Formen, welche das Resultat dieser Studien war und ihn von dem kalten, manierirten Pomp mancher damaliger franz. Künstler freihielt, kam bei ihm noch eine gemüthliche Wärme, ein Hauch innern Lebens, der jenen fast durchgängig fehlt. Entschieden schwach ist er nur, wenn energisches Handeln, sinnlich glühendes Dasein dargestellt werden sollen, während er durch Einfachheit und Tiefe Lebrun und Poussin hinter sich läßt. L. war ein Mann von sanftem, redlichem Charakter und wurde deshalb von Jedermann geachtet, obgleich die Eifersucht seines Nebenbuhlers Lebrun seinen Ruhm bei Lebzeiten nie ganz emporkommen ließ.

Lesueur (Jean Franç.), Componist, ein Nachkomme des Vorigen, geb. am 15. Febr. 1763 bei Abbeville auf dem Lande, machte seine Studien in der Musikschule der Kathedrale zu Amiens und war dann zuerst bei den Kathedralen zu Saez und Dijon angestellt. Im J. 1784 wurde er an der Kirche des Innocens und 1786 an Notre-Dame in Paris Musikdirector, wo er sehr bald Sacchini's Freundschaft gewann und sich sowol durch seine großartigen und geistreichen Compositionen als durch die Trefflichkeit, wie er sein Orchester leitete, die allgemeinste Anerkennung erwarb. Neigung und Sacchini's Rath zogen ihn zu Arbeiten für das Theater hin, und als seine erste Oper „Télémaque" mit großem Erfolge gegeben worden, legte er 1788, um sich ganz der theatralischen Musik zu widmen, seine Stelle an Notre-Dame nieder und lebte unter den angestrengtesten Arbeiten bis 1792 bei einem Freunde und Gönner, Bochurd de Champagny. Nach vielen Hindernissen gelang es ihm 1793, seine Oper „La caverne" in die Scene zu bringen, die, besonders durch ihre im größten Stil verfaßten Chöre, den glänzendsten Beifall erhielt. Hierauf erhielt er eine Anstellung als Professor der Musik an dem Nationalinstitute und schrieb nun mehre Musiken zu republikanischen Festen. Später verlor er zwar durch Intrigue seine Stelle, doch wurde er durch Napoleon wieder in dieselbe eingesetzt. Im J.

1798 componirte er „Paul et Virginie“, „La mort d'Adam“ und „Les bardes“, welches letzte Werk, sein vollendetstes, ihm die Zuneigung Napoleon's in einem solchen Grade erwarb, daß ihn derselbe zum Kapellmeister und Nachfolger Paesiello's ernannte und ihm eine goldene Dose mit der Inschrift „Der Kaiser der Franzosen dem Componisten der Barden“, schenkte. Bei der Restauration beließ man ihn in dieser Stelle und gab ihm den Titel Surintendant. Mit Cherubini, Méhul, Langlé und Rigal arbeitete L. an dem von Catel herausgegebenen Werke „Sur les principes élémentaires de musique“ (Par. 1816), und außerdem schrieb er „Essai sur la musique sacrée“ (Par. 1787) und „Lettres et réponse à Gaillard, sur l'opéra de la mort d'Adam etc.“ (Par. 1801). In der Zurückgezogenheit starb er zu Chaillot am 6. Oct. 1837.

Leszczynski eine angesehene, aus Böhmen stammende adelige Familie in Polen, der mehre um ihr Vaterland sehr verdiente Männer angehören. — Raphael L. erhielt, nachdem er den größten Theil von Europa bereist hatte, von Sigismund III., der ihm sehr wohlwollte, mehre Kastellaneien und Starosteien, wurde Wojewode von Belz und bemühte sich, im Felde und im Rath das Wohl Polens zu fördern. Er war einer der Gebildetsten seiner Landesgenossen und einer der eifrigsten Anhänger der Reformation. In mehren Sprachen und den Wissenschaften sehr erfahren, schrieb er mehre lat. Gedichte und Reden, die aber nicht gedruckt worden sind. Er starb 1636 zu Wlodawa. — Den Ruhm der Familie bewahrten sein Enkel Raphael L., Großschatzmeister und General von Großpolen, gest. 1703, von dem ein historisches Gedicht „Chocim“ (1673) herrührt, und dessen Sohn, der König Stanislaw (s. d.), mit welchem die Familie ausstarb. — Die einzige Tochter des Letztern, Maria L., geb. 1703, wurde 1725 die Gemahlin Ludwig's XV. Sie erwarb sich, da sie am franz. Hofe von aller Politik sich fern hielt, sowie durch ihre Sittenreinheit und Herablassung allgemeines Wohlwollen und starb 1768.

Letalität (letalitas) oder Tödtlichkeit ist ein Ausdruck, welcher besonders in der gerichtlichen Medicin bei der Beurtheilung von Verletzungen gebraucht wird. Da die Entscheidung über ein Verbrechen zum großen Theile von dem Erfolge desselben abhängt, so ist es für den Richter von der größten Wichtigkeit, zu wissen, inwieweit eine Verletzung an einem todten Körper als Ursache des Todes desselben zu betrachten ist, und das Gesetz fodert daher häufig den Gerichtsarzt zur Beantwortung der Frage auf, ob eine Verletzung tödtlich oder nicht tödtlich gewesen sei. Wenn die Erledigung dieser Frage eigentlich nur die auf eine genaue Untersuchung des vorliegenden Falles mit Hinzuziehung der Erfahrung, welche ähnliche Fälle geliefert haben, gegründete rationelle Beurtheilung erfodert, so ist diese doch oft so schwierig und setzt einen so hohen Grad von Scharfsinn voraus, während sie zugleich auf der andern Seite eine hohe Verantwortlichkeit in sich schließt, daß man seit der Zeit, wo solche Fragen an Ärzte gerichtet wurden, mit Fleiß darauf bedacht gewesen ist, eine feste Regel für die Beantwortung derselben aufzustellen. Diese Bestrebungen hatten jedoch einen so vielseitigen Erfolg, daß die neuere Zeit besonders wegen Vereinfachung und Milderung der Criminalgesetze ebenfalls dahin arbeiten mußte, die Lehre von der Letalität wieder zu vereinfachen. Die Hauptschwierigkeit bei diesem Geschäft machte der Umstand, daß dieselbe Verletzung in manchen Fällen unleugbar den Tod des Verletzten herbeiführte, in andern jedoch diese Folge nicht nach sich zog. Es entstand daher die Frage, welche Verletzungen in jedem Falle also unbedingt, und welche nur in manchen Fällen oder bedingt tödtlich wären und welche Fälle und Umstände letztern diese Bedeutung gäben. Ohne die verschiedenen Eintheilungen, welche von den Lehrern der gerichtlichen Medicin besonders im 18. Jahrh. vorgeschlagen wurden, weiter zu berühren, erwähnen wir nur die jetzt gebräuchlichste in unbedingt tödtliche Verletzungen, welche in sich selbst die zureichende Ursache des darauf erfolgten Todes haben, und bedingt tödtliche, welche nicht allein, sondern in Verbindung mit andern bei ihnen obwaltenden Umständen den Tod verursachen, denen also nur ein Antheil an dem erfolgten Tode zugeschrieben werden kann. Zu den unbedingt tödtlichen Verletzungen gehören alle diejenigen, durch welche sowol nach physiologischen Lehrsätzen als nach chirurgischen Erfahrungen die Fortdauer des Lebens unmöglich gemacht wird; zu den bedingt tödtlichen diejenigen, bei denen die Erfahrung zu dem Schlusse berechtigt, daß sie in einem anders gestalteten Falle das Leben nicht beeinträchtigt haben würden. Bei letztern

ist aber wieder die Tödtlichkeit entweder eine nothwendige, wenn die Beschaffenheit des verletzten Individuums, wobei Alter, Geschlecht, allgemeine Körperconstitution, momentaner Körper- und Gemüthszustand u. s. w. zu berücksichtigen sind, oder eine zufällige, wenn Umstände, welche außerhalb des Verletzten liegen, z. B. mangelhafte Kunsthülfe, ungeeigneter Transport u. s. w., die Gefährlichkeit der Verletzung so hoch steigern, daß der Tod als die Folge davon anzusehen ist. Diese verschiedenen Abstufungen, welche sämmtlich auf den Urtheilsspruch des Richters nach criminalrechtlichen Grundsätzen Einfluß haben müssen, sind die sogenannten Grade der Tödtlichkeit. Die auf solche Art bewerkstelligte Eintheilung, nach welcher auch in verschiedenen neuern Gesetzgebungen dem Gerichtsarzte gewisse Fragen vorgelegt werden, an deren Beantwortung er sich streng zu halten verpflichtet ist, befriedigt allerdings die Anfoderungen an ein theoretisches System, erleichtert jedoch bei der unendlichen Verschiedenheit der Fälle die Entscheidung über die Tödtlichkeit einer Verletzung nur bis zu einem gewissen Grade, sodaß diese immer noch häufig zu den schwierigsten Aufgaben für einen Gerichtsarzt zu rechnen ist, da die gehörige Entwickelung der Gründe für die Entscheidung nicht nur einen bedeutenden Schatz von Kenntnissen, sondern auch eine natürliche Gabe von Scharfsinn und logischer Denkweise erfodert. Nicht selten werden daher in schwierigen Fällen Entscheidungen über Letalität ganzen Gesellschaften von Gelehrten, namentlich Facultäten auf Hochschulen überwiesen.

Lethargie (lethargus) nennt man diejenige Art der Schlafsucht (s. d.), welche in einem anhaltenden tiefen Schlafe besteht, aus welchem der Kranke nur schwer erweckt werden kann und in welchen er, sobald er sich selbst überlassen wird, wieder versinkt, ohne die Handlung, die er wachend und mit Bewußtsein unternommen hat, zu vollenden. Meist ist die Lethargie ein Symptom, welches sich zu bösartigen Wechselfiebern, schleichenden Nervenfiebern, heftigen Entzündungen, besonders der Respirationsorgane, exanthematischen Krankheiten, deren Verlauf gestört ist, und Gehirnkrankheiten gesellt, aber auch zuweilen bei Nervenkrankheiten, namentlich Hypochondrie (s. d.) und Hysterie (s. d.), eintritt. Ferner entsteht eine weit ungefährlichere Art Lethargie nach bedeutenden Kräfteanstrengungen und übermäßigem Genusse geistiger Getränke. Am meisten beobachtet man sie an alten Leuten und im Winter. Die Behandlung muß sich nach der Grundkrankheit richten; stürmisches Erwecken ist oft von schädlichen Folgen. Im gemeinen Leben nennt man Lethargie figürlich den Zustand geistiger Unthätigkeit.

Lethe, Strom der Vergessenheit in der Unterwelt. Aus ihm tranken die Seelen der Verstorbenen, ehe sie in die elysäischen Gefilde kamen, um jede Erinnerung an vergangene Leiden zu vertilgen.

Letronne (Jean Antoine), einer der ausgezeichnetsten franz. Alterthumsforscher, Mitglied der Akademie der Inschriften und seit 1840 Oberaufseher der königlichen Archive, geb. am 25. Jan. 1787 zu Paris, wurde noch im zarten Alter von seinem Vater, einem unbemittelten Künstler, in das Atelier von David gebracht, sollte dann, da er eine überwiegende Neigung für die Wissenschaften zeigte, die Polytechnische Schule besuchen, wurde aber durch den Tod seines Vaters daran behindert und fand jetzt in dem Anerbieten Mentelle's, bei seinen geographischen Arbeiten ihm hülfreiche Hand zu leisten, eine wesentliche Unterstützung seiner dürftigen Lage. Nachdem er mehre Jahre hindurch mit Anstrengung und Aufopferung seiner Kräfte dieser Beschäftigung sich gewidmet hatte, wobei er zugleich von 1806—7 die Vorträge Gail's (s. d.) eifrigst benutzte, unternahm er von 1810—12 eine größere Reise durch Italien, die Schweiz und Holland. Zurückgekehrt in seine Vaterstadt, erhielt er im Verlaufe der Zeit mehre Ämter und Würden, namentlich die Professur der Geschichte an dem Collège de France und die Direction der königlichen Bibliothek, und nahm nun mit der ausdauerndsten Liebe und dem glücklichsten Erfolge seine frühern Studien wieder auf, sodaß viele wichtige Punkte der Archäologie, Numismatik, der alten Geschichte und Geographie durch seine Untersuchungen theils Aufklärung, theils Berichtigung gefunden haben. Unter seinen Schriften, von denen einige auch im Auslande Aufsehen erregten, besonders die über die Bildsäule des Memnon (s. d.), erwähnen wir „Essai critique sur la topographie de Syracuse" (Par. 1813); „Recherches géographiques et critiques sur le livre de Mensura orbis terrae" (Par. 1814);

„Recherches pour servir à l'histoire de l'Egypte pendant la domination des Grecs et des Romains" (Par. 1823); „Observations critiques et archéologiques sur l'objet des représentations Zodiacales qui nous restent de l'antiquité" (Par. 1824); „Considérations sur l'évaluation des monaies grecq. et rom." (Par. 1817, 4.); Tabulae octo numorum, ponderum, mensurarum apud Romanos et Graecos" (Par. 1825); ferner „Materiaux pour l'histoire du christianisme" (Par. 1833, 4.); dann „La statue vocale de Memnon, considérée dans ses rapports avec l'Egypte et la Grèce" (Par. 1833, 4.); „Analyse critique du recueil d'inscriptions grecq. et lat. de M. le comte de Vidua" (Par. 1828), und aus neuester Zeit vorzüglich die aus einer Handschrift der königlichen Bibliothek wiederhergestellten „Fragments des poëmes géographiques de Scymnus de Chio et du faux Dicéarque" (Par. 1840), sowie das noch unvollendete große Werk „Recueil des inscriptions grecq. et lat. de l'Egypte", mit einem prachtvollen Atlas (Bd. 1, Par. 1842, 4.). Auch betheiligte er sich bei der neuen Ausgabe von Rollin's Werken (30 Bde., Par. 1820) und begleitete diese mit werthvollen historischen Erläuterungen, welche unter dem Titel „Eclaircissements historiques faisant suite aux oeuvres de Rollin" (Par. 1825) erschienen. Weniger bedeutend, obgleich häufiger wieder aufgelegt, ist sein „Cours élémentaire de géographie ancienne et moderne" (16. Aufl., Par. 1832). Außerdem enthalten mehre Zeitschriften, wie das „Journal des savants", „Bulletin universel", die „Revue des deux mondes", desgleichen die „Nouvelles annales des voyages" und die „Biographie universelle", viele werthvolle Aufsätze von ihm.

Letten nennt man einen magern Thon, der eine Beimischung von ungefähr 45 Procent feinen Sand enthält. Außerdem findet sich in ihm viele Kieselerde, weshalb diese Thonart auch nur wenig zähe und bindungsfähig ist und oft Mangel an Feuchtigkeit leidet. In der Sprache der Bergleute versteht man unter Letten einen sehr glatten Thon.

Letten, s. Liefland.

Lettern, s. Schriften.

Lettres de cachet nannte man die berüchtigten Verhaftsbefehle der Könige von Frankreich vor der Revolution. Die königlichen Schreiben (Lettres royaux), die in den geringfügigsten Dingen erlassen werden mußten, zerfielen überhaupt in Lettres patentes, d. h. offene, und in Lettres de cachet, d. h. versiegelte Briefe. Die erstern wurden immer auf Pergament geschrieben, trugen die Namensunterschrift des Königs und die Contrasignatur eines Ministers, waren nicht zusammengefaltet, sondern nur am Rande umgebogen, und hatten das große Staatssiegel beigedruckt. Alle Verordnungen, Gnadenbriefe, Privilegien und dergl., die aus der Staatskanzlei hervorgingen und vom Parlament einregistrirt werden sollten, besaßen diese Form. Die Lettres de cachet oder closes hingegen wurden entweder im Namen oder im Auftrage des Königs auf Papier geschrieben und mit dem kleinen königlichen Siegel zugeschlossen, sodaß man den Inhalt ohne Öffnung nicht erkennen konnte. Der Gebrauch solcher Schreiben, die außer der Signatur des Ministers keiner Controle unterlagen, war besonders seit der Regierung Ludwig's XIV. äußerst ausgedehnt. Der Hof gab hierdurch den Behörden, Corporationen und Individuen nicht nur sein Gutachten zu erkennen, sondern bediente sich gewöhnlich der Briefe, um ohne Aufsehen und Verantwortung in die Justiz, die Verwaltung, in die persönlichen Interessen oder das Schicksal von Individuen einzugreifen. Misfällige Personen wurden auf diese Weise aus der Hauptstadt oder dem Lande verwiesen, oder ohne Urtheil und Recht in die Bastille (s. d.) oder ein anderes Staatsgefängniß untergebracht, wo sie nicht selten, theils weil man dies wollte, theils weil man sie vergaß, ihr ganzes Leben hindurch schmachten mußten. Der Lieutenant général der Policei besaß gewöhnlich im voraus ausgefertigte Lettres de cachet, in welche er nur den Namen des zu Verhaftenden einschrieb. Häufig war indeß diese Verhaftung eine königliche Gnade, indem dadurch der Betroffene der Justiz entzogen wurde. Ein Decret der Nationalversammlung vom 23. Juni 1789 machte auch dieser geheimen Hofjustiz ein Ende. Vgl. Mirabeau, „Des lettres de cachet et des prisons d'état" (Par. 1782); „Mémoires sur la bastille" (Lond. 1783), und Arnould und du Pujol, „Histoire de la bastille" (Par. 1843).

Leubus, eine vormals berühmte Cistercienserabtei im wohlauer Kreise des Regie-

rungsbezirks Breslau in der preuß. Provinz Schlesien, am rechten Ufer der Oder, deren Abt einer der ersten Stände des Fürstenthums Wohlau war, wurde im J. 1053 durch Kasimir I., König von Polen und Herzog von Schlesien, gestiftet und dem Benedictinerorden gewidmet, von Herzog Boleslaw aber 1175 mit Cisterciensermönchen aus dem Kloster Pforta in Sachsen besetzt. Das prächtige, ein schönes Viereck bildende Abteigebäude, in seiner jetzigen Gestalt aus den J. 1684—1720 herrührend, umfaßt den mehr durch Pracht und Schönheit seiner Verhältnisse, als durch den Kunstwerth seiner Frescomalereien und Bildhauerarbeiten ausgezeichneten Fürstensaal nebst der Klosterkirche, die reich an Denkmälern hier bestatteter Fürsten und Prälaten, sowie an Gemälden des kunstreichen Willman ist. Nach der Aufhebung des Klosters im J. 1810 wurde ein Domainenamt, 1817 ein königliches Provinziallandgestüt von 80 Hengsten und 1830 eine Provinzialirrenanstalt hierher verlegt. Das neben dem Kloster liegende Dorf-L. mit 1000 E. und Städtel-L. mit 500 E. hat sehr ergiebige Weinberge.

Leuchtenberg, eine Standesherrschaft von 4 □M. mit 6000 E., in der bair. Oberpfalz, zum alten Nordgau gehörig, mit dem Städtchen Pfreimdt als Hauptort, war früher eine gefürstete Landgrafschaft mit Sitz und Stimme auf dem Reichstage und hat ihren Namen von dem alten Bergschlosse Leuchtenberg im gleichnamigen Flecken, dem Stammsitze der Landgrafen von L., die 1646 mit Adam Maximilian im Mannsstamme erloschen. Obschon nun bereits 1502 der Herzog Heinrich von Mecklenburg auf die Hälfte der Landgrafschaft durch den Kaiser Maximilian I. die Anwartschaft erhalten hatte, so wurde doch 1647 der Herzog Albrecht, als der Gemahl der Schwester des letzten Landgrafen, mit der ganzen Landgrafschaft belehnt, die er indeß nachher an seinen Bruder, den Kurfürsten Maximilian von Baiern, abtrat, der sie seinem zweitgeborenen Sohne Maximilian Philipp überließ. Als dieser 1707, während der Kurfürst von Baiern in der Reichsacht war, kinderlos verstarb, wurde der Fürst von Bamberg mit der Landgrafschaft beliehen, die indeß 1714 wieder an Kurbaiern kam. Nach dem Tode des letzten Kurfürsten von Baiern im J. 1777 entstand ein Streit, in dem der Kaiser Joseph die Landgrafschaft für ein eröffnetes Reichslehen erklärte; doch behauptete sich Baiern im Besitz derselben. Der König von Baiern, Maximilian Joseph, trat sie 1817 nebst einem Theile des Fürstenthums Eichstedt (s. d.), zusammen 10¼ □M. mit 24000 E., an seinen Schwiegersohn, Eugen Beauharnais, den ehemaligen Vicekönig von Italien, ab, der nun den Titel Herzog von Leuchtenberg und Fürst von Eichstedt annahm und für diese Besitzung der Krone Baiern die 5 Mill. Francs überließ, welche das Königreich beider Sicilien ihm als Entschädigung für seine Dotation in Neapel zahlte. Dem Herzoge wurde, sowie seinen Nachfolgern in der Standesherrschaft nach dem Rechte der Erstgeburt, das Prädicat Königliche Hoheit, den übrigen Mitgliedern der Familie der Titel Fürsten und Fürstinnen von L. mit dem Prädicate Durchlaucht zugestanden. Auch erhielt das Haus L. den Rang unmittelbar nach den Gliedern der königlichen Familie und für den Fall des Erlöschens des bair. Mannsstammes die Rechte der Nachfolge; dagegen sollen beim Erlöschen jener deren Besitzungen, gegen Erstattung von 2,320312 Fl. an den leuchtenberg. Weiberstamm, wieder an Baiern fallen.

Leuchtenberg (Eugen, Herzog von) und Fürst von Eichstädt, zur Zeit des franz. Kaiserreichs Vicekönig von Italien, geb. am 3. Sept. 1781, war der Sohn des 1794 guillotinirten Vicomte Beauharnais (s. d.) und der Josephine Tascher de la Pagerie, der nachherigen Kaiserin der Franzosen. Eugen folgte dem Vater im Alter von zwölf Jahren zur Rheinarmee, ging nach dessen Tode zum General Hoche und wohnte nach der Verheirathung seiner Mutter mit Bonaparte den Feldzügen in Italien und der Expedition nach Ägypten bei. Er stieg schnell zu den höchsten militairischen Ehren empor und wurde 1805, nach Errichtung des Kaiserthrons, zum franz. Prinzen und Vicekönig von Italien erhoben. Nach Beendigung des östr. Feldzugs von 1805, in welchem er sich auszeichnete, vermählte ihn der Kaiser am 14. Jan. 1806 mit der Prinzessin Auguste von Baiern; ein Jahr darauf ernannte er ihn zum Prinzen von Venedig und adoptirte ihn als Sohn und Erben des Königreichs Italien. Obschon des Vicekönigs politische Gewalt sehr beschränkt, seine Lage ziemlich schwierig war, mußten die Italiener doch seine Einsicht und Mäßigung anerkennen. Im Feldzuge von 1809 vermochte er anfangs gegen den Erzherzog Johann von Östreich

wenig auszurichten; doch gewann er am 14. Juni das Treffen bei Raab; auch zeigte er in der Schlacht bei Wagram seine militairischen Talente. Nach der Scheidung seiner Mutter, bei welcher Gelegenheit er sich mit Würde benahm, ernannte ihn der Kaiser zum Nachfolger des Fürsten Primas als Großherzog von Frankfurt. Im russ. Feldzuge von 1812 befehligte er das dritte Armeecorps mit Ruhm in den Gefechten bei Ostrowno und Mohilew und in der Schlacht an der Moskwa. Seiner und Ney's (s. d.) Thätigkeit auf dem unglücklichen Rückzuge hatte Frankreich wenigstens die Erhaltung der Trümmer des Heers zu verdanken. Nach Napoleon's und Murat's Abgange übernahm er den Oberbefehl und zeigte in der unglücklichen Lage kriegerische Geschicklichkeit wie Festigkeit des Charakters. Am 2. Mai 1813 entschied er durch die Umgehung des rechten feindlichen Flügels den Sieg in der Schlacht bei Lützen und den Rückzug der Verbündeten. Von Dresden aus schickte ihn Napoleon nach dem bedroheten Italien, wo er sich nach dem Beitritte Östreichs zur Coalition, selbst nach Murat's Abfall, auf das geschickteste zu vertheidigen wußte. Nach dem Sturze Napoleon's schloß er, am 23. Apr. 1814, mit dem Grafen Bellegarde eine Convention, nach welcher Östreich Mantua und die Lombardei überliefert wurde. Vergebens boten ihm die verbündeten Mächte auch jetzt das Großherzogthum Genua an. „Möge mein Degen in der Hand zerbrechen", schrieb er dem Kaiser Alexander, „wenn ich je Napoleon oder Frankreich verrathe". Er begab sich mit seiner Familie zunächst nach Paris, wo er die franz. Marschallswürde ablehnte, dann nach München und nach Wien, wo er dem Congresse beiwohnte. Bei Napoleon's Rückkehr ging er nach Baireuth, nahm aber an den Begebenheiten des J. 1815 keinen Antheil. Im Vertrage von Fontainebleau, am 11. Apr. 1814, waren ihm für seine Dotationen in Italien Entschädigungen im Betrage von 20—25 Mill. Francs ausgeworfen worden; der Congreß bestimmte aber, daß er seine Dotationen in der Mark Ancona behalten und vom Könige beider Sicilien 5 Mill. Francs empfangen sollte. Er überließ diese Summe der Krone Baiern und erhielt dafür von seinem Schwiegervater, dem Könige Maximilian Joseph, die Landgrafschaft Leuchtenberg und das Fürstenthum Eichstädt. Er starb zu München am 21. Febr. 1824 und hinterließ das Andenken eines redlichen, äußerst wohlwollenden und unbefleckten Charakters. Vgl. Aubriet, „Vie politique et militaire d'Eugène Beauharnais" (2. Aufl., Par. 1825) und Baudoncourt, „Histoire politique et militaire du prince Eugène" (3 Bde., Par. 1827). — Seine Gemahlin, **Amalie Auguste**, die älteste Tochter des Königs Maximilian Joseph von Baiern, geb. am 21. Juni 1788, zeigte sich als Vicekönigin ebenso tugendhaft und charaktervoll wie später. Besonders erwarb sie sich große Verdienste um die sorgfältige Erziehung ihrer Kinder. Außer zwei Söhnen ist sie Mutter von vier lebenden Töchtern: Josephine, geb. 1807, die Gemahlin des Königs Oskar von Schweden; Eugenie, geb. 1808, die Gemahlin des regierenden Herzogs Friedrich von Hohenzollern-Hechingen; Amalie, geb. 1812, die Witwe des Kaisers Dom Pedro von Brasilien; Theodelinde, geb. 1814, seit 1841 die Gemahlin des Grafen Wilhelm von Würtemberg. — Der älteste Sohn, **Karl Aug. Eugen Napoleon, Herzog von L.**, durch Vermählung mit der Königin Donna Maria königlicher Prinz von Portugal, wurde zu Mailand am 9. Dec. 1810 geboren. Die Italiener begrüßten seine Geburt mit lebhafter Freude. Der Prinz erhielt nach der Anordnung seines Vaters die ausgezeichnetsten Lehrer und machte besonders in der Mathematik große Fortschritte. Im J. 1826 besuchte er die Universität München. Zufolge der Vermählung seiner Schwester mit dem Kaiser Dom Pedro begleitete er dieselbe 1829 nach Brasilien und erwarb sich die Liebe seines Schwagers. Während der Revolution in Belgien wünschte ihn die eine der Parteien auf dem belg. Throne zu sehen; doch scheiterte das Project an dem Widerstande des franz. Hofs, der für den Herzog von Nemours als Bewerber auftrat. Auch wies ihn die franz. Regierung 1832 aus Frankreich, als er zu Paris mit seiner Schwester, der Kaiserin von Brasilien und deren Stieftochter, Donna Maria, eine Zusammenkunft halten wollte. Auf den Wunsch des sterbenden Kaisers Dom Pedro wurde dem Prinzen nach dem längst gehegten Plane 1834 die Hand der jungen Königin Donna **Maria** (s. d.) von Portugal angetragen. Er verließ Baiern gegen Ende Nov. und feierte seine Vermählung zu Lissabon am 25. Jan. 1835. Doch dieses glückliche Band, das auch die Nation mit gro-

ßen und gerechten Hoffnungen erfüllte, sollte nur von kurzer Dauer sein. Der Prinz starb am 28. März 1835 an der Halsbräune. — Max. Eugen Jos. Napoleon, nach dem Tode seines Bruders Herzog von L., wurde am 2. Oct. 1817 zu München geboren. Unter der Fürsorge seiner Mutter erhielt er eine vortreffliche Erziehung und wissenschaftliche Ausbildung. Sein Oheim, der König Ludwig von Baiern, sandte ihn 1837 zu dem großen Cavaleriemanoeuvre, das der Kaiser Nikolaus von Rußland bei Wosnosensk veranstaltete. Hier wurde er von der kaiserlichen Familie mit Auszeichnung aufgenommen, und als 1838 die Kaiserin von Rußland mit ihrer Familie in Kreuth bei Tegernsee eintraf, knüpfte sich das Verhältniß noch enger. Der Prinz reiste am 16. Oct. nach Petersburg ab und verlobte sich am 4. Nov. mit der Großfürstin Maria, der ältesten Tochter des Kaisers. Die Vermählung fand hierauf am 14. Juli 1839 statt, und am nächsten Tage erschien ein kaiserliches Manifest, das dem Herzoge, dem Adoptivenkel Napoleon's, das Prädicat Kaiserliche Hoheit beilegte. Zugleich wurde die junge Herzogin reich ausgestattet und ihr Gemahl zum russ. Generalmajor erhoben. Die Kinder aus dieser Ehe sind Maria Maximilianowna, geb. 1841, und Nikolaus Maximilianowitsch, geb. 1843.

Leuchtkugeln, s. Feuerwerk.

Leuchtthurm nennt man ein hohes, an gefährlichen Küstenpunkten errichtetes Gebäude, wo in der Nacht ein Feuer unterhalten wird, um die Schiffenden vor gefährlichen Punkten im Fahrwasser zu warnen. Ihr Gebrauch ist sehr alt und oft wurden sie mit königlicher Pracht aufgeführt. Der berühmteste unter allen Leuchtthürmen des Alterthums war der zu Alexandria, der nach der kleinen Insel, auf welcher er stand, Pharus hieß, welcher Name später mit Leuchtthurm überhaupt gleichbedeutend wurde. Der Pharus von Alexandria gehörte zu den sogenannten sieben Wunderwerken und wurde von Sostrates aus Knidos erbaut. Seine Vollendung fällt in das J. 283 v. Chr.; seine Höhe wird auf 550 F. angenommen. Er blieb bis etwa zum J. 1317 stehen, und die Geschichte hat es uns nicht aufbehalten, welche furchtbare Begebenheit dieses Denkmal menschlicher Kühnheit zerstörte. Ein gleich berühmter Leuchtthurm des Alterthums war der ebenfalls zu den sieben Wundern gezählte Koloß (s. d.) zu Rhodus, der in seiner rechten Hand das leuchtende Kohlenbecken hielt. Zu den berühmtern Leuchtthürmen neuerer Zeit gehört der zu Cordouan auf einer Felsbank der Garonne, die nur zur Zeit der Ebbe trocken ist, 150 F. hoch, erbaut vom Meister Louis de Foix, der die Arbeit unter König Heinrich II. begann und in 26 Jahren vollendete. Er enthält eine Kapelle und prachtvolle Gemächer, in welcher erstern die Marmorstatuen Heinrich's II. und IV., Ludwig's XIV. und XV. und des Erbauers aufgestellt sind. Fast noch merkwürdiger durch die Schwierigkeiten, die sich seiner Gründung entgegenstellten, ist der Thurm auf Eddystone, einer Klippe im engl. Kanale, 14 M. von dem Kriegshafen Plymouth entfernt. Schon Heinrich Winstanley aus Littlebury in Essex hatte auf diesen Granitmassen 1696 einen Thurm errichtet aus Holz, welches an Eisenstangen, die in den Felsen eingegossen waren, befestigt war. Allein bei einem furchtbaren Orkane in der Nacht vom 26. zum 27. Nov. 1703 verschwand das Gebäude sammt dem kühnen Erbauer und den Feuerwärtern. Die Königin Anna befahl sofort den Neubau, den John Rudyerd 1706—8 ausführte; doch am 3. Dec. 1755 wurde das Werk bis auf die Fundamente ein Raub der Flammen. Hierauf wurde ein Massivbau beschlossen und John Smeaton übertragen, der an dem Thurme, den man meist zum Modell für andere Leuchtthürme genommen hat, allen Schmuck vermied, ihm eine breite Basis und runde Form gab und ihm mit sanfter Krümmung nach innen verjüngt zulaufen ließ. Würdig reiht sich demselben an der im Frith of Forth auf dem Felsen Inch-Cape oder Bell-Rock (s. d.) stehende Leuchtthurm. Das großartigste Unternehmen dieser Art soll auf Befehl der brit. Admiralität durch den Ingenieur W. Bush ausgeführt werden; man will nämlich in Deal einen großen Kasten von Gußeisen fertigen und diesen am Nordostende des gefährlichen Galloppergrundes versenken, um auf ihm einen Thurm zu erbauen. Der Kasten soll an einem 30 F. unter dem Meeresboden liegenden Kalkfelsen verankert werden und eine Steinsäule die Laterne tragen, die wegen ihres großen Nutzens für alle Seeleute All Nations light genannt werden wird. Doch durch eine Beschädigung und Senkung des Kastens im J. 1841 erlitt die Arbeit eine Unterbrechung. Ähnlich diesem Unternehmen hat die brit.

Regierung auf dem Galloperſande 40 F. lange und 6 F. im Umfange haltende Schrauben eingeſchraubt, ſie oben untereinander verbunden und die darauf ruhende Balkenlage mit Steinen beſchwert, um auf dieſem Fundamente, wenn es einige Jahre lang ohne Senkung ſich hält, einen Thurm zu erbauen. Wo Leuchtthürme ſich nicht anbringen laſſen, werden Schiffe verankert, die bei Tage eine Flagge entfalten, bei Nacht eine Laterne erheben. Um aber in der Nähe der Küſten durch das bloſe Erſcheinen eines Feuers beſtimmen zu können, an welchem Punkte das Schiff ſich befinde, bedurfte es mannichfacher Anordnungen, um die Feuer voneinander unterſcheiden zu können. Zunächſt kam man dabei auf die Idee, das Licht zu färben. Wenn nun aber auch farbiges Glas der Laterne auf kurze Diſtanzen, wie Repſold's Verſuche lehren, die Färbung überträgt, ſo gelingt dies doch nicht für die Ferne; deshalb nahm man von dem Thurme mit nur einer Laterne ausgehend, zu zwei Feuern ſeine Zuflucht, von denen das eine zu ebener Erde, das andere hoch oben brannte; ſtellte zwei Thürme ſo nebeneinander, daß entweder die gefährlichſte Stelle dadurch bezeichnet wurde, daß beide Feuer einander deckten, oder aber, daß ihr weiteſtes Auseinanderſtehen ſie ergab. Auch erfand man das Drehfeuer (revolwing light), bei welchem ein Uhrwerk das Lampenſyſtem im Kreiſe bewegt und bald einen Schein gibt, bald verſchwindet, und ſuchte ihm noch dadurch Abwechſelung zu geben, daß verſchiedene Lampen durch farbige Glasſcheiben gedeckt wurden. Eine andere Anordnung war die, daß ein Blechſchirm, von der Uhr getrieben, die Lampe deckte. Hieran reihte ſich das Flashing oder Blitzlicht, welches plötzlich auftaucht und im Momente verſchwindet, ferner das Intermitting oder ausſetzende Feuer, welches auf einem Riem ohne Ende von der Erde im Thurme langſam in die Höhe ſteigt und dort verſchwindet, um nach einem Umlaufe wiederzukehren. Außerdem hat man auf niedern Thürmen das Hafenfeuer, welches nur zur Stunde des hohen Waſſers oder der Flut entzündet wird, und die Leitfeuer (liding lights), um auf engen Strömen den Lootſen in Stand zu ſetzen, auch in der Nacht zu ſegeln. Endlich erfand Drummond ſein ſonnenhell ſtrahlendes Feuer, erzeugt durch das Verbrennen einer Kalkkugel in einem auf ſie geleiteten Strahle von Sauer- und Waſſerſtoffgas; Gaudin in Paris das Sidereal und Fresnel die herrlichen Linſen, die nach ihm benannt ſind.

Leucippus, der Stifter der atomiſtiſchen Schule in der griech. Philoſophie und Vorgänger des Demokrit, nach Einigen aus Abdera, nach Andern aus Elea, nach noch Andern von Milet gebürtig, lebte 510 v. Chr. Sein Lehrer ſoll Parmenides der Eleat geweſen ſein. Ohne Zweifel wurde ſein Syſtem durch die eleatiſche Lehre hervorgerufen. Die Eleaten leugneten nämlich die Wirklichkeit der Bewegung, den leeren Raum und überhaupt die Vielheit der Dinge, indem ſie Alles, was iſt, für Eins, dieſes eine Seiende für unveränderlich und alle Veränderungen für bloſen Schein erklärten. Dagegen nahm L. zweierlei Principien, nämlich das Volle und ein Leeres, an. Das Volle beſtand in einer zahlloſen Menge ſo kleiner Körperchen, daß ſie ſinnlich nicht wahrgenommen werden können. Dieſe ſind an und für ſich untheilbar, unveränderlich und undurchdringlich, folglich relativ einfache Grundkörper. Ihre gemeinſame Grundeigenſchaft iſt Figur und aus der Mannichfaltigkeit der Figuren wird die Mannichfaltigkeit der durch ſie gebildeten Erſcheinungen oder Körper erklärt. Durch ihre verſchiedene Figur oder Geſtalt aber ſowie durch örtliche Lage und Ordnung unterſcheiden ſie ſich voneinander. Dieſe unendliche Vielheit des Untheilbaren ſetzte nun ein Trennendes voraus, und dieſes war das Leere, in welchem ſich die Atome bewegen. Wie weit L. ſelbſt dieſe Grundbeſtimmungen des Atomismus ins Einzelne verfolgt habe, iſt uns ganz unbekannt; wahrſcheinlich iſt die weitere Ausbildung dieſer Lehre erſt durch Demokrit (ſ. d.) erfolgt.

Leuk, franz. Loueche, ein kleines Dorf im ſchweiz. Canton Wallis auf dem rechten Ufer der Rhone, iſt berühmt durch die zwei Stunden davon entſpringenden Mineralquellen. Dieſe, gegen 20 an der Zahl, kommen in einem von der Dala, einem wilden Gebirgswaſſer, durchſtrömten Thale zu Tage, welches 4500 F. über dem Meere am Fuße des Gemmi liegt, und gehören ſämmtlich, da ſie nur geringe Verſchiedenheiten in der Temperatur und Miſchung zeigen, in die Claſſe der eiſenhaltig-ſaliniſchen Schwefelwaſſer, werden beſonders gegen veraltete Hautkrankheiten und Unterleibsübel und ſowol innerlich als äußerlich an-

gewendet. Man benutzt vorzüglich die Lorenzo- oder Hauptquelle (40° R.), das Goldbrünn-
lein, die Kotzgülle (von ihrer Erbrechen erregenden Eigenschaft so genannt) und die Quelle
hinten im Thale. Die Bäder nimmt man theils in Privathäusern, theils in öffentlichen
Badeanstalten, deren vier vorhanden sind, welche das bis auf 30° oder 29° R. abgekühlte
Wasser durch Röhren zugeleitet bekommen. In diesen Badeanstalten sind zu allen Arten
von Bädern Vorrichtungen getroffen; zu den ganzen Bädern sind große Bassins vorhan-
den, in welchen sich die Curgäste, in dicke wollene Bademäntel gehüllt, ohne Unterschied des
Geschlechts befinden. Dabei unterhält man sich, da man nach den ersten Bädern 4—6
Stunden im Wasser bleibt, liest, frühstückt auf schwimmenden Tischen und trinkt Mineral-
wasser. Die Bäder zu L. gehören zu den ältesten in der Schweiz, und eine Badeanstal
scheint schon im 12. Jahrh. bestanden zu haben; allgemein benutzt wurden die Thermal
quellen aber erst im 16. Jahrh., nachdem der Cardinal Matthias Schinner im J. 1501 d
großes Gebäude hatte aufführen lassen, welches jedoch mit den nachher entstandenen A
lagen im 18. Jahrh. durch eine Lavine zerstört wurde. Jetzt sind nur sehr wenige steiner
Häuser da zu finden, obwol eine starke gemauerte Brustwehr gegen die Lavinen, wel
nur im Frühjahre zu fürchten sind, schützt. Man nennt gegenwärtig den ganzen Ort, w
cher etwa 400 E. zählt, das Dorf Baden. Für die gewöhnlichen Badevergnügungen
nur wenig gesorgt, und die großartigen Schönheiten der wilden Alpennatur müssen dies
ben ersetzen. Nördlich von dem Bade erheben sich das Plattenhorn, das Rinderhorn u
der Altels, östlich der Gletscher Schneitschnur und westlich finstere Waldungen, welche m
das Holzthal nennt, sodaß man nur auf zwei Wegen dahin gelangen kann, von denen
bequemere Fahrstraße von L. her im Thale herauf, die andere aus dem Kandersteg
thale über den hohen Gemmi an dem einsamen Daubensee vorüberführt. Vgl. Pa
„Essai sur les eaux minérales-thermales de Louëche en Suisse" (Par. 1828).

Leukadia, auch Leukas, eine Insel im Ionischen Meere, an der Küste von Ak
nanien, nördlich von Kephalonia, zwei M. lang, ½ M. breit. Die südliche Spitze dersel
jetzt Cap Ducato, auf welcher ein Apollotempel stand, in der Nähe der ehemaligen Ha
stadt Leukas, wurde von den Alten der leukadische Fels genannt, von welchem
jährlich unter großen Feierlichkeiten einen Verbrecher, gleichsam um alle Sünden des V
zu sühnen, ins Meer stürzte, ohne daß jedoch derselbe umkam, da ihn ein umgehang
Federkleid, woran der Sage nach sogar lebendige Vögel befestigt waren, sanft in die
trug und aufgestellte Fahrzeuge dort aufnahmen, worauf er aber das Land für immer
lassen mußte. Auch Andere wagten freiwillig, um sich von Liebesqualen zu befreien, d
gefahrvollen Sprung, dem man die Kraft der Heilung zuschrieb, fanden aber meist in
Wellen den Tod, wie die Königin Artemisia (s. d.) von Halikarnaß und Sappho (
Vgl. Leake in den „Travels in Northern Greece" (Bd. 3, Lond. 1835). — Gegenw
heißt die Insel Lefkadha oder Santa-Maura; sie hat etwa 19000 E. und gehört z
Ionischen Inseln. Hauptstadt ist das feste Amaxichi oder Amakuki an der Nordspi
Insel, vom festen Lande nur durch einen schmalen seichten Kanal getrennt, der von d
ten Korinthern angelegt worden sein soll. Das bei der Stadt befindliche Fort Santa-M
ist mit jener durch einen Viaduct verbunden, der, ein Werk der Venetianer, auf 366
ruhend, in gerader Richtung durch die Bai geht und früher als Wasserleitung zum
diente. Die Stadt hat 6000 E., zwei Häfen, treibt nicht unbedeutenden Handel und S
fahrt und ist der Sitz eines griech. Bischofs. Am 29. Jan. 1825 wurde sie fast g
durch ein Erdbeben zerstört; überhaupt sind Erdbeben eine Plage der Insel, und in
eines solchen entstand auch nahe bei derselben die kleine Insel Lauderdale's Rock.

Leukon, der Sohn des Poseidon oder des Athamas und der Themisto, wurde
des Erythros und der Euippe. — Leukon hieß auch einer der sieben Archageten,
vor der Schlacht bei Platää auf Befehl des Orakels von den Platäern geopfert wur

Leukophryne ist ein Beiname der asiat. Artemis von der Stadt Leukophr
Mäander in der Nähe von Magnesia, wo sie einen prächtigen Tempel hatte. Der L
die Söhne des Themistokles auf der Akropolis zu Athen ein Standbild geweiht. Ih
war dem der ephesischen Artemis ähnlich und ihr heiliges Thier der Büffel.

Leukosyrer, s. Kappadocien.

Leukothea, s. Ino.

Leuktra, ein Flecken in Böotien, südwestlich von Theben, auf dem Wege von Thespiä nach Platää, wurde berühmt durch die siegreiche Schlacht, welche die Thebaner unter Epaminondas (s. d.) gegen den Spartanerkönig Kleombrotus (s. d.) im J. 371 v. Chr. hier lieferten und womit sie den mächtigen Einfluß, den Sparta Jahrhunderte hindurch über ganz Griechenland ausgeübt hatte, brachen. In neuester Zeit hat man auf dem Felde von Paravunghia noch den Altar und die Reste des Heiligthums gefunden, welches die Thebaner damals als Siegeszeichen ihren Schutzgöttern errichteten. Eine Beschreibung mit Beziehung auf die Schlacht gibt Leake in den „Travels in Northern Greece" (Bd. 2, Lond. 1835).

Leumund. Die Leumundserforschung, d. h. die Erörterung des bisherigen Lebenswandels eines Angeschuldigten und seines moralischen Charakters durch Zeugenabhörungen, ist ein wichtiger Act des Untersuchungsprocesses. Schon das alte deutsche Recht gab viel auf den guten oder übeln Ruf, der dem Angeklagten vorherging, und im franz. und engl. Strafprocesse werden noch gegenwärtig häufig Zeugen als Leumundszeugen vernommen. Die im deutschen Strafprocesse statt dessen häufig angewendete Einfoderung von Berichten der Ortsbehörden oder Pfarrer ist nur ein ungenügendes Ersatzmittel.

Leunclav (Joh.), eigentlich Löwenklau, ein westfäl. Edelmann, geb. 1533 zu Amelbeuren, gest. 1593 zu Wien, war einer der thätigsten Beförderer der Wissenschaften in Deutschland. Namentlich machte er sich verdient theils um die Aufklärung der Geschichte der Osmanen, wozu er den Stoff auf seinen langjährigen Reisen und an den Höfen Europas gesammelt hatte, durch die „Historia Muselmannorum" (Frankf. 1591, Fol.) und die „Annales Sultanorum Otmanidarum" (Frankf. 1596, Fol.; 2. Ausg., Par. 1650, Fol.), theils um die Verbreitung der classischen Literatur durch die damals sehr geschätzte Erklärung und lat. Übersetzung der Werke des Xenophon (Bas. 1589, Fol. und öft.) und Dio Cassius (Hanau 1606, Fol.).

Leupoldt (Joh. Mich.), Professor der Medicin an der Universität zu Erlangen, geb. am 11. Nov. 1794 zu Weißenstadt bei Baireuth, besuchte bis 1814 das Gymnasium zu Baireuth und dann die Universität zu Erlangen, wo er 1821 als außerordentlicher und 1826 als ordentlicher Professor angestellt wurde. Sein Hauptstudium war stets die Psychiatrie. Um die Irrenanstalten kennen zu lernen, durchreiste er Deutschland in allen Richtungen. Überhaupt faßte er die Medicin mehr im Ganzen nach ihrer innern Entwickelung und äußern Gestaltung auf, welches Thema er mit philosophischem Geiste in seinen Schriften behandelte. Von diesen erwähnen wir die „Allgemeine Geschichte der Heilkunde" (Erl. 1825); „Paieon oder Popularphilosophie der Heilkunde und ihrer Geschichte" (Erl. 1826); „Grundriß der allgemeinen Pathologie und Therapie" (Berl. 1823); „Heilwissenschaft, Seelenheilkunde und Lebensmagnetismus" (Berl. 1821); „Eubiotik oder Diätetik des physischen und psychischen Menschenlebens" (Berl. 1828); „Lehrbuch der Psychiatrie" (Lpz. 1837); „Von einem neuen Alexandria und einem neuen Galen" (Münch. 1828); „Rede über eigenthümliche Anfoderungen der Gegenwart an die Universitätsbildung in besonderer Beziehung auf eine germanisch-christlich-anthropologische Medicin" (Erl. 1830) und „Die gesammte Anthropologie, neubegründet durch allgemeine Biosophie und als zeitgemäße Grundlage der Medicin im Geiste germanisch-christlicher Wissenschaft" (2 Bde., Erl. 1834).

Leuterung (revisio actorum) nennt man das Rechtsmittel gegen eine richterliche Entscheidung, welches in Sachsen üblich, dahin abzweckt, daß der Richter sein Urtheil selbst abändern möge. Durch die Leuterung wird die Sache nicht an ein höheres Gericht gebracht, sondern nur die Rechtskraft und Vollziehung der angefochtenen Entscheidung aufgehalten; sie ist nicht devolutiv, sondern blos suspensiv. Übrigens muß die Leuterung binnen zehn Tagen eingelegt und sodann durch ein zweites Gesuch fortgestellt werden.

Leuthen, ein Dorf in Niederschlesien, zwei Meilen westlich von Breslau und ebenso weit von Neumarkt, wurde berühmt durch die am 5. Dec. 1757 von Friedrich dem Großen gegen den Prinzen Karl von Lothringen gewonnene Schlacht. Nach dem Siege bei Roßbach eilte der König mit 28 Schwadronen Cavalerie und neun Bataillonen Infanterie nach Schlesien, um den Fortschritten der Östreicher Einhalt zu thun. Unterwegs erfuhr er

den Fall von Schweidnitz, die Niederlage des Herzogs von Bevern bei Breslau, die Übergabe dieser Festung an den Prinzen Karl und daß dieser mit 92000 M. dicht unter den Kanonen Breslaus ein starkbefestigtes Lager bezogen habe. Diese Nachrichten beugten indeß den Muth des Königs so wenig, daß sie im Gegentheile seinen Entschluß, den Feind anzugreifen, nur noch mehr befestigten. In Parchwitz am 28. Nov. angelangt, gewährte er seinen durch die angestrengten Eilmärsche äußerst ermüdeten Truppen einige Ruhetage, zog während derselben die Trümmer des Bevern'schen Corps an sich und marschirte hierauf am 4. Dec. mit seiner nunmehr auf 33000 M. angewachsenen Armee dem Feinde weiter entgegen nach Neumarkt. Hier erfuhr er, daß der Prinz Karl, um den Krieg mit einem Schlage zu beendigen, seine feste Stellung an der Lohe verlassen habe und ihm muthig entgegenrücke, entschlossen, das Glück der östr. Waffen zum ersten Male in völlig freiem Felde zu erproben. Nichts konnte dem König erwünschter sein. Von Borna aus erblickte er am 5. nach einem leichten Reiterscharmützel die feindliche Schlachtlinie. Der Prinz hatte sein Heer mit dem rechten Flügel hinter Niepern und die Mitte hinter Frobelwitz und L. aufgestellt; der linke Flügel zog sich von letzterm Dorfe an bis über Sagschütz hinaus, von wo er mit einer hakenförmigen Krümmung bis an die Teiche von Gohlau reichte. Des Königs Plan war schnell gefaßt. Mit Anwendung der in der alten Kriegskunst schon bekannten schrägen Schlachtordnung griff er mit seinem rechten Flügel zunächst den feindlichen linken an und suchte ihn zu umgehen, während er seinen linken zurückgelehnt behielt. Dann ging die Armee im Vorrücken immer rechts, während der Vortrab die Östreicher aus den Dörfern vor ihrer Linken vertrieb. Das Manoeuvre wurde mit der schönsten Präcision ausgeführt und bald war der Feind überflügelt, umgangen und seine Linke gänzlich geschlagen. Vergebens ließ Daun seine Reserveregimenter anrücken; ehe sie sich ordnen konnten, wurden sie überflügelt, von der Artillerie in den Rücken gefaßt und auseinandergeschmettert. Jetzt wollte Karl von Lothringen mit aller Anstrengung wenigstens das Centrum behaupten und ließ deshalb von den Truppen einen ausspringenden Winkel formiren, dessen äußerste Spitze das Dorf L. bildete. Eine starke Batterie wurde hier aufgefahren und der Kern der Reserve in das Dorf und besonders in den von einer Mauer umgebenen Kirchhof postirt. Aber nach einem halbstündigen blutigen Kampfe, in welchem jedes Haus, jede Hecke, jede Mauer erstürmt werden mußte, wurde endlich von der Garde unter Möllendorf der Kirchhof erobert und das Feuer zum Schweigen gebracht, worauf die Östreicher das Dorf fliehend verlassen mußten. Jetzt griff nun auch der bisher zurückgezogene linke Flügel der Preußen den feindlichen rechten an, der, um der Gefahr des Aufrollens zu entgehen, sich genöthigt sah, in großer Verwirrung und von der preuß. Cavalerie lebhaft verfolgt, über das schweidnitzer Wasser sich zurückzuziehen. Ein Versuch der östr. Feldherren, zwischen Frobelwitz und Sara sich noch einmal festzusetzen, wurde durch die ungestüme Tapferkeit des Generals Wedell vereitelt, der die bestürzten, völlig entmuthigten Östreicher in der Flanke und im Rücken angriff und ihnen 4000 Gefangene abnahm. Die Resultate dieses Siegs waren 21500 Gefangene, worunter 307 Offiziere, 134 Kanonen, 4000 Wagen und 59 Fahnen, die fast gänzliche Auflösung der östr. Armee und, mit Ausnahme von Schweidnitz, die Wiedereroberung Schlesiens. Die Östreicher hatten 7000, die Preußen 3000 Todte und Verwundete.

Leuwenhoeck (Anton) oder Leeuwenhoeck, ein berühmter Physiker, geb. am 24 Oct. 1632 in Delft, machte sich besonders bekannt durch die von ihm verfertigten Mikroskope und Brillengläser, sowie durch seine zu jener Zeit ungemeinen Kenntnisse in der Anatomie und Physiologie. Seine Untersuchungen über die Circulation und die Zusammensetzung des Bluts, die Construction des Gehirns, die Nerven, die Art der thierischen Befruchtung u. s. w. machten zu seiner Zeit großes Aufsehen, nützten aber nur theilweise der Wissenschaft, da L. bei allem Fleiße doch oft durch vorgefaßte Meinungen sich zu falschen Schlußfolgen verleiten ließ. Peter der Große achtete ihn sehr hoch, was er ihm bei seiner Durchreise durch Delft bewies. Er starb am 26. Aug. 1723 zu Delft, wo ihm in der Hauptkirche ein prächtiges Denkmal errichtet wurde. Seine in holländ. Sprache geschriebenen Werke erschienen lateinisch unter dem Titel „Arcana naturae detecta" (4 Bde., Delft 1695—99, 4.; neue Aufl., Leyd. 1719—22).

Levaillant (Franç.), berühmter franz. Reisender und Ornitholog, wurde 1753 zu Paramaribo im holländ. Guiana von franz. Ältern geboren. Weder wissenschaftlich noch für ein sonstiges Gewerbe sich bildend, schweifte er fortwährend in den Wäldern umher, wo er Vögel aufsuchte, um sie daheim auszustopfen. Mit einer nicht unansehnlichen Sammlung Naturalien, die er zu verkaufen gedachte, kam er 1778 nach Amsterdam. Hier lernte ihn der Kaufmann Temmink kennen, kaufte ihm die Sammlung ab und schickte ihn 1780 auf eigene Kosten nach dem Cap, von wo aus er ins Innere Afrikas eindringen sollte. L., dessen größter Wunsch hiermit erfüllt war, blieb fünf Jahre in Afrika. Leider ging die Sammlung, welche er auf seinem ersten Ausfluge von 1780—83 angelegt, auf dem Wege nach Holland größtentheils verloren, da das Schiff, welches sie trug, von den Engländern verbrannt wurde. Sein zweiter Ausflug von 1783—85 hatte glücklichere Resultate, und wenn auch Temmink Ursache haben mochte, mit L. nicht ganz zufrieden zu sein, da dieser eine große Menge Vögel in Paris verkaufte und jenem nur die Doubletten gab, so war doch das Ergebniß der Reise L.'s für die Naturgeschichte bedeutend genug. Nach seiner Rückkehr ließ er die „Voyage dans l'intérieur de l'Afrique par le Cap de Bonne-Espérance pendant 1780—83" (Par. 1799; 2. Aufl., 1798, mit 20 Kpfrn.) und dann die „Second voyage dans l'intérieur de l'Afrique dans 1783—85" (Par. 1795; 2. Aufl., 1803) erscheinen; jene hatte, da L. nicht einmal seine Muttersprache richtig zu schreiben verstand, sein Vater, dem dafür von dem Convent eine Gratification von 2000 Francs bewilligt wurde, diese der Advocat Cas. Varon und Legrand d'Aussy redigirt. Beide Werke wurden von Reinh. Forster ins Deutsche übersetzt (Berl. 1799 fg.). Mit Unrecht hat man L. franz. Seits nicht nur Mangel an Genauigkeit, sondern offenbare Lüge zum Vorwurf gemacht. Denn hat auch L. seine Jagd- und andere Abenteuer übertrieben und Manches aus Nachlässigkeit und Unkenntniß falsch angegeben, so sind doch seine Beobachtungen der Thierwelt und die von ihm gegebenen Beschreibungen genau und selbst musterhaft, wie die Vergleichung seiner Beschreibungen mit den in Temmink's Museum vorhandenen Originalen beweist. Trotz seiner Leistungen erhielt er nie eine Anstellung und wurde auch nicht Mitglied der Akademie. In seinem hohen Alter mußte er noch das Unglück erfahren, daß der Mann seiner Tochter vergiftet starb und er deshalb in Untersuchung gezogen wurde. Von aller Schuld freigesprochen, starb er zu Sézanne in der Champagne am 1. Dec. 1824. Unter seinen Werken erwähnen wir noch die „Hist. natur. des oiseaux d'Afrique" (6 Bde., Par. 1798—1812), „Hist. natur. d'une partie d'oiseaux nouveaux et rares de l'Amérique et des Indes" (Par. 1801—4), „Hist. natur. des cotingas et des todiers" (Par. 1804) und „Hist. natur. des perroquets" (2 Bde., Par. 1801—5).

Levāna, eine röm. Göttin, welche unter die Dii natalitii gehörte. Ihrem Einfluß schrieb man es zu, daß der Vater das neugeborene Kind aufhob und somit aufziehen wollte. Deshalb betitelte Jean Paul sein geistreiches Buch über die Erziehung „Levana".

Levante, ital. Il levante, d. h. das Morgenland, ist ein gegenwärtig in ganz Europa verbreiteter geographischer Begriff, der im weitern Sinne alle von Italien aus nach Osten liegenden Länder am Mittelländischen Meere bis zum Euphrat und Nil umfaßt, also die europ. Türkei, Griechenland und die Jonischen Inseln, Kleinasien, Syrien und Ägypten, deren Haupthandelsplätze, Konstantinopel, Smyrna, Skanderun oder Alexandrette, Aleppo und Alexandria, deshalb von den Italienern Scale di levante, von den Franzosen Echelles du levant (d. h. Staffeln des Morgenlandes) genannt werden. Im engern Sinne versteht man unter Levante die Küsten Kleinasiens, Syriens und Ägyptens. Der dahin betriebene Handel wird vorzugsweise der levantische Handel genannt, weshalb auch der arab. Kaffee, weil er über die Häfen dieser Küsten fast einzig bezogen wird, levantischer Kaffee heißt. Vgl. Depping's gekrönte Preisschrift „Histoire du commerce entre le Levant et l'Europe depuis les croisades jusqu'à la fondation des colonies franç." (Par. 1832).

Levesque (Pierre Charl.), ein geschätzter franz. Geschichtschreiber, geb. 1736 zu Paris, lernte in seiner Jugend die Kupferstecherkunst, erhielt aber endlich auf vieles Bitten von seinen Ältern die Erlaubniß, studiren zu dürfen. Er besuchte hierauf das Collége Mazarin, mußte aber doch nach vollendeten Studien einige Jahre von der Kupferstecherkunst leben und konnte nur die Mußestunden auf seine weitere Ausbildung verwenden

Als ein Anhänger der Philosophie der Encyklopädisten mit Diderot bekannt, wurde er durch dessen Empfehlung Professor der schönen Wissenschaften an der Cadettenschule in Petersburg. Hier lernte er mit großem Eifer und in kurzer Zeit die russ. Sprache, studirte die Quellen der russ. Geschichte und gab, als er 1780 nach Frankreich zurückgekehrt, seine „Histoire de Russie" (7 Bde., Par. 1782; neue Aufl., 8 Bde., 1800; 4. Aufl., mit Malte-brun's und Depping's Noten und Fortsetzung, 1812, nebst Atlas) heraus. Sie war das erste Werk, welches die bisher in Frankreich fast ganz unbekannte russ. Geschichte behandelte; auch verdient sie das Lob lehrreicher Gemeinnützigkeit und anspruchslos gefälliger Darstellung. Bald darauf wurde er Mitglied der Akademie der Inschriften und Professor am Collège royal; auch nachher Mitglied des Instituts. Er starb zu Paris am 12. Mai 1812. Von seinen historischen Werken nennen wir noch „La France sous les cinq premiers Valois" (4 Bde., Par. 1787), „Histoire critique de la république rom." (3 Bde., Par. 1807) und „Etudes de l'histoire ancienne et de l'histoire de la Grèce" (5 Bde., Par. 1811). Auch übersetzte er den Thucydides (4 Bde., Par. 1795—97).

Levezow (Jak. Andr. Konr.), ein um die Aufklärung der Mythologie und alten Kunst verdienter Gelehrter, geb. zu Berlin am 3. Sept. 1770, erhielt auf dem dasigen Gymnasium seine erste Bildung und studirte zu Halle anfangs Theologie, dann unter F. A. Wolf Philologie. Im J. 1797 wurde er an dem Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin angestellt und 1804 Professor der Archäologie an der Universität. Nach Niederlegung dieses Amts bekam er 1804 die Direction der Kunstabtheilung des königlichen Museums, die er bis an seinen Tod, am 13. Oct. 1835, mit Auszeichnung verwaltete. Unter seinen mannichfachen Leistungen auf dem Felde der Mythologie und Archäologie, das er mit besonderer Vorliebe und mit Geist bebaute, erwähnen wir außer den Beiträgen zu Böttiger's „Amalthea" die Abhandlungen „Über den Raub des Palladiums auf geschnittenen Steinen" (Berl. 1802) und „Über den Antinous, dargestellt in den Kunstdenkmälern des Alterthums" (Berl. 1808). Weniger befriedigten seine rein philologischen Studien, wie die Ausgabe der Rede Cicero's „Pro Archia poeta" (Berl. 1823) beweist, und ebenso fehlt seinen dramatischen Dichtungen, in denen er sich in seiner spätern Lebensperiode versuchte, zwar nicht das künstlerische Gepräge, wol aber die höhere Begeisterung.

Leviathan heißt in der talmud. Sage der Fisch, den einst der Erzengel Gabriel überwältigen wird.

Levita, eigentlich Elia Levi Ben Ascher, zubenannt **Bachur**, einer der größten hebr. Grammatiker unter den Juden und durch seine Leistungen der Lehrer der gesammten christlichen Welt, wurde um 1472 im südlichen Deutschland oder in Italien von einer deutschen Familie geboren. Er wendete sich früh dem Studium der heiligen Schriften, der hebr. Sprache und der Masora zu. Von Padua, wo er schon 1504 lehrte, ging er 1509, nachdem er bei der Eroberung der Stadt alle seine Habe eingebüßt hatte, nach Venedig und von da 1512 nach Rom, wo Cardinal Egidio sein Schüler und Gönner wurde. In Rom traf ihn 1527 abermals das Unglück, nach der Eroberung der Stadt von den Kaiserlichen ausgeplündert zu werden, worauf er abermals nach Venedig ging. Die Einladungen weltlicher und geistlicher Fürsten, selbst die des Königs von Frankreich, schlug er aus; doch folgte er 1540 dem Rufe des Paul Fagius nach Isna, wo er mehre Schriften verfaßte und druckte. Indeß kehrte er doch nach wenigen Jahren zu seiner Familie nach Venedig zurück, wo er 1549 starb. Seine wichtigsten Schriften sind „Bachur", eine hebr. Grammatik (1518); „Meturgeman", ein Wörterbuch über das Targum (1541) und „Masoreth Ha-Masoret" (1538; deutsch von Semler, 1772). Er hatte die Genugthuung, noch bei Lebzeiten fast alle seine Werke ins Lateinische übersetzt zu sehen, von Münster, Fagius u. A.

Leviten hießen bei den Juden im weitern Sinne alle Nachkommen Levi's, die einen besondern israelit. Stamm ohne Ackerbesitz bildeten; im engern Sinne aber die Mitglieder dieses Stammes, welche nicht zu der Familie Aaron's gehörten. Sie hatten die Priester bei allen denjenigen heiligen Handlungen im Tempel zu unterstützen, die nicht am Altare und mittels des heiligen Geräths verrichtet wurden. Ihr Einkommen bestand in dem Zehenten und statt des Stammgebiets waren ihnen 35 in den Stämmen zerstreut liegende Städte zugewiesen. Übrigens scheint die völlige Ausbildung des Leviteninstituts und die

Eintheilung in vier Classen erst unter David erfolgt zu sein. — Analog hießen und heißen noch jetzt bei den Katholiken die Diakonen, welche dem Priester beim Gottesdienste helfen, Leviten. — Das dritte Buch Mosis heißt Leviticus, weil es vornehmlich die Verordnung für die Priester und Leviten enthält.

Levkoje (Cheiranthus annuus), eine beliebte Zierblume, stammt aus dem Orient und Süddeutschland, wo sie an den Meeresufern wächst. Man zählt von ihr über hundert Varietäten, die in drei Classen sich scheiden: 1) engl. oder holländ. Sommerlevkoje; 2) deutscher Sommerlevkoje und 3) halbengl. Sommerlevkoje. Von dem Sommerlevkoje ist der Herbst- oder Bastardlevkoje zu unterscheiden, der durch Vermischung der Sommer- mit den Winterlevkojen entstanden ist.

Lewald (Joh. Aug.), einer der fruchtbarsten unter den lebenden deutschen Belletristen, wurde am 14. Oct. 1793 zu Königsberg in Preußen geboren und sollte nach dem frühen Tode seines Vaters von den Gymnasialstudien zur Kaufmannschaft übergehen. Da es ihm aber hierzu an Neigung fehlte, so folgte nun eine Reihe abenteuerlich-genial verlebter Jahre, worüber seine „Aquarelle aus dem Leben" (4 Bde., Manh. 1836—37) Manches mittheilen. Neuere Sprachen, Kunstgeschichte, auch Ölmalerei wurden eifrig betrieben; als Secretair im russ. Hauptquartier machte er den Freiheitskrieg mit; eine ähnliche Stelle bekleidete er dann bei der Generaldirection der russ. Spitäler in Deutschland. In dieser Zeit durchreiste er ganz Deutschland, sowie Theile von Frankreich und Polen. Nach Auflösung des genannten Verhältnisses hielt er sich in Breslau auf und betrieb im Umgange mit Schall und Holtei dramatische Studien, als deren erstes Product er das Lustspiel „Der Großpapa" unter dem Namen Karl Waller aufführen und später drucken ließ. So erwachte eine frühere Neigung zum Theater aufs neue. Im J. 1818 trat er zu Brünn zum ersten Male als Schauspieler auf und verlebte von da an neun Jahre theils als Schauspieler, theils als technisches Mitglied der Theaterdirectionen in Brünn, München, Nürnberg, Bamberg, an welchen beiden Orten er die Oberleitung der Bühnen hatte, dann noch vier Jahre als Leiter des Scenischen an dem neuen Stadttheater zu Hamburg. Doch ruhte auch in dieser Zeit seine literarische Thätigkeit nicht, die er theils der Abfassung eigener „Novellen" (3 Bde., Hamb. 1831—33), theils dramatischen Arbeiten, theils journalistischen Unternehmungen zuwendete. Diese Beschäftigungen befähigten ihn nicht nur zu einem wohlbegründeten Urtheil über alle theatralischen Angelegenheiten, sondern verschafften ihm ebenso wie die frühern Reisen eine außerordentliche Orts- und Personenkenntniß und eine seltene Gewandtheit in allen geselligen und literarischen Verhältnissen. Überdruß an dem deutschen Theater, welches seinen Reformplanen unübersteigliche Hindernisse in den Weg stellte, bestimmte ihn, 1831 nach Paris zu gehen, von wo er jedoch schon nach neun Monaten, bei Annäherung der Cholera, in die Vaterstadt seiner Gattin, München, zurückkehrte. Nach mehrfachen Reisen, namentlich in Tirol und Oberitalien, verlegte er seit dem Herbst 1834 seinen Wohnsitz nach Stuttgart, ohne jedoch seiner frühern Reiselust zu entsagen. Einen bedeutenden Theil seiner Zeit widmet er dem 1835 von ihm begründeten Journal „Europa, Chronik der gebildeten Welt", welches sich durch große Mannichfaltigkeit des Inhalts und zahlreiche artistische Beilagen eine große Verbreitung verschafft hat; doch lieferte er daneben fortwährend zahlreiche selbständige Schriften, theils Romane und Novellen, theils Reisehandbücher über München, Tirol, die Schweiz und den Rhein, theils dramaturgischer Werke. Seine „Gesammelten Werke" gab er in einer Auswahl heraus (12 Bde., Lpz. 1844—45). L. besitzt ein reiches, vielseitiges und anmuthiges Talent, welches auch unbedeutenden Stoffen Leben und Anziehungskraft zu verleihen weiß. Seine Sprache ist bei aller Glätte und Feinheit von aller gesuchten Künstelei frei, und seine Übersetzungen gehören zu den besten Leistungen in diesem Fache; doch ist auch nicht zu verkennen, daß sich L.'s vielbewegtes Leben in der Flüchtigkeit seiner schriftstellerischen Leistungen oft merklich abspiegelt.

Lex, d. i. Gesetz, hieß bei den Römern anfangs nur ein von den Curiat- und Centuriatcomitien ausgegangener Beschluß, der auch populiscitum genannt wurde; nach der Gleichstellung der Tributcomitien gab man aber auch einem von diesen ausgegangenen Beschlusse, plebiscitum, den Namen lex. Das Gesetz wurde in Vorschlag und vor die Co-

mitien von einem Magistrat gebracht, nach dessen Namen man es dann auch benannte z. B. lex Licinia, Cornelia u. s. w. Den Comitien gingen die Bekanntmachung des Inhalts (promulgatio) und Concionen zuvor, in denen für und wider gesprochen wurde; bei den Comitien (s. d.) foderte der Magistrat das Volk zur Entscheidung durch Annahme oder Verwerfung. Der Theil des Gesetzes, der die Bestimmung gegen Verletzung desselben enthält, hieß sanctio legis, und ein Gesetz, das solche Sanction hatte, lex perfecta, dem sie mangelte, lex imperfecta. In der Kaiserzeit haben Senatusconsulte und die Constitutiones der Kaiser gleiche Kraft mit den leges, doch bedienten sich Augustus und seine nächsten Nachfolger noch häufig der Form der Volksgesetzgebung; in der zweiten Hälfte des 1. Jahrh. wurde die Anwendung derselben seltener und nach Nerva kommt kein Beispiel einer lex mehr vor.

Lexikon (griech.) nannten die Alten im Allgemeinen jedes Wörterbuch, dergleichen zuerst von den Griechen, theils zur Erklärung alter und seltener oder sinnverwandter Wörter, z. B. von Hesychius (s. d.), Pollux (s. d.), Suidas (s. d.) und Ammonius (s. d.), theils zur Erläuterung einzelner Schriftsteller oder ganzer Classen derselben, z. B. des Homer vom Sophisten Apollonius (s. d.), des Hippokrates von Erotianus, des Plato von Timäus (s. d.), der Redner von Harpokration (s. d.), theils endlich zur Unterscheidung der Ausdrücke des attischen und gemeinen Dialekts, z. B. von Herodianus (s. d.), Möris (s. d.) u. A. verfaßt wurden. (S. Glossarium, Onomastikon und Wörterbuch.) Daher heißt die Lehre oder Wissenschaft von der gehörigen Zusammenstellung des Sprachschatzes Lexikologie, die Übersicht der literarischen Erscheinungen auf diesem Felde aber Lexikographie.

Lexington, eine der bedeutendsten Städte im nordamerik. Staate Kentucky, mit etwa 8000 E., ist der Sitz einer Universität mit Bibliothek und anatomischem Theater und hat mehre schöne öffentliche Gebäude, sowie ansehnliche Fabriken in Wolle, Baumwolle, Hanf und Eisen. — Lexington, ein kleiner Ort im Staate Virginien, ist wegen der nicht weit davon befindlichen natürlichen Felsenbrücke über den Bach Cedar Creek bekannt. — Bei Lexington im Staate Massachusetts fiel am 19. Apr. 1775 die für die Amerikaner siegreiche Schlacht mit den Engländern vor.

Leyden, eine große, schöne, jetzt zum Gouvernement Südholland der niederländ. Provinz Holland gehörige Stadt, mit geräumigen Straßen und vielen breiten Kanälen, am alten Rhein, hat gegen 35000 E. Eine der schönsten Straßen in ganz Europa ist die sogenannte Breite Straße. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus die Peterskirche, mit den Grabmälern Boerhaave's, Pet. Camper's, Scaliger's, Spanheim's und Meermann's, und das Rathhaus, mit des Lukas von Leyden trefflichem Gemälde, dem Jüngsten Gericht. Von der alten Burg, einem vormaligen Schlosse, auf einem kleinen Hügel, genießt man einer vorzüglichen Aussicht über die ganze Stadt. Einen beträchtlichen Nahrungszweig bildeten ehemals die hiesigen Buchdruckereien und Tuchfabriken, und noch gegenwärtig ist L. der Hauptplatz für die Wolle und wollene Waaren. Eine Hauptzierde der Stadt ist die Universität, die 1575 zur Entschädigung der Bewohner für die während der Belagerung von 1574 erduldeten Drangsale gestiftet wurde und den Jan. Dousa (s. d.) zum ersten Curator erhielt. Sie zählt zwischen 6—700 Studirende und ist im Besitz einer kostbaren Bibliothek mit seltenen Handschriften, einer reichen Naturaliensammlung, eines trefflichen anatomischen Cabinets, eines anatomischen Theaters und eines botanischen Gartens. Sehr reich und interessant ist das niederländ. Museum für Archäologie. L. ist das alte Lugdunum Batavorum und hieß im Mittelalter Lugduin oder Leydis. Die furchtbarste Noth litt die Stadt, als sie vom 31. Oct. 1573 bis 24. März 1574 von den Spaniern belagert und bald nachher blockirt wurde, bis der Prinz Wilhelm von Oranien mittels des Durchstechens der Dämme von Nordholland am 3. Oct. 1574 die Feinde zur Aufhebung der Belagerung zwang. Im J. 1807 hatte L. das Unglück, daß am 12. Jan. ein mit 40000 Pfd. Pulver beladenes Schiff, welches in der Stadt lag, in die Luft flog, wodurch die zu beiden Seiten des Kanals stehenden Häuser zusammenstürzten und eine Menge Menschen, unter ihnen auch Luzac (s. d.), ihr Leben verlor.

Leyden (Jan oder Johann von), s. Taufgesinnte.

Leyden (Lukas von), s. Lukas von Leyden.

Leydener Flasche nennt man eine zu Erläuterung der Erscheinungen gespannter Elektricität und Ansammlung großer Mengen von Elektricität dienende Vorrichtung. (S. Elektricität.) Sie besteht aus einer Flasche, welche außerhalb bis auf eine gewisse Höhe mit Stanniol belegt, innen ebenfalls belegt oder statt dessen mit Eisenfeile gefüllt ist. Mit dem innern leitenden Überzuge steht ein in eine Kugel endigender Draht in Verbindung. Läßt man in letztern Funken schlagen, während der äußere Beleg leitend mit der Erde verbunden ist, so ladet sich die Flasche. Verbindet man dann die Kugel und den äußern Beleg durch einen Auslader, so findet die Ausgleichung oder Entladung statt. Eine Verbindung mehrer Flaschen heißt Batterie.

Leyen (von und zu der), ein mediatisirtes deutsches fürstliches Geschlecht, das seinen Stammbaum bis zur Mitte des 12. Jahrh. hinaufzuführen vermag und dessen Stammschloß zur Leyen an der Mosel im Trierschen liegt, wurde vom Kaiser Ferdinand III. 1653 in den Freiherrnstand erhoben. — Karl Kaspar von und zu der L. erhielt 1705 die Reichsherrschaft Hohengeroldseck in der Ortenau am Schwarzwald in Lehn und deshalb 1711 einen Sitz im schwäb. Grafencollegium, worauf er noch in demselben Jahre in den Reichsgrafenstand aufgenommen wurde. In Folge seines Beitritts zum Rheinbund erhielt der Graf 1806 den Fürstentitel und die Souverainetät in der Grafschaft Hohengeroldseck, bis er durch die wiener Schlußacte 1815 als Standesherr der Staatshoheit Östreichs unterworfen wurde, das sie 1819 an Baden abtrat. Außer Hohengeroldseck (s. Geroldseck) besitzt die Familie noch in den Rhein- und Moselgegenden Fachbach und Ahrenfels (unter Nassaus Hoheit), Nievern, Abendorf, Saffig u. s. w., sowie das Rittergut Waal bei Augsburg, wo sie ihren Wohnsitz hat. Der gegenwärtige Standesherr ist der Fürst Erwin, geb. am 3. Apr. 1798, der seinem Vater Philipp 1829 folgte, vermählt seit 1818 mit Sophia Gräfin von Schönborn-Buchheim, mit der er zwei Söhne, Philipp, geb. 1819, und Franz, geb. 1821, und eine Tochter Amalie, geb. 1824, zeugte.

Leyser (Augustin von), einer der angesehensten und einflußreichsten Rechtsgelehrten des 18. Jahrh., geb. 1683 zu Wittenberg, wurde, nachdem er mehre Reisen, namentlich auch nach England und Italien unternommen hatte, daselbst 1708 außerordentlicher Professor der Rechte. Im J. 1712 ging er als ordentlicher Professor nach Helmstedt, kehrte indeß 1729 als Ordinarius nach Wittenberg zurück, wo er 1752 starb. Sein Hauptwerk sind die „Meditationes ad Pandectas" (11 Bde., 1718—47), die kleine Abhandlungen über alle Zweige der Rechtswissenschaft enthalten, belegt mit Erkenntnissen der Facultäten zu Helmstedt und Wittenberg, in welchen große Belesenheit auch in andern Zweigen der Wissenschaften, aber freilich keine antiquarisch-juristische Gelehrsamkeit anzutreffen ist. Sie wurden nach seinem Tode von Höpfner fortgesetzt (2 Bde., 1774—80) und von Hartleben und J. C. D. Müller commentirt. L.'s Ansichten, in welchen er oft den gangbaren Meinungen entgegentrat, hatten bis in die neuere Zeit auf die Rechtspflege einen großen Einfluß. Sein Weggang von Helmstedt, wo er große Gunst genossen hatte, wurde dadurch veranlaßt, daß er sich weigerte, ein Gutachten gegen einen gestürzten Minister zu ertheilen.

L'héritier de Brutelle (Charl. Louis), einer der ausgezeichnetsten franz. Botaniker des 18. Jahrh., geb. zu Paris 1743, war schon königlicher Procureur und Rath beim Obersteuerhofe zu Paris, als er mit solcher Leidenschaft dem Studium der Botanik sich zu widmen anfing, daß er beide Ämter aufgab. Sein Plan, die reiche Pflanzensammlung herauszugeben, welche sein Freund Dombey 1786 aus Peru und Chile mitgebracht hatte, wurde in Frankreich durch den span. Hof hintertrieben, und als er solches in England versuchte, auch hier vereitelt. Nach seiner Rückkehr aus England wurde er im Justizministerium angestellt, gab aber auch diese Stelle sehr bald wieder auf, da seine Neigung für Botanik ihn für alle andern Arbeiten fast unbrauchbar machte. Ohne daß man jemals den Thäter erfahren hätte, wurde er am Abend des 10. Aug. 1801, als er aus dem Institut, dessen Mitglied er war, nach seiner Wohnung zurückkehrte, ermordet. Er hat eine große Menge von Monographien über einzelne, fast nur ausländische Familien verfaßt. Diese Werke gehören zu den besonders reich ausgestatteten, aber auch sehr theuern Prachtwerken und haben vielen wissenschaftlichen Werth. Er war sehr wohlhabend und seine Privatgär-

ten gaben den öffentlichen an Reichthum wenig nach. Eines seiner Hauptwerke betrifft die gegenwärtig vielverbreiteten Geranien und Pelargonien. Mit dem Spanier **Cavanilles** (s. d.) gerieth er wegen Priorität der Namengebung gewisser Pflanzen in einen heftigen Streit und sank etwas in der öffentlichen Achtung, als ihm eine nicht ganz redliche Zurückdatirung seiner Entdeckungen von Cavanilles nachgewiesen wurde.

L'hombre, eins der geistreichsten und interessantesten Kartenspiele, deshalb auch das königliche Spiel genannt, wurde von den Spaniern, wie Einige behaupten, bald nachdem sie die Spielkarten kennen gelernt, nach Andern erst um 1430 erfunden und binnen kurzer Zeit zum Nationalspiele. Durch die Spanier lernten es die Mauren kennen, und Franz I. soll es aus Spanien nach Frankreich gebracht haben, von wo aus es später auch im übrigen Europa Eingang fand. Dasselbe wird mit franz. Karten, in welchen die Achten, Neunen und Zehnen fehlen, gespielt, und zwar von drei Personen; doch vereinigen sich gewöhnlich vier zu einer Partie, von denen dann Der, welcher dem Kartengeber gegenüber sitzt, Moor genannt, nicht mitspielt. Die Combinationen des L'hombrespiels haben die Mathematiker sehr viel beschäftigt; so wurde unter Andern von Klügel in Halle die Wahrscheinlichkeitsrechnung auf dasselbe angewandt.

L'Homond (Charl. Franç.), geb. 1727 zu Chaulnes in der Diöcese von Noyon, gest. am 31. Dec. 1794 als emeritirter Professor der pariser Universität, hat als Lehrer und Jugendschriftsteller sich ein langes Leben hindurch um sein Vaterland hochverdient gemacht. Nachdem er auf dem Collége zu Inville studirt hatte, und mehre Jahre erster Professor dieser Schule gewesen war, kam er als Professor an das Collége Lemoine zu Paris. So groß war seine Liebe zu den Kindern, daß er sein ganzes Leben hindurch den Unterricht in der niedern Classe behielt. Er verfaßte eine große Menge von Elementarwerken, die in Frankreich außerordentlich viel gebraucht wurden und, was die Sprachlehren anlangt, auch in Deutschland Eingang fanden. Während der Revolution wurde er als eidweigernder Priester kurze Zeit gefangen gehalten; sein ehemaliger Schüler Tallien verschaffte ihm aber die Freiheit wieder. Er war ein Mann von den trefflichsten Eigenschaften und wird noch lange bei seinen Landsleuten in gutem Andenken stehen.

L'Hopital (Guill. Franç. Ant.), Marquis von Sainte-Mesme und Graf von Entremont, geb. zu Paris 1661, repräsentirte in dem durch mathematische Entdeckungen so ausgezeichneten Zeitraume gegen Ende des 17. Jahrh. die Mathematiker seines Landes in dem allgemeinen Wettkampfe auf eine würdige Weise. Als Knabe schon zeigte er die größte Neigung zur Mathematik und auch als er in seinen Jünglingsjahren, nach dem Beispiel seines Vaters, welcher Generallieutenant war, in Kriegsdienste getreten und Capitain in einem Reiterregiment geworden war, gab er sein Lieblingsstudium nicht auf. Nachdem er, zunächst wegen Kurzsichtigkeit, den Kriegsdienst aufgegeben hatte, widmete er sich ganz mathematischen und philosophischen Studien und erhob sich von da an zum Range eines der vorzüglichsten Mathematiker seiner Zeit. Um Frankreich machte er sich insbesondere durch Ausbreitung der von Leibnitz erfundenen Differentialrechnung sehr verdient. Durch seine „Analyse des infiniment petits" (Par. 1696; beste Ausg., Par. 1781, 4.), die jedoch nicht ganz sein Eigenthum ist, insofern er sich, obgleich mit Bewahrung seiner Selbständigkeit, den Arbeiten Bernoulli's anschloß, förderte er die Mathematik nicht wenig, und erst durch Lagrange's spätere Arbeiten wurden die seinigen verdunkelt. Großen Werth hatte sein nachgelassener „Traité analytique des sections coniques" (Par. 1707, 4.), doch ist die in ihm befolgte Methode jetzt veraltet. Er starb am 2. Febr. 1704.

L'Hopital (Michel de), Kanzler von Frankreich, geb. 1505 zu Alqueperse unweit Riom im Departement Puy de Dôme, war der Sohn eines angeblich jüd. Arztes, der im Dienste des Connetable Karl von Bourbon stand. Während der Verbannung dieses Prinzen ging auch der junge L. nach Italien und studirte zu Padua die Rechte. Er erhielt hierauf das Amt eines Auditors der Rota zu Rom, kehrte aber 1534 durch den Cardinal Grammont nach Paris zurück. Nach dem Tode des Cardinals beschäftigte er sich drei Jahre als Advocat und bekam dann zu Paris die Stelle eines Parlamentsraths, die er jedoch bald aus Unzufriedenheit mit seinen Collegen niederlegte. Im J. 1547 sendete ihn der Hof auf das Concil zu Trient, das damals nach Bologna verlegt worden war. Nach dem

Sturze seines Gönners, des Kanzlers Olivier, ernannte ihn Margarethe von Valois zu ihrem Hauskanzler, und durch den Einfluß Herzogs Karl von Guise, Cardinals von Lothringen, wurde er 1554 Oberintendant der Finanzen. Er verwaltete dieses Amt mit ungewöhnlicher Treue und Uneigennützigkeit und setzte sich dadurch in große Achtung. Als einst Heinrich II. von ihm die Summe von 20000 Livres für die Diane de Poitiers verlangte, konnte er den Monarchen mit den Worten abweisen: „Bedenket, Herr, daß dies die Steuern von 20 Dörfern sind". Mit der Thronbesteigung Franz's II. trat er in den Staatsrath, folgte jedoch bald darauf der Margarethe von Valois als Kanzler nach Savoyen. Katharina von Medici rief ihn, als sie 1560 für den unmündigen Karl IX. das Staatsruder ergriff, zurück und ernannte ihn zum Kanzler von Frankreich. Als ein Mann von universeller Bildung, von mildem Charakter und tiefer politischer Einsicht, sollte er den gänzlich zerrütteten Staat ordnen und die Leidenschaften der Parteien unterdrücken. In der That suchte er durch ein gemäßigtes, versöhnliches Verfahren, sowol gegen die Hugenotten (s. d.) wie gegen die Guisen (s. d.) und Katholiken, den Bürgerkrieg beizulegen und den Parteigeist zu brechen. Er stimmte die Königin Mutter für die Protestanten, widersetzte sich der Einführung der Inquisition, hob die Todesstrafe gegen die Ketzer auf und eröffnete das Religionsgespräch zu Poissy. Indessen war der Riß in der Nation zu tief, als daß eine solche Vermittelungspolitik hätte wirksam sein und Anerkennung finden können. Man nannte ihn von katholischer Seite einen Calvinisten und Atheisten. Schon nach dem Frieden zu Amboise im J. 1563 verlor er selbst seinen Einfluß auf Katharine, die sich den Guisen zuwendete und die Ausrottung der Ketzer im politischen Interesse beschloß. Auch die Reformen, welche L. im Justiz- und Verwaltungswesen vornehmen wollte, scheiterten an der Zerrissenheit und der Auflösung aller Staatsverhältnisse. Nachdem ihn die Königin Mutter aus dem Staatsrath ausgeschlossen, legte er 1568 sein Kanzleramt nieder und verließ einen Hof, der nicht nur im Widerspruch mit seinen politischen Grundsätzen, sondern auch mit seinen Sitten stand. Auf dem kleinen Landgute Vignai bei Estampes lebte er nun fortan einer stillen wissenschaftlichen Muße. Er war so arm geblieben, daß er sowol für sich wie zur Ausstattung seiner einzigen Tochter um Unterstützung bitten mußte. Ehe die Metzeleien in der Bartholomäusnacht von 1572 begannen, ließ die Königin Mutter sein Haus durch eine Abtheilung Soldaten besetzen, um ihn gegen die Wuth des katholischen Pöbels zu schützen. Inmitten des Bürgerkriegs, gegen den er unablässig seine Stimme erhob, starb er am 13. März 1573. Sein in der Kirche zu Vignai errichtetes Grabmal, das man während der Revolution ins Pantheon schaffen wollte, wurde 1836 durch eine Nationalsubscription erneuert. L. hinterließ schöne lat. Poesien, Memoiren, Reden und mehre Manuscripte juristisch-publicistischen Inhalts, die unter dem Titel „Oeuvres" von Dufey (5 Bde., Par. 1824) herausgegeben wurden. Neuerdings gab Dupin der Ältere „Harangue du chancelier de L'Hopital sur un budjet du XVI. siècle" heraus.

Liancourt (Franç. Alex. Fr., Herzog de Larochefoucauld-), s. Larochefoucauld.

Liänen ist ein zuerst in den franz. Colonien aufgekommener, dann in Deutschland eingebürgerter Ausdruck, welcher durch das deutsche Wort Schlingpflanzen völlig ersetzt wird. Man versteht unter den letzteren alle Gewächse mit sehr langem, biegsamem, kletterndem oder rankendem Stengel oder Stamm, die theils am Boden liegend fortwachsen, häufiger aber an Waldbäumen emporsteigen und über ihre Kronen hin fortwuchern. In nord. Ländern ist diese Pflanzenform nicht häufig; dagegen bringt sie in das Bild einer tropischen Landschaft einen vielfach wechselnden und um so schönern Zug, als gerade viele dieser Schlingsträuche durch Menge und Pracht ihrer Blumen auffallen. Sie erschweren zwar die Zugänglichkeit der Wälder, sind aber als natürliche, oft kaum zerreißliche Seile den Eingeborenen von großem Nutzen. Manche Arzneipflanzen, Vanille, Sassaparille u. s. w. sind wahre Schlingpflanzen. Botanisch genommen gehören sie zu den verschiedensten Pflanzenfamilien. In den europ. Gärten sind sie nicht häufig anzutreffen, denn sie verlangen meist eine sorgfältige Abwartung im Glashause, und sind keineswegs alle mit Leichtigkeit zum Blühen zu bringen.

Liard, war ursprünglich der Name einer franz. Silbermünze, welche seit der Mitte des 16. Jahrh. namentlich unter Franz I. und Heinrich IV. ausgeprägt wurde. Später

wurde der Liard zur Kupfermünze und für Frankreich und Lothringen ausgeprägt. Er trug die Aufschrift: Liard de France oder Liard de Lorraine und hatte den Werth von drei Deniers, also den vierten Theil eines Sou.

Libanius, der gebildetste und geistreichste asiat.-griech. Sophist des 4. Jahrh. n. Chr., war aus Antiochia in Syrien gebürtig und begab sich aus Eifer für die Wissenschaften nach Athen. Hierauf errichtete er zu Konstantinopel, nachdem man ihn von einer bereits zugesagten öffentlichen Lehrstelle daselbst durch Intrigue entfernt hatte, eine Privatschule, die er aber, von dem Hasse der übrigen Sophisten verfolgt, auch wieder aufgeben mußte. Um 340 n. Chr. wendete er sich nun nach Nikomedien, wo er ebenfalls mit ähnlichen Cabalen zu kämpfen hatte, bis er nach fünfjährigem Aufenthalte zuletzt zu Konstantinopel unter dem Schutze und der Gunst der Kaiser Julianus, Valens und Theodosius Sicherheit und Ruhe fand, die am Ende seines Lebens um 393 n. Chr. durch häusliches Unglück noch getrübt wurde. Von seinen überaus zahlreichen, großentheils noch vorhandenen Schriften, in denen man ein ziemlich treues Abbild antiker Kunstform und Anmuth entdeckt, erwähnen wir besonders seine Reden, Declamationen, rhetorischen Vorübungen, Erzählungen, die Inhaltsanzeigen zu den Reden des Demosthenes und Briefe. Die Reden und Declamationen wurden am vollständigsten von Reiske (4 Bde., Altenb. und Lpz. 1791—97), die Briefe von J. C. Wolf (Amst. 1738, Fol.) herausgegeben, eine neu aufgefundene Rede von Siebenkees in den „Anecdota graeca" (Nürnb. 1798), eine Declamation von Boissonade in den „Anecdota graeca" (Bd. 1, Par. 1829). Vgl. Petersen, „Commentationes de Libanio" (Kopenh. 1827—28).

Libanon, ein Gebirge in Syrien, gehört zu dem Gebirgssystem, das in der Gruppe des Sinai und Horeb auf der Halbinsel zwischen den Meerbusen von Suez und Akaba beginnt, und sich von da an nordwärts durch das peträische Arabien, Palästina und Syrien im engern Sinne parallel mit der Ostküste des Mittelländischen Meeres hinzieht, um sich im Hintergrunde des Meerbusens von Skanderun oder Alexandrette an den Taurus anzuschließen. Der Libanon, der den mittlern höchsten Theil dieses Gebirgssystems bildet, steigt ungefähr unter 33⅓° n. Br. aus dem Thal des Nahr Kasmieh oder Nahr el Thani (des Leontes der Alten), welches ihn von den Bergen Galiläas trennt, empor, zieht sich dann in einer durchschnittlichen Breite von ungefähr 4 M. und in einer mittlern Höhe von ungefähr 7000 F. in einer Länge von mehr als 20 M. nach Norden hin, östlich nach Cölesyrien, westlich in das Mittelländische Meer sich jäh abdachend, bis er unter 34¾° n. Br. noch steiler zur Dschunie, d. h. Ebene, einer Verlängerung der Küstenfläche, abfällt. Der mittlere Theil des Gebirgs, der eigentliche Dschebel Liban der Araber, bildet ein 6 M. langes von Süden nach Norden ansteigendes Plateau, das südlich den 7776 F. hohen Dschebel Sanin und nördlich den 8796 F. hohen Dschebel Makmel zu Eckpfeilern hat. Am Fuße des letztern Berges zieht die Straße von Tripoli nach Damask über den Libanon, in ihrem Scheitelpunkt eine Höhe von 7154 F. erreichend. Etwa 1300 F. unter diesem Punkte befand sich der berühmte Cedernhain, jetzt nur noch ein kleines Wäldchen von ungefähr 40 Stämmen in einer sonst von aller Vegetation fast ganz entblößten Gegend. Obschon im Libanon einige Steinkohlenlager abgebaut werden, so sind es doch nicht die Schätze des Mineralreichs, welche den Reichthum dieses Gebirgs ausmachen; dieser besteht vielmehr in den ungeheuern Maulbeerbaumpflanzungen auf dem westlichen Abhang des Gebirgs. Diese Pflanzungen gewähren die Mittel zu einer höchst ausgedehnten Seidenzucht, welche die bedeutendste Hülfsquelle der Bewohner des Gebirgs bildet. Östlich parallel mit dem Libanon läuft die Bergkette des Antilibanon, der Dschebel el Wast der Araber, der das Nordende der großen westarab. Gebirgskette bildet, die sich von der Straße Bab el Mandeb nordwärts längs des Rothen Meeres, dann, parallel mit der vom Sinai ausgehenden Kette, auf der Ostseite des peträischen Arabiens bis zum Antilibanon zieht, der unter 33½° n. Br. sich schnell aus den niedern Bergebenen dieser westarab. Kette erhebt, und wie der Libanon bis zu 34½° n. Br. erstreckt. Er hat ziemlich dieselbe durchschnittliche Breite, erreicht den letztern aber nicht in seiner mittlern Höhe. Da er außerdem erst von einem ziemlich hohen Plateau aus sich erhebt, so erscheint er in Vergleich zu dem vom Meere aufsteigenden Libanon noch viel kleiner. Dagegen ist sein Culminationspunkt, der große Her-

mon, oder Dschebel el Schech der Araber, viel höher als der des Libanon, und wol auf 14000 F. anzunehmen. Zwischen Libanon und Antilibanon zieht sich die schmale Thalebene von Cölesyrien hin. In der Gegend von Baalbek hat dieses Thal seinen Scheitelpunkt, von wo aus es nach Norden und nach Süden abfällt, und wo der Orontes (jetzt Nahr el Asi) und Leontes entspringen, von denen jener nach Norden, dieser nach Süden zwischen den beiden Bergketten in der Thalebene fließt. Auf der Ostseite des Antilibanon beginnt das große Plateau von Syrien. (S. auch Syrien, Drusen, Maroniten.)

Libation, vom lat. libare, d. h. den Göttern zu Ehren etwas Weniges ausgießen oder überhaupt darbringen, hieß bei den Römern eine Art Opfer, besonders Trankopfer, welches im Allgemeinen darin bestand, daß man Wein auf den Altar der Götter ausgoß und zugleich einen Kuchen auf denselben legte und einen kleinen Theil davon verbrannte. Diese Sitte fand auch bei den häuslichen Mahlzeiten statt, indem man den Laren etwas Speise in das auf dem Herde brennende Feuer warf, und sogar bei Leichenfeierlichkeiten, bei denen die Libation erst am neunten Tage nach der Verbrennung oder Beerdigung namentlich mit Milch, Wein oder Blut vollzogen wurde. Der Opferpriester selbst mußte den Wein, womit er das Opferthier besprengte, vorher kosten, und dasselbe geschah auch von Denen, die den Dienst beim Opfer verrichteten.

Libau, nächst Mitau die wichtigste Stadt Kurlands, am Ausfluß des libauschen Sees in die Ostsee, ist zwar als See- und Handelsstadt immer noch bedeutend, doch bei der zunehmenden Seichtigkeit des Hafens in letzter Zeit etwas zurückgekommen; indeß dürfte sie, wenn die längst projectirte Kanalverbindung mit dem Memelstrom mittels der Windau zur Ausführung käme, gewiß bald wieder ihre alte Bedeutung gewinnen, indem sie durch jene Wasserstraße in unmittelbaren Verkehr mit den westlichen hanf- und getreidereichen Provinzen Rußlands treten würde. Die Stadt hat einen 1821 errichteten Leuchtthurm, ein von dem kurländ. Adel sehr besuchtes Seebad, drei Kirchen, gegen 650 meist hölzerne Häuser und über 11000 E. Im J. 1841 liefen in den Hafen 165 Kauffahrteischiffe ein und 189 aus, während zehn Jahre früher 329 Schiffe gelandet und 339 ausgelaufen waren. Hanf- und Leinsamen bilden die Haupthandelsartikel. Östlich von L. liegt das Dorf Eckau, wo die Preußen am 18. Juli 1812 die Russen schlugen.

Libell (libellus) eigentlich eine kleine Schrift, hieß bei den Römern jede Klagschrift, welche der Kläger dem Prätor überreichte, in welchem Sinne man noch gegenwärtig von einem Klaglibell spricht. Ferner erhielten diesen Namen die Bittschriften an die Kaiser und Sendschreiben derselben an den Senat, sowie deren öffentliche Verordnungen an das Volk. Im neuern Sprachgebrauch pflegt man das Wort Libell im Sinne von libellus famosus, als gleichbedeutend mit Schmähschrift oder Pasquill (s. d.), zu nehmen. Auch ist aus libellus das engl. Bill (s. d.) entstanden.

Libella ist der Name einer altröm. Silbermünze, welche den zehnten Theil eines Denars galt, also ein As. Bis jetzt kennen wir die Münze blos aus den Schriften der Alten, z. B. des Varro, da noch kein Stück derselben aufgefunden worden ist, was wol darin seinen Grund haben mag, daß sie außerordentlich klein und sehr zerbrechlich war. Die halbe libella nannte man Semilibella oder Sembella (Semissis libellae ein halbes As in Silber).

Libelle, s. Wasserwage.

Libellen oder Wasserjungfern ist der Name einer bekannten Gruppe von netzflüglichen Insekten oder Neuropteren, die in mehre Gattungen und sehr viele Arten zerfällt, von welchen eine Zahl in Deutschland, zumal entlang der Flüsse und Bäche, sich aufhält. Ein langer schlanker Leib, große durchsichtige Flügel, eine prächtige metallisch grüne oder blaue Färbung zeichnen sie aus. Als eigentliche sehr gefräßige und muthige Raubthiere verfolgen sie im schnellen Fluge alle schwächern fliegenden Insekten, nähren sich aber nie von Pflanzensäften. Ihre Larven leben im Wasser und sind von Réaumur und den Neuern genau untersucht worden, weil gerade an ihnen die Verwandlung sich gut verfolgen läßt. Dem Menschen sind sie niemals schädlich; in Polen und Ungarn geriethen sie in großen Miscredit, weil sie zufällig kurz vor dem Eintreffen der Cholera in unerhört großen Wanderschwärmen über jene Länder zogen.

Liber war ursprünglich der Name eines altital. Gottes der Anpflanzung und Be-

fruchtung, dann bei den Römern ein Beiname des Bacchus. Er wurde gemeinschaftlich mit der Ceres und Libera, die man bald zur Ariadne, bald zur Semele, bald zur Persephone machte, verehrt. Das Fest desselben in Rom, Liberalia genannt, fiel auf den 17. März. An diesem Tage erhielten die Jünglinge die männliche Toga, was feierlich durch den praetor urbanus mit einem Opfer auf dem Capitol vollzogen wurde.

Liberalismus. Der Ausdruck liberal als Bezeichnung politischer Richtungen mag mit der Bedeutung des Worts liberalis bei den Römern um so mehr genetisch zusammenhängen, als er uns zuerst im Gegensatze zu dem Ausdruck servil begegnet, welcher Gegensatz den Römern namentlich in Bezug auf die Arbeiten, die dem Freien anständig waren, und auf die Sklavenarbeit geläufig war. Es ist aber diese Übertragung der Begriffe durch die span. Sprache vermittelt worden, und in Spanien traten zuerst die Namen liberales und serviles als politische Parteibezeichnungen auf, bis sie in neuerer Zeit mit andern vertauscht wurden. Im übrigen Europa, namentlich in Deutschland, verband man mit dem Worte liberal mehr den Begriff der Freigebigkeit, Hochherzigkeit, und auch das paßt in jene Gedankenreihe. Endlich war der Name in seiner Ableitung von liber, d. i. frei, nicht weniger geeignet, Diejenigen zu bezeichnen, welche in den öffentlichen Fragen mit Vorliebe die Seite der Freiheit erfaßten. Es gibt einen echten und einen falschen Liberalismus. Die wahrhaft liberalen Ideen sind die Ideen der echten politischen und religiösen Freiheit, welche nicht unbedingte Unabhängigkeit von Andern, nicht Ungebundenheit, nicht Zügellosigkeit, sondern Unabhängigkeit in sich selbst, Selbstbeherrschung, Gehorsam gegen das Gesetz der Sittlichkeit voraussetzt. Grundzüge des echten Liberalismus sind seine ideale Richtung, die schöpferische Conception, der begeisterte Schwung, die alle Selbstsucht verleugnenden Motiven, die freudige Aufopferungsfähigkeit, die Reinheit und Gesetzlichkeit seiner Mittel. Er läuft Gefahr, viele von diesen Merkmalen abzuschwächen, wenn er zum Parteiliberalismus, sie wol ganz zu verlieren, wenn er zum destructiven Radicalismus (s. d.) wird. Seine einzelnen Zielpunkte haben oft gewechselt, und wenn seine Träger tiefer ins praktische Leben eingriffen, so nahmen sie auch wol concretere Namen an. Eine Geschichte des Liberalismus, wie sie Krug (Lpz. 1823) versucht hat, würde viel Interessantes und Belehrendes haben, wäre aber eine sehr schwierige, vor Allem die unbefangenste Objectivität bedingende Aufgabe. Vgl. Gambihler, „Geschichte und Politik des Liberalismus" (Nürnb. 1831).

Liberia heißt die zuerst von dem Quäker Hopkins aus Baltimore im J. 1796 angelegte Niederlassung an der Pfefferküste in Oberguinea, jetzt eine von Cap Mount bis Tradetown und Bassa, ungefähr 30 M. längs der Küste und über eine Stunde landeinwärts ausgebreitete freie Negercolonie, gegründet von der durch ein Mitglied des Congresses in Washington, den General Mercer, 1817 gestifteten American Colonization-Society. Der Haß, welcher in Amerika zwischen der weißen und farbigen Bevölkerung besteht, machte abgesonderte Ansiedelungen der freien Farbigen für beide Theile gleich wünschenswerth. Die Gesellschaft gewährt den Farbigen, welche sich in L. niederlassen wollen, unentgeltliche Überfahrt, ein Geschenk von 30 Acres Land, Dach und Fach, sowie Ackerwerkzeuge. Nur zwei Europäer hat man in der Colonie zugelassen, nämlich den Hauptagenten und einen Arzt, um den Farbigen Gelegenheit zu geben, ihre Angelegenheiten ungehindert selbst zu ordnen. Der Versuch scheint vollständig geglückt zu sein. Bis zum J. 1833 waren ungefähr 3500 Farbige aus Virginien angesiedelt, denen sich allmälig gegen 1500 Eingeborene anschlossen. Die Hauptstadt Monrovia (nach dem Präsidenten Monroe genannt) am Mesurado zählte ungefähr 1000 E., hatte bereits einen gut angelegten Hafen mit schönen Quais und massiv gebauten Magazinen, lebhaften Verkehr und war in wachsendem Wohlstande; in den umliegenden Dörfern blühte der Ackerbau. Im J. 1834 erwarb die Colonie ein Gebiet am Ausfluß des San-Juan und legte daselbst eine neue Stadt an, welche zu Ehren Edinburgs Edina genannt wurde. Die umwohnenden Stämme leben auf friedlichem Fuße mit den Colonisten und treiben Handel mit ihnen, den sie anfangen vortheilhafter zu finden als den Sklavenhandel. Die Bassas, welche zwischen der Colonie und dem Gebirge wohnen, ungefähr 130000 Köpfe stark, sind von der Colonie gänzlich abhängig geworden. Mehre Schulen, welche ein Frauenverein von Philadelphia unterhält, werden nicht nur von den Kindern der Colonisten, sondern auch von Kindern der Nachbarstämme besucht. Es gibt

zwei Buchhandlungen und eine Buchdruckerei in Monrovia und ein Neger gibt ein Journal heraus, den „Herald of Liberia", dessen Mitarbeiter Schwarze sind.

Libertas hieß bei den Römern die Freiheit. Der Vater desjenigen Tib. Sempron. Gracchus, der im zweiten pun. Kriege, 214 v. Chr., als Proconsul bei Benevent siegte, erbaute ihr einen Tempel auf dem Aventinus, den sein Sohn mit einem Gemälde schmückte, das Bezug auf seinen vornehmlich durch bewaffnete, nachher mit der Freiheit beschenkte Sklaven (Volones) erfochtenen Sieg hatte. Verschieden davon ist das Atrium libertatis, die Halle der Freiheit, ein Gebäude, das wahrscheinlich zum Gebrauch für die Censoren bestimmt war und gegen das Marsfeld hin lag. Asinius Pollio baute dasselbe unter Augustus von neuem auf und gründete in ihm die erste öffentliche Bibliothek zu Rom. Auf Münzen wird die L. dargestellt eine längliche Mütze in der Hand haltend, oder diese frei emporhebend, im linken Arme eine Lanze oder ein Füllhorn.

Libertin pflegt man einen leichtsinnigen, vergnügungssüchtigen, nach nichts Höherm strebenden Menschen zu nennen, und im schlimmern Sinne einen Wüstling, der blos so viel Rücksichten gegen Andere nimmt, als sein Vortheil erheischt.

Libitina, die Leichengöttin, war eine altital. Gottheit, aus deren Tempel alles zur Beerdigung Nöthige gekauft oder gemiethet, auch die dazu erfoderlichen Personen, wie Todtenwäscher, Todtengräber und Klageweiber, genommen werden mußten. In die Schatzkammer derselben, die sich in dem ihr geweihten Haine befand, wurden nach Anordnung des Königs Tullius alle bei Todesfällen übliche Abgaben entrichtet. Auch hielt man in ihrem Tempel, der sich ebenfalls in jenem Haine befand, ein Verzeichniß der Verstorbenen. Spätere Erklärer unter den Römern hielten dieselbe für die Proserpina, die gelehrtesten, wie Plutarch, für die Venus.

Libration des Mondes, s. Mond.

Liburnia hieß im Alterthume und noch im Mittelalter eine Landschaft in Illyrien (s. d.) zwischen Istrien und Dalmatien, bis zum Adriatischen Meere, das auf dieser Seite auch das Liburnische Meer genannt wurde, und umfaßte den westlichen Theil des heutigen Kroatiens und den nördlichen Dalmatiens, nebst einer Anzahl der an der Küste liegenden kleinern Inseln. Vgl. Bartling, „De littoribus et insulis maris liburnici" (Gött. 1820).

Libussa, eigentlich Libuscha oder Lubuscha, der nationalen Sage zufolge die Gründerin Prags, war die jüngste Tochter des Krok, der, ein Nachkomme des Feldherrn Samo, als Richter bei den Böhmen in großem Ansehen stand und um 700 starb. Nach seinem Tode unterwarfen sich die Böhmen der Regierung seiner Tochter L., die durch Schönheit, wie durch Klugheit, Reichthum an Kenntnissen und männlichen Charakter sich auszeichnete. Um ihr Ansehen zu befestigen, wählte sie einen böhm. Herrn zu Stadiz, einem Dorfe an der Bila, Namens Przemysl, zu ihrem Gemahl, mit dem sie nun gemeinschaftlich regierte und durch Gesetze, die sehr lange in Geltung blieben, den Zustand des Landes regelte. Sie starb um 738. Die Sage schildert sie als begeisterte Seherin; auch soll sie die Bergwerke des Landes entdeckt haben.

Libÿa war die Tochter des Epaphos und der Memphis und von Poseidon Mutter des Agenor, Belos und Leler. Nach ihr wurde ein Theil Afrikas Libyen (s. d.) genannt.

Libÿen war der früheste Name von Afrika, wie er schon bei Homer erscheint, und man verstand darunter bald in engerer Bedeutung den nördlichsten Streifen, der über Ägypten bis zur Einfahrt des Arabischen Meerbusens reicht, gegen das Atlasgebirge hin sich abspitzt und namentlich wegen der wilden Thiere gefürchtet war, bald in weiterer Bedeutung diesen ganzen Erdtheil, so weit überhaupt die Alten Kunde von ihm hatten, die, wie wir wissen, sich nur auf die Nord- und Westküste und einen Theil des Nillandes erstreckte, während das Innere und der Süden von Herodot das Land der Äthiopier (s. d.) genannt wird. Einer spätern Eintheilung zufolge zerfiel L. in das äußere, welches die Landschaften Cyrenaica und Marmarica umfaßte, und in das innere, südlich und südwestlich von Cyrenaica aus, endlich in Libya Mareotis, zwischen Ägypten und den Syrten.

Libysche Wüste heißt die große sandige und wüste Region, die sich quer durch Afrika zieht und im engern Sinne Sahara (s. d.) genannt wird.

Licentiat ist auf einigen Universitäten eine akademische Würde zwischen dem Magister oder Baccalaureus und dem Doctor. Mit der theologischen Licentiatenwürde ist das Recht verbunden, theologische Vorlesungen zu halten.

Licenzen oder Freibriefe waren ein Nothbehelf bei der Handelssperre, welche Napoleon's Decrete und die Geheimrathsverordnung des brit. Cabinets so weit ausdehnten, daß fast aller Seehandel aufgehört haben würde, wenn nicht beide Mächte einzelne Ausnahmen gestattet hätten. England fing damit an, indem es im Nov. 1808 an Schiffe aller Nationen, mit Ausnahme der franz., auf ein Jahr gültige Licenzen ertheilte, unter der Bedingung, Getreide in England einzuführen; seit 1809 aber unter der Bedingung gab, engl. Fabrik- und Colonialwaaren auszuführen. Hierauf verkaufte auch Frankreich Licenzen, vorzüglich um Marinebedürfnisse zu erhalten. Endlich bewilligte England am 2. Sept. 1810 selbst denjenigen nichtfranz. Schiffen Licenzen, welche schon mit franz. Freibriefen versehen waren, unter der Bedingung, mit einem Drittel ihrer Ladung engl. Waaren auszuführen, wogegen sie ebenso viele franz. Waaren einführen durften. Frankreich ertheilte ebenfalls Licenzen, um franz. Waaren aus- und dagegen Colonialwaaren (auf amerik. Schiffen) einzuführen. Rußland ertheilte seit 1811 Licenzen zum Handel mit England, Schweden seit 1812. Mit dem Sturze des Continentalsystems (s. d.) fielen die Licenzen von selbst weg.

Lichnowsky, eine fürstliche, in Östreich und Preußen begüterte Familie, leitet ihren Ursprung her aus dem Hause Granson in Hochburgund. Sie erhielt 1702 die freiherrliche, 1727 die gräfliche, 1760 nach dem Rechte der Erstgeburt die russ., 1773 durch Friedrich den Großen die preuß., später durch Kaiser Franz I. die östr. Fürstenwürde und 1827 eine Collectivstimme unter der Ritterschaft auf dem schles. Provinziallandtage. Ihre Besitzungen umfassen in Preußen über 18 □M., in Östreich fast 4 □M.; außerdem besitzt sie bedeutende Majorate in Rußland. Ihren Wohnsitz hat sie auf dem Schlosse Grätz bei Troppau im östr. Schlesien. Das gegenwärtige Haupt der Familie ist der Fürst Eduard Maria L., geb. am 19. Sept. 1789, vermählt seit 1813 mit Eleonore Gräfin von Zichy, rühmlichst bekannt als Verfasser der „Geschichte des Hauses Habsburg" (Bd. 1—8, Wien 1836—44). — Sein ältester Sohn, der Prinz Felix L., geb. am 5. Apr. 1814, kam frühzeitig in preuß. Militairdienste, nahm aber 1838 aus diesen seine Entlassung und trat in die Dienste des Prätendenten Don Carlos, der ihn zum Brigadegeneral und zu seinem Generaladjutanten ernannte. Nach der Rückkehr aus Spanien schrieb er seine „Erinnerungen aus den J. 1837—39" (2 Bde., Frankf. 1841—42), die ihn 1841 mit dem Bruder des General Montenegro in ein Duell verwickelten, in welchem er schwer verwundet wurde. Wieder genesen, machte er 1842 eine Reise nach Portugal, über die er in dem Werke „Portugal, Erinnerungen aus dem J. 1842" (Mainz 1843) berichtete. Auf der Rückkehr wurde er in Barcelona als früherer carlistischer Heerführer von dem Volke insultirt und der Wuth desselben nur dadurch entzogen, daß man ihn festnahm. Später von der span. Regierung in Freiheit gesetzt, kehrte er nach Schlesien zurück, wo er nun seinen Aufenthalt nahm.

Licht nennen wir die objective Ursache der Sichtbarkeit der Gegenstände, welche sie dem Auge, sofern dasselbe gesund und im Besitz seiner natürlichen Fähigkeiten ist, wahrnehmbar macht. Man unterscheidet in Bezug auf das Licht selbstleuchtende und dunkle Körper; die erstern haben die Quelle des Lichts in sich selbst, z. B. die Sonne, die Fixsterne, die brennenden Körper; die letztern werden nur dadurch sichtbar, daß sie erleuchtet werden, d. h. von einem andern selbstleuchtenden Körper Licht erhalten. Für die Erde ist die Sonne die wichtigste Lichtquelle. Ferner unterscheidet man unter den dunkeln wieder durchsichtige und undurchsichtige Körper, von denen erstere das auf sie fallende Licht hindurchlassen, letztere nicht. Unter den zahlreichen Eigenschaften des Lichts sind die hauptsächlichsten folgende: 1) die geradlinige Fortpflanzung, welche so lange stattfindet, als das Licht in einem und demselben Stoffe bleibt; 2) die Zurückwerfung oder Reflexion, und 3) die Brechung oder Refraction, welche beide beim Übergange des Lichts aus einem Mittel in ein anderes stattfinden, in welches das zurückgeworfene Licht zwar nicht, das gebrochene nur mit einer Änderung der bisher verfolgten Richtung eindringt. Die Reflexion ist es, welche die dunkeln, aber erleuchteten Körper sichtbar macht. Die Brechung ist die Ursache der verschiedenen

Farben, indem sich das weiße farblose Sonnenlicht bei der Brechung in einen Bündel farbiger Strahlen zerlegt. (S. Farben.) Merkwürdig ist 4) die außerordentliche Geschwindigkeit, mit der sich das Licht bewegt, indem es in einer Secunde 40—42000 M. durchläuft, eine Geschwindigkeit, die unter allen bekannten nur von der des elektrischen Funkens vielleicht übertroffen wird. (S. auch Polarisation des Lichts.) Außer den optischen bringt das Licht auch chemische und physiologische Wirkungen hervor. Auf den erstern beruht die Hervorbringung der Lichtbilder (s. Daguerreotypie); die letztern bestehen in dem sehr bedeutenden Einflusse, den das Licht auf Menschen, Thiere und Pflanzen ausübt, deren Gedeihen und Wachsthum wesentlich durch dasselbe bedingt ist. In Bezug auf die chemischen Wirkungen des Lichts mag hier noch der Curiosität wegen des von Moser in Königsberg angeblich entdeckten unsichtbaren Lichts gedacht werden, das gar keine optischen, sondern nur chemische Wirkungen hervorbringt. Der genannte Gelehrte hat nämlich gefunden, daß auch in der Finsterniß Gegenstände, die auf Silberplatten oder andere Körper gelegt oder denselben sehr nahe gebracht werden, sich auf denselben abbilden, und erklärt diese Erscheinung durch Lichtstrahlen, die von jenen Gegenständen ausgehen, indem er zugleich annimmt, daß alle Körper selbstleuchtende sind, d. h. solche nicht leuchtende Lichtstrahlen aussenden. Indessen wird seine Ansicht keineswegs von allen Physikern getheilt, ja die Mehrzahl derselben dürfte einer ganz andern Erklärung der von ihm beobachteten Erscheinungen den Vorzug geben. Schließlich muß aber noch von den verschiedenen Theorien des Lichts oder von den Versuchen, die Frage nach dem eigentlichen Wesen des Lichts zu beantworten, die Rede sein. Solcher Theorien sind hauptsächlich zwei zu unterscheiden: die Emanations- oder Emissionstheorie und die Undulations- oder Vibrationstheorie. Erstere, welche Newton zum Urheber hat, nimmt an, daß das Licht aus materiellen, wiewol ausnehmend feinen Theilen bestehe, welche von jedem selbstleuchtenden oder erleuchteten Körper ausgehen und in das Auge gelangen. In neuerer Zeit ist diese Theorie von Biot, Herschel und Laplace vervollständigt worden und sie reicht aus, die meisten Erscheinungen des Lichts ziemlich einfach und ungezwungen zu erklären. Die zweite Theorie, zuerst von Huyghens aufgestellt, erklärt die Erscheinungen sowie die Fortpflanzung des Lichts ganz auf ähnliche Art, wie der Schall erklärt wird, nämlich durch die Vibrationen oder Schwingungen einer den Raum erfüllenden sehr dünnen und elastischen Flüssigkeit, die man Äther genannt hat. Die selbstleuchtenden Körper vibriren und setzen dadurch den Äther, der sie umgibt, in Schwingungen; diese treffen die Sehnerven, versetzen auch diese in ähnliche Vibrationen und bewirken so die Empfindung des Sehens. Die Verschiedenheit der Farben wird durch die verschiedene Dauer oder Schnelligkeit der Ätherschwingungen erklärt und zwar entsprechen der violetten Farbe die schnellsten, der rothen die langsamsten Schwingungen; nach Herschel's Berechnung kommen auf eine Secunde beim violetten Licht 727 Billionen, beim rothen 458 Billionen Schwingungen. Diese Theorie ist von Euler vertheidigt, in neuerer Zeit nach längerer Vernachlässigung von Young, Fraunhofer, Fresnel, Ampère und Poisson weiter ausgeführt worden und wird jetzt, ihrer größern Schwierigkeit und Complicirtheit ungeachtet, fast allgemein als die einzig richtige angesehen. — Das Licht in der Malerei bestimmt nach seiner Stärke auch den Schatten und die Farben. (S. Beleuchtung, Schatten und Haltung.) — Abgedämpftes Licht ist dasjenige, welches dunkler ist als das Hauptlicht im Bilde. Dies geschieht dadurch, daß entweder ein Gegenstand dem Auge entfernter oder dem Lichtstrahl in weniger gerader Richtung ausgesetzt ist, wo das Licht nur streift, wodurch Schlagschatten entstehen. — Lichter, in der Mehrzahl, heißen in der Malerei diejenigen Stellen, welche das einfallende Licht in seiner vollen Stärke empfangen. Die Anordnung und Vertheilung der Lichter im Gemälde hängt mit der Perspective zusammen.

Lichtbilder, Photographien oder Daguerreotypien nennt man Abbildungen natürlicher Gegenstände, welche durch die blose Einwirkung der Lichtstrahlen, die von dem abzubildenden Gegenstande herkommen, auf einer Fläche entstehen. Sie beruhen auf dem schon lange bekannten, wahrscheinlich chemischen, verändernden Einflusse des Lichtes auf die Substanz verschiedener Körper. Diese Veränderungen sind zum Theil durch Farbenverschiedenheit sichtbar, zum Theil können sie zwar an sich noch nicht gesehen, aber durch Nachbehandlungen der veränderten Fläche sichtbar gemacht werden.

Lichten heißt in der Schiffsprache überhaupt etwas in die Höhe heben; vorzugsweise bedient man sich aber dieses Ausdrucks dann, wenn man den Anker aus dem Grunde heben will; auch nennt man ein auf eine Sandbank gerathenes oder aus andern Gründen erleichtertes und wieder flott gewordenes Schiff gelichtet, wenn es im Lichterschiffe oder Leichterfahrzeuge (in Ost- und Westpreußen Bordinge genannt) einen Theil seiner Ladung abgegeben hat.

Lichtenberg, ein Fürstenthum von etwas über 10 □M. mit 31000 Einw., auf dem linken Rheinufer an der Nahe und Blies, zwischen dem bair. Rheinkreise und der preuß. Provinz Rheinland gelegen, früher die Herrschaft Baumholder genannt, wurde in Folge des wiener Congresses 1816 von Preußen an den Herzog von Sachsen-Koburg abgetreten, der das Ländchen am 5. März 1819 zu einem Fürstenthum erhob, das er nach der alten pfälz. Burg Lichtenberg benannte. Seit 1821 wurde L. durch einen Landrath repräsentirt; allein die Julirevolution und die Bewegungen in Rheinbaiern veranlaßten auch in L. seit 1831 Unruhen, besonders in der Stadt St.-Wendel, sodaß endlich preuß. Truppen einrücken und die Ordnung herstellen mußten. Dies veranlaßte den Herzog von Sachsen-Koburg, L. durch die Verträge vom 6. und 26. Jun. 1834 mit allen Souverainetätsrechten an Preußen abzutreten. Die Übergabe erfolgte am 15. Aug. 1834; im folgenden Jahre wurde es als landräthlicher Kreis dem Regierungsbezirke Trier einverleibt. Als Entschädigung gewährte Preußen dem Herzoge eine jährliche Rente von 80000 Thlr. (S. Sachsen-Koburg.)

Lichtenberg (Georg Christoph), gleichberühmt als gelehrter Physiker wie als witziger Schriftsteller, wurde am 1. Juli 1742 in Oberramstädt bei Darmstadt geboren. Die Unvorsichtigkeit einer Wärterin war Schuld, daß er einen sehr verwachsenen Körper bekam. Im J. 1763 bezog er die Universität zu Göttingen, wo er sich viel mit Astronomie beschäftigte und 1770 eine Professur erhielt. Bei wiederholten Besuchen in England hatte er sich einer ausgezeichneten Aufnahme zu erfreuen; er brachte einen ausgezeichneten physikalischen Apparat zusammen, der später in den Besitz der Universität überging, und machte mehre wichtige Entdeckungen auf dem Gebiete der Elektricität, wie er auch als öffentlicher Lehrer eingreifend wirkte. Dabei blieb ihm kein anderes Feld geistiger Thätigkeit fremd. Seine scharfen satirischen Angriffe gegen die verschiedensten Zeitrichtungen zogen ihm vielfache literarische Kämpfe zu; so mit Lavater wegen dessen Bekehrungsversuch an Mendelssohn und wegen der Physiognomik; doch fand hier später völlige Versöhnung statt. Einen andern Streit mit Voß über die Aussprache des Griechischen rief L.'s Schrift „Über die Pronunciation der Schöpse des alten Griechenlands" (1782) hervor. Treffliche Aufsätze lieferte L. seit 1778 zum „Göttingischen Almanach", worin auch zuerst Theile seiner „Ausführlichen Erklärung der Hogarth'schen Kupferstiche mit Copien derselben von Riepenhausen" (Lief. 1—4) erschienen. Mit G. Forster gab er „Das Göttingische Magazin der Literatur und Wissenschaft" heraus. In seinen letzten Jahren hypochondrisch und fast menschenscheu, starb er am 24. Febr. 1799. Ein Denkzeichen wurde an L.'s hundertstem Geburtstage feierlich an seinem Geburtshause befestigt. Eine wunderbare Vereinigung seltenen Scharfsinnes und poetischer Anschauungsweise gab seinem Geiste die in der deutschen Literatur seltene humoristische Richtung; sein persönlicher Charakter war durchaus achtbar und liebenswürdig. Seine satirischen und scherzhaften Aufsätze sind gesammelt in L.'s „Vermischte Schriften" (9 Bde., Gött. 1800—5; 6 Bde., 1844—45).

Lichtenstein (Ulrich von), ein mittelhochdeutscher Dichter, aus ritterlichem steiermärk. Geschlecht, geb. 1199 oder 1200, starb 1275 oder 1276. In seinem „Frauendienst", welchen zuerst L. Tieck theils in Bearbeitung, theils in Übersetzung (Stuttg. und Tüb. 1812) bekannt machte, gibt er eine Darstellung seines Lebens von 1211—55, in Strophen, die aus vier Reimpaaren bestehen, abgefaßt, welchen er seine Lieder, seinen Leich (s. d.) und mehre „Büchlein" oder Liebesbriefe eingeflochten hat. Außer diesem besitzen wir noch ein kürzeres, in kurzen Reimpaaren 1257 von ihm verfaßtes Gedicht, von ihm Frauenbuch genannt, das in der Weise eines Gesprächs die unter Männern und Frauen eingerissene Verderbniß der Sitten beklagt, und wie jenes wichtig ist für die Kenntniß des höfischen und ritterlichen Lebens jener Zeit. Beide sind am besten herausgegeben von K. Lachmann, mit

historischen Anmerkungen von Th. von Karajan (Berl. 1841); die lyrischen Gedichte hat auch von der Hagen in seine „Minnesinger" (Bd. 4) aufgenommen.

Lichtenstein (Mart. Heinr. Karl), Geh. Medicinalrath und ordentlicher Professor an der Universität zu Berlin, Director des zoologischen Museums, geb. zu Hamburg am 10. Jan. 1780, studirte in Jena und dann in Helmstedt, wo sein als Sprachkenner und Naturforscher geachteter Vater als Generalsuperintendent starb und wo er 1801 als Doctor der Medicin promovirte. Im Begriffe, zu seiner weitern Ausbildung nach Wien zu gehen, erhielt er den Antrag, den holländ. General Janssen, der zum Gouverneur der Cap-Colonie ernannt war, als Erzieher seines Sohnes und Hausarzt zu begleiten. Gegen Ende des J. 1802 am Cap angelangt, fand er Gelegenheit, die innern Gegenden der Colonie kennen zu lernen. Im J. 1804 beim Ausbruche des Kriegs mit England nahm er die Stelle eines Chirurgien-Major beim Bataillon hottentottischer leichter Infanterie an und 1805 wurde er als Regierungscommissar zu dem wenig bekannten Völkerstamme der Beetjuanen gesandt. Als nach seiner Rückkehr die Colonie von den Engländern erobert wurde, kehrte er mit dem General Janssen nach Europa und gegen Ende des J. 1806 nach Deutschland zurück, wo er nun abwechselnd in Braunschweig, Helmstedt, Göttingen und Jena lebte und seine Sammlungen und handschriftlichen Materialien ordnete. Im J. 1810 begab er sich nach Berlin, begann dort bei der neugestifteten Universität Vorlesungen zu halten und wurde 1811 ordentlicher Professor der Zoologie. Im J. 1813 übernahm er das zoologische Museum, welches unter seiner Leitung eines der größten des Continents geworden ist, in wissenschaftlicher Hinsicht aber auf den ersten Rang Anspruch machen darf. L. verstand die Geldmittel desselben vortheilhaft zu verwenden; er schickte Sammler nach andern Welttheilen, leitete Tauschverbindungen ein, versorgte andere Sammlungen mit den zahlreichen eigenen Doubletten und schaffte mittels dieses mühsamen Verkehrs in kurzer Zeit dem berliner Museum eine große Bedeutung. Als Zoolog wendete er seine Zeit hauptsächlich auf Ornithologie, jedoch lieferte er auch viele Abhandlungen über Thiere anderer Classen. Seine „Reisen im südlichen Afrika" (2 Bde., Berl. 1810—11) sind naturhistorisch wichtig.

Lichterschiffe, s. Lichten.

Lichtmesse, ein ums J. 542 zum Gedächtniß der Darbringung Christi im Tempel und der Reinigung Maria's vielleicht an die Stelle des abgeschafften heidnischen Volksfestes der Lupercalien (s. Februar) eingesetztes Kirchenfest, welches auf den 2. Febr. fällt, hat seinen Namen von den Kerzen, welche an diesem Tage für das ganze Jahr geweiht und mit Anspielung auf die Worte des Simeon: „Ein Licht, zu erleuchten die Heiden", in feierlicher Procession umhergetragen werden. In Rom verrichtet der Papst selbst das Weihamt in der Kapelle des Quirinals. — Tag der Lichte hieß in der alten Kirche auch das Tauffest Christi oder die Epiphania (s. d.).

Lichtscheu (photophobia) nennt man den Zustand der Augen, in welchem diese vom Lichte unangenehm afficirt werden und sich gegen das Eindringen desselben zu schützen suchen. Nur höchst selten ist dieser Zustand eine selbständige Krankheit, sondern meist ein Symptom anderer Augenübel, besonders von Entzündungen, Blutcongestionen nach dem Gehirn, Unterleibskrankheiten u. s. w.; sowie es sich auch bei Hypochondrie und Hysterie zeigt. Am meisten beobachtet man die Lichtscheu bei skrophulöser Augenentzündung, wo sie selbst dann oft in hohem Grade vorhanden ist, wenn die Entzündung nur schwach ist. Auch ist sie nicht zu allen Tageszeiten und im Verhältniß zu allen Arten Licht dieselbe. So zeigt sie sich bei skrophulöser Entzündung des Morgens viel stärker als des Abends bei künstlicher Beleuchtung, bei syphilitischer umgekehrt. Man muß dieses Übel durch Bekämpfung der Grundkrankheit zu heben suchen, da örtliche Mittel meist erfolglos, oft sogar schädlich sind, jedoch ist nicht in jedem Falle Abhaltung des Lichtes vom Auge anzurathen, da nicht selten schon die warmen Sonnenstrahlen den Krampf der das Auge fest verschließenden Augenlider lösen.

Lichtwer (Magnus Gottfr.), ein bekannter deutscher Fabeldichter, geb. in Wurzen am 30. Jan. 1719, studirte in Leipzig und Wittenberg die Rechte und trat dann an letzterm Orte als Privatdocent auf, bis ihn Kränklichkeit nöthigte, die akademische Laufbahn aufzugeben. Er ging hierauf nach Halberstadt, wurde daselbst später preuß. Regierungs-

rath und Mitglied der Landesdeputation und lebte hier bis zu seinem Tode am 7. Juli 1783. Sein Hauptwerk sind die „Vier Bücher Äsopischer Fabeln" (Lpz. 1748), von denen viele noch jetzt zu den bessern Arbeiten in dieser Gattung gehören. Ein unrechtmäßiger, von Ramler vielfach veränderter Abdruck derselben (1761) hatte einen heftigen literarischen Streit zwischen L. und Ramler zur Folge, an dem auch Lessing Theil nahm. L.'s Lehrgedicht in fünf Büchern „Das Recht der Vernunft" (Lpz. 1758), Wolf'sche Philosophie enthaltend, ist unbedeutend. Seine „Schriften" wurden von Pott, L.'s Enkel, und Cramer (Halberst. 1828) herausgegeben.

Licinius ist der Name eines röm. plebejischen Geschlechts, das schon in den ersten Zeiten der Republik sich hervorthat. Ein Cajus Licinius befindet sich unter den ersten Volkstribunen im J. 493 v. Chr.; Publius Licinius Calvus war der erste Plebejer, der, im J. 400, zum Consulartribunat (s. Tribun), Cajus Licinius Calvus der erste Plebejer, der, 368, zur Würde des Magister Equitum gelangte. — Am meisten aber leuchtet in jener Zeit, wegen des Antheils, den er an der endlichen Gleichstellung des plebejischen Standes mit dem patrizischen hatte, der Cajus Licinius Calvus hervor, dem, weil er als sorgsamer Landwirth keine wilden Schossen, stolones, duldete, der Beiname Stolo gegeben wurde. Mit Cajus Sextius im Volkstribunat verbunden, das sie zehn Jahre hintereinander, von 376—367, immer wieder erhielten, setzte er endlich die wichtigen Gesetze durch, die nach ihm Licinische genannt wurden, von denen das eine künftighin nur Consuln als oberste ordentliche Magistrate zu wählen gebot, und die eine Stelle im Consulat den Plebejern zusicherte, das zweite den Besitz am Staatsland auf 500 jugera, sowie die Stückzahl des auf Staatsweiden zu haltenden Viehs beschränkte, das dritte die Schuldenlast der Plebs durch Abschreibung der gezahlten Zinsen vom Capital und Festsetzung von Terminen für Abzahlung des Übrigen milderte, das vierte, schon 368 durchgegangene, die Wahl von Decemviri (s. d.) sacrorum, unter denen Plebejer sein sollten, anordnete. Er bekleidete das Consulat selbst zweimal in den J. 364 und 361; im J. 357 wurde er wegen Übertretung seines eignen Ackergesetzes angeklagt und verurtheilt. — In späterer Zeit sind namentlich die Familien der Crassus (s. d.) und Lucullus (s. d.) aus dem Licinischen Geschlecht, dessen Namen auch der den Lucullern befreundete Dichter Archias (s. d.) erhielt, berühmt geworden; andern Familien desselben gehörten an: Cajus Licinius Macer, der als Volkstribun im J. 73 v. Chr. sich als heftigen Feind der Optimaten zeigte, nach der Verwaltung einer prätorianischen Provinz im J. 66 wegen Erpressungen angeklagt wurde und aus Schmerz über seine Verurtheilung, die Cicero als Prätor aussprach, starb. Er gehörte zu den röm. Geschichtschreibern, welche Annalisten genannt werden. Sein Sohn Cajus Licinius Macer Calvus, geb. 82, Ankläger des Publius Vatinius, den Cicero vertheidigte, ein Freund des Catullus, starb früh, ausgezeichnet als Redner und Dichter; Lucius Licinius Murena, im J. 65 Prätor, wurde im J. 63 angeklagt, weil er sich bei der Bewerbung um das Consulat durch gesetzwidrige Mittel die Stimmen verschafft habe, aber namentlich auf Cicero's Vertheidigungsrede hin freigesprochen, und bekleidete das Consulat im J. 62 mit D. Junius Silanus. — Licinius, röm. Kaiser, aus niederm Stand in Dacien geboren, schwang sich im Kriegsdienst empor, wurde 307 n. Chr. von Galerius zum Augustus erhoben, im J. 323 durch Konstantin den Großen (s. d.) besiegt und 324 getödtet.

Lictoren (lictores) waren bei den Römern öffentliche Diener der höhern, mit Imperium (s. d.) bekleideten Magistrate, denen sie die Fasces (s. d.) vortrugen. Ihre Einführung, nach dem Beispiel der Etrusker, wird dem Romulus zugeschrieben. Beim Ausgehen schritten die Lictoren dem Magistrat in einer Reihe, einer nach dem andern, voran, machten ihm durch das Gedränge Platz, und achteten darauf, daß ihm die gebührende Ehrerbietung erwiesen würde. Auch die Vollziehung der vom Magistrat ausgesprochenen peinlichen Strafe kam ihnen gewöhnlich zu; sie banden dem Verbrecher die Hände, strichen ihn mit Ruthen und enthaupteten ihn mit dem Beile. Gewöhnlich waren sie aus der niedern Volksclasse, oft Freigelassene der Magistrate, denen sie dienten, aber stets freie Leute.

Liebe. So bekannt das Gefühl ist, welches durch dieses Wort bezeichnet wird, so ist es doch wegen der Mannichfaltigkeit der Objecte, auf welche es gehen, der Formen und

Gestalten, die es annehmen, und der verschiedenartigen Gemüthszustände, mit denen es sich verknüpfen kann, nicht ganz leicht, seinen Begriff scharf zu umgrenzen. Das erste Charakteristische für die Liebe ist jedenfalls, daß das Gemüth des Liebenden an einen bestimmten Gegenstand dergestalt gefesselt und gebunden ist, daß der Verlust des letztern schmerzlich empfunden werden würde, also die Anhänglichkeit; und diese kommt beinahe überall vor, wo ein geistiges Leben sich regt, selbst bei den Thieren, und gilt sehr häufig auch unbelebten und unbeseelten Gegenständen. Im Menschen verknüpft sie sich leicht mit der Illusion, in dem geliebten Gegenstande wohne ein eigenes geistiges Leben, welches den Gefühlen des Liebenden entspreche. Die Liebe beseelt auch das Unbelebte und Todte und macht es zum Gegenstande ihrer Sorge, ihrer Unterhaltung, eine Form der Liebe, die sich in der Naturanschauung der Kinder und kindlicher Menschen und in der dichterischen Beseelung der Natur sammt den Gefühlen, die ihr zu Grunde liegen, zu erkennen gibt. Ist der Gegenstand der Liebe selbst beseelt und belebt, so sind es vorzugsweise die Gefühle der Befriedigung in dem geistigen Verkehre, sowie die sympathetischen Gefühle, auf denen Liebe beruht, wiewol auch hier die Phantasie des Liebenden oft ein geistiges Leben in den Geliebten hineindichtet, welches nicht in ihm liegt. Wie vielfach nun die Veranlassungen sind, welche die Menschen aneinander knüpfen, einen dem andern zum Bedürfniß machen und sympathetische Gefühle in ihnen erwecken, so vielfach sind die Quellen der Liebe, und es kann nicht auffallen, daß im Verkehr der Menschen sich der ganze Reichthum eines höher entwickelten geistigen Lebens, die ganze Verschiedenheit der Bildungsgrade, Individualitäten und Charaktere in die allgemeine Form dieses Naturgefühles ergießt. So zeigt sich die Liebe schon innerhalb der Familie sehr verschieden als Ältern-, Kinder-, Geschwister-, Verwandtenliebe; andere Bestimmungen erhält sie, wo sie sich auf die größern Gebiete des Stammes, des Volks, des Vaterlandes ausdehnt; noch andere, wo sie sich in dem engern Kreise der Geschlechtsliebe und Freundschaft concentrirt. Die Geschlechtsliebe namentlich, die den natürlichen Instinct zu ihrer Grundlage hat, aber zur Liebe erst dann wird, wenn sich das Verlangen auf ein bestimmtes Individuum des andern Geschlechts beschränkt und die damit verbundenen Gefühle im Unterschiede von flüchtigen, desultorischen Neigungen (der blosen Verliebtheit) einen Grad von Beharrlichkeit und Dauer gewinnen, ist nicht nur ein reicher Gegenstand dichterischer Schilderungen, sondern auch in der Wirklichkeit in den verschiedenen Formen, die sie annimmt und die bei beiden Geschlechtern verschieden sind, eines der wichtigsten Merkmale für die Gestaltung des ganzen gesellschaftlichen und sittlichen Lebens. (S. Minne, Familie und Ehe.) Auf je engere Kreise sich die Liebe beschränkt, desto intensiver wirkt sie, und so hängt die Geschlechtsliebe entschieden an der Existenz des Individuums, seinem Besitze und Genusse, und dadurch unterscheidet sie sich dem Begriffe nach von der Freundschaft, die auf der Beurtheilung und Achtung der fremden Persönlichkeit beruht und nicht an den ausschließenden Besitz gebunden ist. Es kann Liebe ohne Achtung, und Achtung ohne Liebe geben; in der Freundschaft verknüpft sich beides. Überhaupt ist die Liebe blos als solche nicht frei von der Rückbeziehung der Begierden und Gefühle auf die eigene Person des Liebenden; sie ist eine Verschmelzung des eigenen Ich mit einem fremden, wirklichen oder phantasirten; sie gibt daher das eigene Ich auch nicht auf, sondern sucht es durch den Besitz des fremden zu beglücken. Wo sie daher das eigene Ich vergißt, sich für ein fremdes aufopfert, da ist sie schon mehr als blose Liebe; sie wird Wohlwollen, uneigennützige Hingabe des eigenen Wollens an ein fremdes. Was man gewöhnlich Liebe nennt, ist oft ein wunderbares und geheimnißvolles Gewebe aus diesen verschiedenen Elementen und gerade darum gehört die Liebe zu den stärksten und mächtigsten Triebfedern des Lebens. Wie jedes Gefühl, welches im geistigen Leben tiefe oder weitverbreitete Wurzeln hat, kann die Liebe zur Leidenschaft werden, vorzüglich, wo ihr die Befriedigung durch Besitz und Gegenliebe versagt bleibt, während sie im Gegenfalle, wie z. B. in der Ehe, einem ruhigen und vertraulichen Gemüthszustande Platz macht, der als solcher den poetischen und romantischen Reiz heftiger und rasch wechselnder Gemüthsbewegungen verliert. Die Arten der Liebe, welche keinen in der Erfahrung nachweisbaren Gegenstand haben, wie die Liebe zu Gott, zur Wahrheit, zur Tugend u. s. w., setzen voraus, daß dem Gegenstande des Glaubens, oder den Producten des höhern Denkens eine Realität beigelegt werde, die sie als ein Object der Liebe erscheinen

lasse: daher hier dicht neben den höchsten Erhebungen des Geistes eine reiche Quelle von Täuschungen und Schwärmereien liegt, von welcher auch andere Arten der Liebe nicht frei zu sein pflegen.

Liebenstein, ein Dorf im Herzogthum Sachsen-Meiningen, zwischen Eisenach und Meiningen, in einer romantischen Gegend des Thüringerwaldes, am südlichen Abhange des Inselsberges, 937 F. über dem Meere, besitzt eine Mineralquelle, deren Wasser (7° R.) zu den stärksten erdig-salinischen Eisenwassern gehört, klar und farblos ist und einen angenehmen zusammenziehenden Geschmack hat. Man gebraucht die Quelle besonders zu Bädern bei Schwäche der festen Theile und fehlerhaften Blutmischung und den Krankheiten, welche aus diesen Übeln entstehen. Schon im Anfange des 17. Jahrh. war L. als Curort bekannt und wurde namentlich vom Herzog Kasimir von Sachsen-Koburg sehr bevorzugt, kam aber in späterer Zeit wieder gänzlich in Vergessenheit, bis der Herzog Georg von Sachsen-Meiningen im J. 1800 es als Privateigenthum an sich brachte und durch viele zur Annehmlichkeit und zum Nutzen der Badegäste dienende Einrichtungen sowie durch Erbauung eines eigenen Sommerresidenzschlosses für sich und seine Familie aufs neue den Ruf des Bades hob. Zu den interessantesten Punkten der Umgegend gehören die Ruinen der im Bauernkriege zerstörten Burg Liebenstein, die berühmte Tropfsteinhöhle bei Altenstein, der Inselsberg, Reinhardtsbrunnen, Schnepfenthal, die Wartburg u. s. w. Vgl. Schlegel, „Die Mineralquelle zu L." (Meining., 1827).

Lieber (Franz), Professor der Geschichte und der Staatsökonomie an dem Collegium zu Columbia in Südcarolina, geb. zu Berlin am 18. März 1799, studirte auf der dasigen Universität Medicin, als der Krieg gegen Napoleon 1815 wieder ausbrach. Er sollte als Compagniechirurg eintreten; doch lag dies nicht in seinem Wunsche, vielmehr trat er mit einem seiner Brüder unter die freiwilligen Jäger des Regiments Kolberg. Er focht in den Schlachten von Ligny und Waterloo und wurde am 20. Juni beim Sturm auf Namur schwer verwundet. Nach der Rückkehr nach Berlin im J. 1816 wurde er ein eifriger Schüler Jahn's, während er sich zugleich mit großem Eifer von neuem für die Universität vorbereitete. Im J. 1819 als Demagog verhaftet und nach viermonatlicher Gefangenschaft von der Universität relegirt, ging er nach Jena, wo er promovirte. Im J. 1820 wurde ihm zwar erlaubt, in Halle zu studiren, jedoch mit dem Bescheide, daß er weder in Schule noch Kirche je auf eine Anstellung rechnen dürfe. Obgleich er nun hier sehr zurückgezogen lebte, so dauerten die policeilichen Behelligungen doch fort, was ihn endlich bewog, nach Dresden zu gehen. Im Herbste 1821 reiste er zu Fuße durch die Schweiz nach Marseille, wo er sich als Philhellene nach Griechenland einschiffte. Doch diese Zeit war für die Philhellenen eine sehr unglückliche. Nach mehren Monaten großer Entbehrungen sah er sich genöthigt, nach Italien zurückzukehren, wo er in Rom im Hause des damaligen preuß. Gesandten Niebuhr, dem er sich ohne Hehl entdeckte, die freundlichste Aufnahme fand. Hier schrieb er das „Tagebuch meines Aufenthalts in Griechenland im J. 1822" (Lpz. 1823). Mit Niebuhr reiste er nach Deutschland zurück, wo er aber trotz aller Versicherungen, in den preuß. Staaten ruhig leben zu können, von der Policei verfolgt und 1824 nach Köpenick gebracht wurde, bis ihn Niebuhr's Einfluß wieder in Freiheit setzte. Hierauf gab er unter dem Namen Franz Arnold seine „Wein- und Wonnelieder" (Berl. 1825) heraus. Als er indeß erfuhr, daß ein neuer Arrest ihm drohe, entfloh er im Sept. 1825 nach England und lebte ein Jahr in London, wo er sich durch Unterricht erhielt. Im J. 1827 ging er nach den Vereinigten Staaten und hielt hier in mehren Städten öffentliche Vorlesungen über Gegenstände der Politik und Geschichte; auch gründete er in Boston eine Turnanstalt und eine Schwimmschule. In Verbindung mit einigen andern Gelehrten gab er die „Encyclopedia americana" (13 Bde., Philad. 1829—33) heraus. Endlich im J. 1835 erhielt er seine noch gegenwärtige Anstellung in Columbia. Von seinen übrigen Schriften erwähnen wir noch die „Lettres to a gentleman in Germany, written after a trip from Philadelphia to Niagara" (Philad. 1834); „The stranger in America" (Lond. 1835); „Erinnerungen aus meinem Zusammenleben mit G. N. Niebuhr" (deutsch von Thibaut, Heidelb. 1837); „Essay on subjects of penal law and on uninterrupted solitary confinement at night and labor by day" (Philad. 1838); „Legal and political hermeneu-

tics or principles of interpretation and construction in law and politics" und „Essay on penal law and solitary confinement and political Ethics" (2 Bde.).

Liebeshöfe (Cours d'amour, Corti d'amore), insofern man darunter eigentliche, besonders weibliche Gerichtshöfe mit anerkannter richterlicher und executiver oder auch nur sittenrichterlicher Gewalt verstehen will, hat es nie gegeben. Mit noch größerer Unkritik hat man diese Minnegerichte in der Provence zur Blütezeit der Troubadourspoesie suchen wollen, in welcher doch ein solch öffentliches Preisgeben des Namens der Geliebten für die gröbste Unsitte angesehen worden wäre. Aus den Gedichten der Troubadours läßt sich nur so viel beweisen, daß manchmal Liebende ihre Zwistigkeiten dem Urtheile eines Schiedsrichters, meist eines berühmten Minnesängers, aber mit Berücksichtigung der Heimlichkeit, unterwarfen; daß bei gelegentlichen Vereinen oder Zusammenkünften von Damen, Rittern und Sängern an den Höfen der Fürsten und Dynasten außer mancherlei andern poetischen Unterhaltungen mitunter auch Fragen aus der Erotik vorgelegt und abgehandelt wurden, worunter man aber nichts Anderes als gewöhnliche Gesellschaftsspiele, wie sie dem spitzfindigen und streitsüchtigen Geiste der Zeit angemessen und willkommen waren, verstehen darf, und daß diese höfischen, der Poesie und der Lebenslust gewidmeten Gesellschaften selbst von den Troubadours bisweilen cort genannt wurden. Ebenso irrig hat man die in Nordfrankreich und Flandern üblichen Puys d'amour für Liebeshöfe im obigen Sinne gehalten, während sie in der That anfänglich blos geistliche Brüderschaften, besonders zu Ehren Unser lieben Frau, und später auch literarische Gesellschaften waren, woraus sich die Chambres de rhétorique und die Kammern der Redderykers bildeten. Wol aber wurde in den Gedichten des Mittelalters, besonders seitdem die allegorische Richtung in der Poesie vorherrschend geworden, mit dem Gott Amor, den man als König der Liebe darstellte und als solchem einen Hofhalt oder ein Parlament gab und förmliches Minnegericht halten ließ, und seinem Minnehof allegorisch gespielt; auch wurden in mehren Städten Süd- und Nordfrankreichs solche allegorische Festspiele von einem Prince d'amour oder einer Court amoureuse öffentlich dargestellt; ja es wurde eine Sammlung von Liebesregeln und Aussprüchen über Liebeshändel („Regulae amoris et amoris varia judicia" des Kapellans Andreas aus dem 14. Jahrh.), und endlich sogar ein förmliches Liebesgesetzbuch mit Liebestribunalen (die famösen „Arrêts d'amour et Parlement d'amour" des Martial d'Auvergne aus dem 15. Jahrh.) gemacht, und von Juristen mit ironischer Gelehrsamkeit commentirt. Aber aus alle Dem folgt höchstens, daß die Sitte fortbestand, mehr zum geselligen Vergnügen als mit richterlichem Ernste gewisse vorgelegte Liebesfragen oder Liebesstreitigkeiten in geselligen Kreisen und höfischen Cirkeln, besonders unter dem Vorsitz von Damen, zu verhandeln, welche unter dem Einflusse jener poetischen Allegorien mehr oder weniger den Schein jener eingebildeten Gerichtshöfe und selbst den Namen der Minnehöfe annahmen. Urkundlich läßt sich nur eine Court amoureuse, wahrscheinlich am Hofe König Karl's VI. von Frankreich und seiner Gemahlin Isabella von Baiern abgehalten, nachweisen; aber auch dieser so spät erst vorkommende Liebeshof war offenbar nur ein allegorisches Festspiel. Vgl. Diez, „Beiträge zur Kenntniß der romantischen Poesie" (Heft 1, Berl. 1825), ins Französische übersetzt mit Zusätzen von Ferd. de Roisin (Par. u. Lille 1842).

Liebesmahle oder Agapen hießen in der ersten christlichen Kirche die gemeinschaftlichen Mahlzeiten, die zum Andenken an das letzte Mahl Christi mit seinen Jüngern gehalten wurden und der Feier des heiligen Abendmahls vorangingen. Menschen von allen Ständen speisten dabei zum Zeichen der Gleichheit vor Gott und der brüderlichen Gemeinschaft; man begann und schloß mit Gebet und sang während der Mahlzeit der Reihe nach geistliche Lieder. Indeß wurde schon im 2. Jahrh. wegen mancher Unordnungen die eigentliche Abendmahlsfeier von den Liebesmahlen getrennt und im 4. Jahrh. wurden letztere, die allmälig in gewöhnliche Mahlzeiten ausarteten, durch Synodalbeschlüsse ganz abgeschafft. Die Brüdergemeine hat die Liebesmahle erneuert und hält sie bei feierlichen Gelegenheiten unter Gesang und Gebet mit mäßigem Genusse von Thee und Weizenbrot (Liebesbrot genannt) in ihren Versammlungssälen.

Liebestrank, bei den Griechen Philtron, hieß in den frühesten Zeiten ein aus theils ekelhaften, theils sogar schädlichen Substanzen des Thier- und Pflanzenreichs berei-

tetes Zaubermittel, das nach der Vorstellung der alten Nationen die Kraft hatte, die Liebe
nicht nur überhaupt zu erregen, sondern auch auf einen bestimmten Gegenstand zu lenken.
Das Wahre an der Sache ist, daß man wol den physischen Trieb durch Mittel erregen kann,
welche eine specifische Wirkung haben und deshalb **Aphrodisiaca** genannt werden,
daß aber die Neigung durch physisch wirkende Mittel niemals auf einen bestimmten Gegen-
stand sich wenden läßt.

Liebfrauenmilch, ein vortrefflicher Pfälzerwein, gewöhnlich zu den Rheinweinen
gerechnet, hat den Namen von der Liebfrauenkirche in Worms, um welche herum er wächst.

Liebig (Justus), ordentlicher Professor der Chemie an der Universität zu Gießen,
einer der größten jetzt lebenden Chemiker, ist zu Darmstadt am 8. Mai 1803 geboren. Die
natürliche Vorliebe des Knaben für Naturwissenschaft veranlaßte den Vater, ihn vom
Gymnasium zu Darmstadt 1818 in die Apotheke zu Heppenheim bei Darmstadt zu brin-
gen, wo er aber nur zehn Monate blieb. Hierauf studirte er 1819—22 in Bonn und Er-
langen. Durch ein Reisestipendium unterstützt, setzte er vom Herbst 1822—24, gleichzeitig
mit **Mitscherlich** (s. d.), seine Studien in Paris fort, wo es ihm gelang, Alex. von Hum-
boldt's Aufmerksamkeit durch seine der franz. Akademie vorgelegte Arbeit über Knallsäure
auf sich zu ziehen und durch diese näher mit **Gay-Lussac** (s. d.) in Berührung zu
kommen. Humboldt's Einfluß führte ihn dem Lehrfache zu und trug viel dazu bei, daß er
schon 1824 außerordentlicher und 1826 ordentlicher Professor der Chemie in Gießen
wurde. Hier ist er bis jetzt unausgesetzt thätig gewesen und hat, unterstützt durch die Re-
gierung, wodurch der Bau des ersten Musterlaboratoriums in Deutschland möglich wurde,
diese kleine Universität zum Hauptcentralpunkt des chemischen Studiums gemacht, wo die
jungen Chemiker nicht blos Deutschlands, sondern auch des Nordens und namentlich Eng-
lands sich in Scharen herzudrängen, um unter L.'s Leitung die praktische Weihe zu em-
pfangen. Dadurch hat er den Anstoß gegeben, daß man jetzt überall in Deutschland mehr
für Chemie thut, und die neuen Laboratorien in Göttingen und Leipzig sind ebenso sicher
als mittelbare Schöpfungen seines Einflusses anzusehen, wie das ganze neue Leben, das
seit einer Reihe von Jahren diesen Zweig der Naturwissenschaft durchdringt. Dieser durch-
greifende Einfluß L.'s ist durch die mannichfaltigsten Ehrenbezeigungen anerkannt worden.
Außer den „Annalen der Pharmacie", die alle seine neuern praktischen Arbeiten enthalten,
von denen die meisten auch in die „Annales de chimie et de physique" übergegangen
sind, und dem 1836 mit Poggendorff begonnenen, aber noch nicht zum Schluß des zweiten
Bandes gediehenen „Wörterbuche der Chemie", erwähnen wir hier seine Bearbeitung der
neuen Auflage des chemischen Theils von Geiger's „Handbuch der Pharmacie" (Heidelb.
1839), dessen organisch chemischer Theil auch ins Französische und Englische übersetzt
und als selbständiges Handbuch der organischen Chemie betrachtet werden kann; ferner
seine beiden Schriften „Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur"
(Braunschw. 1840; 7. Aufl., 1845) und „Die organische Chemie in ihrer Anwendung
auf Physiologie und Pathologie" (Braunschw. 1842; 2. Aufl., 1845). L.'s Leistungen
sind in allen Theilen der Chemie bedeutend, doch ist sein Hauptverdienst in der organischen
Chemie zu suchen; er verbesserte die Methode der organischen Analyse, untersuchte die Knall-
säure, fast alle wichtigern organischen Säuren, die Harnsäure und ihre Zersetzungsproducte,
das Schwefelcyan und dessen Zersetzungsproducte, die Oxydationsproducte des Alkohols, mit
Wöhler zusammen das Bittermandelöl und dessen Verbindungen. Diese Arbeiten führten
ihn zu umfassenden theoretischen Ansichten über organische Radicale und die Natur der or-
ganischen Säuren, endlich über die Processe der Gährung und freiwilligen Zersetzung, so-
wie die Metamorphosen in der organischen Natur überhaupt. In der neuesten Zeit endlich
hat sich L. vorzugsweise mit der Anwendung dieser und mannichfacher aus neuen Beobach-
tungen geschöpfter Resultate auf den chemischen Theil der Pflanzen- und Thierphysiologie
und einer totalen Reform der in diesen Disciplinen und den damit zusammenhängenden
angewendeten, der Agricultur und Pathologie, beschäftigt und in den beiden letzten Wer-
ken seine Ansichten hierüber niedergelegt. Die Aufnahme dieser Schriften zeigt, daß sie ih-
ren Hauptzweck, die Nothwendigkeit einer Reform und die Richtung dieser anzudeuten
und zu erneuter lebendiger Thätigkeit in diesen Fächern anzuspornen, nicht verfehlt haben.

L. selbst ist der Ansicht, daß in Folge der hervorgerufenen Discussionen viele einzelne aus seinen Sätzen gezogene Consequenzen Abänderungen erfahren werden. Sein ganzes Wesen mit seiner äußerst einnehmenden Persönlichkeit, seiner feurigen und rücksichtslosen Begeisterung für den als richtig anerkannten Zweck, ja selbst seiner großen Reizbarkeit macht ihn ganz geeignet zu Erfüllung seiner anregenden und treibenden wissenschaftlichen Mission, und wenn auch manches Einzelinteresse dabei nicht berücksichtigt, manche Persönlichkeit empfindlich verletzt, mancher unberechtigte Übergriff in nicht ganz bekannte wissenschaftliche Felder versucht und mancher Irrthum im Einzelnen als Wahrheit hingestellt worden sein mag, so werden doch, neben den unendlichen factischen Bereicherungen der Wissenschaft durch L., die günstigen Wirkungen dieser gewaltigen Anregung jene Nachtheile im Einzelnen weit überdauern und L.'s Namen neben denen der bedeutendsten Chemiker der Nachwelt erhalten.

Liechtenstein, ein souveraines Fürstenthum, der kleinste unter den deutschen Bundesstaaten, wird westlich vom Rhein, östlich von Vorarlberg und südlich von dem Schweizercanton Graubündten begrenzt und ist aus der Herrschaft Vaduz, jetzt Liechtenstein genannt, und der Grafschaft Schellenberg zusammengesetzt. Es umfaßt 2½ □M. mit 6400 E., die sich zur katholischen Kirche bekennen. Die Verwaltung ist in den Händen eines Oberamts, das die Justizpflege in erster Instanz versieht, und an dessen Spitze ein Landvogt steht, der nebst einem Rentmeister und einigen andern Beamten zugleich das Kameral-, Finanz- und Forstwesen besorgt. Für Justizsachen findet von dem Oberamte Berufung auf die fürstliche Hofkanzlei zu Wien statt, woselbst der Fürst für gewöhnlich residirt, und als dritte Instanz ist seit 1816 das Appellations- und Criminalobergericht in Innsbruck bestimmt, weshalb auch die östr. Landesgesetze als geltend für L. erklärt sind. Die Geistlichkeit steht unter dem Bischofe von Chur. Der Fürst hat Theil an der 16. Stimme des Deutschen Bundestags und im Plenum eine eigene Stimme. Das Bundescontingent beträgt 55 M., die zum elften Heerhaufen stoßen. Die Staatsform ist monarchisch mit ständischer Verfassung. Eine Constitution nach dem Muster der in den östr. deutschen Staaten bestehenden landständischen Verfassung erhielt L. durch den Fürsten Johann am 9. Nov. 1818. Die Einkünfte des Fürstenthums betragen 5000 Fl., die der Domainen 17000 Fl. Die Hauptstadt ist Vaduz, jetzt Liechtenstein genannt, unweit des Rhein, mit 700 E. und einem Schlosse auf einem Felsen. Außer diesem souverainen Fürstenthume besitzt das Haus L. an standesherrlichen und Vasallenbesitzungen ein Areal von 104 □M. in Östreich, Mähren, Schlesien, Lausitz, Ungarn und Steiermark mit 600000 E. und 1,480000 Fl. Einkünften. Darunter gehören namentlich die Fürstenthümer Troppau und Jägerndorf. Die Secundogenitur oder das Karl'sche Majorat hat ebenfalls sehr bedeutende Güter mit ungefähr 60000 E. und 300000 Fl. Einkünften. Das Haus L. ist eines der ältesten Geschlechter Östreichs, ausgezeichnet in dessen Geschichte durch Männer von hohem Verdienst. Des Grafen Hartmann's IV. Söhne, Karl und Gundakar, die Beide, jener 1618, dieser 1623, in den Fürstenstand erhoben wurden, stifteten die Karl'sche und die Gundakar'sche Linie. Karl, der zur katholischen Kirche zurücktrat, erhielt vom Kaiser Matthias 1614 das Fürstenthum Troppau und von Ferdinand II. 1623 Jägerndorf. Sein Enkel, Joh. Adam, kaufte 1699 und 1708 von den Grafen von Hohenembs die reichsunmittelbaren Herrschaften Vaduz und Schellenberg. Mit ihm starb 1712 diese Linie aus und das Majorat nebst allen Besitzungen derselben fiel an Gundakar's Enkel, Ant. Florian, der 1713 für sich und 1723 für seine Nachkommen Sitz und Stimme auf dem Reichstage erhielt, nachdem Kaiser Karl VI. Vaduz und Schellenberg unter dem Namen Liechtenstein zu einem unmittelbaren Reichsfürstenthum erhoben hatte. Eine Nebenlinie bildete Phil. Erasmus, geb. 1664, gest. 1704, nebst seinen Nachkommen. Als 1748 der Stamm Ant. Florian's erlosch, erbte dessen Neffe, des Phil. Erasmus Sohn, Jos. Wenceslaw Lorenz, der große Reformator des östr. Artilleriewesens, das Majorat und die Güter des Hauses, welche nach seinem kinderlosen Ableben 1772 an die Söhne seines Bruders Emanuel, Franz Jos. und Karl Borromäus, fielen, welche die beiden noch blühenden Linien stifteten, von denen die ältere das Fürstenthum L. besitzt, nebst dem größten Theile der Güter in Östreich und Schlesien, die jüngere

im Besitze des Karl'schen Majorats ist. Joh. Jos. von der ältern Linie, geb. am 25. Jun. 1760, zeichnete sich in den franz. Kriegen am Rhein und in Italien durch Tapferkeit und Glück aus, schloß 1805 den Frieden zu Presburg und überließ 1806, weil Napoleon ihn aus Wohlwollen ohne sein Wissen zu Paris in den Rheinbund aufgenommen hatte, das Fürstenthum L. seinem noch unmündigen dritten Sohne, Karl Joh. Anton. In der Folge 1814, übernahm er von seinem Sohne das Fürstenthum wieder und trat 1815 dem Deutschen Bunde bei. Er starb zu Wien am 20. Apr. 1836. Sein ältester Sohn und Nachfolger, **Aloys**, geb. am 26. Mai 1796, vermählte sich 1831 mit Franziska de Paula Gräfin von Kinsky, geb. 1813, mit der er neben sieben Töchtern auch einen Sohn, den Prinzen Johann, geb. 1840, zeugte. Im Besitz der Secundogenitur ist der Prinz Karl geb. 1790, kaiserlicher Feldmarschalllieutenant.

Lied ist die einfachste und zugleich mannichfaltigste unter den verschiedenen lyrischen Dichtungsarten und mehr auf die Erregung sanfter und wohlthuender, als heftiger und aufregender Gefühle gerichtet. (S. Lyrik.) Der Gegenstand des Liedes sind daher alle allgemein menschlichen Gefühle, Freude an der Natur, Liebe, Religion, Vaterlandsliebe u. s. w., und es kann entweder heitern oder ernsten Inhalts sein. Zur innern Wahrheit des Liedes gehört, daß es irgend eine bestimmte Nationalität ausspricht, weshalb die sogenannten Volkslieder (s. d.) meist die vorzüglichsten sind; ebenso wesentlich gehören zum Liede einfache Regelmäßigkeit der Form, bei den modernen Völkern der Reim, und sodann Singbarkeit, die durch allgemein faßliche Gesangweisen unterstützt werden muß. Wie die lyrische Poesie, so hat auch das Lied erst in der christlichen Welt seine volle Entwickelung erhalten. Die alte Welt hat von Dichtungen der Art nur Weniges aufzuweisen; desto bedeutender aber war die Entwickelung sowol des geistlichen als besonders des weltlichen Liedes (der Liebes-, Trink- und Kriegslieder) in Deutschland in der Zeit des Minnegesangs im 13. Jahrh. Das 16. und 17. Jahrh. brachten nur geistliche Lieder (s. Kirchenlied) von Werth hervor, da die weltlichen Dichter insgesammt zu gelehrt und künstelnd waren, um auf diesem Gebiete Etwas zu leisten. Neu belebt wurde das weltliche Lied durch Lessing und Bürger, welchen Goethe, Schiller, Uhland, Hebel, Chamisso und W. Müller mit ihren Meisterwerken folgten. Die neuesten Liederdichter entfernen sich zu oft von der erfoderlichen Einfachheit des Inhalts. Größere Bedeutung gewann in neuerer Zeit namentlich das politische Lied durch Th. Körner, E. M. Arndt, Rückert, Schenkendorf, Hoffmann von Fallersleben, Herwegh, Dingelstedt und Freiligrath. Vgl. Marggraff, „Politische Gedichte aus Deutschlands Vorzeit" (Lpz. 1843).

Liederspiel, eine Gattung des Schauspiels mit Gesang, unterscheidet sich von der Operette (s. Oper) dadurch, daß alle darin vorkommenden Gesangstücke entweder aus allgemein bekannten Liedern oder Melodien mit neuen Texten bestehen, oder daß sich der Componist doch wenigstens darauf beschränkt, nur leicht faßliche Melodien in Form des Liedes anzubringen, weshalb hier auch nur eine durchaus einfache Instrumentalbegleitung statt finden darf. Der erste Versuch dieser Art in Deutschland nach dem Muster des franz. Vaudeville (s. d.) war Reichardt's „Liebe und Treue"; doch ungleich berühmter wurde Himmel's „Fanchon, das Leiermädchen". Seitdem wurden ähnliche Arbeiten, fast ausschließend heitern Inhalts, meist nach franz. Mustern in großer Anzahl geliefert und mit vielem Beifall aufgenommen. Einige gelungene Versuche mit sentimentalen Liederspielen machte neuerdings von Holtei (s. d.), dessen „Lenore" darunter das bedeutendste ist.

Liedertafeln oder Liederkränze nennt man die Männergesangvereine neuester Zeit, die durch die Lieder- und Gesangfeste einen auch für das öffentliche und das Volksleben bedeutsamen Charakter gewonnen haben. Der Ursprung dieser Vereine fällt viel früher als man nach dem ersten Anschein anzunehmen geneigt sein mag. Denn sieht man auch ab von jenen Meister- und Minnesängergesellschaften, die im Grunde doch auch Männergesangvereine waren, so bestand doch nachweislich schon um 1673 zu Greiffenberg in Hinterpommern eine Gesellschaft, die nach Einrichtung und Tendenz das unverkennbare Vorbild der heutigen Liedertafeln war. Dieselbe blieb indeß, wie es scheint, ohne weitern allgemeinen Einfluß, und erst mit der Gründung der berliner Liedertafel durch Zelter (s. d.) im J. 1809, sowie durch einen ähnlichen Verein in Zürich durch Nägeli war das

Signal gegeben für das allgemeine, kräftige Erblühen dieses Zweigs musikalischer Kunst, der durch den Aufschwung des deutschen Nationalgefühls seit 1814 bedeutend gefördert wurde. Allenthalben entstanden unter verschiedenen Namen Vereine für den Männergesang und die bedeutendsten Componisten widmeten dem neuen Zweige ihre Kräfte. Namentlich trugen die akademischen Sängervereine, deren Mitglieder von der Universität nach allen Richtungen sich zerstreuen, zur Verbreitung des Männergesangs bei. Sie waren es auch hauptsächlich, die durch Einrichtung einer regelmäßigen Kirchenmusik die Veranlassung gaben, den Männergesang für die höchsten ernstesten Kunstgattungen zugänglich zu machen. Unter den Componisten hat Bernh. Klein (s. d.) vor Allem das Verdienst, einer der Ersten gewesen zu sein, welche Kraft und Begeisterung dem religiösen Männergesang widmeten. Ihm folgten Andere; Psalmen, Hymnen und Motetten entstanden, mit und ohne Instrumentalbegleitung, bis endlich C. Löwe es unternahm, selbst ganze Oratorien für blose Männerstimmen zu schreiben. Man blieb aber bei der gesonderten Wirksamkeit der einzelnen Vereine nicht stehen. Austausch und Wechselwirkung fanden statt. Die Liedertafeln ganzer Kreise vereinigten sich zu größern Aufführungen, an denen das Volk den regsten Antheil nahm, und vor denen die ältern großen in ihrer Herstellung weit schwerfälligern Musikfeste (s. d.) immer mehr in den Hintergrund traten. Indeß haben diese Liederfeste, wie die wuchernde selbständige Ausbildung des Männergesangs überhaupt, auch ihre Gegner gefunden. Zugeben muß man allerdings die Einseitigkeit dieser Ausbildung; auch mag es wahr sein, daß an der übergroßen Anzahl dieser Liederfeste Ostentation und Modesucht keinen geringen Antheil haben. Ebenso gewiß aber ist, daß sie dem vorlauten Hervortreten des persönlichen Elements, wie es im Virtuosenthum zum Übermaß ausgebildet, und selbst den Musikfesten nicht fremd blieb, in sich selbst, wie durch das erregte Interesse entgegenzutreten geeignet sind. Was Eitles und Übertriebenes an ihnen ist, das wird die Zeit abschleifen und zurückweisen. Wenn es aber die Aufgabe der ganzen Kunst ist, bildend und veredelnd die Gesammtheit der Gesellschaft zu durchdringen, so hat die Tonkunst in den Liederfesten sicher eines der zuverlässigsten und unmittelbarsten Mittel zu Lösung dieser hohen Aufgabe gefunden.

Liefland oder Livland, von den Liven, den ursprünglichen Bewohnern und Beherrschern dieses Landes so benannt, war ehemals ein selbständiges Herzogthum, welches jetzt das russ. Gouvernement Livland bildet, während in früherer Zeit auch Esthland (s. d.) und ein Theil von Kurland (s. d.) zum Bereich jenes Herzogthums gehörten. Die Ostsee, Esthland, der Peipus, Pskow, Witebsk und Kurland begrenzen das heutige L. Die Bewohner sind gegenwärtig Livländer, d. h. Deutsche und Russen, als die Herren des Landes, welche sich in den Adel und die Bürgerschaft theilen, und Letten und Esthen oder die auf den Dörfern wohnenden, zwar nicht mehr Leibeigenen, aber doch noch zu schwerem Frohndienst verpflichteten Bauern. Man unterscheidet in L. nach diesen beiden fortwährend in Streit lebenden Völkerschaften ein eigentliches Lett- und ein Esthland, wovon jenes den südlichen und westlichen, dieses den nördlichen und östlichen Theil L.s ausmacht. Die Esthen sind finnischen Stammes (s. Finnen); die Letten, mit den Lithauern und Kuren eins, gehören dem slaw. Stamme an, von dem sie sich freilich auch im Laufe der Zeit in Sitten und Sprache um ein Beträchtliches entfremdet haben. Auch ein kleiner Rest der Liven, der Urbewohner des Landes, wohnt hier und ist ebenfalls finnischen Stammes. Die herrschende Religion ist die protestantische; außerdem zählt auch die reformirte, katholische und griech. Kirche einige Bekenner. L. ist 965 □M. groß und hat gegen 783000 E. Es leben also auf der □Meile nur wenig mehr als 800 E., sodaß L. zu den sehr dünn bevölkerten Ländern Europas gehört. Das Gouvernement ist gegenwärtig in fünf Kreise getheilt, nämlich in Riga, Wenden, Dorpat, Pernau und die Insel Osel mit der Stadt Arensburg, und zählt elf Städte, nämlich die Hauptstadt Riga (s. d.) mit dem Hafen und der Festung Dünamünde, Schlock, Wenden, Wolmar, Lemsal, Fellin, Walk, Werro, Pernau, Dorpat (s. d.) und Arensburg. L. ist reich an schönen Ruinen, die aus der Zeit der livländ. Schwertritter stammen. Besonders zeichnet sich an solchen alten Baudenkmalen die Gegend von Wenden aus, die von den Deutschen im Lande die livländ. Schweiz genannt wird. Berühmt sind hier Wenden, Nurmis, das Aathal mit der Gutmannshöhle, und die drei Rit-

tersitze Kremon, Segewold und Treiden mit ihren herrlichen Ruinen und neuen Prachtbauten. Auch die am Dünastrom gelegenen Güter Ascheraden und Kokenhusen, der Fessensee mit seinen malerischen Umgebungen, Schloß Hochrosen, Karkus und Heiligensee mitten im Lande, und die Strandgegenden bei Neubad, Pernigel und Sophienruhe sind durch ihre herrliche Lage berühmt. Der höchste Punkt des Landes ist der etwa 1100 F. hohe Muna Mäggi, d. h. Eierberg, südlich von Werro, und der ausgedehnteste See nach dem Peipus, der nur die Grenze berührt, ist der Wirzjerw, den der Embachfluß durchströmt.

L. wurde dem übrigen Europa erst durch bremer Kaufleute bekannt, die 1158 auf ihrer Fahrt nach Wisby auf Gothland an die livländ. Küste verschlagen wurden. Dreißig Jahre später war schon der Augustinermönch Meinhard zur Bekehrung der dasigen Bewohner thätig. Bischof Albrecht baute um 1200 die später so bedeutende Stadt Riga, gründete 1201 den Orden der livländ. Schwertritter, der sich später mit dem Deutschen Orden verband und, nach kurzer Occupation des Landes von Seiten Dänemarks, ganz L., Kurland, Semgallen und Esthland unterwarf. Die Kämpfe mit Iwan Wassiljewitsch II. brachen die Macht des Ordens, der 1561 nur noch Kurland nebst Semgallen als Lehen der poln. Krone behielt, während Esthland schwed. und L. poln. Schutzprovinz wurden. Nach dem Tode des letzten Heermeisters des Deutschen Ordens, Gotthard Kettler, der schon als weltlicher Herzog regiert hatte, wurde L. wechselsweise von Rußland, Polen und Schweden beansprucht. Im J. 1660 verband der Friede zu Oliva L. mit Esthland als schwed. Provinz und 1721 im Frieden zu Nystadt kamen beide Länder zu gleicher Zeit an das russ. Reich, welches später auch Kurland und Semgallen, die dritte der Ostseeprovinzen, mit sich zu vereinigen wußte. Vgl. de Bray, „Essai sur l'histoire de la L." (3 Bde., Dorp. 1817); Merkel, „Die freien Letten und Esthen" (Riga 1820) und Bienenstamm, „Geographischer Abriß von Esthland, L. und Kurland" (Riga 1826) und die Specialkarte von L. (6 Blatt, Petersb. 1839).

Liegnitz, die Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks in der preuß. Provinz Schlesien, am Zusammenflusse des Schwarzwassers und der Katzbach, freundlich zwischen Gärten und Promenaden gelegen, hat 12000 E., ein königliches Schloß, in welchem der Sitz der Regierung ist, eine katholische Kirche mit der Gruft der letzten piastischen Herzoge von Liegnitz und Brieg, zwei evangelische Kirchen, eine 1708 vom Kaiser Joseph I. gestiftete Ritterakademie, die mit Vorbehalt der adeligen Freistellen 1810 zu einer Gymnasialbildungsanstalt für die höhern Stände überhaupt erweitert wurde, ein Gymnasium, eine Gewerbeschule, ein Taubstummeninstitut und ein neues Theater. Die Nahrungszweige der Bewohner sind Verfertigung von Töpferwaaren, lebhafte Tuchfabrikation und besonders der beträchtliche Gemüsebau in den Gärten der Vorstädte, Kräutereien genannt, deren Producte sehr weit verfahren werden und einen jährlichen Gewinn von 100000 Thlr. abgeben. L. war früher, seit 1164, Residenz der Herzoge des vormaligen unmittelbaren, etwa 3 □M. mit 100000 E. umfassenden Fürstenthums Liegnitz, die mit George Wilhelm, dem letzten schles. Herzoge aus dem Piastenstamme, 1675 ausstarben, worauf Östreich, ungeachtet der Erbansprüche Brandenburgs, das Fürstenthum in Besitz nahm. Unweit L. bei dem Dorfe Pfaffendorf besiegte am 15. Aug. 1760 Friedrich der Große den General Loudon, bei dem Dorfe Lindenbusch 1634 Arnheim mit seinen Sachsen die Kaiserlichen unter Kolloredo, und das gleichfalls in der Nähe gelegene Wahlstatt (s. d.) ist sogar durch zwei Schlachten merkwürdig. Zur Fürstin von L. wurde 1824 die Gräfin Auguste von Harrach (s. d.) erhoben, als sich der König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., mit ihr in morganatischer Ehe verband.

Liestal oder Liestall, der Hauptort des schweiz. Cantons Basel-Landschaft (s. Basel), an der Ergolz, ist der Sitz des Landraths, der Regierung und des Obergerichts des Cantons und hat über 2000 E., die zum Theil durch Fabrikthätigkeit sich nähren.

Lievens (Jan), ein ausgezeichneter holländ. Maler und Kupferstecher, geb. zu Leyden 1607, war der Schüler Georg van Schooten's und Peter Lastmann's. Schon in seinem 18. Jahre hatte er sich einen bedeutenden Ruf als Bildnißmaler erworben. Im J. 1630 ging er nach England, wo er die Bildnisse Karl's I. und der Königin und vieler Großen malte, kehrte aber 1641 nach Holland zurück. Zu Brüssel und Antwerpen sind mehre Kirchenbi

der von ihm, und auf dem Stadthause zu Leyden eines seiner besten Werke, nämlich die Enthaltsamkeit des Scipio. Seine Handzeichnungen stehen in hohem Werthe und ebenso seine Kupferstiche, die zum Theil geätzt, zum Theil mit der kalten Nadel vollendet sind, nach Art der Rembrandt'schen Blätter. Sein Blatt, die Auferweckung des Lazarus, wird höher geschätzt als das von Rembrandt über denselben Gegenstand. Die Anzahl seiner Kupferstiche beträgt etwa 60. Sein Todesjahr ist ungewiß.

Liewen, eine alte freiherrliche, in Liefland und Kurland begüterte Familie, wurde in der einen Linie in Schweden in den Grafen-, in der andern in Rußland 1826 in den Fürstenstand erhoben. — Joh. Heinr. Graf von L., geb. 1670, gest. 1719, war der beständige Begleiter König Karl's XII. von Schweden auf allen seinen Kriegszügen. — Charlotte Karlowna Fürstin von L., geb. von Bosse, die Witwe des russ. Generalmajors Andreas Romanowitsch von L., wurde als die Erzieherin der Kinder Kaiser Paul's I. 1794 Ehrendame der Kaiserin und 1799 Gräfin, bei der Thronbesteigung Kaiser Alexander's Oberhofmeisterin und bei der Krönung des Kaisers Nikolaus in den Fürstenstand erhoben. Sie starb 1828. — Karl Andreiewitsch Fürst von L., geb. um 1765, war in russ. Militairdiensten zum Generalmajor aufgestiegen, als er 1817 als Curator an die Spitze der Universität zu Dorpat trat. Er wurde 1826 Staatsrath, 1827 General der Infanterie und 1828 wirklicher Geh. Rath und Minister der Volksaufklärung. Im J. 1833 mußte er seine Ministerstelle an Uwarow abtreten und wurde nun zum kaiserlichen Palastmarschall befördert. — Christoph Andreiewitsch Fürst von L., russ. Generallieutenant, früher Gesandter in Berlin und von 1813—34 in London, auf welchem Posten er sich bei den Verhandlungen über die Pacification Griechenlands und über die Trennung Belgiens sehr thätig bewies, starb zu Rom 1839. — Des Letztern Gemahlin, Dorothea Fürstin von L., geb. von Benkendorf, seit 1828 Ehrendame der Kaiserin, gehört zu den politischen Celebritäten, indem sie wie früher in Berlin und in London, so auch in Paris, wo sie nach ihres Gemahls Tode ihren Aufenthalt nahm, in ihren Salons die interessanten Notabilitäten versammelt.

Liga, s. Ligue.

Ligarius (Quintus), ein röm. Senator und Anhänger des Pompejus (s. d.), hielt sich seit 51 v. Chr. als Legat in Afrika auf, und wurde hier von den bedrängten Pompejanern, die sich dahin flüchteten, zum Oberhaupt ihrer Partei erwählt. Obgleich er dies entschieden ablehnte, wurde er dennoch durch den Sohn des von Rom aus nach Afrika zur Verwaltung der Provinz abgeschickten L. Älius Tubero (s. d.) der Widersetzlichkeit gegen Cäsar öffentlich angeklagt, von Cicero aber in der Rede „Pro Ligario", welche schon die Alten zu den schönsten zählten, im Beisein des Cäsar selbst 47 v. Chr. siegreich vertheidigt. Völlig freigesprochen und begnadigt, nahm er doch später an der Verschwörung gegen Cäsar Theil und fand bei dem Umsturze der Republik seinen Untergang.

Ligatur oder Bindung heißt die Verbindung zweier Noten von gleicher Tonhöhe zur Bezeichnung eines Zeitwerthes, dessen Darstellung durch Eine Note entweder an sich unmöglich (z. B. 5 Achtel) ist, oder es dadurch wird, daß er in zwei verschiedene rhythmische Glieder, z. B. auf das letzte Viertel des einen und das erste des nächsten Taktes fällt. Im sogenannten strengen Satz spielt die Ligatur bei der Vorbereitung der Dissonanzen und den Vorhalten eine Hauptrolle. (S. Gebunden.) Bisweilen nennt man auch Ligatur das dichte Aneinanderschließen mehrer Noten ungleicher Höhe, die man aber richtiger geschleifte Noten nennt.

Ligne, ein altes Geschlecht in Belgien, das seinen Stammsitz in Hennegau hat. Herbrand, ein Nachkomme der souverainen Grafen von Elsaß, kam gegen 1090 nach Hennegau, heirathete Hermingarde, die Schwester Dietrich's von Leuze, und nahm nach den Zeichen seines Wappens den Namen Ligne an. — Anton von L., der große Teufel genannt, erhielt 1513 durch ein Patent König Heinrich's VIII. von England und ein Diplom des nachmaligen Kaisers Karl's V. die Würde eines Fürsten von Mortagne. — Später ernannte der Kaiser dessen Sohn, Jakob von L., Fürsten von Mortagne, zum Grafen. — Durch eine Bulle vom 20. März 1601 wurde vom Kaiser Rudolf II. der Graf Lamoral von L., Fürst von Epinoy, Souverain von Fagnolles, zum Fürsten des röm. Reichs für

sich und seine Nachkommen beiderlei Geschlechts erhoben. — Die Vermählung des Florenz von L. mit Luise von Lothringen im J. 1608 brachte das Fürstenthum Amblise und andere beträchtliche Besitzthümer des lothring. Hauses an die Familie. — Gegenwärtig zerfällt das Geschlecht noch in die drei Seitenzweige Arenberg (s. d.), Chimay und Barbaçon. — Karl Jos., Fürst von L., östr. Feldmarschall, bekannt als geistreicher Schriftsteller und Weltmann, wurde am 23. Mai 1735 zu Brüssel geboren. Schon sein Vater und Großvater waren Feldmarschälle in östr. Diensten. Auch er trat 1752 in ein östr. Dragonerregiment, stieg 1756 zum Hauptmann und zeichnete sich im Siebenjährigen Kriege vielfach aus. Nach der Schlacht bei Hochkirch wurde er Oberst. Kaiser Joseph II., als er die Regierung antrat, ernannte ihn zum Generalmajor, und 1771 zum Generallieutenant. Im bair. Erbfolgekriege führte er unter Loudon die Avantgarde. Nach dem Frieden erweiterte er seine Bildung durch literarische Studien, bereiste Italien, die Schweiz und Frankreich und machte an den Höfen durch sein geistreiches und liebenswürdiges Wesen Glück und Aufsehen. Auf mehren diplomatischen Sendungen nach Petersburg gewann er auch die Gunst der Kaiserin Katharina II. und wurde von derselben mit dem Titel eines russ. Feldmarschalls und einem Landgute in der Krim beschenkt. Der Kaiser Joseph verlieh ihm 1788 die Würde eines Großmeisters der Artillerie und schickte ihn an den Fürsten Potemkin, dem er in der Belagerung von Otschakow beistand. Im folgenden Jahre führte er ein östr. Armeecorps unter Loudon und befehligte mit Ruhm die Artillerie in der Belagerung von Belgrad. Der Tod des Kaisers Joseph setzte seiner militairischen Laufbahn für immer ein Ziel. Obgleich er den Aufstand der Niederländer öffentlich misbilligte, blieb er doch dem Kaiser Leopold verdächtig, zumal da sein ältester Sohn auf der Seite der Patrioten stand. Nachdem er diesen Sohn am 14. Sept. 1792 in dem Feldzuge der Verbündeten in der Champagne verloren, wurde er auch bei der Eroberung Belgiens durch die Franzosen aller seiner Güter beraubt. Die lange Zeit, die er nun ohne alle öffentliche Thätigkeit zubrachte, widmete er fortan mit Eifer literarischen Beschäftigungen. Im J. 1807 ernannte ihn der Kaiser Franz I. zum Hauptmann der Gardetrabanten und 1808 zum Feldmarschall, ohne ihm jedoch ein Commando zu übertragen. Als Bonaparte 1803 die Sequestration der zahlreichen Güter des Hauses L. aufhob, übertrug der Fürst seine Rechte an seinen Sohn Ludwig Lamoral, gest. am 10. Mai 1813. Von Seiten des Deutschen Reichs erhielt er als Entschädigung die Abtei Edelstetten, die er 1804 an den Fürsten Esterhazy verkaufte. Zur Zeit des Congresses in Wien im J. 1814 hielt sich der Fürst daselbst auf. „Le congrès danse, il ne marche pas" bemerkte er hier über die endlosen Bälle und Feste; auch fügte er hinzu: „Wenn alle Vergnügungen erschöpft sind, werde ich das Leichenbegängniß eines Feldmarschalls zum Besten geben". Er hielt Wort; denn er starb am 13. Dec. 1814. Bis zu seinem Ende blieb er nach Sitte, Gesinnung und Denkweise der Typus eines Franzosen der alten Zeit. Im Umgange war er geistreich, witzig, geschwätzig und äußerst gutmüthig; auch seine zahlreichen Schriften, die für die Zeitgeschichte gar nicht unwichtig sind, tragen denselben Charakter. Unter dem Titel „Mélanges militaires, littéraires et sentimentaires" (34 Bde., Wien und Dresd. 1795—1811) gab er eine Sammlung seiner Schriften heraus, an welche sich die „Oeuvres posthumes" (6 Bde., Wien und Dresd. 1817) anschließen. Außerdem erschien von ihm „Vie du prince Eugène de Savoie" (Weim. 1809), welche Schrift er scherzweise dem Prinzen Eugen selbst zuschrieb; ferner „Lettres" (2 Bde., Weim. 1812) und „Philosophie du catholicisme, avec une préface par Ph. Marheineke" (Berl. 1816). Die Frau von Stael gab des Fürsten „Lettres et pensées" (2 Bde., Par. 1809), Maltebrun „Oeuvres choisies" (2 Bde., Par. 1809) heraus. — Der gegenwärtige Fürst, Eugen Lamoral von L., Fürst von Amblise und Epinoy, geb. am 28. Jan. 1804, ist der Enkel des Vorigen und seit 1836 in dritter Ehe mit der Prinzessin Hedwig Lubomirski vermählt. Bei der Trennung Belgiens von Holland gedachte ihn eine Partei auf den belg. Thron zu setzen. Er wohnte 1838 als belg. Gesandter der Krönung der Königin Victoria von Großbritannien bei und ging später als bevollmächtigter Minister des Königs Leopold nach dem Haag.

Verzeichniß

der im achten Bande enthaltenen Artikel.

K.

terſ
bau
ſten
mit
dur
hoh
dem

ihre
Jal
wol
grü
Ord
Kui
bra
der
Mac
als
den
Dro
Rei







